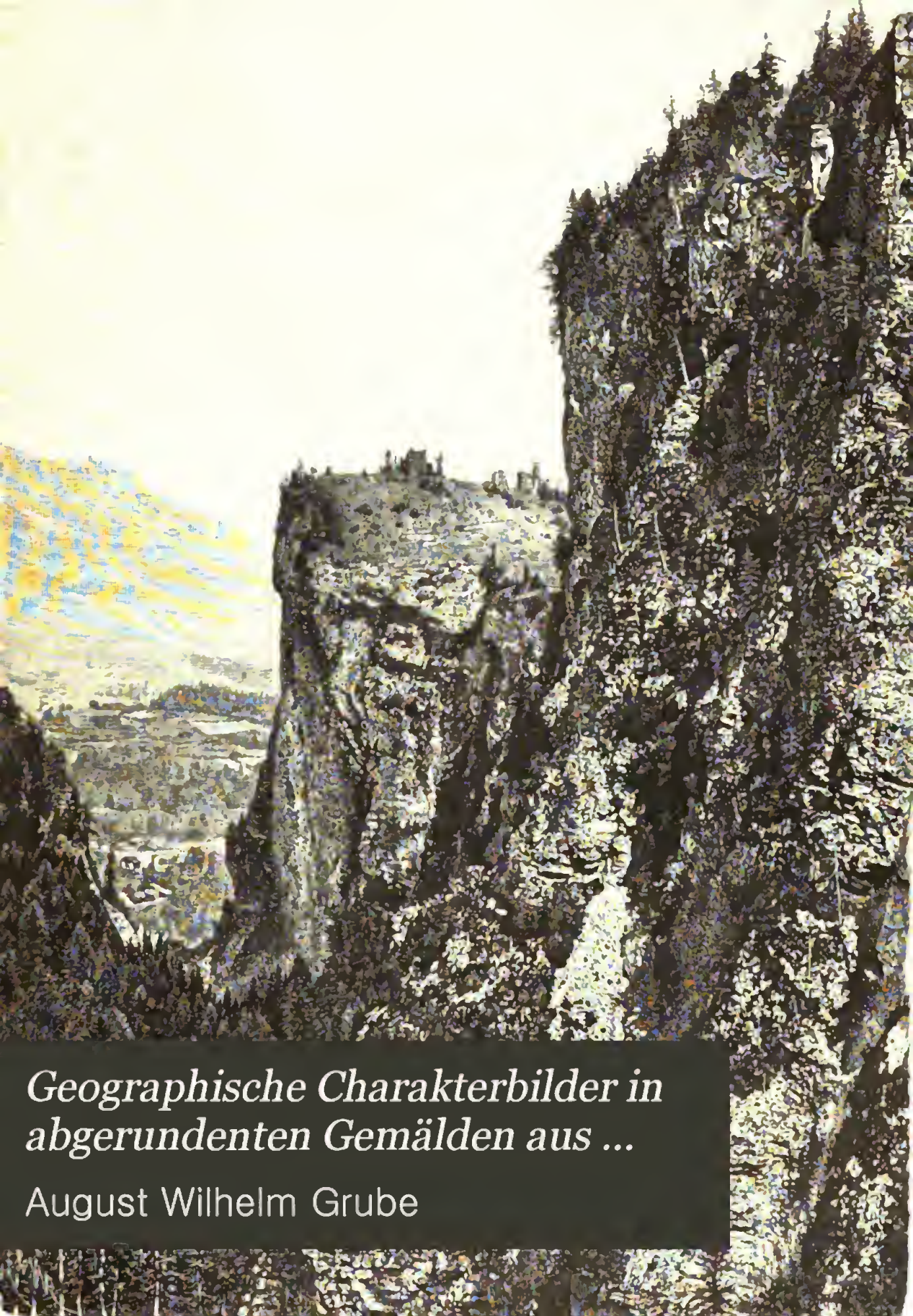


# *Geographische Charakterbilder in abgerundenten Gemälden aus ...*

August Wilhelm Grube

Digitized by Google

M. E. Griffith
New-York.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

# GEOGRAPHISCHE CHARAKTERBILDER

VON

A.W.GRUBE.

# Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

# Länder- und Völkerkunde.

---

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Litteratur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet und herausgegeben

von

**A. W. Grube.**

---

Erster Teil.

Sechzehnte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 1 Stahlstich und 10 Holzschnitten.

---

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1881.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
498921
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1912 L

Dem Andenken

# Dr. J. G. Kohls

(† 27. Okt. 1878)

des bewährten Meisters geographischer Forschung

und Schilderung,

in

Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
498921
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1912 L

Dem Andenken

# Dr. J. G. Kohls

(† 27. Okt. 1878)

des bewährten Meisters geographischer Forschung

und Schilderung,

in

Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

# Vorwort zur ersten Auflage.

Wie der eigentliche Wert und die Bedeutung der als Wissenschaft wiedergeborenen Geographie darin besteht, daß sie die Erde *als ein Organ des Menschenlebens* kennen lehrt, das die menschliche Wirksamkeit ebenso bedingt, wie es von dieser bedingt wird: so besteht der eigentliche geistige Gewinn, den unsere Schüler aus dem geographischen Unterrichte ziehen sollen, darin, daß sie einen Blick bekommen für die *Wechselwirkung des Erd- und Menschenlebens* und in dieser Anschauung ihr eigenes Weltbewußtsein entwickeln. Dieses Ziel kann aber nur dann erreicht werden, wenn wir die Fundamente des geographischen Lehrganges so anlegen, daß sie alle auf ihre gemeinsame Spitze, die *Kulturgeographie*, die Richtung bekommen, daß die einzelnen Teile des geographischen Lehrstoffes hierin ihren Mittelpunkt, ihre vereinende und belebende Seele finden. Dies ist nun freilich leicht gesagt, doch schwer zu machen. Die Volksschule und das Jugendalter bis zum 14. Jahre überhaupt bewegt sich auf der psychologischen Stufe der Anschauung, und da ist es unmöglich, die Gesetze der Wechselbeziehung zwischen Natur und Mensch in wissenschaftlicher Allgemeinheit als solche — etwa wie sie Kohl in seinem Buche „Über den Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen" zusammengestellt hat — zum Bewußtsein zu bringen, so gründlich auch zuvor die mathematische, physikalische und was man politische Geographie nennt, die Hilfswissenschaften der Geschichte, Naturkunde u. s. w. absolviert sein mögen. Wir werden so lange vergebens darnach ringen, jene oberste Spitze des geographischen Lehrgebäudes zu erreichen, als es an geographischen Charakterbildern fehlt, welche das *Menschenleben* mit seiner Sitte, Geselligkeit, Religion, Staatsverfassung *im Reflex des Grund und Bodens, worauf es erwachsen, des Klimas, worin es sich bewegt, der Tier- und Pflanzenwelt, die es umgiebt*, vor die Anschauung stellen, und auf konkretem Wege das geographische Gesetz zur Darstellung bringen. Diese „Charakterbilder" müssen einerseits ganz individuelle, für sich abgerundete Einzelbilder sein, und andererseits in einem inneren Zusammenhange zu dem Lehrgange stehen, indem sie die *geographischen Haupterſistenzen* zum Vorwurf nehmen, typisch in dem Besondern das Allgemeine darstellen, also *Gattungsbilder* sind. Die menschliche Kultur in der Polar- wie in der tropischen Zone, in ihrem Embryo bei dem Australneger wie auf ihrem Gipfel europäischer Civilisation, in der nordamerikanischen Ansiedelung und in der englischen Weltstadt u. s. w. prägnant und lebendig zu schildern, das ist ihr Zweck, und sie unterscheiden sich dadurch von den bloßen „Landschaftsbildern",*) die schon in früheren Kursen (bei der sogenannten physikalischen Geographie) herangezogen werden können, daß sie auf jedes Landschaftsbild den Menschen stellen, der im Vordergrund stehend den Hintergrund erklärt und verständlich macht und zugleich von demselben die Beleuchtung und das Relief empfängt. Eben darum aber, weil sie den Menschen und die Natur in ihrer Einheit auffassen, muß Naturkunde und Naturlehre, welche überwiegend auf das Physische den Ton legen und als Elemente der physikalischen Geographie behandelt werden müssen, sowie die Geschichte, welche die Kulturstufen der Menschheit im Nacheinander der Zeit anschaulich macht und überwiegend auf das Ethische den Ton legt, vorhergegangen sein — sie bil-

*) Nur einige wenige sind — zur bessern Beleuchtung ihrer Umgebung — davon mitgeteilt.

den die einzelnen Momente, welche die Kulturgeographie als der letzte Kurs in eins zusammenfaßt. Darum haben die Kulturbilder auch eine tüchtige Vaterlandskunde zur Voraussetzung, und die Zeit wird hoffentlich nicht mehr fern sein, wo ein vaterländisches Lesebuch in keiner Volksschule fehlen wird.

Da meine „Charakterbilder" einen gründlichen geographischen Unterricht fordern und methodisch gewandte Lehrer voraussetzen, so brauche ich wohl kaum bemerklich zu machen, daß nicht mit den komplizierten Kulturverhältnissen Europas der Anfang gemacht werden darf, sondern mit den einfachsten einer Polarscene, einer Wüstennatur, einer Steppe, wo das Wechselverhältnis zwischen Boden, Pflanze, Tier und Mensch leicht in die Augen springt. Wenn ich Verwandtes zusammenstellend doch im allgemeinen den Rahmen der Erdteile beibehalten habe, so mag man das entschuldigen, da diese Anordnung das Aufsuchen des jedesmal Notwendigen nicht eben erschweren wird. Indem ich viel entschiedener die ästhetische Rücksicht verfolgt habe, als es bisher in ähnlichen Werken geschehen, so habe ich auch überall ein in sich vollendetes abgeschlossenes Gemälde — nicht bloße Excerpte — aufgestellt. Dabei habe ich aber so viel als möglich die lebendige Schilderung des Reisenden unverändert gelassen, da jede Darstellung um so eingreifender wirkt, als sie von der lebendigen Persönlichkeit getragen wird. Daß ich überall bedeutende Persönlichkeiten herangezogen, solche, die mit wahrhaft historisch-geographischem Sinne geschrieben, und daß ich nur klassische Darstellungen ausgewählt habe, das hielt ich für eine der Hauptrücksichten, die ich bei Entwurf der Arbeit nehmen mußte. Daß ich auch aus der fremden Litteratur Wertvolles benutzt habe, namentlich aus der englischen und französischen, die an charakteristischen gelungenen Reiseskizzen sehr reich sind, wird man gewiß billigen. Wo mir die Übersetzung nicht genügte, habe ich mit besonderer Rücksicht auf die ästhetische Abrundung von neuem übersetzt, zugesetzt, weggelassen, anders gruppiert, wie es der Zweck des Buches erheischte. Je weniger dabei meine Arbeit auffällt, desto lieber soll mir es sein.

Man wird vielleicht schon nach zwei Decennien wunderbar finden, wie es „einst" möglich war, daß vierzehnjährige Schüler wohl die Namen russischer Flüsse und Provinzen aufzuzählen wußten, aber von der russischen Kirche und dem griechischen Kultus kein Wort gehört hatten, und wie der geographische Unterricht wohl die Namen sämtlicher Residenzstädte auf dem weiten Erdenrund dem Gedächtnis einprägte, aber das Wesen und die Bedeutung auch nicht einer zur Anschauung brachte. Es ist indes hohe Zeit, daß die Errungenschaften, welche die Wissenschaft durch den Genius Karl Ritters gewonnen, auch den niedern Schulkreisen zu gute kommen. Dies wird mit Erfolg aber erst dann geschehen, wenn wir, über die abstrakte Scheidung des geographischen Lehrstoffes in topische, physikalische und politische Geographie hinausgehend, die lebendige Einheit der Kulturgeographie zu gewinnen trachten.

In der Hoffnung, mit dieser Arbeit einen nicht unwichtigen Beitrag zu der Methodik des weltkundlichen Unterrichts geliefert zu haben, und im Bewußtsein von der Schwierigkeit einer Aufgabe, die auf einem noch wenig betretenen Felde gelöst werden mußte, empfehle ich meine „Charakterbilder" den Freunden der Geographie zur gütigen Aufnahme, wie den sachverständigen Methodikern zur nachsichtsvollen Beurteilung.

Hard bei Bregenz, im Januar 1850.

**A. W. Grube.**

# Vorwort zur 15. und 16. Auflage.

Nicht wenige der Abschnitte dieser neuen Auflagen haben Verbesserungen, Ergänzungen und ganz neue Aufsätze erhalten. Mit sorgfältiger Schonung des bewährten Alten mußte das Bestreben Hand in Hand gehen, der schnellen Entwickelung menschlichen Kulturlebens und geographischer Forschung zu folgen.

Auf bloße Neuigkeiten und pikante geographische Notizen habe ich's nicht abgesehen, sondern auf möglichst klare, anschauliche, gehaltreiche Bilder geographischer Wesenheiten, die namentlich der reiferen Jugend eine bildende Lektüre gewähren, aber auch für die Erwachsenen lehrreich sind. Ich bin nach Kräften bemüht gewesen, dem zu großer Verbreitung gelangten Werke das bisher ihm gespendete Lob zu erhalten, „daß ein frischer Lebensodem das Ganze durchweht". Auch hat die Verlagshandlung durch Beigabe einer Reihe sauber ausgeführter Holzschnitte der vorliegenden 16. Auflage neuen Schmuck verliehen. Möge das Werk auch fernerhin zur Ergänzung der geographischen Lehrbücher und zur Belebung des geographischen Unterrichts das Seine beitragen.

Bregenz, im Herbst 1880.

A. W. Grube.

(NB. Da ich verhindert war, die letzte Korrektur selbst zu lesen, so haben sich leider einige Druckfehler eingeschlichen, die der werte Leser als solche leicht erkennen und zu berichtigen imstande sein wird und welche deshalb einer speziellen Angabe nicht bedürfen werden.)

den die einzelnen Momente
eins zusammenfaßt. [illegible]
landskunde zur [illegible]
sein, wo ein vater[illegible]
Da meine
dern und mei[illegible]
merklich zu
der Aufar[illegible]
einer [illegible]
Tier[illegible]
stell[illegible]
m[illegible]
..

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

[illegible] . . . . . V

## Erster Abschnitt.

[illegible] . . . . . 1
[illegible] und Wexiö. . . . . —
[illegible] und der Mälarsee (Mit Abbildung) . . . . 7
[illegible] Norwegen . . . . . 10
Der Sognefjord . . . . . —
[illegible] und Wasserfälle . . . . . 12
Die Birds . . . . . 14
[illegible] und Kornernte in Norwegen . . . . . 15
[illegible], die letzte Stadt im europäischen Norden . . . . . 16
Der Lappe und das Renntier . . . . . 20
[illegible] . . . . . 35
Die Schönheiten des Polarwinters . . . . . 42
Die Samojeden . . . . . 45
Die Ostjaken von Obdorsk . . . . . 52

## Zweiter Abschnitt.

1. Petersburg . . . . . 57
   Ein Blick auf die Stadt und ihre Bewohner . . . . . —
   Der Petersburger Winter . . . . . 71
   Die Newa . . . . . 76
2. Charakter der Russen . . . . . 83
3. Der griechische Kultus . . . . . 94
   Russische Gotteshäuser . . . . . —
   Die griechische Messe . . . . . 100
4. Ein Besuch in Moskau (Mit Abbildung) . . . . . 104
5. Die Pontische Steppe . . . . . 112
   Oberfläche und Gestaltung . . . . . —
   Umriß eines Limans . . . . . 117
   Das Klima . . . . . 118
   Vegetation . . . . . 124
   Tierleben und Hirtenleben . . . . . 128

## Dritter Abſchnitt.


Seite

1. Bilder aus Ungarn . . . . . 142
   Die Pußta . . . . . —
   Die Csarda . . . . . 144
   Herden und Hirten . . . . . 145
   Eigentümlichkeiten des Magyaren . . . . . 147
2. Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen . . . . . 151
   Land und Volk . . . . . —
3. Polniſche Dörfer . . . . . 156
4. Ruthenische Walddörfer . . . . . 169
5. Aus Dalmatien . . . . . 172
6. Böhmiſches Land und Volk . . . . . 174


## Vierter Abſchnitt.


1. Höhenbilder und Profile aus dem Alpengebirge . . . . . 184
   Die drei Naturgebiete der Schweiz . . . . . —
   Phyſiognomie der Alpen . . . . . 186
   Das rhätiſche Alpengebirge (Lage, Aufbau und vergleichende Überſicht) . . . . . 189
   Das Thal Engadin in Graubündten (Titelſtahlſtich) . . 191
2. Der Kanton Appenzell und die Appenzeller Landesgemeinde . . . 203
3. Sitten und Sagen im Kanton Glarus . . . . . 212
4. Der Genferſee . . . . . 215
5. Eine epochemachende Bergfahrt . . . . . 221
6. Der Vierwaldſtätter-See und das Grütli . . . . . 229
7. Der St. Gotthard-Tunnel . . . . . 237
8. Über den Splügen nach Chiavenna (Mit Abbildung) . . . . 248
   (Charakteriſtik eines Gebirgspaſſes) . . . . . —
   Chiavenna . . . . . 252


## Fünfter Abſchnitt.

(Charakterbilder von der germaniſchen Tiefebene.)


1. Auf der Schelde zum Rhein . . . . . 257
2. Neue holländiſche Errungenſchaften . . . . . 268
3. Vergleich der Niederlande am Rhein und an der Schelde mit denen an der Weſer und Elbe . . . . . 271
4. Der Holländer . . . . . 278
5. Bremerhaven, Bremen und die Bremer . . . . . 281
6. Hamburg . . . . . 284


## Sechſter Abſchnitt.


1. Von Gravesend bis London . . . . . 289
2. Engliſche Bauten . . . . . 291

| | | Seite |
|---|---|---|
| | Die Brücken in London | 291 |
| | Die Docks | 292 |
| | Häuser- und Straßenbau | 294 |
| | Die unterirdische Eisenbahn | 300 |
| | Die Stationen des Londoner Bahnnetzes | 304 |
| 3. | Die englischen Parks und Villen | 306 |
| 4. | London (Mit Abbildung) | 309 |
| | Ein Gang durch die Straßen von London | — |
| | Wohnungen in London | 312 |
| | Ein Wochentag in London | 314 |
| | Der Sonntag | 323 |
| | Eine Londoner Schneiderwerkstätte | 324 |
| | Zeit ist Geld | 327 |
| 5. | Greenwich | 329 |
| 6. | Ausflug nach Edinburgh (Mit Abbildung) | 331 |
| | Pferderennen | 335 |
| 7.a. | Manchester und seine Baumwollenspinnerei | 337 |
| 7.b. | Ein Abend des Sonnabends in Manchester | 346 |
| 8. | Die schwarzen Diamanten Englands | 353 |
| 9. | Die Volkscharaktere | 360 |
| 10. | Eigentümlichkeiten des englischen Volks | 364 |
| 11. | Engländer und Franzosen in ihrer Häuslichkeit | 367 |
| 12. | Die Engländer als Handelsvolk | 373 |


## Siebenter Abschnitt.


| | | |
|---|---|---|
| 1. | Frankreich | 377 |
| 2. | Bilder aus Paris (Mit Abbildung) | 382 |
| | Zur Physiognomie der Pariser Straßen | — |
| | Die Boulevards und ihre Zeitungskiosks | 385 |
| | Volksbelustigungen in den elysäischen Feldern | 387 |
| | Paris und die Blague | 389 |
| 3. | Marseille (Charakterbild einer Handelsstadt) | 393 |
| | Die Bastiden | 401 |
| | Das Leben in Marseille | 404 |
| 4. | Griechisches Leben in Südfrankreich | 408 |
| 5. | Das Thal der Rhone | 418 |
| 6. | Blicke auf und von Lyon (Mit Abbildung) | 419 |
| 7. | Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt | 422 |


## Achter Abschnitt.


| | | |
|---|---|---|
| 1. | Physiognomie des heutigen Rom | 432 |
| 2. | Die römische Campagna | 435 |
| 3. | Der römische Karneval | 438 |
| 4. | Die Charwoche in Rom | 446 |

## Neunter Abſchnitt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. | Die alten Hellenen und die Neugriechen | 455 |
| 2. | Athen | 466 |
| | Die Ankunft | — |
| | Die Stadt | 468 |
| | Die Akropolis (Burg) | 469 |


## Zehnter Abſchnitt.


| | | |
|---|---|---|
| 1. | Spanien und die Spanier | 471 |
| | Reiſe an die ſpaniſche Grenze im Jahre 1820 | — |
| 2. | Spaniſches Land und Volk | 483 |
| | Das Land | — |
| | Die Volkscharaktere | 486 |
| 3. | Die Einwohner von Madrid (Mit Abbildung) | 491 |
| | Eigentümlichkeiten Madrids und die Madrider | 493 |
| | Bemerkungen aus den Reiſeſkizzen von Meta Wellmer | 496 |
| | Umgeſtaltungen Madrids ſeit 1850 | 501 |
| 4. | Das Wohnhaus des Spaniers | 503 |
| 5. | Ein Stück Afrika in Europa | 507 |
| | Die Palmengärten von Elche | — |


## Elfter Abſchnitt.


| | | |
|---|---|---|
| 1. | Die Inſel Teneriffa und der Pik de Teyde | 512 |
| 2. | Das tropiſche Meer und die neue Welt | 521 |
| | Erſte Fahrt des Columbus über den atlantiſchen Ozean | — |
| 3. | Der Golfſtrom | 535 |
| 4. | Der Maraunon und ſeine Ufer | 539 |
| 5. | Erſchließung des Innern von Südamerika durch Dampfer und Eiſenbahnen | 546 |
| 6. | Der Landbau und die Landſchaft in der heißen Zone | 551 |
| 7. | Plantagen und Neger im tropiſchen Amerika | 553 |
| | Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Cuba | — |
| 8. | Die charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten des Negers | 558 |
| 9. | Mexico | 564 |
| | Land und Leute | — |
| | Das Leben in Mexico | 570 |
| | Die Kirchen in Mexico | 578 |
| | Die Indianer in Mexico | 580 |
| | Die Kreolen | 588 |
| 10. | Peru | 593 |
| | Lima und ſeine Bewohner | — |
| | Das Klima | 605 |
| | Stiergefechte | 608 |

Seite

Andes von Catamarka
. . . . . 617
. . . . . 631
. . . . . 634

## Abſchnitt.

den Vereinigten Staaten.)
. . . . . 643
Prairieen . . . . . —
. . . . . 647
und ihre Fruchtbarkeit . . . . . 651
. . . . . 655
der Entdeckung des Goldes in Californien . . . . —
in den letzten Monaten des Jahres 1849 . . . 657
Der Telegraph von New-York nach San Francisco . . . . 663
San Francisco in der Gegenwart (Mit Abbildung) . . . 664
Das Palaſt-Hotel in San Francisco . . . . . 667
Der Hafen von San Francisco . . . . . 669
Cincinnati. St. Louis. Chicago . . . . . 670
Cincinnati . . . . . —
Miſſiſſippifahrt von Cairo nach St. Louis . . . . . 677
St. Louis . . . . . 679
Chicago, die junge Nebenbuhlerin von St. Louis . . . . . 684
4. Flußdampfer und Panzerſchiffe . . . . . 689
Miſſiſſippidampfer . . . . . —
Hudſondampfer . . . . . 691
Panzerſchiffe. (Eine Scene aus dem Bürgerkriege) . . . . —
5. Die Union-Pacific-Eiſenbahn . . . . . 694
Das fahrende Hotel der amerikaniſchen Weſtbahn . . . . . 698
6. New-York (Mit Abbildung) . . . . . 700
Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner . . . . 708
Soziale Stellung des Negers in den Vereinigten Staaten . . 709
7. Deutſches Weſen . . . . . 711
8. Phyſiſche Kontraſte zwiſchen der alten und neuen Welt . . . . 714
9. Über das Klima in Nordamerika . . . . . 719
Die trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten . . . . . 723
10. Das Ausſterben der eingeborenen Raſſe der Rothäute . . . . . 726

# Erſter Abſchnitt.

1. Bilder aus Schweden. Småland und Wexiö. (Zur Charakteriſtik der Granitlandſchaften Schwedens.) Stockholm und der Mälarſee. — 2. Bilder aus Norwegen. Der Sognefjord. Flüſſe und Waſſerfälle. Die Gårds. Heu- und Kornernte. — 3. Hammerfeſt, die letzte Stadt im europäiſchen Norden. — 4. Der Lappe und das Renntier. — 5. Spitzbergen. — 6. Die Schönheit des Polarwinters. — 7. Die Samojeden. — 8. Die Oſtjaken von Obdorsk.

## 1. Bilder aus Schweden.

### Småland und Wexiö. *)

(Zur Charakteriſtik der Granitlandſchaften Schwedens.)

Als wir am frühen Morgen von Lund ausfuhren, ſtanden die prachtvollſten Gewitter am Himmel; die Sonne brach hier und da durch und beleuchtete das ſchöne Hügelland Schonens, das indeſſen bald einer ganz neuen Formation, der echt ſchwediſchen, Platz macht, die nun den Reiſenden begleitet, wohin er auch meilenweit ſeinen Fuß ſetzen mag.

Dieſe eigentlich ſchwediſche Natur iſt etwas ſo vollkommen Neues und Eigentümliches, daß der Fremde anfangs wie vor einem Rätſel ſteht; erſt allmählich verſteht er die einzelnen Erſcheinungen, indem er vergleicht und kombiniert, und dann empfängt er ungefähr folgenden Geſamteindruck:

Schweden iſt in keiner Weiſe ein Gebirgs-, ſondern ein weites Felsland. Vorherrſchend eben, oft in Hügelſchwellungen übergehend, hier und da von langen einförmigen Rücken durchzogen, macht es den Eindruck eines aus dem Meere aufgetauchten Landes und als ſolches den Eindruck eines durchaus jungen Landes. Wie die Meeresſtröme den Grund des Meeres verändern, bald Tiefen auswühlend, bald Bänke aufwerfend; wie auf dem Grunde die Steinblöcke verſtreut liegen, welche durch Eismaſſen transportiert und nach deren Schmelzen in die Tiefe geſunken ſind; die langen Aufſchüttungen von Kies und Gerölle — der abgewaſchene Felsgrund frei von jeder

*) Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderſtudien von L. Paſſarge. (Leipzig, Fr. Brandſtetter.)

11. Eine Winterreiſe über die Cordilleras de los Andes von C…rde, wenn
…das Land
nach Cobija . . . . . …und, wie Finn=
12. Der Gaucho und die Pampas . . . . . …choße aufgeſtiegen
13. Vergleichende Anſicht der Steppen . . . . . …e als eine neue be=
…n urſprünglichen Cha=

## Zwölfter Abſchn…

…In ungeheurer Ausdeh=
(Charakterbilder aus den …ſtein auf und trotzt den
…Während anderswo die Felſen
1. Die erſten Anſiedelungen . . …in jene weiche Maſſe, aus
In den weſtlichen Prair… …die Granit=, die Gneis=, die
Boardinghäuſer . . …welchem der bloße Gedanke er=
Die Savannen und …Menſchen, den eine wenig gütige Natur
2. Aus Californien . …um ſein Daſein zu ringen.
Geſchichte der …ich ein unermeßliches Felſen=, Pflanzen=
Californi… …emiſch, das die Schweden einen skog nen=
Der … …die ganze Erdoberfläche bedecken, ſind wie=
…Mantel gehüllt. Moos und Gräſer, Farn=
…Pflanzengeſtrüpp, Preißel= und Blaubeeren, Porſt
…die Felswüſte wie mit einem einzigen Teppich.
…der Baumwald, ſelten aus Eichen, Buchen und
…geduldet, meiſt ein Gemiſch von Fichten, Kiefern, Er=
…Drei Elemente, zu unterſt das ſtarrende Fels=
…hüllt in den Pflanzenteppich, welcher pelzartig das=
…und dann der Baumwald: dieſe drei im Verein bilden
…ſchwediſchen skog, den Feind aller Kultur, den Sitz aller Unholde.
…biſt du in einen ſolchen Skog, ſo haſt du in wenig Minuten Pfad und
…Richtung verloren. Hier und da leitet dich wohl ein von dem weidenden
…Vieh getretener Gang, immer aber in die Irre; du brichſt durch den Pflanzen=
…pelz, welcher die Untiefen überzieht, du zerreißeſt deine Kleider, deine Haut
…an Geſtrüpp und Felskanten und verzichteſt auf jedes weitere Vordringen.

Bevor ich nach Schweden kam, hatte ich das Wort skog vielfach in Volksliedern und andern Gedichten gefunden, daneben das Wort lund. Beide bedeuten Wald, nach dem Lexikon. Woher aber dieſe doppelte Bezeichnung für denſelben Gegenſtand? — Nun wurde mir mit einemmale der Unterſchied klar. Skog iſt der ſchwediſche Urwald, jenes Gemiſch von Fels und Baumwald, Lund aber der reine Baumwald, der aus fruchtbarem Erdreich ſprießende, in deſſen Schatten es ſich wandeln läßt. Daher wohnt der ſchwediſche Troll und die Waldfrau (skogsfra) niemals in einem lund, ſondern in dem unheimlichen skog. Wollen die Schweden einen heitern, ſchattigen, beſeligenden Aufenthalt malen, ſo ſprechen ſie von einem lund; dagegen lautet der Kehrreim in einem Gedichte von Geijer:

De tar så mörkt långt langt bort i skogen.
Es iſt ſo dunkel weit weit tief im Walde.

einem andern von Malmström:

Da suckardet sa tungt uti skogen.
Da seufzt' es so schwer in dem Walde.

ist gleichsam das Kleid des schwedischen Landes, das ursprüng-
hone. Er überzieht das Land von der Hügelebene Schonens ab
Einöden Lappmarkens, in welchen die Mitternachtsonne leuchtet.
ist die Ausnahme, gleichsam das Zufällige. Als solche Aus-
das Sumpf- und Torfland, die Seeen und das Kulturland
Auf den Sümpfen, die meist nur verlandete, vertorfte Seeen
dasselbe Pflanzenwerk wie auf ähnlichen Stellen in Deutsch-
gräser, Wachholder, verkrüppelte Kiefern. Sie dienen dem
als Weide (gräsgång) und würden von jedem Tiere in
schland verschmäht werden. In Schweden werden sie sogar häufig aus-
gerodet, geebnet und als Wiesen benutzt.

Die Zahl der Seeen ist so groß, daß sie nur noch von der des finnischen Landes übertroffen wird; sie nehmen mehr als den achten Teil des ganzen Areals von Schweden ein. In Södermanland, wo dieses Verhältnis noch auffallender ist, hat man das Sprichwort: Als Gott einst Wasser und Land geschieden, habe er Södermanland vergessen. Der Fremde möchte diesen Ausspruch auf das ganze weite Reich ausdehnen, das von der Höhe des Himmels aus gesehen den Eindruck einer Mondkarte machen müßte. Die Karten verzeichnen natürlich nur größere Seeen. Bei einer Fahrt durch Schweden wird die Erscheinung dieser Wasserbecken, die uns anfangs überrascht, allmählich so gewöhnlich, daß wir sie ebenso wenig zählen als die Bäume in einem Forste. Immer liegen sie inmitten des meilenlangen Waldes, von Felshöhen umgeben, nicht von Gebirgen; immer den blauen Himmel wiederspiegelnd und den prächtigen Laubkranz; immer still und heimlich, verlassen und einsam wie ein totes Meer. An den Rändern wächst stets Rohr und Schilf, weiter beginnen die Mummeln (die Neckrosen, näckrosor) und zwischen den Pflanzen ragen in allen möglichen Größen dunkle Felsblöcke über die Wasserfläche wie ungeheure, ruhig aus dem Wasser schauende Frösche. Selten erblicken wir an einem solchen See ein Haus, das seine roten Wände in den Spiegel malt, niemals ein Segel, das die blaue Flut belebt. Nur hier und da steht ein zerbrechlicher Kahn an dem Gestade, mit welchem die Leute von drüben das frisch gemähte Gras holen, um es in der Nähe ihres Hofes auszustreuen und zu trocknen. An solchen Seeen ist es lautlos still und einsam. Zuweilen schaukelt sich eine Möwe über der Flut, ein Specht hackt an der Rinde eines Baumes, ein Eichhörnchen springt von Zweig zu Zweig, vielleicht zieht auch ein Habicht vorüber und nötigt die trägen Wildenten zu schwerfälligem Fluge. Ich habe daselbst vergebens auf den Gesang der Vögel, das heitere Spiel der schreienden Schwalben gewartet, die Natur ist hier immer schweigsam, selbst das geschwätzige Murmeln der Quellen fehlt oder verklingt ungehört in der unermeßlichen Waldwüste.

deckenden Hülle: gerade so, wie der Meeresgrund [illegible] r ist nun der Mensch
die darüber befindliche Wasserflut sich verliese [illegible] r sich da angesiedelt,
Schweden. Ursprünglich vom Meere bedeckt, i[illegible] d, kein skog war:
land und die meisten Länder Europas — a[illegible] nds. Aber er hat
und zwar in einer Zeit, welche in geolo[illegible] und als Pionier
zeichnet werden muß. Denn noch hat das [illegible] urländern von so
rakter als Seeboden in keiner Weise über [illegible] nem solchen skog
nung, in unglaublichen Massen tritt hie[illegible] urch seine Arbeit ihm
zerstörenden Einflüssen des nordischen [illegible] edlern in den einsamen
zerbröckelt und in Ackerkrume verwa[illegible] n von diesem Centrum nach
welcher die Kultur keimt, starren [illegible] nd, ihn rodend und der Kul-
Porphyrblöcke an und bilden ein [illegible]
lahmt, wie viel mehr die Hand [illegible] hierbei nicht an amerikanische
nötigt, mit dem unerbittlichen [illegible] nur, die Vegetation, den Baumwald

Soweit dein Auge blickt, [illegible] Begräumen der Bäume ein Leichtes —
und Baumchaos, jenes seltsa[illegible] sie; auch die dichte Pflanzendecke,
nen; denn die Felsbrocken, [illegible], wird durch Feuer unschwer ent-
der meist in einen doppel[illegible] Spaten die Pflanzendecke ab, läßt die
kräuter und allerlei klein[illegible] und zündet sie an. So verzehrt das
und Wachholder bede[illegible] Pflanzenwerk und läßt es in Asche zer-
Darüber aber erhebt s[illegible] hängt. Dieses Verfahren heißt svedja,
anderen Laubbäumen [illegible] gekommen, dann erst beginnt die schwerste
len und Birken. [illegible] wald auszuroden. Hier genügt nicht mehr
getrümmer, ge[illegible] durch Pulver sind erforderlich und
selbe überzieht, [illegible] endlich das Getrümmer entfernt, der Bo-
den schwedischen [illegible] geschaffen worden ist, in welche die Saat
Gehst du in e[illegible] es den Ansiedler verdrossen, den durch Feuer
Richtung ve[illegible]; er läßt die Steinblöcke mitten im Erd-
Vieh getrete[illegible] Saat oder setzt die Kartoffel dazwischen; oder er
pelz, wel[illegible] Stümpfe und Stubben der Bäume, die nun halb
an Gest[illegible] frisch grünenden Getreide stehen und den sonder-
B[illegible] Die ausgerodeten Felsbrocken aber häuft er sorg-
Volk[illegible] (stendige) auf und umgiebt damit seine Acker-
bed[illegible] gegen den Einbruch des Wildes oder der weiden-
fü[illegible] benutzt er auch die angebrannten Baumstämme zu
[illegible] und stellt zuweilen sogar den Holzzaun auf den
[illegible] doppelt sicheren Schutzes zu erfreuen. So wohnt
[illegible] in seiner Kathe auf freiem selbstgeschaffenem Boden,
[illegible] Knecht; ein beneidenswertes Los, so lange die
[illegible] währt und die Zufriedenheit des Gemüts.

[illegible] Småland, eine der unfruchtbarsten und ärmsten des süd-
[illegible] trägt fast ganz diesen beschriebenen Charakter zur Schau.
[illegible] Waldwüste, ist sie durch Ansiedler hier und da kultiviert
[illegible] ihren Namen erhalten. Småland bedeutet nämlich kleines

Digitized by Google

eine Landstückchen, jene Kulturstellen, welche wie Schönpfläſterchen unterbrechen. Ihr Wert ſchien im Mittelalter ſo gering, daß ſich zu dem es immer gehört hat, noch das angrenzende Däne- Blekingen) viel darum kümmern mochten. Es bildete von Freiſtaat armer Bewohner, unzugänglich und un- der Abgeſchiedenheit, andererſeits wenig beneidet von den Be- andern fruchtbaren Provinzen, bis die veränderte politiſche ſie in den Kreis des ſchwediſchen Staatslebens zog. In dieſer Wüſte, in welcher die Linnaea borealis in üppiger Fülle gedeiht, er- blickte im Jahre 1707 das Licht der Welt ein Kind, der einſtige König im Reich der Pflanzen, der große Karl Linné. Die Eiſenbahn läßt ſeinen Geburtsort Stenbrohult nicht weit zur Rechten, ein paar Meilen ſüdlich von Wexiö.

Eine Fahrt vom Südende Schwedens bis zum Wetterſee, in das Herz des weiten Reiches, zeigt uns den durchgehenden Charakter in ſeinen Haupt- erſcheinungen. Erſt das Schonen'ſche Hügel- und Fruchtland, dann der un- ermeßliche skog, zuletzt eine Art Gebirgsbildung, mit Wald und Seeen, die ſüdliche Barre vor dem Wetterſee, welche die Eiſenbahn zu überſteigen und zu durchſchneiden hat. Doch kommen ſchon im nördlichen Teile von Scho- nen ſolche echt ſchwediſche Bergzüge vor, die ſich etwa hundert Meter über das mittlere Niveau des Hügellandes erheben und aus ſtarrem Granit be- ſtehen. Sie werden Aser (Einzahl ås) „Dachrücken“ genannt, woraus die deutſchen Bücher über Schweden ein unverſtändliches „Öſer“ gemacht haben. Wer den Dachfirſt der ſchwediſchen Häuſer geſehen, die mit Raſen bedeckt ſind und mit äußerſt geringer Neigung zu beiden Seiten abfallen, wird den Vergleich nicht unrichtig finden. Solche åser ziehen ſich vom Kattegat aus quer durch Schonen nach Südoſten hin, unter verſchiedenen Namen: Soder- åſen, Linderåſen, Stenhuſond ꝛc. Der großartigſte iſt aber jener 200 m aufſteigende, „Kullen“ genannte Höhenzug, welcher nördlich von Helſingborg wie ein ungeheurer Rieſenfinger ſich ins Meer erſtreckt und auf ſeiner Spitze einen Leuchtturm trägt.

Außer dieſen Granitrücken, die ſich immer langgeſtreckt, tafelartig hin- ziehen, treffen wir noch eine andere mehr rätſelhafte Erſcheinung, gleichfalls lange Rücken, welche aber durch die Gewalt der Fluten gebildet ſind und aus geſchichteten Gerölllagen beſtehen. Wahrſcheinlich ſind ſie zu einer Zeit entſtanden, als Schweden noch vom Meer überflutet war. Jetzt ziehen auf ihrem Rücken Verkehrsſtraßen dahin. Ein ſolcher Wall befindet ſich zwiſchen Stenbrohult und Elmhult und wird der „Rieſenrücken“ genannt.

Alle dieſe Dach- und Rieſenrücken, das ganze ungeheuerliche Gemiſch des skogs hatte die Eiſenbahn zu überwinden. Wer je auf dem Kamme des Rieſengebirgs, namentlich auf den mit Granitblöcken bedeckten Spitzen, den Reifträgern, Sturmhauben ꝛc. geweſen, kann ſich eine ungefähre Vor- ſtellung von dieſer Felsnatur machen, wenn er ſich das Groteſk-Wilde um das Dreifache vermehrt denkt und dazu die ganze Gebirgswüſte mit dichteſtem

Walde bedeckt. Hier waren breite Granitrücken zu durchbrechen, vor allem aber das unendliche — ich möchte sagen — Felsgestrüpp zu entfernen. Hier war ein Fluß zu überbrücken, dort ein Damm aufzuschütten, bald durch ein Thal, bald durch einen der Seeen. Wo sollte man aber die ausgerodeten Steinblöcke hinschütten oder gar nützlich verwenden? Wo die Erde hernehmen zu den Schüttungen, da Schweden zwar das an Steinen reichste, aber an Erde ärmste Land Europas ist? Die aus der Bahnlinie gerodeten und gesprengten Steine sind alle zu Steindämmen aufgehäuft, welche in ununterbrochener Linie die Eisenbahn auf beiden Seiten begleiten und nur zugleich einen Schutzwall gegen die angrenzenden Waldweiden der Bewohner bilden. Du fährst stundenlang, meilenweit auf der Bahn weiter, aber diese Steinwälle nehmen kein Ende; sie begleiten dich so stet und ohne Unterbrechung, wie der Telegraphendraht. Wo es aber notwendig war, zu den Bahnhöfen, Dämmen ꝛc. Erde zu beschaffen, da blieb nichts übrig, als dieselbe mühsam zwischen und unter den Steinblöcken hervorzusuchen. Wir erblicken oft neben der Bahn ein Chaos von frisch durchwühlten Steinblöcken, die durcheinander geworfen ganz anders daliegen, als das sonstige Steinmeer. Das Unterste dieser Steinblöcke ist nach oben gekehrt, die Pflanzendecke fehlt ganz und das Bißchen Dammerde und Schutt, darauf die Blöcke lagen, ist fortgeschafft. Aus solchen durchwühlten Felsmeeren haben die Erbauer die Schutterde zu ihrer Eisenbahn genommen. Wie wir in Norddeutschland die Erde durchwühlen nach Steinen, so hat man hier die Steine durchwühlt nach Erde.

Die Fahrt durch das südliche Schweden ist bei aller Neuheit der Erscheinungen in hohem Grade ermüdend. Es sind stets dieselben Elemente: Fels und Wald, zuweilen ein blauer duftiger See. Nirgends jene Großheit der Natur, welche uns in den Alpen, in Norwegen, selbst schon im Harze fesselt; selten ein weiter Blick, eine Umschau über Thäler und Höhen. Wie der Natur das Siegel der Herbheit und Verlassenheit aufgedrückt worden, so fühlt sich der Geist in dieser Wüste, die nicht Wüste ist, in diesem labyrinthischen Durcheinander verlassen, gedrückt und zur Melancholie geneigt. In dieser Natur gewöhnt man sich, wie es Humboldt so schön ausdrückt, an den Gedanken, daß der Mensch nicht die Hauptsache in der Schöpfung sei. Und so ist auch dem eingebornen Schweden zu Mute. Hier wurzelt der Charakter des Volks. Der Gebildete, der *schreibende* Dichter, sie können wohl die Schranke, welche ihnen die Natur gezogen, durchbrechen; sie ringen zum Licht, der Schein einer idealen Welt verklärt ihr Dasein; nicht so das Volk. Unendlich schwermütig, herb und unvermittelt klingt es aus seinen Liedern, wie eine einzige, nie verstummende Klage über das kurze schwere Erdenleben. Wenn jene Molllieder mit ihren strengen Übergängen, ihren eigentümlichen Rhythmen durch den stummen Wald oder über einen schweigenden See zittern, so ist es uns, als hörten wir nicht Menschenstimmen, sondern als klinge die Seele dieser tieftrauernden, in sich versunkenen Natur selber: wir glauben jene klagenden Laute zu vernehmen, welche durch das monotone Rauschen der Fichten tönen, wie der Seufzer eines gepreßten

Herzens. Wir verſtehen die Lieder des Volks und die tiefe Klage in dem Refrain eines dieſer Volkslieder:

„Mir däucht, ſchwer, ſchwer iſt es zu leben!“

Aber wie der Geiſt des Menſchen, und umnachtete ihn auch die tiefſte Schwermut, doch eine Stelle hat, durch welche das Himmelslicht der Freude dringt, ſo hat auch der ſchwediſche Wald eine Erſcheinung, welche dieſe düſtere Natur verklärt und ſie verſchönt; und das iſt nichts weiter als eine unbedeutende, in unſerem Vaterlande wenig beachtete Blume. Ich meine nicht die ſchöne Linnaea borealis, die einſt ungetauft in dieſen Wäldern ſtand, ſondern das einfache Weidenröschen (Epilobium) mit ſeinen roten leuchtenden Blüten. Wohin wir ſchauen, überall entfaltet die Blüte ihre ſchönen, weit ſichtbaren Blätter. Bald prangt ſie mitten unter den wüſten Bäumen des skog, bald auf einſamem Felsblock. Sie ſcheint ſich gern dem Menſchen anzuſchließen, denn ſie folgt ihm immer, wohin er auch rodend, brennend, anbauend gekommen iſt. Die Blume ſteht ebenſo auf der Eiſenbahn wie in dem Gärtchen der Bahnwärter, ſie ziert die winzigen Kartoffel- und Bohnenbeete, die alle mit einem Steinwalle umgeben ſind. Sie keimt noch aus den Raſenbrocken, welche auf die Steinwälle gelegt werden, ſie ſteht mitten in den kleinen Roggenfeldern, dicht neben den halbverbrannten Stubben und dunkeln Steinblöcken. Wohin du blickſt, die rote Blüte leuchtet dir immer entgegen. Aber die Schweden haben der Blume auch ein dankbares Herz entgegengebracht; ſie haben ſie ſo hoch geehrt, wie man eine Blume nur ehren kann, indem ſie dieſelbe immer nur blomman, die Blume nennen. Die Epilobiumblüte iſt alſo dem Schweden der Repräſentant der ganzen Blumenwelt. Die andern nennt er bei ihren mannigfaltigen Namen, das Epilobium aber iſt ihm einfach die Blume.

## Stockholm und der Mälarſee.*)

Die ſchwediſche Hauptſtadt, auf zahlreichen Felseilanden des Mälar erbaut, dort, wo der See ſich durch einen engen Ausgang in einen Buſen der Oſtſee ergießt, hat eine unvergleichlich ſchöne Lage, jene Verſchmelzung des Großen und Erhabenen mit dem Anmutigen und Reizenden, wie ſie den prachtvollſten Hauptſtädten: Liſſabon, Edinburgh, Genua, Neapel, Konſtantinopel eigen iſt.

Die Altſtadt liegt auf jener nicht großen Inſel, welche den Süßwaſſerſee von dem Salzwaſſer der Oſtſee ſcheidet, das bis in den Hafen vordringt. Alt-Stockholm iſt dicht gebaut, hat ſchmale Straßen, aber ein großartiges prächtiges Königsſchloß. Eine Brücke — Norrbro — führt auf das nördliche Seeufer, in den Stadtteil Nordermalm, 12mal größer als die ältere Stadt, mit ſchönen, breiten und ebenen Straßen. Der auf dem Südufer des Sees gelegene Stadtteil heißt Södermalm; ſeine Straßen ſteigen oft ſteil

*) Paſſarge a. a. O. Erinnerungen aus Skandinavien von Quarles van Ufford (Ausl. 1877, S. 94). Die Lage der europäiſchen Hauptſtädte von J. G. Kohl.

Walde bedeckt. Hier waren breite Granitrücken zu du … Stadt liegt
aber das unendliche — ich möchte sagen — Felsgestr… kirche be=
war ein Fluß zu überbrücken, dort ein Damm auf…
Thal, bald durch einen der Seeen. Wo sollte m… bahn"
Steinblöcke hinschütten oder gar nützlich verwenden … ichen
zu den Schüttungen, da Schweden zwar das an … tel
Erde ärmste Land Europas ist? Die aus der …
sprengten Steine sind alle zu Steindämmen a…
brochener Linie die Eisenbahn auf beiden Sei…
einen Schutzwall gegen die angrenzenden W… u
Du fährst stundenlang, meilenweit auf der … und
wälle nehmen kein Ende; sie begleiten di… märchen=
wie der Telegraphendraht. Wo es aber … ihren Inseln,
Dämmen ꝛc. Erde zu beschaffen, da bli… ben das stolze
zwischen und unter den Steinblöcken … und Brücken, —
der Bahn ein Chaos von frisch dur… id übergossen von den
geworfen ganz anders daliegen, al…
dieser Steinblöcke ist nach oben ge… eine Menge von Schiffen,
Bißchen Dammerde und Schutt … einen mit Holz beladen, welches
Aus solchen durchwühlten Fels… gestapelt wird; die andern mit
ihrer Eisenbahn genommen. … f dem Verdeck stehen, ruhig ihre
wühlen nach Steinen, so hat … werden."

Die Fahrt durch das … Insel. Auf seiner Spitze steht das
scheinungen in hohem Gr… im florentinischen Stil, ein würdiges
Fels und Wald, zuweile… es durch den Hafen getrennt ist. Dann
heit der Natur, welche … Djurgård, ursprünglich eine wirkliche Schiff=
Harze fesselt; selten ein … indem wir sie überschreiten, werfen wir links
Wie der Natur das … des Ladugårdslands und die Bucht gleichen
den, so fühlt sich der … mit seinen Villen und Prachtbauten, den
labyrinthischen Du… Stockholmer, den der holländische Reiseschrift=
In dieser Natur … Wiener Prater stellt. So gelangen wir auf
den Gedanken, … des Stockholmer Hafenbeckens gelegen, nach
Und so ist au… Blicke verstattet, während das Holm selber mit
Charakter de… dunklen Gebäuden und seinen schattigen Baum=
wohl die S… ganz abgeschlossenes Inselparadies daliegt, ein wahres
zum Licht, … Johannes III. Zeit genannt ward.
Volk. U… Edersholm, so ist dieses wieder mit Kastellholm
Liedern, … Felskuppe, auf welcher ein kleines Kastell steht,
Erden… dazu bestimmt sind, die einlaufenden Kriegsschiffe
eiger… und die „Tiergartenstadt" mit ihren Holzplätzen und
ge… weiter. Weiter verfolgen wir die breite Wasserstraße,
fo… hinaus in die Ostsee fahren, links begrenzt von der
… mit Eichen, Gärten und Villen bedeckten Ebene des
m… von der kahlen, steil aufsteigenden Felshöhe, welche sich

Stockholm.

Seite

11. Eine Winterreiſe über die Cordilleras de los Andes von Catamarka nach Cobija . . . . . 617
12. Der Gaucho und die Pampas . . . . . 631
13. Vergleichende Anſicht der Steppen . . . . . 634

## Zwölfter Abſchnitt.

(Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

1. Die erſten Anſiedelungen . . . . . 643
In den weſtlichen Prairieen . . . . . —
Boardinghäuſer . . . . . 647
Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit . . . . . 651
2. Aus Californien . . . . . 655
Geſchichte der Entdeckung des Goldes in Californien . . . . —
Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849 . . . 657
Der Telegraph von New-York nach San Francisco . . . . 663
San Francisco in der Gegenwart (Mit Abbildung) . . . 664
Das Palaſt-Hotel in San Francisco . . . . . 667
Der Hafen von San Francisco . . . . . 669
3. Cincinnati. St. Louis. Chicago . . . . . 670
Cincinnati . . . . . —
Miſſiſſippifahrt von Cairo nach St. Louis . . . . . 677
St. Louis . . . . . 679
Chicago, die junge Nebenbuhlerin von St. Louis . . . . . 684
4. Flußdampfer und Panzerſchiffe . . . . . 689
Miſſiſſippidampfer . . . . . —
Hudſondampfer . . . . . 691
Panzerſchiffe. (Eine Scene aus dem Bürgerkriege) . . . . —
5. Die Union-Pacific-Eiſenbahn . . . . . 694
Das fahrende Hotel der amerikaniſchen Weſtbahn . . . . . 698
6. New-York (Mit Abbildung) . . . . . 700
Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner . . . . 708
Soziale Stellung des Negers in den Vereinigten Staaten . . 709
7. Deutſches Weſen . . . . . 711
8. Phyſiſche Kontraſte zwiſchen der alten und neuen Welt . . . . 714
9. Über das Klima in Nordamerika . . . . . 719
Die trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten . . . . . 723
10. Das Ausſterben der eingeborenen Raſſe der Rothäute . . . . . 726

# Erſter Abſchnitt.

1. Bilder aus Schweden. Småland und Wexiö. (Zur Charakteriſtik der Granitlandſchaften Schwedens.) Stockholm und der Mälarſee. — 2. Bilder aus Norwegen. Der Sognefjord. Flüſſe und Waſſerfälle. Die Gårds. Heu- und Kornernte. — 3. Hammerfeſt, die letzte Stadt im europäiſchen Norden. — 4. Der Lappe und das Renntier. — 5. Spitzbergen. — 6. Die Schönheit des Polarwinters. — 7. Die Samojeden. — 8. Die Oſtjaken von Obdorsk.

## 1. Bilder aus Schweden.

### Småland und Wexiö.*)

(Zur Charakteriſtik der Granitlandſchaften Schwedens.)

Als wir am frühen Morgen von Lund ausfuhren, ſtanden die prachtvollſten Gewitter am Himmel; die Sonne brach hier und da durch und beleuchtete das ſchöne Hügelland Schonens, das indeſſen bald einer ganz neuen Formation, der echt ſchwediſchen, Platz macht, die nun den Reiſenden begleitet, wohin er auch meilenweit ſeinen Fuß ſetzen mag.

Dieſe eigentlich ſchwediſche Natur iſt etwas ſo vollkommen Neues und Eigentümliches, daß der Fremde anfangs wie vor einem Rätſel ſteht; erſt allmählich verſteht er die einzelnen Erſcheinungen, indem er vergleicht und kombiniert, und dann empfängt er ungefähr folgenden Geſamteindruck:

Schweden iſt in keiner Weiſe ein Gebirgs-, ſondern ein weites Felsland. Vorherrſchend eben, oft in Hügelſchwellungen übergehend, hier und da von langen einförmigen Rücken durchzogen, macht es den Eindruck eines aus dem Meere aufgetauchten Landes und als ſolches den Eindruck eines durchaus jungen Landes. Wie die Meeresſtröme den Grund des Meeres verändern, bald Tiefen auswühlend, bald Bänke aufwerfend; wie auf dem Grunde die Steinblöcke verſtreut liegen, welche durch Eismaſſen transportiert und nach deren Schmelzen in die Tiefe geſunken ſind; die langen Aufſchüttungen von Kies und Gerölle — der abgewaſchene Felsgrund frei von jeder

*) Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderſtudien von L. Paſſarge. (Leipzig, Fr. Brandſtetter.)

Seite

11. Eine Winterreiſe über die Cordilleras de los Andes von Catamarka nach Cobija . . . . . 617
12. Der Gaucho und die Pampas . . . . . 631
13. Vergleichende Anſicht der Steppen . . . . . 634

## Zwölfter Abſchnitt.

(Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

1. Die erſten Anſiedelungen . . . . . 643
In den weſtlichen Prairieen . . . . . —
Boardinghäuſer . . . . . 647
Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit . . . . . 651
2. Aus Californien . . . . . 655
Geſchichte der Entdeckung des Goldes in Californien . . . . —
Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849 . . . 657
Der Telegraph von New-York nach San Francisco . . . . 663
San Francisco in der Gegenwart (Mit Abbildung) . . . 664
Das Palaſt-Hotel in San Francisco . . . . . 667
Der Hafen von San Francisco . . . . . 669
3. Cincinnati. St. Louis. Chicago . . . . . 670
Cincinnati . . . . . —
Miſſiſſippifahrt von Cairo nach St. Louis . . . . . 677
St. Louis . . . . . 679
Chicago, die junge Nebenbuhlerin von St. Louis . . . . . 684
4. Flußdampfer und Panzerſchiffe . . . . . 689
Miſſiſſippidampfer . . . . . —
Hudſondampfer . . . . . 691
Panzerſchiffe. (Eine Scene aus dem Bürgerkriege) . . . . —
5. Die Union-Pacific-Eiſenbahn . . . . . 694
Das fahrende Hotel der amerikaniſchen Weſtbahn . . . . . 698
6. New-York (Mit Abbildung) . . . . . 700
Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner . . . . 708
Soziale Stellung des Negers in den Vereinigten Staaten . . 709
7. Deutſches Weſen . . . . . 711
8. Phyſiſche Kontraſte zwiſchen der alten und neuen Welt . . . . 714
9. Über das Klima in Nordamerika . . . . . 719
Die trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten . . . . . 723
10. Das Ausſterben der eingeborenen Raſſe der Rothäute . . . . . 726

# Erſter Abſchnitt.

1. Bilder aus Schweden. Småland und Wexiö. (Zur Charakteriſtik der Granitlandſchaften Schwedens.) Stockholm und der Mälarſee. — 2. Bilder aus Norwegen. Der Sognefjord. Flüſſe und Waſſerfälle. Die Gårds. Heu- und Kornernte. — 3. Hammerfeſt, die letzte Stadt im europäiſchen Norden. — 4. Der Lappe und das Renntier. — 5. Spitzbergen. — 6. Die Schönheit des Polarwinters. — 7. Die Samojeden. — 8. Die Oſtjaken von Obdorsk.

## 1. Bilder aus Schweden.

### Småland und Wexiö.*)

(Zur Charakteriſtik der Granitlandſchaften Schwedens.)

Als wir am frühen Morgen von Lund ausfuhren, ſtanden die prachtvollſten Gewitter am Himmel; die Sonne brach hier und da durch und beleuchtete das ſchöne Hügelland Schonens, das indeſſen bald einer ganz neuen Formation, der echt ſchwediſchen, Platz macht, die nun den Reiſenden begleitet, wohin er auch meilenweit ſeinen Fuß ſetzen mag.

Dieſe eigentlich ſchwediſche Natur iſt etwas ſo vollkommen Neues und Eigentümliches, daß der Fremde anfangs wie vor einem Rätſel ſteht; erſt allmählich verſteht er die einzelnen Erſcheinungen, indem er vergleicht und kombiniert, und dann empfängt er ungefähr folgenden Geſamteindruck:

Schweden iſt in keiner Weiſe ein Gebirgs-, ſondern ein weites Felsland. Vorherrſchend eben, oft in Hügelſchwellungen übergehend, hier und da von langen einförmigen Rücken durchzogen, macht es den Eindruck eines aus dem Meere aufgetauchten Landes und als ſolches den Eindruck eines durchaus jungen Landes. Wie die Meeresſtröme den Grund des Meeres verändern, bald Tiefen auswühlend, bald Bänke aufwerfend; wie auf dem Grunde die Steinblöcke verſtreut liegen, welche durch Eismaſſen transportiert und nach deren Schmelzen in die Tiefe geſunken ſind; die langen Aufſchüttungen von Kies und Gerölle — der abgewaſchene Felsgrund frei von jeder

*) Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderſtudien von L. Paſſarge. (Leipzig, Fr. Brandſtetter.)

Seite

11. Eine Winterreiſe über die Cordilleras de los Andes von Catamarka nach Cobija . . . . . 617
12. Der Gaucho und die Pampas . . . . . 631
13. Vergleichende Anſicht der Steppen . . . . . 634

## Zwölfter Abſchnitt.

(Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

1. Die erſten Anſiedelungen . . . . . 643
In den weſtlichen Prairieen . . . . . —
Boardinghäuſer . . . . . 647
Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit . . . . . 651
2. Aus Californien . . . . . 655
Geſchichte der Entdeckung des Goldes in Californien . . . . —
Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849 . . . 657
Der Telegraph von New-York nach San Francisco . . . . 663
San Francisco in der Gegenwart (Mit Abbildung) . . . 664
Das Palaſt-Hotel in San Francisco . . . . . 667
Der Hafen von San Francisco . . . . . 669
3. Cincinnati. St. Louis. Chicago . . . . . 670
Cincinnati . . . . . —
Miſſiſſippifahrt von Cairo nach St. Louis . . . . . 677
St. Louis . . . . . 679
Chicago, die junge Nebenbuhlerin von St. Louis . . . . . 684
4. Flußdampfer und Panzerſchiffe . . . . . 689
Miſſiſſippidampfer . . . . . —
Hudſondampfer . . . . . 691
Panzerſchiffe. (Eine Scene aus dem Bürgerkriege) . . . . —
5. Die Union-Pacific-Eiſenbahn . . . . . 694
Das fahrende Hotel der amerikaniſchen Weſtbahn . . . . . 698
6. New-York (Mit Abbildung) . . . . . 700
Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner . . . . 708
Soziale Stellung des Negers in den Vereinigten Staaten . . 709
7. Deutſches Weſen . . . . . 711
8. Phyſiſche Kontraſte zwiſchen der alten und neuen Welt . . . . 714
9. Über das Klima in Nordamerika . . . . . 719
Die trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten . . . . . 723
10. Das Ausſterben der eingeborenen Raſſe der Rothäute . . . . . 726

# Erſter Abſchnitt.

1. Bilder aus Schweden. Småland und Wexiö. (Zur Charakteriſtik der Granitlandſchaften Schwedens.) Stockholm und der Mälarſee. — 2. Bilder aus Norwegen. Der Sognefjord. Flüſſe und Waſſerfälle. Die Gårds. Heu- und Kornernte. — 3. Hammerfeſt, die letzte Stadt im europäiſchen Norden. — 4. Der Lappe und das Renntier. — 5. Spitzbergen. — 6. Die Schönheit des Polarwinters. — 7. Die Samojeden. — 8. Die Oſtjaken von Obdorsk.

## 1. Bilder aus Schweden.

### Småland und Wexiö.*)

(Zur Charakteriſtik der Granitlandſchaften Schwedens.)

Als wir am frühen Morgen von Lund ausfuhren, ſtanden die prachtvollſten Gewitter am Himmel; die Sonne brach hier und da durch und beleuchtete das ſchöne Hügelland Schonens, das indeſſen bald einer ganz neuen Formation, der echt ſchwediſchen, Platz macht, die nun den Reiſenden begleitet, wohin er auch meilenweit ſeinen Fuß ſetzen mag.

Dieſe eigentlich ſchwediſche Natur iſt etwas ſo vollkommen Neues und Eigentümliches, daß der Fremde anfangs wie vor einem Rätſel ſteht; erſt allmählich verſteht er die einzelnen Erſcheinungen, indem er vergleicht und kombiniert, und dann empfängt er ungefähr folgenden Geſamteindruck:

Schweden iſt in keiner Weiſe ein Gebirgs-, ſondern ein weites Felsland. Vorherrſchend eben, oft in Hügelſchwellungen übergehend, hier und da von langen einförmigen Rücken durchzogen, macht es den Eindruck eines aus dem Meere aufgetauchten Landes und als ſolches den Eindruck eines durchaus jungen Landes. Wie die Meeresſtröme den Grund des Meeres verändern, bald Tiefen auswühlend, bald Bänke aufwerfend; wie auf dem Grunde die Steinblöcke verſtreut liegen, welche durch Eismaſſen transportiert und nach deren Schmelzen in die Tiefe geſunken ſind; die langen Aufſchüttungen von Kies und Gerölle — der abgewaſchene Felsgrund frei von jeder

*) Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderſtudien von L. Paſſarge. (Leipzig, Fr. Brandſtetter.)

Seite

11. Eine Winterreiſe über die Cordilleras de los Andes von Catamarka nach Cobija . . . . . 617
12. Der Gaucho und die Pampas . . . . . 631
13. Vergleichende Anſicht der Steppen . . . . . 634

## Zwölfter Abſchnitt.

(Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

1. Die erſten Anſiedelungen . . . . . 643
In den weſtlichen Prairieen . . . . . —
Boardinghäuſer . . . . . 647
Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit . . . . . 651
2. Aus Californien . . . . . 655
Geſchichte der Entdeckung des Goldes in Californien . . . . —
Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849 . . . 657
Der Telegraph von New-York nach San Francisco . . . . 663
San Francisco in der Gegenwart (Mit Abbildung) . . . 664
Das Palaſt-Hotel in San Francisco . . . . . 667
Der Hafen von San Francisco . . . . . 669
3. Cincinnati. St. Louis. Chicago . . . . . 670
Cincinnati . . . . . —
Miſſiſſippifahrt von Cairo nach St. Louis . . . . . 677
St. Louis . . . . . 679
Chicago, die junge Nebenbuhlerin von St. Louis . . . . . 684
4. Flußdampfer und Panzerſchiffe . . . . . 689
Miſſiſſippidampfer . . . . . —
Hudſondampfer . . . . . 691
Panzerſchiffe. (Eine Scene aus dem Bürgerkriege) . . . . —
5. Die Union-Pacific-Eiſenbahn . . . . . 694
Das fahrende Hotel der amerikaniſchen Weſtbahn . . . . . 698
6. New-York (Mit Abbildung) . . . . . 700
Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner . . . . 708
Soziale Stellung des Negers in den Vereinigten Staaten . . 709
7. Deutſches Weſen . . . . . 711
8. Phyſiſche Kontraſte zwiſchen der alten und neuen Welt . . . . 714
9. Über das Klima in Nordamerika . . . . . 719
Die trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten . . . . . 723
10. Das Ausſterben der eingeborenen Raſſe der Rothäute . . . . . 726

# Erſter Abſchnitt.

1. Bilder aus Schweden. Småland und Werið. (Zur Charakteriſtik der Granitlandſchaften Schwedens.) Stockholm und der Mälarſee. — 2. Bilder aus Norwegen. Der Sognefjord. Flüſſe und Waſſerfälle. Die Gårds. Heu- und Kornernte. — 3. Hammerfeſt, die letzte Stadt im europäiſchen Norden. — 4. Der Lappe und das Renntier. — 5. Spitzbergen. — 6. Die Schönheit des Polarwinters. — 7. Die Samojeden. — 8. Die Oſtjaken von Obdorsk.

## 1. Bilder aus Schweden.

### Småland und Werið.*)

(Zur Charakteriſtik der Granitlandſchaften Schwedens.)

Als wir am frühen Morgen von Lund ausfuhren, ſtanden die prachtvollſten Gewitter am Himmel; die Sonne brach hier und da durch und beleuchtete das ſchöne Hügelland Schonens, das indeſſen bald einer ganz neuen Formation, der echt ſchwediſchen, Platz macht, die nun den Reiſenden begleitet, wohin er auch meilenweit ſeinen Fuß ſetzen mag.

Dieſe eigentlich ſchwediſche Natur iſt etwas ſo vollkommen Neues und Eigentümliches, daß der Fremde anfangs wie vor einem Rätſel ſteht; erſt allmählich verſteht er die einzelnen Erſcheinungen, indem er vergleicht und kombiniert, und dann empfängt er ungefähr folgenden Geſamteindruck:

Schweden iſt in keiner Weiſe ein Gebirgs-, ſondern ein weites Felsland. Vorherrſchend eben, oft in Hügelſchwellungen übergehend, hier und da von langen einförmigen Rücken durchzogen, macht es den Eindruck eines aus dem Meere aufgetauchten Landes und als ſolches den Eindruck eines durchaus jungen Landes. Wie die Meeresſtröme den Grund des Meeres verändern, bald Tiefen auswühlend, bald Bänke aufwerfend; wie auf dem Grunde die Steinblöcke verſtreut liegen, welche durch Eismaſſen transportiert und nach deren Schmelzen in die Tiefe geſunken ſind; die langen Aufſchüttungen von Kies und Gerölle — der abgewaſchene Felsgrund frei von jeder

*) Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderſtudien von L. Paſſarge. (Leipzig, Fr. Brandſtetter.)

deckenden Hülle: gerade ſo, wie der Meeresgrund ſich darſtellen würde, wenn die darüber befindliche Waſſerflut ſich verliefe, ſo erſcheint jetzt das Land Schweden. Urſprünglich vom Meere bedeckt, iſt es, wie Gothland, wie Finnland und die meiſten Länder Europas — aus dem Meeresſchoße aufgeſtiegen und zwar in einer Zeit, welche in geologiſchem Sinne als eine neue bezeichnet werden muß. Denn noch hat das Land ſeinen urſprünglichen Charakter als Seeboden in keiner Weiſe überwunden. In ungeheurer Ausdehnung, in unglaublichen Maſſen tritt hier das Urgeſtein auf und trotzt den zerſtörenden Einflüſſen des nordiſchen Klimas. Während anderswo die Felſen zerbröckelt und in Ackerkrume verwandelt ſind, in jene weiche Maſſe, aus welcher die Kultur keimt, ſtarren uns hier die Granit-, die Gneis-, die Porphyrblöcke an und bilden ein Chaos, in welchem der bloße Gedanke erlahmt, wie viel mehr die Hand des Menſchen, den eine wenig gütige Natur nötigt, mit dem unerbittlichen Geſtein um ſein Daſein zu ringen.

Soweit dein Auge blickt, zeigt ſich ein unermeßliches Felſen-, Pflanzen- und Baumchaos, jenes ſeltſame Gemiſch, das die Schweden einen skog nennen; denn die Felsbrocken, welche die ganze Erdoberfläche bedecken, ſind wieder meiſt in einen doppelten Mantel gehüllt. Moos und Gräſer, Farnkräuter und allerlei kleines Pflanzengeſtrüpp, Preißel- und Blaubeeren, Porſt und Wachholder bedecken die Felswüſte wie mit einem einzigen Teppich. Darüber aber erhebt ſich der Baumwald, ſelten aus Eichen, Buchen und anderen Laubbäumen gebildet, meiſt ein Gemiſch von Fichten, Kiefern, Erlen und Birken. Dieſe drei Elemente, zu unterſt das ſtarrende Felsgetrümmer, gehüllt in den Pflanzenteppich, welcher pelzartig dasſelbe überzieht, und dann der Baumwald: dieſe drei im Verein bilden den ſchwediſchen skog, den Feind aller Kultur, den Sitz aller Unholde. Gehſt du in einen ſolchen Skog, ſo haſt du in wenig Minuten Pfad und Richtung verloren. Hier und da leitet dich wohl ein von dem weidenden Vieh getretener Gang, immer aber in die Irre; du brichſt durch den Pflanzenpelz, welcher die Untiefen überzieht, du zerreißeſt deine Kleider, deine Haut an Geſtrüpp und Felskanten und verzichteſt auf jedes weitere Vordringen.

Bevor ich nach Schweden kam, hatte ich das Wort skog vielfach in Volksliedern und andern Gedichten gefunden, daneben das Wort lund. Beide bedeuten Wald, nach dem Lexikon. Woher aber dieſe doppelte Bezeichnung für denſelben Gegenſtand? — Nun wurde mir mit einemmale der Unterſchied klar. Skog iſt der ſchwediſche Urwald, jenes Gemiſch von Fels und Baumwald, Lund aber der reine Baumwald, der aus fruchtbarem Erdreich ſprießende, in deſſen Schatten es ſich wandeln läßt. Daher wohnt der ſchwediſche Troll und die Waldfrau (skogsfra) niemals in einem lund, ſondern in dem unheimlichen skog. Wollen die Schweden einen heitern, ſchattigen, beſeligenden Aufenthalt malen, ſo ſprechen ſie von einem lund; dagegen lautet der Kehrreim in einem Gedichte von Geijer:

De tär så mörkt långt langt bort i skogen.
Es iſt ſo dunkel weit weit tief im Walde.

und in einem andern von Malmström:

Da suckardet sa tungt uti skogen.
Da seufzt' es so schwer in dem Walde.

Der Skog ist gleichsam das Kleid des schwedischen Landes, das ursprüngliche, autochthone. Er überzieht das Land von der Hügelebene Schonens ab bis zu jenen Einöden Lappmarkens, in welchen die Mitternachtsonne leuchtet. Alles Übrige ist die Ausnahme, gleichsam das Zufällige. Als solche Ausnahme tritt auf: das Sumpf- und Torfland, die Seeen und das Kulturland des Menschen. Auf den Sümpfen, die meist nur verlandete, vertorfte Seeen darstellen, wächst dasselbe Pflanzenwerk wie auf ähnlichen Stellen in Deutschland: Porst, Riedgräser, Wachholder, verkrüppelte Kiefern. Sie dienen dem Vieh (kreatur) als Weide (gräsgång) und würden von jedem Tiere in Deutschland verschmäht werden. In Schweden werden sie sogar häufig ausgerodet, geebnet und als Wiesen benutzt.

Die Zahl der Seeen ist so groß, daß sie nur noch von der des finnischen Landes übertroffen wird; sie nehmen mehr als den achten Teil des ganzen Areals von Schweden ein. In Södermanland, wo dieses Verhältnis noch auffallender ist, hat man das Sprichwort: Als Gott einst Wasser und Land geschieden, habe er Södermanland vergessen. Der Fremde möchte diesen Ausspruch auf das ganze weite Reich ausdehnen, das von der Höhe des Himmels aus gesehen den Eindruck einer Mondkarte machen müßte. Die Karten verzeichnen natürlich nur größere Seeen. Bei einer Fahrt durch Schweden wird die Erscheinung dieser Wasserbecken, die uns anfangs überrascht, allmählich so gewöhnlich, daß wir sie ebenso wenig zählen als die Bäume in einem Forste. Immer liegen sie inmitten des meilenlangen Waldes, von Felshöhen umgeben, nicht von Gebirgen; immer den blauen Himmel wiederspiegelnd und den prächtigen Laubkranz; immer still und heimlich, verlassen und einsam wie ein totes Meer. An den Rändern wächst stets Rohr und Schilf, weiter beginnen die Mummeln (die Neckrosen, näckrosor) und zwischen den Pflanzen ragen in allen möglichen Größen dunkle Felsblöcke über die Wasserfläche wie ungeheure, ruhig aus dem Wasser schauende Frösche. Selten erblicken wir an einem solchen See ein Haus, das seine roten Wände in den Spiegel malt, niemals ein Segel, das die blaue Flut belebt. Nur hier und da steht ein zerbrechlicher Kahn an dem Gestade, mit welchem die Leute von drüben das frisch gemähte Gras holen, um es in der Nähe ihres Hofes auszustreuen und zu trocknen. An solchen Seeen ist es lautlos still und einsam. Zuweilen schaukelt sich eine Möwe über der Flut, ein Specht hackt an der Rinde eines Baumes, ein Eichhörnchen springt von Zweig zu Zweig, vielleicht zieht auch ein Habicht vorüber und nötigt die trägen Wildenten zu schwerfälligem Fluge. Ich habe daselbst vergebens auf den Gesang der Vögel, das heitere Spiel der schreienden Schwalben gewartet, die Natur ist hier immer schweigsam, selbst das geschwätzige Murmeln der Quellen fehlt oder verklingt ungehört in der unermeßlichen Waldwüste.

In dieſe ſtille, ſtarre, ſcheinbar unbezwingliche Natur iſt nun der Menſch getreten und hat ſich ein Heim geſchaffen. Zuerſt hat er ſich da angeſiedelt, wo der Wald weite Ebenen bedeckte, wo dieſer ein lund, kein skog war: bei Upſala, auf den reichen Fluren Oſt- und Weſtgothlands. Aber er hat ſich auch mitten in dem unheimlichen skog niedergelaſſen und als Pionier der Kultur den Unhold angegriffen. Der Boden, in Kulturländern von ſo hohem Preiſe, der Grund und Boden an ſich hat in einem ſolchen skog keinen Wert; er erhält nur den, welchen der Menſch durch ſeine Arbeit ihm verſchafft. Noch jetzt laſſen ſich Hunderte von Anſiedlern in den einſamen Wäldern nieder, erbauen eine Hütte und dringen von dieſem Centrum nach der Peripherie, den Wald ſchrittweiſe bezwingend, ihn rodend und der Kultur öffnend.

Man denke in Betreff der Schwierigkeit hierbei nicht an amerikaniſche Anſiedler. In der neuen Welt gilt es nur, die Vegetation, den Baumwald zu bezwingen; in Schweden iſt das Wegräumen der Bäume ein Leichtes — die Axt fällt ſie oder das Feuer verzehrt ſie; auch die dichte Pflanzendecke, der Filz, welcher den Felsboden einhüllt, wird durch Feuer unſchwer entfernt, der Anſiedler ſticht mit dem Spaten die Pflanzendecke ab, läßt die Stücke trocknen, häuft ſie auf einander und zündet ſie an. So verzehrt das Feuer das hindernde unfruchtbare Pflanzenwerk und läßt es in Aſche zerfallen, die wiederum den Boden düngt. Dieſes Verfahren heißt svedja, ſchwenden. Iſt der Menſch ſo weit gekommen, dann erſt beginnt die ſchwerſte Arbeit für ihn: er hat den Felswald auszuroden. Hier genügt nicht mehr Spaten und Axt allein; Sprengungen durch Pulver ſind erforderlich und unſägliche jahrelange Arbeit, bis endlich das Getrümmer entfernt, der Boden gereinigt und eine Ackerkrume geſchaffen worden iſt, in welche die Saat geſtreut werden kann. Oft hat es den Anſiedler verdroſſen, den durch Feuer zerſtörten Wald ganz zu beſeitigen; er läßt die Steinblöcke mitten im Erdreich ſtehen und ſtreut die Saat oder ſetzt die Kartoffel dazwiſchen; oder er duldet auch die verbrannten Stümpfe und Stubben der Bäume, die nun halb verkohlt mitten unter dem friſch grünenden Getreide ſtehen und den ſonderbarſten Anblick gewähren. Die ausgerodeten Felsbrocken aber häuft er ſorgſam in einem Steinwalle (stendige) auf und umgiebt damit ſeine Ackerſtücke, indem er ſie dadurch gegen den Einbruch des Wildes oder der weidenden Herden ſchützt. Oft benutzt er auch die angebrannten Baumſtämme zu einem Holzzaune (skidgård) und ſtellt zuweilen ſogar den Holzzaun auf den Steinwall, um ſich eines doppelt ſicheren Schutzes zu erfreuen. So wohnt der ſchwediſche Anſiedler in ſeiner Kathe auf freiem ſelbſtgeſchaffenem Boden, niemandes Herr, niemandes Knecht; ein beneidenswertes Los, ſo lange die Reinheit der Sitten währt und die Zufriedenheit des Gemüts.

Die Provinz Småland, eine der unfruchtbarſten und ärmſten des ſüdlichen Schwedens, trägt faſt ganz dieſen beſchriebenen Charakter zur Schau. Von Natur eine Waldwüſte, iſt ſie durch Anſiedler hier und da kultiviert und hat davon ihren Namen erhalten. Småland bedeutet nämlich kleines

Land, kleine Landstückchen, jene Kulturstellen, welche wie Schönpflästerchen den Wald unterbrechen. Ihr Wert schien im Mittelalter so gering, daß sich weder Schweden, zu dem es immer gehört hat, noch das angrenzende Dänemark (Schonen und Blekingen) viel darum kümmern mochten. Es bildete sich hier eine Art von Freistaat armer Bewohner, unzugänglich und unangreifbar in ihrer Abgeschiedenheit, andererseits wenig beneidet von den Bewohnern der andern fruchtbaren Provinzen, bis die veränderte politische Lage auch sie in den Kreis des schwedischen Staatslebens zog. In dieser Waldwüste, in welcher die Linnaea borealis in üppiger Fülle gedeiht, erblickte im Jahre 1707 das Licht der Welt ein Kind, der einstige König im Reich der Pflanzen, der große Karl Linné. Die Eisenbahn läßt seinen Geburtsort Stenbrohult nicht weit zur Rechten, ein paar Meilen südlich von Wexiö.

Eine Fahrt vom Südende Schwedens bis zum Wettersee, in das Herz des weiten Reiches, zeigt uns den durchgehenden Charakter in seinen Haupterscheinungen. Erst das Schonen'sche Hügel- und Fruchtland, dann der unermeßliche skog, zuletzt eine Art Gebirgsbildung, mit Wald und Seeen, die südliche Barre vor dem Wettersee, welche die Eisenbahn zu übersteigen und zu durchschneiden hat. Doch kommen schon im nördlichen Teile von Schonen solche echt schwedische Bergzüge vor, die sich etwa hundert Meter über das mittlere Niveau des Hügellandes erheben und aus starrem Granit bestehen. Sie werden Asor (Einzahl ås) „Dachrücken" genannt, woraus die deutschen Bücher über Schweden ein unverständliches „Öser" gemacht haben. Wer den Dachfirst der schwedischen Häuser gesehen, die mit Rasen bedeckt sind und mit äußerst geringer Neigung zu beiden Seiten abfallen, wird den Vergleich nicht unrichtig finden. Solche åser ziehen sich vom Kattegat aus quer durch Schonen nach Südosten hin, unter verschiedenen Namen: Soderåsen, Linderåsen, Stenhufond ꝛc. Der großartigste ist aber jener 200 m aufsteigende, „Kullen" genannte Höhenzug, welcher nördlich von Helsingborg wie ein ungeheurer Riesenfinger sich ins Meer erstreckt und auf seiner Spitze einen Leuchtturm trägt.

Außer diesen Granitrücken, die sich immer langgestreckt, tafelartig hinziehen, treffen wir noch eine andere mehr rätselhafte Erscheinung, gleichfalls lange Rücken, welche aber durch die Gewalt der Fluten gebildet sind und aus geschichteten Geröllagen bestehen. Wahrscheinlich sind sie zu einer Zeit entstanden, als Schweden noch vom Meer überflutet war. Jetzt ziehen auf ihrem Rücken Verkehrsstraßen dahin. Ein solcher Wall befindet sich zwischen Stenbrohult und Elmhult und wird der „Riesenrücken" genannt.

Alle diese Dach- und Riesenrücken, das ganze ungeheuerliche Gemisch des skogs hatte die Eisenbahn zu überwinden. Wer je auf dem Kamme des Riesengebirgs, namentlich auf den mit Granitblöcken bedeckten Spitzen, den Reifträgern, Sturmhauben ꝛc. gewesen, kann sich eine ungefähre Vorstellung von dieser Felsnatur machen, wenn er sich das Grotesk-Wilde um das Dreifache vermehrt denkt und dazu die ganze Gebirgswüste mit dichtestem

Walde bedeckt. Hier waren breite Granitrücken zu durchbrechen, vor allem aber das unendliche — ich möchte ſagen — Felsgeſtrüpp zu entfernen. Hier war ein Fluß zu überbrücken, dort ein Damm aufzuſchütten, bald durch ein Thal, bald durch einen der Seeen. Wo ſollte man aber die ausgerodeten Steinblöcke hinſchütten oder gar nützlich verwenden? Wo die Erde hernehmen zu den Schüttungen, da Schweden zwar das an Steinen reichſte, aber an Erde ärmſte Land Europas iſt? Die aus der Bahnlinie gerodeten und geſprengten Steine ſind alle zu Steindämmen aufgehäuft, welche in ununterbrochener Linie die Eiſenbahn auf beiden Seiten begleiten und nur zugleich einen Schutzwall gegen die angrenzenden Waldweiden der Bewohner bilden. Du fährſt ſtundenlang, meilenweit auf der Bahn weiter, aber dieſe Steinwälle nehmen kein Ende; ſie begleiten dich ſo ſtet und ohne Unterbrechung, wie der Telegraphendraht. Wo es aber notwendig war, zu den Bahnhöfen, Dämmen ꝛc. Erde zu beſchaffen, da blieb nichts übrig, als dieſelbe mühſam zwiſchen und unter den Steinblöcken hervorzuſuchen. Wir erblicken oft neben der Bahn ein Chaos von friſch durchwühlten Steinblöcken, die durcheinander geworfen ganz anders daliegen, als das ſonſtige Steinmeer. Das Unterſte dieſer Steinblöcke iſt nach oben gekehrt, die Pflanzendecke fehlt ganz und das Bißchen Dammerde und Schutt, darauf die Blöcke lagen, iſt fortgeſchafft. Aus ſolchen durchwühlten Felsmeeren haben die Erbauer die Schutterde zu ihrer Eiſenbahn genommen. Wie wir in Norddeutſchland die Erde durchwühlen nach Steinen, ſo hat man hier die Steine durchwühlt nach Erde.

Die Fahrt durch das ſüdliche Schweden iſt bei aller Neuheit der Erſcheinungen in hohem Grade ermüdend. Es ſind ſtets dieſelben Elemente: Fels und Wald, zuweilen ein blauer duftiger See. Nirgends jene Großheit der Natur, welche uns in den Alpen, in Norwegen, ſelbſt ſchon im Harze feſſelt; ſelten ein weiter Blick, eine Umſchau über Thäler und Höhen. Wie der Natur das Siegel der Herbheit und Verlaſſenheit aufgedrückt worden, ſo fühlt ſich der Geiſt in dieſer Wüſte, die nicht Wüſte iſt, in dieſem labyrinthiſchen Durcheinander verlaſſen, gedrückt und zur Melancholie geneigt. In dieſer Natur gewöhnt man ſich, wie es Humboldt ſo ſchön ausdrückt, an den Gedanken, daß der Menſch nicht die Hauptſache in der Schöpfung ſei. Und ſo iſt auch dem eingebornen Schweden zu Mute. Hier wurzelt der Charakter des Volks. Der Gebildete, der ſchreibende Dichter, ſie können wohl die Schranke, welche ihnen die Natur gezogen, durchbrechen; ſie ringen zum Licht, der Schein einer idealen Welt verklärt ihr Daſein; nicht ſo das Volk. Unendlich ſchwermütig, herb und unvermittelt klingt es aus ſeinen Liedern, wie eine einzige, nie verſtummende Klage über das kurze ſchwere Erdenleben. Wenn jene Molllieder mit ihren ſtrengen Übergängen, ihren eigentümlichen Rhythmen durch den ſtummen Wald oder über einen ſchweigenden See zittern, ſo iſt es uns, als hörten wir nicht Menſchenſtimmen, ſondern als klinge die Seele dieſer tieftrauernden, in ſich verſunkenen Natur ſelber: wir glauben jene klagenden Laute zu vernehmen, welche durch das monotone Rauſchen der Fichten tönen, wie der Seufzer eines gepreßten

Herzens. Wir verſtehen die Lieder des Volks und die tiefe Klage in dem Refrain eines dieſer Volkslieder:

„Mir däucht, ſchwer, ſchwer iſt es zu leben!“

Aber wie der Geiſt des Menſchen, und umnachtete ihn auch die tiefſte Schwermut, doch eine Stelle hat, durch welche das Himmelslicht der Freude dringt, ſo hat auch der ſchwediſche Wald eine Erſcheinung, welche dieſe düſtere Natur verklärt und ſie verſchönt; und das iſt nichts weiter als eine unbedeutende, in unſerem Vaterlande wenig beachtete Blume. Ich meine nicht die ſchöne Linnaea borealis, die einſt ungetauft in dieſen Wäldern ſtand, ſondern das einfache Weidenröschen (Epilobium) mit ſeinen roten leuchtenden Blüten. Wohin wir ſchauen, überall entfaltet die Blüte ihre ſchönen, weit ſichtbaren Blätter. Bald prangt ſie mitten unter den wüſten Bäumen des skog, bald auf einſamem Felsblock. Sie ſcheint ſich gern dem Menſchen anzuſchließen, denn ſie folgt ihm immer, wohin er auch rodend, brennend, anbauend gekommen iſt. Die Blume ſteht ebenſo auf der Eiſenbahn wie in dem Gärtchen der Bahnwärter, ſie ziert die winzigen Kartoffel- und Bohnenbeete, die alle mit einem Steinwalle umgeben ſind. Sie keimt noch aus den Raſenbrocken, welche auf die Steinwälle gelegt werden, ſie ſteht mitten in den kleinen Roggenfeldern, dicht neben den halbverbrannten Stubben und dunkeln Steinblöcken. Wohin du blickſt, die rote Blüte leuchtet dir immer entgegen. Aber die Schweden haben der Blume auch ein dankbares Herz entgegengebracht; ſie haben ſie ſo hoch geehrt, wie man eine Blume nur ehren kann, indem ſie dieſelbe immer nur blomman, die Blume nennen. Die Epilobiumblüte iſt alſo dem Schweden der Repräſentant der ganzen Blumenwelt. Die andern nennt er bei ihren mannigfaltigen Namen, das Epilobium aber iſt ihm einfach die Blume.

## Stockholm und der Mälarſee.*)

Die ſchwediſche Hauptſtadt, auf zahlreichen Felseilanden des Mälar erbaut, dort, wo der See ſich durch einen engen Ausgang in einen Buſen der Oſtſee ergießt, hat eine unvergleichlich ſchöne Lage, jene Verſchmelzung des Großen und Erhabenen mit dem Anmutigen und Reizenden, wie ſie den prachtvollſten Hauptſtädten: Liſſabon, Edinburgh, Genua, Neapel, Konſtantinopel eigen iſt.

Die Altſtadt liegt auf jener nicht großen Inſel, welche den Süßwaſſerſee von dem Salzwaſſer der Oſtſee ſcheidet, das bis in den Hafen vordringt. Alt-Stockholm iſt dicht gebaut, hat ſchmale Straßen, aber ein großartiges prächtiges Königsſchloß. Eine Brücke — Norrbro — führt auf das nördliche Seeufer, in den Stadtteil Nordermalm, 12mal größer als die ältere Stadt, mit ſchönen, breiten und ebenen Straßen. Der auf dem Süduſer des Sees gelegene Stadtteil heißt Södermalm; ſeine Straßen ſteigen oft ſteil

*) Paſſarge a. a. O. Erinnerungen aus Skandinavien von Charles van Uſford (Ausl. 1877, S. 94). Die Lage der europäiſchen Hauptſtädte von J. G. Kohl.

an, er liegt auf sehr welligem Felsboden. Hinter der eigentlichen Stadt liegt Riddarholm (Ritterinsel), ein kleines Eiland. In der Riddarholmkirche befinden sich die Gräber Gustav Adolfs und Karls XII.

Wir waren — erzählt Passarge — auf der „westlichen Stammbahn" nach Stockholm gefahren und in dem Bahnhof von einem schwedischen Freunde herzlich bewillkommnet worden. Der Omnibus aus dem Hotel Rydberg hatte uns erst durch Södermalms steile Straßen geführt, dann über den Schleusenplan längs der Schiffbrücke an dem Schlosse vorüber nach Norrbro und dem mit Palästen eingefaßten Gustav-Adolf-Platz, dessen Standbild uns gleichsam befreundet entgegentritt. Vom Hotel hatten wir einen schönen Blick über diesen Platz auf Norrbro, das Schloß, Skeppsholm und den Hafen. „Kein Zweifel, wir waren in Stockholm!" Es war die märchenhafte Mälarstadt, welche sich vor meinen Augen ausbreitete mit ihren Inseln, Holmen und Buchten; hier der Mälar, dort die Salzsee, drüben das stolze Königsschloß, Kuppeln, Türme, Paläste, breite Straßen und Brücken, — Parke und Gärten, im Wasser schwimmend, alles glühend übergossen von den Strahlen der nordischen Abendsonne."

„An den Granitwänden des Blasiiholm lag eine Menge von Schiffen, die aus dem Norrland gekommen waren; die einen mit Holz beladen, welches klafterweise verkauft und am Ufer sofort aufgestapelt wird; die andern mit Heu und Kühen, die in langen Reihen auf dem Verdeck stehen, ruhig ihre Abendmahlzeit halten und dabei gemolken werden."

Der Blasiiholm war früher eine Insel. Auf seiner Spitze steht das neue Museum, ein Prachtbau Stülers im florentinischen Stil, ein würdiges Gegenüber des Schlosses, von dem es durch den Hafen getrennt ist. Dann kommt eine lange Brücke, die Skeppsbro, ursprünglich eine wirkliche Schiffbrücke, jetzt von Eisen erbaut. Indem wir sie überschreiten, werfen wir links einen Blick auf die Häusermassen des Ladugårdslands und die Bucht gleichen Namens, dann auf den Tiergarten mit seinen Villen und Prachtbauten, den beliebtesten Vergnügungsort der Stockholmer, den der holländische Reiseschriftsteller Quarles noch über den Wiener Prater stellt. So gelangen wir auf Skeppsholm, das im Mittel des Stockholmer Hafenbeckens gelegen, nach allen Seiten die herrlichsten Blicke verstattet, während das Holm selber mit seinen auf nackten Felsen stehenden Gebäuden und seinen schattigen Baumgängen als ein kleines rings abgeschlossenes Inselparadies daliegt, ein wahres „Lustholm", wie es zu Johannes III. Zeit genannt ward.

Wie Blasiiholm mit Skeppsholm, so ist dieses wieder mit Kastellholm verbunden, einer einzigen Felskuppe, auf welcher ein kleines Kastell steht, vor dem ein paar Kanonen dazu bestimmt sind, die einlaufenden Kriegsschiffe zu begrüßen. Hier liegt uns die „Tiergartenstadt" mit ihren Holzplätzen und Werften ganz nahe gegenüber. Weiter verfolgen wir die breite Wasserstraße, auf welcher die Schiffe hinaus in die Ostsee fahren, links begrenzt von der sorgfältig angebauten, mit Eichen, Gärten und Villen bedeckten Ebene des Tiergartens; rechts von der kahlen, steil aufsteigenden Felshöhe, welche sich

Stockholm.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

von Södermalm östlich hinzieht und nur hier und da von einem Fabriketabliſſement oder einer Schiffswerft belebt wird. Wohin wir auch ſchauen, es iſt ein immer neues Bild von vollendeter Hoheit und Schönheit.

Wir werden wohl an dieſe und jene durch impoſante Schönheit berühmte Stadt erinnert, allein es will nicht recht paſſen, die Mälarſtadt irgend einer an die Seite zu ſtellen; Stockholm iſt einzig in ſeiner Art, denn nirgend berührt ſich die Pracht und der Luxus einer Großſtadt ſo nahe mit der nur halb bezwungenen ſtarren Granitnatur des Urwaldes.

„Staden", die Altſtadt, der Kern Stockholms mit ihrem langgeſtreckten Kai, dem Schloß und den Türmen ihrer Kirchen, mit ihrem Maſtenwalde und der ſalzigen Flut erinnert uns an die Lagunenſtadt im fernen Süden. Aber dicht dabei ſteigt Södermalm auf, die hochragende Felſenſtadt und der Dom der Katharinenkirche. Faſt ſenkrecht fallen die Felswände ab und baden ihren Fuß in dem Hafen. Gerade ſo tritt uns Genua entgegen, wenn wir uns auf leichtem Nachen dem Meer anvertrauen und unter ſeinen ſteilen Felsabhängen hinfahren, über welchen der Dom von Santa Maria di Carignano ſeine Kuppel in den Äther hebt. Das Strömparterre neben der Norrbro mit ſeinen lombardiſchen Pappeln und der Kai von Norrmalm lenkt den Flug unſerer Einbildungskraft nach der Hauptſtadt des Leman, nach Genf mit der Rouſſeauinſel und dem Kai des Montblanc. Der Tiergarten endlich und die weiteren Felshöhen im Oſten erinnern uns halb an Hamburg, halb an die Bucht von Cattaro am Adriameer. Doch wir dürfen Stockholm weder das nordiſche Venedig, noch das baltiſche Genua, noch das Genf des Mälar nennen; die Königin des Mälarſees iſt eben, wie jene genannten Städte auch, einzig in ihrer Art.

Ebenſo einzig iſt aber auch der Mälar. Dieſer anmutigſte See Schwedens bildet, wie Kohl in ſeiner bündigen Weiſe a. a. O. dargelegt hat, einen tiefen, breiten und langen Einſchnitt in das Feſtland und greift, von Oſten nach Weſten geſtreckt, beinahe 18 Meilen in dasſelbe hinein. Die Hauptlinie ſeiner Ausdehnung ſteht ſenkrecht auf der Küſtenlinie der Oſtſee und auf dem langen Hauptkörper dieſes Meeres; infolge deſſen behält er möglichſt viel Land an beiden Seiten. Sein Oſtende iſt dem Meere ganz nahe und mit dieſem in ſo bequemer Verbindung, daß das Salzwaſſer zuweilen weit in den See hineindringt. Er ſelbſt und die Meereswege, die zu ihm führen, ſind tiefer, als es für Seeſchiffe gewöhnlichen Tiefganges nötig iſt. Die kleinen Kriegs- und Handelsfahrzeuge der alten Zeit vermochten faſt in alle Winkel und Verſtecke des Meeres vorzudringen. Man könnte ihn daher ebenſo gut als einen Arm oder Buſen des Meeres wie als einen Landſee betrachten. In dieſer Hinſicht hat er auf der ganzen langen ſchwediſchen Küſte nicht ſeinesgleichen; er iſt der einzige große Fjord, den Schweden beſitzt. Seine zahlreichen Nebenarme, Buſen und Inſeln, ſowie die Mündungen der vielen in ihn ſich ergießenden Flüſſe bieten eine Menge von Ankerplätzen und Häfen dar. Man könnte den ganzen See als den geräumigſten Naturhafen Schwedens bezeichnen.

Seine Ufer sind nur hier und da klippig und schroff. Er ist nicht so eng und durchweg in hohe Felsen eingeschnitten wie die Fjorde Norwegens. Vielmehr ist er großenteils von ebenen, zum Anbau einladenden und zur Ansiedlung bequemen Fluren eingefaßt. Die Provinzen, die ihn in etwas größeren Abständen umgeben, Upland im Norden, Södermanland im Süden, Westmanland im Westen, gehören zu den fruchtbarsten produktenreichsten Landschaften Schwedens. Herrliche Waldungen für den Schiffsbau sind in Fülle vorhanden. In geringer Entfernung nach Norden sind auch große Schätze des Metalls, an welchem Schweden reich ist, niedergelegt — in den berühmten unerschöpflichen Eisengruben von Dannemora.

Infolge aller dieser Umstände finden wir denn auch an den Ufern dieses Sees von jeher, soweit das Licht der Geschichte leuchtet, Schiffahrt, Handel, eine beziehungsweise dichte Bevölkerung und früheste Sammelplätze derselben. An einer nördlichen Ausbuchtung des Sees lag Sigtuna, die älteste Stadt Schwedens, nach deren Zerstörung Stockholm aufblühte und namentlich durch den Handel mit den deutschen Hansestädten erstarkte. Durch den nach dem Meere zu geöffneten Busen, der mit zahllosen kleinen Felseilanden („Schären") besetzt ist, führen zu den geschützten Häfen des inneren Sees mehrere Wege, die aber doch für größere Schiffe mitunter beschwerlich sind. Da überdies der Hafen Stockholms 5 Monate im Jahr mit Eis bedeckt ist, so ist man auf den Gedanken gekommen, an der Meeresküste einen großen Hafen anzulegen und diesen mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn zu verbinden. Doch zur Ausführung dieser Idee ist es noch nicht gekommen, da die Geldmittel fehlten.

Die Schiffahrt auf dem Mälar ist im Sommer sehr lebhaft. Außer vielen Segelschiffen wird sein Spiegel von mehr als 60 Dampfern durchfurcht. Da außer Stockholm noch 12 kleinere Städte und über 100 Kirchspiele, 200 Herrensitze, viele königliche Schlösser und zahllose Villen und Landgüter an dem Ufer des Sees liegen: so begreift man, daß in dem großen zum Teil öden Skandinavien das Becken des Mälar nicht seinesgleichen hat.

## 2. Bilder aus Norwegen.*)

### Der Sognefjord.**)

Wir befanden uns auf der Hochstraße von Bergen nach Christiania. Die Fahrt von Vossevangen nach Vinje war ausnehmend schön. Zuerst folgten wir dem Fuße der äußerst nackten schwarzen Hügel, einem Teile der

*) Norwegen und seine Gletscher von James de Forbes (deutsch von Ernst A. Zuchold, Leipzig).

**) Fjord = Busen, Bai; Fjeld = Hochfläche.

Gebirgskette zwiſchen Voſſevangen und Bergen, auf der zu Anfang Auguſt an umfangreichen Stellen Schnee lag. Bei Tvinde, der erſten Station, ſieht man einen ſehr ſchönen Waſſerfall, von dort bis Vinje iſt die Gegend wahrhaft entzückend — die größte Abwechslung von Grün, Wald, Flüſſen und hier und da von kultiviertem Lande, im Hintergrunde Berge von überraſchenden Formen. Ich wurde an die reizendſten Gegenden von Cumberland und Weſtmoreland erinnert. Als wir Vinje erreichten, war es unglücklicherweiſe ſchon dunkel.

Wir ſchliefen vortrefflich und ſetzten am nächſten Morgen die Reiſe nach Gudvangen fort. Wir erreichten die Ufer eines kleinen Sees und gelangten auf einen neuen, ſchön gebauten Weg, der uns an einem Abhange durch Wald und Schluchten führte und reich war an höchſt maleriſchen Ausſichten. Für das Auge des Geologen wurden dieſe noch intereſſanter durch das Vorkommen kriſtalliniſcher Geſteine von außerordentlicher Schönheit, durch welche der Weg ſeine Durchſchnitte machte. Dieſelben gehören zu der von Esmark ſogenannten Noritformation, welche dem Gneis augenſcheinlich untergeordnet iſt, während der Feldſpat darin rein weiß mit Quarz und ſchöner grüner Hornblende vermiſcht vorkommt, auch Granatkriſtalle von prächtiger Orangefarbe ſich beigemengt finden, eine höchſt auffallende Verbindung.

Bei Stalheim wird die Scenerie wilder. Wir befinden uns in dem oberſten Teile des Näroedal, einer jener ſonderbaren in Norwegen ſo gewöhnlichen Schluchten, auf beiden Seiten von ſenkrechten Felswänden in einer Höhe von vielleicht 500, ja ſelbſt 600 m eingeſchloſſen, mit ebenem Thalgrunde aus Alluvialboden und an der Spitze plötzlich durch einen ſteilen, wenn auch nicht gerade abfallenden Abhang geſchloſſen. An dieſem Abhange hinab iſt der Weg in einer Reihe Zickzacks oder Windungen auf eine meiſterhafte Weiſe in einer Entfernung von 250 m ſenkrechter Höhe angelegt. Auf beiden Seiten ſtürzen ſich Waſſerfälle hinab und tragen dazu bei, daß die Ausſicht auf der entgegengeſetzten Seite einen Anblick von wunderbarer Größe gewährt. Von dem Fuße des Abhanges bei Gudvangen aus an den Ufern des Näroe-Fjords iſt der Weg faſt ganz eben; denn die ganze Steigung beträgt auf einer Entfernung von einigen Meilen noch nicht 100 m. Die Gebirge erheben ſich jedoch zu beiden Seiten in unveränderter Höhe; die Felsmaſſen zur Rechten ſteigen bis zu einer Höhe von 1500—1800 m an, während ſich ein Waſſerſtrahl, der Keelfoß, von einer 600 m hohen Felswand herunterſtürzt.

Bei der Ankunft in Gudvangen iſt man ſehr überraſcht. Die Wände des Thales ſetzen ſich ununterbrochen fort, aber die Alluvialebene macht dem von keiner Welle gekräuſelten, faſt ſüßen Waſſer der Meeresbucht Platz, ſo daß der Waſſerſaum bis zur Thür des Gaſthauſes heranreicht. Nachdem wir das Mittageſſen eingenommen, beſtiegen wir ein Boot mit drei tüchtigen Ruderern und ſetzten die Fahrt im ausgedehnten Sogne-Fjord fort, von welchem der Näroe-Fjord eine der verwickeltſten Ausbuchtungen bildet. Das Wetter, welches glücklicherweiſe eine Zeit lang ſchön geweſen war, fing wieder

an zu drohen, und als wir das Boot beſtiegen, fiel ein kleiner Regen. Dabei zogen ununterbrochen Wolken am Himmel herauf und ſetzten ſich zuletzt an den Gipfeln der Felſen feſt, welche meilenweit dieſe öde, ja ſchreckenerregende Gegend einſchließen. Ich weiß nicht, welche Nebenumſtände zu dieſem Eindrucke beigetragen haben: doch hat ſich meiner ſelten das Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit ſo ſehr bemächtigt, als hier. Mein Begleiter war in tiefen Schlaf verſunken; die feuchte Luft ruhte ſtill über dem Waſſer, die Ruder ſchlugen in trägem Takte in die rabenſchwarze, unergründliche Tiefe, während dieſelbe auf beiden Seiten von ſenkrechten Felswänden eingeſchloſſen war, ohne den geringſten Abhang oder Raum am Fuße derſelben, ſo daß auch nicht einmal eine Ziege daneben hätte klettern können. Die Gipfel, ſo hoch ſie an ſich waren, erſchienen noch höher, da ſie in den Wolken verborgen blieben, welche gleichſam ein naſſes Dach über uns, mit dem Waſſerſpiegel unter uns korreſpondierend, bildeten. So oben, unten und von beiden Seiten eingeſchloſſen, ruderten wir in der zunehmenden Dunkelheit und dem dichten Regen weiter, bis wir einige Befreiung erhielten, als wir in den weitern, obgleich auch noch finſtern Aurlands-Fjord einfuhren, in welchem die See ein natürlicheres und bewegteres Anſehen annimmt. Man kann kaum begreifen, daß eine ſolche Fahrt einen Teil der regelmäßigen Reiſe zwiſchen Bergen und Chriſtiania ausmacht.

Wir übernachteten in Lekanger, einem Landungsplatz auf der Nordſeite des Sogne-Fjord, an einer Stelle, wo er Sy-Strand genannt wird. Welche Überraſchung am andern Morgen, als ſich das Wetter etwas aufgeklärt hatte! In einer Entfernung von zwei engliſchen Meilen zwiſchen der Kirche von Lekanger und dem Gaſthauſe kamen wir an eine Reihe hübſcher Wohnungen, mit prächtigen Obſtgärten abwechſelnd, vorüber. In dem Garten, welcher zur Predigerwohnung gehörte, ſtanden Eichen und Walnußbäume von ausgezeichneter Schönheit. Nicht weit von Lekanger ſahen wir völlig gelbe und anſcheinend ganz reife Kornfelder, welche gegen das unreife Grün jener bei Bergen und Voſt einen gewaltigen Kontraſt bildeten. Es iſt auffallend, daß das Innere des Sogne-Fjord, in der unmittelbaren Nachbarſchaft der bedeutendſten Erhebungen Norwegens und ſeiner ausgedehnteſten Schneefelder, hinſichtlich des Klimas weit ſchöner zu nennen iſt, als die Küſte mit ihren unaufhörlichen Regengüſſen.

## Flüſſe und Waſſerfälle.

Von allen Gegenſätzen, welche Norwegen zu anderen Gebirgsgegenden darbietet, iſt wohl die Häufigkeit fließender Gewäſſer das Überraſchendſte. Flüſſe von hellem und funkelndem Grün brauſen in den Thälern nach allen Seiten hin. Das Waſſer ſtürzt über Felsklippen häufig in einem einzigen Strahl hinab, zuweilen und dann noch mehr Wirkung hervorbringend, hüpft es in einer Reihe einzelner Fälle, während es ſich mehr und mehr ausbreitet, je tiefer es kommt, indem es für lange Zeit die Einbildungskraft

feſſelt, welche verurſacht, den ſich mehr und mehr veräſtelnden und teilenden Waſſerſtrahlen zu folgen. Der dadurch verurſachte Ton iſt weniger ein Murmeln als ein Rauſchen und Brauſen, ſo zerteilt ſind die Ströme und ſo zahlreich die mit Schaum bedeckten Felsabhänge, von einer üppigen Vegetation von Erlen und Birken überwölbt, welche keineswegs durch den heftigen Luftzug zurückgedrängt wird, der höhere Waſſerfälle ſtets begleitet. Es ſpannen ſich auch wohl einzelne Fäden ſchneeweißen Waſſers an einem jähen Abhang von 600 m Höhe vom Fjelde bis zum tiefen Thale. Sie ſehen ſo dünn aus, daß man ſich wundert, wie ſie in dem weiten Raume die Gleichförmigkeit und reine Weiße behalten können. Das Waſſer zerteilt ſich eben ſo wenig in der Luft, als es unter Felstrümmern verſchwindet. Naht man ſich aber dieſen ſcheinbaren Fäden, ſo erſtaunt man über ihren Umfang und ihre Maſſe, welche gewöhnlich ſo bedeutend iſt, daß man unterhalb des Waſſerfalles nicht von einem Ufer zum andern gelangen kann.

Der Urſprung ſolcher Waſſermenge erklärt ſich aus der eigentümlichen Bildung der Oberfläche des norwegiſchen Gebirgslandes. Die Berge bilden weite, flache Plateaus; die Thäler ſind tief und entfernt von einander gelegen. Die Oberfläche der erſteren nimmt den Regen auf und ſammelt ihn, worauf er in den ſchmalen Kanälen der letzteren abfließt. Da ſich die Thäler ſelten in Zweige teilen, ſondern gewöhnlich einer Richtung folgen, und da ſie ferner von den Fjelden gänzlich durch ſteile und jähe Felswände getrennt ſind, ſo folgt daraus, daß der einzige Fluß, welcher durch ſolche Thäler ſtrömt, das Waſſer weiter Flächen in ſich ſammelt und hauptſächlich von Bächen genährt wird, welche einen langen Lauf über die Fjelde machen und ſich zuletzt in Form von Waſſerfällen zu jenem in das tiefe Thal hinabſtürzen. Das Syſtem läßt ſich in einfacher Weiſe vergleichen mit dem Dach der Häuſer einer altmodiſchen Stadt, welches das Regenwaſſer in Rinnen ſammelt, woraus es durch eine lange, nach der Straße hin vorſtehende Röhre auf dieſe hinabſtürzt.

Doch iſt noch ein anderer Grund der überraſchenden Waſſermenge zu beachten. Der Regenfall iſt für einen großen Flächenraum Norwegens bedeutend, wenn nicht geradezu übermäßig zu nennen. Auch iſt er ohne Zweifel auf den Fjelden noch ſtärker, als in den Thälern des Innern. Die Oberfläche der Hochebenen iſt während zwei Drittel des Jahres mehr oder weniger mit Schnee bedeckt. Während dieſes Zeitraums ſind die Flüſſe in vielen Fällen faſt trocken, die Waſſerfälle verſchwunden. Die bedeutenden Schneeanhäufungen des Herbſtes, Winters und Frühjahrs werden durch die anhaltende Wärme der langen Sommertage getaut. Nur zu dieſer Zeit werden die inneren Teile Norwegens beſucht, und wir haben dann die großen Waſſermaſſen gerade in dieſer kurzen Zeit vor Augen. Ohne Zweifel ſind in den Alpen ähnliche Urſachen wirkſam, jedoch die verhältnismäßige Seltenheit von Waſſerfällen erklärt ſich dort durch den vollſtändigen Mangel an Hochebenen und den Charakter der Thäler, welche bis ins Unendliche verzweigt ſind. In den Pyrenäen, welche mehr durch Gebirgsrücken oder

Ketten charakteriſiert ſind, kommen Waſſerfälle zwar zahlreicher vor, jedoch ſind ſie weit weniger impoſant als in Norwegen.

## „Die Gårds."

Da die Oberfläche des Landes faſt aus lauter unfruchtbaren Hochebenen beſteht, und die Thalgehänge außerordentlich ſteil, zuweilen ſenkrecht abfallen, können ſich keine Dörfer ausbreiten. Mit Ausnahme von Lilleſammer am Mjöſen-See ſind wir keinem Platze begegnet, der verdient hätte, ein Dorf genannt zu werden, ſeitdem wir Chriſtiania verlaſſen. Dagegen trafen wir auf einzelne Häuſer, höchſtens zu zwei bis drei vereinigt, von mehreren Familien bewohnt. Dies macht einen „Gård" (ſprich Goard) aus, und iſt gewöhnlich als Grundeigentum einem Bauer gehörig, der ſich auch wohl nach dem von ihm beſeſſenen oder bewohnten Gård ſelber nennt, wie dies in den ſchottiſchen Hochlanden gleichfalls Gebrauch iſt.*) Der Gårdbeſitzer fühlt ſich als Edelmann und verachtet den „Huusmann", den bloßen Häusler; Ehen zwiſchen den Kindern beider gelten als Mißheiraten. Unſer Wirt im Toſte behauptete mit ſtolzem Selbſtgefühl, ein Nachkomme Harabd Harfagars, eines der älteſten kleinen Könige Norwegens, zu ſein.

Die Häuſer der Gårds ſind meiſt blockhausähnlich von Holzſtämmen aufgeführt; die Mehrzahl derſelben iſt niedrig, von Rauch geſchwärzt, mit Raſen gedeckt, ohne Öfen, welche Kamine erſetzen. Die reichen Bauern haben Häuſer, welche den Wirtshäuſern gleichen, die von wohlhabenden Schweizerbauern in jenen Dörfern unterhalten werden, die nicht auf der Touriſtenſtraße liegen. Auf Porträts und Erbſtücke der früheren Generationen wird viel gehalten.

Getrennt von der übrigen Welt pflanzt ſich bei ihnen alte Sitte unverändert fort. Seit vielen Jahrhunderten iſt die Ruhe in dieſen Thälern ſelten und nur vorübergehend geſtört. Das abgeſchloſſene Daſein hat ſelbſt den Stamm in ſeltener Reinheit erhalten. Dieſe einſamen Wohnplätze enthalten wenig, was die Raubgier herrſchſüchtiger Großen reizen könnte, daher iſt das Feudalſyſtem niemals in Norwegen aufgekommen. Schweden hat einen uralten mächtigen Adel, Dänemark einen zurückgedrängten, Norwegen gar keinen.**)

---

*) Gård (engliſch garden) bedeutet Umzäunung, eine Einfriedigung, einen Landſitz. Nicht zu verkennen iſt der Zuſammenhang mit dem griechiſchen χόρτος, dem germaniſchen Garten, dem gotiſchen Gards (nach Jac. Grimm von gairdan, cingere — gürten), eben ſo wenig als die Verwandtſchaft mit dem ſlaviſchen grad, grod und dem perſiſchen gerd, gird, Umkreis, Kreis; dann auch fürſtlicher Landſitz, Schloß oder Stadt. Alex. v. Humboldt, Kosmos I, S. 387 und 388.

**) Steffens, die gegenwärtige Zeit II, S. 419 ff.

## Heu- und Kornernte in Norwegen.*)

In einem Lande wie Norwegen, welches eigentlich nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, beſitzt, muß man „Heu machen, während die Sonne ſcheint“. Der Froſt bleibt gewöhnlich vom Oktober bis zum Mai oder bis zum Anfang Juni in der Erde, und kein vorübergehendes Tauwetter vermag die Oberfläche des Bodens zu durchdringen, wenn dieſelbe einmal feſtgefroren iſt. Häufig tritt der Winter ſo ſchnell ein, daß die Früchte nur mit genauer Not eingeerntet werden können und keine Zeit zum Pflügen übrig bleibt. Hat die Sonne aber im Frühling einmal das Eis geſprengt, ſo iſt ſie durchaus nicht blöde und ruft mit lauter Stimme die Kräuter und Pflanzen hervor. Ein zweifelhafter Sommer bringt dem Landmann ſicher Verluſt, denn die ſchöne Jahreszeit iſt ſo kurz, daß jeder verlorene Tag nicht zu erſetzen iſt. Selbſt in gewöhnlichen Jahren wendet der Ackerbauer manche kleine Kunſtgriffe an, welche in mehr begünſtigten Ländern nicht allein unbekannt, ſondern auch unnötig ſind.

Die Heuernte dauert vom Ende des Juli bis zum Ende des Auguſt oder Anfang des Septembers; alle arbeitsfähigen Hände ſind dann in Anſpruch genommen, und das Pferd, welches der Poſtreiſende verlangt, wird nur mit Murren und Grollen hergegeben. Die Wieſen gleichen den engliſchen nicht; das niedrige Gras iſt dick mit Unkraut und wilden Blumen durchwachſen. Weiber ſowohl wie Männer ſind mit Mähen beſchäftigt; das geſchnittene Gras wird gemeiniglich auf beſondere Gerüſte im Felde gelegt, damit es von jedem Sonnenſtrahl und Lüftchen Vorteil ziehe. Sobald dasſelbe trocken genug iſt, wird es auf Heuſchleifen eingefahren — Karren, welche einer auf hölzernen Schlittſchuhen ruhenden Krippe gleichen und hinten zwei kleine Räder von der Größe eines Tellers haben. Dieſe vermögen nur eine geringe Ladung fortzuſchaffen und kontraſtieren ſehr mit den großen engliſchen Heuwagen.

Das Heu wird nicht in Schobern aufgeſtapelt, ſondern es wird auf den Boden der großen Scheune gebracht, welche einen Teil jeder Hausſtätte bildet. Man ſchafft es vermittelſt einer geneigten Ebene hinauf, die gewöhnlich von kreuzweiſe gelegten Stämmen gemacht und ſo ſtark iſt, daß Pferde und Karren dieſelbe paſſieren können. Auf der Höhe angelangt, wird das Heu abgeladen und auf dem Boden über dem Stall niedergelegt. Zur Ernährung des Viehes während des langen Winters heimſt man nicht allein Heu und Stroh ein, ſondern auch noch die Blätter verſchiedener Bäume, z. B. die der Erlen und Pappeln, welche zur Ergänzung der übrigen Vorräte dienen. Wenn der Herbſt herannaht, ſieht man Weiber und Kinder überall beſchäftigt, die Blätter von jenen Bäumen abzuſtreifen und in Bündeln auf dem Kopfe heimzutragen. Für die Erlaubnis, auf dieſe Weiſe ihre Wintervorräte zu vermehren, bezahlen manche Leute den Eigentümern ſogar einen gewiſſen Zins.

*) Nach dem Engliſchen von Dr. Ed. Zill.

Unmittelbar auf die Heuernte folgt die Kornernte. Weizen wird wenig gebaut; nur hier und da erblickt man kleine Felder mit dieſer Getreideart, die aber meiſt ſehr dünn und ärmlich wächſt, ſo daß die Koſten des Beſtellens kaum gedeckt werden.*) Gerſte, Roggen und Hafer ſind die Feldfrüchte, die am meiſten gebaut werden. Beim Mähen entwickeln die Frauen faſt eine eben ſo große Thätigkeit als die Männer. Um ſo viel Stroh als möglich zu gewinnen, ſchneidet man die Halme unmittelbar über der Erde ab. Nachdem die Schwaden einige Tage gelegen haben, werden ſie zum Trocknen und Nachreifen aufgeſtapelt, jedoch nicht ganz in derſelben Weiſe wie das Heu. Das ganze Feld iſt in regelmäßigen Zwiſchenräumen mit ſtarken, etwa 3 m hohen Pfählen beſetzt; dieſe werden von oben bis unten mit Garben bebunden, und zwar ſo, daß die Spitzen derſelben ſich ſämtlich nach Süden der Sonne zuneigen. Dieſe Einrichtung verleiht einem Kornfelde ein höchſt ſeltſames Ausſehen, namentlich gegen abend, wenn die Sonne ſich dem weſtlichen Horizonte nähert und die Pfähle nun lange Schatten werfen; es iſt, als ob auf den Feldern Rieſen Wache hielten. Mitunter muß das Getreide noch ganz grün abgemäht werden. Man hängt es wohl auch auf horizontal gelegte Balken, welche durch ein Dach teilweiſe vor der Kälte geſchützt ſind, während der Wind frei durch das Gebäude ſtreichen kann. Nicht ſelten ſchlagen alle dieſe Mittel fehl, wie im Herbſt des Jahres 1851, wo der Roggen ſehr feucht und grün blieb, und der Genuß dieſes unreifen Korns manche Krankheiten verurſachte.

Den Hafer benutzt man vielfach zur Bereitung von Fladbrot (Fladenbrot), welches viel Ähnlichkeit mit dem ſchottiſchen Haferkuchen (Bannodi) hat. Man rollt einen Teig aus Hafermehl ſo dünn als möglich auf, legt die einzelnen Fladen auf eine runde eiſerne Platte und röſtet ſie etwa fünf Minuten lang auf einem hellen Holzfeuer. Nur die Reicheren eſſen Roggenbrot; Hafer- und Gerſtenbrot ſind verbreiteter, in Hungerjahren muß auch Rindenbrot aushelfen.

## 3. Hammerfeſt, die letzte Stadt im europäiſchen Norden.**)

In einer Bucht von Qualö (Walfiſchinſel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis ſechs Häuſer an die Felſenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchturme und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel niſten, verteidigt. Dies iſt Hammerfeſt, die letzte Stadt des Nordens, der Endpunkt des Telegraphen. Sie iſt größer, als man auf den erſten Anblick glauben ſollte, mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thale verſteckt, und wenn man an

*) Die äußerſte Nordgrenze des Weizens iſt 57°.

**) Aus Marmiers „Lettres sur le Nord“.

einem Sommermorgen den felſigen Berg beſteigt, der ſie beherrſcht, ſo öffnet ſich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübſchen Kaufmannshäuſern, ihren roten Magazinen und ihren Fiſcherhütten, die ſich wie ein Gürtel am Rande des Waſſers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einem Kreis von Hügeln eingeſchnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt iſt; — weiterhin auf der andern Seite der Bucht von Fuglenäs, einer ſchmalen Landzunge, auf welcher ſich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer, auf dem die große karrierte Flagge des norwegiſchen Schiffes weht, und in der Ferne die Gebirge von Sarö mit ihren ausgezackten und ewig beeisten Gipfeln.

Seit dem Anfange des Mittelalters erſcheint der Name Hammerfeſt in den Handelsannalen der Finnmark. Es war damals nur eine Gruppe von Hütten; aber der ſichere und bequeme Hafen war den Kaufleuten von Bergen ſchon bekannt, ebenſo den ruſſiſchen Fiſchern, welche bald ſich damit begnügten, hier ihre Netze ins Meer zu werfen, bald an den Küſten das Handwerk von Piloten übten. Der während eines Jahrhunderts monopoliſierte Handel von Finnmark brachte die Bevölkerung jener Gegend in eine Art Sklaverei und ſtürzte ſie in das tiefſte Elend. Im Jahre 1789 begriff die däniſche Regierung endlich die traurigen Folgen des Vertrags, welchen ſie mit einer habgierigen und grauſamen Geſellſchaft geſchloſſen hatte. Der Handel wurde wieder frei, und Hammerfeſt empfing zu gleicher Zeit die Privilegien einer Kaufmannſchaft. Nach der Meinung derer, welche dieſen Regierungsbefehl von 1789 ausſtellten, ſollte die Stadt einen reißenden Aufſchwung nehmen. Man glaubte, ſie ſei beſtimmt, der Mittelpunkt des Handels im Norden, deſſen Niederlage zwiſchen Finnmark und Archangel zu werden; aber dieſe Hoffnungen verwirklichten ſich nicht; Hammerfeſt blieb lange Zeit nur ein Anlegeort und nichts mehr. Leopold von Buch, welcher es im Jahre 1810 ſah, entwirft davon ein trauriges Gemälde; die ganze Stadt — ſagt er — beſteht aus neun Wohnungen und hat nicht mehr als 44 Einwohner, worunter der Pfarrer, vier Kaufleute, ein Schullehrer und ein Schuhmacher. Man findet da keine Lebensmittel, nicht einmal Brennholz.

Binnen dreißig Jahren war aber der Ort ſchon ſo emporgekommen, daß er 80 Häuſer mit 400 Einwohnern zählte, und gegenwärtig hat er 1200 Einwohner, mehrere große Magazine, zwei Wirtshäuſer, die den Namen Hotel tragen, Handwerker und Fabriken, ja ſelbſt ein Billard. Dieſer Fortſchritt iſt durch die Betriebſamkeit der Kaufleute geſchehen, und Kaufleute bilden die ganze Ariſtokratie dieſer Gegenden. Diejenigen unter ihnen, welche das Glück haben, Konſularagenten eines fremden Landes zu heißen, genießen eines unermeßlichen Privilegiums. Man giebt ihnen den Titel „Konſul“, und ihre Gattin, anſtatt ſich bloß einfach „Madame“ rufen zu laſſen, wird „Frue“ genannt. Im Alltagsleben iſt die Auszeichnung des Konſuls eine Stickerei; bei wichtigen Gelegenheiten hat er den Vorrang vor allen übrigen Kaufleuten. Der Prediger iſt zu beſcheiden, um einer ſo vornehmen Würde nicht zu weichen. Der Zollaufſeher allein mit ſeinen gold-

Unmittelbar auf die Heuernte fol[illegible] eine anſpruchsloſe Treſſe ge-
gebaut; nur hier und da erblickt mar[illegible]
die aber meiſt ſehr dünn und ärmlic[illegible]ummerfeſt ein heiteres und be-
ſtellens kaum gedeckt werden.*) G[illegible]einiger Monate faſt 200 Fahr-
früchte, die am meiſten gebaut wer[illegible]nommen. Die einen freilich fahren
faſt eine eben ſo große Thätigkeit [illegible]angel oder Tromſö zu wenden; an-
möglich zu gewinnen, ſchneidet [illegible]dung voll zu machen, aber eine große
ab. Nachdem die Schwaden [illegible]Hanf u. ſ. w. und nehmen als Aus-
Trocknen und Nachreifen aufge[illegible]derdunen, Füchſe und Erz mit fort.
wie das Heu. Das ganze [illegible]ung Weſtfinnmark. Sie zieht den größten
ſtarken, etwa 3 m hohen Pf[illegible]der Jagd nämlich und vom Fiſchfang,
mit Garben bebunden, und [illegible]die fremden Bedürfniſſe, welche ſie em-
nach Süden der Sonne z[illegible]auforte des Diſtrikts.
ſelde ein höchſt ſeltſames [illegible]er Anzahl in die Stadt. Kaum ſieht man
ſich dem weſtlichen H[illegible]däniſche oder deutſche Briggs; aber jeden
werfen; es iſt, als ob [illegible]mehrere Bodjes heran. Dies ſind kurze
muß das Getreide no[illegible]die Mehrzahl ſo abgenutzt und alt, daß man
auch auf horizontal[illegible]Sturme zu widerſtehen. Die kleinſten davon
Kälte geſchützt ſind [illegible]von vorn bis hinten ſind die Planken mit Hanf
kann. Nicht ſelten [illegible]erzählt, daß, als einſt der Kaiſer von Rußland
1851, wo der R[illegible]n den Hafen von St. Petersburg kommen ſah,
unreifen Korns [illegible]daß er es für die Folge von jedem Zoll befreite.

Den Hafer [illegible]Fahrzeugen, welche einen Matroſen von Portsmouth
brot), welches [illegible]ſen die Ruſſen das Nordkap und bringen in alle
hat. Man r[illegible]Während die einen den Handel mit den Finnmarken
die einzelnen [illegible]die andern auf die Fiſchereibänke. Geſchickter und
Minuten l[illegible], haben ſie oft ein mit Fiſchen reich beladenes Boot,
brot; Haf[illegible]nur ein halbleeres Netz herausziehen. Es iſt ihnen
Rindenbr[illegible]eine Meile von der Küſte zu fiſchen, aber ſie überſchreiten
[illegible]welche ihnen gezogen ſind. Durch Beharrlichkeit ermüden
[illegible]derer, welche ſie überwachen ſollen. Im Oſten, im
[illegible], von allen Seiten umringen ſie die Küſte von Finnmark;
[illegible]ihnen ſie wieder.

3. [illegible]ruſſiſchen Fahrzeugen erſcheint die ärmliche Barke des Finnen,
[illegible]Kaufmann die Fiſche bringt, die er mühſam in mehreren Mo-
[illegible]hat, um einen Teil ſeiner Schulden in Ordnung zu bringen.
[illegible]Holz gebauten Umgang, welcher die Magazine umgiebt, bemerkt
[illegible]von Trachten, ſowie man alle Sprachen des Nordens hier
Der Kaufmann iſt daſelbſt immer auf dem Platze und be-
Mütze von Fiſchotter auf dem Kopf, die Feder hinter dem Ohre,
[illegible]Comptoir zur Niederlage und von da wieder zurücklaufend. Jetzt
[illegible]der Arbeit. Von dieſen drei oder vier Monaten ſeiner Berech-
[illegible]Schreibereien hängt der Erfolg des ganzen Jahres ab. Da
[illegible]Fahrzeuge nach Spitzbergen und Fiſchladungen nach Spanien und

Portugal ab. Der ganze Tag vergeht in einer ununterbrochenen Kette von Geſchäften; nur abends bei der Punſchbowle wird geplaudert. Dann überlaſſen ſich dieſe braven Kaufleute mit Luſt ihren Herzensergießungen, ihren gaſtfreundſchaftlichen Gewohnheiten, und wenn ein Fremder unter ihnen iſt, ſo haben ſie für ihn eine Güte und Zuvorkommenheit ohnegleichen.

Wenn man durch die wogenden Nebel und die dichten Wolken, welche gewöhnlich den Himmel von Hammerfeſt verſchleiern, plötzlich einen ſchönen Sonnenſtrahl dringen ſieht, wenn die Gebirge der Inſeln mit ihren bläulichen Rändern und ihren ſchimmernden Gipfeln in der Ferne erſcheinen, wenn das Meer, welches kein Wind in Bewegung ſetzt, wie ein ſilberner See ſich zwiſchen der Stadt und dem Felſen ausbreitet, ſo iſt das ein ſchönes, poetiſches Schauſpiel. Eines Abends im Monat Auguſt habe ich von der Höhe dieſes wie eine Turmſpitze aufſteigenden Piks die Sonne, im erſten Augenblick durch eine leichte Wolke verhüllt, um Mitternacht in all ihrer Pracht ſich erheben ſehen. Das ganze Meer erglänzte im Lichte; die Gebirge hatten eine Färbung von Azur, gleich den fernen Horizonten der ſüdlichen Gegenden, und die Sonne, zwiſchen den Hügelwänden in ihrem Bette von Granit wie eingeſchlafen, glich einer kriſtallenen Schale. Sobald dieſe ſchönen Tage erſcheinen, entſteht in der ganzen Stadt eine große Bewegung. Jeder will das ſo ſeltene, ſo eilig fliehende Schauſpiel genießen. Aber dieſe Tage der Erheiterung ſind nur ſpärlich; ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Froſt beginnt mitten im ſchönſten Sommer, bald verſchwinden die fremden Schiffe eines nach dem andern, die Warenhäuſer werden geſchloſſen, die Geſchäfte hören auf, alles wird ſtill.

Der Winter iſt da. Und welch ein Winter! Nächte ohne Ende, ein ſchwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Während im Sommer der längſte Tag eine Länge von 2½ Monat erreicht, muß man im Monat Dezember ſich um 12 Uhr des Mittags ganz nahe ans Fenſter ſtellen, um einige Zeilen zu leſen. Vom Morgen bis zum Abend iſt die Lampe in allen Häuſern angezündet, und keine Freude giebt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeiten. Die Poſt, die dreimal monatlich ankommen ſoll, erſcheint nur noch zu unbeſtimmten Zeitpunkten. Die, welche die ſchwediſchen Gebirge paſſiert, iſt oft durch die Nacht und die ſchlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim übers Meer ſtößt auf noch größere Hinderniſſe. Die Stadt iſt jetzt, wie eine Welt für ſich, vom ganzen Erdboden getrennt. Die armen Menſchen, welche ſie bewohnen, ſuchen dann alle möglichen Mittel hervor, um ſich zu zerſtreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um ſich däniſche und deutſche Bücher zu verſchaffen. Sie verſammeln ſich des Abends bald bei dem einen, bald bei dem andern, wenn die Schneewirbel ſie nicht verhindern, auszugehen. Sie trinken Punſch, ſie rauchen, ſie ſpielen Karten. Selbſt die wiſſenſchaftlichſten unter ihnen müſſen ſich auf jene Zeitvertreibe beſchränken; denn anhaltend beim Lampenſchein zu leſen oder zu ſchreiben iſt unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen iſt, wenn bisweilen der Himmel ſich aufklärt, die langen norwegiſchen Schneeſchuhe von Holz anzuſchnallen

...Gebirge zu laufen, an denen die Schneemaſſen alle
...haben.
... Januars beginnen ſie am Horizont die erſten Licht-
... welche ſie ſo lange geflohen hat. Anfangs unter-
...dem dunkeren Gewölk nur einen rötlichen Schein, aber dies
...Zeichen, das alle freudig begrüßen: es iſt der Vorbote
...welche im Begriff ſteht, Erde und Menſchen wieder zu beleben.
... welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme,
...lauft auf den Hügel. Dieſer Tag iſt ein Feſttag in allen
... Nach und nach vergrößert ſich der rote Schein; die unbeſtimmte
...wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht, von Woche
...erhebt ſich mehr über den Horizont erhebt und da verweilt, bis ſie drei
...Tage nacheinander den Nordmenſchen leuchtet.

---

## 4. Der Lappe und das Renntier.*)

Die Lappen der Finnmark**) können als die echteſten Proben von dieſer beſonderen Menſchenart angeſehen werden. Die Fortſchritte der Geſittung, die Ausdehnung des Ackerbaues und andere Gewerbe beeinträchtigen weſentlich die Rechte und beſchränken die Freiheit eines Volkes, welches noch in dem urſprünglichen Zuſtande des Hirtenlebens verharrt. Vor Zeiten zogen die Lappen in einem großen Teil der ſkandinaviſchen Halbinſel ungehindert umher, jetzt verengert jeder Tag ihre Grenzen und bringt ſie den übrigen Einwohnern näher. Der Lappe, welcher unter dem fortſchreitenden Einfluſſe der Urbarmachung lebt, kann alſo als eine Art Miſchling betrachtet werden, deſſen ganzes Weſen durch den Verkehr mit den Anſiedlern in hohem Grade verändert wurde. Dies iſt mit den Lappen der Finnmark nicht der Fall. Die natürliche Unfruchtbarkeit ihrer Felder wird ſie immer gegen ähnliche Angriffe auf ihre Freiheit ſchützen; ihre kahlen Gebirge bieten keine Verſuchungen, keine Hoffnungen dar, daß der Ackerbau ſich bis dahin erſtrecke; nach Verlauf von Jahrhunderten werden ſie wahrſcheinlich noch dasſelbe ſein, was ſie jetzt ſind: rohe, ungebildete Menſchen mit einem natürlichen Widerwillen gegen das civiliſierte Leben und heftiger Liebe zur Freiheit, welche ihnen die wilden Gebirge von Kindesgebeinen an geben.

In allen Teilen des ſchwediſchen und ruſſiſchen Lapplands giebt es eine

---

*) Ein Winter in Lappland und Schweden. Von Arthur de Capell Brooke. (Aus dem Engliſchen überſetzt.)

**) Die Finnmark, welche den nördlichſten Teil der wilden weiten Gegenden bildet, die den Schweden und Norwegern unter dem Namen Lappmark, und ſüdlicheren Nationen unter dem allgemeineren Namen Lappland bekannt ſind, bildet das äußerſte Ende von Norwegen, wozu ſie gehört.

Anzahl armer Lappen, Skogslappar — Waldlappen — genannt, welche meiſt in den Waldgegenden wohnen, und deren Renntierherden zu klein ſind, um ſie in den Stand zu ſetzen, auf den Gebirgen zu leben und von ihren Tieren allein ihren Unterhalt zu ziehen. Während des Sommers leben ſie unter Zelten; allein bei Annäherung des Winters errichten ſie ſich eine dauerhaftere Wohnung von Raſen und Erdſchollen. In letzterer Zeit bleiben ſie an demſelben Ort und leben teils von ihren Herden, teils von der Jagd auf Wildbret, wovon es einen Überfluß giebt, und deſſen beſtändige Verfolgung ſie zu ſehr geübten Bogenſchützen macht.

Lappländer dieſer Art ſind in dem norwegiſchen Lappland unbekannt, da das Land viel Gebirge, aber wenig Wälder hat. Die Lappen in der Finnmark können in zwei Klaſſen geteilt werden: die Fiſcher- oder Uferlappen und die Renntier- oder Berglappen, welche Sommer und Winter herumziehen, keine andere Wohnung als ihre Zelte haben und in ihrem ganzen Weſen das Bild nordiſcher Nomaden bieten. Von dieſen ſollen einige charakteriſtiſche Züge hier mitgeteilt werden.

Die Lebensweiſe des nomadiſchen Lappländers im Sommer weicht gänzlich von der im Winter ab. Die Urſachen, welche dieſe Menſchen bewegen oder vielmehr zwingen, ihre weiten und alljährlichen Wanderungen aus den inneren Teilen Lapplands nach der Küſte zu unternehmen, ſind dringend genug, wie ſonderbar ſie auch ſcheinen mögen. Im Sommer ſind die inneren Teile von Lappland, namentlich deſſen grenzenloſe Wälder, von verſchiedenen Arten Mücken und anderen Inſektenarten ſo heimgeſucht, daß kein Tier ihren unaufhörlichen Verfolgungen entgehen kann. Große Feuer werden angezündet, in deren Rauch das Vieh die Köpfe hält, um den Angriffen ſeiner Feinde zu entgehen. Die Eingeborenen ſelbſt ſind genötigt, ihre Geſichter mit Teer zu beſchmieren, als das einzige Schutzmittel gegen das Stechen und Beißen derſelben. Kein Tier leidet indeſſen mehr als das Renntier von den größeren Arten der Inſekten (Oestrus tarandi), da ſie es nicht allein durch ihr Stechen unaufhörlich plagen, ſondern auch ihre Eier in die Wunde, die ſie auf der Haut machen, niederlegen. Wollte ſich der Lappländer in den Monaten Juni, Juli und Auguſt in den Wäldern aufhalten, ſo lieſe er Gefahr, den größten Teil ſeiner Herde zu verlieren; die Tiere würden auch von ſelbſt auf die Gebirge entfliehen, um nicht von der großen Weſpe geſtochen zu werden.

Aber noch andere Gründe treiben den Lappländer an, nach den Gebirgen, die über die Küſten von Norwegen und Lappland hervorragen, zu ziehen. Während des Winters hat er von den Renntieren, die er zu ſeinem und ſeiner Familie Unterhalt geſchlachtet, eine große Anzahl Häute und Geweihe aufgehäuft; vielleicht hat er auch Gelegenheit gefunden, einige Bären zu erlegen; auch mag er einige Fuchs-, Vielfraß- und Marderfelle geſammelt haben. Die Federn von den Berghühnern, die er ſchießt oder in Schlingen fängt, werden ebenfalls aufbewahrt. Alle dieſe Dinge ſind für ihn wichtige Handelsartikel, und indem er dieſelben an die Kaufleute der Küſten vertauſcht,

und über die Felsen und Gebirge zu laufen, …erschaffen, die er im Unebenheiten ausgeglichen haben. …Tabak.

Gegen Ende des Januars beginnen … das Salzwasser der blicke der Sonne zu suchen, welche sie so … ken müssen. Soscheidet man in dem düsteren Gewölk … in vollem Lauf ist das wohlbekannte Zeichen, das alle … er wie einen Labeder Sonne, welche im Begriff steht, … sieht. Man erzählte Der erste, welcher das frohe Zeichen … g der Larven der großen und jedermann läuft auf den Hügel. … legt, bevor es die Wälder Familien. Nach und nach vergröße … mittel hin. Linie wird zu einer breiten Scheibe, … Lappländer seine Wanderung an. zu Woche sich mehr über den Hori… vom Schnee befreit, folglich fährt Monate hintereinander den Nord… daher diese samt allen seinen Winter… Last auf seinem Sommerzuge, und … faft jeder Lappe in der Nähe der …zelpunkt ihres Aufenthaltes bildet.

…ß. wechselt von 2—300 (engl.) Meilen,

## 4. Der L…

…nsucht. Die Gesundheit und Sicherheit

Die Lappen der … welchem die Gegend ausgewählt wird; dieser besonderen Menschen… …nnt hierbei nicht in Betracht, da dieser sittung, die Ausdehnung… …ngt. Die vielen Inseln an der westlichen wesentlich die Rechte u… …land werden als Sommeraufenthalt vorin dem ursprünglich… …ren Luft, als der größeren Sicherheit, die zogen die Lappen in… …ren. Wenn diese Raubtiere auch, durch gehindert umher, je… …gen, gelegentlich hinüberschwimmen, so werübrigen Einwohner… …achsamen Lappen bemerkt und zurückgescheucht, Einflusse der Urb… …ein Wald vorhanden ist, in welchem sie sich werden, dessen g… …Inseln zu erreichen, muß die Herde oft einige Grade verände… …Lande aus schwimmen, was ohne Gefahr abläuft. Fall. Die n… …gleich dem Lappländer viele Vorteile, denn hier liche Angriffe … …r den Fischfang und gute Häfen; die Fische komsuchungen, … …die vielen Buchten und engen Kanäle zwischen den… nach Verla… …natürlich die Kaufleute ein, sich daselbst anzusiedeln. was sie … …begiebt sich dann nach der Fischereistation des Kaufwillen g… …Trunk Salzwasser der Gesundheit seiner Herde notihnen d… …einen Schluck Branntwein als unentbehrlich für die …r Bude des Kaufmanns findet man ihn bei jeder …genheit, und seine Begierde nach geistigen Getränken …ganze Betrag für seine Tierfelle, Pelze und andere …Branntwein vertauscht wird, so daß er, im Begriff …rtieren zurückzukehren, nicht selten, obwohl mit großem …ist, einen Teil seiner Herde zu verkaufen, um sich mit …Dingen versehen zu können.

Einrichtung und Wirtschaft des Berglappen ist äußerst

...ählt für ſein Gezelt eine bequeme Lage an den Ufern eines ...ein Waſſer leicht zu haben iſt, ſondern auch Schutz vor ... die leicht die winzige Wohnung wegraffen würden. ...) iſt buchſtäblich wenig mehr als ein Lumpen ...im Norden unter dem Namen „Wadmal" be... Schweden und Norwegen gemacht wird und ...ls mit den Lappländern bildet. Viel von dieſem ...Küſtenlappländern gewoben, die es gegen Renn... ...lappen vertauſchen, um aus den Fellen ihre Winter... ...zu machen. Dieſes von äſtigen Birkenſtämmen unter... ...ſeine einzige Wohnung, und unter dieſem ſchwachen Ge... Gebirgs- und Lappländer der Finnmark die lange dauernde ...te der Wintermonate in den inneren Gegenden aus. Die Höhe ...es iſt ungefähr 2 m, und der ganze Umfang des Inneren überſteigt ...5—6 m. In dieſen engen Raum drängen ſich der Lappländer, ſein ...weib und ſeine Kinder und ſehr oft eine zweite Familie, die dem Mitbeſitzer der Herde gehört, zuſammen, und laſſen noch Ecken für ihr einfaches Hausgerät, als Näpfe, eiſerne Töpfe, Löffel, hölzerne Käſtchen u. ſ. w. übrig. Dabei bleibt noch immer ein Plätzchen für die Hunde, die treuen Wächter der Herde, welche ich zu zwanzigen als Genoſſen eines Zeltes geſehen habe, wovon freilich viele auf den Leibern ihrer Herren eine bequeme Ruheſtätte fanden. In der Mitte iſt das Feuer, von einigen großen Steinen eingeſchloſſen; ein Teil des Rauches geht oben durch die Öffnung des Zeltes, der übrige erfüllt den unteren Raum faſt immer mit einer dicken Wolke, hüllt die Bewohner gänzlich ein, ſo daß der Eintretende ſie kaum erkennt, und fällt den Fremden beißend in die Augen. Mir war der höchſte Grad von Kälte noch erträglicher vorgekommen, als eine Stunde in einem lappiſchen Zelte. Der Lappländer gewöhnt ſich früh an alle Unbequemlichkeiten, und eben das dichte Zuſammengedrängtſein iſt für ihn eine Hauptquelle von Wärme und Behaglichkeit, die ihm die ſtrenge Winterkälte beſiegen hilft, und zugleich vorbereitet, die für jeden anderen unerträgliche Hitze im Sommer, die aus den nämlichen Urſachen entſteht, da das Zelt unverändert bleibt, zu ertragen.

Oben an der Spitze des Zeltes, dicht an der Öffnung für den Rauch, iſt eine Art Reck aufgehangen, worauf die Käſe gelegt werden, um ſchneller zu trocknen. Das Innere des Zeltes iſt gewöhnlich mit Birkenzweigen, an welchen das Laub gelaſſen iſt, beſtreut, und darauf eine Decke von Renntierfellen gelegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bette dient. Der einzige Eingang zum Zelt iſt durch eine ſchmale Öffnung oder einen Schlitz an der einen Seite, vor welcher ein Lappen hängt, der, in die Höhe gehoben, von ſelbſt wieder in ſeine vorige Lage zurückfällt und die äußere Luft abhält. Die Gebirgszelte, welche ich in Lappland antraf, waren nie ohne eine Art Speiſekammer in ihrer Nähe. Die Errichtung derſelben iſt eben ſo einfach, wie die des Zeltes: ein paar Zweige in Form eines Drei-

wird er in den Stand gesetzt, sich andere Waren zu ve
Winter braucht, als: grobes Tuch, Mehl, Pulver und

Was den Lappen ferner an die Küsten treibt, is
See, das seine Renntiere notwendig einmal des Jahr
bald die Renntiere das Meer zu Gesicht bekommen, e
samt und sonders auf dasselbe zu und schlürfen das
trunk, obwohl man sie später nicht mehr davon tri
mir, dieses Trinken sei sehr wirksam zur Vernichtu
Wespe, welche ihre Eier in die Haut des Tieres l
verläßt. Der Instinkt treibt es zu diesem Heilmi

Mit dem Anfange des Juni fängt der Lap
Der Boden ist um diese Zeit gewöhnlich vom
er nicht länger auf Schlitten. Er läßt daher
gerätschaften zurück, als eine zu große Last a
verwahrt sie in dem Vorratshause, das fast
Kirche besitzt, die im Winter den Mittelpunk

Der Weg, den er zurücklegen muß, we
je nach der Lage der Küste, die er aufsucht
der Herde ist der Gesichtspunkt, nach welc
die Bequemlichkeit des Menschen kommt
ganz von seinen Renntieren abhängt. D
Küste von Norwegen und Lappland
gezogen, sowohl wegen der frischeren Lu
sie gegen Wölfe und Bären gewähren.
den Geruch der Renntiere angezogen,
den sie doch alsbald von den wachsa
was um so leichter wird, da kein
verbergen könnten. Um die Inseln
(engl.) Meilen von dem festen Lande

Die Inseln bieten zugleich d
sind bequeme Stationen für den
men am zahlreichsten in die viel
selben, und das ladet natürlich

Der Lappländer begiebt si
manns; und wenn ein Trun
wendig ist, so scheint er einen
seinige zu halten. In der
sich darbietenden Gelegenhe
geht so weit, daß der gan
Handelsartikel oft für
nach seinen Winterquart
Widerwillen, genötigt i
den unentbehrlichsten

Die häusliche

det sich
den an-
Rentierfell
von denen
sie indessen die
imat anzuziehen,
er hängt, um den
eicht gerade bis unter
getragen, welche aus
Auf den Knöcheln kom-
Socken, zusammen. Auf
Tuch (Gappie), an allen
etragen. Doch trifft man auch
Geschlechts, die ganz in Fellen
auch der von dem dicken und
sein, wenn der Rock nicht sehr
äre. Kein Hemd wird darunter ge-
womit die Lappländer fast ganz un-
pfe nicht kennen, indem sie ihre bloßen
mit weichem, trockenem Gras, Sena

…erden. Die Kleidung der Frauen ist ganz wie die

…n im allgemeinen die Rede ist, so muß man
…sind, wie alle nördlichen Völkerschaften,
… sind. Es ist jedoch bemerkenswert,
…ein sind, als die in den übrigen
… Grade südlicher liegen. Ich
…hen Lappländer der freieren
…rüstiger und mutvoller macht.
…n der Küste leben, um ihren
…em letztere beständig den Nebel
…größe der Gebirgslappen ist 152
…ine Seltenheit.
…e sind kleine, längliche Augen, hohe
…ein spitziges Kinn mit wenig oder gar
…hulich braun oder von dunkler Farbe,
…helles Haar haben. Ihre Hände und
…os, klein; aber der ganze Bau ist knochig
… ist schwach und klingt dem Ohr des Frem-

…Haut anbetrifft, so fand ich dieselbe nicht dunkel-
…leben wird, sondern von Natur weiß, und nur durch
…tte und das Leben im Freien gebräunt. Hatte ich
…meines Aufenthalts unter diesen Menschen eine braune
…die sich erst in Stockholm wieder verlor. Eine sehr
…gt in vielen Fällen dieselben Wirkungen hervor als sehr

…länder ist sowohl von Natur als aus Not ein Nomade. Da
…alt völlig von seinen Renntieren abhängt, welche ganz frei und
…überlassen sind, so kann man sagen, daß seine Bewegungen durch
…tet werden, und daß seine ganze Lebensweise durch sie bestimmt wird.
…anzahl der Renntiere, die zu einer Herde gehören, ist von 300—500;
…einer solchen Herde kann ein Lappe sich wohl befinden und leidlich leben.
…kann im Sommer eine hinreichende Menge Käse machen für das Be-
dürfnis des Jahres; und im Winter kann er so viele Renntiere schlachten,
daß er und seine Familie fast beständig Fleisch essen können. Mit 200 Rennt-
tieren kann ein Mann mit kleiner Familie sich so einrichten, daß er aus-
kommt. Hat er nur 100, so ist sein Auskommen sehr unsicher; bei 50 ist
er nicht mehr sein eigener Herr, kann nicht mehr seine eigene Wirtschaft
führen, muß vielmehr seine kleine Herde mit der eines reicheren Lappen ver-
einigen und verrichtet nun die Dienste eines Knechtes, indem er die Herde
begleitet und hütet, nach Hause zum Melken bringt u. s. w. Es geschieht
auch häufig, daß, wenn die Herde eines Lappländers durch Krankheit oder
Unglück bis auf diese Zahl herunter kommt, er den Überrest einem andern

Unmittelbar auf die Heuernte folgt die Kornernte. Weizen wird wenig gebaut; nur hier und da erblickt man kleine Felder mit dieſer Getreideart, die aber meiſt ſehr dünn und ärmlich wächſt, ſo daß die Koſten des Beſtellens kaum gedeckt werden.*) Gerſte, Roggen und Hafer ſind die Feldfrüchte, die am meiſten gebaut werden. Beim Mähen entwickeln die Frauen faſt eine eben ſo große Thätigkeit als die Männer. Um ſo viel Stroh als möglich zu gewinnen, ſchneidet man die Halme unmittelbar über der Erde ab. Nachdem die Schwaden einige Tage gelegen haben, werden ſie zum Trocknen und Nachreifen aufgeſtapelt, jedoch nicht ganz in derſelben Weiſe wie das Heu. Das ganze Feld iſt in regelmäßigen Zwiſchenräumen mit ſtarken, etwa 3 m hohen Pfählen beſetzt; dieſe werden von oben bis unten mit Garben bebunden, und zwar ſo, daß die Spitzen derſelben ſich ſämtlich nach Süden der Sonne zuneigen. Dieſe Einrichtung verleiht einem Kornfelde ein höchſt ſeltſames Ausſehen, namentlich gegen abend, wenn die Sonne ſich dem weſtlichen Horizonte nähert und die Pfähle nun lange Schatten werfen; es iſt, als ob auf den Feldern Rieſen Wache hielten. Mitunter muß das Getreide noch ganz grün abgemäht werden. Man hängt es wohl auch auf horizontal gelegte Balken, welche durch ein Dach teilweiſe vor der Kälte geſchützt ſind, während der Wind frei durch das Gebäude ſtreichen kann. Nicht ſelten ſchlagen alle dieſe Mittel fehl, wie im Herbſt des Jahres 1851, wo der Roggen ſehr feucht und grün blieb, und der Genuß dieſes unreifen Korns manche Krankheiten verurſachte.

Den Hafer benutzt man vielfach zur Bereitung von Fladbrot (Fladenbrot), welches viel Ähnlichkeit mit dem ſchottiſchen Haferkuchen (Bannodi) hat. Man rollt einen Teig aus Hafermehl ſo dünn als möglich auf, legt die einzelnen Fladen auf eine runde eiſerne Platte und röſtet ſie etwa fünf Minuten lang auf einem hellen Holzfeuer. Nur die Reicheren eſſen Roggenbrot; Hafer- und Gerſtenbrot ſind verbreiteter, in Hungerjahren muß auch Rindenbrot aushelfen.

## 3. Hammerfeſt, die letzte Stadt im europäiſchen Norden.**)

In einer Bucht von Qualö (Walfiſchinſel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis ſechs Häuſer an die Felſenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchturme und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel niſten, verteidigt. Dies iſt Hammerfeſt, die letzte Stadt des Nordens, der Endpunkt des Telegraphen. Sie iſt größer, als man auf den erſten Anblick glauben ſollte, mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thale verſteckt, und wenn man an

*) Die äußerſte Nordgrenze des Weizens iſt 57°.

**) Aus Marmiers „Lettres sur le Nord“.

einem Sommermorgen den felſigen Berg beſteigt, der ſie beherrſcht, ſo öffnet ſich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübſchen Kaufmannshäuſern, ihren roten Magazinen und ihren Fiſcherhütten, die ſich wie ein Gürtel am Rande des Waſſers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einem Kreis von Hügeln eingeſchnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt iſt; — weiterhin auf der andern Seite der Bucht von Fuglenäs, einer ſchmalen Landzunge, auf welcher ſich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer, auf dem die große karrierte Flagge des norwegiſchen Schiffes weht, und in der Ferne die Gebirge von Sarö mit ihren ausgezackten und ewig beeisten Gipfeln.

Seit dem Anfange des Mittelalters erſcheint der Name Hammerfeſt in den Handelsannalen der Finnmark. Es war damals nur eine Gruppe von Hütten; aber der ſichere und bequeme Hafen war den Kaufleuten von Bergen ſchon bekannt, ebenſo den ruſſiſchen Fiſchern, welche bald ſich damit begnügten, hier ihre Netze ins Meer zu werfen, bald an den Küſten das Handwerk von Piloten übten. Der während eines Jahrhunderts monopoliſierte Handel von Finnmark brachte die Bevölkerung jener Gegend in eine Art Sklaverei und ſtürzte ſie in das tiefſte Elend. Im Jahre 1789 begriff die däniſche Regierung endlich die traurigen Folgen des Vertrags, welchen ſie mit einer habgierigen und grauſamen Geſellſchaft geſchloſſen hatte. Der Handel wurde wieder frei, und Hammerfeſt empfing zu gleicher Zeit die Privilegien einer Kaufmannſchaft. Nach der Meinung derer, welche dieſen Regierungsbefehl von 1789 ausſtellten, ſollte die Stadt einen reißenden Aufſchwung nehmen. Man glaubte, ſie ſei beſtimmt, der Mittelpunkt des Handels im Norden, deſſen Niederlage zwiſchen Finnmark und Archangel zu werden; aber dieſe Hoffnungen verwirklichten ſich nicht; Hammerfeſt blieb lange Zeit nur ein Anlegeort und nichts mehr. Leopold von Buch, welcher es im Jahre 1810 ſah, entwirft davon ein trauriges Gemälde; die ganze Stadt — ſagt er — beſteht aus neun Wohnungen und hat nicht mehr als 44 Einwohner, worunter der Pfarrer, vier Kaufleute, ein Schullehrer und ein Schuhmacher. Man findet da keine Lebensmittel, nicht einmal Brennholz.

Binnen dreißig Jahren war aber der Ort ſchon ſo emporgekommen, daß er 80 Häuſer mit 400 Einwohnern zählte, und gegenwärtig hat er 1200 Einwohner, mehrere große Magazine, zwei Wirtshäuſer, die den Namen Hotel tragen, Handwerker und Fabriken, ja ſelbſt ein Billard. Dieſer Fortſchritt iſt durch die Betriebſamkeit der Kaufleute geſchehen, und Kaufleute bilden die ganze Ariſtokratie dieſer Gegenden. Diejenigen unter ihnen, welche das Glück haben, Konſularagenten eines fremden Landes zu heißen, genießen eines unermeßlichen Privilegiums. Man giebt ihnen den Titel „Konſul“, und ihre Gattin, anſtatt ſich bloß einfach „Madame“ rufen zu laſſen, wird „Frue“ genannt. Im Alltagsleben iſt die Auszeichnung des Konſuls eine Stickerei; bei wichtigen Gelegenheiten hat er den Vorrang vor allen übrigen Kaufleuten. Der Prediger iſt zu beſcheiden, um einer ſo vornehmen Würde nicht zu weichen. Der Zollaufſeher allein mit ſeinen gold-

Unmittelbar auf die Heuernte folgt die Kornernte. Weizen wird wenig gebaut; nur hier und da erblickt man kleine Felder mit dieser Getreideart, die aber meist sehr dünn und ärmlich wächst, so daß die Kosten des Bestellens kaum gedeckt werden.*) Gerste, Roggen und Hafer sind die Feldfrüchte, die am meisten gebaut werden. Beim Mähen entwickeln die Frauen fast eine eben so große Thätigkeit als die Männer. Um so viel Stroh als möglich zu gewinnen, schneidet man die Halme unmittelbar über der Erde ab. Nachdem die Schwaden einige Tage gelegen haben, werden sie zum Trocknen und Nachreifen aufgestapelt, jedoch nicht ganz in derselben Weise wie das Heu. Das ganze Feld ist in regelmäßigen Zwischenräumen mit starken, etwa 3 m hohen Pfählen besetzt; diese werden von oben bis unten mit Garben bebunden, und zwar so, daß die Spitzen derselben sich sämtlich nach Süden der Sonne zuneigen. Diese Einrichtung verleiht einem Kornfelde ein höchst seltsames Aussehen, namentlich gegen abend, wenn die Sonne sich dem westlichen Horizonte nähert und die Pfähle nun lange Schatten werfen; es ist, als ob auf den Feldern Riesen Wache hielten. Mitunter muß das Getreide noch ganz grün abgemäht werden. Man hängt es wohl auch auf horizontal gelegte Balken, welche durch ein Dach teilweise vor der Kälte geschützt sind, während der Wind frei durch das Gebäude streichen kann. Nicht selten schlagen alle diese Mittel fehl, wie im Herbst des Jahres 1851, wo der Roggen sehr feucht und grün blieb, und der Genuß dieses unreifen Korns manche Krankheiten verursachte.

Den Hafer benutzt man vielfach zur Bereitung von Fladbrot (Fladenbrot), welches viel Ähnlichkeit mit dem schottischen Haferkuchen (Bannodi) hat. Man rollt einen Teig aus Hafermehl so dünn als möglich auf, legt die einzelnen Fladen auf eine runde eiserne Platte und röstet sie etwa fünf Minuten lang auf einem hellen Holzfeuer. Nur die Reicheren essen Roggenbrot; Hafer- und Gerstenbrot sind verbreiteter, in Hungerjahren muß auch Rindenbrot aushelfen.

## 3. Hammerfest, die letzte Stadt im europäischen Norden.**)

In einer Bucht von Qualö (Walfischinsel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis sechs Häuser an die Felsenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchturme und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel nisten, verteidigt. Dies ist Hammerfest, die letzte Stadt des Nordens, der Endpunkt des Telegraphen. Sie ist größer, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thale versteckt, und wenn man an

*) Die äußerste Nordgrenze des Weizens ist 57°.

**) Aus Marmiers „Lettres sur le Nord“.

einem Sommermorgen den felſigen Berg beſteigt, der ſie beherrſcht, ſo öffnet ſich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübſchen Kaufmannshäuſern, ihren roten Magazinen und ihren Fiſcherhütten, die ſich wie ein Gürtel am Rande des Waſſers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einem Kreis von Hügeln eingeſchnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt iſt; — weiterhin auf der andern Seite der Bucht von Fuglenäs, einer ſchmalen Landzunge, auf welcher ſich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer, auf dem die große karrierte Flagge des norwegiſchen Schiffes weht, und in der Ferne die Gebirge von Sarö mit ihren ausgezackten und ewig beeisten Gipfeln.

Seit dem Anfange des Mittelalters erſcheint der Name Hammerfeſt in den Handelsannalen der Finnmark. Es war damals nur eine Gruppe von Hütten; aber der ſichere und bequeme Hafen war den Kaufleuten von Bergen ſchon bekannt, ebenſo den ruſſiſchen Fiſchern, welche bald ſich damit begnügten, hier ihre Netze ins Meer zu werfen, bald an den Küſten das Handwerk von Piloten übten. Der während eines Jahrhunderts monopoliſierte Handel von Finnmark brachte die Bevölkerung jener Gegend in eine Art Sklaverei und ſtürzte ſie in das tiefſte Elend. Im Jahre 1789 begriff die däniſche Regierung endlich die traurigen Folgen des Vertrags, welchen ſie mit einer habgierigen und grauſamen Geſellſchaft geſchloſſen hatte. Der Handel wurde wieder frei, und Hammerfeſt empfing zu gleicher Zeit die Privilegien einer Kaufmannſchaft. Nach der Meinung derer, welche dieſen Regierungsbefehl von 1789 ausſtellten, ſollte die Stadt einen reißenden Aufſchwung nehmen. Man glaubte, ſie ſei beſtimmt, der Mittelpunkt des Handels im Norden, deſſen Niederlage zwiſchen Finnmark und Archangel zu werden; aber dieſe Hoffnungen verwirklichten ſich nicht; Hammerfeſt blieb lange Zeit nur ein Anlegeort und nichts mehr. Leopold von Buch, welcher es im Jahre 1810 ſah, entwirft davon ein trauriges Gemälde; die ganze Stadt — ſagt er — beſteht aus neun Wohnungen und hat nicht mehr als 44 Einwohner, worunter der Pfarrer, vier Kaufleute, ein Schullehrer und ein Schuhmacher. Man findet da keine Lebensmittel, nicht einmal Brennholz.

Binnen dreißig Jahren war aber der Ort ſchon ſo emporgekommen, daß er 80 Häuſer mit 400 Einwohnern zählte, und gegenwärtig hat er 1200 Einwohner, mehrere große Magazine, zwei Wirtshäuſer, die den Namen Hotel tragen, Handwerker und Fabriken, ja ſelbſt ein Billard. Dieſer Fortſchritt iſt durch die Betriebſamkeit der Kaufleute geſchehen, und Kaufleute bilden die ganze Ariſtokratie dieſer Gegenden. Diejenigen unter ihnen, welche das Glück haben, Konſularagenten eines fremden Landes zu heißen, genießen eines unermeßlichen Privilegiums. Man giebt ihnen den Titel „Konſul“, und ihre Gattin, anſtatt ſich bloß einfach „Madame“ rufen zu laſſen, wird „Frue“ genannt. Im Alltagsleben iſt die Auszeichnung des Konſuls eine Stickerei; bei wichtigen Gelegenheiten hat er den Vorrang vor allen übrigen Kaufleuten. Der Prediger iſt zu beſcheiden, um einer ſo vornehmen Würde nicht zu weichen. Der Zollaufſeher allein mit ſeinen gold-

Unmittelbar auf die Heuernte folgt die Kornernte. Weizen wird wenig gebaut; nur hier und da erblickt man kleine Felder mit dieſer Getreideart, die aber meiſt ſehr dünn und ärmlich wächſt, ſo daß die Koſten des Beſtellens kaum gedeckt werden.*) Gerſte, Roggen und Hafer ſind die Feldfrüchte, die am meiſten gebaut werden. Beim Mähen entwickeln die Frauen faſt eine eben ſo große Thätigkeit als die Männer. Um ſo viel Stroh als möglich zu gewinnen, ſchneidet man die Halme unmittelbar über der Erde ab. Nachdem die Schwaden einige Tage gelegen haben, werden ſie zum Trocknen und Nachreifen aufgeſtapelt, jedoch nicht ganz in derſelben Weiſe wie das Heu. Das ganze Feld iſt in regelmäßigen Zwiſchenräumen mit ſtarken, etwa 3 m hohen Pfählen beſetzt; dieſe werden von oben bis unten mit Garben bebunden, und zwar ſo, daß die Spitzen derſelben ſich ſämtlich nach Süden der Sonne zuneigen. Dieſe Einrichtung verleiht einem Kornfelde ein höchſt ſeltſames Ausſehen, namentlich gegen abend, wenn die Sonne ſich dem weſtlichen Horizonte nähert und die Pfähle nun lange Schatten werfen; es iſt, als ob auf den Feldern Rieſen Wache hielten. Mitunter muß das Getreide noch ganz grün abgemäht werden. Man hängt es wohl auch auf horizontal gelegte Balken, welche durch ein Dach teilweiſe vor der Kälte geſchützt ſind, während der Wind frei durch das Gebäude ſtreichen kann. Nicht ſelten ſchlagen alle dieſe Mittel fehl, wie im Herbſt des Jahres 1851, wo der Roggen ſehr feucht und grün blieb, und der Genuß dieſes unreifen Korns manche Krankheiten verurſachte.

Den Hafer benutzt man vielfach zur Bereitung von Fladbrot (Fladenbrot), welches viel Ähnlichkeit mit dem ſchottiſchen Haferkuchen (Bannodi) hat. Man rollt einen Teig aus Hafermehl ſo dünn als möglich auf, legt die einzelnen Fladen auf eine runde eiſerne Platte und röſtet ſie etwa fünf Minuten lang auf einem hellen Holzfeuer. Nur die Reicheren eſſen Roggenbrot; Hafer- und Gerſtenbrot ſind verbreiteter, in Hungerjahren muß auch Rindenbrot aushelfen.

## 3. Hammerfeſt, die letzte Stadt im europäiſchen Norden.**)

In einer Bucht von Qualö (Walfiſchinſel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis ſechs Häuſer an die Felſenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchturme und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel niſten, verteidigt. Dies iſt Hammerfeſt, die letzte Stadt des Nordens, der Endpunkt des Telegraphen. Sie iſt größer, als man auf den erſten Anblick glauben ſollte, mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thale verſteckt, und wenn man an

*) Die äußerſte Nordgrenze des Weizens iſt 57°.

**) Aus Marmiers „Lettres sur le Nord“.

einem Sommermorgen den felſigen Berg beſteigt, der ſie beherrſcht, ſo öffnet ſich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübſchen Kaufmannshäuſern, ihren roten Magazinen und ihren Fiſcherhütten, die ſich wie ein Gürtel am Rande des Waſſers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einem Kreis von Hügeln eingeſchnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt iſt; — weiterhin auf der andern Seite der Bucht von Fuglenäs, einer ſchmalen Landzunge, auf welcher ſich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer, auf dem die große karrierte Flagge des norwegiſchen Schiffes weht, und in der Ferne die Gebirge von Sarö mit ihren ausgezackten und ewig beeisten Gipfeln.

Seit dem Anfange des Mittelalters erſcheint der Name Hammerfeſt in den Handelsannalen der Finnmark. Es war damals nur eine Gruppe von Hütten; aber der ſichere und bequeme Hafen war den Kaufleuten von Bergen ſchon bekannt, ebenſo den ruſſiſchen Fiſchern, welche bald ſich damit begnügten, hier ihre Netze ins Meer zu werfen, bald an den Küſten das Handwerk von Piloten übten. Der während eines Jahrhunderts monopoliſierte Handel von Finnmark brachte die Bevölkerung jener Gegend in eine Art Sklaverei und ſtürzte ſie in das tiefſte Elend. Im Jahre 1789 begriff die däniſche Regierung endlich die traurigen Folgen des Vertrags, welchen ſie mit einer habgierigen und grauſamen Geſellſchaft geſchloſſen hatte. Der Handel wurde wieder frei, und Hammerfeſt empfing zu gleicher Zeit die Privilegien einer Kaufmannſchaft. Nach der Meinung derer, welche dieſen Regierungsbefehl von 1789 ausſtellten, ſollte die Stadt einen reißenden Aufſchwung nehmen. Man glaubte, ſie ſei beſtimmt, der Mittelpunkt des Handels im Norden, deſſen Niederlage zwiſchen Finnmark und Archangel zu werden; aber dieſe Hoffnungen verwirklichten ſich nicht; Hammerfeſt blieb lange Zeit nur ein Anlegeort und nichts mehr. Leopold von Buch, welcher es im Jahre 1810 ſah, entwirft davon ein trauriges Gemälde; die ganze Stadt — ſagt er — beſteht aus neun Wohnungen und hat nicht mehr als 44 Einwohner, worunter der Pfarrer, vier Kaufleute, ein Schullehrer und ein Schuhmacher. Man findet da keine Lebensmittel, nicht einmal Brennholz.

Binnen dreißig Jahren war aber der Ort ſchon ſo emporgekommen, daß er 80 Häuſer mit 400 Einwohnern zählte, und gegenwärtig hat er 1200 Einwohner, mehrere große Magazine, zwei Wirtshäuſer, die den Namen Hotel tragen, Handwerker und Fabriken, ja ſelbſt ein Billard. Dieſer Fortſchritt iſt durch die Betriebſamkeit der Kaufleute geſchehen, und Kaufleute bilden die ganze Ariſtokratie dieſer Gegenden. Diejenigen unter ihnen, welche das Glück haben, Konſularagenten eines fremden Landes zu heißen, genießen eines unermeßlichen Privilegiums. Man giebt ihnen den Titel „Konſul“, und ihre Gattin, anſtatt ſich bloß einfach „Madame“ rufen zu laſſen, wird „Frue“ genannt. Im Alltagsleben iſt die Auszeichnung des Konſuls eine Stickerei; bei wichtigen Gelegenheiten hat er den Vorrang vor allen übrigen Kaufleuten. Der Prediger iſt zu beſcheiden, um einer ſo vornehmen Würde nicht zu weichen. Der Zollaufſeher allein mit ſeinen gold-

geſtreiften Pantalons und mit ſeiner ſtets durch eine anſpruchsloſe Treſſe gezierten Mütze könnte den Rang ſtreitig machen.

Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfeſt ein heiteres und belebtes Gemälde dar; ſie ſieht im Verlauf einiger Monate faſt 200 Fahrzeuge, teils norwegiſche, teils fremde, ankommen. Die einen freilich fahren nur durch den Fjord, um ſich nach Archangel oder Tromſö zu wenden; andere gehen von Inſel zu Inſel, ihre Ladung voll zu machen, aber eine große Anzahl bleibt hier. Sie bringen Mehl, Hanf u. ſ. w. und nehmen als Austauſch Fiſche, Thran, Renntierhäute, Eiderdunen, Füchſe und Erz mit fort. Hammerfeſt iſt die Hauptſtadt von ganz Weſtfinnmark. Sie zieht den größten Teil der Produkte des Landes, von der Jagd nämlich und vom Fiſchfang, an ſich, und verbreitet im einzelnen die fremden Bedürfniſſe, welche ſie empfangen hat, in die verſchiedenen Kauforte des Diſtrikts.

Die Ruſſen kommen in großer Anzahl in die Stadt. Kaum ſieht man jährlich zwei oder drei ſchwediſche, däniſche oder deutſche Briggs; aber jeden Tag führt der günſtige Wind mehrere Bodjes heran. Dies ſind kurze Fahrzeuge von drei Maſten, die Mehrzahl ſo abgenutzt und alt, daß man ſie kaum für fähig hält, einem Sturme zu widerſtehen. Die kleinſten davon haben nicht einmal Nägel; von vorn bis hinten ſind die Planken mit Hanf zuſammengebunden. Man erzählt, daß, als einſt der Kaiſer von Rußland eines von dieſen Schiffen in den Hafen von St. Petersburg kommen ſah, ihm dasſelbe ſo auffiel, daß er es für die Folge von jedem Zoll befreite. Mit dieſen gebrechlichen Fahrzeugen, welche einen Matroſen von Portsmouth erſchrecken würden, umſchiffen die Ruſſen das Nordkap und dringen in alle Buchten des Eismeers. Während die einen den Handel mit den Finnmarken ausbeuten, begeben ſich die andern auf die Fiſchereibänke. Geſchickter und thätiger als die Norweger, haben ſie oft ein mit Fiſchen reich beladenes Boot, wo ihre Konkurrenten nur ein halbleeres Netz herausziehen. Es iſt ihnen zwar verboten, auf eine Meile von der Küſte zu fiſchen, aber ſie überſchreiten täglich die Grenzen, welche ihnen gezogen ſind. Durch Beharrlichkeit ermüden ſie die Aufmerkſamkeit derer, welche ſie überwachen ſollen. Im Oſten, im Weſten, im Norden, von allen Seiten umringen ſie die Küſte von Finnmark; ohne Aufhören kehren ſie wieder.

Neben den ruſſiſchen Fahrzeugen erſcheint die ärmliche Barke des Finnen, welcher dem Kaufmann die Fiſche bringt, die er mühſam in mehreren Monaten gefangen hat, um einen Teil ſeiner Schulden in Ordnung zu bringen. Auf dem aus Holz gebauten Umgang, welcher die Magazine umgiebt, bemerkt man alle Arten von Trachten, ſowie man alle Sprachen des Nordens hier ſprechen hört. Der Kaufmann iſt daſelbſt immer auf dem Platze und beſchäftigt, die Mütze von Fiſchotter auf dem Kopf, die Feder hinter dem Ohre, von ſeinem Comptoir zur Niederlage und von da wieder zurücklaufend. Jetzt iſt die Zeit der Arbeit. Von dieſen drei oder vier Monaten ſeiner Berechnungen und Schreibereien hängt der Erfolg des ganzen Jahres ab. Da fertigt er Fahrzeuge nach Spitzbergen und Fiſchladungen nach Spanien und

Portugal ab. Der ganze Tag vergeht in einer ununterbrochenen Kette von Geſchäften; nur abends bei der Punſchbowle wird geplaudert. Dann überlaſſen ſich dieſe braven Kaufleute mit Luſt ihren Herzensergießungen, ihren gaſtfreundſchaftlichen Gewohnheiten, und wenn ein Fremder unter ihnen iſt, ſo haben ſie für ihn eine Güte und Zuvorkommenheit ohnegleichen.

Wenn man durch die wogenden Nebel und die dichten Wolken, welche gewöhnlich den Himmel von Hammerfeſt verſchleiern, plötzlich einen ſchönen Sonnenſtrahl dringen ſieht, wenn die Gebirge der Inſeln mit ihren bläulichen Rändern und ihren ſchimmernden Gipfeln in der Ferne erſcheinen, wenn das Meer, welches kein Wind in Bewegung ſetzt, wie ein ſilberner See ſich zwiſchen der Stadt und dem Felſen ausbreitet, ſo iſt das ein ſchönes, poetiſches Schauſpiel. Eines Abends im Monat Auguſt habe ich von der Höhe dieſes wie eine Turmſpitze aufſteigenden Piks die Sonne, im erſten Augenblick durch eine leichte Wolke verhüllt, um Mitternacht in all ihrer Pracht ſich erheben ſehen. Das ganze Meer erglänzte im Lichte; die Gebirge hatten eine Färbung von Azur, gleich den fernen Horizonten der ſüdlichen Gegenden, und die Sonne, zwiſchen den Hügelwänden in ihrem Bette von Granit wie eingeſchlafen, glich einer kriſtallenen Schale. Sobald dieſe ſchönen Tage erſcheinen, entſteht in der ganzen Stadt eine große Bewegung. Jeder will das ſo ſeltene, ſo eilig fliehende Schauſpiel genießen. Aber dieſe Tage der Erheiterung ſind nur ſpärlich; ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Froſt beginnt mitten im ſchönſten Sommer, bald verſchwinden die fremden Schiffe eines nach dem andern, die Warenhäuſer werden geſchloſſen, die Geſchäfte hören auf, alles wird ſtill.

Der Winter iſt da. Und welch ein Winter! Nächte ohne Ende, ein ſchwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Während im Sommer der längſte Tag eine Länge von 2½ Monat erreicht, muß man im Monat Dezember ſich um 12 Uhr des Mittags ganz nahe ans Fenſter ſtellen, um einige Zeilen zu leſen. Vom Morgen bis zum Abend iſt die Lampe in allen Häuſern angezündet, und keine Freude giebt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeiten. Die Poſt, die dreimal monatlich ankommen ſoll, erſcheint nur noch zu unbeſtimmten Zeitpunkten. Die, welche die ſchwediſchen Gebirge paſſiert, iſt oft durch die Nacht und die ſchlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim übers Meer ſtößt auf noch größere Hinderniſſe. Die Stadt iſt jetzt, wie eine Welt für ſich, vom ganzen Erdboden getrennt. Die armen Menſchen, welche ſie bewohnen, ſuchen dann alle möglichen Mittel hervor, um ſich zu zerſtreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um ſich däniſche und deutſche Bücher zu verſchaffen. Sie verſammeln ſich des Abends bald bei dem einen, bald bei dem andern, wenn die Schneewirbel ſie nicht verhindern, auszugehen. Sie trinken Punſch, ſie rauchen, ſie ſpielen Karten. Selbſt die wiſſenſchaftlichſten unter ihnen müſſen ſich auf jene Zeitvertreibe beſchränken; denn anhaltend beim Lampenſchein zu leſen oder zu ſchreiben iſt unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen iſt, wenn bisweilen der Himmel ſich aufklärt, die langen norwegiſchen Schneeſchuhe von Holz anzuſchnallen

und über die Felsen und Gebirge zu laufen, an denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben.

Gegen Ende des Januars beginnen sie am Horizont die ersten Lichtblicke der Sonne zu suchen, welche sie so lange geflohen hat. Anfangs unterscheidet man in dem düsteren Gewölk nur einen rötlichen Schein, aber dies ist das wohlbekannte Zeichen, das alle freudig begrüßen: es ist der Vorbote der Sonne, welche im Begriff steht, Erde und Menschen wieder zu beleben. Der erste, welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme, und jedermann läuft auf den Hügel. Dieser Tag ist ein Festtag in allen Familien. Nach und nach vergrößert sich der rote Schein; die unbestimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht, von Woche zu Woche sich mehr über den Horizont erhebt und da verweilt, bis sie drei Monate hintereinander den Nordmenschen leuchtet.

## 4. Der Lappe und das Rentier.*)

Die Lappen der Finnmark**) können als die echtesten Proben von dieser besonderen Menschenart angesehen werden. Die Fortschritte der Gesittung, die Ausdehnung des Ackerbaues und andere Gewerbe beeinträchtigen wesentlich die Rechte und beschränken die Freiheit eines Volkes, welches noch in dem ursprünglichen Zustande des Hirtenlebens verharrt. Vor Zeiten zogen die Lappen in einem großen Teil der skandinavischen Halbinsel ungehindert umher, jetzt verengert jeder Tag ihre Grenzen und bringt sie den übrigen Einwohnern näher. Der Lappe, welcher unter dem fortschreitenden Einflusse der Urbarmachung lebt, kann also als eine Art Mischling betrachtet werden, dessen ganzes Wesen durch den Verkehr mit den Ansiedlern in hohem Grade verändert wurde. Dies ist mit den Lappen der Finnmark nicht der Fall. Die natürliche Unfruchtbarkeit ihrer Felder wird sie immer gegen ähnliche Angriffe auf ihre Freiheit schützen; ihre kahlen Gebirge bieten keine Versuchungen, keine Hoffnungen dar, daß der Ackerbau sich bis dahin erstrecke; nach Verlauf von Jahrhunderten werden sie wahrscheinlich noch dasselbe sein, was sie jetzt sind: rohe, ungebildete Menschen mit einem natürlichen Widerwillen gegen das civilisierte Leben und heftiger Liebe zur Freiheit, welche ihnen die wilden Gebirge von Kindesgebeinen an geben.

In allen Teilen des schwedischen und russischen Lapplands giebt es eine

*) Ein Winter in Lappland und Schweden. Von Arthur de Capell Brooke. (Aus dem Englischen übersetzt.)

**) Die Finnmark, welche den nördlichsten Teil der wilden weiten Gegenden bildet, die den Schweden und Norwegern unter dem Namen Lappmark, und südlicheren Nationen unter dem allgemeineren Namen Lappland bekannt sind, bildet das äußerste Ende von Norwegen, wozu sie gehört.

Anzahl armer Lappen, Skogslappar — Waldlappen — genannt, welche meiſt in den Waldgegenden wohnen, und deren Renntierherden zu klein ſind, um ſie in den Stand zu ſetzen, auf den Gebirgen zu leben und von ihren Tieren allein ihren Unterhalt zu ziehen. Während des Sommers leben ſie unter Zelten; allein bei Annäherung des Winters errichten ſie ſich eine dauerhaftere Wohnung von Raſen und Erdſchollen. In letzterer Zeit bleiben ſie an demſelben Ort und leben teils von ihren Herden, teils von der Jagd auf Wildbret, wovon es einen Überfluß giebt, und deſſen beſtändige Verfolgung ſie zu ſehr geübten Bogenſchützen macht.

Lappländer dieſer Art ſind in dem norwegiſchen Lappland unbekannt, da das Land viel Gebirge, aber wenig Wälder hat. Die Lappen in der Finnmark können in zwei Klaſſen geteilt werden: die Fiſcher- oder Uferlappen und die Renntier- oder Berglappen, welche Sommer und Winter herumziehen, keine andere Wohnung als ihre Zelte haben und in ihrem ganzen Weſen das Bild nordiſcher Nomaden bieten. Von dieſen ſollen einige charakteriſtiſche Züge hier mitgeteilt werden.

Die Lebensweiſe des nomadiſchen Lappländers im Sommer weicht gänzlich von der im Winter ab. Die Urſachen, welche dieſe Menſchen bewegen oder vielmehr zwingen, ihre weiten und alljährlichen Wanderungen aus den inneren Teilen Lapplands nach der Küſte zu unternehmen, ſind dringend genug, wie ſonderbar ſie auch ſcheinen mögen. Im Sommer ſind die inneren Teile von Lappland, namentlich deſſen grenzenloſe Wälder, von verſchiedenen Arten Mücken und anderen Inſektenarten ſo heimgeſucht, daß kein Tier ihren unaufhörlichen Verfolgungen entgehen kann. Große Feuer werden angezündet, in deren Rauch das Vieh die Köpfe hält, um den Angriffen ſeiner Feinde zu entgehen. Die Eingeborenen ſelbſt ſind genötigt, ihre Geſichter mit Teer zu beſchmieren, als das einzige Schutzmittel gegen das Stechen und Beißen derſelben. Kein Tier leidet indeſſen mehr als das Renntier von den größeren Arten der Inſekten (Oestrus tarandi), da ſie es nicht allein durch ihr Stechen unaufhörlich plagen, ſondern auch ihre Eier in die Wunde, die ſie auf der Haut machen, niederlegen. Wollte ſich der Lappländer in den Monaten Juni, Juli und Auguſt in den Wäldern aufhalten, ſo lieſe er Gefahr, den größten Teil ſeiner Herde zu verlieren; die Tiere würden auch von ſelbſt auf die Gebirge entfliehen, um nicht von der großen Weſpe geſtochen zu werden.

Aber noch andere Gründe treiben den Lappländer an, nach den Gebirgen, die über die Küſten von Norwegen und Lappland hervorragen, zu ziehen. Während des Winters hat er von den Renntieren, die er zu ſeinem und ſeiner Familie Unterhalt geſchlachtet, eine große Anzahl Häute und Geweihe aufgehäuft; vielleicht hat er auch Gelegenheit gefunden, einige Bären zu erlegen; auch mag er einige Fuchs-, Vielfraß- und Marderfelle geſammelt haben. Die Federn von den Berghühnern, die er ſchießt oder in Schlingen fängt, werden ebenfalls aufbewahrt. Alle dieſe Dinge ſind für ihn wichtige Handelsartikel, und indem er dieſelben an die Kaufleute der Küſten vertauſcht,

wird er in den Stand gesetzt, sich andere Waren zu verschaffen, die er im Leben braucht, als: grobes Tuch, Mehl, Pulver und Tabak.

Was den Lappen ferner an die Küsten treibt, ist das Salzwasser der See, das seine Rentiere notwendig einmal des Jahres trinken müssen. Sobald die Rentiere das Meer zu Gesicht bekommen, eilen sie in vollem Lauf samt und sonders auf dasselbe zu und schlürfen das Wasser wie einen Labetrunk, obwohl man sie später nicht mehr davon trinken sieht. Man erzählte mir, dieses Trinken sei sehr wirksam zur Vernichtung der Larven der großen Bremse, welche ihre Eier in die Haut des Tieres legt, bevor es die Wälder verläßt. Der Instinkt treibt es zu diesem Heilmittel hin.

Mit dem Anfange des Juni fängt der Lappländer seine Wanderung an. Der Boden ist um diese Zeit gewöhnlich vom Schnee befreit, folglich fährt er nicht länger auf Schlitten. Er läßt daher diese samt allen seinen Wintergerätschaften zurück, als eine zu große Last auf seinem Sommerzuge, und verwahrt sie in dem Vorratshause, das fast jeder Lappe in der Nähe der Kirche besitzt, die im Winter den Mittelpunkt ihres Aufenthaltes bildet.

Der Weg, den er zurücklegen muß, wechselt von 2—300 (engl.) Meilen, je nach der Lage der Küste, die er aufsucht. Die Gesundheit und Sicherheit der Herde ist der Gesichtspunkt, nach welchem die Gegend ausgewählt wird; die Bequemlichkeit des Menschen kommt hierbei nicht in Betracht, da dieser ganz von seinen Renntieren abhängt. Die vielen Inseln an der westlichen Küste von Norwegen und Lappland werden als Sommeraufenthalt vorgezogen, sowohl wegen der frischeren Luft, als der größeren Sicherheit, die sie gegen Wölfe und Bären gewähren. Wenn diese Raubtiere auch, durch den Geruch der Rentiere angezogen, gelegentlich hinüberschwimmen, so werden sie doch alsbald von den wachsamen Lappen bemerkt und zurückgescheucht, was um so leichter wird, da kein Wald vorhanden ist, in welchem sie sich verbergen könnten. Um die Inseln zu erreichen, muß die Herde oft einige (engl.) Meilen von dem festen Lande aus schwimmen, was ohne Gefahr abläuft.

Die Inseln bieten zugleich dem Lappländer viele Vorteile, denn hier sind bequeme Stationen für den Fischfang und gute Häfen; die Fische kommen am zahlreichsten in die vielen Buchten und engen Kanäle zwischen denselben, und das ladet natürlich die Kaufleute ein, sich daselbst anzusiedeln.

Der Lappländer begiebt sich dann nach der Fischereistation des Kaufmanns; und wenn ein Trunk Salzwasser der Gesundheit seiner Herde notwendig ist, so scheint er einen Schluck Branntwein als unentbehrlich für die seinige zu halten. In der Bude des Kaufmanns findet man ihn bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, und seine Begierde nach geistigen Getränken geht so weit, daß der ganze Betrag für seine Tierfelle, Pelze und andere Handelsartikel oft für Branntwein vertauscht wird, so daß er, im Begriff nach seinen Winterquartieren zurückzukehren, nicht selten, obwohl mit großem Widerwillen, genötigt ist, einen Teil seiner Herde zu verkaufen, um sich mit den unentbehrlichsten Dingen versehen zu können.

Die häusliche Einrichtung und Wirtschaft des Berglappen ist äußerst

einfach. Er wählt für sein Gezelt eine bequeme Lage an den Ufern eines Sees, wo nicht allein Wasser leicht zu haben ist, sondern auch Schutz vor den gewaltigen Winden, die leicht die winzige Wohnung wegraffen würden.

Das Zelt selbst (Lawo) ist buchstäblich wenig mehr als ein Lumpen von einer Art groben Tuchs, im Norden unter dem Namen „Wadmal" bekannt, welches hauptsächlich in Schweden und Norwegen gemacht wird und einen Hauptartikel des Handels mit den Lappländern bildet. Viel von diesem Tuche wird auch von den Küstenlappländern gewoben, die es gegen Renntierfelle an den Gebirgslappen vertauschen, um aus den Fellen ihre Winterkleider und Betten zu machen. Dieses von ästigen Birkenstämmen unterstützte Zelt bildet seine einzige Wohnung, und unter diesem schwachen Gedeck hält der Gebirgs- und Lappländer der Finnmark die lange dauernde strenge Kälte der Wintermonate in den inneren Gegenden aus. Die Höhe des Zeltes ist ungefähr 2 m, und der ganze Umfang des Inneren übersteigt selten 5—6 m. In diesen engen Raum drängen sich der Lappländer, sein Weib und seine Kinder und sehr oft eine zweite Familie, die dem Mitbesitzer der Herde gehört, zusammen, und lassen noch Ecken für ihr einfaches Hausgerät, als Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kästchen u. s. w. übrig. Dabei bleibt noch immer ein Plätzchen für die Hunde, die treuen Wächter der Herde, welche ich zu zwanzigen als Genossen eines Zeltes gesehen habe, wovon freilich viele auf den Leibern ihrer Herren eine bequeme Ruhestätte fanden. In der Mitte ist das Feuer, von einigen großen Steinen eingeschlossen; ein Teil des Rauches geht oben durch die Öffnung des Zeltes, der übrige erfüllt den unteren Raum fast immer mit einer dicken Wolke, hüllt die Bewohner gänzlich ein, so daß der Eintretende sie kaum erkennt, und fällt den Fremden beißend in die Augen. Mir war der höchste Grad von Kälte noch erträglicher vorgekommen, als eine Stunde in einem lappischen Zelte. Der Lappländer gewöhnt sich früh an alle Unbequemlichkeiten, und eben das dichte Zusammengedrängtsein ist für ihn eine Hauptquelle von Wärme und Behaglichkeit, die ihm die strenge Winterkälte besiegen hilft, und zugleich vorbereitet, die für jeden anderen unerträgliche Hitze im Sommer, die aus den nämlichen Ursachen entsteht, da das Zelt unverändert bleibt, zu ertragen.

Oben an der Spitze des Zeltes, dicht an der Öffnung für den Rauch, ist eine Art Reck aufgehangen, worauf die Käse gelegt werden, um schneller zu trocknen. Das Innere des Zeltes ist gewöhnlich mit Birkenzweigen, an welchen das Laub gelassen ist, bestreut, und darauf eine Decke von Renntierfellen gelegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bette dient. Der einzige Eingang zum Zelt ist durch eine schmale Öffnung oder einen Schlitz an der einen Seite, vor welcher ein Lappen hängt, der, in die Höhe gehoben, von selbst wieder in seine vorige Lage zurückfällt und die äußere Luft abhält. Die Gebirgszelte, welche ich in Lappland antraf, waren nie ohne eine Art Speisekammer in ihrer Nähe. Die Errichtung derselben ist eben so einfach, wie die des Zeltes: ein paar Zweige in Form eines Drei-

eine in die Erde gesteckt und grobes Tuch darüber gespannt. Besonders dienen diese Aermeren Hütten zur Aufbewahrung der Käse.

Die Gebirgslappen der Finnmark sind meistenteils wild und roh von Ansehen, Kleidung und Manieren. Man bemerkt an ihnen einen Grad von Trotz und stolzer Unabhängigkeit des Geistes, die man bei den Bewohnern der Ebenen des russischen Lapplandes nicht wahrnimmt. Ihre Gemütsart ist finster und verdrießlich, durch ein Geschenk aber leicht gemildert. Die Gastfreiheit, welche die meisten halb- und nicht civilisierten Völker auszeichnet, ist bei ihnen nicht zu bemerken und wird durch ihren Hang zum Mißtrauen verdunkelt. Ein Fremder, der ohne Begleitung eines seine Lage und Wünsche erklärenden Dolmetschers oder ohne ein besänftigendes Geschenk plötzlich vor einem dieser Lappen erschiene, würde nicht bloß keine Gastfreundschaft finden, sondern sich auch einiger Gefahr aussetzen. Entfernt man indes sein natürliches Mißtrauen, überzeugt man ihn, daß er keine Ursache hat, Furcht zu hegen, erklärt man ihm, was die Veranlassung ist, seine Wüste zu besuchen, und unterstützt man seine Rede mit einem Glase Branntwein oder einem Päckchen Tabak, so wird man ihn ganz umgewandelt, zu jedem Dienst bereit finden; jedoch das Edle des Arabers bekommt er nie. Wo die Pechtannen und die Birken nicht wohl mehr gedeihen und wachsen können, da scheint auch die menschliche Natur mangelhaft bleiben zu müssen. Sie sinkt im Kampfe mit der Not und dem Klima. Die feineren Gefühle des Lappländers müssen durch Branntwein hervorgelockt werden, und wie im Morgenlande ein Besuch durch Geschenke angekündigt wird, so mildert auch nur das Glas ihre feindselige Gesinnung.

Die Kleidung der Fjeld-Finner (Gebirgs-Lappen) unterscheidet sich nicht sehr von der Tracht der übrigen herumziehenden Stämme in den anderen Gegenden von Lappland. Im Winter sind sie ganz mit Rentierfell bekleidet. Während der Monate Juli, August und September, von denen nur die zwei ersteren nicht zu dem „Winter" gehören, zwingt sie indessen die heiße Witterung, statt des Pelzes einen Rock von dem Wadmal anzuziehen, der mit einem breiten ledernen Gürtel, woran ein Messer hängt, um den Leib festgebunden wird. Diese Gappe (Sommerrock) reicht gerade bis unter die Kniee; unter dem Rock werden lange Beinkleider getragen, welche aus dünnem Leder junger Rentiere verfertigt werden. Auf den Knöcheln kommen sie mit den Komagers, eine Art lederner Socken, zusammen. Auf dem Kopfe wird eine kleine niedrige Kappe von Tuch (Gappie), an allen Seiten mit Pelzwerk von Rentier eingefaßt, getragen. Doch trifft man auch mitten im Sommer Gebirgslappen beiderlei Geschlechts, die ganz in Fellen stecken. Die Hitze dieser Kleider, namentlich auch der von dem dicken und fest gewebten Wadmal, würde unerträglich sein, wenn der Rock nicht sehr weit gemacht und vorn teilweis offen wäre. Kein Hemd wird darunter getragen, da Leinwand ein Artikel ist, womit die Lappländer fast ganz unbekannt sind, so wie sie auch die Strümpfe nicht kennen, indem sie ihre bloßen Füße in die Komagers stecken, welche mit weichem, trockenem Gras, Sena

genannt, ausgestopft werden. Die Kleidung der Frauen ist ganz wie die der Männer.

Wenn von den Lappländern im allgemeinen die Rede ist, so muß man gestehen, daß sie eine kleine Rasse sind, wie alle nördlichen Völkerschaften, die wahrscheinlich von einem Stamme sind. Es ist jedoch bemerkenswert, daß die Lappen der Finnmark nicht so klein sind, als die in den übrigen Teilen von Lappland, wenn sie auch einige Grade südlicher liegen. Ich schreibe die überwiegende Größe der norwegischen Lappländer der freieren und reineren Gebirgsluft zu, welche sie größer, rüstiger und mutvoller macht. Darum sind sie auch größer als die, welche an der Küste leben, um ihren Unterhalt durch Fischfang zu gewinnen, indem letztere beständig den Nebel des Meeres einatmen. Die gewöhnliche Größe der Gebirgslappen ist 152 bis 157 cm. Leute von 165 cm sind eine Seltenheit.

Die auszeichnenden Züge der Rasse sind kleine, längliche Augen, hohe Backenknochen, ein breiter Mund und ein spitziges Kinn mit wenig oder gar keinem Bart. Ihr Haar ist gewöhnlich braun oder von dunkler Farbe, während die Küstenlappen meist helles Haar haben. Ihre Hände und Füße sind, wie bei den Eskimos, klein; aber der ganze Bau ist knochig und muskelstark. Die Stimme ist schwach und klingt dem Ohr des Fremden etwas quiekend.

Was die Farbe der Haut anbetrifft, so fand ich dieselbe nicht dunkelbraun, wie sie oft beschrieben wird, sondern von Natur weiß, und nur durch den Rauch in der Hütte und das Leben im Freien gebräunt. Hatte ich doch selbst während meines Aufenthalts unter diesen Menschen eine braune Farbe bekommen, die sich erst in Stockholm wieder verlor. Eine sehr strenge Kälte bringt in vielen Fällen dieselben Wirkungen hervor als sehr große Hitze.

Der Lappländer ist sowohl von Natur als aus Not ein Nomade. Da sein Unterhalt völlig von seinen Renntieren abhängt, welche ganz frei und sich selbst überlassen sind, so kann man sagen, daß seine Bewegungen durch sie geleitet werden, und daß seine ganze Lebensweise durch sie bestimmt wird. Die Anzahl der Renntiere, die zu einer Herde gehören, ist von 300—500; mit einer solchen Herde kann ein Lappe sich wohl befinden und leidlich leben. Er kann im Sommer eine hinreichende Menge Käse machen für das Bedürfnis des Jahres; und im Winter kann er so viele Renntiere schlachten, daß er und seine Familie fast beständig Fleisch essen können. Mit 200 Renntieren kann ein Mann mit kleiner Familie sich so einrichten, daß er auskommt. Hat er nur 100, so ist sein Auskommen sehr unsicher; bei 50 ist er nicht mehr sein eigener Herr, kann nicht mehr seine eigene Wirtschaft führen, muß vielmehr seine kleine Herde mit der eines reicheren Lappen vereinigen und verrichtet nun die Dienste eines Knechtes, indem er die Herde begleitet und hütet, nach Hause zum Melken bringt u. s. w. Es geschieht auch häufig, daß, wenn die Herde eines Lappländers durch Krankheit oder Unglück bis auf diese Zahl herunter kommt, er den Überrest einem andern

verkauft und sich selbst nach der Seeküste begiebt. Da sucht er entweder Arbeit bei den norwegischen Ansiedlern, oder, was noch häufiger der Fall ist, er läßt sich an den Ufern einer der benachbarten Meerbuchten auf der Küste nieder, treibt den Fischfang zu seinem Unterhalt und wird aus einem Gebirgslappen ein Küstenlappe. Aber die Sehnsucht nach dem freien Nomadenleben verläßt ihn nicht, und zuweilen gelingt es ihm, die frühere Lebensart wieder zu beginnen.

Ein Lappländer, der Herr einer Herde von 1000 Renntieren ist, wird als ein reicher Mann angesehen, obgleich die Beispiele nicht selten sind, daß einige 1500, ja 2000 haben.

Das Leben dieser Menschen ist einer beständigen Veränderung unterworfen und wechselt zwischen größter Unthätigkeit und größter körperlicher Anstrengung, zwischen höchstem Überfluß und Mangel, zwischen höchster Kälte und Hitze. Wenn der Lappe hungrig ist und seine Eßlust ungehindert befriedigen kann, so ist er ganz gefräßig; die Masse, welche er verschlingt, ist ganz erstaunlich, und wie die wilden Tiere des Waldes ißt er so viel, um auf einige Tage satt zu sein, falls er einem unvermuteten Mangel ausgesetzt werden sollte. Während der Wanderzeit im Sommer ist indes die Nahrung des Lappländers außerordentlich einfach und spärlich. Da genießt er nicht mehr seine Lieblingsspeise, das Renntierfleisch: dies ist die leckere Winterkost. Im Sommer ist er nur darauf bedacht, seine Herde zu vermehren. Er begnügt sich mit der Milch seiner Tiere und den Überbleibseln von Lab und Molken nach der Bereitung der Käse. Von der Milch genießt er sparsam und ist geizig damit, denn ein Renntier giebt nicht viel Milch, und dieselbe muß für den Käse verwendet werden, der auch für den Winter vorhält. Da die Herde nur des Sommers gemolken wird, so setzt er, wenn dieser zu Ende geht, etwas Milch bei Seite, um diese gefrieren zu lassen, die ihm dann nicht bloß zum eigenen Genuß während des Winters, sondern auch zu einem Handelsartikel dient, der wegen des großen Wohlgeschmacks sehr gesucht wird.

Als die Lappen in der Nähe von Fuglenäs verweilten, hatte ich das Glück, zuweilen etwas Renntiermilch zu meinem Frühstück abzubekommen (was sehr schwer hält), und ich fand den Geschmack so köstlich, daß ich meine, ein mit Muße gesegneter Feinschmecker würde seine Zeit nicht verschwenden, wenn er einen Abstecher nach der Finnmark auf seinen Reisen machte. An Farbe und Dicke gleicht die Milch einem fetten Rahm; ihrer Fettigkeit wegen kann man nur wenig genießen, obschon der Geschmack höchst lieblich und gewürzhaft ist, letzteres wegen der mancherlei Bergkräuter, die das Tier im Sommer frißt.

Sonderbar ist es, daß der Käse von dieser schönen Milch hart, weiß von Farbe, unangenehm schmeckend und nur dem Lappländer genießbar ist. Die Zubereitung ist sehr einfach, indem man die Milch in einem großen eisernen Topfe über das Feuer stellt, wo sie mit Hilfe des Labs aus dem Magen des Renntiers schnell gerinnt, dann gepreßt und, nachdem die

Molken davon getrennt ſind, in kleine Formen von geringer Tiefe gebracht wird.

Die gewöhnliche Größe des Käſes iſt die eines kleinen Tellers, und er iſt nicht viel dicker als ein Centimeter. Es iſt möglich, daß dieſe Dünne auf ſeine Güte Einfluß hat, da, indem er geſchnitten wird, die harte Rinde den größten Teil des Käſes bildet. Schlecht, wie er iſt, wird er von den Lappen, die ihn ſowohl roh als geröſtet eſſen, ſehr geſchätzt; in letzterem Zuſtande erſcheint er auf den Tiſchen der Kaufleute und iſt dann etwas ſchmackhafter. Seiner ſcheinbaren Härte und Trockenheit ungeachtet tröpfelt von ihm, wenn er auf das Feuer gelegt wird, ein fettes, reines Öl, das man ſehr wirkſam findet gegen die Wirkungen des Froſtes; denn auf den erfrorenen Teil gelegt, verhindert es den kalten Brand, der leicht dazu kommt, wenn man das Reiben mit Schnee verſäumt hat.

Da der Käſe eine viel größere Nutzbarkeit hat, als die Butter, zu der Brot erfordert würde, das die Lappen nicht kennen, ſo wird aus der Renntiermilch faſt nie Butter gemacht. Dieſe iſt immer ganz weiß.

Der Lappländer bringt zuweilen eine Veränderung in ſeinen Speiſen hervor, dadurch, daß er Heidelbeeren, Zwergmaulbeeren und ähnliche Früchte ſeiner Gegend in die Molken miſcht, nachdem er ſie vorher zu einem dicken Safte eingekocht hat. Nicht weniger gern eſſen ſie auch die Angelikawurzel, die gut gegen den Skorbut ſein ſoll. Darum mögen ſie auch für das Blut des Renntiers ſo große Vorliebe haben; beim Schlachten des Tieres wird es ſorgfältig geſammelt und aufbewahrt und in verſchiedenen Gerichten zubereitet. Warm genoſſen, ſoll das Blut ein ſicheres Mittel gegen den Scharbock ſein.

Die geringe Entfernung, in welcher die Herden von Fuglenäs waren, ſetzte mich in den Stand, ihr Leben und Treiben faſt jeden Tag zu ſehen. Beſonders maleriſch und für Lappland charakteriſtiſch war der Anblick des Abends zur Melkzeit, wenn ſich die Herde um die Gamme (das Zelt) verſammelte. Auf allen Höhen rund umher wird alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geſchäftigen Hunde bellen überall und treiben die Herden immer näher; die Renntiere ſpringen und reunen, ſtehen ſtill und ſpringen wieder in einer unbeſchreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch ſchönen und majeſtätiſchen Anblick gewährt es, wenn das weidende Tier, von dem Hunde geſchreckt, ſein Haupt erhebt und ſeine breiten und mächtigen Augſproſſen zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht iſt ſein Schritt! Nie hören wir ſeinen Fußtritt auf der Erde, nur das beſtändige Knarren ſeiner Kniegelenke, als wäre es durch die Wiederholung elektriſcher Schläge hervorgebracht, wird vernommen; ein ſonderbares Geräuſch, das wegen der Menge von Renntieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Herde die Gamme erreicht, ſo ſtehen die Tiere ſtill, ruhen aus oder ſpringen zutraulich herum, ſpielen mit ihren Geweihen gegen einander, oder umringen gruppenweiſe einen Mooſtock, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Tiere zum

...laufen, wirft der Bruder oder der
... Augsprossen des Tieres, das ihm die
... Das Tier sträubt sich gewöhn-
... das Mädchen lacht und freut sich über
... Auch läßt es zuweilen aus Mutwillen
... noch einmal für sie eingefangen werde.
... oder die Mutter schelten wegen des Mut-
... die ganze Herde scheu zu machen. Wer
... nicht an Laban und Lea, Jakob und Rahel
... sich zuletzt hinstreckt, so viele hundert Tiere auf
... so bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu
... des Ganzen in der Mitte.
... Vorsehung bewundern, welche ein Tier geschaffen hat,
... möglich macht, unter dem Schnee und Eis der
... und ihm das ganze übrige in Kälte erstarrte Natur-

... und zierlich in seinem Äußern, als etwa das Pferd und
... das Renntier nicht; denn es hat einen kurzen, dicken
... daß das Tier, statt den Kopf in die Höhe zu halten,
... gebückten Stellung trägt, die fast eine gerade Linie mit dem
... Die eigentümliche Bildung und Stärke des Halses, der Schul-
... Vorderbuges deuten schon darauf hin, daß das Tier zum
... bestimmt sei; die Muskelkraft der Lenden und die Dicke der Knochen
... Die Hufe sind dem Lande wohl angepaßt; statt schmal und
... wie die Hufe der Rehböcke und Damhirsche, sind sie sehr breit,
... und weit; auch hat das Renntier es in seiner Gewalt, beim Nieder-
... den Huf auszubreiten oder zusammenzuziehen, je nach der Beschaffen-
... der Oberfläche, auf der es sich bewegt. Wenn der Schnee auf dem
... liegt, so giebt ihm die Breite seiner Hufe, die es dann so weit macht,
... daß sie den Pferdehufen gleichkommen, eine feste Haltung auf dem Schnee
... und hindert es, so tief hineinzusinken, als es sonst geschehen würde, besonders
... noch frischem Schnee, dessen Oberfläche noch nicht gefroren ist.

Die Augsprossen (Hörner) des Tieres sind breit und sehr zierlich, auch während des vornehmsten Teiles vom Jahre mit einem weichen, dunkeln, sammetartigen Flaum bedeckt, der bis zum Winter bleibt. Die Hörner beginnen im Mai auszuschießen und in einem Zeitraume von sieben bis acht Wochen erreichen sie ihre völlige Ausbildung; die Böcke bekommen die ihrigen zuerst, die Kühe zuletzt, werfen aber die ihrigen nicht vor dem Frühlinge ab. Weil diese Tiere das Geweih so notwendig brauchen (zum Aufscharren des Schnees), so gab die Natur auch dem Weibchen Hörner.

Das schnatternde und klappernde Getöse, welches gehört wird, wenn das Tier geht, kommt von dem Zusammenziehen der Hufe beim Aufheben von dem Boden und von dem daraus folgenden Schlagen der inneren Teile im Hufe gegeneinander. Dieses Geräusch ist von keinem unbeträchtlichen Vorteil,

da es die zerſtreute Herde ſammelt. Die Renntiere mit ihrem feinen Gehör können es in bedeutender Ferne hören.

Kaum hat wohl irgend ein anderes Geſchöpf ein ſo dickes Fell, als das Renntier, das ſich ſelbſt, wie die Menſchen, damit gegen die Strenge des Klimas ſchützt. Von allen Kleidern, welche die Bewohner der Polargegenden tragen, kann keins mit den von Renntierfellen gemachten verglichen werden in Bezug auf die Wärme. Darum beſteht die Winterkleidung des Lappen ganz aus Renntierfellen. Die Haare darauf ſtehen ſo dick und dicht, daß, wenn man ſie auf irgend eine Weiſe trennen wollte, um die bloße Haut zu entdecken, dies gar nicht möglich iſt. An dem niedern Teile des Halſes verſtärkt noch ein Haarbüſchel den natürlichen Schutz des Tieres gegen die Kälte.

Die Farbe iſt während des Sommers viel dunkler als im Winter. Im Anfang des Sommers, wo das Tier eine neue Behaarung erhält, iſt das Haar dünn, nimmt aber gegen den Winter hin außerordentlich an Dicke zu, bekommt eine graubraune Farbe, und die Seiten, Bruſt und Unterleib ſind dann grauweiß. In mancher Herde trifft man auch ein paar ganz weiße Renntiere an.

Die Renntierkuh wirft gegen Ende Mai ein Junges, während es noch Winter iſt und der Schnee die Erde bedeckt. Zögert der Sommer mit ſeiner Ankunft, ſo tritt oft großer Mangel an Milch ein. Das gewöhnliche Alter des Renntieres iſt 9 oder 10 Jahre; ſeltener bis 15 Jahre, noch ſeltener ſechzehn.

Im Sommer lebt das Renntier nicht bloß von Moos, ſondern ſtreift die Blätter von der Birke, Weide und Eſpe, beſonders der erſteren, begierig ab, frißt auch das junge Gras und die zarten Sproſſen der Sträucher auf den Bergen und mancherlei duftiges Kraut, das der warme Sonnenſtrahl ſchnell hervorlockt. Im Winter iſt aber, außer einigen Leberkräutern, das Renntiermoos ſeine einzige Nahrung. Dieſes Gewächs, das die Vorſehung ſo reichlich über ein Land verbreitet hat, wo die größte Pflanzenarmut herrſcht, iſt äußerſt nahrhaft, und ſelbſt die Kühe, wenn ſie davon freſſen, geben mehr Milch, als von jedem andern Kraute.

Kein Geſchöpf wird mehr von der Hitze angegriffen, als das Renntier; darum findet man ſie, wenn die Witterung am heißeſten iſt, und das Thermometer bis auf 30° C. ſteigt, ſogar am Nordkap ſelbſt, immer auf der Spitze der Gebirge, die Stellen aufſuchend, wo noch Schnee liegt; und wenn ein Windhauch entſteht, ſo kehren ſie ſich nach der Seite hin, wo er herkommt, und ziehen auf dieſe Weiſe mehrere Meilen von dem Orte weg, wo ſie geweidet haben. Echte Geſchöpfe der Polarwelt! Selbſt ihre Größe und Kräftigkeit nimmt nicht wie bei den Pflanzen und meiſten anderen Tieren ab, je weiter ſie nach Norden vorrücken, ſondern zu. Die lappländiſchen Tiere der Gebirgsfinnen ſind imſtande, ein Laſt von circa 300 Liespfund (à 10 Kgr.) zu ziehen, obwohl man ihnen nur 240 Liespfund zuteilt. Der Schlitten (Pulk) kann nach ſeiner Einrichtung nur von einem Renntiere gezogen werden. In Sibirien und Kamtſchatka gebraucht man das Tier auch

andern mit ihre … verwenden. Die Schnelligkeit,
Knecht einen S … außerordentlich, denn sie beträgt im
Mädchen beze… wohl zu merken auf gebirgigem
lich und wil…
die Mühe, … Herden auf, sobald das Laub von
ein Rennti… der Küste zurück. Dieselben Umstände,
Unterdeß… sind eben so dringend, als die ihn zu
willens… die Küste aufzusuchen. Der dringendste
würde … Seltenheit dessen, was der Herde am notwen=
denker… Rentiermooses, das an der Küste von Finnmark
einm… nicht zu finden ist, aber je weiter in das Fest=
sebe… hinein immer reichlicher wächst, namentlich auf
Darum hat auch die Finnmark nicht jenen Überfluß,
d… Küste des russischen Lapplandes darbieten. Da sind
… mit dem Moose bedeckt, dessen weißliche Farbe
… beschneiten Fläche giebt.
… auch der Schutz, den zur Winterszeit das Innere der
… Stürmen verleiht, ein wichtiger Grund, die Winter=
… aufzuschlagen; sodann auch der reiche Vorrat an Brennholz,
… fehlt — und endlich das jagdbare Wild, das er im

… geht also von statten: Nachdem der Lappe sein Zelt ab=
… wird es mit den Stangen, die es aufrecht erhielten, auf
… eines Renntieres gepackt. Seine Käse und andere Eßwaren, die
… Winter angekauft hat, desgleichen die wenigen Hausgeräte, wer=
… Art Korb von Zweigen und Bast verpackt, oben mit Fellen und
… zugedeckt und dann zugeschnürt. Ein solcher Korb hängt an
… des Tieres; zuweilen bloß einer, wenn auf der anderen Seite
… mit dem Kinde hängt. Diese Wiege ist in der Form eines
… aus Holz gemacht, offen, aber mit einer Lederdecke über dem Kopfe
… wie auch mit Renntiermoos und einem jungen Renntierfell ge=
…*) Sind zwei kleine Kinder da, so werden zwei Wiegen auf jede
… des Tieres gehängt, gerade wie die Körbe. Die Familie selbst geht zu
…; ein Teil derselben zieht an der Spitze und giebt acht auf die Lasttiere.

*) Diese Wiege wird an die Bäume gehängt, wenn Mutter und Mädchen mit der Herde beschäftigt sind, so hoch, daß das Kind vor Raubtieren sicher ist. Durch die Bewegung des Windes wird die Wiege von selbst geschaukelt und das Kind in Schlaf gelullt. Sollte es aufwachen, so zieht der Anblick der über seinem Kopfe hängenden Knopfchen, die von der Luft an einander schlagen, seine Aufmerksamkeit an und unterhält es, bis es wieder einschläft. — Will die Mutter das Kind auf einem Zuge mitnehmen, so wird die Wiege auf ihrem Rücken befestigt, so daß der Kopf des Kindes über ihren Schultern erscheint. Da das Ganze wenig wiegt, und die Mutter ihre Hände frei hat, so kann sie ungehindert ihre Geschäfte verrichten. Gegen die Sonne und die Mücken ist oben an der Wiege ein Stück Tuch befestigt, das die Trägerin nach Gefallen herabläßt.

Dann folgt die Herde, die Nachhut wird von den übrigen Lappländern und Hunden gebildet.

Der Sorgfalt des Lappländers ungeachtet trifft es ſich zuweilen, daß ein oder zwei Renntiere zurückbleiben, die ſich vorher von der Herde verirrt haben. Dieſe findet er gewöhnlich wieder, wenn er den folgenden Sommer zurückkommt; wenn nicht, ſo werden ſie bald wild.

Die Lappländer, welche die Walfiſchinſel (Qualö) und umliegenden Eilande beſuchen, ſind, wie wir bereits angedeutet, in die Notwendigkeit verſetzt, ihre Renntiere quer über den Sund oder die Meerenge, die ſie vom feſten Lande trennt, ſchwimmen zu laſſen. Dies iſt dem Fremden ein neuer und intereſſanter Anblick, beſonders wenn die Herde groß iſt und vielleicht aus 1000 Stück beſteht. Sobald der Lappländer auf der Stelle ankommt, wo er überſetzen muß, mietet er mehrere Böte entweder von den Anſiedlern oder den Uferlappen. Da hinein ſtellt er die jungen Kälber, und hinter denſelben werden die Tiere, welche ſchwach ſind und Hülfe bei der Überfahrt nötig haben, gezogen. Da die ganze Herde dieſes Überſetzen ſieht, während ſie zugleich von den Hunden und dem Geſchrei der Lappländer im Rücken angegriffen wird, ſo geht ſie ins Waſſer. Kein vierfüßiges Tier ſchwimmt ſo leicht, wie das Renntier, das den Kopf und die Schultern über das Waſſer hebt; es iſt imſtande, mehrere Meilen zu ſchwimmen, ſelbſt wenn die See unruhig iſt.

Sobald der Lappländer das feſte Land erreicht, ſetzt er ſeinen Weg in langſamen und bequemen Tagereiſen fort, indem er ſelten über 6 oder 7 (engl.) Meilen des Tages geht, uud gelegentlich einen Halt von 2 oder 3 Tagen macht, wenn er eine Stelle findet, die ihm gefällt. So erreicht er endlich die Gegend, wo er zu überwintern gedenkt.

Das Winterzelt wird wieder in derſelben Weiſe wie das Sommerzelt errichtet, die Herde weidet nach wie vor im Freien, und die Hirten müſſen den Stürmen und Schneeſtürmen Trotz bieten. Die Winterkleidung des Menſchen beſteht nun ganz aus der Haut ſeines treuen Lebensgefährten. Der Pelz wird von der ganzen Haut des im Winter geſchlachteten Tieres gemacht; die Gamaſchen und Handſchuhe werden von der Haut, welche die Beine und Schenkel des Tieres umgiebt, die Schuhe von dem Teile des Felles, welcher zwiſchen den Hörnern iſt und den oberen Teil des Kopfes bedeckt, verfertigt. Die Haare ſind nach außen gekehrt, und wegen der beſonderen Feſtigkeit und Dichtigkeit ihres Gewebes iſt es unmöglich, daß die Kälte durchdringe. Um die innere Wärme des Körpers zu unterhalten und den freien Umlauf des Blutes zu befördern, iſt jeder Teil weit und bequem gemacht; insbeſondere ſind die Ärmel des Pelzes ſo weit, daß die Ärme mit Leichtigkeit ausgezogen und wieder eingeſteckt werden können, ohne daß man nötig hat, ihn auszuziehen. Wenn bei großer Kälte der Lappe genötigt iſt, auf dem Schnee zu ſchlafen, und ihm ein Arm vor Froſt erſtarrt, ſo kann er denſelben leicht aus dem Ärmel ziehen und an ſeinem Leibe wieder erwärmen. Eben ſo ſind auch die Handſchuhe weit und ohne Finger.

und Schultern ganz bedeckt, und
die Lappen zu jeder Stunde und bei
hinaus, um nach ihren Renn-
der Wölfe zu schützen. In diesem
die Weiber bei, die, sobald die Reihe an
und jede Arbeit mit den Männern teilen.
in einer Art von Überfluß. Bei einer
Renntieren wird wöchentlich eins geschlachtet;
zuweilen bei starker Familie drei. Das Renn-
liche Nahrung, auf die sich die Leute schon
Die einzige Weise, in der sie ihr Fleisch zubereiten,
Dadurch erhalten sie eine kostbare und nahrhafte Brühe,
gern genießen. Ehe sie das Fleisch in den Topf
kleine Stücke zerschnitten, damit der Saft besser
Ist es hinreichend gar, so bekommt jeder einen Napf
mit einer guten Quantität Brühe und einem Stück Fleisch,
herausholt und verzehrt.

Der Kreis seiner Wanderungen ist auf den nächsten Kreis um die
und geht selten über 10—12 Meilen, wenn die Herde
Nahrung findet. In der Nähe der Kirche stehen auch die höl-
Sommerhäuser, von denen jeder Familienvater eins besitzt. Sie sind
Baumstämmen gebaut, nur wenig über 1 m hoch, mit einer Öffnung an
der schmalen Seite, durch welche der Besitzer kaum hineinkriechen kann, und
mit einer Thür verschlossen ist. In diesem Hause bewahrt er alles
was er nicht nötig hat, auf seinen Sommerwanderungen nach der Küste
mitzunehmen; zugleich ist es die allgemeine Lagerstätte für die Einkäufe,
die gelegentlich von den Kaufleuten herübergebracht sind.

Der Renntierlappe hat verschiedene Arten von Schlitten, sowohl für seine eigene Fahrten, als für seine Sachen. Zuerst der Pulk, welcher hauptsächlich zum Gebrauche der Kaufleute oder anderer Reisenden bestimmt ist. Der Form nach ist er einem Boote ähnlich, 2 m lang, ungefähr 40 cm breit, und 20 cm tief, der Hinterteil aber um das Doppelte erhöht. Das vordere Ende ist spitz, wie ein Kahn, das hintere breit, und der Boden oder Kiel ausgehöhlt (konkav). Über den Sitz wölbt sich das Fell von einem Seekalb als Decke. Der Lappländer bedient sich selten dieses bedeckten Schlittens. Die Notwendigkeit, in der er sich häufig befindet, auszusteigen, entweder um denen zu helfen, deren Tiere störrisch geworden sind, oder sein eigenes Tier zu erleichtern, wenn die große Tiefe des Schneees ihn nötigt, zu Fuß zu gehen, oder die Dunkelheit des Wetters ihn zwingt, den Weg zu suchen, nachdem er die rechte Richtung verloren hat — das alles veranlaßt ihn, sich des offenen Schlittens (Kjöre Achian) zu bedienen, welcher im übrigen dem Pulk sehr ähnlich ist, und gleichfalls aus Birkenholz gemacht wird. Die dritte Art ist der Packschlitten (Raid Achian), gleichfalls offen und in Kahnform, aber viel größer, gegen 3 m lang und verhältnis-

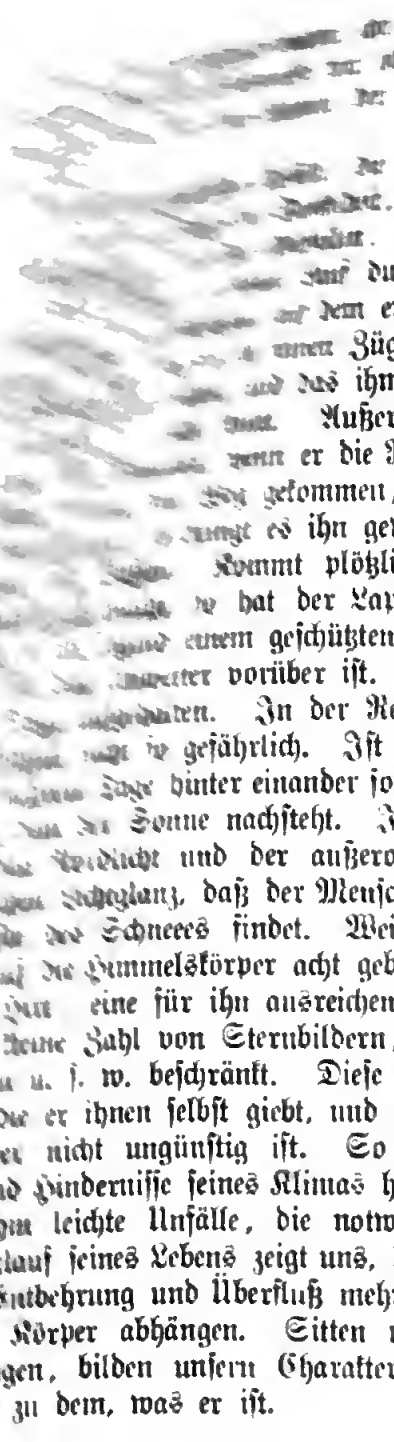
mäßig breiter. In dieſem werden Handelsſachen und andere Packwaren verfahren.

Vor jeden Schlitten wird nur ein Renntier geſpannt; da aber die vor die Packſchlitten geſpannten Tiere natürlich gehindert werden, mit den vorderſten leichteren Schlitten gleichen Schritt zu halten, ſo bekommen ſie einige Aufſeher, welche voranfahren in leichten, offenen Schlitten, indem jedes der nachfolgenden Tiere an den vorhergehenden Schlitten befeſtigt wird. Ein Zug von fünf ſo aneinander befeſtigten Schlitten heißt Raid (Reihe).

Die Renntiere werden ſchon im zweiten Jahre gewöhnt, den Schlitten zu ziehen, ſind aber keineswegs die ruhigen, gelehrigen Tiere, die man ſich vorſtellt. Der Lappländer aber weiß ſie zu behandeln. Wird das Tier widerſpenſtig, ſo fährt er von dem gebahnten Wege ab, mitten in den Schnee hinein, und macht es bald müde und zahm, ſo daß es ſehr gehorſam auf die bequeme Straße zurückkehrt.

Das Geſchirr der Renntiere beſteht aus einer Halfter von Renntierfell, welche rund um den Hals geht; unten an demſelben ſind zwei Stück ausgeſtopften Leders von eirunder Form, welche zwiſchen den Beinen des Tieres hängen, und an welchen der Zugriemen befeſtigt iſt, deſſen Ende ſich um die Beine ſchlingt, unter dem Leibe hindurch geht, und durch ein kleines Querholz in einem eiſernen Ring an dem Vorderteil des Schlittens befeſtigt wird. Rund um den Leib des Tieres iſt ein breiter Bauchgurt von gefärbtem Tuch, durch welchen der Zugriemen gezogen iſt, damit er ſich nicht in den Beinen des Tieres verwickelt. Um den Hals iſt eine Art Halsbinde von weißem Tuch geſchlungen, woran eine Glocke hängt, deren Klang die Partie zuſammenhält. Das Kopfende des Zügels iſt ein Stück Seekalbsfell, der Halfter ähnlich; es wird nicht in den Mund gelegt, ſondern nur um den Kopf gewunden. Das ganze Riemenzeug iſt einfach, aber ſtark.

Sobald der Lappländer ſich in ſeinen Schlitten geſetzt hat, läuft das Tier aus allen Kräften, aber immer von der geſchickten Hand ſeines Herrn gezügelt und zu den kühnſten Wendungen gewöhnt. Am größten iſt die Schwierigkeit, das Gleichgewicht des Schlittens zu erhalten, was in einzelnen Fällen beinahe unmöglich iſt, wenn die Oberfläche des Bodens aus lauter glatten, ſteilen Abhängen beſteht, der Schnee ſich in Eis verwandelt hat, und der Schlitten wie im Fluge dahin ſauſt. Ein Fremder würde in dieſem Falle jeden Augenblick umgeworfen haben, obwohl wegen der Niedrigkeit des Fuhrwerks ohne üble Folgen. Man kann ſich eine richtige Vorſtellung von dem Gleichgewichte, das gehalten werden muß, machen, wenn man den Schlitten mit einem wirklichen Boote vergleicht, welches, auf das Land gezogen, immer auf eine Seite fällt, wegen des ſchmalen, ſcharfen Kiels. So iſt es auch mit den hohlen Schlitten, und es liegt dem Fahrenden ob, ſo mit ſeinem Körper zu balancieren, daß das Gleichgewicht erhalten wird, auch bei dem ſchnellſten Lauf des Tieres. Wäre der Boden des Schlittens breiter, ſo würden die Unebenheiten des Grundes, den es paſſieren muß, die Tiefe des Schneees, die Steilheit der Gebirge und viele andere Umſtände



...geben. So aber gleitet das kleine ... große Unbequemlichkeit für das ... Meister ist im Fahren und Ba-

... den Eingeborenen auf seinen Fahrten ..., in der er seinen Weg verliert, oder ... namentlich bei trüber Nebelluft. In ... durch scharfe Beobachtungen der Form ... dem er fährt, und von dem er aus langer ... Zügen sich nach den verschiedenen Punk- ... das ihm so statt des nützlichen Instrumentes ... Außerdem verläßt er sich in einem hohen ... er die Richtung ganz verloren hat. Ist das ... gekommen, oder stößt es auf Spuren von an- ... es ihn gewöhnlich wohlbehalten nach bekannten ... Kommt plötzlich ein Schneesturm, der die Weiter- ... hat der Lappe für diesen Notfall sein Zelt bei ... einem geschützten Orte aufschlägt, und in welchem er ... vorüber ist. Nicht selten wird er auf diese Weise ... In der Regel ist es auch mit dem Mangel des ... gefährlich. Ist der Himmel klar, so giebt der Mond, ... hinter einander fortscheint, ohne unterzugehen, ein Licht, ... Sonne nachsteht. Ist der Mond untergegangen, so ver- ... und der außerordentlich helle Schimmer der Sterne ... daß der Mensch sicher seine Schritte durch die pfad- ... Schnees findet. Weil seine Augen während der Reise be- ... Himmelskörper acht geben, so erwirbt er sich ganz von selbst, ... eine für ihn ausreichende Kenntnis der Astronomie, die sich ... kleine Zahl von Sternbildern, wie des großen und kleinen Bären, ... u. s. w. beschränkt. Diese Sterngruppen unterscheidet er durch ... die er ihnen selbst giebt, und sie ersetzen ihm die Magnetnadel, wenn ... nicht ungünstig ist. So schlägt er sich mutig durch alle Ge- ... und Hindernisse seines Klimas hindurch, und die größten Beschwerden ... ihm leichte Unfälle, die notwendig zu seinem Leben gehören. Der ... Verlauf seines Lebens zeigt uns, daß Glück und Unglück, Wohlsein und ... Entbehrung und Überfluß mehr von Vorstellungen und Einbildungen ... vom Körper abhängen. Sitten und Gewohnheiten versöhnen uns mit ... Dingen, bilden unsern Charakter und machen mit einem Worte den ... zu dem, was er ist.

## 5. Spitzbergen.*)

Unter dem Meridian Mitteleuropas und der ſkandinaviſchen Halbinſel zwiſchen dem 76° 30′ und 80° 50′ n. Br. gelegen, galt Spitzbergen bis vor kurzem als die am weiteſten nach Norden gerückte Vorhut unſeres Erdteils. Das Land iſt eine Inſelgruppe, beſtehend aus einer Hauptinſel, welche ihren Namen dem ganzen Archipel verliehen hat; aus zwei anderen Inſeln, einer kleineren im Süden, dem „Staatenlande“, und einer größeren im Norden, dem „Nordoſtlande“ — und außerdem noch auf der weſtlichen Seite aus der Prinz-Karl-Inſel und einer Reihe ganz kleiner Eilande, die ſieben Inſeln genannt, gerade gegen den Pol hinlaufend.

Auf dieſen Inſeln herrſcht der Winter mit grauſamer Strenge zehn Monate des Jahres, das organiſche Leben erliſcht aus Mangel an Wärme und Licht; aber ganz erſtorben iſt es nicht — der Naturforſcher ſammelt dort die letzten Pflanzen und beobachtet die letzten Tiere; es iſt die äußerſte Grenze der europäiſchen Flora und Fauna. Das im Jahr 1874 von der öſterreichiſchen Expedition unter Weyprecht und Payer entdeckte Franz-Joſeph-Land (von Payer auf Schlitten erreicht bis zu 82° 5′ n. Br.) ſcheint ohne allen Pflanzenwuchs zu ſein. Auf Spitzbergen ſelbſt ſchmilzt der Schnee nur am Meeresſtrande, an günſtig gelegenen Stellen, die Berge hingegen bleiben ſelbſt während der drei Sommermonate beſtändig weiß.

Sämtliche Thäler ſind mit mächtigen Gletſchern angefüllt, welche bis zum Meere herunterreichen. Dieſe Inſeln ſind demnach das getreue Abbild des geologiſchen Zeitalters, welches dem unſrigen vorausgegangen iſt — der Gletſcherperiode. Während dieſes Zeitraums bedeckte ein Eismantel den ganzen Norden Europas bis zum 53° n. Br.; ſämtliche Thäler von Bergketten, wie die Vogeſen, der Jura, die Alpen, die Pyrenäen, die Karpathen, der Kaukaſus, der Himalaya, ja ſelbſt diejenigen Neuſeelands waren von Gletſchern eingenommen, welche ſich mehr oder minder weit in die benachbarten Ebenen erſtreckten. Spitzbergen ſtellt uns das Bild eines geologiſchen Zeitalters dar, wie es die Schweiz vor vielen Jahrtauſenden zeigte und wie es annähernd die Firn- und Gletſchermeere der Hochalpen noch in unſerer Nähe zur Anſchauung bringen.

Wenn man ſich vom Meere aus dem Inſellande nahet, ſieht das überraſchte Auge nichts als ſpitze Bergzacken, weshalb die holländiſchen Seefahrer dasſelbe „Spitzbergen“ nannten. Übrigens ſind dieſe Berge nicht ſehr hoch; ihre Höhe ſchwankt zwiſchen 500—1200 Meter; überall treten ſie jedoch bis an den Rand des Meeres heran, und im ganzen iſt nur ein ſchmaler Landſtreifen vorhanden, der den Strand bildet. Nur an den beiden äußerſten Enden der Hauptinſel, im Norden und Süden, iſt der Boden ebener, die

*) Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforſchers ꝛc. Von Charles Martins, überſetzt von A. Barthels, 2 Bde., Jena.

verkauft und ſich ſelbſt nach der Seeküſte begiebt. Da ſucht er entweder Arbeit bei den norwegiſchen Anſiedlern, oder, was noch häufiger der Fall iſt, er läßt ſich an den Ufern einer der benachbarten Meerbuchten auf der Küſte nieder, treibt den Fiſchfang zu ſeinem Unterhalt und wird aus einem Gebirgslappen ein Küſtenlappe. Aber die Sehnſucht nach dem freien Nomadenleben verläßt ihn nicht, und zuweilen gelingt es ihm, die frühere Lebensart wieder zu beginnen.

Ein Lappländer, der Herr einer Herde von 1000 Renntieren iſt, wird als ein reicher Mann angeſehen, obgleich die Beiſpiele nicht ſelten ſind, daß einige 1500, ja 2000 haben.

Das Leben dieſer Menſchen iſt einer beſtändigen Veränderung unterworfen und wechſelt zwiſchen größter Unthätigkeit und größter körperlicher Anſtrengung, zwiſchen höchſtem Überfluß und Mangel, zwiſchen höchſter Kälte und Hitze. Wenn der Lappe hungrig iſt und ſeine Eßluſt ungehindert befriedigen kann, ſo iſt er ganz gefräßig; die Maſſe, welche er verſchlingt, iſt ganz erſtaunlich, und wie die wilden Tiere des Waldes ißt er ſo viel, um auf einige Tage ſatt zu ſein, falls er einem unvermuteten Mangel ausgeſetzt werden ſollte. Während der Wanderzeit im Sommer iſt indes die Nahrung des Lappländers außerordentlich einfach und ſpärlich. Da genießt er nicht mehr ſeine Lieblingsſpeiſe, das Renntierfleiſch: dies iſt die leckere Winterkoſt. Im Sommer iſt er nur darauf bedacht, ſeine Herde zu vermehren. Er begnügt ſich mit der Milch ſeiner Tiere und den Überbleibſeln von Lab und Molken nach der Bereitung der Käſe. Von der Milch genießt er ſparſam und iſt geizig damit, denn ein Renntier giebt nicht viel Milch, und dieſelbe muß für den Käſe verwendet werden, der auch für den Winter vorhält. Da die Herde nur des Sommers gemolken wird, ſo ſetzt er, wenn dieſer zu Ende geht, etwas Milch bei Seite, um dieſe gefrieren zu laſſen, die ihm dann nicht bloß zum eigenen Genuß während des Winters, ſondern auch zu einem Handelsartikel dient, der wegen des großen Wohlgeſchmacks ſehr geſucht wird.

Als die Lappen in der Nähe von Fuglenäs verweilten, hatte ich das Glück, zuweilen etwas Renntiermilch zu meinem Frühſtück abzubekommen (was ſehr ſchwer hält), und ich fand den Geſchmack ſo köſtlich, daß ich meine, ein mit Muße geſegneter Feinſchmecker würde ſeine Zeit nicht verſchwenden, wenn er einen Abſtecher nach der Finnmark auf ſeinen Reiſen machte. An Farbe und Dicke gleicht die Milch einem fetten Rahm; ihrer Fettigkeit wegen kann man nur wenig genießen, obſchon der Geſchmack höchſt lieblich und gewürzhaft iſt, letzteres wegen der mancherlei Bergkräuter, die das Tier im Sommer frißt.

Sonderbar iſt es, daß der Käſe von dieſer ſchönen Milch hart, weiß von Farbe, unangenehm ſchmeckend und nur dem Lappländer genießbar iſt. Die Zubereitung iſt ſehr einfach, indem man die Milch in einem großen eiſernen Topfe über das Feuer ſtellt, wo ſie mit Hilfe des Labs aus dem Magen des Renntiers ſchnell gerinnt, dann gepreßt und, nachdem die

Molken davon getrennt ſind, in kleine Formen von geringer Tiefe gebracht wird.

Die gewöhnliche Größe des Käſes iſt die eines kleinen Tellers, und er iſt nicht viel dicker als ein Centimeter. Es iſt möglich, daß dieſe Dünne auf ſeine Güte Einfluß hat, da, indem er geſchnitten wird, die harte Rinde den größten Teil des Käſes bildet. Schlecht, wie er iſt, wird er von den Lappen, die ihn ſowohl roh als geröſtet eſſen, ſehr geſchätzt; in letzterem Zuſtande erſcheint er auf den Tiſchen der Kaufleute und iſt dann etwas ſchmackhafter. Seiner ſcheinbaren Härte und Trockenheit ungeachtet tröpfelt von ihm, wenn er auf das Feuer gelegt wird, ein fettes, reines Öl, das man ſehr wirkſam findet gegen die Wirkungen des Froſtes; denn auf den erfrorenen Teil gelegt, verhindert es den kalten Brand, der leicht dazu kommt, wenn man das Reiben mit Schnee verſäumt hat.

Da der Käſe eine viel größere Nutzbarkeit hat, als die Butter, zu der Brot erfordert würde, das die Lappen nicht kennen, ſo wird aus der Renntiermilch faſt nie Butter gemacht. Dieſe iſt immer ganz weiß.

Der Lappländer bringt zuweilen eine Veränderung in ſeinen Speiſen hervor, dadurch, daß er Heidelbeeren, Zwergmaulbeeren und ähnliche Früchte ſeiner Gegend in die Molken miſcht, nachdem er ſie vorher zu einem dicken Safte eingekocht hat. Nicht weniger gern eſſen ſie auch die Angelikawurzel, die gut gegen den Skorbut ſein ſoll. Darum mögen ſie auch für das Blut des Renntiers ſo große Vorliebe haben; beim Schlachten des Tieres wird es ſorgfältig geſammelt und aufbewahrt und in verſchiedenen Gerichten zubereitet. Warm genoſſen, ſoll das Blut ein ſicheres Mittel gegen den Scharbock ſein.

Die geringe Entfernung, in welcher die Herden von Fuglenäs waren, ſetzte mich in den Stand, ihr Leben und Treiben faſt jeden Tag zu ſehen. Beſonders maleriſch und für Lappland charakteriſtiſch war der Anblick des Abends zur Melkzeit, wenn ſich die Herde um die Gamme (das Zelt) verſammelte. Auf allen Höhen rund umher wird alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geſchäftigen Hunde bellen überall und treiben die Herden immer näher; die Renntiere ſpringen und rennen, ſtehen ſtill und ſpringen wieder in einer unbeſchreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch ſchönen und majeſtätiſchen Anblick gewährt es, wenn das weidende Tier, von dem Hunde geſchreckt, ſein Haupt erhebt und ſeine breiten und mächtigen Augſproſſen zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht iſt ſein Schritt! Nie hören wir ſeinen Fußtritt auf der Erde, nur das beſtändige Knarren ſeiner Kniegelenke, als wäre es durch die Wiederholung elektriſcher Schläge hervorgebracht, wird vernommen; ein ſonderbares Geräuſch, das wegen der Menge von Renntieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Herde die Gamme erreicht, ſo ſtehen die Tiere ſtill, ruhen aus oder ſpringen zutraulich herum, ſpielen mit ihren Geweihen gegen einander, oder umringen gruppenweiſe einen Mooſtock, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Tiere zum

verkauft und ſich ſelbſt nach der Seeküſte begiebt. Da ſucht er entweder Arbeit bei den norwegiſchen Anſiedlern, oder, was noch häufiger der Fall iſt, er läßt ſich an den Ufern einer der benachbarten Meerbuchten auf der Küſte nieder, treibt den Fiſchfang zu ſeinem Unterhalt und wird aus einem Gebirgslappen ein Küſtenlappe. Aber die Sehnſucht nach dem freien Nomadenleben verläßt ihn nicht, und zuweilen gelingt es ihm, die frühere Lebensart wieder zu beginnen.

Ein Lappländer, der Herr einer Herde von 1000 Renntieren iſt, wird als ein reicher Mann angeſehen, obgleich die Beiſpiele nicht ſelten ſind, daß einige 1500, ja 2000 haben.

Das Leben dieſer Menſchen iſt einer beſtändigen Veränderung unterworfen und wechſelt zwiſchen größter Unthätigkeit und größter körperlicher Anſtrengung, zwiſchen höchſtem Überfluß und Mangel, zwiſchen höchſter Kälte und Hitze. Wenn der Lappe hungrig iſt und ſeine Eßluſt ungehindert befriedigen kann, ſo iſt er ganz gefräßig; die Maſſe, welche er verſchlingt, iſt ganz erſtaunlich, und wie die wilden Tiere des Waldes ißt er ſo viel, um auf einige Tage ſatt zu ſein, falls er einem unvermuteten Mangel ausgeſetzt werden ſollte. Während der Wanderzeit im Sommer iſt indes die Nahrung des Lappländers außerordentlich einfach und ſpärlich. Da genießt er nicht mehr ſeine Lieblingsſpeiſe, das Renntierfleiſch: dies iſt die leckere Winterkoſt. Im Sommer iſt er nur darauf bedacht, ſeine Herde zu vermehren. Er begnügt ſich mit der Milch ſeiner Tiere und den Überbleibſeln von Lab und Molken nach der Bereitung der Käſe. Von der Milch genießt er ſparſam und iſt geizig damit, denn ein Renntier giebt nicht viel Milch, und dieſelbe muß für den Käſe verwendet werden, der auch für den Winter vorhält. Da die Herde nur des Sommers gemolken wird, ſo ſetzt er, wenn dieſer zu Ende geht, etwas Milch bei Seite, um dieſe gefrieren zu laſſen, die ihm dann nicht bloß zum eigenen Genuß während des Winters, ſondern auch zu einem Handelsartikel dient, der wegen des großen Wohlgeſchmacks ſehr geſucht wird.

Als die Lappen in der Nähe von Fuglenäs verweilten, hatte ich das Glück, zuweilen etwas Renntiermilch zu meinem Frühſtück abzubekommen (was ſehr ſchwer hält), und ich fand den Geſchmack ſo köſtlich, daß ich meine, ein mit Muße geſegneter Feinſchmecker würde ſeine Zeit nicht verſchwenden, wenn er einen Abſtecher nach der Finnmark auf ſeinen Reiſen machte. An Farbe und Dicke gleicht die Milch einem fetten Rahm; ihrer Fettigkeit wegen kann man nur wenig genießen, obſchon der Geſchmack höchſt lieblich und gewürzhaft iſt, letzteres wegen der mancherlei Bergkräuter, die das Tier im Sommer frißt.

Sonderbar iſt es, daß der Käſe von dieſer ſchönen Milch hart, weiß von Farbe, unangenehm ſchmeckend und nur dem Lappländer genießbar iſt. Die Zubereitung iſt ſehr einfach, indem man die Milch in einem großen eiſernen Topfe über das Feuer ſtellt, wo ſie mit Hilfe des Labs aus dem Magen des Renntiers ſchnell gerinnt, dann gepreßt und, nachdem die

Molken davon getrennt ſind, in kleine Formen von geringer Tiefe gebracht wird.

Die gewöhnliche Größe des Käſes iſt die eines kleinen Tellers, und er iſt nicht viel dicker als ein Centimeter. Es iſt möglich, daß dieſe Dünne auf ſeine Güte Einfluß hat, da, indem er geſchnitten wird, die harte Rinde den größten Teil des Käſes bildet. Schlecht, wie er iſt, wird er von den Lappen, die ihn ſowohl roh als geröſtet eſſen, ſehr geſchätzt; in letzterem Zuſtande erſcheint er auf den Tiſchen der Kaufleute und iſt dann etwas ſchmackhafter. Seiner ſcheinbaren Härte und Trockenheit ungeachtet tröpfelt von ihm, wenn er auf das Feuer gelegt wird, ein fettes, reines Öl, das man ſehr wirkſam findet gegen die Wirkungen des Froſtes; denn auf den erfrorenen Teil gelegt, verhindert es den kalten Brand, der leicht dazu kommt, wenn man das Reiben mit Schnee verſäumt hat.

Da der Käſe eine viel größere Nutzbarkeit hat, als die Butter, zu der Brot erfordert würde, das die Lappen nicht kennen, ſo wird aus der Renntiermilch faſt nie Butter gemacht. Dieſe iſt immer ganz weiß.

Der Lappländer bringt zuweilen eine Veränderung in ſeinen Speiſen hervor, dadurch, daß er Heidelbeeren, Zwergmaulbeeren und ähnliche Früchte ſeiner Gegend in die Molken miſcht, nachdem er ſie vorher zu einem dicken Safte eingekocht hat. Nicht weniger gern eſſen ſie auch die Angelikawurzel, die gut gegen den Skorbut ſein ſoll. Darum mögen ſie auch für das Blut des Renntiers ſo große Vorliebe haben; beim Schlachten des Tieres wird es ſorgfältig geſammelt und aufbewahrt und in verſchiedenen Gerichten zubereitet. Warm genoſſen, ſoll das Blut ein ſicheres Mittel gegen den Scharbock ſein.

Die geringe Entfernung, in welcher die Herden von Fuglenäs waren, ſetzte mich in den Stand, ihr Leben und Treiben faſt jeden Tag zu ſehen. Beſonders maleriſch und für Lappland charakteriſtiſch war der Anblick des Abends zur Melkzeit, wenn ſich die Herde um die Gamme (das Zelt) verſammelte. Auf allen Höhen rund umher wird alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geſchäftigen Hunde bellen überall und treiben die Herden immer näher; die Renntiere ſpringen und rennen, ſtehen ſtill und ſpringen wieder in einer unbeſchreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch ſchönen und majeſtätiſchen Anblick gewährt es, wenn das weidende Tier, von dem Hunde geſchreckt, ſein Haupt erhebt und ſeine breiten und mächtigen Augſproſſen zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht iſt ſein Schritt! Nie hören wir ſeinen Fußtritt auf der Erde, nur das beſtändige Knarren ſeiner Kniegelenke, als wäre es durch die Wiederholung elektriſcher Schläge hervorgebracht, wird vernommen; ein ſonderbares Geräuſch, das wegen der Menge von Renntieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Herde die Gamme erreicht, ſo ſtehen die Tiere ſtill, ruhen aus oder ſpringen zutraulich herum, ſpielen mit ihren Geweihen gegen einander, oder umringen gruppenweiſe einen Mooſſtock, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Tiere zum

verkauft und ſich ſelbſt nach der Seeküſte begiebt. Da ſucht er entweder Arbeit bei den norwegiſchen Anſiedlern, oder, was noch häufiger der Fall iſt, er läßt ſich an den Ufern einer der benachbarten Meerbuchten auf der Küſte nieder, treibt den Fiſchfang zu ſeinem Unterhalt und wird aus einem Gebirgslappen ein Küſtenlappe. Aber die Sehnſucht nach dem freien Nomadenleben verläßt ihn nicht, und zuweilen gelingt es ihm, die frühere Lebensart wieder zu beginnen.

Ein Lappländer, der Herr einer Herde von 1000 Renntieren iſt, wird als ein reicher Mann angeſehen, obgleich die Beiſpiele nicht ſelten ſind, daß einige 1500, ja 2000 haben.

Das Leben dieſer Menſchen iſt einer beſtändigen Veränderung unterworfen und wechſelt zwiſchen größter Unthätigkeit und größter körperlicher Anſtrengung, zwiſchen höchſtem Überfluß und Mangel, zwiſchen höchſter Kälte und Hitze. Wenn der Lappe hungrig iſt und ſeine Eßluſt ungehindert befriedigen kann, ſo iſt er ganz gefräßig; die Maſſe, welche er verſchlingt, iſt ganz erſtaunlich, und wie die wilden Tiere des Waldes ißt er ſo viel, um auf einige Tage ſatt zu ſein, falls er einem unvermuteten Mangel ausgeſetzt werden ſollte. Während der Wanderzeit im Sommer iſt indes die Nahrung des Lappländers außerordentlich einfach und ſpärlich. Da genießt er nicht mehr ſeine Lieblingsſpeiſe, das Renntierfleiſch: dies iſt die leckere Winterkoſt. Im Sommer iſt er nur darauf bedacht, ſeine Herde zu vermehren. Er begnügt ſich mit der Milch ſeiner Tiere und den Überbleibſeln von Lab und Molken nach der Bereitung der Käſe. Von der Milch genießt er ſparſam und iſt geizig damit, denn ein Renntier giebt nicht viel Milch, und dieſelbe muß für den Käſe verwendet werden, der auch für den Winter vorhält. Da die Herde nur des Sommers gemolken wird, ſo ſetzt er, wenn dieſer zu Ende geht, etwas Milch bei Seite, um dieſe gefrieren zu laſſen, die ihm dann nicht bloß zum eigenen Genuß während des Winters, ſondern auch zu einem Handelsartikel dient, der wegen des großen Wohlgeſchmacks ſehr geſucht wird.

Als die Lappen in der Nähe von Fuglenäs verweilten, hatte ich das Glück, zuweilen etwas Renntiermilch zu meinem Frühſtück abzubekommen (was ſehr ſchwer hält), und ich fand den Geſchmack ſo köſtlich, daß ich meine, ein mit Muße geſegneter Feinſchmecker würde ſeine Zeit nicht verſchwenden, wenn er einen Abſtecher nach der Finnmark auf ſeinen Reiſen machte. An Farbe und Dicke gleicht die Milch einem fetten Rahm; ihrer Fettigkeit wegen kann man nur wenig genießen, obſchon der Geſchmack höchſt lieblich und gewürzhaft iſt, letzteres wegen der mancherlei Bergkräuter, die das Tier im Sommer frißt.

Sonderbar iſt es, daß der Käſe von dieſer ſchönen Milch hart, weiß von Farbe, unangenehm ſchmeckend und nur dem Lappländer genießbar iſt. Die Zubereitung iſt ſehr einfach, indem man die Milch in einem großen eiſernen Topfe über das Feuer ſtellt, wo ſie mit Hilfe des Labs aus dem Magen des Renntiers ſchnell gerinnt, dann gepreßt und, nachdem die

Molken davon getrennt ſind, in kleine Formen von geringer Tiefe gebracht wird.

Die gewöhnliche Größe des Käſes iſt die eines kleinen Tellers, und er iſt nicht viel dicker als ein Centimeter. Es iſt möglich, daß dieſe Dünne auf ſeine Güte Einfluß hat, da, indem er geſchnitten wird, die harte Rinde den größten Teil des Käſes bildet. Schlecht, wie er iſt, wird er von den Lappen, die ihn ſowohl roh als geröſtet eſſen, ſehr geſchätzt; in letzterem Zuſtande erſcheint er auf den Tiſchen der Kaufleute und iſt dann etwas ſchmackhafter. Seiner ſcheinbaren Härte und Trockenheit ungeachtet tröpfelt von ihm, wenn er auf das Feuer gelegt wird, ein fettes, reines Öl, das man ſehr wirkſam findet gegen die Wirkungen des Froſtes; denn auf den erfrorenen Teil gelegt, verhindert es den kalten Brand, der leicht dazu kommt, wenn man das Reiben mit Schnee verſäumt hat.

Da der Käſe eine viel größere Nutzbarkeit hat, als die Butter, zu der Brot erfordert würde, das die Lappen nicht kennen, ſo wird aus der Renntiermilch faſt nie Butter gemacht. Dieſe iſt immer ganz weiß.

Der Lappländer bringt zuweilen eine Veränderung in ſeinen Speiſen hervor, dadurch, daß er Heidelbeeren, Zwergmaulbeeren und ähnliche Früchte ſeiner Gegend in die Molken miſcht, nachdem er ſie vorher zu einem dicken Safte eingekocht hat. Nicht weniger gern eſſen ſie auch die Angelikawurzel, die gut gegen den Skorbut ſein ſoll. Darum mögen ſie auch für das Blut des Renntiers ſo große Vorliebe haben; beim Schlachten des Tieres wird es ſorgfältig geſammelt und aufbewahrt und in verſchiedenen Gerichten zubereitet. Warm genoſſen, ſoll das Blut ein ſicheres Mittel gegen den Scharbock ſein.

Die geringe Entfernung, in welcher die Herden von Fuglenäs waren, ſetzte mich in den Stand, ihr Leben und Treiben faſt jeden Tag zu ſehen. Beſonders maleriſch und für Lappland charakteriſtiſch war der Anblick des Abends zur Melkzeit, wenn ſich die Herde um die Gamme (das Zelt) verſammelte. Auf allen Höhen rund umher wird alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geſchäftigen Hunde bellen überall und treiben die Herden immer näher; die Renntiere ſpringen und rennen, ſtehen ſtill und ſpringen wieder in einer unbeſchreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch ſchönen und majeſtätiſchen Anblick gewährt es, wenn das weidende Tier, von dem Hunde geſchreckt, ſein Haupt erhebt und ſeine breiten und mächtigen Augſproſſen zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht iſt ſein Schritt! Nie hören wir ſeinen Fußtritt auf der Erde, nur das beſtändige Knarren ſeiner Kniegelenke, als wäre es durch die Wiederholung elektriſcher Schläge hervorgebracht, wird vernommen; ein ſonderbares Geräuſch, das wegen der Menge von Renntieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Herde die Gamme erreicht, ſo ſtehen die Tiere ſtill, ruhen aus oder ſpringen zutraulich herum, ſpielen mit ihren Geweihen gegen einander, oder umringen gruppenweiſe einen Moosſtock, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Tiere zum

andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Baſt um die Augſproſſen des Tieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Tier ſträubt ſich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen; das Mädchen lacht und freut ſich über die Mühe, welche dies verurſacht. Auch läßt es zuweilen aus Mutwillen ein Renntier wieder los, damit es noch einmal für ſie eingefangen werde. Unterdeſſen hört man den Vater oder die Mutter ſchelten wegen des Mutwillens, der oft die Wirkung hat, die ganze Herde ſcheu zu machen. Wer würde bei dieſem Schauſpiele nicht an Laban und Lea, Jakob und Rahel denken? Wenn die Herde ſich zuletzt hinſtreckt, ſo viele hundert Tiere auf einmal rund um die Gamme, ſo bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu ſehen, den Befehlshaber des Ganzen in der Mitte.

Wir müſſen die Vorſehung bewundern, welche ein Tier geſchaffen hat, das dem Menſchen es möglich macht, unter dem Schnee und Eis der Polarzone auszudauern, und ihm das ganze übrige in Kälte erſtarrte Naturleben erſetzt.

So anmutig und zierlich in ſeinem Äußern, als etwa das Pferd und der Hirſch, iſt freilich das Renntier nicht; denn es hat einen kurzen, dicken Hals, welcher macht, daß das Tier, ſtatt den Kopf in die Höhe zu halten, ihn in einer gebückten Stellung trägt, die faſt eine gerade Linie mit dem Rücken bildet. Die eigentümliche Bildung und Stärke des Halſes, der Schultern und des Vorderbuges deuten ſchon darauf hin, daß das Tier zum Ziehen beſtimmt ſei; die Muskelkraft der Lenden und die Dicke der Knochen beſtätigen dies. Die Hufe ſind dem Lande wohl angepaßt; ſtatt ſchmal und ſpitzig zu ſein, wie die Hufe der Rehböcke und Damhirſche, ſind ſie ſehr breit, platt und weit; auch hat das Renntier es in ſeiner Gewalt, beim Niederſetzen den Huf auszubreiten oder zuſammenzuziehen, je nach der Beſchaffenheit der Oberfläche, auf der es ſich bewegt. Wenn der Schnee auf dem Boden liegt, ſo giebt ihm die Breite ſeiner Hufe, die es dann ſo weit macht, daß ſie den Pferdehufen gleichkommen, eine feſte Haltung auf dem Schnee und hindert es, ſo tief hineinzuſinken, als es ſonſt geſchehen würde, beſonders nach friſchem Schnee, deſſen Oberfläche noch nicht gefroren iſt.

Die Augſproſſen (Hörner) des Tieres ſind breit und ſehr zierlich, auch während des vornehmſten Teiles vom Jahre mit einem weichen, dunkeln, ſammetartigen Flaum bedeckt, der bis zum Winter bleibt. Die Hörner beginnen im Mai auszuſchießen und in einem Zeitraume von ſieben bis acht Wochen erreichen ſie ihre völlige Ausbildung; die Böcke bekommen die ihrigen zuerſt, die Kühe zuletzt, werfen aber die ihrigen nicht vor dem Frühlinge ab. Weil dieſe Tiere das Geweih ſo notwendig brauchen (zum Aufſcharren des Schneees), ſo gab die Natur auch dem Weibchen Hörner.

Das ſchnatternde und klappernde Getöſe, welches gehört wird, wenn das Tier geht, kommt von dem Zuſammenziehen der Hufe beim Aufheben von dem Boden und von dem daraus folgenden Schlagen der inneren Teile im Hufe gegeneinander. Dieſes Geräuſch iſt von keinem unbeträchtlichen Vorteil,

da es die zerſtreute Herde ſammelt. Die Renntiere mit ihrem feinen Gehör können es in bedeutender Ferne hören.

Kaum hat wohl irgend ein anderes Geſchöpf ein ſo dickes Fell, als das Renntier, das ſich ſelbſt, wie die Menſchen, damit gegen die Strenge des Klimas ſchützt. Von allen Kleidern, welche die Bewohner der Polargegenden tragen, kann keins mit den von Renntierfellen gemachten verglichen werden in Bezug auf die Wärme. Darum beſteht die Winterkleidung des Lappen ganz aus Renntierfellen. Die Haare darauf ſtehen ſo dick und dicht, daß, wenn man ſie auf irgend eine Weiſe trennen wollte, um die bloße Haut zu entdecken, dies gar nicht möglich iſt. An dem niedern Teile des Halſes verſtärkt noch ein Haarbüſchel den natürlichen Schutz des Tieres gegen die Kälte.

Die Farbe iſt während des Sommers viel dunkler als im Winter. Im Anfang des Sommers, wo das Tier eine neue Behaarung erhält, iſt das Haar dünn, nimmt aber gegen den Winter hin außerordentlich an Dicke zu, bekommt eine graubraune Farbe, und die Seiten, Bruſt und Unterleib ſind dann grauweiß. In mancher Herde trifft man auch ein paar ganz weiße Renntiere an.

Die Renntierkuh wirft gegen Ende Mai ein Junges, während es noch Winter iſt und der Schnee die Erde bedeckt. Zögert der Sommer mit ſeiner Ankunft, ſo tritt oft großer Mangel an Milch ein. Das gewöhnliche Alter des Renntieres iſt 9 oder 10 Jahre; ſeltener bis 15 Jahre, noch ſeltener ſechzehn.

Im Sommer lebt das Renntier nicht bloß von Moos, ſondern ſtreift die Blätter von der Birke, Weide und Eſpe, beſonders der erſteren, begierig ab, frißt auch das junge Gras und die zarten Sproſſen der Sträucher auf den Bergen und mancherlei duftiges Kraut, das der warme Sonnenſtrahl ſchnell hervorlockt. Im Winter iſt aber, außer einigen Leberkräutern, das Renntiermoos ſeine einzige Nahrung. Dieſes Gewächs, das die Vorſehung ſo reichlich über ein Land verbreitet hat, wo die größte Pflanzenarmut herrſcht, iſt äußerſt nahrhaft, und ſelbſt die Kühe, wenn ſie davon freſſen, geben mehr Milch, als von jedem andern Kraute.

Kein Geſchöpf wird mehr von der Hitze angegriffen, als das Renntier; darum findet man ſie, wenn die Witterung am heißeſten iſt, und das Thermometer bis auf 30° C. ſteigt, ſogar am Nordkap ſelbſt, immer auf der Spitze der Gebirge, die Stellen aufſuchend, wo noch Schnee liegt; und wenn ein Windhauch entſteht, ſo kehren ſie ſich nach der Seite hin, wo er herkommt, und ziehen auf dieſe Weiſe mehrere Meilen von dem Orte weg, wo ſie geweidet haben. Echte Geſchöpfe der Polarwelt! Selbſt ihre Größe und Kräftigkeit nimmt nicht wie bei den Pflanzen und meiſten anderen Tieren ab, je weiter ſie nach Norden vorrücken, ſondern zu. Die lappländiſchen Tiere der Gebirgsfinnen ſind imſtande, ein Laſt von circa 300 Liespfund (à 10 Kgr.) zu ziehen, obwohl man ihnen nur 240 Liespfund zuteilt. Der Schlitten (Pulk) kann nach ſeiner Einrichtung nur von einem Renntiere gezogen werden. In Sibirien und Kamtſchatka gebraucht man das Tier auch

andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Baſt um die Augſproſſen des Tieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Tier ſträubt ſich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen; das Mädchen lacht und freut ſich über die Mühe, welche dies verurſacht. Auch läßt es zuweilen aus Mutwillen ein Renntier wieder los, damit es noch einmal für ſie eingefangen werde. Unterdeſſen hört man den Vater oder die Mutter ſchelten wegen des Mutwillens, der oft die Wirkung hat, die ganze Herde ſcheu zu machen. Wer würde bei dieſem Schauſpiele nicht an Laban und Lea, Jakob und Rahel denken? Wenn die Herde ſich zuletzt hinſtreckt, ſo viele hundert Tiere auf einmal rund um die Gamme, ſo bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu ſehen, den Befehlshaber des Ganzen in der Mitte.

Wir müſſen die Vorſehung bewundern, welche ein Tier geſchaffen hat, das dem Menſchen es möglich macht, unter dem Schnee und Eis der Polarzone auszudauern, und ihm das ganze übrige in Kälte erſtarrte Naturleben erſetzt.

So anmutig und zierlich in ſeinem Äußern, als etwa das Pferd und der Hirſch, iſt freilich das Renntier nicht; denn es hat einen kurzen, dicken Hals, welcher macht, daß das Tier, ſtatt den Kopf in die Höhe zu halten, ihn in einer gebückten Stellung trägt, die faſt eine gerade Linie mit dem Rücken bildet. Die eigentümliche Bildung und Stärke des Halſes, der Schultern und des Vorderbuges deuten ſchon darauf hin, daß das Tier zum Ziehen beſtimmt ſei; die Muskelkraft der Lenden und die Dicke der Knochen beſtätigen dies. Die Hufe ſind dem Lande wohl angepaßt; ſtatt ſchmal und ſpitzig zu ſein, wie die Hufe der Rehböcke und Damhirſche, ſind ſie ſehr breit, platt und weit; auch hat das Renntier es in ſeiner Gewalt, beim Niederſetzen den Huf auszubreiten oder zuſammenzuziehen, je nach der Beſchaffenheit der Oberfläche, auf der es ſich bewegt. Wenn der Schnee auf dem Boden liegt, ſo giebt ihm die Breite ſeiner Hufe, die es dann ſo weit macht, daß ſie den Pferdehufen gleichkommen, eine feſte Haltung auf dem Schnee und hindert es, ſo tief hineinzuſinken, als es ſonſt geſchehen würde, beſonders nach friſchem Schnee, deſſen Oberfläche noch nicht gefroren iſt.

Die Augſproſſen (Hörner) des Tieres ſind breit und ſehr zierlich, auch während des vornehmſten Teiles vom Jahre mit einem weichen, dunkeln, ſammetartigen Flaum bedeckt, der bis zum Winter bleibt. Die Hörner beginnen im Mai auszuſchießen und in einem Zeitraume von ſieben bis acht Wochen erreichen ſie ihre völlige Ausbildung; die Böcke bekommen die ihrigen zuerſt, die Kühe zuletzt, werfen aber die ihrigen nicht vor dem Frühlinge ab. Weil dieſe Tiere das Geweih ſo notwendig brauchen (zum Aufſcharren des Schneees), ſo gab die Natur auch dem Weibchen Hörner.

Das ſchnatternde und klappernde Getöſe, welches gehört wird, wenn das Tier geht, kommt von dem Zuſammenziehen der Hufe beim Aufheben von dem Boden und von dem daraus folgenden Schlagen der inneren Teile im Hufe gegeneinander. Dieſes Geräuſch iſt von keinem unbeträchtlichen Vorteil,

da es die zerſtreute Herde ſammelt. Die Renntiere mit ihrem feinen Gehör können es in bedeutender Ferne hören.

Kaum hat wohl irgend ein anderes Geſchöpf ein ſo dickes Fell, als das Renntier, das ſich ſelbſt, wie die Menſchen, damit gegen die Strenge des Klimas ſchützt. Von allen Kleidern, welche die Bewohner der Polargegenden tragen, kann keins mit den von Renntierfellen gemachten verglichen werden in Bezug auf die Wärme. Darum beſteht die Winterkleidung des Lappen ganz aus Renntierfellen. Die Haare darauf ſtehen ſo dick und dicht, daß, wenn man ſie auf irgend eine Weiſe trennen wollte, um die bloße Haut zu entdecken, dies gar nicht möglich iſt. An dem niedern Teile des Halſes verſtärkt noch ein Haarbüſchel den natürlichen Schutz des Tieres gegen die Kälte.

Die Farbe iſt während des Sommers viel dunkler als im Winter. Im Anfang des Sommers, wo das Tier eine neue Behaarung erhält, iſt das Haar dünn, nimmt aber gegen den Winter hin außerordentlich an Dicke zu, bekommt eine graubraune Farbe, und die Seiten, Bruſt und Unterleib ſind dann grauweiß. In mancher Herde trifft man auch ein paar ganz weiße Renntiere an.

Die Renntierkuh wirft gegen Ende Mai ein Junges, während es noch Winter iſt und der Schnee die Erde bedeckt. Zögert der Sommer mit ſeiner Ankunft, ſo tritt oft großer Mangel an Milch ein. Das gewöhnliche Alter des Renntieres iſt 9 oder 10 Jahre; ſeltener bis 15 Jahre, noch ſeltener ſechzehn.

Im Sommer lebt das Renntier nicht bloß von Moos, ſondern ſtreift die Blätter von der Birke, Weide und Eſpe, beſonders der erſteren, begierig ab, frißt auch das junge Gras und die zarten Sproſſen der Sträucher auf den Bergen und mancherlei duftiges Kraut, das der warme Sonnenſtrahl ſchnell hervorlockt. Im Winter iſt aber, außer einigen Leberkräutern, das Renntiermoos ſeine einzige Nahrung. Dieſes Gewächs, das die Vorſehung ſo reichlich über ein Land verbreitet hat, wo die größte Pflanzenarmut herrſcht, iſt äußerſt nahrhaft, und ſelbſt die Kühe, wenn ſie davon freſſen, geben mehr Milch, als von jedem andern Kraute.

Kein Geſchöpf wird mehr von der Hitze angegriffen, als das Renntier; darum findet man ſie, wenn die Witterung am heißeſten iſt, und das Thermometer bis auf 30° C. ſteigt, ſogar am Nordkap ſelbſt, immer auf der Spitze der Gebirge, die Stellen aufſuchend, wo noch Schnee liegt; und wenn ein Windhauch entſteht, ſo kehren ſie ſich nach der Seite hin, wo er herkommt, und ziehen auf dieſe Weiſe mehrere Meilen von dem Orte weg, wo ſie geweidet haben. Echte Geſchöpfe der Polarwelt! Selbſt ihre Größe und Kräftigkeit nimmt nicht wie bei den Pflanzen und meiſten anderen Tieren ab, je weiter ſie nach Norden vorrücken, ſondern zu. Die lappländiſchen Tiere der Gebirgsfinnen ſind imſtande, ein Laſt von circa 300 Liespfund (à 10 Kgr.) zu ziehen, obwohl man ihnen nur 240 Liespfund zuteilt. Der Schlitten (Pulk) kann nach ſeiner Einrichtung nur von einem Renntiere gezogen werden. In Sibirien und Kamtſchatka gebraucht man das Tier auch

zum Reiten, wozu es die Lappländer nicht verwenden. Die Schnelligkeit, mit der es die größten Laſten zieht, iſt außerordentlich, denn ſie beträgt im Durchſchnitt 8 engl. Meilen in der Stunde, wohl zu merken auf gebirgigem Terrain.

Der Gebirgslappe bricht mit ſeinen Herden auf, ſobald das Laub von den Bäumen fällt, und zieht ſich von der Küſte zurück. Dieſelben Umſtände, die ihn nötigen, jetzt zurückzukehren, ſind eben ſo dringend, als die ihn zu Anfang des Sommers vermögen, die Küſte aufzuſuchen. Der dringendſte Grund iſt ohne Zweifel die Seltenheit deſſen, was der Herde am notwendigſten iſt, nämlich des Renntiermooſes, das an der Küſte von Finnmark und auf den Inſeln faſt gar nicht zu finden iſt, aber je weiter in das Feſtland und in die Wälder hinein immer reichlicher wächſt, namentlich auf niedrigem Moorboden. Darum hat auch die Finnmark nicht jenen Überfluß, den die Ebenen und Moräſte des ruſſiſchen Lapplandes darbieten. Da ſind oft unermeßliche Strecken mit dem Mooſe bedeckt, deſſen weißliche Farbe ihnen das Anſehen einer beſchneiten Fläche giebt.

Ferner iſt aber auch der Schutz, den zur Winterszeit das Innere der Wälder vor den heftigen Stürmen verleiht, ein wichtiger Grund, die Winterquartiere hier aufzuſchlagen; ſodann auch der reiche Vorrat an Brennholz, woran es der Küſte fehlt — und endlich das jagdbare Wild, das er im Walde findet.

Die Abreiſe geht alſo von ſtatten: Nachdem der Lappe ſein Zelt abgeſchlagen hat, ſo wird es mit den Stangen, die es aufrecht erhielten, auf den Rücken eines Reuntieres gepackt. Seine Käſe und andere Eßwaren, die er für den Winter angekauft hat, desgleichen die wenigen Hausgeräte, werden in eine Art Korb von Zweigen und Baſt verpackt, oben mit Fellen und Birkenrinde zugedeckt und dann zugeſchnürt. Ein ſolcher Korb hängt an jeder Seite des Tieres; zuweilen bloß einer, wenn auf der anderen Seite die Wiege mit dem Kinde hängt. Dieſe Wiege iſt in der Form eines Schlittens aus Holz gemacht, offen, aber mit einer Lederdecke über dem Kopfe des Kindes, wie auch mit Renntiermoos und einem jungen Renntierfell gepolſtert.*) Sind zwei kleine Kinder da, ſo werden zwei Wiegen auf jede Seite des Tieres gehängt, gerade wie die Körbe. Die Familie ſelbſt geht zu Fuß; ein Teil derſelben zieht an der Spitze und giebt acht auf die Laſttiere.

*) Dieſe Wiege wird an die Bäume gehängt, wenn Mutter und Mädchen mit der Herde beſchäftigt ſind, ſo hoch, daß das Kind vor Raubtieren ſicher iſt. Durch die Bewegung des Windes wird die Wiege von ſelbſt geſchaukelt und das Kind in Schlaf gelullt. Sollte es aufwachen, ſo zieht der Anblick der über ſeinem Kopfe hängenden Knöpfchen, die von der Luft an einander ſchlagen, ſeine Aufmerkſamkeit an und unterhält es, bis es wieder einſchläft. — Will die Mutter das Kind auf einem Zuge mitnehmen, ſo wird die Wiege auf ihrem Rücken befeſtigt, ſo daß der Kopf des Kindes über ihren Schultern erſcheint. Da das Ganze wenig wiegt, und die Mutter ihre Hände frei hat, ſo kann ſie ungehindert ihre Geſchäfte verrichten. Gegen die Sonne und die Mücken iſt oben an der Wiege ein Stück Tuch befeſtigt, das die Trägerin nach Gefallen herabläßt.

Dann folgt die Herde, die Nachhut wird von den übrigen Lappländern und Hunden gebildet.

Der Sorgfalt des Lappländers ungeachtet trifft es ſich zuweilen, daß ein oder zwei Renntiere zurückbleiben, die ſich vorher von der Herde verirrt haben. Dieſe findet er gewöhnlich wieder, wenn er den folgenden Sommer zurückkommt; wenn nicht, ſo werden ſie bald wild.

Die Lappländer, welche die Walfiſchinſel (Qualö) und umliegenden Eilande beſuchen, ſind, wie wir bereits angedeutet, in die Notwendigkeit verſetzt, ihre Renntiere quer über den Sund oder die Meerenge, die ſie vom feſten Lande trennt, ſchwimmen zu laſſen. Dies iſt dem Fremden ein neuer und intereſſanter Anblick, beſonders wenn die Herde groß iſt und vielleicht aus 1000 Stück beſteht. Sobald der Lappländer auf der Stelle ankommt, wo er überſetzen muß, mietet er mehrere Böte entweder von den Anſiedlern oder den Uferlappen. Da hinein ſtellt er die jungen Kälber, und hinter denſelben werden die Tiere, welche ſchwach ſind und Hülfe bei der Überfahrt nötig haben, gezogen. Da die ganze Herde dieſes Überſetzen ſieht, während ſie zugleich von den Hunden und dem Geſchrei der Lappländer im Rücken angegriffen wird, ſo geht ſie ins Waſſer. Kein vierfüßiges Tier ſchwimmt ſo leicht, wie das Renntier, das den Kopf und die Schultern über das Waſſer hebt; es iſt imſtande, mehrere Meilen zu ſchwimmen, ſelbſt wenn die See unruhig iſt.

Sobald der Lappländer das feſte Land erreicht, ſetzt er ſeinen Weg in langſamen und bequemen Tagereiſen fort, indem er ſelten über 6 oder 7 (engl.) Meilen des Tages geht, und gelegentlich einen Halt von 2 oder 3 Tagen macht, wenn er eine Stelle findet, die ihm gefällt. So erreicht er endlich die Gegend, wo er zu überwintern gedenkt.

Das Winterzelt wird wieder in derſelben Weiſe wie das Sommerzelt errichtet, die Herde weidet nach wie vor im Freien, und die Hirten müſſen den Stürmen und Schneeſtürmen Trotz bieten. Die Winterkleidung des Menſchen beſteht nun ganz aus der Haut ſeines treuen Lebensgefährten. Der Pelz wird von der ganzen Haut des im Winter geſchlachteten Tieres gemacht; die Gamaſchen und Handſchuhe werden von der Haut, welche die Beine und Schenkel des Tieres umgiebt, die Schuhe von dem Teile des Felles, welcher zwiſchen den Hörnern iſt und den oberen Teil des Kopfes bedeckt, verfertigt. Die Haare ſind nach außen gekehrt, und wegen der beſonderen Feſtigkeit und Dichtigkeit ihres Gewebes iſt es unmöglich, daß die Kälte durchdringe. Um die innere Wärme des Körpers zu unterhalten und den freien Umlauf des Blutes zu befördern, iſt jeder Teil weit und bequem gemacht; insbeſondere ſind die Ärmel des Pelzes ſo weit, daß die Arme mit Leichtigkeit ausgezogen und wieder eingeſteckt werden können, ohne daß man nötig hat, ihn auszuziehen. Wenn bei großer Kälte der Lappe genötigt iſt, auf dem Schnee zu ſchlafen, und ihm ein Arm vor Froſt erſtarrt, ſo kann er denſelben leicht aus dem Ärmel ziehen und an ſeinem Leibe wieder erwärmen. Eben ſo ſind auch die Handſchuhe weit und ohne Finger.

In ihrer Winterkapuze, welche Kopf und Schultern ganz bedeckt, und nur ein Loch für das Auge hat, laufen die Lappen zu jeder Stunde und bei jedem Wetter in ihren Schneeschlittschuhen hinaus, um nach ihren Renntieren zu sehen und sie gegen die Angriffe der Wölfe zu schützen. In diesem schwierigen Geschäft stehen ihnen die Weiber bei, die, sobald die Reihe an sie kommt, auch die Herde hüten und jede Arbeit mit den Männern teilen.

Im Winter lebt der Lappe in einer Art von Überfluß. Bei einer mäßigen Herde von 500 Stück Renntieren wird wöchentlich eins geschlachtet; ist die Herde größer, zwei, ja zuweilen bei starker Familie drei. Das Renntierfleisch ist fast die ausschließliche Nahrung, auf die sich die Leute schon im Sommer freuen. Die einzige Weise, in der sie ihr Fleisch zubereiten, besteht im Kochen. Dadurch erhalten sie eine kostbare und nahrhafte Brühe, welche sie außerordentlich gern genießen. Ehe sie das Fleisch in den Topf thun, wird es in lauter kleine Stücke zerschnitten, damit der Saft besser herausdringen kann. Ist es hinreichend gar, so bekommt jeder einen Napf aus Birkenholz mit einer guten Quantität Brühe und einem Stück Fleisch, das er mit den Händen herausholt und verzehrt.

Der Kreis seiner Wanderungen ist auf den nächsten Kreis um die Kirche beschränkt und geht selten über 10—12 Meilen, wenn die Herde einigermaßen Nahrung findet. In der Nähe der Kirche stehen auch die hölzernen Vorratshäuser, von denen jeder Familienvater eins besitzt. Sie sind von Tannendielen gebaut, nur wenig über 1 m hoch, mit einer Öffnung an der vorderen Seite, durch welche der Besitzer kaum hineinkriechen kann, und welche mit einer Thür verschlossen ist. In diesem Hause bewahrt er alles auf, was er nicht nötig hat, auf seinen Sommerwanderungen nach der Küste mitzunehmen; zugleich ist es die allgemeine Lagerstätte für die Einkäufe, die gelegentlich von den Kaufleuten herübergebracht sind.

Der Renntierlappe hat verschiedene Arten von Schlitten, sowohl für seine eigene Fahrten, als für seine Sachen. Zuerst der Pulk, welcher hauptsächlich zum Gebrauche der Kaufleute oder anderer Reisenden bestimmt ist. Der Form nach ist er einem Boote ähnlich, 2 m lang, ungefähr 40 cm breit, und 20 cm tief, der Hinterteil aber um das Doppelte erhöht. Das vordere Ende ist spitz, wie ein Kahn, das hintere breit, und der Boden oder Kiel ausgehöhlt (konkav). Über den Sitz wölbt sich das Fell von einem Seekalb als Decke. Der Lappländer bedient sich selten dieses bedeckten Schlittens. Die Notwendigkeit, in der er sich häufig befindet, auszusteigen, entweder um denen zu helfen, deren Tiere störrisch geworden sind, oder sein eigenes Tier zu erleichtern, wenn die große Tiefe des Schneees ihn nötigt, zu Fuß zu gehen, oder die Dunkelheit des Wetters ihn zwingt, den Weg zu suchen, nachdem er die rechte Richtung verloren hat — das alles veranlaßt ihn, sich des offenen Schlittens (Kjöre Achian) zu bedienen, welcher im übrigen dem Pulk sehr ähnlich ist, und gleichfalls aus Birkenholz gemacht wird. Die dritte Art ist der Packschlitten (Raid Achian), gleichfalls offen und in Kahnform, aber viel größer, gegen 3 m lang und verhältnis-

mäßig breiter. In dieſem werden Handelsſachen und andere Packwaren verfahren.

Vor jeden Schlitten wird nur ein Renntier geſpannt; da aber die vor die Packſchlitten geſpannten Tiere natürlich gehindert werden, mit den vorderſten leichteren Schlitten gleichen Schritt zu halten, ſo bekommen ſie einige Aufſeher, welche voranfahren in leichten, offenen Schlitten, indem jedes der nachfolgenden Tiere an den vorhergehenden Schlitten befeſtigt wird. Ein Zug von fünf ſo aneinander befeſtigten Schlitten heißt Raid (Reihe).

Die Renntiere werden ſchon im zweiten Jahre gewöhnt, den Schlitten zu ziehen, ſind aber keineswegs die ruhigen, gelehrigen Tiere, die man ſich vorſtellt. Der Lappländer aber weiß ſie zu behandeln. Wird das Tier widerſpenſtig, ſo fährt er von dem gebahnten Wege ab, mitten in den Schnee hinein, und macht es bald müde und zahm, ſo daß es ſehr gehorſam auf die bequeme Straße zurückkehrt.

Das Geſchirr der Renntiere beſteht aus einer Halfter von Renntierfell, welche rund um den Hals geht; unten an demſelben ſind zwei Stück ausgeſtopften Leders von eirunder Form, welche zwiſchen den Beinen des Tieres hängen, und an welchen der Zugriemen befeſtigt iſt, deſſen Ende ſich um die Beine ſchlingt, unter dem Leibe hindurch geht, und durch ein kleines Querholz in einem eiſernen Ring an dem Vorderteil des Schlittens befeſtigt wird. Rund um den Leib des Tieres iſt ein breiter Bauchgurt von gefärbtem Tuch, durch welchen der Zugriemen gezogen iſt, damit er ſich nicht in den Beinen des Tieres verwickelt. Um den Hals iſt eine Art Halsbinde von weißem Tuch geſchlungen, woran eine Glocke hängt, deren Klang die Partie zuſammenhält. Das Kopfende des Zügels iſt ein Stück Seekalbsfell, der Halfter ähnlich; es wird nicht in den Mund gelegt, ſondern nur um den Kopf gewunden. Das ganze Riemenzeug iſt einfach, aber ſtark.

Sobald der Lappländer ſich in ſeinen Schlitten geſetzt hat, läuft das Tier aus allen Kräften, aber immer von der geſchickten Hand ſeines Herrn gezügelt und zu den kühnſten Wendungen gewöhnt. Am größten iſt die Schwierigkeit, das Gleichgewicht des Schlittens zu erhalten, was in einzelnen Fällen beinahe unmöglich iſt, wenn die Oberfläche des Bodens aus lauter glatten, ſteilen Abhängen beſteht, der Schnee ſich in Eis verwandelt hat, und der Schlitten wie im Fluge dahin ſauſt. Ein Fremder würde in dieſem Falle jeden Augenblick umgeworfen haben, obwohl wegen der Niedrigkeit des Fuhrwerks ohne üble Folgen. Man kann ſich eine richtige Vorſtellung von dem Gleichgewichte, das gehalten werden muß, machen, wenn man den Schlitten mit einem wirklichen Boote vergleicht, welches, auf das Land gezogen, immer auf eine Seite fällt, wegen des ſchmalen, ſcharfen Kiels. So iſt es auch mit den hohlen Schlitten, und es liegt dem Fahrenden ob, ſo mit ſeinem Körper zu balancieren, daß das Gleichgewicht erhalten wird, auch bei dem ſchnellſten Lauf des Tieres. Wäre der Boden des Schlittens breiter, ſo würden die Unebenheiten des Grundes, den es paſſieren muß, die Tiefe des Schneees, die Steilheit der Gebirge und viele andere Umſtände

es dem Tiere unmöglich machen, ihn zu ziehen. So aber gleitet das kleine Fahrzeug über alle Hinderniſſe fort, ohne zu große Unbequemlichkeit für das Renntier, nur für den Lappen, der ein Meiſter iſt im Fahren und Balancieren.

Die vornehmlichſten Unfälle, die den Eingeborenen auf ſeinen Fahrten treffen, ſind eine Folge der Dunkelheit, in der er ſeinen Weg verliert, oder der Windwehen, die ihn überfallen, namentlich bei trüber Nebelluft. In dieſem Falle ſichert er ſeinen Lauf durch ſcharfe Beobachtungen der Form und Richtung des Gebirges, auf dem er fährt, und von dem er aus langer Erfahrung weiß, daß es in ſeinen Zügen ſich nach den verſchiedenen Punkten des Kompaſſes richtet, und das ihm ſo ſtatt des nützlichen Inſtrumentes dient, welches er nicht kennt. Außerdem verläßt er ſich in einem hohen Maße auf ſein Renntier, wenn er die Richtung ganz verloren hat. Iſt das Tier ſchon einmal den Weg gekommen, oder ſtößt es auf Spuren von anderen Renntieren, ſo bringt es ihn gewöhnlich wohlbehalten nach bekannten Gegenden und Päſſen. Kommt plötzlich ein Schneeſturm, der die Weiterfahrt unmöglich macht, ſo hat der Lappe für dieſen Notfall ſein Zelt bei ſich, das er an irgend einem geſchützten Orte aufſchlägt, und in welchem er wartet, bis das Unwetter vorüber iſt. Nicht ſelten wird er auf dieſe Weiſe mehrere Tage aufgehalten. In der Regel iſt es auch mit dem Mangel des Sonnenlichtes nicht ſo gefährlich. Iſt der Himmel klar, ſo giebt der Mond, welcher mehrere Tage hinter einander fortſcheint, ohne unterzugehen, ein Licht, das nur dem der Sonne nachſteht. Iſt der Mond untergegangen, ſo verbreiten das Nordlicht und der außerordentlich helle Schimmer der Sterne einen ſolchen Lichtglanz, daß der Menſch ſicher ſeine Schritte durch die pfadloſe Wüſte des Schneees findet. Weil ſeine Augen während der Reiſe beſtändig auf die Himmelskörper acht geben, ſo erwirbt er ſich ganz von ſelbſt, wie der Hirt, eine für ihn ausreichende Kenntnis der Aſtronomie, die ſich auf eine kleine Zahl von Sternbildern, wie des großen und kleinen Bären, des Orion u. ſ. w. beſchränkt. Dieſe Sterngruppen unterſcheidet er durch Namen, die er ihnen ſelbſt giebt, und ſie erſetzen ihm die Magnetnadel, wenn das Wetter nicht ungünſtig iſt. So ſchlägt er ſich mutig durch alle Gefahren und Hinderniſſe ſeines Klimas hindurch, und die größten Beſchwerden dünken ihm leichte Unfälle, die notwendig zu ſeinem Leben gehören. Der ganze Verlauf ſeines Lebens zeigt uns, daß Glück und Unglück, Wohlſein und Genuß, Entbehrung und Überfluß mehr von Vorſtellungen und Einbildungen als vom Körper abhängen. Sitten und Gewohnheiten verſöhnen uns mit allen Dingen, bilden unſern Charakter und machen mit einem Worte den Menſchen zu dem, was er iſt.

## 5. Spitzbergen.*)

Unter dem Meridian Mitteleuropas und der skandinavischen Halbinsel zwischen dem 76° 30′ und 80° 50′ n. Br. gelegen, galt Spitzbergen bis vor kurzem als die am weitesten nach Norden gerückte Vorhut unseres Erdteils. Das Land ist eine Inselgruppe, bestehend aus einer Hauptinsel, welche ihren Namen dem ganzen Archipel verliehen hat; aus zwei anderen Inseln, einer kleineren im Süden, dem „Staatenlande", und einer größeren im Norden, dem „Nordostlande" — und außerdem noch auf der westlichen Seite aus der Prinz-Karl-Insel und einer Reihe ganz kleiner Eilande, die sieben Inseln genannt, gerade gegen den Pol hinlaufend.

Auf diesen Inseln herrscht der Winter mit grausamer Strenge zehn Monate des Jahres, das organische Leben erlischt aus Mangel an Wärme und Licht; aber ganz erstorben ist es nicht — der Naturforscher sammelt dort die letzten Pflanzen und beobachtet die letzten Tiere; es ist die äußerste Grenze der europäischen Flora und Fauna. Das im Jahr 1874 von der österreichischen Expedition unter Weyprecht und Payer entdeckte Franz-Joseph-Land (von Payer auf Schlitten erreicht bis zu 82° 5′ n. Br.) scheint ohne allen Pflanzenwuchs zu sein. Auf Spitzbergen selbst schmilzt der Schnee nur am Meeresstrande, an günstig gelegenen Stellen, die Berge hingegen bleiben selbst während der drei Sommermonate beständig weiß.

Sämtliche Thäler sind mit mächtigen Gletschern angefüllt, welche bis zum Meere herunterreichen. Diese Inseln sind demnach das getreue Abbild des geologischen Zeitalters, welches dem unsrigen vorausgegangen ist — der Gletscherperiode. Während dieses Zeitraums bedeckte ein Eismantel den ganzen Norden Europas bis zum 53° n. Br.; sämtliche Thäler von Bergketten, wie die Vogesen, der Jura, die Alpen, die Pyrenäen, die Karpathen, der Kaukasus, der Himalaya, ja selbst diejenigen Neuseelands waren von Gletschern eingenommen, welche sich mehr oder minder weit in die benachbarten Ebenen erstreckten. Spitzbergen stellt uns das Bild eines geologischen Zeitalters dar, wie es die Schweiz vor vielen Jahrtausenden zeigte und wie es annähernd die Firn- und Gletschermeere der Hochalpen noch in unserer Nähe zur Anschauung bringen.

Wenn man sich vom Meere aus dem Inselande nahet, sieht das überraschte Auge nichts als spitze Bergzacken, weshalb die holländischen Seefahrer dasselbe „Spitzbergen" nannten. Übrigens sind diese Berge nicht sehr hoch; ihre Höhe schwankt zwischen 500—1200 Meter; überall treten sie jedoch bis an den Rand des Meeres heran, und im ganzen ist nur ein schmaler Landstreifen vorhanden, der den Strand bildet. Nur an den beiden äußersten Enden der Hauptinsel, im Norden und Süden, ist der Boden ebener, die

*) Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers ꝛc. Von Charles Martins, übersetzt von A. Barthels, 2 Bde., Jena.

Thäler ſind weiter und das Land nimmt das Ausſehen einer Hochebene an. Die Weſtküſte Spitzbergens wird von drei jener tiefen und verzweigten Buchten eingeſchnitten, welche die Norweger Fjorde nennen. Es ſind — von Süden nach Norden — der Hornſound (die Hornbucht), Bellſound (Glockenbucht), Iceſound (Eisbucht), Croßbay (Kreuzbucht), Kingsbay (Königsbucht). Die Hamburger- und Magdalenenbucht ſind weniger tief verzweigte Meerbuſen.

In allen dieſen Buchten ſtarren dem Menſchen die Gletſcher entgegen. Der von Bellſound ward von Martins gemeſſen und zeigte 18 Kilometer Länge auf 6 Kilometer Breite. Alle dieſe Gletſcher bilden an ihrem äußerſten unteren Ende große Eismauern oder Eisböſchungen, welche ſich ſenkrecht über dem Waſſer zwiſchen 30 und 120 m Höhe erheben. Als die erſten holländiſchen und engliſchen Seefahrer dieſe rieſigen Eiswände, welche die Höhe ihrer Maſten überragten, zu Geſicht bekamen, bezeichneten ſie dieſelben mit dem Namen Eisberge, die Verwandtſchaft derſelben mit den Gletſchern im Innern des Feſtlandes nicht ahnend. „Als ich zum erſten Mal," erzählt Martins, „im Jahre 1838 auf Spitzbergen landete, erkannte ich ſofort die Gletſcher, welche ich ſo oft in der Schweiz bewundert hatte, wieder; der Urſprung beider iſt derſelbe, die Verſchiedenheiten aber hängen vom Klima, von der Nähe des Meeres und der geringen Erhebung der Gebirge von Spitzbergen ab."

In den kalten Ländern kann ſich ein Gletſcher ſchon in einer Ebene, einer Bodenſenkung und in einem bis zum Meere gehenden Thale bilden. Der Schnee der im Winter angehäuften Maſſe ſchmilzt zum Teil im Sommer, gefriert wieder, ſchmilzt von neuem, wird vom Waſſer durchſickert, gefriert vollends mit Eintritt des Winters und verwandelt ſich ſo erſt in Firn, dann in mehr oder weniger feſtes, immer aber noch von den zahlreichen Luftbläschen, welche in den Schneelücken faßen, angefülltes Eis. Dieſe Eismaſſen ſind nicht ſtarr, unbeweglich, ſondern plaſtiſch, in ſtetem Vorrücken begriffen. In einer langſamen, aber ununterbrochenen Bewegung, die im Winter langſamer, im Sommer ſchneller von ſtatten geht, rückt das untere Ende des Gletſchers vorwärts, in der Schweiz bis in bewohnte Alpenthäler hinein, auf Spitzbergen bis ans Meer.

Iſt das Ufer geradlinig, ſo überſchreitet der Gletſcher dasſelbe nicht; in der Tiefe einer Bucht aber, deren Geſtade gekrümmt iſt, rückt er immer weiter vor, indem er ſich auf die Seiten der Bucht ſtützt und über dem Waſſer hängend fortſchreitet. Man begreift leicht, warum? Im Sommer beſitzt das Seewaſſer im Hintergrunde der Buchten immer eine Temperatur etwas über Null, der Gletſcher ſchmilzt bei der Berührung mit dieſem Waſſer, und während der Ebbe bemerkt man zwiſchen dem Eiſe und der Oberfläche des Waſſers einen Zwiſchenraum. Der Gletſcher, nun nicht mehr unterſtützt, ſtürzt teilweiſe ein, ungeheure Blöcke löſen ſich ab, fallen ins Meer, verſchwinden unter dem Waſſer, kommen wieder zum Vorſchein, indem ſie ſich um ſich ſelbſt drehen, und ſchwanken einige Augenblicke, bis ſie

ihre Gleichgewichtslage eingenommen haben. Dieſe von den Gletſchern abgelöſten Blöcke bilden die Eisberge. Im Hintergrunde von Bellſound wohnte Martins während der Ebbe einem ſolchen Einſtürzen des äußerſten Gletſcherrandes bei. Ein donnerähnliches Getöſe begleitete ſeinen Fall, das aufgewühlte Meer, einen Strudel bildend, trat über das Ufer, die Bucht bedeckte ſich mit ſchwimmenden Eismaſſen, welche, durch die Ebbe fortgeriſſen, Flotten gleich aus der Bai ausliefen, um das offene Meer zu gewinnen oder auch an Punkten, wo das Meer nicht tief war, auf den Strand trieben. Dieſe Eisberge hatten nicht mehr als 4—5 m Höhe über dem Waſſer, denn vier Fünfteile eines Eisberges ſind ins Waſſer getaucht. Die Eisberge der Baffinsbay ſind bei weitem höher, ſie überragen zuweilen die Maſten der Schiffe; in dieſer Bucht iſt aber auch die Temperatur des Meeres unter Null, der Gletſcher ſchmilzt nicht bei der Berührung mit dem Waſſer, er geht bis auf den Grund des Meeres herab und die Teile, welche ſich von demſelben ablöſen, ſind um den ganzen untergetauchten Teil höher, der in den Baien von Spitzbergen durch die Schmelzung zerſtört wird.

Doch bieten die Eisberge auch bei Spitzbergen ein Schauſpiel dar, an dem man ſich nicht ſatt ſieht. Grotten und Höhlen, auf der Waſſerlinie durch die Wellen gebildet, ſind mit den ſchönſten laſurblauen Tinten gefärbt, und wenn bei etwas unruhiger See dieſe Eisberge von den Schlagwellen geſchaukelt werden, ſo bieten dieſe Färbungen den ſchönſten Wechſel dar vom reinſten Weiß bis zum tiefſten Ultramarinblau. Sind die Blöcke zahlreich, ſo vernimmt man ein Kniſtern, ähnlich dem von elektriſchen Funken, wahrſcheinlich von den Luftbläschen herrührend, die aus dem Eiſe aufſteigen, je mehr dasſelbe bei der Berührung mit dem Waſſer ſchmilzt. Prächtig ſind auch die Eisgrotten der Gletſcher auf Spitzbergen, mit denen verglichen die „Tempel des Winters“, welche bei Grindelwald, Roſenlaui und im Chamounithale den Schweizerreiſenden gegen ein Trinkgeld erſchloſſen werden, zu Kleinigkeiten herabſinken. „Eines Tages,“ erzählt Martins, „als ich vor dem Gletſcher von Bellſound Meerestemperaturen aufgenommen hatte, ſchlug ich den mich begleitenden Matroſen vor, mit dem Boote in eine dieſer Höhlen einzudringen. Ich ſetzte ihnen die Gefahren auseinander, die wir zu beſtehen hätten, da ich nichts ohne ihr Gutheißen wagen mochte. Einſtimmig nahmen ſie meinen Vorſchlag an. Als unſer Nachen den Eingang paſſiert hatte, befanden wir uns in einem ungeheuren gotiſchen Dome; lange Eiszapfen mit kegelförmiger Spitze hingen vom Gewölbe herab; die Einbiegungen ſchienen eben ſo viele zum Hauptſchiff gehörige Kapellen zu ſein, breite Spalten trennten die Wände und die vollen Zwiſchenpfeiler ſtrebten gleich Bogen zum Gewölbe empor; laſurblaue Tinten ſpielten auf dem Eiſe und ſpiegelten ſich im Waſſer wieder. Die Matroſen, lauter Bretagner, waren wie ich ſelber ſtumm vor Bewunderung.“

Andererſeits haben die Gletſcher der Schweiz manche Schönheit vor denen von Spitzbergen voraus. Letztere ſind meiſt glatt und zeigen nicht oder ſelten jene Eisnadeln und Prismen auf, welche die Reiſenden auf dem

von Talèfre bei Chamouni und auf andern
bewegen. Sie bewegen sich nur auf sanften Ab-
gefrorenen Wasserstürze (Kaskaden), wie
Spalten auf, und wenn sie aufklafften,
schweizerische Sonne fehlen, welche die Spalten
aufrechtstehende Säulen oder Eisnadeln

Alpengletscher gesehen haben, sind von der
Blöcken überrascht worden, welche auf der Oberfläche
Diese Blöcke kommen von den benachbarten Bergen,
zerbröckeln und den Gletscher mit Trümmern be-
Berge sind, welche ihn beherrschen, desto zahlreicher sind
sie und nicht aufs Geratewohl zerstreut, sie bilden lange,
längs der Gletscherränder hinlaufende Reihen, dies sind
die anderen nehmen den mittleren Teil des Eis-
sie Mittelmoränen — sie entstehen aus der Ver-
Seitenmoränen zweier Gletscher, welche sich einem einzigen
erkennt man bei der Vereinigung zweier Flüsse, deren
verschiedener Farbe ist, in der Mitte des Stromes einen farbigen
von der Mischung des Wassers beider Zuflüsse herrührt. In
beschwerlichen Vorrücken reißt der Gletscher die Trümmer mit sich
des Gletschers angelangt, fallen selbige, die einen nach den
Boden und bilden einen Schutt- und Steinwall, Endmoräne
In den Alpen sind gewisse Gletscher, wie das Eismeer von Cha-
Unteraargletscher, der von Zmutt bei Zermatt, so mit Felsstücken
unter ihnen das Eis fast verschwindet; das rührt daher, daß
von hohen Bergen beherrscht werden, welche aus Felsen be-
sich beständig spalten, zersplittern und einstürzen. Auf Spitz-
gegen sind die niederen Berge so zu sagen unter den Gletschern
nur ihre Spitze ragt aus den sie umgebenden Eismassen hervor,
wenig Trümmer auf die Gletscher fallen. Darum sieht man
nur spärliche Moränen, wie auf den obersten Teilen der Schweizer
wo auch die Seiten- und Mittelmoränen an Mächtigkeit abnehmen.
Da die Gletscher bis zum Meere hinuntergehen, giebt es auf Spitzbergen
keine Ströme noch Flüsse; einige unbedeutende Bäche entschlüpfen zuweilen
den Seiten des Gletschers, versiegen aber bald. Da der Boden in der
wenigen Decimetern stets gefroren ist, so sind Quellen auf diesen
unbekannt.

Wenn man bedenkt, daß die Höhe der Sonne auf Spitzbergen selbst in
südlichsten Teilen nie 37° übersteigt, daß ihre schrägen Strahlen, eine
dicke Atmosphäre durchbrechend, erst zur Erde gelangen, nachdem
fast alle ihre Wärme verloren haben, daß vom 26. Oktober bis zum
Februar die Sonne ganz verschwindet und eine viermonatliche Nacht
diese Erde einhüllt: so wird man es begreiflich finden, daß das Klima

von Spitzbergen zu den ſtrengſten gehört, die es giebt. Steigt auch die Sonne im Sommer ſo, daß ſie vier Monate lang nicht unter den Horizont hinabſinkt, ſo hat doch der Monat Juni noch harte Fröſte und höchſtens 6° Wärme, und der höchſte Thermometerſtand des Julimonats, den Martins beobachtete, war 5°,7 R. Die Sonnenſtrahlen werden in den Monaten Juli und Auguſt oft durch Nebel, die ſich aus dem Meere erheben, verdunkelt. Nie iſt der Himmel einen ganzen Tag lang heiter. Dazu bringen heftige, durch die Eisbänke oder Gletſcher abgekühlte Winde in kurzen Intervallen die Temperatur der Atmoſphäre zum Fallen. Nichts deſtoweniger iſt das Klima von Spitzbergen weniger kalt als das der nördlichen unter gleichem Breitengrade gelegenen Gegenden von Amerika, nämlich des äußerſten Endes der Baffinsbai, unter dem Namen Smithſound bekannt. In dieſe Gegenden haben die Meteorologen den Kältepol der nördlichen Halbkugel verlegt, der keineswegs mit dem Erdpol zuſammenfällt, ſondern ſich in Amerika unter dem 78.° n. Br. und 98.° w. Länge befinden ſoll. Wenn das Klima von Spitzbergen weniger ſtreng als das der Feſtlandsgegenden iſt, ſo kommt dies daher, weil es ein Inſelmeer iſt, deſſen Gewäſſer durch den Golfſtrom erwärmt werden, der den atlantiſchen Ozean durchſchneidend im weißen Meer und an den Weſtküſten von Spitzbergen endet. Dieſe weſtliche Seite von Spitzbergen iſt im Sommer ſtets eisfrei, während die Oſtküſten von Eisbergen umlagert ſind und ſelten zugänglich werden für die Robben- und Walroßfänger, die allein dieſe öden Striche beſuchen.

Über die Kältegrade des Winters beſitzen wir keine genauen Angaben, doch iſt es wahrſcheinlich, daß das Thermometer ſich zwiſchen 20 und 30° hält und das Queckſilber mitunter gefriert. Scoresby hat im April des Jahres 1810 noch 17°,8 Kälte beobachtet und am 13. Mai 1814 — 18°,9. Schnee fällt in allen Monaten des Jahres. Die mittlere Jahrestemperatur ſchätzt Martins auf — 8°,6, während die von Paris + 10°,6 beträgt, ſich alſo der Unterſchied auf 19° beläuft. Die mittlere Temperatur auf dem St. Gotthard iſt — 1°,4, alſo noch 7 Grad wärmer als in Spitzbergen.

Daß die Flora ſehr ſpärlich iſt, leuchtet ein; ebenſo, daß die Kryptogamen (Mooſe und Flechten) vorherrſchen. Doch beträgt die Zahl der Phanerogamen (Pflanzen mit deutlich erkennbaren Blüten) noch 93 Arten. Nur ein einziges dieſer Phanerogamen, das Löffelkraut (Cochlearia fenestrata) iſt für den Menſchen Nahrungspflanze geworden. Elf Pflanzen, welche auf dem Gipfel des Faulhorns und anderen Alpengipfeln blühen, ſind auch auf Spitzbergen heimiſch, nämlich: Gletſcherranunkel (Ranunculus glacialis). Gänſeblümchenblättriges Schaumkraut (Cardamine bellidifolia). Stengelloſes Leimkraut (Silene acaulis). Zweiblumiges Sandkraut (Arenaria biflora). Achtblumblättrige Alpen-Dryade (Dryas octopetala). Einblumiges Bandkraut (Erigeron uniflorus). Gegenſtändigblättriger Steinbrech (Saxifraga oppositifolia und aizoides). Spitzkeimender Knöterich (Polygonum viviparum). Zweinarbiger Säuerling (Oxyria digyna) und Unterähriger Hafer (Trisetum subspicatum).

Die Zahl der Landsäugetiere beträgt nur vier. Der größte und bekannteste Vierfüßer ist der weiße Bär (Ursus maritimus), Sommers fast nur im Norden von Spitzbergen zu sehen. Parry traf auf seiner Reise nach dem Nordpol einen Eisbären auf dem Bankeis unter 81°,30 n. Br. Als Kapit. Phipps auf seiner arktischen Entdeckungsreise 1773 Spitzbergen besuchte, befand sich am Bord seines Schiffes ein schmächtiger Midshipman, der ganz allein einen Eisbären angriff und ihn wirklich erlegte. Als man ihm über seine Tollkühnheit Vorwürfe machte, antwortete er einfach: „Ich wollte sein Fell meinem Vater mitbringen." Dieser schmächtige Jüngling war der nachmals so berühmt gewordene Nelson.

Geschätzter aber noch als das Bärenfell ist das Rauchwerk des blauen Fuchses (Canis lagopus), der auf Spitzbergen gemein ist. Man muß ihn aber im Winter jagen, um sein Fell in voller Schönheit zu bekommen; im Sommer ist es schmutzig braun, im Winter aber wird es weiß und dunkel schieferblau. Um blaue Felle zu erbeuten, waren russische Leibeigene von Archangel nach Spitzbergen geschickt worden und etliche Kreuze über ihren Gräbern, sowie die Reste der Fallen, die sie gestellt hatten, waren in Bellsound 1838 noch sichtbar. Die Füchse graben sich tiefe Gänge mit mehreren Mündungen und stopfen den Kessel, den sie bewohnen, mit Moos aus. Im Sommer gewähren ihnen die Vögel, die zum Eierlegen und Aufziehen ihrer Jungen nach Spitzbergen kommen, reichliche Nahrung und sie werden sehr fett; im Winter müssen sie fasten und in ihrem Hunger benagen sie alles. Als Behring auf der Insel der Meerenge, die von ihm dem Namen trägt, Schiffbruch litt, suchten die blauen Füchse dem Schlafenden die Sohlen von den Stiefeln zu reißen und auf der Insel Jan Mayen waren die Herren Vogt und Berna genötigt, ihre Kleider und Vorräte mit Flintenschüssen vor ihren Angriffen zu verteidigen.

Ein einziger kleiner Nager, die Feldmaus der Hudsonsbai, bewohnt Spitzbergen. Ihr Winterkleid ist weiß, das des Sommers veränderlich. Sie vertritt auf Spitzbergen den durch seine Wanderungen so bekannt gewordenen Lemming Norwegens.

Das wilde Renntier, der Hirsch des Nordens (Cervus tarandus), ist auf Spitzbergen nicht selten. Sommers findet es am Meeresstrande das Kraut, das seine eigentliche und gewöhnliche Nahrung bildet, und Winters scharrt es den Schnee fort, um die Moose und Flechten zu äsen. Es ist sehr scheu, zeigt sich auch nicht in großen Rudeln.

Zahlreicher sind die Säugetiere der See, die Wale und Robben. Man findet das Meer in den nordischen Gegenden stets bevölkerter als das Land. Der Seehund ist an den Küsten von Spitzbergen in drei Arten vertreten und dort gar nicht scheu. Im Winter führt ihn das Bedürfnis des Atemholens in die Nähe der Löcher und Spalten, welche die Eisrinde hier und da darbietet. Will er dann aber aus dem Wasser auftauchen, so ist der Eisbär da, der ihn mit seinen furchtbaren Fängen packt; die Robbe taucht von neuem unter, glücklich, wenn sie ein anderes Loch antrifft, durch welches

ſie den Kopf aus dem Waſſer ſtecken und einen Augenblick Atem ſchöpfen kann. Gewiſſe Arten von Robben ſind nicht an die Scholle gebunden, ſondern fahren auf den Eisbergen herum, welche Wind und Meeresſtrömungen nach allen Seiten vor ſich hertreiben. So hat Herr Torell Scharen von grönländiſchen Robben (Phoca groenlandica) auf Eisbergen zwiſchen der Bäreninſel und Spitzbergen geſehen. Auf Spitzbergen fehlte dieſe Robbe gänzlich, während die bärtige Robbe (Phoca barbata) ſehr gemein war. Sie hielt ſich auf dem Eiſe auf, welches die Baien und Fjorde erfüllte; als dieſes aber im Juli dem offenen Meere zutrieb, wanderte ſie ihrerſeits mit.

Von den Vögeln iſt nur das Schneehuhn auf Spitzbergen ſeßhaft, alle übrigen ſind Wandervögel, die im Winter fortziehen. Mit Ausnahme eines Emmerling ſind alle dieſe Zugvögel Seevögel und unter dieſen am zahlreichſten die Lummen (Uria troile), die weißen Möwen, die Fettgänſe, der nordiſche Larventaucher und das kleine Taucherhuhn. Nicht alle legen und brüten ohne Unterſchied an allen Punkten der Küſte. Die einen, wie Gänſe, gefallen ſich an den Geſtaden des feſten Landes, andere, wie die Eidervögel und Raubmöwen, lieben die kleinen niedrigen, mit Waſſertümpeln überſäeten Inſeln; die meiſten flüchten ſich auf die Felſen, welche unmittelbar ins Meer hinausragen. Ihre Zahl iſt ſo groß, daß dieſe Felſen unter dem Namen der „Vogelberge" bekannt ſind. Die Abſätze dieſer Felſen, aus hinter- und übereinanderliegenden (den Galerieen und Logen eines Schauſpielhauſes vergleichbaren) Schichten gebildet, ſind mit Weibchen bedeckt, die über ihren Eiern hockend, den Kopf nach dem Meere gewandt, ſo zahlreich und gedrängt daſitzen, wie die Zuſchauer in einem Theater am erſten Tage der Vorſtellung eines beliebten Schauſpiels. Vor dem Felſen fliegen die Männchen in einer Wolke, die aufſteigt und ſich ſenkt, die Fluten beſtreicht und untertaucht, um die Kruſtentiere zu fangen, welche die Hauptnahrung der Brütenden bilden. Die Unruhe, das Wirbeln, der Lärm, das Geſchrei dieſer tauſend und abertauſend Vögel, ſo verſchieden an Größe, Geſtalt und Farbe, zu beſchreiben iſt rein unmöglich. Der Jäger, betäubt und verdutzt, weiß nicht, wo er in dieſem lebendigen Strudel Feuer geben ſoll, er vermag den Vogel, auf den er anlegen will, nicht zu unterſcheiden, geſchweige ihn zu verfolgen. Des Dinges müde zielt er mitten in die Wolke hinein, der Schuß geht los, und nun ſteigt der Aufruhr aufs höchſte. Schwärme von Vögeln, die auf den Felſen ſaßen oder auf dem Waſſer ſchwammen, fliegen jetzt ebenfalls auf und miſchen ſich unter die übrigen; ein endloſes mißtönendes Geſchrei durchbebt die Lüfte. Weit entfernt, ſich zu zerſtreuen, wirbelt die Wolke nur noch toller. Die Seemöwen, die vorher unbeweglich auf kaum über die Waſſerfläche hervorragenden Klippen ſaßen, flattern geräuſchvoll hin und wieder; die Seeſchwalben umkreiſen das Haupt des Jägers und ſchlagen ihn mit den Fittigen ins Geſicht. Alle die verſchiedenen Arten, welche ſich auf dem Felſen zu friedlichem Beiſammenſein vereint hatten, erheben ſich, als wollten ſie dem Menſchen vorwerfen, daß er bis ans Ende der Welt komme, um das große Werk der Natur, die Erhaltung und Fortpflanzung der Arten

zu ſtören. Die Weibchen allein, durch die Mutterliebe feſtgebannt, begnügen ſich damit, ihre Klagen mit denen der erzürnten Männchen zu vereinen; unbeweglich bleiben ſie auf ihren Eiern ſitzen, bis man ſie gewaltſam davon nimmt, oder bis ſie getroffen auf ihrem Neſte enden, das die Hoffnungen und Freuden der Familie barg.

## 6. Die Schönheiten des Polarwinters.*)

Es war um die Mitte Novembers. Das Wetter war angenehm und hatte jene Ruhe und jenes beſtimmte Anſehen gewonnen, wie es im Durchſchnitt der ganze Winter beibehält. Es iſt wahr, die Sonne hat uns verlaſſen, aber wie konnte ich ihre Abweſenheit bedauern, wenn ich die wunderbare Schönheit des Schauſpiels betrachtete, welches ihr Verſchwinden hervorbrachte! Die Sonne ſchien ſich nur deshalb unter dem Horizonte zu verbergen, um allen Dingen einen Schein von Ruhe und Feierlichkeit, einen magiſchen Glanz durch die üppige Glut, die ſie über den ganzen Himmel unſichtbar verbreitete, zu erteilen.

Wie in der Natur, ward auch in meinem Gemüte alles ruhiger und ſtiller; die Sonne hatte alle Leidenſchaften mit ſich hinweggenommen. Die ſchwächſten Töne waren in anſehnlicher Ferne hörbar, und ich pflegte auf dem gegenüber liegenden Ufer von Fuglenäs alles zu hören, während im Sommer kein Laut von demſelben zu mir herüber drang. Das Schauſpiel eines Himmels ohne Sonne war ſo ergreifend und eigentümlich, daß ich auf meinen Jagdſtreifereien die Erde unter mir ganz vergaß und nur immer nach oben und zu dem Horizonte aufſchaute. Der Tag glich einer hellen Dämmerung, und wir waren imſtande, unſer Mittagsmahl zu verzehren, ohne Licht anzuzünden, obgleich dies notwendig war, wenn man leſen oder ſchreiben wollte.

Sobald der Abend kam, ſpielten tauſend tanzende Lichter geheimnisvoll durch die Luft, als wären ſie von der Vorſehung beſtimmt, durch ihre milden und ſchönen Strahlen die Stunden der Dunkelheit zu erheitern. Bisweilen bildet das Nordlicht quer über den Himmel einen glänzenden Bogen von einer blaſſen ſpielenden Flamme, die ſich mit unbegreiflicher Schnelligkeit in Schlangenlinien fortbewegt. Dann verſchwindet es plötzlich, und die Nacht hüllt alles in ihren ſchwarzen Schleier; aber gleich darauf wird der unermeßliche Raum des Äthers ſo ſchnell wie das Blinken eines Sterns mit einem Feuer überdeckt, welches eine ganz neue Geſtalt annimmt und den Himmel mit einem ſchwachen Silberlichte übergießt, das in Wellen oder vielmehr in Wolken, die von dem Winde getrieben werden, dahin ſchwimmt.

*) Nach dem Seite 20 angeführten Werke.

Bisweilen ſchießen ſchmale Flammenſtreifen mit unbegreiflicher Schnelligkeit hervor, durcheilen in wenig Minuten den ganzen Bogen des Himmelsgewölbes und verſchwinden unter dem ſüdlichen Horizont. Von Zeit zu Zeit ſieht man plötzlich über dem Scheitel eine breite Lichtmaſſe, die in Form eines ſchönen Strahlenglanzes gegen die Erde herunterſteigt und dann in einem Nu verſchwindet.

Das Nordlicht zeigt ſich am häufigſten bei ſtillem Wetter; jedoch ſah ich es nie lebendiger als bei einem friſchen Südoſtwinde, welcher, obgleich er dem Nordlichte, das mit der größten Schnelligkeit von der entgegengeſetzten Seite kam, gerade begegnete, die Bewegung desſelben nicht im geringſten ſtörte, denn dieſes ſetzte in einem ſchmalen, ſtetigen Lichtſtrome ſeinen Weg fort. Ich bemerkte immer, daß es von Nordweſt herkam und in Südoſt verſchwand. Anfangs zeigten ſich gewöhnlich ſchwache, unregelmäßige Lichtſtrahlen, welche hinter den Gebirgen in die Höhe ſtiegen und große Ähnlichkeit mit dem Widerſchein eines entfernten Feuers hatten. Sie blieben aber nicht lange am Horizont, ſondern ſtiegen bis zum Zenith und nahmen eine ſo große Mannigfaltigkeit der Form und Verſchiedenheit der Bewegung an, daß eine bloße Beſchreibung keinen entſprechenden Begriff zu geben vermag.

Die Erſcheinung des Nordlichts war nicht immer auf einen wolkenloſen Himmel beſchränkt; denn bisweilen bemerkte ich es auch bei teilweiſe trübem Himmel. Einmal zeigte ſich auch eine dunkelgelbe Flamme, welche hinter einer ſchwarzen Wolke unten im Nordweſten langſam emporzukommen und eine oder zwei Minuten ſtill zu ſtehen ſchien, als wenn ſie von einem größeren Lichte ein Widerſchein wäre. Als ich nach dem Zenith aufſchaute, nahm ich einen kleinen matten, kaum bemerkbaren Lichtpunkt wahr, und im Augenblick nachher war die ganze Fläche des Himmels erleuchtet, gerade ſo, als ob die Sonne mit einemmale aus einer dichten Wolke hervorträte. Am folgenden Tage war das Wetter trübe und drohte mit Schnee. Gegen Ende des Novembers ward die Kälte heftiger, der Himmel klarer, und das von der nordiſchen Morgenröte (aurora borealis) herkommende Licht bisweilen ſo ſtark, daß ich bei demſelben imſtande war, etwas Gedrucktes zu leſen und eine Nadel zu finden, falls ich ſie verloren hätte.

Es iſt ſchwer, einen beſtimmten Grund jener Erſcheinung, die wir Nordlicht nennen, anzugeben. Der Umſtand, daß es bei hellem und kaltem Wetter am glänzendſten iſt, führt allerdings zu der Vermutung, welche die allgemeinſte zu ſein ſcheint, daß es auf elektriſchen Urſachen beruhe. Eine Meinung, die unter dem ganzen finnländiſchen Volke verbreitet iſt, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. Dieſe Leute nehmen an, das Nordlicht werde von den unermeßlichen Haufen von Heringen in dem Polarmeer verurſacht, welche, ſobald ſie von großen Fiſchen verfolgt werden, eine plötzliche Wendung machen. Sie meinen, die Bewegung des Waſſers und der Heringe rufe das (phosphoriſche) Licht hervor, das bloß vom Himmel widerſcheine.

Die Lappländer, welche ſehr abergläubiſch ſind, bilden ſich ein, es ſeien die Geiſter ihrer abgeſchiedenen Verwandten, die herumtanzen; und da

das Nordlicht unaufhörlich seine Gestalt verändert, so rufen sie öfters aus: Da ist mein Vater, da meine Mutter! u. s. w., je nachdem ihnen die Phantasie eine Ähnlichkeit in dem flatternden Lichte zeigt. Bei anderen Gelegenheiten glauben sie auch darin den Teufel mit der Sippschaft seiner bösen Geister zu sehen. Es ist sonderbar, daß die amerikanischen Indianer denselben Glauben haben. Diese erblicken in den Lichtwellen die Geister ihrer verstorbenen Freunde; wenn das Nordlicht aber besonders glänzend ist, wenn es dabei an Farbe, Form und Lage am meisten wechselt, so sagen sie: unsere abgeschiedenen Freunde sind sehr fröhlich!

Außer dem glänzenden Lichte, welches das Nordlicht gewährt, hat es keinen geringen Nutzen für die Einwohner, indem es sie in den Stand setzt, den Wind und das Wetter aus seiner Erscheinung voraus zu bestimmen. Die Erfahrung bestätigt meistenteils die Richtigkeit ihres Urteils. Ist das Nordlicht gleichmäßig über den Himmel verbreitet, ohne sich lange am Horizont zu zeigen, ist seine Farbe blaß und seine Bewegung nicht geschwind, während das Wetter zu gleicher Zeit hell und schön ist, so wird dieses noch ferner so bleiben. Wird das Nordlicht niedrig in den nördlichen Gegenden des Himmels gesehen, nimmt es eine bestimmte Form an, fährt und fliegt es mit großer Schnelligkeit dahin oder bildet es einen schmalen Strom oder zieht die Flamme einen Bogen quer über den Himmel, so hat man wildes und stürmisches Wetter zu erwarten; dasselbe ist der Fall, wenn das Nordlicht mannigfaltig wechselnde Farben annimmt. Wenn es auf die südliche und südöstliche Himmelsgegend beschränkt ist, so pflegen die Einwohner einen Landwind, d. h. einen solchen, der über das südliche Festland weht, zu erwarten.

Wir waren jetzt genötigt, um ein Uhr, während der Zeit unseres Mittagsessens, Licht anzuzünden; um zeichnen und schreiben zu können, mußte ich den ganzen Tag Licht brennen. Unser Zwielicht, welches ungefähr eine und eine halbe Stunde währte, war dennoch hinreichend stark, um vor dem Hause im Freien Gedrucktes lesen zu können. Für das Jagen, Rudern und andere körperliche Übungen (auf die sich die Thätigkeit der Eingebornen und Kaufleute beschränkt) reicht es völlig hin. Der Schnee auf den Gebirgen war nun hart und fest, so daß man über die tiefsten Abgründe gehen konnte, ohne einzusinken. Nun ward auch unsere Abreise von Hammerfest beschlossen, und weil das Wetter günstig war, sollte auch die Schlittenkarawane die Nacht hindurch fahren. Ich freute mich darauf.

Der Abend näherte sich mit ungewöhnlichem Glanze; das mit Sternen besäete Himmelsgewölbe glänzte mit verdoppeltem Schimmer, und das Schauspiel war im höchsten Grade herrlich und prachtvoll. Der Frost war scharf; es glitzerte und blinkte am Himmel und auf Erden.

Es ist schwer, das außerordentlich lebhafte Funkeln der vielen Himmelskörper zu beschreiben, denn sie wechselten von der Feuerfarbe, dem Pomeranzengelb, bis zu der Farbe des Hochrots, und jeder Strahl von ihnen drang durch den reinen Äther ins Auge. Das Nordlicht begann um uns und

über uns zu ſpielen. Ein blaſſer Flammenguß ſtrömte zuerſt von dem Scheitelpunkte, dann ſchoſſen zitternde Feuer ſchnell längs dem Himmel hin und bewegten den blauen Luftozean, während der Mond hoch am Firmamente ſeine Bahn verfolgte und mild und ſchwermütig auf uns niederſchaute. Es flimmerte jeder Zweig und Sproß, als wenn er mit zahlloſen Edelſteinen behangen wäre; und das heitere Funkeln der tauſend und aber tauſend Kriſtalle erinnerte an die Märchen der Feenländer — die Tannen und Birken waren Bäume aus einer ſchöneren Welt. Wir zogen durch einen bezauberten Wald, wo die Natur ihre magiſchen Wunder entwickelte, um uns die Stunden der Nacht zu verkürzen. Mit unſern abenteuerlichen Pelzgeſtalten, von Froſt und Reif dick überzogen und ſtillſchweigend dahinjagend, von den zackig-behörnten Schneeroſſen gezogen, hatten wir weniger das Anſehen von Menſchen als von einer Bande unterirdiſcher Weſen, die den öden Raum durchſtrichen, um mit den lappländiſchen Hexen zu tanzen und ein Feſt der Mitternacht zu feiern.

## 7. Die Samojeden.*)

Noch roher, unwiſſender und in tiefere Barbarei verſunken als der Lappe iſt ſein Vetter und Nachbar, der Samojede; und dieſes erklärt ſich leicht, wenn man bedenkt, daß er in noch tiefere Einöden ſich vergräbt und noch ſeltener mit gebildeten Völkern in Berührung kommt.

Seine Wohnſitze ſind die wildeſten und unzugänglichſten Tundras (Mooſsſteppen) und Wälder Nord-Europas und Weſt-Sibiriens. Er durchwandert mit ſeinen Renntieren die baumleeren Wüſten von der Oſtküſte des weißen Meeres bis zu den Ufern der Chatanga, oder jagt in den unermeßlichen Wäldern, die ſich zwiſchen dem Ob und Jeneſei erſtrecken. Als einſamer Nomade berührt er faſt nie die Wohnſitze der Menſchen und lernt ſie auch dann nur von der ſchlimmſten Seite kennen — da er auf den Jahrmärkten ſolcher elender Örter, wie Obdorsk und Puſtoſersk, nur zu häufig das Opfer ihres betrügeriſchen Sinnes wird. Wie ſollte es ihm da möglich werden, ſich aus den Banden der Finſternis und Wildheit zu befreien?

Zu dem Lappen ſind edle Männer gedrungen, ihm die Segnungen des Chriſtentums mitzuteilen. In ſeinem Lande ſind, wenn auch durch weite Strecken von einander getrennt, doch überall Prediger angeſiedelt, die durch Wort und Beiſpiel auf ihn wirken und ihn mit menſchenfreundlicher Auf-

*) Der hohe Norden von Dr. Hartwig (Wiesbaden 1858). M. Alex. Caſtréns Reiſen im Norden. Aus dem Schwediſchen von H. Holms (Leipzig 1853).

Thäler ſind weiter und das Land nimmt das Ausſehen einer Hochebene an. Die Weſtküſte Spitzbergens wird von drei jener tiefen und verzweigten Buchten eingeſchnitten, welche die Norweger Fjorde nennen. Es ſind — von Süden nach Norden — der Hornſound (die Hornbucht), Bellſound (Glockenbucht), Iceſound (Eisbucht), Großbay (Kreuzbucht), Kingsbay (Königsbucht). Die Hamburger- und Magdalenenbucht ſind weniger tief verzweigte Meerbuſen.

In allen dieſen Buchten ſtarren dem Menſchen die Gletſcher entgegen. Der von Bellſound ward von Martins gemeſſen und zeigte 18 Kilometer Länge auf 6 Kilometer Breite. Alle dieſe Gletſcher bilden an ihrem äußerſten unteren Ende große Eismauern oder Eisböſchungen, welche ſich ſenkrecht über dem Waſſer zwiſchen 30 und 120 m Höhe erheben. Als die erſten holländiſchen und engliſchen Seefahrer dieſe rieſigen Eiswände, welche die Höhe ihrer Maſten überragten, zu Geſicht bekamen, bezeichneten ſie dieſelben mit dem Namen Eisberge, die Verwandtſchaft derſelben mit den Gletſchern im Innern des Feſtlandes nicht ahnend. „Als ich zum erſten Mal," erzählt Martins, „im Jahre 1838 auf Spitzbergen landete, erkannte ich ſofort die Gletſcher, welche ich ſo oft in der Schweiz bewundert hatte, wieder; der Urſprung beider iſt derſelbe, die Verſchiedenheiten aber hängen vom Klima, von der Nähe des Meeres und der geringen Erhebung der Gebirge von Spitzbergen ab."

In den kalten Ländern kann ſich ein Gletſcher ſchon in einer Ebene, einer Bodenſenkung und in einem bis zum Meere gehenden Thale bilden. Der Schnee der im Winter angehäuften Maſſe ſchmilzt zum Teil im Sommer, gefriert wieder, ſchmilzt von neuem, wird vom Waſſer durchſickert, gefriert vollends mit Eintritt des Winters und verwandelt ſich ſo erſt in Firn, dann in mehr oder weniger feſtes, immer aber noch von den zahlreichen Luftbläschen, welche in den Schneelücken ſaßen, angefülltes Eis. Dieſe Eismaſſen ſind nicht ſtarr, unbeweglich, ſondern plaſtiſch, in ſtetem Vorrücken begriffen. In einer langſamen, aber ununterbrochenen Bewegung, die im Winter langſamer, im Sommer ſchneller von ſtatten geht, rückt das untere Ende des Gletſchers vorwärts, in der Schweiz bis in bewohnte Alpenthäler hinein, auf Spitzbergen bis ans Meer.

Iſt das Ufer geradlinig, ſo überſchreitet der Gletſcher dasſelbe nicht; in der Tiefe einer Bucht aber, deren Geſtade gekrümmt iſt, rückt er immer weiter vor, indem er ſich auf die Seiten der Bucht ſtützt und über dem Waſſer hängend fortſchreitet. Man begreift leicht, warum? Im Sommer beſitzt das Seewaſſer im Hintergrunde der Buchten immer eine Temperatur etwas über Null, der Gletſcher ſchmilzt bei der Berührung mit dieſem Waſſer, und während der Ebbe bemerkt man zwiſchen dem Eiſe und der Oberfläche des Waſſers einen Zwiſchenraum. Der Gletſcher, nun nicht mehr unterſtützt, ſtürzt teilweiſe ein, ungeheure Blöcke löſen ſich ab, fallen ins Meer, verſchwinden unter dem Waſſer, kommen wieder zum Vorſchein, indem ſie ſich um ſich ſelbſt drehen, und ſchwanken einige Augenblicke, bis ſie

ihre Gleichgewichtslage eingenommen haben. Dieſe von den Gletſchern abgelöſten Blöcke bilden die Eisberge. Im Hintergrunde von Bellſound wohnte Martins während der Ebbe einem ſolchen Einſtürzen des äußerſten Gletſcherrandes bei. Ein donnerähnliches Getöſe begleitete ſeinen Fall, das aufgewühlte Meer, einen Strudel bildend, trat über das Ufer, die Bucht bedeckte ſich mit ſchwimmenden Eismaſſen, welche, durch die Ebbe fortgeriſſen, Flotten gleich aus der Bai ausliefen, um das offene Meer zu gewinnen oder auch an Punkten, wo das Meer nicht tief war, auf den Strand trieben. Dieſe Eisberge hatten nicht mehr als 4—5 m Höhe über dem Waſſer, denn vier Fünfteile eines Eisberges ſind ins Waſſer getaucht. Die Eisberge der Baffinsbay ſind bei weitem höher, ſie überragen zuweilen die Maſten der Schiffe; in dieſer Bucht iſt aber auch die Temperatur des Meeres unter Null, der Gletſcher ſchmilzt nicht bei der Berührung mit dem Waſſer, er geht bis auf den Grund des Meeres herab und die Teile, welche ſich von demſelben ablöſen, ſind um den ganzen untergetauchten Teil höher, der in den Baien von Spitzbergen durch die Schmelzung zerſtört wird.

Doch bieten die Eisberge auch bei Spitzbergen ein Schauſpiel dar, an dem man ſich nicht ſatt ſieht. Grotten und Höhlen, auf der Waſſerlinie durch die Wellen gebildet, ſind mit den ſchönſten lazurblauen Tinten gefärbt, und wenn bei etwas unruhiger See dieſe Eisberge von den Schlagwellen geſchaukelt werden, ſo bieten dieſe Färbungen den ſchönſten Wechſel dar vom reinſten Weiß bis zum tiefſten Ultramarinblau. Sind die Blöcke zahlreich, ſo vernimmt man ein Kniſtern, ähnlich dem von elektriſchen Funken, wahrſcheinlich von den Luftbläschen herrührend, die aus dem Eiſe aufſteigen, je mehr dasſelbe bei der Berührung mit dem Waſſer ſchmilzt. Prächtig ſind auch die Eisgrotten der Gletſcher auf Spitzbergen, mit denen verglichen die „Tempel des Winters“, welche bei Grindelwald, Roſenlaui und im Chamounithale den Schweizerreiſenden gegen ein Trinkgeld erſchloſſen werden, zu Kleinigkeiten herabſinken. „Eines Tages,“ erzählt Martins, „als ich vor dem Gletſcher von Bellſound Meerestemperaturen aufgenommen hatte, ſchlug ich den mich begleitenden Matroſen vor, mit dem Boote in eine dieſer Höhlen einzudringen. Ich ſetzte ihnen die Gefahren auseinander, die wir zu beſtehen hätten, da ich nichts ohne ihr Gutheißen wagen mochte. Einſtimmig nahmen ſie meinen Vorſchlag an. Als unſer Nachen den Eingang paſſiert hatte, befanden wir uns in einem ungeheuren gotiſchen Dome; lange Eiszapfen mit kegelförmiger Spitze hingen vom Gewölbe herab; die Einbiegungen ſchienen eben ſo viele zum Hauptſchiff gehörige Kapellen zu ſein, breite Spalten trennten die Wände und die vollen Zwiſchenpfeiler ſtrebten gleich Bogen zum Gewölbe empor; lazurblaue Tinten ſpielten auf dem Eiſe und ſpiegelten ſich im Waſſer wieder. Die Matroſen, lauter Bretagner, waren wie ich ſelber ſtumm vor Bewunderung.“

Andererſeits haben die Gletſcher der Schweiz manche Schönheit vor denen von Spitzbergen voraus. Letztere ſind meiſt glatt und zeigen nicht oder ſelten jene Eisnadeln und Prismen auf, welche die Reiſenden auf dem

Thäler ſind weiter und das Land nimmt das Ausſehen einer Hochebene an. Die Weſtküſte Spitzbergens wird von drei jener tiefen und verzweigten Buchten eingeſchnitten, welche die Norweger Fjorde nennen. Es ſind — von Süden nach Norden — der Hornſound (die Hornbucht), Bellſound (Glockenbucht), Iceſound (Eisbucht), Croßbay (Kreuzbucht), Kingsbay (Königsbucht). Die Hamburger- und Magdalenenbucht ſind weniger tief verzweigte Meerbuſen.

In allen dieſen Buchten ſtarren dem Menſchen die Gletſcher entgegen. Der von Bellſound ward von Martins gemeſſen und zeigte 18 Kilometer Länge auf 6 Kilometer Breite. Alle dieſe Gletſcher bilden an ihrem äußerſten unteren Ende große Eismauern oder Eisböſchungen, welche ſich ſenkrecht über dem Waſſer zwiſchen 30 und 120 m Höhe erheben. Als die erſten holländiſchen und engliſchen Seefahrer dieſe rieſigen Eiswände, welche die Höhe ihrer Maſten überragten, zu Geſicht bekamen, bezeichneten ſie dieſelben mit dem Namen Eisberge, die Verwandtſchaft derſelben mit den Gletſchern im Innern des Feſtlandes nicht ahnend. „Als ich zum erſten Mal," erzählt Martins, „im Jahre 1838 auf Spitzbergen landete, erkannte ich ſofort die Gletſcher, welche ich ſo oft in der Schweiz bewundert hatte, wieder; der Urſprung beider iſt derſelbe, die Verſchiedenheiten aber hängen vom Klima, von der Nähe des Meeres und der geringen Erhebung der Gebirge von Spitzbergen ab."

In den kalten Ländern kann ſich ein Gletſcher ſchon in einer Ebene, einer Bodenſenkung und in einem bis zum Meere gehenden Thale bilden. Der Schnee der im Winter angehäuften Maſſe ſchmilzt zum Teil im Sommer, gefriert wieder, ſchmilzt von neuem, wird vom Waſſer durchſickert, gefriert vollends mit Eintritt des Winters und verwandelt ſich ſo erſt in Firn, dann in mehr oder weniger feſtes, immer aber noch von den zahlreichen Luftbläschen, welche in den Schneelücken ſaßen, angefülltes Eis. Dieſe Eismaſſen ſind nicht ſtarr, unbeweglich, ſondern plaſtiſch, in ſtetem Vorrücken begriffen. In einer langſamen, aber ununterbrochenen Bewegung, die im Winter langſamer, im Sommer ſchneller von ſtatten geht, rückt das untere Ende des Gletſchers vorwärts, in der Schweiz bis in bewohnte Alpenthäler hinein, auf Spitzbergen bis ans Meer.

Iſt das Ufer geradlinig, ſo überſchreitet der Gletſcher dasſelbe nicht; in der Tiefe einer Bucht aber, deren Geſtade gekrümmt iſt, rückt er immer weiter vor, indem er ſich auf die Seiten der Bucht ſtützt und über dem Waſſer hängend fortſchreitet. Man begreift leicht, warum? Im Sommer beſitzt das Seewaſſer im Hintergrunde der Buchten immer eine Temperatur etwas über Null, der Gletſcher ſchmilzt bei der Berührung mit dieſem Waſſer, und während der Ebbe bemerkt man zwiſchen dem Eiſe und der Oberfläche des Waſſers einen Zwiſchenraum. Der Gletſcher, nun nicht mehr unterſtützt, ſtürzt teilweiſe ein, ungeheure Blöcke löſen ſich ab, fallen ins Meer, verſchwinden unter dem Waſſer, kommen wieder zum Vorſchein, indem ſie ſich um ſich ſelbſt drehen, und ſchwanken einige Augenblicke, bis ſie

ihre Gleichgewichtslage eingenommen haben. Dieſe von den Gletſchern abgelöſten Blöcke bilden die Eisberge. Im Hintergrunde von Bellſound wohnte Martins während der Ebbe einem ſolchen Einſtürzen des äußerſten Gletſcherrandes bei. Ein donnerähnliches Getöſe begleitete ſeinen Fall, das aufgewühlte Meer, einen Strudel bildend, trat über das Ufer, die Bucht bedeckte ſich mit ſchwimmenden Eismaſſen, welche, durch die Ebbe fortgeriſſen, Flotten gleich aus der Bai ausliefen, um das offene Meer zu gewinnen oder auch an Punkten, wo das Meer nicht tief war, auf den Strand trieben. Dieſe Eisberge hatten nicht mehr als 4—5 m Höhe über dem Waſſer, denn vier Fünfteile eines Eisberges ſind ins Waſſer getaucht. Die Eisberge der Baffinsbay ſind bei weitem höher, ſie überragen zuweilen die Maſten der Schiffe; in dieſer Bucht iſt aber auch die Temperatur des Meeres unter Null, der Gletſcher ſchmilzt nicht bei der Berührung mit dem Waſſer, er geht bis auf den Grund des Meeres herab und die Teile, welche ſich von demſelben ablöſen, ſind um den ganzen untergetauchten Teil höher, der in den Baien von Spitzbergen durch die Schmelzung zerſtört wird.

Doch bieten die Eisberge auch bei Spitzbergen ein Schauſpiel dar, an dem man ſich nicht ſatt ſieht. Grotten und Höhlen, auf der Waſſerlinie durch die Wellen gebildet, ſind mit den ſchönſten laſurblauen Tinten gefärbt, und wenn bei etwas unruhiger See dieſe Eisberge von den Schlagwellen geſchaukelt werden, ſo bieten dieſe Färbungen den ſchönſten Wechſel dar vom reinſten Weiß bis zum tiefſten Ultramarinblau. Sind die Blöcke zahlreich, ſo vernimmt man ein Kniſtern, ähnlich dem von elektriſchen Funken, wahrſcheinlich von den Luftbläschen herrührend, die aus dem Eiſe aufſteigen, je mehr dasſelbe bei der Berührung mit dem Waſſer ſchmilzt. Prächtig ſind auch die Eisgrotten der Gletſcher auf Spitzbergen, mit denen verglichen die „Tempel des Winters“, welche bei Grindelwald, Roſenlaui und im Chamounithale den Schweizerreiſenden gegen ein Trinkgeld erſchloſſen werden, zu Kleinigkeiten herabſinken. „Eines Tages,“ erzählt Martins, „als ich vor dem Gletſcher von Bellſound Meerestemperaturen aufgenommen hatte, ſchlug ich den mich begleitenden Matroſen vor, mit dem Boote in eine dieſer Höhlen einzudringen. Ich ſetzte ihnen die Gefahren auseinander, die wir zu beſtehen hätten, da ich nichts ohne ihr Gutheißen wagen mochte. Einſtimmig nahmen ſie meinen Vorſchlag an. Als unſer Nachen den Eingang paſſiert hatte, befanden wir uns in einem ungeheuren gotiſchen Dome; lange Eiszapfen mit kegelförmiger Spitze hingen vom Gewölbe herab; die Einbiegungen ſchienen eben ſo viele zum Hauptſchiff gehörige Kapellen zu ſein, breite Spalten trennten die Wände und die vollen Zwiſchenpfeiler ſtrebten gleich Bogen zum Gewölbe empor; laſurblaue Tinten ſpielten auf dem Eiſe und ſpiegelten ſich im Waſſer wieder. Die Matroſen, lauter Bretagner, waren wie ich ſelber ſtumm vor Bewunderung.“

Andererſeits haben die Gletſcher der Schweiz manche Schönheit vor denen von Spitzbergen voraus. Letztere ſind meiſt glatt und zeigen nicht oder ſelten jene Eisnadeln und Prismen auf, welche die Reiſenden auf dem

Thäler ſind weiter und das Land nimmt das Ausſehen einer Hochebene an. Die Weſtküſte Spitzbergens wird von drei jener tiefen und verzweigten Buchten eingeſchnitten, welche die Norweger Fjorde nennen. Es ſind — von Süden nach Norden — der Hornſound (die Hornbucht), Bellſound (Glockenbucht), Iceſound (Eisbucht), Croßbay (Kreuzbucht), Kingsbay (Königsbucht). Die Hamburger- und Magdalenenbucht ſind weniger tief verzweigte Meerbuſen.

In allen dieſen Buchten ſtarren dem Menſchen die Gletſcher entgegen. Der von Bellſound ward von Martins gemeſſen und zeigte 18 Kilometer Länge auf 6 Kilometer Breite. Alle dieſe Gletſcher bilden an ihrem äußerſten unteren Ende große Eismauern oder Eisböſchungen, welche ſich ſenkrecht über dem Waſſer zwiſchen 30 und 120 m Höhe erheben. Als die erſten holländiſchen und engliſchen Seefahrer dieſe rieſigen Eiswände, welche die Höhe ihrer Maſten überragten, zu Geſicht bekamen, bezeichneten ſie dieſelben mit dem Namen Eisberge, die Verwandtſchaft derſelben mit den Gletſchern im Innern des Feſtlandes nicht ahnend. „Als ich zum erſten Mal," erzählt Martins, „im Jahre 1838 auf Spitzbergen landete, erkannte ich ſofort die Gletſcher, welche ich ſo oft in der Schweiz bewundert hatte, wieder; der Urſprung beider iſt derſelbe, die Verſchiedenheiten aber hängen vom Klima, von der Nähe des Meeres und der geringen Erhebung der Gebirge von Spitzbergen ab."

In den kalten Ländern kann ſich ein Gletſcher ſchon in einer Ebene, einer Bodenſenkung und in einem bis zum Meere gehenden Thale bilden. Der Schnee der im Winter angehäuften Maſſe ſchmilzt zum Teil im Sommer, gefriert wieder, ſchmilzt von neuem, wird vom Waſſer durchſickert, gefriert vollends mit Eintritt des Winters und verwandelt ſich ſo erſt in Firn, dann in mehr oder weniger feſtes, immer aber noch von den zahlreichen Luftbläschen, welche in den Schneelücken ſaßen, angefülltes Eis. Dieſe Eismaſſen ſind nicht ſtarr, unbeweglich, ſondern plaſtiſch, in ſtetem Vorrücken begriffen. In einer langſamen, aber ununterbrochenen Bewegung, die im Winter langſamer, im Sommer ſchneller von ſtatten geht, rückt das untere Ende des Gletſchers vorwärts, in der Schweiz bis in bewohnte Alpenthäler hinein, auf Spitzbergen bis ans Meer.

Iſt das Ufer geradlinig, ſo überſchreitet der Gletſcher dasſelbe nicht; in der Tiefe einer Bucht aber, deren Geſtade gekrümmt iſt, rückt er immer weiter vor, indem er ſich auf die Seiten der Bucht ſtützt und über dem Waſſer hängend fortſchreitet. Man begreift leicht, warum? Im Sommer beſitzt das Seewaſſer im Hintergrunde der Buchten immer eine Temperatur etwas über Null, der Gletſcher ſchmilzt bei der Berührung mit dieſem Waſſer, und während der Ebbe bemerkt man zwiſchen dem Eiſe und der Oberfläche des Waſſers einen Zwiſchenraum. Der Gletſcher, nun nicht mehr unterſtützt, ſtürzt teilweiſe ein, ungeheure Blöcke löſen ſich ab, fallen ins Meer, verſchwinden unter dem Waſſer, kommen wieder zum Vorſchein, indem ſie ſich um ſich ſelbſt drehen, und ſchwanken einige Augenblicke, bis ſie

ihre Gleichgewichtslage eingenommen haben. Dieſe von den Gletſchern abgelöſten Blöcke bilden die Eisberge. Im Hintergrunde von Bellſound wohnte Martins während der Ebbe einem ſolchen Einſtürzen des äußerſten Gletſcherrandes bei. Ein donnerähnliches Getöſe begleitete ſeinen Fall, das aufgewühlte Meer, einen Strudel bildend, trat über das Ufer, die Bucht bedeckte ſich mit ſchwimmenden Eismaſſen, welche, durch die Ebbe fortgeriſſen, Flotten gleich aus der Bai ausliefen, um das offene Meer zu gewinnen oder auch an Punkten, wo das Meer nicht tief war, auf den Strand trieben. Dieſe Eisberge hatten nicht mehr als 4—5 m Höhe über dem Waſſer, denn vier Fünfteile eines Eisberges ſind ins Waſſer getaucht. Die Eisberge der Baffinsbay ſind bei weitem höher, ſie überragen zuweilen die Maſten der Schiffe; in dieſer Bucht iſt aber auch die Temperatur des Meeres unter Null, der Gletſcher ſchmilzt nicht bei der Berührung mit dem Waſſer, er geht bis auf den Grund des Meeres herab und die Teile, welche ſich von demſelben ablöſen, ſind um den ganzen untergetauchten Teil höher, der in den Baien von Spitzbergen durch die Schmelzung zerſtört wird.

Doch bieten die Eisberge auch bei Spitzbergen ein Schauſpiel dar, an dem man ſich nicht ſatt ſieht. Grotten und Höhlen, auf der Waſſerlinie durch die Wellen gebildet, ſind mit den ſchönſten laſurblauen Tinten gefärbt, und wenn bei etwas unruhiger See dieſe Eisberge von den Schlagwellen geſchaukelt werden, ſo bieten dieſe Färbungen den ſchönſten Wechſel dar vom reinſten Weiß bis zum tiefſten Ultramarinblau. Sind die Blöcke zahlreich, ſo vernimmt man ein Kniſtern, ähnlich dem von elektriſchen Funken, wahrſcheinlich von den Luftbläschen herrührend, die aus dem Eiſe aufſteigen, je mehr dasſelbe bei der Berührung mit dem Waſſer ſchmilzt. Prächtig ſind auch die Eisgrotten der Gletſcher auf Spitzbergen, mit denen verglichen die „Tempel des Winters“, welche bei Grindelwald, Roſenlaui und im Chamounithale den Schweizerreiſenden gegen ein Trinkgeld erſchloſſen werden, zu Kleinigkeiten herabſinken. „Eines Tages,“ erzählt Martins, „als ich vor dem Gletſcher von Bellſound Meerestemperaturen aufgenommen hatte, ſchlug ich den mich begleitenden Matroſen vor, mit dem Boote in eine dieſer Höhlen einzudringen. Ich ſetzte ihnen die Gefahren auseinander, die wir zu beſtehen hätten, da ich nichts ohne ihr Gutheißen wagen mochte. Einſtimmig nahmen ſie meinen Vorſchlag an. Als unſer Nachen den Eingang paſſiert hatte, befanden wir uns in einem ungeheuren gotiſchen Dome; lange Eiszapfen mit kegelförmiger Spitze hingen vom Gewölbe herab; die Einbiegungen ſchienen eben ſo viele zum Hauptſchiff gehörige Kapellen zu ſein, breite Spalten trennten die Wände und die vollen Zwiſchenpfeiler ſtrebten gleich Bogen zum Gewölbe empor; laſurblaue Tinten ſpielten auf dem Eiſe und ſpiegelten ſich im Waſſer wieder. Die Matroſen, lauter Bretagner, waren wie ich ſelber ſtumm vor Bewunderung.“

Andererſeits haben die Gletſcher der Schweiz manche Schönheit vor denen von Spitzbergen voraus. Letztere ſind meiſt glatt und zeigen nicht oder ſelten jene Eisnadeln und Prismen auf, welche die Reiſenden auf dem

Glacier des Boſſons, auf dem von Talèfre bei Chamouni und auf andern Schweizer Gletſchern bewundern. Sie bewegen ſich nur auf ſanften Abhängen und bilden deshalb keine gefrorenen Waſſerſtürze (Kaskaden), wie jene. Es klaffen alſo auch keine Spalten auf, und wenn ſie aufklafften, würde auf Spitzbergen die ſchweizeriſche Sonne fehlen, welche die Spalten beleckt und ſie in prächtige Zacken, aufrechtſtehende Säulen oder Eisnadeln zerteilt.

Alle Reiſenden, welche die Alpengletſcher geſehen haben, ſind von der großen Anzahl von Felsblöcken überraſcht worden, welche auf der Oberfläche derſelben umher liegen. Dieſe Blöcke kommen von den benachbarten Bergen, die Sommers und Winters zerbröckeln und den Gletſcher mit Trümmern bedecken; je höher die Berge ſind, welche ihn beherrſchen, deſto zahlreicher ſind die Trümmer. Dieſe ſind nicht aufs Geratewohl zerſtreut, ſie bilden lange, ſichtlich parallel und längs der Gletſcherränder hinlaufende Reihen, dies ſind die Seitenmoränen; die anderen nehmen den mittleren Teil des Eisfeldes ein, man nennt ſie Mittelmoränen — ſie entſtehen aus der Verſchmelzung von Seitenmoränen zweier Gletſcher, welche ſich einem einzigen vereinen. Ganz ſo erkennt man bei der Vereinigung zweier Flüſſe, deren Waſſer von verſchiedener Farbe iſt, in der Mitte des Stromes einen farbigen Streifen, der von der Miſchung des Waſſers beider Zuflüſſe herrührt. In ſeinem unaufhaltſamen Vorrücken reißt der Gletſcher die Trümmer mit ſich fort, am Ende des Gletſchers angelangt, fallen ſelbige, die einen nach den andern, zu Boden und bilden einen Schutt- und Steinwall, Endmoräne genannt. In den Alpen ſind gewiſſe Gletſcher, wie das Eismeer von Chamouni, der Unteraargletſcher, der von Zmutt bei Zermatt, ſo mit Felsſtücken bedeckt, daß unter ihnen das Eis faſt verſchwindet; das rührt daher, daß dieſe Gletſcher von hohen Bergen beherrſcht werden, welche aus Felſen beſtehen, die ſich beſtändig ſpalten, zerſplittern und einſtürzen. Auf Spitzbergen hingegen ſind die niederen Berge ſo zu ſagen unter den Gletſchern vergraben, nur ihre Spitze ragt aus den ſie umgebenden Eismaſſen hervor, ſo daß nur wenig Trümmer auf die Gletſcher fallen. Darum ſieht man auf dieſen nur ſpärliche Moränen, wie auf den oberſten Teilen der Schweizer Gletſcher, wo auch die Seiten- und Mittelmoränen an Mächtigkeit abnehmen.

Da die Gletſcher bis zum Meere hinuntergehen, giebt es auf Spitzbergen weder Ströme noch Flüſſe; einige unbedeutende Bäche entſchlüpfen zuweilen den Seiten des Gletſchers, verſiegen aber bald. Da der Boden in der Tiefe von einigen Decimetern ſtets gefroren iſt, ſo ſind Quellen auf dieſen Inſeln unbekannt.

Wenn man bedenkt, daß die Höhe der Sonne auf Spitzbergen ſelbſt in den ſüdlichſten Teilen nie 37° überſteigt, daß ihre ſchrägen Strahlen, eine ungeheuer dicke Atmoſphäre durchbrechend, erſt zur Erde gelangen, nachdem ſie faſt alle ihre Wärme verloren haben, daß vom 26. Oktober bis zum 16. Februar die Sonne ganz verſchwindet und eine viermonatliche Nacht dieſe eiſige Erde einhüllt: ſo wird man es begreiflich finden, daß das Klima

von Spitzbergen zu den ſtrengſten gehört, die es giebt. Steigt auch die Sonne im Sommer ſo, daß ſie vier Monate lang nicht unter den Horizont hinabſinkt, ſo hat doch der Monat Juni noch harte Fröſte und höchſtens 6° Wärme, und der höchſte Thermometerſtand des Julimonats, den Martins beobachtete, war 5°,7 R. Die Sonnenſtrahlen werden in den Monaten Juli und Auguſt oft durch Nebel, die ſich aus dem Meere erheben, verdunkelt. Nie iſt der Himmel einen ganzen Tag lang heiter. Dazu bringen heftige, durch die Eisbänke oder Gletſcher abgekühlte Winde in kurzen Intervallen die Temperatur der Atmoſphäre zum Fallen. Nichts deſtoweniger iſt das Klima von Spitzbergen weniger kalt als das der nördlichen unter gleichem Breitengrade gelegenen Gegenden von Amerika, nämlich des äußerſten Endes der Baffinsbai, unter dem Namen Smithſound bekannt. In dieſe Gegenden haben die Meteorologen den Kältepol der nördlichen Halbkugel verlegt, der keineswegs mit dem Erdpol zuſammenfällt, ſondern ſich in Amerika unter dem 78.° n. Br. und 98.° w. Länge befinden ſoll. Wenn das Klima von Spitzbergen weniger ſtreng als das der Feſtlandsgegenden iſt, ſo kommt dies daher, weil es ein Inſelmeer iſt, deſſen Gewäſſer durch den Golfſtrom erwärmt werden, der den atlantiſchen Ozean durchſchneidend im weißen Meer und an den Weſtküſten von Spitzbergen endet. Dieſe weſtliche Seite von Spitzbergen iſt im Sommer ſtets eisfrei, während die Oſtküſten von Eisbergen umlagert ſind und ſelten zugänglich werden für die Robben- und Walroßfänger, die allein dieſe öden Striche beſuchen.

Über die Kältegrade des Winters beſitzen wir keine genauen Angaben, doch iſt es wahrſcheinlich, daß das Thermometer ſich zwiſchen 20 und 30° hält und das Queckſilber mitunter gefriert. Scoresby hat im April des Jahres 1810 noch 17°,8 Kälte beobachtet und am 13. Mai 1814 — 18°,9. Schnee fällt in allen Monaten des Jahres. Die mittlere Jahrestemperatur ſchätzt Martins auf — 8°,6, während die von Paris + 10°,6 beträgt, ſich alſo der Unterſchied auf 19° beläuft. Die mittlere Temperatur auf dem St. Gotthard iſt — 1°,4, alſo noch 7 Grad wärmer als in Spitzbergen.

Daß die Flora ſehr ſpärlich iſt, leuchtet ein; ebenſo, daß die Kryptogamen (Mooſe und Flechten) vorherrſchen. Doch beträgt die Zahl der Phanerogamen (Pflanzen mit deutlich erkennbaren Blüten) noch 93 Arten. Nur ein einziges dieſer Phanerogamen, das Löffelkraut (Cochlearia fenestrata) iſt für den Menſchen Nahrungspflanze geworden. Elf Pflanzen, welche auf dem Gipfel des Faulhorns und anderen Alpengipfeln blühen, ſind auch auf Spitzbergen heimiſch, nämlich: Gletſcherranunkel (Ranunculus glacialis). Gänſeblümchenblättriges Schaumkraut (Cardamine bellidifolia). Stengelloſes Leimkraut (Silene acaulis). Zweiblumiges Sandkraut (Arenaria biflora). Achtblumblättrige Alpen-Dryade (Dryas octopetala). Einblumiges Bandkraut (Erigeron uniflorus). Gegenſtändigblättriger Steinbrech (Saxifraga oppositifolia und aizoides). Spitzkeimender Knöterich (Polygonum viviparum). Zweinarbiger Säuerling (Oxyria digyna) und Unterähriger Hafer (Trisetum subspicatum).

Die Zahl der Landsäugetiere beträgt nur vier. Der größte und bekannteſte Vierfüßer iſt der weiße Bär (Ursus maritimus), Sommers faſt nur im Norden von Spitzbergen zu ſehen. Parry traf auf ſeiner Reiſe nach dem Nordpol einen Eisbären auf dem Bankeis unter 81 °,30 n. Br. Als Kapit. Phipps auf ſeiner arktiſchen Entdeckungsreiſe 1773 Spitzbergen beſuchte, befand ſich am Bord ſeines Schiffes ein ſchmächtiger Midſhipman, der ganz allein einen Eisbären angriff und ihn wirklich erlegte. Als man ihm über ſeine Tollkühnheit Vorwürfe machte, antwortete er einfach: „Ich wollte ſein Fell meinem Vater mitbringen.“ Dieſer ſchmächtige Jüngling war der nachmals ſo berühmt gewordene Nelſon.

Geſchätzter aber noch als das Bärenfell iſt das Rauchwerk des blauen Fuchſes (Canis lagopus), der auf Spitzbergen gemein iſt. Man muß ihn aber im Winter jagen, um ſein Fell in voller Schönheit zu bekommen; im Sommer iſt es ſchmutzig braun, im Winter aber wird es weiß und dunkel ſchieferblau. Um blaue Felle zu erbeuten, waren ruſſiſche Leibeigene von Archangel nach Spitzbergen geſchickt worden und etliche Kreuze über ihren Gräbern, ſowie die Reſte der Fallen, die ſie geſtellt hatten, waren in Bellſound 1838 noch ſichtbar. Die Füchſe graben ſich tiefe Gänge mit mehreren Mündungen und ſtopfen den Keſſel, den ſie bewohnen, mit Moos aus. Im Sommer gewähren ihnen die Vögel, die zum Eierlegen und Aufziehen ihrer Jungen nach Spitzbergen kommen, reichliche Nahrung und ſie werden ſehr fett; im Winter müſſen ſie faſten und in ihrem Hunger benagen ſie alles. Als Behring auf der Inſel der Meerenge, die von ihm dem Namen trägt, Schiffbruch litt, ſuchten die blauen Füchſe dem Schlafenden die Sohlen von den Stiefeln zu reißen und auf der Inſel Jan Meyen waren die Herren Vogt und Berna genötigt, ihre Kleider und Vorräte mit Flintenſchüſſen vor ihren Angriffen zu verteidigen.

Ein einziger kleiner Nager, die Feldmaus der Hudſonsbai, bewohnt Spitzbergen. Ihr Winterkleid iſt weiß, das des Sommers veränderlich. Sie vertritt auf Spitzbergen den durch ſeine Wanderungen ſo bekannt gewordenen Lemming Norwegens.

Das wilde Renntier, der Hirſch des Nordens (Cervus tarandus), iſt auf Spitzbergen nicht ſelten. Sommers findet es am Meeresſtrande das Kraut, das ſeine eigentliche und gewöhnliche Nahrung bildet, und Winters ſcharrt es den Schnee fort, um die Mooſe und Flechten zu äſen. Es iſt ſehr ſcheu, zeigt ſich auch nicht in großen Rudeln.

Zahlreicher ſind die Säugetiere der See, die Wale und Robben. Man findet das Meer in den nordiſchen Gegenden ſtets bevölkerter als das Land. Der Seehund iſt an den Küſten von Spitzbergen in drei Arten vertreten und dort gar nicht ſcheu. Im Winter führt ihn das Bedürfnis des Atemholens in die Nähe der Löcher und Spalten, welche die Eisrinde hier und da darbietet. Will er dann aber aus dem Waſſer auftauchen, ſo iſt der Eisbär da, der ihn mit ſeinen furchtbaren Fängen packt; die Robbe taucht von neuem unter, glücklich, wenn ſie ein anderes Loch antrifft, durch welches

ſie den Kopf aus dem Waſſer ſtecken und einen Augenblick Atem ſchöpfen kann. Gewiſſe Arten von Robben ſind nicht an die Scholle gebunden, ſondern fahren auf den Eisbergen herum, welche Wind und Meeresſtrömungen nach allen Seiten vor ſich hertreiben. So hat Herr Torell Scharen von grönländiſchen Robben (Phoca groenlandica) auf Eisbergen zwiſchen der Bäreninſel und Spitzbergen geſehen. Auf Spitzbergen fehlte dieſe Robbe gänzlich, während die bärtige Robbe (Phoca barbata) ſehr gemein war. Sie hielt ſich auf dem Eiſe auf, welches die Baien und Fjorde erfüllte; als dieſes aber im Juli dem offenen Meere zutrieb, wanderte ſie ihrerſeits mit.

Von den Vögeln iſt nur das Schneehuhn auf Spitzbergen ſeßhaft. alle übrigen ſind Wandervögel, die im Winter fortziehen. Mit Ausnahme eines Emmerling ſind alle dieſe Zugvögel Seevögel und unter dieſen am zahlreichſten die Lummen (Uria troile), die weißen Möwen, die Fettgänſe, der nordiſche Larventaucher und das kleine Taucherhuhn. Nicht alle legen und brüten ohne Unterſchied an allen Punkten der Küſte. Die einen, wie Gänſe, gefallen ſich an den Geſtaden des feſten Landes, andere, wie die Eidervögel und Raubmöwen, lieben die kleinen niedrigen, mit Waſſertümpeln überſäeten Inſeln; die meiſten flüchten ſich auf die Felſen, welche unmittelbar ins Meer hinausragen. Ihre Zahl iſt ſo groß, daß dieſe Felſen unter dem Namen der „Vogelberge" bekannt ſind. Die Abſätze dieſer Felſen, aus hinter- und übereinanderliegenden (den Galerieen und Logen eines Schauſpielhauſes vergleichbaren) Schichten gebildet, ſind mit Weibchen bedeckt, die über ihren Eiern hockend, den Kopf nach dem Meere gewandt, ſo zahlreich und gedrängt daſitzen, wie die Zuſchauer in einem Theater am erſten Tage der Vorſtellung eines beliebten Schauſpiels. Vor dem Felſen fliegen die Männchen in einer Wolke, die aufſteigt und ſich ſenkt, die Fluten beſtreicht und untertaucht, um die Kruſtentiere zu fangen, welche die Hauptnahrung der Brütenden bilden. Die Unruhe, das Wirbeln, der Lärm, das Geſchrei dieſer tauſend und abertauſend Vögel, ſo verſchieden an Größe, Geſtalt und Farbe, zu beſchreiben iſt rein unmöglich. Der Jäger, betäubt und verdutzt, weiß nicht, wo er in dieſem lebendigen Strudel Feuer geben ſoll, er vermag den Vogel, auf den er anlegen will, nicht zu unterſcheiden, geſchweige ihn zu verfolgen. Des Dinges müde zielt er mitten in die Wolke hinein, der Schuß geht los, und nun ſteigt der Aufruhr aufs höchſte. Schwärme von Vögeln, die auf den Felſen ſaßen oder auf dem Waſſer ſchwammen, fliegen jetzt ebenfalls auf und miſchen ſich unter die übrigen; ein endloſes mißtönendes Geſchrei durchbebt die Lüfte. Weit entfernt, ſich zu zerſtreuen, wirbelt die Wolke nur noch toller. Die Seemöwen, die vorher unbeweglich auf kaum über die Waſſerfläche hervorragenden Klippen ſaßen, flattern geräuſchvoll hin und wieder; die Seeſchwalben umkreiſen das Haupt des Jägers und ſchlagen ihn mit den Fittigen ins Geſicht. Alle die verſchiedenen Arten, welche ſich auf dem Felſen zu friedlichem Beiſammenſein vereint hatten, erheben ſich, als wollten ſie dem Menſchen vorwerfen, daß er bis ans Ende der Welt komme, um das große Werk der Natur, die Erhaltung und Fortpflanzung der Arten

zu ſtören. Die Weibchen allein, durch die Mutterliebe feſtgebannt, begnügen ſich damit, ihre Klagen mit denen der erzürnten Männchen zu vereinen; unbeweglich bleiben ſie auf ihren Eiern ſitzen, bis man ſie gewaltſam davon nimmt, oder bis ſie getroffen auf ihrem Neſte enden, das die Hoffnungen und Freuden der Familie barg.

## 6. Die Schönheiten des Polarwinters.*)

Es war um die Mitte Novembers. Das Wetter war angenehm und hatte jene Ruhe und jenes beſtimmte Anſehen gewonnen, wie es im Durchſchnitt der ganze Winter beibehält. Es iſt wahr, die Sonne hat uns verlaſſen, aber wie konnte ich ihre Abweſenheit bedauern, wenn ich die wunderbare Schönheit des Schauſpiels betrachtete, welches ihr Verſchwinden hervorbrachte! Die Sonne ſchien ſich nur deshalb unter dem Horizonte zu verbergen, um allen Dingen einen Schein von Ruhe und Feierlichkeit, einen magiſchen Glanz durch die üppige Glut, die ſie über den ganzen Himmel unſichtbar verbreitete, zu erteilen.

Wie in der Natur, ward auch in meinem Gemüte alles ruhiger und ſtiller; die Sonne hatte alle Leidenſchaften mit ſich hinweggenommen. Die ſchwächſten Töne waren in anſehnlicher Ferne hörbar, und ich pflegte auf dem gegenüber liegenden Ufer von Fuglenäs alles zu hören, während im Sommer kein Laut von demſelben zu mir herüber drang. Das Schauſpiel eines Himmels ohne Sonne war ſo ergreifend und eigentümlich, daß ich auf meinen Jagdſtreifereien die Erde unter mir ganz vergaß und nur immer nach oben und zu dem Horizonte aufſchaute. Der Tag glich einer hellen Dämmerung, und wir waren imſtande, unſer Mittagsmahl zu verzehren, ohne Licht anzuzünden, obgleich dies notwendig war, wenn man leſen oder ſchreiben wollte.

Sobald der Abend kam, ſpielten tauſend tanzende Lichter geheimnisvoll durch die Luft, als wären ſie von der Vorſehung beſtimmt, durch ihre milden und ſchönen Strahlen die Stunden der Dunkelheit zu erheitern. Bisweilen bildet das Nordlicht quer über den Himmel einen glänzenden Bogen von einer blaſſen ſpielenden Flamme, die ſich mit unbegreiflicher Schnelligkeit in Schlangenlinien fortbewegt. Dann verſchwindet es plötzlich, und die Nacht hüllt alles in ihren ſchwarzen Schleier; aber gleich darauf wird der unermeßliche Raum des Äthers ſo ſchnell wie das Blinken eines Sterns mit einem Feuer überdeckt, welches eine ganz neue Geſtalt annimmt und den Himmel mit einem ſchwachen Silberlichte übergießt, das in Wellen oder vielmehr in Wolken, die von dem Winde getrieben werden, dahin ſchwimmt.

*) Nach dem Seite 20 angeführten Werke.

Bisweilen ſchießen ſchmale Flammenſtreifen mit unbegreiflicher Schnelligkeit hervor, durcheilen in wenig Minuten den ganzen Bogen des Himmelsgewölbes und verſchwinden unter dem ſüdlichen Horizont. Von Zeit zu Zeit ſieht man plötzlich über dem Scheitel eine breite Lichtmaſſe, die in Form eines ſchönen Strahlenglanzes gegen die Erde heruntersteigt und dann in einem Nu verſchwindet.

Das Nordlicht zeigt ſich am häufigſten bei ſtillem Wetter; jedoch ſah ich es nie lebendiger als bei einem friſchen Südoſtwinde, welcher, obgleich er dem Nordlichte, das mit der größten Schnelligkeit von der entgegengeſetzten Seite kam, gerade begegnete, die Bewegung desſelben nicht im geringſten ſtörte, denn dieſes ſetzte in einem ſchmalen, ſtetigen Lichtſtrome ſeinen Weg fort. Ich bemerkte immer, daß es von Nordweſt herkam und in Südoſt verſchwand. Anfangs zeigten ſich gewöhnlich ſchwache, unregelmäßige Lichtſtrahlen, welche hinter den Gebirgen in die Höhe ſtiegen und große Ähnlichkeit mit dem Widerſchein eines entfernten Feuers hatten. Sie blieben aber nicht lange am Horizont, ſondern ſtiegen bis zum Zenith und nahmen eine ſo große Mannigfaltigkeit der Form und Verſchiedenheit der Bewegung an, daß eine bloße Beſchreibung keinen entſprechenden Begriff zu geben vermag.

Die Erſcheinung des Nordlichts war nicht immer auf einen wolkenloſen Himmel beſchränkt; denn bisweilen bemerkte ich es auch bei teilweiſe trübem Himmel. Einmal zeigte ſich auch eine dunkelgelbe Flamme, welche hinter einer ſchwarzen Wolke unten im Nordweſten langſam emporzukommen und eine oder zwei Minuten ſtill zu ſtehen ſchien, als wenn ſie von einem größeren Lichte ein Widerſchein wäre. Als ich nach dem Zenith aufſchaute, nahm ich einen kleinen matten, kaum bemerkbaren Lichtpunkt wahr, und im Augenblick nachher war die ganze Fläche des Himmels erleuchtet, gerade ſo, als ob die Sonne mit einemmale aus einer dichten Wolke hervorträte. Am folgenden Tage war das Wetter trübe und drohte mit Schnee. Gegen Ende des Novembers ward die Kälte heftiger, der Himmel klarer, und das von der nordiſchen Morgenröte (aurora borealis) herkommende Licht bisweilen ſo ſtark, daß ich bei demſelben imſtande war, etwas Gedrucktes zu leſen und eine Nadel zu finden, falls ich ſie verloren hätte.

Es iſt ſchwer, einen beſtimmten Grund jener Erſcheinung, die wir Nordlicht nennen, anzugeben. Der Umſtand, daß es bei hellem und kaltem Wetter am glänzendſten iſt, führt allerdings zu der Vermutung, welche die allgemeinſte zu ſein ſcheint, daß es auf elektriſchen Urſachen beruhe. Eine Meinung, die unter dem ganzen finnländiſchen Volke verbreitet iſt, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. Dieſe Leute nehmen an, das Nordlicht werde von den unermeßlichen Haufen von Heringen in dem Polarmeer verurſacht, welche, ſobald ſie von großen Fiſchen verfolgt werden, eine plötzliche Wendung machen. Sie meinen, die Bewegung des Waſſers und der Heringe rufe das (phosphoriſche) Licht hervor, das bloß vom Himmel widerſcheine.

Die Lappländer, welche ſehr abergläubiſch ſind, bilden ſich ein, es ſeien die Geiſter ihrer abgeſchiedenen Verwandten, die herumtanzen; und da

das Nordlicht unaufhörlich ſeine Geſtalt verändert, ſo rufen ſie öfters aus: Da iſt mein Vater, da meine Mutter! u. ſ. w., je nachdem ihnen die Phantaſie eine Ähnlichkeit in dem flatternden Lichte zeigt. Bei anderen Gelegenheiten glauben ſie auch darin den Teufel mit der Sippſchaft ſeiner böſen Geiſter zu ſehen. Es iſt ſonderbar, daß die amerikaniſchen Indianer denſelben Glauben haben. Dieſe erblicken in den Lichtwellen die Geiſter ihrer verſtorbenen Freunde; wenn das Nordlicht aber beſonders glänzend iſt, wenn es dabei an Farbe, Form und Lage am meiſten wechſelt, ſo ſagen ſie: unſere abgeſchiedenen Freunde ſind ſehr fröhlich!

Außer dem glänzenden Lichte, welches das Nordlicht gewährt, hat es keinen geringen Nutzen für die Einwohner, indem es ſie in den Stand ſetzt, den Wind und das Wetter aus ſeiner Erſcheinung voraus zu beſtimmen. Die Erfahrung beſtätigt meiſtenteils die Richtigkeit ihres Urteils. Iſt das Nordlicht gleichmäßig über den Himmel verbreitet, ohne ſich lange am Horizont zu zeigen, iſt ſeine Farbe blaß und ſeine Bewegung nicht geſchwind, während das Wetter zu gleicher Zeit hell und ſchön iſt, ſo wird dieſes noch ferner ſo bleiben. Wird das Nordlicht niedrig in den nördlichen Gegenden des Himmels geſehen, nimmt es eine beſtimmte Form an, fährt und fliegt es mit großer Schnelligkeit dahin oder bildet es einen ſchmalen Strom oder zieht die Flamme einen Bogen quer über den Himmel, ſo hat man wildes und ſtürmiſches Wetter zu erwarten; dasſelbe iſt der Fall, wenn das Nordlicht mannigfaltig wechſelnde Farben annimmt. Wenn es auf die ſüdliche und ſüdöſtliche Himmelsgegend beſchränkt iſt, ſo pflegen die Einwohner einen Landwind, d. h. einen ſolchen, der über das ſüdliche Feſtland weht, zu erwarten.

Wir waren jetzt genötigt, um ein Uhr, während der Zeit unſeres Mittagseſſens, Licht anzuzünden; um zeichnen und ſchreiben zu können, mußte ich den ganzen Tag Licht brennen. Unſer Zwielicht, welches ungefähr eine und eine halbe Stunde währte, war dennoch hinreichend ſtark, um vor dem Hauſe im Freien Gedrucktes leſen zu können. Für das Jagen, Rudern und andere körperliche Übungen (auf die ſich die Thätigkeit der Eingebornen und Kaufleute beſchränkt) reicht es völlig hin. Der Schnee auf den Gebirgen war nun hart und feſt, ſo daß man über die tiefſten Abgründe gehen konnte, ohne einzuſinken. Nun ward auch unſere Abreiſe von Hammerfeſt beſchloſſen, und weil das Wetter günſtig war, ſollte auch die Schlittenkarawane die Nacht hindurch fahren. Ich freute mich darauf.

Der Abend näherte ſich mit ungewöhnlichem Glanze; das mit Sternen beſäete Himmelsgewölbe glänzte mit verdoppeltem Schimmer, und das Schauſpiel war im höchſten Grade herrlich und prachtvoll. Der Froſt war ſcharf; es glitzerte und blinkte am Himmel und auf Erden.

Es iſt ſchwer, das außerordentlich lebhafte Funkeln der vielen Himmelskörper zu beſchreiben, denn ſie wechſelten von der Feuerfarbe, dem Pomeranzengelb, bis zu der Farbe des Hochrots, und jeder Strahl von ihnen drang durch den reinen Äther ins Auge. Das Nordlicht begann um uns und

über uns zu ſpielen. Ein blaſſer Flammenguß ſtrömte zuerſt von dem Scheitelpunkte, dann ſchoſſen zitternde Feuer ſchnell längs dem Himmel hin und bewegten den blauen Luftozean, während der Mond hoch am Firmamente ſeine Bahn verfolgte und mild und ſchwermütig auf uns niederſchaute. Es flimmerte jeder Zweig und Sproß, als wenn er mit zahlloſen Edelſteinen behangen wäre; und das heitere Funkeln der tauſend und aber tauſend Kriſtalle erinnerte an die Märchen der Feenländer — die Tannen und Birken waren Bäume aus einer ſchöneren Welt. Wir zogen durch einen bezauberten Wald, wo die Natur ihre magiſchen Wunder entwickelte, um uns die Stunden der Nacht zu verkürzen. Mit unſern abenteuerlichen Pelzgeſtalten, von Froſt und Reif dick überzogen und ſtillſchweigend dahinjagend, von den zackig-behörnten Schneeroſſen gezogen, hatten wir weniger das Anſehen von Menſchen als von einer Bande unterirdiſcher Weſen, die den öden Raum durchſtrichen, um mit den lappländiſchen Hexen zu tanzen und ein Feſt der Mitternacht zu feiern.

## 7. Die Samojeden.*)

Noch roher, unwiſſender und in tiefere Barbarei verſunken als der Lappe iſt ſein Vetter und Nachbar, der Samojede; und dieſes erklärt ſich leicht, wenn man bedenkt, daß er in noch tiefere Einöden ſich vergräbt und noch ſeltener mit gebildeten Völkern in Berührung kommt.

Seine Wohnſitze ſind die wildeſten und unzugänglichſten Tundras (Mooſsſteppen) und Wälder Nord-Europas und Weſt-Sibiriens. Er durchwandert mit ſeinen Renntieren die baumleeren Wüſten von der Oſtküſte des weißen Meeres bis zu den Ufern der Chatanga, oder jagt in den unermeßlichen Wäldern, die ſich zwiſchen dem Ob und Jeneſei erſtrecken. Als einſamer Nomade berührt er faſt nie die Wohnſitze der Menſchen und lernt ſie auch dann nur von der ſchlimmſten Seite kennen — da er auf den Jahrmärkten ſolcher elender Örter, wie Obdorsk und Puſtoſersk, nur zu häufig das Opfer ihres betrügeriſchen Sinnes wird. Wie ſollte es ihm da möglich werden, ſich aus den Banden der Finſternis und Wildheit zu befreien?

Zu dem Lappen ſind edle Männer gedrungen, ihm die Segnungen des Chriſtentums mitzuteilen. In ſeinem Lande ſind, wenn auch durch weite Strecken von einander getrennt, doch überall Prediger angeſiedelt, die durch Wort und Beiſpiel auf ihn wirken und ihn mit menſchenfreundlicher Auf-

*) Der hohe Norden von Dr. Hartwig (Wiesbaden 1858). M. Alex. Caſtréns Reiſen im Norden. Aus dem Schwediſchen von H. Holms (Leipzig 1853).

opferung in ſeinen Wildniſſen aufſuchen, um ihn zu belehren und zu tröſten; — der Samojede iſt nicht ſo glücklich, er hängt großenteils noch an ſeinem alten Heidentum, und ſeinen falſchen Propheten, den Schamanen, ſchenkt er blinden Glauben.

Dieſe Zauberkünſtler ſind über den ganzen hohen Norden der alten und neuen Welt verbreitet; der Schamane erſetzt dort den Prieſter. — Die Samojeden glauben zwar an die Exiſtenz eines höchſten Weſens, den Num oder Jilibeambärtje, d. i. Hüter des Viehſtandes, der in der Luft wohnt und von dort aus Donner und Blitz, Regen und Schnee, Wind und Wetter ſendet. Sie nennen auch wohl den ſichtbaren Himmel „Num", und die Sterne ſind nur Glieder des Gottes, gleichwie ſie ſehr poetiſch den Regenbogen den Saum ſeines Mantels nennen. Doch dieſer Abgott ſteht ihnen zu fern, und ſie wenden ſich lieber an ihre Fetiſche, die ſogenannten „Hahe", die von jedermann zu Rate gezogen werden können, während die „Geiſter" oder „Tadebtſios" ſich nur den Zauberern oder Schamanen offenbaren. Dieſe zwingen die launenhaften Geiſter durch Zauberformeln und machen ſie ihren Wünſchen gehorſam.

Die meiſten ſamojediſchen Idole ſind auf der Inſel Waigaz zu finden. Das vornehmſte Götzenbild iſt ein großer Steinblock von menſchenähnlicher Form und ſpitzzulaufendem Kopf. Niemand weiß, wie dieſer Stein dorthin gekommen; nach ſeinem Muſter haben die Samojeden große und kleine Götterbilder aus Stein oder Holz geformt, die ſie „Sjadäi" nennen, d. h. mit menſchlichem Antlitz begabt. Sie kleiden dieſe Götzenbilder in Renntierfelle und putzen ſie auch wohl mit allerlei Flitter heraus. Doch es bedarf keineswegs immer der menſchlichen Form, um einen Stein oder ein Holzſtück zur Ehre des Fetiſches zu erheben; es genügt oft ſchon die ſeltſame Form. Auf ihren Wanderungen führen die Samojeden ihre Hausgötter in einem beſonderen Schlitten mit ſich, damit ſie, je nach Bedürfnis, ihnen Schutz im neu aufgeſchlageuen Zelte, auf der Renntierweide, bei Jagd und Fiſchfang verleihen.

Die Zauberer, welche mit den neckiſchen, böſen Luftgeiſtern, den Tadebtſios, verkehren, heißen Tadiben; ihre Kunſt iſt in gewiſſen Familien erblich. Verlangt man ihren Dienſt, ſo legen ſie höchſt auffallende Kleidung an: ein Hemde von Sämiſchleder, Samburtsja genannt, mit einem Saum von rotem Tuch; auch die Nähte ſind mit rotem Tuch geziert und rote Epauletts ſchmücken die Schultern. Über die Augen und das ganze Geſicht hängt ein Tuchlappen herab; denn nicht mit dem Auge, ſondern mit dem inneren Blick dringt der Tadibe in die Geheimniſſe der Geiſterwelt. Der Kopf bleibt unbedeckt; nur der als Schleier dienende Tuchlappen wird durch zwei ſchmale, rote Tuchſtreifen feſtgehalten, von denen der eine über den Scheitel, der andere um den Nacken geht. Über der Bruſt trägt der Tadibe eine Eiſenplatte. Der Haupttadibe nimmt die Trommel, die mit Meſſingringen, Zinnplättchen und Tierſchwänzen herausgeputzt iſt, zur Hand; mit ihren Tönen weckt er die Geiſter aus ihrem Schlaf und holt ſie aus ihrer

Verborgenheit. Dann ſingt er einige einladende Worte*) in einer myſtiſchen, ſchrecklichen Melodie. Sein Gehilfe ſtimmt ein, und beide wiederholen ſingend dieſelben Worte, jede Silbe lang dehnend. Der Meiſter, welcher anfangs die Trommel mit Heftigkeit geſchlagen, läßt plötzlich nach, um den Worten der ſchon herbeifliegenden Tadebtſios zu lauſchen; ſein Jünger ſingt aber immerfort, was der Meiſter zuletzt geſagt hatte. Nachdem dieſer ſein ſtummes Geſpräch mit den Geiſtern geendet hat, brechen beide Tadiben in ein wildes Geheul aus, die Trommelſchläge erſchallen in forte und der Orakelſpruch ertönt.

Wenn ein Kranker die Hilfe des Tadiben in Anſpruch nimmt, ſo beginnt dieſer — mag die Krankheit auch noch ſo gefährlich ſein — die Kur keineswegs ſogleich, ſondern er wartet bis zur „erſten Morgenröte“. Iſt alsdann noch keine Beſſerung eingetreten, ſo erklärt der Tadibe klug genug, dem Kranken ſei nicht zu helfen, und macht gar keine Verſuche zur Heilung. Sollte ſich aber der Kranke in der verfloſſenen Zeit wirklich gebeſſert haben, ſo ſtellt der Tadibe mit ihm ein Examen an; er fragt ihn zuerſt, ob er nicht wiſſe, wer ihm die Krankheit angethan habe, ob er nicht mit dieſem und jenem Zank und Schlägerei gehabt u. dergl. Kann der Kranke keine Auskunft geben, ſo werden die Tadebtſios gefragt und dieſe allenthalben durch Trommeln und Geheul gezwungen, für die Heilung Sorge zu tragen und der Perſon, welche an der Erkrankung ſchuld iſt, das gleiche Übel anzuthun. Iſt aber der allmächtige Jlibeambärtige ſelber die veranlaſſende Urſache der Krankheit, ſo kann niemand gegen deſſen Willen etwas unternehmen. Von eigentlichen Heilmitteln iſt keine Rede, und nur die „Brennkur“ iſt auch bei den Samojeden beliebt. Sie trocknen ein Stück Birkenſchwamm, ſchneiden aus dieſem kleinere Stücke heraus, zünden ſie an und legen ſie auf die ſchmerzhafte Stelle. Wenn der brennende Schwamm vom Körper hinwegſpringt, nennen ſie es ein gutes Zeichen; die Schmerzen ſind dann zugleich mit fortgeſprungen.

Wer Tadibe werden will, muß einen ſtarken Körper und auch ein Talent dazu haben; die künſtliche Aufregung, in welche ſich der Zauberer hineinarbeitet, ſtrengt die Nerven an, und es erfolgt dann eine große Abſpannung. Zu berühmten Schamanen begeben ſich junge Leute in die Lehre; ſie müſſen durch Faſten und Einſamkeit ſich vorbereiten und werden dann von ihren Meiſtern ſo lange bearbeitet, bis ihnen die Tadebtſios erſcheinen. Wie alle Geiſterſeher ſind ſie halb Betrüger, halb Betrogene, die zuletzt an ihre eigenen Phantaſiebilder glauben.

---

*) Iſt ein Renntier verloren gegangen, ſo iſt das Geſpräch etwa folgendes:

Kommet, kommet, Zaubergeiſter! Wenn ihr nicht kommet, komme ich zu euch. Wachet, wachet, Zaubergeiſter! Ich bin gekommen, erwacht aus dem Schlaf!

Der Tadebtſio antwortet: Sag' an, welchen Auftrag haſt du? Weshalb kamſt du, die Ruh' uns zu ſtören?

Der Tadibe: Zu mir eben kam ein Njenets (Samojede), heftig dieſer Menſch mich plaget; fort iſt ihm ſein Renntier, deshalb bin ich zu euch gekommen.

Ein chriſtlicher Samojede machte dem Reiſenden Caſtrén die vertrauliche Mitteilung, er ſei in ſeinem 15. Jahre zu Tadiben in die Lehre gegeben worden, deshalb, weil mehrere ausgezeichnete Schamanen in ſeiner Familie geweſen waren. Zwei Tadiben ſollten ſeine Lehrmeiſter ſein. Sie banden ihm ein Tuch vor die Augen, gaben ihm eine Trommel in die Hand und ließen ihn darauf losſchlagen. Zugleich ſchlug ihm einer der Tadiben mit der Hand oben auf den Kopf und der andere auf den Rücken. Dies ward eine Weile fortgeſetzt, und ſieh! nun ward es Licht vor den Augen des Lehrlings. Eine zahlreiche Schar von Tadebtſios zeigte ſich dem Knaben, es war ihm, als tanzten ſie auf ſeinen Händen und Füßen umher. Der Lehrling erſchrak, lief davon und ließ ſich ſofort vom Prieſter taufen. Darauf, behauptete er, habe er keine Tadebtſios mehr geſehen.

Die Samojeden haben, gleich den Oſtjaken und anderen ſibiriſchen Völkerſchaften, die Sitte, das Andenken an ihre Verſtorbenen durch Opfer und andere Ceremonieen zu ehren. Sie glauben nämlich, daß der Hingeſchiedene, wenn auch gehörig beſtattet, noch dieſelben Bedürfniſſe habe und denſelben Beſchäftigungen obliege wie bei Lebzeiten. Deshalb legt man teils in, teils neben ſein Grab einen Schlitten, einen Speer, errichtet einen Herd, ſtellt einen Kochtopf, Meſſer, Beil, Feuerzeug und andere Gerätſchaften auf, damit er ſich Nahrung verſchaffen und ſeine Mahlzeit ſich bereiten möge. Sowohl bei dem Leichenbegängnis, als auch einige Jahre nachher werden an ſeinem Grabe von den Verwandten Renntiere geopfert. Stirbt eine höher geachtete Perſon, eine Starſchina, der Beſitzer von großen Renntierherden, ſo verfertigen ſeine nächſten Anverwandten ein Bild, welches im Zelte des Verſtorbenen aufbewahrt wird und dieſelbe Ehre genießt, die man dem Manne bei ſeinen Lebzeiten erwies. Bei jeder Mahlzeit wird das Bild hervorgeholt, jeden Abend wird es ausgezogen und zu Bett gebracht, jeden Morgen wieder angezogen und auf den Platz des Verſtorbenen geſtellt. Drei Jahre lang verehrt man das Bild in ſolcher Weiſe, dann ſenkt man es ins Grab. Man glaubt, daß unterdeſſen auch der Leib vermodert ſei, und damit habe auch die Unſterblichkeit ein Ende. Nur die Schamanen und die eines gewaltſamen Todes Geſtorbenen genießen das Vorrecht, nach dem Tode als unvergängliche Geiſter in der Luft zu ſchweben. Trotzdem und trotz der reichlichen Biſſen, die ihnen bei jedem Opferſchmaus zu teil werden, ſind die Schamanen doch höchſt unglückliche Leute; der aufgeregte Zuſtand, in den ſie ſich häufig verſetzen, zerrüttet ihre Nerven und umdüſtert ihre Seele. Ihr blaſſes Antlitz, ihre matten Augen, ihr ſcheuer Blick, ihr unſicherer Gang zeugen von den Dämonen, welche ihr Inneres zerreißen.

Als eine Handlung von der höchſten religiöſen Bedeutung betrachten die Samojeden wie auch die Oſtjaken den Eid. Iſt gegen einen Samojeden im geheimen ein Verbrechen verübt worden und hat dieſer jemand im Verdacht, ſo kann er ihn zum Eid fordern. Iſt kein hölzerner oder ſteinerner „Hahe“ (Long bei den Oſtjaken) bei der Hand, ſo formt er ſich einen aus

Erde oder Schnee, führt ſeinen Widerſacher an das Bild, ſchlachtet einen Hund, zerſtört das Bild und redet den Verdächtigen mit folgenden ſchrecklichen Worten an: „Haſt du den Diebſtahl begangen, ſo mußt du ſterben wie dieſer Hund!“ Die Eidesleiſtung ſoll bei den Samojeden ſo gefürchtet ſein, daß der wirkliche Verbrecher es faſt niemals zum Schlachten des Hundes kommen läßt, ſondern lieber das Verbrechen gleich geſteht.

Der fürchterlichſte Eid jedoch wird auf die Schnauze eines Bären geleiſtet, den alle ſibiriſchen Völkerſchaften von den Kamtſchadalen bis zu den Samojeden als einen mächtigen Gott verehren.

Der Bär iſt im Grunde kein Tier, ſondern verbirgt unter ſeiner zottigen Kleidung eine menſchliche Geſtalt ſamt göttlicher Kraft und Weisheit. Der Oſtjak macht ihn außerdem noch zum Wächter der geſamten niederen Geiſterwelt. Vom Bären wird natürlich immer nur mit heiliger Verehrung geſprochen; man nennt ihn nicht anders als das „ſchöne Tier“, „den Nagelgreis“, „den Pelzvater“, und wenn man ihn auch bei Gelegenheit mit einem Pfeil oder einer Büchſenkugel begrüßt, ſo werden ihm dabei ſo viele Komplimente gemacht, daß er es unmöglich übel nehmen kann.

Wild und finſter wie die Tundra und der Urwald, in dem er mit ſeinen Renntieren umherſchweift, iſt auch das Äußere des Samojeden. Er iſt klein von Statur, ſein Kopf hat breite Wangen, dicke Lippen, kleine Augen, eine niedrige Stirn, platte Naſe mit großen Naſenflügeln, ſchwarzes borſtiges Haar; ſein Geſicht hat dunkle Farbe, der Bart iſt dünn. Von ſeinem Renntierpelz, in welchem er ſchwerfällig einhergeht, verlangt er nur Schutz gegen Kälte und Regen, um den Schnitt kümmert er ſich nicht, und nur einzelne Ariſtokraten, wie es deren auch unter den Samojeden giebt, tragen mit Tuch überzogene und bunt verbrämte Pelze. Das ſchöne Geſchlecht, ſo lange es noch nicht unter das Joch der Ehe geraten, weiß freilich auch hier ſein Äußeres durch Putz zu heben. Die kurze Jacke von Renntierfell ſchließt eng an den Oberkörper, erweitert ſich aber unten und endigt an den Knieen mit einer Verbrämung aus Hundefell. Die Strümpfe von Renntierhaut ſind bunt. Die doppelten, mit Band zuſammengeflochtenen und mit Flitter bedeckten Haarflechten reichen zuweilen bis an die Ferſen. Denkt man ſich zu dieſem Staat ein kleines rundes Geſicht, volle roſenrote Wangen, eine weiße Stirn, ſchwarze Locken und kleine muntere Augen, ſo hat man das Bild einer geputzten ſamojediſchen Schönheit, wie ein feuriger Anbeter ſie gern mit einer ganzen Herde von Renntieren bezahlt. Bei den Samojeden denkt nämlich kein Vater daran, ſeiner Tochter eine Ausſteuer mitzugeben; er erwartet vielmehr von ihrem Freier einen Erſatz für das Mädchen, eine Entſchädigung für die Dienſte, die er nun verlieren ſoll.

Wenn ein Samojede ſich verheiraten will, ſo ſucht er zuerſt einen Fürſprecher aufzufinden und begiebt ſich mit dieſem nach der Wohnung der Eltern ſeiner Auserkorenen. Er geht aber nicht hinein, ſondern verweilt vor der Hütte an ſeinem Schlitten, bis der Fürſprecher ſeinen Auftrag ausgerichtet hat. Bringt dieſer verneinende Antwort, ſo kehrt man ſofort zurück;

im anderen Falle wird weiter über den Preis der Braut verhandelt, und hat man ſich geeinigt, dann betritt auch der Bräutigam das Zelt, beſucht jedoch nach der Verlobung ſeine Braut nicht weiter. Kurz vor der Hochzeit begeben ſich die Anverwandten der Braut zum Bräutigam, der ſie gut bewirtet; dann ſchirrt der Fürſprecher vier Renntiere hinter einander an, hängt ein Glöckchen an ihren Hals, bedeckt die zwei Vorderſten mit einem roten Tuche und fährt mit ihm dreimal um das Zelt des Bräutigams. Desgleichen wird auch das Zelt der Braut dreimal umfahren und auch dort ein Schmaus gehalten, nach deſſen Beendigung erſt der Bräutigam eintreffen darf. Es wird nun tüchtig Branntwein getrunken, gekochtes Renntierfleiſch herumgereicht und dem Bräutigam das Herz des Tieres gegeben. Dann hört jede Ceremonie auf; jeder trinkt ſoviel Branntwein, als er vermag, und die Betrunkenen taumeln nicht ſelten im Schnee umher und erfrieren. Der Bräutigam bleibt bis zum nächſten Morgen im Hochzeitszelt; ſodann beſteigt die Braut den Schlitten und ihre Renntiere werden von der Mutter des Bräutigams gelenkt, welche dreimal um deſſen Zelt herumfährt. Dort wird abermals geſchmauſt, man ſingt, zankt und ſchlägt ſich.

Caſtrén wohnte einer ſamojediſchen Hochzeit bei und berichtet darüber: „Bei unſerer Ankunft im Hochzeitszelte lagen einige von den Hochzeitsgäſten ſchon ohnmächtig auf dem Felde. Sie lagen dort mit entblößtem Haupte, die Köpfe tief in den Schnee gedrückt und die Geſichter vom Winde mit Schnee bedeckt. Doch ſieh! dort kommt ein Ehemann, tappt von einer Leiche zur andern, erkennt endlich ſeine Frau, ergreift ſie an dem Kopfe, wendet ſie mit dem Rücken gegen den Wind und wirft ſich endlich neben ſie hin. Dort läuft ein anderer mit der Kaffeekanne umher, ſucht ſeine Geliebte, findet ſie und gießt ihr etwas Branntwein in den Hals. Hier ſtößt jemand auf ſeinen Feind, verſetzt ihm einige hinterliſtige Schläge und entfernt ſich. — Wir traten ins Zelt, wo neben einander Männer, Weiber, Kinder, Greiſe und junge Mädchen lagen und ſaßen. Unter den ganz Berauſchten war auch der Bräutigam. Ich nahm Platz und trank nun mit dem Wirt und dem Fürſprecher Thee. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, den Wirt zu bewegen, daß er auch meine Begleiterin, die Frau Paſtorin, einlud, in unſern Kreis zu treten.

„Nach dem Thee befahl der Wirt, ein Renntier zu ſchlachten. Ein leiſer Schlag mit dem Beil gegen die Stirn warf das Tier zu Boden. Hierauf ſtach man ihm ein Meſſer ins Herz und nahm die Luftröhre heraus. Um dieſe entſtand aber ein gewaltiger Kampf unter den Anweſenden, der endlich dahin geſchlichtet wurde, daß die nächſten Anverwandten des Brautpaares ſie unter ſich teilen und auf der Stelle verzehren ſollten. Dem Renntier wurde die Haut abgezogen, der Bauch aufgeſchnitten, das Ungenießbare weggeworfen und das Tier auf den Rücken gelegt. Es bot den Anblick eines großen ovalen Gefäßes dar, in welchem die Lunge, Leber und andere Leckerbiſſen in einer anſehnlichen Blutmaſſe umherſchwammen. Der Wirt ergriff meine Hand, führte mich an das Renntier heran und bat mich, die Mahl-

zeit zu beginnen. So deutlich er dieſen Wunſch ausſprach, ſo war ich doch einfältig genug, ihn nicht zu begreifen, und blieb ſomit ganz und gar unthätig vor dem Schlachtopfer ſtehen. Unterdeſſen verſammelten ſich die Hochzeitsgäſte um das Tier, zogen ihre langen Meſſer hervor und ſchnitten ſich Stücke des warmen rauchenden Fleiſches ab, tauchten ſie dann ins Blut, führten ſie mit der einen Hand an den Mund, kaueten, indem ſie das Geſicht nach oben kehrten, und ſchnitten während des Kauens einen Teil des Fleiſchſtückes ab. Das abgeſchnittene Stück wurde wieder in Blut getaucht und in den Mund geſteckt, das Blut lief an den Mundwinkeln und am Halſe herab, Lunge und Leber wurden als Nachkoſt verſpeiſt. Während dieſer widrigen Mahlzeit ſangen die Mädchen ſamojediſche Lieder, ihrem Inhalt nach ſchön, aber zu einer Melodie, die faſt dem Quaken der Fröſche glich. Der Geſang und das Mahl wurden durch einen tragiſchen Auftritt unterbrochen. Ein Samojede mit einem ſehr ſpitzigen Geſicht guckte durch die Thür des Zeltes herein und bat mit kreiſchender Stimme, an der Hochzeitsfreude teilnehmen zu dürfen. Einige der Gäſte hießen ihn eintreten, und er kam ſogleich der Aufforderung nach. Dies geſchah jedoch ohne Wiſſen des Wirtes. Als dieſer den ungebetenen Gaſt gewahrte, befahl er, ihn hinauszuwerfen. Mehrere bereitwillige Hände beeilten ſich, dem Befehle zu gehorchen, andere wiederum erhoben ſich, den Gaſt zu verteidigen. Der Wirt und der Fürſprecher packten einander an, und ich wurde jämmerlich zwiſchen ihnen eingezwängt. Im Zelte entſtand ein großer Tumult, man ſchrie, fluchte und ſchlug um ſich; Keſſel, Kaffeekannen, Fleiſchtöpfe und andere Gefäße wurden umgeworfen und flogen hin und her. Die Geſchichte endete damit, daß der Samojede hinausgeworfen wurde. — Gegen abend nahm die Kampfluſt zu. Wohin man ſchauete, ſah man Menſchen, die einander zu Leibe gingen. Das ſtruppige ſchwarze Kopfhaar war gewöhnlich dem erſten Angriff ausgeſetzt, hernach ſchlug man ſich mit den Fäuſten, und nicht ſelten griff man zu einem Knochen oder anderen Überbleibſeln der Mahlzeit. Der Kampf begann ohne alle Veranlaſſung. Wenn zwei Perſonen ſich begegneten, lagen ſie ſich auch ſofort in den Haaren, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht. Hier wurde Pardon weder verlangt, noch gegeben, jeder ſchlug um ſich und wehrte ſich nach Kräften. Der Beſiegte blieb gewöhnlich auf dem Schnee liegen und der Sieger ſchritt weiter, um neue Heldenthaten zu vollbringen. — Dieſes Schauſpiels überdrüſſig, begaben wir uns beim Einbruch der Finſternis auf die Rückfahrt."

Durch ſolche Scenen könnte man ſich leicht veranlaßt fühlen, den Samojeden für einen viel wilderen, unbändigeren Geſellen zu halten, als er wirklich iſt; allein Gutmütigkeit, Melancholie, Phlegma bilden den Grundton ſeines Charakters. Er hat zwar wenig Begriffe von Recht und Unrecht, Gut und Böſe, dagegen iſt er bereit, den letzten Biſſen mit ſeinem Freunde zu teilen, und ſein hilfreicher Sinn offenbart ſich unter anderem auch darin, daß er, wie der Lappe, ſeine armen Anverwandten aufnimmt und pflegt. Grauſamkeit, Rachſucht, Mordluſt, die dunkleren Laſter, die ſo manches Volk

der tropiſchen Zone beflecken, bleiben ihm fremd. In ſtetem Kampfe mit einem fürchterlichen Klima, ein Opfer der Unwiſſenheit und der Armut muß er zwar auf viele uns unentbehrliche Genüſſe verzichten. Dagegen beſitzt er den Vorteil, die meiſten Dinge des Lebens mit der vollſtändigſten Gleichgültigkeit betrachten zu können. Eine gute Mahlzeit geht ihm natürlich über alles, doch wenn ſeine Bequemlichkeit ins Spiel kommt, kann er auch der Ruhe zu lieb hungern und durſten. Nur ſelten flammt ſein Gemüt in wilder Leidenſchaft auf und erinnert an die Gluten der ſüdlicheren Sonne, die einſt ſeine Vorväter beſchien.

Ein gemeinſamer Zug im Charakter aller Samojeden iſt eine finſtere Anſchauung des Lebens und ſeiner Verhältniſſe. Ganz wie die Außenwelt trägt auch ihre Innenwelt die Farbe der Nacht. Wahre Eis- und Schneemenſchen leben ſie in negativer Ruhe dahin und verlaſſen ohne Überwindung und Reue ein Leben, das ſie kaum lieben können, da es ihnen der Entbehrungen viele, der Genüſſe und Freuden nur wenige darbot. Sie ſind mißtrauiſch und verſchloſſen wie alle Völker, die von weltklügeren und thatkräftigeren Nachbarn viel zu leiden haben. Ihren alten Gewohnheiten hartnäckig ergeben, ſträuben ſie ſich gegen alle Neuerungen, wodurch ihr Los verbeſſert werden könnte, und nur die große Lehrmeiſterin, die Not, vermag ſie zum Beſſeren zu wenden.

So z. B. raſte auf der Timanſchen Tundra während der Jahre 1831 und 1832 eine Seuche, die ungefähr 20,000 Renntiere tötete und die Bewohner in Armut ſtürzte. Der größte Teil der dortigen Samojeden ſelbſt kam durch die Seuche um, weil ſie das Fleiſch der hingerafften Renntiere verzehrten. Nach dieſer Prüfung ſind die Samojeden der Timanſchen Tundra ein frommes und ſanftmütiges Volk geworden und haben ſich in großer Anzahl dem Chriſtentum zugewendet. Zwar ſchauen auch ſie das Leben in finſterer Färbung an, aber die wilde Leidenſchaft hat aufgehört. Ihr Herz iſt weich, ihr Gemüt ſanft, der Kummer wohnt in der Tiefe.

Nach Köppen beträgt die Zahl der Samojeden in Europa 4500 Individuen beiderlei Geſchlechts, und im Gouvernement Tobolsk 5054. Bulgarin ſchätzt die aſiatiſchen Samojeden auf 70,000; da aber Köppen für ganz Weſtſibirien nur 66,684 Eingeborne beiderlei Geſchlechts rechnet, von welchen die Oſtjaken wenigſtens die Hälfte ausmachen, ſo iſt die Angabe Bulgarins jedenfalls viel zu hoch.

## 8. Die Oſtjaken von Obdorsk.*)

Ganz wie Samojeden zerfallen auch die Oſtjaken in eine Menge Stämme und Geſchlechter, oder richtiger Gemeinden, die familienweiſe zu-

*) A. a. O.

ſammenhalten. Die Oſtjaken, welche in dem Marktflecken Obdorsk zuſammenkommen, zeigen eine entſchiedene Verwandtſchaft mit Finnen und Magyaren; ſie haben bisher dem Bekehrungseifer der ruſſiſchen Prieſterſchaft hartnäckig widerſtanden und erhalten ihre alte patriarchaliſche Verfaſſung aufrecht. Jedes Geſchlecht beſteht aus einer Anzahl Familien, die ſich als näher oder ferner verwandt betrachten. Gewöhnlich halten alle zu einem Geſchlecht gehörigen Familien, ſelbſt während des Nomadiſierens, eng aneinander, und es iſt hergebrachte Sitte, daß in einer ſolchen Gemeinde der Reiche mit dem Armen ſeine Glücksgüter teilt. Da aber die Oſtjaken im ganzen ein armes Volk ſind, das von der Hand in den Mund lebt, ſo beſteht die Hilfe, welche einer dem anderen gewähren kann, nur darin, daß er die Beute des Tages brüderlich mit ihm teilt.

Die Oſtjaken von Obdorsk teilen ſich in Fiſcher und Renntierjäger. Die erſteren halten ſich an den Flüſſen, namentlich am Ob und Nadim auf; die letzteren nomadiſieren einen Teil des Jahres auf den Tundras und leben in ſtetem Verkehr mit den Samojeden. Die Zahl derjenigen Oſtjaken, die ſich ausſchließlich mit der Renntierzucht beſchäftigen, iſt ſehr gering. Sie wurden vor einigen Jahren ſchwer heimgeſucht durch den Milzbrand, der ſich unter ihren Renntieren ſchnell verbreitete, ſo daß von 500,000 Stück nur etwa 60,000 übrig blieben. Der größte Teil des Volkes ernährt ſich vom Fiſchfang und hält nur nebenbei ſich einige Renntiere. Die, welche ſich des Beſitzes dieſes unſchätzbaren Tieres erfreuen, richten im Sommer zwei Wirtſchaften ein, von denen die eine ſich bei der Fiſcherei aufhält, die andere aber den Renntieren auf ihren Irrfahrten folgt. Auf dieſen Nomadenzügen iſt der treue (weiße mit ſchwarzen Flecken gezeichnete) Hund unſchätzbar. Während die Familie mit ihren Habſeligkeiten auf Schlitten, die von Renntieren gezogen werden, voranziehen, folgt die Herde und wird von den klugen Hunden zuſammengehalten.

Die Oſtjaken treiben, wie die Samojeden, an der Meeresküſte Fiſchfang, töten Seehunde, Walroſſe, weiße Bären. Doch gehen die wenigſten bis ans Eismeer; die andern bleiben auf den nördlichſten Tundren. Die letzteren ziehen ſich, ſobald die Luft kühler wird und die Mücken verſchwinden, nach den Waldgegenden des öſtlichen Ural, wo ſie Füchſe jagen. Mit der erſten Spur des Winters brechen auch die am Meer nomadiſierenden Oſtjaken und Samojeden nach den Waldgegenden auf, hauptſächlich um Schutz gegen die entſetzlichen Stürme zu ſuchen. Die Reiſe geht in kurzen Tagereiſen vor ſich, man macht oft Halt, um zu jagen. Jedes Geſchlecht hält ſich zuſammen und zieht mit ſeinem Fürſten oder Älteſten an der Spitze weiter. Gegen Ende des Dezembers treffen alle dieſe Scharen auf dem Markte zu Obdorsk ein. Von Amts wegen müſſen ſämtliche Fürſten und Älteſten dort anweſend ſein, weil es ihnen obliegt, jeder in ſeinem Geſchlechte die Steuern einzutreiben und Sorge zu tragen, daß alle die Arten von Tierfellen, welche man als Steuer feſtgeſetzt hat, in voller Anzahl eingehen. Die Steuer beſteht in zwei

grauen Felsenfuchsfellen für jede männliche Person, doch kann statt dessen auch anderes Pelzwerk geliefert werden.

Mit der Ankunft der Ostjaken beginnt ein neues Leben in der kleinen Stadt Obdorsk. Täglich strömen neue Scharen dieser schwerbepelzten Söhne und Töchter der Tundra in den Ort, schreiten langsam durch die Straßen und schauen die hohen Häuser an. Man sieht es ihnen gar nicht an, daß sie gekommen sind, um zu kaufen und zu verkaufen, denn sie bringen ihre Ware nicht auf den Markt. Aber unter ihren weiten Pelzen haben sie die schwarzen und blauen Fuchsfelle und andere Pelzkostbarkeiten verborgen. Die Käufer schleichen sich mit ihnen zu irgend einem guten Freunde, lassen sie von diesem gut bewirten und schließen dann in aller Stille den Handel ab. Der Wilde sieht wohl ein, daß er durch diese geheimnisvolle Art des Handels verliert, aber sein zaghaftes Gemüt scheut die öffentliche Versteigerung, und dann steht es selten in seinem freien Willen, seine Ware an den Meistbietenden zu verkaufen. Unter den Tausenden von Eingebornen, die sich jährlich aus weit entlegenen Gegenden auf dem Markte von Obdorsk einfinden, sind nur wenige, die nicht bei den Bürgern, Kaufleuten oder Kosaken mit größeren Summen verbucht ständen, als sie besitzen. Sollten sie sich nun erdreisten, sich mit ihren Waren an einen andern als an ihren Gläubiger zu wenden, so würde dieser sich nicht scheuen, Besitz von dem ganzen Eigentum des Wilden zu nehmen und ihn selbst obendrein zu seinem Sklaven zu machen.

In noch schlimmerer Lage sind die armen ostjakischen Fischer am Ob. Den Stör und die verschiedenen Lachsarten wagen sie nicht zu genießen, denn diese bilden die Handelsartikel; dagegen verzehren sie samt ihren Hunden den Hecht, Barsch, Kaulbarsch, die Plötze — Fische, die nicht wandern. Nicht selten fühlt der Barsch, wenn er kaum aus dem Wasser gezogen ist, schon die Zähne seines Fängers. Denn für einen hungrigen ostjakischen Magen würde das Kochen noch zu lange dauern.

Im Frühjahr, wenn der Ob und seine Nebenflüsse ihre Eisbanden sprengen und die Ufer weit überfluten, ist zunächst noch gar nicht ans Fischen zu denken. Ist das Wasser ungewöhnlich hoch, so sehen sich viele Familien gezwungen, ihre Wohnstätte zu verlassen und in öde Wälder zu flüchten, wo nur wenige Hasen ihnen eine spärliche Nahrung gewähren, — und doch wimmeln während dieser ganzen Hungerzeit die Gewässer von Fischen.

Endlich erheben sich die niedrigen Sandufer über die Wasserfläche, und nun errichtet der Ostjake seine Sommer-Jurte in der Nähe des in sein Bett zurückgekehrten Flusses. Sie hat gewöhnlich eine viereckige Form, niedrige Wände und ein hohes, spitziges Dach, dessen Gerippe aus Weidenstämmen besteht, über welches mit biegsamen Weidenreisern Borkenscheiben angebunden sind. Diese werden erst durch Kochen erweicht und in die Form gewöhnlicher Teppiche zusammengenäht, so daß man sie leicht zusammenrollen und transportieren kann. Die Feuerstätte, eine mit Steinen umgebene Grube, liegt in der Mitte, und der Rauch geht durch ein Loch im Dach. Um die

meiſten Jurten trifft man außerdem noch kleine Verwahrungshäuſer von Balken gezimmert und auf hohen Pfählen aufgeſtellt, wie in Lappland; denn es gilt, die Vorräte gegen den Vielfraß, den Wolf und die eigenen Hunde zu ſichern.

Obgleich der Ob und ſeine Nebenflüſſe — der Irtyſch, der Wach, der Waſjugan — den Oſtjaken ihre Gaben in reichlichem Maße ſpenden, ſo ſind doch diejenigen unter ihnen, welche bloß vom Fiſchfang leben, in die größte Armut verſunken, die meiſt mit Faulheit, Trunkſucht und ſittlicher Verderbnis vereinigt iſt. Die pfiffigen, ruſſiſchen Koloniſten haben ſie ganz in ihre Gewalt bekommen, indem ſie ihnen die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe auf Kredit geben und ſomit ihre Schuldenlaſt von Jahr zu Jahr ſteigern, da die Arbeitsluſt der Verſchuldeten durchaus nicht zunimmt. Für ein Quantum Roggenmehl verpflichtet ſich der Oſtjake dem ruſſiſchen Kaufmann im folgenden Jahre ſo und ſo viel Fiſche zu liefern. Den ganzen Sommer treiben ſich dieſe ruſſiſchen Spekulanten aus Obdorsk, Bereſow und Tobolsk in ihren Lodjen auf dem Ob umher, eignen ſich den Fang der Oſtjaken zu und ſalzen ſelbſt die erhaltenen Störe und Lachſe ein, welche ſie bis auf weiteres in ihren, an den Ufern des Fluſſes erbauten Magazinen aufbewahren. Bei Eintritt des Herbſtes kehren ſie, nachdem ſie das mitgebrachte Mehl mit großem Nutzen verkauft haben, reich mit Fiſchen beladen wieder heim. Andere treiben ſelbſt Fiſchfang im Ob, und zwar mit beſſerem Erfolg als die Oſtjaken, weil ſie über weit beſſere Gerätſchaften und mehr Leute verfügen können. Den Oſtjaken iſt zwar von der Regierung alles Land am untern Ob und Irtyſch zuerkannt worden, aber die Ruſſen wiſſen ihnen doch die beſten Stellen abzupachten; hier wie überall zieht Unwiſſenheit und Dummheit den kürzeren.

Nachdem die Ruſſen den Ob verlaſſen, fahren die Oſtjaken noch mit ihrem Sommerfiſchfang fort. Einen Teil der erbeuteten Fiſche ſetzen ſie in Landſeeen oder Teiche, von wo ſie ſpäter mit Netzen herausgeholt und dem Froſt ausgeſetzt werden. Bei der Ankunft des Winters ſtellen ſich wiederum Ruſſen ein, um die gefrorenen Fiſche einzukaufen, von welchen jedoch auch ein Teil von den Oſtjaken ſelbſt auf den Markt zu Obdorsk gebracht wird.

Ehe der kalte Froſt am Ob entſchieden die Oberhand gewinnt, iſt Wetter und Gegend fürchterlich. Der Regen gießt in Strömen, die Winde des Eismeeres heulen mit dem Wolf um die Wette, nächtliche Nebel umhüllen die Luft, Regenbäche brauſen auf dem erweichten Boden. Dann giebt es Nächte, von welchen die ſibiriſchen Wilden erzählen, daß die Verſtorbenen in ihren Gräbern keine Ruhe finden, und wo die blutdürſtigen Geiſter der Schamanen um die Lager der Menſchen ſchweben, Verderben ſinnend.

Der Oſtjake muß ſeine luſtige Sommerwohnung verlaſſen, er zieht ſich in die Wälder zurück, wo zugleich die Jagd der Pelztiere anlockt. Doch er braucht auch im Winter Nahrung, und von Zobeln und Eichhörnchen kann er keine Mahlzeiten halten. Darum wählt er zu ſeinem Wohnſitz gewöhnlich einen höheren, vor Überſchwemmungen geſchützten Ort in der Nähe eines

kleinen Nebenfluſſes, wo er unter dem Eiſe mit Reuſen, Netzen und Angelhaken ſeine dürftige Nahrung erbeutet.

Die Winter-Jurte iſt von einer etwas feſteren Bauart, als die Sommerwohnung, da ſie nicht wie dieſe mit jedem Jahre neu entſteht und vergeht; doch iſt ſie immer noch elend genug. Man denke ſich eine kleine, ſehr niedrige Erdhütte mit einem offenen, aus Lehm gemachten Herd im Winkel. Als Fenſter dient ein Loch in der Wand oder im Dache, das mit einem Eisſtück den Winter über geſchloſſen wird. In den beſſern Jurten iſt der Raum längs einer oder mehrerer Wände mit geflochtenen Rohrmatten behangen, und dort iſt die Schlafſtätte. Im Innern iſt die Hütte ausgefüttert mit Moos und Binſen, auf denen an den Seiten weiche Felle zu Betten aufgeſchichtet ſind. In der Mitte iſt die Feuerſtätte, im Hintergrunde befinden ſich die Haus- und Jagdgeräte. Zuweilen findet man vor dem Eingange in die Jurte eine kleine Vorhalle, die zur Aufbewahrung von Kleidungsſtücken und Hausgeräten dient.

In Kleider aus Renntierfellen gehüllt und mit Lederſtrümpfen verſehen, ſind die Frauen von den Männern nur durch ein ruſſiſches Tuch zu unterſcheiden, das ſie als Kapuze gern über den Kopf binden. Branntwein trinken alle gern, Männer, Weiber, bis zum Säugling herab. Das Feuerwaſſer iſt ihr Verderben.

Als oberſtes göttliches Weſen verehren ſie den allmächtigen Or; doch beſitzt jedes Geſchlecht ſeit uralten Zeiten ſeine eigenen Götterbilder, die oft in einer beſonderen Jurte aufbewahrt und von ſämtlichen, zu dem Geſchlecht gehörenden Gliedern durch Opfer und andere Ceremonieen verehrt werden. Dieſe Götter-Jurten ſtehen unter der Aufſicht eines Schamanen, der ein hohes Anſehen genießt. Außerdem hat mancher Oſtjake noch ſeine beſonderen Schutzgötter, deren Bilder ihn auf ſeinen Wanderungen begleiten. Sie werden, wie bei den Samojeden, in beſonderen Schlitten verwahrt und ſind mit Oſtjakenanzügen bekleidet, mit roten Bändern und anderem Schmuck geziert. Will man ſie günſtig ſtimmen, ſo bedenkt man ſie mit einem Opfer; dies beſteht darin, daß man ihre Lippen mit Fiſchthran oder dem Blute des zu ihrer Ehre geſchlachteten Tieres beſtreicht und ihnen eine Schüſſel mit Fiſchen oder Fleiſch vorſetzt.

# Zweiter Abschnitt.

1. Petersburg. Ein Blick auf die Stadt und ihre Bewohner. Der Petersburger Winter. Die Newa. — 2. Charakter der Russen. — 3. Der griechische Kultus. Russische Gotteshäuser. Die griechische Messe. — 4. Ein Besuch in Moskau. — 5. Die Pontische Steppe. Oberfläche und Gestaltung. Das Klima. Vegetation. Tierleben und Hirtenleben.

## 1. Petersburg.*)

### Ein Blick auf die Stadt und ihre Bewohner.

Wenn unsere im Altertume gebildeten und im Mittelalter kristallisierten Städte mit ihren engen Straßen und winkeligen Häusern, von den bizarrsten Formen und mit tausend von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbten Unbequemlichkeiten im Bauplane oft wahren verwachsenen Steinmassen und ausgehöhlten Felsennestern gleichen, in denen planloser Zufall die Wohnungen auf einander setzte, oder Furcht und Not die Mauern ballte, die Gebäude zu Türmen auftrieb und die Menschen wie in Bienenzellen häufte, so wurde dagegen in Petersburg, dem Kinde unserer aufgeklärten Tage, alles bequem, verständig und genießbar, die Straßen weit, die Plätze regelmäßig, die Gehöfte groß, die Häuser geräumig. Bei uns taxiert und mißt man die Bauplätze mit dem Zollstabe; die 50 □ Werst,**) welche Petersburg für sich nahm, erlaubten freigebiger zu verfahren, und wenn in Wien oder Dresden selbst die Königspaläste so sehr mit den übrigen Gebäudemassen verschmelzen, daß sie kaum als selbständige Ganze zu erkennen sind, so nimmt dagegen in Petersburg jedes Haus mit seinen Höfen ein Stück Boden ein, das hinreichend groß ist, um sich ganz bequem ausbreiten zu können, und jeder Baum im großen Häuserwalde tritt selbständig hervor, sich malerisch präsentierend.

Aber eben deshalb, weil das Einzelne sich breit macht, verliert das

*) Petersburg in Bildern und Skizzen von J. G. Kohl Leipzig und Dresden.

**) Gleich einer □ Meile. Auf unsere deutsche Meile, mit der die geographische übereinkommt, gehen 7 Werst.

Ganze an Einheit, ist Petersburg nichts weniger als eine malerische Stadt. Alles ist so luftig und licht, es fehlt in den Straßen so sehr an kräftigen Schatten, an hell durchbrechenden Strahlen, an der Mannigfaltigkeit des Lichts, es ist alles so bequem, verständig, so neu, ja so schön, daß es schwer hält, auch nur eine poetische Ansicht zu gewinnen, wie man sie in unsern an Kontrasten, Erinnerungen und buntem Leben so reichen Städten unschwer findet. Dazu kommt, daß das Terrain der Stadt so eben ist, daß sich kein Teil über den andern erhebt. Nichts hebt sich, nichts gruppiert sich, alles zerfällt und verschwindet, und die Augen finden keine Anhaltepunkte in diesem gewaltigen Meere auf- und niederwogender Paläste.

Namentlich macht sich diese Eigentümlichkeit Petersburgs im Winter bemerklich, wo alles, der Boden, die Dächer, die Newaarme mit einer und derselben Farbe, dem einförmigen Weiß des Schneees, überzogen sind. Die weißen Wände der Häuser heben sich nicht vom Boden ab und scheinen kaum auf festem Grunde zu wurzeln; die beschneiten Dächer zerfließen mit den graulichen Tinten des Himmels, ohne die Häuser deckend abzuschließen, und das nordische Palmyra gleicht dann vielleicht einem Nebelgebilde, einer Schattenstadt, in der alle Linien verschwinden, alle Ecken fehlen, als hätten die Häuser keine Festigkeit, und als wäre alles Gemäuer nur locker und luftig.

Kein Ort erleidet aber auch eine so interessante Verwandlung als die Newatochter im Frühling, wenn ihr Himmel sich abklärt, und die Sonne das bleiche Leichentuch des Winters von den Dächern und Flüssen hebt. Es ist, als wenn dann die Stadt erst wahre Existenz bekäme und sich in wenigen Tagen von neuem vor den Augen des Zuschauers aufbaute. Die Häuser fassen nun auf dem dunkeln Grunde festen Fuß, die lebhaften Farben der grün angestrichenen Dächer und der auf blauem Grunde mit goldenen Sternen beschneiten Kirchenkuppeln, die vergoldeten Spitzen der Türme, die sich aus der Eiskruste hervorschälen — erfreuen nun das so lange Zeit aller erquickenden Farbenspeise entbehrende Auge mit frischem Reize, und die klaren Flußnymphen, die ihren Eispelz abgeworfen haben, werfen aus tausend Spiegeln das Bild der schmucken Paläste zurück.

Keine unserer heutigen Städte kann sich rühmen, so ganz aus Palästen und Riesengebäuden zusammengesetzt zu sein, wie Petersburg, wo selbst die Hütten der Armut einen Anstrich von Großartigkeit haben. Es giebt z. B. drei Gebäude in Petersburg, die nur durch einen Flußarm von einander getrennt sind, die Admiralität, das kaiserliche Schloß und das erste Kadettenhaus. Um auf dem geradesten Wege von dem einen Ende dieser drei Häuser zum andern zu gelangen, muß ein fleißig daherschreitender Fußgänger 25 Minuten wandern, denn die Entfernung beträgt etwas mehr als eine englische Meile. Es giebt viele Häuser in Petersburg, in denen mehrere tausend Menschen wohnen, z. B. im Winterpalais 6000, im Hospital der Landtruppen 4000 (d. h. Betten für eine gleiche Anzahl von Kranken), im Findelhause 7000 (Kinder), im großen Kadettenhaus mehrere

tausend junge Leute. Von manchen Häusern haben die Besitzer eine Einnahme, wie sie manche Grafschaft nicht trägt, denn einige bringen jährlich an 100,000 Rubel ein. Selbst unter den Privathäusern sind viele, welche an Zahl und Weitläufigkeit der Gebäude, an Größe der einzelnen Flügel ꝛc. der Burg in Wien wenig nachgeben. Ein Haus z. B., das ich öfters besuchte, enthält in seinem Erdgeschoß einen Bazar, in dem Kaufleute alle tausend Bedürfnisse dieses irdischen Lebens feilbieten, während auf der anderen Seite eine Reihe deutscher, französischer und englischer Künstler und Handwerker ihre Schilder aushängen haben. In der Bel-Etage wohnen zwei Senatoren und die Familien mehrerer reichen Partikuliers. In dem zweiten Stock befinden sich eine berühmte pädagogische Anstalt und eine ziemliche Anzahl von Akademikern, Lehrern und Professoren, und in verschiedenen Hintergebäuden hausen unter vielem obskuren Volke mehrere Majore, Obersten, einige abgedankte Generale, ein armenischer Priester und ein deutscher Prediger.

Die meisten Häuser in Petersburg sind bis jetzt nur zweistöckig, nur in den innersten Stadtteilen findet man drei- und vierstöckige. Die Mehrzahl ist hölzern, denn die Russen haben eine gleiche Vorliebe für niedrige und hölzerne Häuser, die auch in der That viele Vorteile gewähren, namentlich in Hinsicht der Wärme. Die Regierung sucht aber die hölzernen Häuser mehr und mehr zu verbannen, und in einigen Stadtteilen sind sie ganz und gar verboten.

Das Bauen der Häuser ist in Petersburg kostspieliger als in jeder andern Stadt des Reiches, weil die Nahrungsmittel und daher der Tagelohn teurer sind als irgendwo; dann auch der Fundamentierung wegen. Der schwammige und morastige Boden der Stadt macht es durchaus nötig, daß man zuvor ein ganzes Gerüst *unter* die Erde versenken muß, ehe es möglich ist, daß eins *über* derselben erscheint. Alle größeren Gebäude der Stadt ruhen auf Rosten von außerordentlich langen Bäumen, die unten in festeren Schichten der Insel wurzeln.

Als Material zu den hölzernen Häusern bedient man sich natürlich der Fichtenstämme, die nach der gewöhnlichen nordischen Weise über einander gelegt werden; bei den steinernen aber der gebrannten Ziegel und des finnländischen Granits. Die Mauern, die man aus Ziegeln baut, sind gewöhnlich von ungemeiner Dicke, und während man bei uns darüber erstaunen muß, wie man hohe Gebäude mit so äußerst dünnen Mauern aufzuführen wagt, hat man hier Gelegenheit, sich über die beinahe 2 m dicken Mauern der niedrigen Gebäude zu wundern. Alles wird mit unglaublicher Schnelligkeit gebaut. Teils treibt die Kürze der für den Bau günstigen Jahreszeit dazu, teils die Ungeduld der Russen, das Angefangene fertig zu sehen. Dafür giebt es denn freilich auch eine Menge von Häusern, die frühzeitig an Altersschwäche leiden. Der Winterpalast ist das frappanteste Beispiel davon. Es wurden binnen Jahresfrist nicht weniger als 20 Millionen Rubel darin verbaut! Man setzte den Bau im Winter fort, indem man das ganze Gebäude beständig heizte, um die Materialien flüssig zu erhalten und die

[illegible] lassen. Mit den meisten Privatgebäuden der Großen [illegible] Fall. Alles wird so schnell zusammengenagelt, wie [illegible] Leichtigkeit, mit der die Russen sich zu Veränderungen entschließen, wird man es natürlich finden, daß in Petersburg viel gebaut und [illegible] wird. Es ist fast nie ein Haus völlig fertig, und beständig wird an dem bald hier, bald da etwas geändert. Ein einziges Fest, ein Ball, ein Diner bringt oft nicht unbedeutende Veränderungen im Innern eines Hauses zuwege. Findet man die Zimmer zu klein, so bricht man eine Mauer durch, zieht das folgende Zimmer hinzu und läßt Thüren für den Abend einsetzen. Säulen und Balustraden werden zur Ausschmückung und für die Musik errichtet, Lauben, Stubengärten, Buffets arrangiert, Zimmer für den Augenblick mit Tapeten behangen und mit Teppichen belegt, ja oft, um noch Zimmerraum zu gewinnen, wird ein vorläufiges hölzernes Zimmer über den Balkon hingebaut, der als hübsch ausgeschmücktes Kabinett oder als Sitz der Musiker mit zum Tanzsaal gezogen wird. Es giebt gewiß kein einem Russen gehörendes Haus, das vierzehn Tage hindurch in demselben Zustande verbliebe. Die furchtbare Langweile, die innere Unruhe und Launenhaftigkeit lassen die vornehmen Leute nicht vierzehn Nächte hinter einander in derselben Kammer schlafen. Bald ist diese, bald jene Stube der Herrin Schlafzimmer, bald empfängt sie in diesem, bald in jenem Salon, bald wird ihr Schlafzimmer das der Kinder, bald macht man die Schulstube zum Ballsaal. Das Nomadisieren steckt so tief in der Natur des Russen, daß sie im Laufe des Jahres nicht nur von einem Ende zum andern wandern, sondern auch noch im Verlauf einer Jahreszeit, wenigstens in den verschiedenen Etagen ihres Hauses, auf und ab nomadisieren. Auch die Polizei flickt mit großer Veränderlichkeit an den Häusern. Bald verbietet sie diese oder jene Fensterform, bald gebietet sie, alle Thüren sollen von Eichenholz sein, bald erlaubt sie es, daß hier und da Erker und Vorbauten aus den Souterrains hervortauchen, bald läßt sie dieselben mit einemmale rasieren.

Das Straßenpflaster ist in Petersburg, wie man aus dem über den sumpfigen Boden Gesagten schon schließen kann, eines der teuersten, denn es bedarf beständiger Reparaturen, und doch dringt die Feuchtigkeit überall durch. Auch verstehen sich die Russen auf das Pflastern schlecht, und man hat auf die besseren Straßen deutsche Pflasterer aus den Hansestädten berufen, die hier immer genug zu thun finden. Neben dem schlechtesten hat man aber auch das schönste Straßenpflaster, die herrlichsten Holzblockwege, auf denen die Wagen so glatt und geräuschlos rollen, wie die Elfenbeinkugeln auf dem Billard. Diese Wege, die jedoch bloß als schmale Streifen durch die große Newa-Perspektive und einige andere Straßen führen, bestehen aus sechseckigen Holzblöcken, die wie Bienenzellen zusammengefügt sind. Da das Holz bei dem unaufhörlichen Fahren und bei dem feuchten Boden sich schnell verbraucht, so sind diese Wege ungemein kostbar und werden wohl mit der Zeit eingehen. Übrigens wendet man in Petersburg schon deshalb weniger Sorgfalt auf ein

gutes Pflaster, weil es sechs Monate hindurch völlig gleichgültig ist, was für ein künstliches Pflaster vorhanden, da die Natur mit Schnee und Eis dann selber pflastert.

Die Zu- und Abgänge der Häuser von allen Seiten her sind bequem und weit. Die meisten Häuser der Großen haben Vorhöfe zum An- und Abfahren der Equipagen, wie bei uns nur die Theater oder Königspaläste. Auch das Innere ist durchweg geräumiger, als in irgend einer unserer Städte, und wer bei uns mit ein paar Zimmern sich begnügt, hält in Petersburg gewiß auf ein halbes Dutzend. Die Vorhäuser sind groß, die Treppen winden sich in doppeltem Zuge zu beiden Seiten zur Bel-Etage hinauf. Die Tanz-, Speise- und Gesellschaftszimmer sind hoch und weit. In vielen Palästen findet man eigene Zimmerräume, die zu Wintergärten bestimmt sind. Die größten solcher Wintergärten, die in Petersburg mehr als sonst in irgend einer Stadt in Aufnahme gekommen sind, befinden sich natürlich in dem kaiserlichen Palais, doch werden oft bei großen Tanzfesten auch nur temporäre Wintergärten mit Lauben, Blumenbeeten, Springbrunnen u. s. w. arrangiert, in deren Mitte dann die Tänzer unter duftenden Gebüschen ausruhen, wie in den Blumengehegen des Paradieses.

Eine der kostbarsten Zierden der Petersburger Häuser entsteht durch den Luxus, der mit den großen Fensterscheiben getrieben wird. Mit Recht hat man gefunden, daß die Fensterstäbe, welche die Scheiben zusammenhalten, die Aussicht stören. Man läßt sie daher ganz weg und füllt die Öffnung mit einer einzigen großen Spiegelscheibe aus. In den meisten Salons befindet sich gewöhnlich nur *ein* so kostbar beglastes Fenster. Dasselbe vertritt dann die Stelle der bei uns gewöhnlichen Guckfenster und Erker, und die Damen arrangieren ihre Arbeitstische und Divans diesem Fenster gegenüber, vor dem sich alle Tableaus des Straßenlebens wie hinter einer Laterna magica vorüber bewegen. Die Häuser der Reichen sind von oben bis unten mit solchen kostbaren Scheiben versehen.

Die Großartigkeit des Planes der Stadt und seine kolossalen Verhältnisse offenbaren, daß man bei ihr auf eine lange Zukunft rechnete. Jetzt reicht die Bevölkerung, so mächtig und schnell sie auch aufschwillt, noch immer nicht hin, die großen Räume mit dem Leben zu füllen, das man in einer großen Residenzstadt billig erwartet. Wenn auch sämtliche 691,000 Menschen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auf den Straßen beständig verkehrten, so bliebe doch für jeden noch immer ein Raum von 120 m, und man würde etwa alle zehn Schritte einen Menschen treffen. Darum fällt jedem Fremden die große Öde und Leere in den Straßen auf. Er findet hier große wüste Plätze, auf denen zuweilen nichts weiter zu erblicken ist, als eine einsame, ihren weiten Weg trabende Droschke, wie ein Boot auf weitem Meere verloren —, Straßen, an denen Reihen stummer Paläste liegen, nur hier und da von einigen Fußgängern umflattert, wie die Felsen einsamer Gebirge.

Die Bevölkerung von Petersburg ist wohl ohne Zweifel eine der buntesten

[illegible] wünschen kann. Namentlich gehen jetzt [illegible] Lande so weit, wie in keiner zweiten Stadt [illegible] Residenz in Berührung mit so vielen Völker- [illegible] so schwer sein möchte, die aufzufinden, [illegible] weniger Individuen repräsentiert wäre, als [illegible] Wie vielfach sind nicht schon die Volksstämme, [illegible] Boden fühlen, welche Petersburg als ihre [illegible] betrachte nur das Militär. Da giebt es ein [illegible] für die kaukasischen Völker, eine eigene Abteilung [illegible] für die Finnen, mehrere für die Kosaken u. s. w., [illegible] Auserwählte als Geiseln der Treue ihrer Brü- [illegible] reien gezwungen sind. Man sieht den Kosaken, der [illegible] eingelegter Lanze, als wären Franzosen zu verfolgen, [illegible] den Tscherkessen in seiner reichen Tracht und in voller [illegible] seines Leibes bewaffnet und bepanzert, der auf den [illegible] kriegerischen Übungen anstellt; den Taurier,*) der, [illegible] Allah eingedenk, gravitätisch durch das Getümmel [illegible] Soldaten, die geschult und geübt in langen Kolonnen [illegible] Stadt defilieren, — alle die verschiedenen Montie- [illegible] rungen der russischen Armee, von denen allen eine Probe in [illegible] muß, die Garderegimenter, die Husaren, Jäger, Ulanen, [illegible] und Grenadiere, die Sappeure, Ingenieure und Kano- [illegible] zu Pferde und zu Fuß, ihre Wachen wechseln, Kasernen [illegible] eilend, durch die Straßen hin- und herziehen.

[illegible] belebe die Kaufmannschaft und den bürgerlichen Verkehr. [illegible] von Europa und fast keins von Asien, nicht der Spa- [illegible], nicht die Einwohner der grünen britischen Eilande, nicht [illegible] aus dem entfernten Thule,**) nicht die von Seidengespinst [illegible] Bucharen und Perser, sogar nicht die Inder aus Taprobane, [illegible] Schopf des Chinesen, noch die weißen Zähne des Arabers.

[illegible] man betrachte das niedere Volk. Da schlendern die deutschen [illegible] zwischen dem Getümmel der lärmenden Bartrussen, die schlanken [illegible] neben den untersetzten Finnen und Esthen, die Letten mit den Juden, [illegible] kaukasischen Matrosen und ihre Antipoden, die Kamtschadalen und [illegible] Mohammedaner, Heiden und Christen, weiße Kaukasier, schwarze [illegible] gelbe Mongolen.

[illegible] am interessantesten und schönsten entwickelt sich das Peters- [illegible] Straßenleben auf der herrlichen Newsky-Perspektive. Diese [illegible] Straße führt vom Alexander-Newsky-Kloster auf die Admiralität [illegible] Länge von vier Werst. Gegen das Ende hin macht sie einen klei- [illegible] Winkel. Sie durchschneidet alle verschiedenen Ringe der Stadt, das [illegible] der armen Vorstädter wie die Gegenden des Reichtums und Luxus

*) Aus der Krim oder Taurien. **) Island.

im Centrum. Sie ist daher von sehr verschiedenem Werte und eine Reise auf ihrer ganzen Ausdehnung ist entschieden die interessanteste, die man auf dem Terrain von Petersburg machen kann. An ihrem äußersten Ende sind auf der einen Seite ein Kloster und ein Kirchhof: Tod und Einsamkeit. Alsdann kommen kleine niedrige Häuser von Holz, Viehmärkte und Branntweinschenken, von singenden russischen Bauern umschwärmt, Dorfleben und Vorstadttreiben; weiterhin hier und da zweistöckige und steinerne Gebäude, bessere Wirtschaften, Magazine und Läden, wie man sie in russischen Provinzen vergeblich sucht; Märkte und Magazine mit einer Menge alter Möbeln, Kleider und Sachen, welche das Centrum der Stadt abnutzte und hier den Vorstädten feilbietet. Die Farben der Häuser, nach alter russischer Weise gelb und rot angestrichen, und die Menschen sämtlich mit langen Bärten und noch längeren Kaftans. Etwas weiterhin erscheinen schon Iswoschtschiks (Droschkenkutscher), die sich aus den inneren Kreisen hierher verirrten, rasierte Kinne, französische Fracks und einzelne prächtige Häuser. Wenn man um die Ecke des Winkels biegt, den die Straße macht, so zeigt sich in der Ferne, wie über dem niedrigen Straßennebel schwebend, die goldene Riesennadel des schlanken Admiralitätsturmes, den alle Hauptstraßen der Stadt zum Point de vue haben. Man setzt über ein paar Brücken, und es offenbart sich allmählich der Kern der Residenz. Die Paläste schwellen drei- bis vierstöckig empor, die Inschriften an den Häusern mehren und vergrößern sich. Die Vierspänner werden häufiger, und es schlüpft hier und da ein eleganter Federbusch vorüber. Endlich gelangt man zur Fontanka*) und der Annitschkow'schen Brücke, und hiermit beginnt die eigentliche Residenz selbst, was gleich das große Palais des Grafen B. ankündigt. Von dieser Brücke bis zum Ende ist das eigentliche elegante und fashionable Stück der Perspektive. Von hier an steigt das Leben schwindelnd. Vierspänner auf jedem Tritte, Generale und Fürsten unter dem Getümmel, die ausländischen Magazine, die Silberbuden, die kaiserlichen Palais, die Kathedralen und Hauptkirchen aller Petersburger Religionen.

Von der Annitschkow-Brücke bis zur Admiralität hin und her zu spazieren, ist eins der anmutigsten Amusements, die ein Stadtleben zu bieten vermag. Auch nimmt jeder Petersburger Elegant einmal des Tages seinen Freund an den Arm und macht diese Promenade ein paarmal auf und ab. Die beliebteste Seite der Straße ist die nördliche, weil sie die Sonnenseite ist, die hier jeder sucht. In Genua würde es die südliche sein, weil dort alles nach Schatten schmachtet. Die nördliche Seite ist daher auch mit weit brillanteren Läden und Magazinen besetzt und giebt einen höheren Mietzins, als die südliche. Vor hundert Jahren hätte man das vorher berechnen können, denn es beruht auf Naturnotwendigkeit.

Da von der Einwohnerschaft Petersburgs allein 60,000 im Dienste des Mars stehen, so ist der zehnte Mann, der einem in den Straßen begegnet,

*) Ein Arm der Newa, mit besonders schönen Palästen an den Ufern.

ein Soldat; und da weder Gemeine noch Offiziere ſich je von ihren Epauletten und Waffen trennen, und auf jedem Spaziergange eben ſo bis an die Zähne aufgezäumt, wie auf der Parade, erſcheinen müſſen, ſo ſieht man denn auch auf den Spaziergängen nichts häufiger als die Federbüſche und die blinkenden Rüſtungen dieſer Herren. — Unter ihnen erregen beſonders die Phantaſie des Fremden die wilden Kaukaſier, die Tſcherkeſſen, die hier in ſilberne Panzer und ſtählerne Netze gekleidet, mit dem civiliſierten ruſſiſchen Offizier ſcherzen und plaudern. Doch thut man ſelbſt in Petersburg beſſer, dieſen Leuten aus dem Wege zu gehen. Denn ihre Dolche ſind beſtändig geſchliffen, und ihre Gewehre tragen ſie nicht anders als ſchußfertig. Sogar auf den Bällen erſcheinen ſie nicht anders und tanzen mit unſern Damen die Polonaiſe mit ſcharfgeladenen Piſtolen. Vor einigen Jahren ſah man oft einen von ihnen, einen Fürſten Ali, dem man um ſeiner ausgezeichneten Schönheit und Liebenswürdigkeit willen vieles durch die Finger ſah, in den Straßen von Petersburg im launigen Übermute ſein Piſtol gegen die Sonne oder ſonſt auf einen Gegenſtand abfeuern. Wenn die Polizei ihn haſchen wollte, ſo ſprang er raſch auf ſein Pferd, das treu wie ein Hund hinter ihm hertrabte, und war wie ein Spukgeiſt verſchwunden. Meiſtens ſchoß er nur auf die Sonne, die Laternen und Laternenpfähle, ſeltener auf Menſchen. Doch kam dies auch vor; ſo einmal auf einen ruſſiſchen Offizier, an dem er Ärgernis genommen, weil jener im Geſpräche ſich unehrerbietiger Ausdrücke gegen ſeine Mutter im Kaukaſus bedient hatte. Glücklicherweiſe verfehlte er ihn, nicht weil er ſchlecht gezielt hatte, ſondern weil ein anderer ruſſiſcher Offizier noch zur rechten Zeit ſeinem Piſtol durch einen heftigen Schlag eine andere Richtung gab. Die wilde Natur ſteckt dieſen Herren ſo tief im Geblüt, als den Katzen, ſo daß es den Ruſſen ſchwer wird, ſie zu humaniſieren, obgleich man ſie ſchon als kleine Knaben in das Kadettencorps aufnimmt und lange Jahre an ihnen ſchult.

Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, halb Petersburg ſtecke in der Uniform. Denn außer den 60,000 Militärs mögen auch ungefähr eben ſo viele Civil- und Privatuniformen tragen, die Beamten, Poliziſten, Lakaien, Bedienten u. ſ. w., weshalb denn faſt das ganze Publikum bordiert, beſitzt, beſternt, verbrämt und eingekantet erſcheint. Nichtsdeſtoweniger iſt es falſch, wenn einige Reiſende behaupten, daß der Frack und der einfache Überrock hier nichts gelten. Das ganze große, zahlreiche Corps der Kaufmannſchaft, die ganze engliſche Faktorei, alle die deutſchen Barone aus den Oſtſeeprovinzen, viele müßige junge Leute, alle die Petit-Maitres und Galant-Hommes, viele reiche ruſſiſche Gutsbeſitzer, Fürſten und Herren, die meiſten Ausländer, insbeſondere die zahlreichen Privatlehrer u. ſ. w. ſtecken im Frack, der freilich der Uniform weichen muß bei allen Militär- und Civilbeamten, auch bei den Lehrern aller öffentlichen Schulen, bei den Profeſſoren wie bei den Gymnaſiaſten und den Zöglingen öffentlicher Anſtalten, die ebenfalls als angehende Staatsbeamte uniformiert erſcheinen und wie die Schmetterlinge in allerlei bunten Farben glänzen.

Wie in der Natur anderes Wetter immer andere Tiere zum Vorſchein bringt, wie im Regen die Enten, im Sonnenſchein die Schmetterlinge ſich freuen, wie im Abendnebel die Phaläneu, am Mittage die Sonnenfalter ſtreichen und das Wild im Winter einen anderen Rock anzieht als im Sommer, ſo auch bei den Menſchen; anderes Wetter bringt andere Menſchen auf die Straße. Da nun das Wetter des Petersburger Himmels erſtaunlich wankelmütig iſt, ſo verändert ſich der Anblick des Petersburger Straßenpublikums ungemein häufig. Im Winter die dicken Pelze, im Sommer die leichten Flore und Seidenſtoffe. Am Abend alles in Mänteln und Capots, am Tage alles luſtig und bloß. Im Sonnenſchein die flatternden Elegants und Modedamen, im Regen alles Elegante verſchwunden und nichts als ſchwarzes Volk. Heute auf dem Schnee alles Schlitten und Schleife, morgen auf den Steinen alles Wagen und klapperndes Rad.

Noch mehr als die Verſchiedenheit des Wetters ändert die Verſchiedenheit der Religionen den Anblick des Publikums. Freitags, am heiligen Tage der Mohammedaner, paradieren die Turbans, die ſchwarzen Bärte der Perſer und die geſchorenen Köpfe der Tataren auf den Straßen. Am Sabbath erſcheinen die ſchwarzſeidenen Kaftans der Juden, und am Sonntage jubeln die Scharen der Chriſten hinaus. Dazu kommt die Verſchiedenheit der chriſtlichen Sekten. Heute läuten die Lutheraner zum Bußtage und man ſieht die deutſchen Bürger, Vater, Mutter und Tochter, ſchwarze Geſangbücher unter dem Arme, nach der Kirche pilgern; morgen rufen die Katholiken zu einem Feſte der unbefleckten Jungfrau, und Polen, Litthauer, franzöſiſche und öſterreichiſche Unterthanen wallen zu den Tempeln. — Übermorgen aber rufen die tauſend Glocken der griechiſchen Kolokolniks, und nun ſummt und flattert es auf allen Straßen von den grasgrünen, blutroten, ſchwefelgelben, veilchenblauen Töchtern und Frauen der ruſſiſchen Kaufleute. An großen Staatsfeſten aber, den ſogenannten „Kaiſerlichen Tagen", erſcheinen dann alle Trachten, alle Farben und alle Moden, die von Paris bis Peking gäng und gebe ſind. Es iſt, als wenn Noahs Arche an der Newa geſtrandet wäre und ihres ſämtlichen bunten Gefieders hier ſich entledigt hätte.

Petersburg iſt eine Stadt der Männer. Der Frauen ſind hier 100,000 weniger als der Männer, weshalb dieſe keine große Auswahl haben. Dabei ſcheint den zarten Blumen das Petersburger Klima nicht günſtig zu ſein, denn ſie verblühen in demſelben bald, und überhaupt gilt es ganz allgemein von den Ruſſen, daß die Frauen durchweg weniger ſchön ſind als die Männer. Endlich werden ſie auch, je weniger zahlreich ſie ſind, um ſo mehr in Geſellſchaften und Vergnügungen, wo ſie unentbehrlich ſind, abgemattet. Selten ſieht man ein hübſches, friſches Mädchenangeſicht, bleich iſt ihre allgemeine Farbe, und man merkt es ihnen an, wie viel Grazie, Friſche und Anmut die Reſidenz konſumiert. Die deutſchen Damen machen davon eine Ausnahme, mit denen ſich Petersburg fortwährend aus den Oſtſeeprovinzen, wo ſie auf dem Lande, in der geſunden Luft der Gärten und Wälder auf-

[illegible] rekrutiert. Aus Finn-, Esth-, Liev- und Kurland kommt der Stadt [illegible] zu, und alles, was hier in der Gesellschaft glänzt, ist fast immer von dort. Daher haben denn auch die Russen so hohe Begriffe von [illegible] daß sie einer „Njemka“ (Deutschen) fast nie das [illegible] „krasiwaja“ (schön) versagen.

Die [illegible] Zeit für den Spaziergang auf der Perspektive sind die [illegible] nach dem Frühstück von 12—2 Uhr, wo auch die vornehmsten [illegible] die Magazine zu ihren täglichen Einkäufen fahren. Gegen [illegible] wo diese Einkäufe, die Wachtparade, die Börse und die [illegible] beendigt sind, wendet sich die promenierende Gesellschaft dem [illegible] Quai zu, wo dann die eigentliche Promenade, die nur Promenade [illegible], und wo sich dann auch die kaiserliche Familie einfindet. Der [illegible] Kaiser hat den englischen Quai in Aufnahme gebracht. Er bildet [illegible] wunder prächtigen Spaziergang, als die Perspektive. Dieser herr[illegible] Quai, der wie alle anderen in Petersburg, aus Granitblöcken aufgeführt [illegible] am Ufer der Newa zwischen der neuen und alten Admiralität hin. [illegible] ist ein Riesenwerk aus der Zeit Katharinas, die ungefähr 24 eng[illegible] Werst Flußufer mit Granit einfassen ließ. Wie bei allen Wasser[illegible], ist das Riesenmäßige an der Arbeit äußerlich wenig sichtbar. Der [illegible] Rost, auf dem die Quais ruhen, steckt tief im Sumpfe, und ebenso [illegible] ganzen Unterbauten, auf denen nur die obere schmale Kante, die der [illegible] Spaziergänger genießt, mit der Einfassung eines zierlichen Eisengeländers [illegible] ist. Für die Fußgänger führen überall elegante Treppen, und für [illegible] Wagen breite, schöne Abfahrten, deren Seiten im Winter gewöhnlich noch [illegible] allerlei aus Eis gemeißelten und gedrechselten Säulen und Geländern [illegible] werden, zum Wasser hinab. Auf der einen Seite des englischen [illegible] zieht sich eine lange Reihe schöner Paläste hin, die meistenteils von [illegible] Engländern erbaut worden, aber jetzt größtenteils im Besitz russischer Großen [illegible]; auf der andern Seite hat man die Aussicht auf den breiten Newaspiegel [illegible] allen den Schiffen, Booten, Gondeln, die auf ihm schaukeln, und gegenüber die prächtigsten Gebäude von Wasili-Ostrow, die Akademie der Künste, das Kadettencorps u. s. w. Der englische Quai stellt in Petersburg ungefähr dasselbe vor, was in Frankfurt die „Mainstraße“, in Hamburg der „Jungfernstieg“ ist. Nur müßte man hier „Fürstenstieg“ sagen. Denn da hier Tag für Tag nur die höchste und vornehmste Gesellschaft wandert, Kaiser, Großfürsten, Kleinfürsten, so ist alles, was hier an Steinen abgenutzt wurde, nur durch noble Fürstenfüße abgetreten worden.

Es fehlte bis auf die neueste Zeit an einem in großem Stil angelegten öffentlichen Garten im Mittelpunkt der Stadt. Als man die Anlage eines solchen Stadtparkes in Betracht zog, dachte man zuerst an den Admiralitätsplatz, der die lange Front des mächtigen Admiralitäts-Palastes umschließt und auf der einen Seite bis zum Senat und dem Ufer der Newa, auf der andern bis zum Winterpalais reicht. Aber man scheute sich doch, ihn zu wählen, da er zur Abhaltung von Paraden für die Garderegimenter und für

jene Volksbeluſtigungen während der Butter- und Oſterwoche, auf die der Ruſſe ſo viel hält, faſt unentbehrlich geworden war. Doch der Wille des Kaiſers Alexander machte allem Bedenken ein Ende; er befahl, den Admiralitätsplatz in einen Stadtpark zu verwandeln.

In erſtaunlich kurzer Zeit ward ein Garten hervorgezaubert, an dem alle ihre Freude haben. Genügend breite Parkwege umrahmen ſchlängelnd trefflich gehaltene Raſenplätze, die teils mit Baumgruppen, teils mit Blumenbeeten geſchmückt ſind. In der Nähe ſchattenreicher Baumgruppen fehlt es nicht an Ruhebänken zur Bequemlichkeit des Publikums. In der Richtung des Senats reicht der „Alexandergarten", wie er dem Zar zu Ehren genannt wurde, bis an die Newa, deren majeſtätiſcher Lauf ſich von einem künſtlich angelegten Hügel, einer kleinen mit Blumen bepflanzten Felsgruppe, ſich bequem überblicken läßt. An den langen Sommerabenden laſſen die Bewohner St. Petersburgs ſich gern da nieder, um den regen Verkehr von Dampf- und Segelſchiffen auf der Newa zu muſtern.

Damit aber auch im Garten ſelber das Waſſer nicht fehle, wurde eine Rieſenfontäne angelegt, die den Waſſerſtrahl 15 m hoch treibt, aus welcher er ſich glockenförmig in das Granitbecken ergießt, eingefaßt von 8 kleineren Strahlen, die gleichfalls glockenförmig in das Baſſin fallen. Vierzig noch kleinere Strahlchen ſprudeln am Rande des Bodens und bilden ein korbartiges Geflecht von Waſſerſtrahlen.

Noch eine ſehr beſuchte Promenade iſt der Sommergarten. Alle übrigen Gärten der Stadt, der des Tauriſchen Palais, der des Michailow-Palais, werden wenig oder gar nicht beſucht. Nur die deutſchen Handwerker haben noch einen Garten in Beſchlag genommen, in welchem ſie Konzerte, Bälle, Illuminationen und andere Vergnügungen abhalten, an denen auch viele Ruſſen teil nehmen.

Der Sommergarten mit ſeinen ſchönen, hohen Lindenbäumen iſt insbeſondere der Tummelplatz der Petersburger Jugend. Hierher kommen die jungen Damen mit ihren Gouvernanten, die Lehrer mit ihren Zöglingen, die Ammen mit ihren Säuglingen, hier bietet ſich die beſte Gelegenheit, die Kinderwelt der Stadt zu ſtudieren. Man kann aber auch nichts Reizenderes ſehen als eine tändelnde Verſammlung dieſer kleinen hübſchen Koſaken, Tſcherkeſſen und Muſchiks; denn es iſt bei den Ruſſen aller Stände Mode, ihre Kinder bis in das ſiebente, achte Jahr „à la Moujik" zu kleiden. Die Haare rund herum abgeſchnitten, wie bei den Bauern, kleine zierliche Kaftans, von einem hübſchen Gürtel zuſammengehalten, und hohe tatariſche Mützen, wie bei den Kutſchern. In neuerer Zeit iſt die tſcherkeſſiſche Kleidung bei der Petersburger Jugend ſehr beliebt geworden, die ihr wegen der vielen Silberbordierung und Pelzverbrämung noch hübſcher ſteht und noch mehr gefällt. Erſt im neunten oder zehnten Jahre fangen die Kinder an, ſich europäiſch zu tragen. Auffallend iſt es aber, daß dies nur von den Knaben gilt; die Mädchen bedienen ſich gleich anfangs der franzöſiſchen Toilette.

Da die Kinder ruſſiſche Bedienten haben, engliſche und franzöſiſche

Bonnen und deutsche Lehrer, so lernen sie die Sprachen aller dieser Nationen auf einmal, und nehmen in ihre ganz eigentümliche Kindersprache aus allen Sprachen solche Worte auf, die ihnen eben bequem sind. Es entsteht so ein ganz merkwürdiges, eigentümliches Sprachragout, dessen sich die Petersburger Kinder bedienen, und welches — da die Sprache mit den Vorstellungen und Begriffen des Geistes so genau zusammenhängt — eine ganz eigene Begriffsverwirrung und sonderbare Unklarheit in ihr Denken und Fühlen bringen muß. Einmal hörte ich im Sommergarten folgendes Gespräch zwischen einem reizenden kleinen Jungen und seiner französischen Bonne:

Bonne: Nikola, bist Du artig gewesen?

Nikola: Da, Nana! (Russisch: Ja, Nana.)

Bonne: Bist Du gewiß nicht unartig gewesen?

Nikola: No, no! (Englisch: Nein, nein!) Koko sa, Koko mi. (Koko, russische Abkürzung für Nikola; sa, französisch für sage, artig; mi, russisch für mihloi, gut.)

Bonne: Ist Dein Bruder Iwan auch artig gewesen?

Nikola: Wawa na! (Wawa, russische Abkürzung für Iwan; na, englisch für naughty, unartig.)

Bonne: Was hat er denn gemacht?

Nikola: Bibi koko. (Englisch: he has beaten Nikola, er hat Nikola geschlagen) u. s. w.

Die Erwachsenen sprechen oft in noch mehr Sprachen durcheinander, obgleich viel vollkommener als die Kleinen. Dabei ist es aber merkwürdig, daß die Schmeichel- und Liebesworte alle in der Muttersprache bleiben. Es ist kaum eine Sprache so reich an zärtlichen Ausdrücken, kosenden und schmeichelnden Diminutiven wie die russische. „Lubesnoi", „mein Lieber"; „Milinkoi", „mein Liebchen"; — „Dätuschka", „Großväterchen"; — „Matuschka", „Mütterchen"; — „Druschka", „Freundchen"; — „Golubtschik", — „Täubchen"; — „Duschinka", „mein Seelchen" — sind Ausdrücke, die selbst von dem Fremden angenommen werden; die französischen Bonnen sprechen mit ihren Kindern „Duschinka, Druschka", u. s. w., und selbst die Deutschen geben sich untereinander dieselben Titel.

Auf der einen Seite stößt an den Sommergarten die sogenannte „Zarenwiese", von den Deutschen auch das „Marsfeld" genannt. Dies ist der am meisten benutzte Paradeplatz für die einzuübenden Rekruten. Auch die tägliche große Wachtparade gehört bei vielen Einwohnern Petersburgs zu den täglichen Genüssen.

Die Admiralität ist von einem Boulevard und einer doppelten Allee von Bäumen umgeben. Unter diesen Bäumen pflegt das Publikum während der Parade zu spazieren. Der Kaiser kommandiert hier gewöhnlich selbst, und da immer ein paar tausend Mann und so und so viele Generale und Stabsoffiziere dabei zugegen sind, so ist diese einfache Parade jedesmal ein brillantes Schauspiel und wie eine kleine Revue. Schon das ist allein ein merkwürdiger Anblick, den Kaiser in der Mitte seines zahlreichen Stabes

vorüberreiten zu ſehen, hinter und neben ihm eine Wolke von galoppierenden Reitern, von denen keiner geringer als eines Fürſten Sohn und von dem Range eines Generalmajors iſt. Vom aufgeregten Staube umhüllt, brauſt das Ganze wie eine Wetterwolke heran, aus der die Blitze der Waffen und Ordensſterne hervorſchießen. Die Soldaten ſtehen in Reih und Glied und präſentieren das Gewehr, während die Zuſchauer bei dem Herannahen der Majeſtät alle das Haupt entblößen. Den Soldaten ruft der Kaiſer: „Guten Tag, ihr Kinder!“ zu. „Wir danken Eurer Majeſtät!“ donnert's aus tauſend Kehlen in einem Tempo zurück.

Die Parade dauert oft mehrere Stunden lang, und wer ſie mit angeſehen, die engliſchen Quais, die Perſpektive und den Sommergarten beſucht hat, der hat in Bezug auf Promenaden nichts in der Stadt verſäumt.

Übrigens hatte man früher gar nicht nötig, um den Kaiſer zu ſehen, ſich auf die Wachtparade zu verfügen. Er zeigte ſich zu Fuß, zu Pferde, auf der Droſchke, im einſpännigen Schlitten ſo oft in den Petersburger Straßen, daß man ihn geradezu diejenige Perſon nennen konnte, die einem am öfteſten begegnete. Es giebt auch keinen Monarch in der Welt, den ſo viele Geſchäfte in die Straßen führen, als den Nachfolger Peters des Großen, wie denn auch keinen eine ſo ungeheure Menge von Geſchäften drängen, tägliche Inſpektionen der hundert Anſtalten ſeiner Reſidenz, Beſuche in den verſchiedenen Miniſterien, Revuen, herkömmliche Teilnahme an öffentlichen Volksvergnügungen, perſönliche Anordnungen neu zu gründender Staatsbauten, Viſiten bei vornehmen Männern und mächtigen Günſtlingen, ja ſogar bei kranken alten Damen und hundert andere Angelegenheiten.

Dabei iſt es eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, daß der Kaiſer überall da, wo er bei gewöhnlichen Gelegenheiten öffentlich auftritt, es in der einfachſten und anſpruchsloſeſten Weiſe von der Welt thut.*) Die Orientalen und Occidentalen ſehen das Wunder mit Staunen, wie viel Hoheit, Macht und Majeſtät auf der Straße von einem kleinen Pferdchen in einem kleinen Schlitten ſich herumſchleifen läßt. Auf ſeinen Reiſen im Innern des Reiches erblickt man den Kaiſer oft auf einfacher, roh gearbeiteter Telege, wie ſie die Leibeigenen nicht beſſer haben, und man begreift es kaum, wie die Majeſtät nicht fürchtet, in den Augen des Volkes an Anſehen zu verlieren, wenn ſie ſich ſo alles Glanzes bar zur Schau ſtellt. Man weiß dies um ſo weniger zu reimen, da doch ſonſt der ruſſiſche Hof ſich prächtiger und glänzender zeigt als irgend einer. Es iſt dies überhaupt Sitte der ruſſiſchen Kaiſer; Peter der Große war eben ſo, Paul auch nicht anders, und über Alexander I. einfaches Auftreten wunderten ſich ſogar im Jahre 1818 die Unterthanen des engliſchen Königs, die von dem mächtigſten Gebieter der Welt

*) Es iſt hier die Rede vom verſtorbenen Kaiſer Nikolaus I. Pawlowitſch, dem ſein Sohn Alexander II. Nicolajewitſch unterm 2. März 1855 in der Regierung nachfolgte. Das Gleiche gilt auch von ihm. Seit dem verbrecheriſchen Treiben der Umſturzpartei, die auf die frechſte Weiſe dem Landesherrn nach dem Leben ſtellt, iſt das gemütliche Verhältnis zwiſchen ihm und dem Volke unmöglich geworden.

Wände schnell trocknen zu lassen. Mit den meisten Privatgebäuden der Großen ist es ein ähnlicher Fall. Alles wird so schnell zusammengenagelt, wie Theaterdekorationen.

Bei der Leichtigkeit, mit der die Russen sich zu Veränderungen entschließen, wird man es natürlich finden, daß in Petersburg viel gebaut und umgebaut wird. Es ist fast nie ein Haus völlig fertig, und beständig wird an ihm bald hier, bald da etwas geändert. Ein einziges Fest, ein Ball, ein Diner bringt oft nicht unbedeutende Veränderungen im Innern eines Hauses zuwege. Findet man die Zimmer zu klein, so bricht man eine Mauer durch, zieht das folgende Zimmer hinzu und läßt Thüren für den Abend einsetzen. Säulen und Balustraden werden zur Ausschmückung und für die Musik errichtet, Lauben, Stubengärten, Buffets arrangiert, Zimmer für den Augenblick mit Tapeten behangen und mit Teppichen belegt, ja oft, um noch Zimmerraum zu gewinnen, wird ein vorläufiges hölzernes Zimmer über den Balkon hingebaut, der als hübsch ausgeschmücktes Kabinett oder als Sitz der Musiker mit zum Tanzsaal gezogen wird. Es giebt gewiß kein einem Russen gehörendes Haus, das vierzehn Tage hindurch in demselben Zustande verbliebe. Die furchtbare Langweile, die innere Unruhe und Launenhaftigkeit lassen die vornehmen Leute nicht vierzehn Nächte hinter einander in derselben Kammer schlafen. Bald ist diese, bald jene Stube der Herrin Schlafzimmer, bald empfängt sie in diesem, bald in jenem Salon, bald wird ihr Schlafzimmer das der Kinder, bald macht man die Schulstube zum Ballsaal. Das Nomadisieren steckt so tief in der Natur des Russen, daß sie im Laufe des Jahres nicht nur von einem Ende zum andern wandern, sondern auch noch im Verlauf einer Jahreszeit, wenigstens in den verschiedenen Etagen ihres Hauses, auf und ab nomadisieren. Auch die Polizei flickt mit großer Veränderlichkeit an den Häusern. Bald verbietet sie diese oder jene Fensterform, bald gebietet sie, alle Thüren sollen von Eichenholz sein, bald erlaubt sie es, daß hier und da Erker und Vorbauten aus den Souterrains hervortauchen, bald läßt sie dieselben mit einemmale rasieren.

Das Straßenpflaster ist in Petersburg, wie man aus dem über den sumpfigen Boden Gesagten schon schließen kann, eines der teuersten, denn es bedarf beständiger Reparaturen, und doch dringt die Feuchtigkeit überall durch. Auch verstehen sich die Russen auf das Pflastern schlecht, und man hat auf die besseren Straßen deutsche Pflasterer aus den Hansestädten berufen, die hier immer genug zu thun finden. Neben dem schlechtesten hat man aber auch das schönste Straßenpflaster, die herrlichsten Holzblockwege, auf denen die Wagen so glatt und geräuschlos rollen, wie die Elfenbeinkugeln auf dem Billard. Diese Wege, die jedoch bloß als schmale Streifen durch die große Newa-Perspektive und einige andere Straßen führen, bestehen aus sechseckigen Holzblöcken, die wie Bienenzellen zusammengefügt sind. Da das Holz bei dem unaufhörlichen Fahren und bei dem feuchten Boden sich schnell verbraucht, so sind diese Wege ungemein kostbar und werden wohl mit der Zeit eingehen. Übrigens wendet man in Petersburg schon deshalb weniger Sorgfalt auf ein

gutes Pflaster, weil es sechs Monate hindurch völlig gleichgültig ist, was für ein künstliches Pflaster vorhanden, da die Natur mit Schnee und Eis dann selber pflastert.

Die Zu- und Abgänge der Häuser von allen Seiten her sind bequem und weit. Die meisten Häuser der Großen haben Vorhöfe zum An- und Abfahren der Equipagen, wie bei uns nur die Theater oder Königspaläste. Auch das Innere ist durchweg geräumiger, als in irgend einer unserer Städte, und wer bei uns mit ein paar Zimmern sich begnügt, hält in Petersburg gewiß auf ein halbes Dutzend. Die Vorhäuser sind groß, die Treppen winden sich in doppeltem Zuge zu beiden Seiten zur Bel-Etage hinauf. Die Tanz-, Speise- und Gesellschaftszimmer sind hoch und weit. In vielen Palästen findet man eigene Zimmerräume, die zu Wintergärten bestimmt sind. Die größten solcher Wintergärten, die in Petersburg mehr als sonst in irgend einer Stadt in Aufnahme gekommen sind, befinden sich natürlich in dem kaiserlichen Palais, doch werden oft bei großen Tanzfesten auch nur temporäre Wintergärten mit Lauben, Blumenbeeten, Springbrunnen u. s. w. arrangiert, in deren Mitte dann die Tänzer unter duftenden Gebüschen ausruhen, wie in den Blumengehegen des Paradieses.

Eine der kostbarsten Zierden der Petersburger Häuser entsteht durch den Luxus, der mit den großen Fensterscheiben getrieben wird. Mit Recht hat man gefunden, daß die Fensterstäbe, welche die Scheiben zusammenhalten, die Aussicht stören. Man läßt sie daher ganz weg und füllt die Öffnung mit einer einzigen großen Spiegelscheibe aus. In den meisten Salons befindet sich gewöhnlich nur *ein* so kostbar beglastes Fenster. Dasselbe vertritt dann die Stelle der bei uns gewöhnlichen Guckfenster und Erker, und die Damen arrangieren ihre Arbeitstische und Divans diesem Fenster gegenüber, vor dem sich alle Tableaus des Straßenlebens wie hinter einer Laterna magica vorüber bewegen. Die Häuser der Reichen sind von oben bis unten mit solchen kostbaren Scheiben versehen.

Die Großartigkeit des Planes der Stadt und seine kolossalen Verhältnisse offenbaren, daß man bei ihr auf eine lange Zukunft rechnete. Jetzt reicht die Bevölkerung, so mächtig und schnell sie auch aufschwillt, noch immer nicht hin, die großen Räume mit dem Leben zu füllen, das man in einer großen Residenzstadt billig erwartet. Wenn auch sämtliche 691,000 Menschen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auf den Straßen beständig verkehrten, so bliebe doch für jeden noch immer ein Raum von 120 m, und man würde etwa alle zehn Schritte einen Menschen treffen. Darum fällt jedem Fremden die große Öde und Leere in den Straßen auf. Er findet hier große wüste Plätze, auf denen zuweilen nichts weiter zu erblicken ist, als eine einsame, ihren weiten Weg trabende Droschke, wie ein Boot auf weitem Meere verloren —, Straßen, an denen Reihen stummer Paläste liegen, nur hier und da von einigen Fußgängern umflattert, wie die Felsen einsamer Gebirge.

Die Bevölkerung von Petersburg ist wohl ohne Zweifel eine der buntesten

Wände schnell trocknen zu lassen. Mit den meisten Privatgebäuden der Großen ist es ein ähnlicher Fall. Alles wird so schnell zusammengenagelt, wie Theaterdekorationen.

Bei der Leichtigkeit, mit der die Russen sich zu Veränderungen entschließen, wird man es natürlich finden, daß in Petersburg viel gebaut und umgebaut wird. Es ist fast nie ein Haus völlig fertig, und beständig wird an ihm bald hier, bald da etwas geändert. Ein einziges Fest, ein Ball, ein Diner bringt oft nicht unbedeutende Veränderungen im Innern eines Hauses zuwege. Findet man die Zimmer zu klein, so bricht man eine Mauer durch, zieht das folgende Zimmer hinzu und läßt Thüren für den Abend einsetzen. Säulen und Balustraden werden zur Ausschmückung und für die Musik errichtet, Lauben, Stubengärten, Buffets arrangiert, Zimmer für den Augenblick mit Tapeten behangen und mit Teppichen belegt, ja oft, um noch Zimmerraum zu gewinnen, wird ein vorläufiges hölzernes Zimmer über den Balkon hingebaut, der als hübsch ausgeschmücktes Kabinett oder als Sitz der Musiker mit zum Tanzsaal gezogen wird. Es giebt gewiß kein einem Russen gehörendes Haus, das vierzehn Tage hindurch in demselben Zustande verbliebe. Die furchtbare Langweile, die innere Unruhe und Launenhaftigkeit lassen die vornehmen Leute nicht vierzehn Nächte hinter einander in derselben Kammer schlafen. Bald ist diese, bald jene Stube der Herrin Schlafzimmer, bald empfängt sie in diesem, bald in jenem Salon, bald wird ihr Schlafzimmer das der Kinder, bald macht man die Schulstube zum Ballsaal. Das Nomadisieren steckt so tief in der Natur des Russen, daß sie im Laufe des Jahres nicht nur von einem Ende zum andern wandern, sondern auch noch im Verlauf einer Jahreszeit, wenigstens in den verschiedenen Etagen ihres Hauses, auf und ab nomadisieren. Auch die Polizei flickt mit großer Veränderlichkeit an den Häusern. Bald verbietet sie diese oder jene Fensterform, bald gebietet sie, alle Thüren sollen von Eichenholz sein, bald erlaubt sie es, daß hier und da Erker und Vorbauten aus den Souterrains hervortauchen, bald läßt sie dieselben mit einemmale rasieren.

Das Straßenpflaster ist in Petersburg, wie man aus dem über den sumpfigen Boden Gesagten schon schließen kann, eines der teuersten, denn es bedarf beständiger Reparaturen, und doch dringt die Feuchtigkeit überall durch. Auch verstehen sich die Russen auf das Pflastern schlecht, und man hat auf die besseren Straßen deutsche Pflasterer aus den Hansestädten berufen, die hier immer genug zu thun finden. Neben dem schlechtesten hat man aber auch das schönste Straßenpflaster, die herrlichsten Holzblockwege, auf denen die Wagen so glatt und geräuschlos rollen, wie die Elfenbeinkugeln auf dem Billard. Diese Wege, die jedoch bloß als schmale Streifen durch die große Newa-Perspektive und einige andere Straßen führen, bestehen aus sechseckigen Holzblöcken, die wie Bienenzellen zusammengefügt sind. Da das Holz bei dem unaufhörlichen Fahren und bei dem feuchten Boden sich schnell verbraucht, so sind diese Wege ungemein kostbar und werden wohl mit der Zeit eingehen. Übrigens wendet man in Petersburg schon deshalb weniger Sorgfalt auf ein

gutes Pflaſter, weil es ſechs Monate hindurch völlig gleichgültig iſt, was für ein künſtliches Pflaſter vorhanden, da die Natur mit Schnee und Eis dann ſelber pflaſtert.

Die Zu- und Abgänge der Häuſer von allen Seiten her ſind bequem und weit. Die meiſten Häuſer der Großen haben Vorhöfe zum An- und Abfahren der Equipagen, wie bei uns nur die Theater oder Königspaläſte. Auch das Innere iſt durchweg geräumiger, als in irgend einer unſerer Städte, und wer bei uns mit ein paar Zimmern ſich begnügt, hält in Petersburg gewiß auf ein halbes Dutzend. Die Vorhäuſer ſind groß, die Treppen winden ſich in doppeltem Zuge zu beiden Seiten zur Bel-Etage hinauf. Die Tanz-, Speiſe- und Geſellſchaftszimmer ſind hoch und weit. In vielen Paläſten findet man eigene Zimmerräume, die zu Wintergärten beſtimmt ſind. Die größten ſolcher Wintergärten, die in Petersburg mehr als ſonſt in irgend einer Stadt in Aufnahme gekommen ſind, befinden ſich natürlich in dem kaiſerlichen Palais, doch werden oft bei großen Tanzfeſten auch nur temporäre Wintergärten mit Lauben, Blumenbeeten, Springbrunnen u. ſ. w. arrangiert, in deren Mitte dann die Tänzer unter duftenden Gebüſchen ausruhen, wie in den Blumengehegen des Paradieſes.

Eine der koſtbarſten Zierden der Petersburger Häuſer entſteht durch den Luxus, der mit den großen Fenſterſcheiben getrieben wird. Mit Recht hat man gefunden, daß die Fenſterſtäbe, welche die Scheiben zuſammenhalten, die Ausſicht ſtören. Man läßt ſie daher ganz weg und füllt die Öffnung mit einer einzigen großen Spiegelſcheibe aus. In den meiſten Salons befindet ſich gewöhnlich nur ein ſo koſtbar beglaſtes Fenſter. Dasſelbe vertritt dann die Stelle der bei uns gewöhnlichen Guckfenſter und Erker, und die Damen arrangieren ihre Arbeitstiſche und Divans dieſem Fenſter gegenüber, vor dem ſich alle Tableaus des Straßenlebens wie hinter einer Laterna magica vorüber bewegen. Die Häuſer der Reichen ſind von oben bis unten mit ſolchen koſtbaren Scheiben verſehen.

Die Großartigkeit des Planes der Stadt und ſeine koloſſalen Verhältniſſe offenbaren, daß man bei ihr auf eine lange Zukunft rechnete. Jetzt reicht die Bevölkerung, ſo mächtig und ſchnell ſie auch aufſchwillt, noch immer nicht hin, die großen Räume mit dem Leben zu füllen, das man in einer großen Reſidenzſtadt billig erwartet. Wenn auch ſämtliche 691,000 Menſchen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auf den Straßen beſtändig verkehrten, ſo bliebe doch für jeden noch immer ein Raum von 120 m, und man würde etwa alle zehn Schritte einen Menſchen treffen. Darum fällt jedem Fremden die große Öde und Leere in den Straßen auf. Er findet hier große wüſte Plätze, auf denen zuweilen nichts weiter zu erblicken iſt, als eine einſame, ihren weiten Weg trabende Droſchke, wie ein Boot auf weitem Meere verloren —, Straßen, an denen Reihen ſtummer Paläſte liegen, nur hier und da von einigen Fußgängern umflattert, wie die Felſen einſamer Gebirge.

Die Bevölkerung von Petersburg iſt wohl ohne Zweifel eine der bunteſten

Wände ſchnell trocknen zu laſſen. Mit den meiſten Privatgebäuden der Großen iſt es ein ähnlicher Fall. Alles wird ſo ſchnell zuſammengenagelt, wie Theaterdekorationen.

Bei der Leichtigkeit, mit der die Ruſſen ſich zu Veränderungen entſchließen, wird man es natürlich finden, daß in Petersburg viel gebaut und umgebaut wird. Es iſt faſt nie ein Haus völlig fertig, und beſtändig wird an ihm bald hier, bald da etwas geändert. Ein einziges Feſt, ein Ball, ein Diner bringt oft nicht unbedeutende Veränderungen im Innern eines Hauſes zuwege. Findet man die Zimmer zu klein, ſo bricht man eine Mauer durch, zieht das folgende Zimmer hinzu und läßt Thüren für den Abend einſetzen. Säulen und Baluſtraden werden zur Ausſchmückung und für die Muſik errichtet, Lauben, Stubengärten, Buffets arrangiert, Zimmer für den Augenblick mit Tapeten behangen und mit Teppichen belegt, ja oft, um noch Zimmerraum zu gewinnen, wird ein vorläufiges hölzernes Zimmer über den Balkon hingebaut, der als hübſch ausgeſchmücktes Kabinett oder als Sitz der Muſiker mit zum Tanzſaal gezogen wird. Es giebt gewiß kein einem Ruſſen gehörendes Haus, das vierzehn Tage hindurch in demſelben Zuſtande verbliebe. Die furchtbare Langweile, die innere Unruhe und Launenhaftigkeit laſſen die vornehmen Leute nicht vierzehn Nächte hinter einander in derſelben Kammer ſchlafen. Bald iſt dieſe, bald jene Stube der Herrin Schlafzimmer, bald empfängt ſie in dieſem, bald in jenem Salon, bald wird ihr Schlafzimmer das der Kinder, bald macht man die Schulſtube zum Ballſaal. Das Nomadiſieren ſteckt ſo tief in der Natur des Ruſſen, daß ſie im Laufe des Jahres nicht nur von einem Ende zum andern wandern, ſondern auch noch im Verlauf einer Jahreszeit, wenigſtens in den verſchiedenen Etagen ihres Hauſes, auf und ab nomadiſieren. Auch die Polizei flickt mit großer Veränderlichkeit an den Häuſern. Bald verbietet ſie dieſe oder jene Fenſterform, bald gebietet ſie, alle Thüren ſollen von Eichenholz ſein, bald erlaubt ſie es, daß hier und da Erker und Vorbauten aus den Souterrains hervortauchen, bald läßt ſie dieſelben mit einemmale raſieren.

Das Straßenpflaſter iſt in Petersburg, wie man aus dem über den ſumpfigen Boden Geſagten ſchon ſchließen kann, eines der teuerſten, denn es bedarf beſtändiger Reparaturen, und doch dringt die Feuchtigkeit überall durch. Auch verſtehen ſich die Ruſſen auf das Pflaſtern ſchlecht, und man hat auf die beſſeren Straßen deutſche Pflaſterer aus den Hanſeſtädten berufen, die hier immer genug zu thun finden. Neben dem ſchlechteſten hat man aber auch das ſchönſte Straßenpflaſter, die herrlichſten Holzblockwege, auf denen die Wagen ſo glatt und geräuſchlos rollen, wie die Elfenbeinkugeln auf dem Billard. Dieſe Wege, die jedoch bloß als ſchmale Streifen durch die große Newa-Perſpektive und einige andere Straßen führen, beſtehen aus ſechseckigen Holzblöcken, die wie Bienenzellen zuſammengefügt ſind. Da das Holz bei dem unaufhörlichen Fahren und bei dem feuchten Boden ſich ſchnell verbraucht, ſo ſind dieſe Wege ungemein koſtbar und werden wohl mit der Zeit eingehen. Übrigens wendet man in Petersburg ſchon deshalb weniger Sorgfalt auf ein

gutes Pflaſter, weil es ſechs Monate hindurch völlig gleichgültig iſt, was für ein künſtliches Pflaſter vorhanden, da die Natur mit Schnee und Eis dann ſelber pflaſtert.

Die Zu- und Abgänge der Häuſer von allen Seiten her ſind bequem und weit. Die meiſten Häuſer der Großen haben Vorhöfe zum An- und Abfahren der Equipagen, wie bei uns nur die Theater oder Königspaläſte. Auch das Innere iſt durchweg geräumiger, als in irgend einer unſerer Städte, und wer bei uns mit ein paar Zimmern ſich begnügt, hält in Petersburg gewiß auf ein halbes Dutzend. Die Vorhäuſer ſind groß, die Treppen winden ſich in doppeltem Zuge zu beiden Seiten zur Bel-Etage hinauf. Die Tanz-, Speiſe- und Geſellſchaftszimmer ſind hoch und weit. In vielen Paläſten findet man eigene Zimmerräume, die zu Wintergärten beſtimmt ſind. Die größten ſolcher Wintergärten, die in Petersburg mehr als ſonſt in irgend einer Stadt in Aufnahme gekommen ſind, befinden ſich natürlich in dem kaiſerlichen Palais, doch werden oft bei großen Tanzfeſten auch nur temporäre Wintergärten mit Lauben, Blumenbeeten, Springbrunnen u. ſ. w. arrangiert, in deren Mitte dann die Tänzer unter duftenden Gebüſchen ausruhen, wie in den Blumengehegen des Paradieſes.

Eine der koſtbarſten Zierden der Petersburger Häuſer entſteht durch den Luxus, der mit den großen Fenſterſcheiben getrieben wird. Mit Recht hat man gefunden, daß die Fenſterſtäbe, welche die Scheiben zuſammenhalten, die Ausſicht ſtören. Man läßt ſie daher ganz weg und füllt die Öffnung mit einer einzigen großen Spiegelſcheibe aus. In den meiſten Salons befindet ſich gewöhnlich nur ein ſo koſtbar beglaſtes Fenſter. Dasſelbe vertritt dann die Stelle der bei uns gewöhnlichen Guckfenſter und Erker, und die Damen arrangieren ihre Arbeitstiſche und Divans dieſem Fenſter gegenüber, vor dem ſich alle Tableaus des Straßenlebens wie hinter einer Laterna magica vorüber bewegen. Die Häuſer der Reichen ſind von oben bis unten mit ſolchen koſtbaren Scheiben verſehen.

Die Großartigkeit des Planes der Stadt und ſeine koloſſalen Verhältniſſe offenbaren, daß man bei ihr auf eine lange Zukunft rechnete. Jetzt reicht die Bevölkerung, ſo mächtig und ſchnell ſie auch aufſchwillt, noch immer nicht hin, die großen Räume mit dem Leben zu füllen, das man in einer großen Reſidenzſtadt billig erwartet. Wenn auch ſämtliche 691,000 Menſchen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auf den Straßen beſtändig verkehrten, ſo bliebe doch für jeden noch immer ein Raum von 120 m, und man würde etwa alle zehn Schritte einen Menſchen treffen. Darum fällt jedem Fremden die große Öde und Leere in den Straßen auf. Er findet hier große wüſte Plätze, auf denen zuweilen nichts weiter zu erblicken iſt, als eine einſame, ihren weiten Weg trabende Droſchke, wie ein Boot auf weitem Meere verloren —, Straßen, an denen Reihen ſtummer Paläſte liegen, nur hier und da von einigen Fußgängern umflattert, wie die Felſen einſamer Gebirge.

Die Bevölkerung von Petersburg iſt wohl ohne Zweifel eine der bunteſten

und mannigfaltigſten, die man ſich wünſchen kann. Namentlich gehen jetzt die Verbindungen Petersburgs zu Lande ſo weit, wie in keiner zweiten Stadt der Welt, und bringen die Reſidenz in Berührung mit ſo vielen Völkerſchaften des Erdballs, daß es eben ſo ſchwer ſein möchte, die aufzufinden, die hier nicht durch mehr oder weniger Individuen repräſentiert wäre, als alle vorhandenen aufzuzählen. Wie vielfach ſind nicht ſchon die Volksſtämme, die ſich hier auf heimiſchem Boden fühlen, welche Petersburg als ihre Hauptſtadt anſehen! Man betrachte nur das Militär. Da giebt es ein eigenes Garde du Corps für die kaukaſiſchen Völker, eine eigene Abteilung für die Tataren, wieder eine für die Finnen, mehrere für die Koſaken u. ſ. w., von welchen Völkern immer Auserwählte als Geiſeln der Treue ihrer Brüder in der Reſidenz zu weilen gezwungen ſind. Man ſieht den Koſaken, der ſein Roß tummelt, mit eingelegter Lanze, als wären Franzoſen zu verfolgen, über den Platz traben; den Tſcherkeſſen in ſeiner reichen Tracht und in voller Rüſtung, auf jedem Zoll ſeines Leibes bewaffnet und bepanzert, der auf den öffentlichen Plätzen ſeine kriegeriſchen Übungen anſtellt; den Taurier,*) der, ſeiner Steppen und ſeines Allah eingedenk, gravitätiſch durch das Getümmel ſchreitet; die ruſſiſchen Soldaten, die geſchult und geübt in langen Kolonnen durch die Straßen der Stadt defilieren, — alle die verſchiedenen Montierungen und Uniformen der ruſſiſchen Armee, von denen allen eine Probe in der Reſidenz ſein muß, die Garderegimenter, die Huſaren, Jäger, Ulanen, Dragoner, Küraſſiere und Grenadiere, die Sappeure, Ingenieure und Kanoniere, die beſtändig zu Pferde und zu Fuß, ihre Wachen wechſeln, Kaſernen beziehend, zur Parade eilend, durch die Straßen hin- und herziehen.

Oder man erwäge die Kaufmannſchaft und den bürgerlichen Verkehr. Da fehlt kein Volk von Europa und faſt keins von Aſien, nicht der Spanier und Italiener, nicht die Einwohner der grünen britiſchen Eilande, nicht der Normann aus dem entfernten Thule,**) nicht die von Seidengeſpinſt umrauſchten Bucharen und Perſer, ſogar nicht die Inder aus Taprobane, weder der Schopf des Chineſen, noch die weißen Zähne des Arabers.

Oder man betrachte das niedere Volk. Da ſchlendern die deutſchen Bauern zwiſchen dem Getümmel der lärmenden Bartruſſen, die ſchlanken Polen neben den unterſetzten Finnen und Eſthen, die Letten mit den Juden, die amerikaniſchen Matroſen und ihre Antipoden, die Kamtſchadalen und Tſcheremiſſen, Mohammedaner, Heiden und Chriſten, weiße Kaukaſier, ſchwarze Mohren, gelbe Mongolen.

Entſchieden am intereſſanteſten und ſchönſten entwickelt ſich das Petersburger Straßenleben auf der herrlichen Newsky-Perſpektive. Dieſe prachtvolle Straße führt vom Alexander-Newsky-Kloſter auf die Admiralität in einer Länge von vier Werſt. Gegen das Ende hin macht ſie einen kleinen Winkel. Sie durchſchneidet alle verſchiedenen Ringe der Stadt, das Quartier der armen Vorſtädter wie die Gegenden des Reichtums und Luxus

*) Aus der Krim oder Taurien. **) Island.

im Centrum. Sie ist daher von sehr verschiedenem Werte und eine Reise auf ihrer ganzen Ausdehnung ist entschieden die interessanteste, die man auf dem Terrain von Petersburg machen kann. An ihrem äußersten Ende sind auf der einen Seite ein Kloster und ein Kirchhof: Tod und Einsamkeit. Alsdann kommen kleine niedrige Häuser von Holz, Viehmärkte und Branntweinschenken, von singenden russischen Bauern umschwärmt, Dorfleben und Vorstadttreiben; weiterhin hier und da zweistöckige und steinerne Gebäude, bessere Wirtschaften, Magazine und Läden, wie man sie in russischen Provinzen vergeblich sucht; Märkte und Magazine mit einer Menge alter Möbeln, Kleider und Sachen, welche das Centrum der Stadt abnutzte und hier den Vorstädten feilbietet. Die Farben der Häuser, nach alter russischer Weise gelb und rot angestrichen, und die Menschen sämtlich mit langen Bärten und noch längeren Kaftans. Etwas weiterhin erscheinen schon Istwoschtschiks (Droschkenkutscher), die sich aus den inneren Kreisen hierher verirrten, rasierte Kinne, französische Fracks und einzelne prächtige Häuser. Wenn man um die Ecke des Winkels biegt, den die Straße macht, so zeigt sich in der Ferne, wie über dem niedrigen Straßennebel schwebend, die goldene Riesennadel des schlanken Admiralitätsturmes, den alle Hauptstraßen der Stadt zum Point de vue haben. Man setzt über ein paar Brücken, und es offenbart sich allmählich der Kern der Residenz. Die Paläste schwellen drei- bis vierstöckig empor, die Inschriften an den Häusern mehren und vergrößern sich. Die Vierspänner werden häufiger, und es schlüpft hier und da ein eleganter Federbusch vorüber. Endlich gelangt man zur Fontanka*) und der Annitschkow'schen Brücke, und hiermit beginnt die eigentliche Residenz selbst, was gleich das große Palais des Grafen B. ankündigt. Von dieser Brücke bis zum Ende ist das eigentliche elegante und fashionable Stück der Perspektive. Von hier an steigt das Leben schwindelnd. Vierspänner auf jedem Tritte, Generale und Fürsten unter dem Getümmel, die ausländischen Magazine, die Silberbuden, die kaiserlichen Palais, die Kathedralen und Hauptkirchen aller Petersburger Religionen.

Von der Annitschkow-Brücke bis zur Admiralität hin und her zu spazieren, ist eins der anmutigsten Amusements, die ein Stadtleben zu bieten vermag. Auch nimmt jeder Petersburger Elegant einmal des Tages seinen Freund an den Arm und macht diese Promenade ein paarmal auf und ab. Die beliebteste Seite der Straße ist die nördliche, weil sie die Sonnenseite ist, die hier jeder sucht. In Genua würde es die südliche sein, weil dort alles nach Schatten schmachtet. Die nördliche Seite ist daher auch mit weit brillanteren Läden und Magazinen besetzt und giebt einen höheren Mietzins, als die südliche. Vor hundert Jahren hätte man das vorher berechnen können, denn es beruht auf Naturnotwendigkeit.

Da von der Einwohnerschaft Petersburgs allein 60,000 im Dienste des Mars stehen, so ist der zehnte Mann, der einem in den Straßen begegnet,

*) Ein Arm der Newa, mit besonders schönen Palästen an den Ufern.

ein Soldat; und da weder Gemeine noch Offiziere ſich je von ihren Epauletten und Waffen trennen, und auf jedem Spaziergange eben ſo bis an die Zähne aufgezäumt, wie auf der Parade, erſcheinen müſſen, ſo ſieht man denn auch auf den Spaziergängen nichts häufiger als die Federbüſche und die blinkenden Rüſtungen dieſer Herren. — Unter ihnen erregen beſonders die Phantaſie des Fremden die wilden Kaukaſier, die Tſcherkeſſen, die hier in ſilberne Panzer und ſtählerne Netze gekleidet, mit dem civiliſierten ruſſiſchen Offizier ſcherzen und plaudern. Doch thut man ſelbſt in Petersburg beſſer, dieſen Leuten aus dem Wege zu gehen. Denn ihre Dolche ſind beſtändig geſchliffen, und ihre Gewehre tragen ſie nicht anders als ſchußfertig. Sogar auf den Bällen erſcheinen ſie nicht anders und tanzen mit unſern Damen die Polonaiſe mit ſcharfgeladenen Piſtolen. Vor einigen Jahren ſah man oft einen von ihnen, einen Fürſten Ali, dem man um ſeiner ausgezeichneten Schönheit und Liebenswürdigkeit willen vieles durch die Finger ſah, in den Straßen von Petersburg im launigen Übermute ſein Piſtol gegen die Sonne oder ſonſt auf einen Gegenſtand abfeuern. Wenn die Polizei ihn haſchen wollte, ſo ſprang er raſch auf ſein Pferd, das treu wie ein Hund hinter ihm hertrabte, und war wie ein Spukgeiſt verſchwunden. Meiſtens ſchoß er nur auf die Sonne, die Laternen und Laternenpfähle, ſeltener auf Menſchen. Doch kam dies auch vor; ſo einmal auf einen ruſſiſchen Offizier, an dem er Ärgernis genommen, weil jener im Geſpräche ſich unehrerbietiger Ausdrücke gegen ſeine Mutter im Kaukaſus bedient hatte. Glücklicherweiſe verfehlte er ihn, nicht weil er ſchlecht gezielt hatte, ſondern weil ein anderer ruſſiſcher Offizier noch zur rechten Zeit ſeinem Piſtol durch einen heftigen Schlag eine andere Richtung gab. Die wilde Natur ſteckt dieſen Herren ſo tief im Geblüt, als den Katzen, ſo daß es den Ruſſen ſchwer wird, ſie zu humaniſieren, obgleich man ſie ſchon als kleine Knaben in das Kadettencorps aufnimmt und lange Jahre an ihnen ſchult.

Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, halb Petersburg ſtecke in der Uniform. Denn außer den 60,000 Militärs mögen auch ungefähr eben ſo viele Civil- und Privatuniformen tragen, die Beamten, Poliziſten, Lakaien, Bedienten u. ſ. w., weshalb denn faſt das ganze Publikum bordiert, beſetzt, beſternt, verbrämt und eingekantet erſcheint. Nichtsdeſtoweniger iſt es falſch, wenn einige Reiſende behaupten, daß der Frack und der einfache Überrock hier nichts gelten. Das ganze große, zahlreiche Corps der Kaufmannſchaft, die ganze engliſche Faktorei, alle die deutſchen Barone aus den Oſtſeeprovinzen, viele müßige junge Leute, alle die Petit-Maitres und Galant-Hommes, viele reiche ruſſiſche Gutsbeſitzer, Fürſten und Herren, die meiſten Ausländer, insbeſondere die zahlreichen Privatlehrer u. ſ. w. ſtecken im Frack, der freilich der Uniform weichen muß bei allen Militär- und Civilbeamten, auch bei den Lehrern aller öffentlichen Schulen, bei den Profeſſoren wie bei den Gymnaſiaſten und den Zöglingen öffentlicher Anſtalten, die ebenfalls als angehende Staatsbeamte uniformiert erſcheinen und wie die Schmetterlinge in allerlei bunten Farben glänzen.

Wie in der Natur anderes Wetter immer andere Tiere zum Vorschein bringt, wie im Regen die Enten, im Sonnenschein die Schmetterlinge sich freuen, wie im Abendnebel die Phalänen, am Mittage die Sonnenfalter streichen und das Wild im Winter einen anderen Rock anzieht als im Sommer, so auch bei den Menschen; anderes Wetter bringt andere Menschen auf die Straße. Da nun das Wetter des Petersburger Himmels erstaunlich wankelmütig ist, so verändert sich der Anblick des Petersburger Straßenpublikums ungemein häufig. Im Winter die dicken Pelze, im Sommer die leichten Flore und Seidenstoffe. Am Abend alles in Mänteln und Capots, am Tage alles luftig und bloß. Im Sonnenschein die flatternden Elegants und Modedamen, im Regen alles Elegante verschwunden und nichts als schwarzes Volk. Heute auf dem Schnee alles Schlitten und Schleife, morgen auf den Steinen alles Wagen und klapperndes Rad.

Noch mehr als die Verschiedenheit des Wetters ändert die Verschiedenheit der Religionen den Anblick des Publikums. Freitags, am heiligen Tage der Mohammedaner, paradieren die Turbans, die schwarzen Bärte der Perser und die geschorenen Köpfe der Tataren auf den Straßen. Am Sabbath erscheinen die schwarzseidenen Kaftans der Juden, und am Sonntage jubeln die Scharen der Christen hinaus. Dazu kommt die Verschiedenheit der christlichen Sekten. Heute läuten die Lutheraner zum Bußtage und man sieht die deutschen Bürger, Vater, Mutter und Tochter, schwarze Gesangbücher unter dem Arme, nach der Kirche pilgern; morgen rufen die Katholiken zu einem Feste der unbefleckten Jungfrau, und Polen, Litthauer, französische und österreichische Unterthanen wallen zu den Tempeln. — Übermorgen aber rufen die tausend Glocken der griechischen Kolokolniks, und nun summt und flattert es auf allen Straßen von den grasgrünen, blutroten, schwefelgelben, veilchenblauen Töchtern und Frauen der russischen Kaufleute. An großen Staatsfesten aber, den sogenannten „Kaiserlichen Tagen", erscheinen dann alle Trachten, alle Farben und alle Moden, die von Paris bis Peking gäng und gebe sind. Es ist, als wenn Noahs Arche an der Newa gestrandet wäre und ihres sämtlichen bunten Gefieders hier sich entledigt hätte.

Petersburg ist eine Stadt der Männer. Der Frauen sind hier 100,000 weniger als der Männer, weshalb diese keine große Auswahl haben. Dabei scheint den zarten Blumen das Petersburger Klima nicht günstig zu sein, denn sie verblühen in demselben bald, und überhaupt gilt es ganz allgemein von den Russen, daß die Frauen durchweg weniger schön sind als die Männer. Endlich werden sie auch, je weniger zahlreich sie sind, um so mehr in Gesellschaften und Vergnügungen, wo sie unentbehrlich sind, abgemattet. Selten sieht man ein hübsches, frisches Mädchenangesicht, bleich ist ihre allgemeine Farbe, und man merkt es ihnen an, wie viel Grazie, Frische und Anmut die Residenz konsumiert. Die deutschen Damen machen davon eine Ausnahme, mit denen sich Petersburg fortwährend aus den Ostseeprovinzen, wo sie auf dem Lande, in der gesunden Luft der Gärten und Wälder auf-

wachſen, rekrutiert. Aus Finn-, Eſth-, Liev- und Kurland kommt der Stadt viel Schönes zu, und alles, was hier in der Geſellſchaft glänzt, iſt faſt immer von dort. Daher haben denn auch die Ruſſen ſo hohe Begriffe von der deutſchen Schönheit, daß ſie einer „Njemka“ (Deutſchen) faſt nie das Beiwort „krasiwaja“ (ſchön) verſagen.

Die vorzüglichſte Zeit für den Spaziergang auf der Perſpektive ſind die Stunden nach dem Frühſtück von 12—2 Uhr, wo auch die vornehmſten Frauen hier in die Magazine zu ihren täglichen Einkäufen fahren. Gegen 2 und 3 Uhr, wo dieſe Einkäufe, die Wachtparade, die Börſe und die Handelsgeſchäfte beendigt ſind, wendet ſich die promenierende Geſellſchaft dem engliſchen Quai zu, wo dann die eigentliche Promenade, die nur Promenade iſt, beginnt, und wo ſich dann auch die kaiſerliche Familie einfindet. Der verſtorbene Kaiſer hat den engliſchen Quai in Aufnahme gebracht. Er bildet einen nicht minder prächtigen Spaziergang, als die Perſpektive. Dieſer herrliche Quai, der wie alle anderen in Petersburg, aus Granitblöcken aufgeführt iſt, geht am Ufer der Newa zwiſchen der neuen und alten Admiralität hin. Sein Bau iſt ein Rieſenwerk aus der Zeit Katharinas, die ungefähr 24 engliſche Meilen Flußufer mit Granit einfaſſen ließ. Wie bei allen Waſſerbauten, iſt das Rieſenmäßige an der Arbeit äußerlich wenig ſichtbar. Der gewaltige Roſt, auf dem die Quais ruhen, ſteckt tief im Sumpfe, und ebenſo die ganzen Unterbauten, auf denen nur die obere ſchmale Kante, die der Spaziergänger genießt, mit der Einfaſſung eines zierlichen Eiſengeländers ſichtbar iſt. Für die Fußgänger führen überall elegante Treppen, und für die Wagen breite, ſchöne Abfahrten, deren Seiten im Winter gewöhnlich noch mit allerlei aus Eis gemeißelten und gedrechſelten Säulen und Geländern verziert werden, zum Waſſer hinab. Auf der einen Seite des engliſchen Quais zieht ſich eine lange Reihe ſchöner Paläſte hin, die meiſtenteils von Engländern erbaut worden, aber jetzt größtenteils im Beſitz ruſſiſcher Großen ſind; auf der andern Seite hat man die Ausſicht auf den breiten Newaſpiegel mit allen den Schiffen, Booten, Gondeln, die auf ihm ſchaukeln, und gegenüber die prächtigſten Gebäude von Waſili-Oſtrow, die Akademie der Künſte, das Kadettencorps u. ſ. w. Der engliſche Quai ſtellt in Petersburg ungefähr dasſelbe vor, was in Frankfurt die „Mainſtraße“, in Hamburg der „Jungfernſtieg“ iſt. Nur müßte man hier „Fürſtenſtieg“ ſagen. Denn da hier Tag für Tag nur die höchſte und vornehmſte Geſellſchaft wandert, Kaiſer, Großfürſten, Kleinfürſten, ſo iſt alles, was hier an Steinen abgenutzt wurde, nur durch noble Fürſtenfüße abgetreten worden.

Es fehlte bis auf die neueſte Zeit an einem in großem Stil angelegten öffentlichen Garten im Mittelpunkt der Stadt. Als man die Anlage eines ſolchen Stadtparkes in Betracht zog, dachte man zuerſt an den Admiralitätsplatz, der die lange Front des mächtigen Admiralitäts-Palaſtes umſchließt und auf der einen Seite bis zum Senat und dem Ufer der Newa, auf der andern bis zum Winterpalais reicht. Aber man ſcheute ſich doch, ihn zu wählen, da er zur Abhaltung von Paraden für die Garderegimenter und für

jene Volksbeluſtigungen während der Butter- und Oſterwoche, auf die der Ruſſe ſo viel hält, faſt unentbehrlich geworden war. Doch der Wille des Kaiſers Alexander machte allem Bedenken ein Ende; er befahl, den Admiralitätsplatz in einen Stadtpark zu verwandeln.

In erſtaunlich kurzer Zeit ward ein Garten hervorgezaubert, an dem alle ihre Freude haben. Genügend breite Parkwege umrahmen ſchlängelnd trefflich gehaltene Raſenplätze, die teils mit Baumgruppen, teils mit Blumenbeeten geſchmückt ſind. In der Nähe ſchattenreicher Baumgruppen fehlt es nicht an Ruhebänken zur Bequemlichkeit des Publikums. In der Richtung des Senats reicht der „Alexandergarten“, wie er dem Zar zu Ehren genannt wurde, bis an die Newa, deren majeſtätiſcher Lauf ſich von einem künſtlich angelegten Hügel, einer kleinen mit Blumen bepflanzten Felsgruppe, ſich bequem überblicken läßt. An den langen Sommerabenden laſſen die Bewohner St. Petersburgs ſich gern da nieder, um den regen Verkehr von Dampf- und Segelſchiffen auf der Newa zu muſtern.

Damit aber auch im Garten ſelber das Waſſer nicht fehle, wurde eine Rieſenfontäne angelegt, die den Waſſerſtrahl 15 m hoch treibt, aus welcher er ſich glockenförmig in das Granitbecken ergießt, eingefaßt von 8 kleineren Strahlen, die gleichfalls glockenförmig in das Baſſin fallen. Vierzig noch kleinere Strahlchen ſprudeln am Rande des Bodens und bilden ein korbartiges Geflecht von Waſſerſtrahlen.

Noch eine ſehr beſuchte Promenade iſt der Sommergarten. Alle übrigen Gärten der Stadt, der des Tauriſchen Palais, der des Michailow-Palais, werden wenig oder gar nicht beſucht. Nur die deutſchen Handwerker haben noch einen Garten in Beſchlag genommen, in welchem ſie Konzerte, Bälle, Illuminationen und andere Vergnügungen abhalten, an denen auch viele Ruſſen teil nehmen.

Der Sommergarten mit ſeinen ſchönen, hohen Lindenbäumen iſt insbeſondere der Tummelplatz der Petersburger Jugend. Hierher kommen die jungen Damen mit ihren Gouvernanten, die Lehrer mit ihren Zöglingen, die Ammen mit ihren Säuglingen, hier bietet ſich die beſte Gelegenheit, die Kinderwelt der Stadt zu ſtudieren. Man kann aber auch nichts Reizenderes ſehen als eine tändelnde Verſammlung dieſer kleinen hübſchen Koſaken, Tſcherkeſſen und Muſchiks; denn es iſt bei den Ruſſen aller Stände Mode, ihre Kinder bis in das ſiebente, achte Jahr „à la Moujik“ zu kleiden. Die Haare rund herum abgeſchnitten, wie bei den Bauern, kleine zierliche Kaftans, von einem hübſchen Gürtel zuſammengehalten, und hohe tatariſche Mützen, wie bei den Kutſchern. In neuerer Zeit iſt die tſcherkeſſiſche Kleidung bei der Petersburger Jugend ſehr beliebt geworden, die ihr wegen der vielen Silberbordierung und Pelzverbrämung noch hübſcher ſteht und noch mehr gefällt. Erſt im neunten oder zehnten Jahre fangen die Kinder an, ſich europäiſch zu tragen. Auffallend iſt es aber, daß dies nur von den Knaben gilt; die Mädchen bedienen ſich gleich anfangs der franzöſiſchen Toilette.

Da die Kinder ruſſiſche Bedienten haben, engliſche und franzöſiſche

Bonnen und deutſche Lehrer, ſo lernen ſie die Sprachen aller dieſer Nationen auf einmal, und nehmen in ihre ganz eigentümliche Kinderſprache aus allen Idiomen ſolche Worte auf, die ihnen eben bequem ſind. Es entſteht ſo ein höchſt merkwürdiges, eigentümliches Sprachragout, deſſen ſich die Petersburger Kinder bedienen, und welches — da die Sprache mit den Vorſtellungen und Begriffen des Geiſtes ſo genau zuſammenhängt — eine ganz eigene Begriffsverwirrung und ſonderbare Unklarheit in ihr Denken und Fühlen bringen muß. Einmal hörte ich im Sommergarten folgendes Geſpräch zwiſchen einem reizenden kleinen Jungen und ſeiner franzöſiſchen Bonne:

Bonne: Nikola, biſt Du artig geweſen?

Nikola: Da, Nana! (Ruſſiſch: Ja, Nana.)

Bonne: Biſt Du gewiß nicht unartig geweſen?

Nikola: No, no! (Engliſch: Nein, nein!) Koko sa, Koko mi. (Koko, ruſſiſche Abkürzung für Nikola; sa, franzöſiſch für sage, artig; mi, ruſſiſch für mihloi, gut.)

Bonne: Iſt Dein Bruder Iwan auch artig geweſen?

Nikola: Wawa na! (Wawa, ruſſiſche Abkürzung für Iwan; na, engliſch für naughty, unartig.)

Bonne: Was hat er denn gemacht?

Nikola: Bibi koko. (Engliſch: he has beaten Nikola, er hat Nikola geſchlagen) u. ſ. w.

Die Erwachſenen ſprechen oft in noch mehr Sprachen durcheinander, obgleich viel vollkommener als die Kleinen. Dabei iſt es aber merkwürdig, daß die Schmeichel- und Liebesworte alle in der Mutterſprache bleiben. Es iſt kaum eine Sprache ſo reich an zärtlichen Ausdrücken, koſenden und ſchmeichelnden Diminutiven wie die ruſſiſche. „Lubesnoi", „mein Lieber"; — „Milinkoi", „mein Liebchen"; — „Dätuschka", „Großväterchen"; — „Matuschka", „Mütterchen"; — „Druschka", „Freundchen"; — „Golubtschik", — „Täubchen"; — „Duschinka", „mein Seelchen" — ſind Ausdrücke, die ſelbſt von dem Fremden angenommen werden; die franzöſiſchen Bonnen ſprechen mit ihren Kindern „Duschinka, Druschka", u. ſ. w., und ſelbſt die Deutſchen geben ſich untereinander dieſelben Titel.

Auf der einen Seite ſtößt an den Sommergarten die ſogenannte „Zarenwieſe", von den Deutſchen auch das „Marsfeld" genannt. Dies iſt der am meiſten benutzte Paradeplatz für die einzuübenden Rekruten. Auch die tägliche große Wachtparade gehört bei vielen Einwohnern Petersburgs zu den täglichen Genüſſen.

Die Admiralität iſt von einem Boulevard und einer doppelten Allee von Bäumen umgeben. Unter dieſen Bäumen pflegt das Publikum während der Parade zu ſpazieren. Der Kaiſer kommandiert hier gewöhnlich ſelbſt, und da immer ein paar tauſend Mann und ſo und ſo viele Generale und Oberoffiziere dabei zugegen ſind, ſo iſt dieſe einfache Parade jedesmal ein brillantes Schauſpiel und wie eine kleine Revue. Schon das iſt allein ein merkwürdiger Anblick, den Kaiſer in der Mitte ſeines zahlreichen Stabes

vorüberreiten zu ſehen, hinter und neben ihm eine Wolke von galoppierenden Reitern, von denen keiner geringer als eines Fürſten Sohn und von dem Range eines Generalmajors iſt. Vom aufgeregten Staube umhüllt, brauſt das Ganze wie eine Wetterwolke heran, aus der die Blitze der Waffen und Ordensſterne hervorſchießen. Die Soldaten ſtehen in Reih und Glied und präſentieren das Gewehr, während die Zuſchauer bei dem Herannahen der Majeſtät alle das Haupt entblößen. Den Soldaten ruft der Kaiſer: „Guten Tag, ihr Kinder!“ zu. „Wir danken Eurer Majeſtät!“ donnert's aus tauſend Kehlen in einem Tempo zurück.

Die Parade dauert oft mehrere Stunden lang, und wer ſie mit angeſehen, die engliſchen Quais, die Perſpektive und den Sommergarten beſucht hat, der hat in Bezug auf Promenaden nichts in der Stadt verſäumt.

Übrigens hatte man früher gar nicht nötig, um den Kaiſer zu ſehen, ſich auf die Wachtparade zu verfügen. Er zeigte ſich zu Fuß, zu Pferde, auf der Droſchke, im einſpännigen Schlitten ſo oft in den Petersburger Straßen, daß man ihn geradezu diejenige Perſon nennen konnte, die einem am öfteſten begegnete. Es giebt auch keinen Monarch in der Welt, den ſo viele Geſchäfte in die Straßen führen, als den Nachfolger Peters des Großen, wie denn auch keinen eine ſo ungeheure Menge von Geſchäften drängen, tägliche Inſpektionen der hundert Anſtalten ſeiner Reſidenz, Beſuche in den verſchiedenen Miniſterien, Revuen, herkömmliche Teilnahme an öffentlichen Volksvergnügungen, perſönliche Anordnungen neu zu gründender Staatsbauten, Viſiten bei vornehmen Männern und mächtigen Günſtlingen, ja ſogar bei kranken alten Damen und hundert andere Angelegenheiten.

Dabei iſt es eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, daß der Kaiſer überall da, wo er bei gewöhnlichen Gelegenheiten öffentlich auftritt, es in der einfachſten und anſpruchsloſeſten Weiſe von der Welt thut.*) Die Orientalen und Occidentalen ſehen das Wunder mit Staunen, wie viel Hoheit, Macht und Majeſtät auf der Straße von einem kleinen Pferdchen in einem kleinen Schlitten ſich herumſchleifen läßt. Auf ſeinen Reiſen im Innern des Reiches erblickt man den Kaiſer oft auf einfacher, roh gearbeiteter Telege, wie ſie die Leibeigenen nicht beſſer haben, und man begreift es kaum, wie die Majeſtät nicht fürchtet, in den Augen des Volkes an Anſehen zu verlieren, wenn ſie ſich ſo alles Glanzes bar zur Schau ſtellt. Man weiß dies um ſo weniger zu reimen, da doch ſonſt der ruſſiſche Hof ſich prächtiger und glänzender zeigt als irgend einer. Es iſt dies überhaupt Sitte der ruſſiſchen Kaiſer; Peter der Große war eben ſo, Paul auch nicht anders, und über Alexander I. einfaches Auftreten wunderten ſich ſogar im Jahre 1818 die Unterthanen des engliſchen Königs, die von dem mächtigſten Gebieter der Welt

*) Es iſt hier die Rede vom verſtorbenen Kaiſer Nikolaus I. Pawlowitſch, dem ſein Sohn Alexander II. Nicolajewitſch unterm 2. März 1855 in der Regierung nachfolgte. Das Gleiche gilt auch von ihm. Seit dem verbrecheriſchen Treiben der Umſturzpartei, die auf die frechſte Weiſe dem Landesherrn nach dem Leben ſtellt, iſt das gemütliche Verhältnis zwiſchen ihm und dem Volke unmöglich geworden.

Lehren über die unnötige Pracht erhielten. Ich bin überzeugt, daß ſelbſt der kleinſte Fürſt in Deutſchland glauben würde, „billigen Anſtand“ nehmen zu müſſen, wenn er ſo eine kleine niedrige Droſchke beſteigen ſollte, wie ſie der Kaiſer von Rußland täglich gebraucht. Es iſt überhaupt eine Eigentümlichkeit der Ruſſen, daß ſie im gewöhnlichen Sein und Leben ſo einfach als möglich ſich zeigen, während ſie doch im ganzen ſo äußerſt prunkliebend und luxuriös ſind. Die größten Magnaten laſſen gerade heraus und offen mit ſich reden, und man braucht bei ihnen weniger Umſtände zu machen, als bei dem kleinſten Bürgermeiſter unter uns. „Ohne Umſtände!“ iſt aber auch eine Redensart, die der Ruſſe immer im Munde führt, beſonders wenn er mit umſtändlichen, rückſichtsvollen Deutſchen zu thun hat, „die ſich oft nicht anders bewegen, als hätten ſie ellenlange, ſteife Manſchetten an den Händen und Stelzen unter den Füßen“. So ſprach ein Ruſſe zu mir über die Deutſchen.

Die Aufſicht über das Petersburger Straßenpublikum iſt einer Klaſſe von Menſchen anvertraut, die man „Butſchniks“ nennt, und die Nacht und Tag auf den Straßen in kleinen „Butken“ (Buden) kampieren. Dieſe kleinen hölzernen Buden ſtehen an jeder Ecke und auf jedem Kreuzwege. Drei Butſchniks ſind immer auf eine Bude angewieſen, in der ſie ihre Betten, ihre Küche und ihre ganze kleine Wirtſchaft haben. Einer, in einem grauen mit Rot beſetzten Mantel gehüllt und mit einer Hellebarde bewaffnet, ſteht zur Zeit als Wache aus, der zweite bringt die Gefangenen in die Polizeihäuſer, deren es in jedem Quartier eins giebt, überbringt auch die Polizeibefehle zu den übrigen oder zu den Bewohnern der benachbarten Häuſer, und der dritte beſorgt die kleinen häuslichen Geſchäfte der Geſellſchaft. Der wachthabende ſteht Tag und Nacht in Parade auf ſeinem Poſten und überſieht von hier aus das ihm zugeteilte Stadtviertel, arretiert die Betrunkenen, ſchlichtet die Streitigkeiten der Kutſcher, bringt die Lärmenden zur Ruhe und unvorſichtige Iwoſchtſchiks, die einen Fußgänger verletzten, zur Haft. Die Butſchniks haben kleine Pfeifen, mit denen ſich die benachbarten Poſten unter einander Zeichen geben, wenn ein Flüchtling zu haſchen iſt; und da ſie ſelbſt wieder ſtets von den die Runde machenden Polizeimeiſtern in Aufſicht gehalten werden, ſo iſt die Ordnung in den Petersburger Straßen im ganzen eine ſehr gute. Dasſelbe gilt von allen übrigen Städten des Reichs, wo überall dieſelben polizeilichen Maßregeln ergriffen werden. Es mögen wohl ein paar tauſend Mann mit beſtändiger Regulierung und Beaufſichtigung des Petersburger Straßenverkehrs beſchäftigt ſein.

Die einzigen Bewohner Petersburgs, die von dieſer Inſpektion ausgenommen ſind, ſind die Raben und die Tauben, von welchen beiden Vogelgattungen die Reſidenz ſo erſtaunlichen Überfluß hat, wie vielleicht keine andere Stadt. Sie fliegen frei aus und ein, ſetzen ſich bald auf den Kopf Peters des Großen, bald auf das Kreuz des Engels der Alexanderſäule; ſie krächzen auf den Kirchenkuppeln wie auf dem Dache des Kaiſerpalaſtes. Die Raben haben ihre Hauptverſammlung auf dem Annitſchkow'ſchen Palaſte in

der Perſpektive, wo ſie in Geſellſchaft vieler Tauſende ihre Abendkonverſation halten. Sie ſitzen am liebſten auf den grün angeſtrichenen Dächern. Die Tauben werden bei den Ruſſen heilig gehalten, weshalb ſie auch, weil ihnen niemand etwas zu Leide thut, ſo dreiſt ſind, daß ſie auf allen Straßen mitten im Menſchengewühle ihre Nahrung ſuchen und dem Vorübergehenden kaum ausweichen.

## Der Petersburger Winter.

Im Jahre 1836 im Monate Dezember warf jemand in Moskau eine Äpfelſchale zu einem kleinen Luftfenſter hinaus. Dieſelbe langte nicht auf der Straße an, ſondern blieb zufällig auf dem Rande der Fenſterbrüſtung hängen und fror hier ſogleich feſt an. Sechs Wochen hindurch ſah man dieſe Äpfelſchale ſteif gefroren über dem Abgrunde ſchweben, ohne daß auch nur ein einzigesmal eine warme Witterung ſie erweicht hätte. Endlich, am Anfange Februars, ſechs Wochen und drei Tage, nachdem ſie zum Fenſter hinausgeſtürzt war, taute ſie beim warmen Sonnenſchein auf und fiel, ihren vor ſechs Wochen begonnenen Sturz vollendend, auf die Straße hinab. — Gewiß ein anſehnlicher Beweis von der eigenſinnigen Ausdauer des moskowitiſchen Klimas!

In Petersburg kann Ähnliches ſich nicht ereignen, denn in dem ſumpfigen Newa-Delta hat das Klima nicht die Unveränderlichkeit des mittlern Rußlands. Die mildernden Einflüſſe der Oſtſee ſtellen ſich hier noch oft den eiſigen Winden entgegen, welche Sibirien ſchickt. Regnichte Weſtwinde, kalte Nordoſtwinde, dichte Nebel und heitere Froſttage wechſeln eigentlich während dieſer Jahreszeit beſtändig und ringen mit einander die ganzen ſechs Monate hindurch, ſo daß man weder im Januar vor Regen und Schmutz ganz ſicher iſt, noch auch im Frühlingsmonat vor Eis und Schnee; ganz anders, als in Moskau, wo der Dezember ſich noch nie zu einer Waſſerthräne erweichte, und im Januar ein Mann ſich noch nie die Stiefeln auf der Straße beſchmutzte.

Dennoch fällt das Thermometer in Petersburg häufiger auf niedrigere Grade herab, als in Moskau, und ebenſo zeigt die Durchſchnittszahl des ganzen Winters eine niedrigere Temperatur an, als die des mittleren Rußlands iſt. Petersburgs Klima ſchwankt beſtändig zwiſchen Extremen. Im Sommer ſteigt die Hitze bis auf 30° und im Winter der Froſt bis auf 30°. Es giebt dies eine Entfernung der äußerſten Punkte von mehr als 60°. Bei keiner andern Stadt in Europa ſind die Differenzen der Extreme ſo groß. Dazu kommt, daß, ſo wie Wärme und Kälte im Laufe des ganzen Jahres ſchlecht verteilt ſind, ſie auch eben ſo disharmoniſch in den einzelnen Teilen des Tages unter einander ſich miſchen. Im Sommer nach einem überheißen Morgen fällt oft nachmittags ein rauher Wind ein, der das Thermometer und Blut auf der Wärmeſkala um 12° hinabwirft, gleichſam als ob die Stadt wie ein Ball bald zum Äquator, bald zum Nordpole

ſchwankte. Auch im Winter betragen die Differenzen von einem Tage zum andern nicht ſelten 12—18°. Es wäre natürlich unmöglich, in einem ſolchen Klima zu exiſtieren, wenn nicht der Menſch gegen die wechſelvolle Unbeſtändigkeit der Natur, deren Launen er durchaus nicht beherrſchen kann, ſein Leben durch Beſtändigkeit ſchützte und erhielte. Bei uns, wo die Übergänge nicht ſo ſchroff und die Gegenſätze der Temperatur nicht ſo ſchreiend ſind, iſt es eher möglich, den Veränderungen des Wetters zu folgen, und bald den Überrock abzulegen, bald zum Mantel oder Pelze zu greifen, bald etwas Holz mehr in den Ofen zu werfen, bald etwas weniger. In Petersburg iſt man aber nicht ſo beweglich. Es wird angenommen, der Winter beginnt im Oktober und endet nach ſiebenmonatlicher Dauer im Mai. Demgemäß hüllt man ſich zu Anfang Oktobers in Pelze, die gleich auf alle möglichen Kältegrade berechnet ſind, und legt dieſelben erſt wieder ab, wenn alle Stürme ausgetobt haben. Eben ſo unbeweglich, wie in der Kleidung, iſt man in der Warmhaltung der Zimmer, die immer gleich ſtark geheizt werden, damit das Haus ſich nie abkühle; ganz eben ſo, wie man ein für allemal angenommen hat, die Schlittenbahn dauere fünf Monate, demzufolge man die Wagen im Oktober in Ruheſtand verſetzt und ununterbrochen in Schlitten fährt, es mag nun der Schnee fallen oder ſchmelzen. Nur leichtſinnige Ausländer verſuchen es wohl, den Bewegungen des Wetters zu folgen, büßen aber, da ſie zu ungeſchickt darin ſind, ihren Vorwitz mit Krankheit, zuweilen mit dem Tode.

Gewöhnlich alſo geht das Leben im Winter, es mag nun regnen oder ſchneien, frieren oder tauen, ſeinen alten gewohnten Gang. Tag für Tag kniſtern die Birkenbäume im Ofen, einen Tag um den andern rutſchen die Schlitten in den Straßen herum, beſtändig werden die öffentlichen Wärmeſtuben für die armen Leute geheizt, und regelmäßig die öffentlichen Feuer auf der Straße, in der Nähe der Theater für die Kutſcher u. ſ. w. unterhalten. Nur wenn die Kälte ausnahmsweiſe zu außerordentlicher Höhe ſteigt, treten bedeutende Veränderungen in der Bewegung auf den Straßen ein und im Anblick des Ganzen. Wenn es heißt: „das Thermometer iſt auf 20° herabgeſunken", dann ſpitzt man die Ohren, beobachtet den Wärmemeſſer und zählt die Grade. Bei 23—24° wird die Polizei wach, die Offiziere machen Tag und Nacht die Runde, um die Schildwachen und Butſchniks wach zu halten, und die im Schlafe Überraſchten auf der Stelle tüchtig ſtrafen zu laſſen, denn der Schlaf iſt in dieſem Falle das ſicherſte Mittel zu einem ſanften Hinübergleiten aus dieſer Welt in jene. Mit 25° hören die Theater auf, weil nicht mehr die nötigen Sicherheitsmittel für die Schauſpieler und für die Kutſcher getroffen werden können. Die Fußgänger, die ſonſt in Petersburg einen ziemlich bedächtigen Schritt haben, laufen alsdann ſo eilig, als hätten ſie die wichtigſten Geſchäfte, und die Schlitten, die ſchon vorher ziemlich flink ſich bewegten, fliegen nun im Galopp über den ſchreienden Schnee. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber gewiß iſt, daß 20° Kälte in Petersburg unendlich mehr bedeuten und weit ſchädlicher wirken, als bei

uns. Gesichter bekommt man dann gar nicht mehr auf den Straßen zu sehen; denn alles hat sich die Pelze über Kopf und Hut gezogen. Die Furcht, Augen, Ohren und Nase durch den Frost zu verlieren, beängstigt jeden, und da sich das Abfrieren durch kein unangenehmes Gefühl vorher ankündigt, so hat man genug zu denken, daß man nicht eine der verschiedenen Extremitäten des Körpers vergesse, sondern zu Zeiten etwas reibe. „Väterchen, Deine Nase!“ erinnert der Vorübergehende den Entgegenkommenden und reibt ihm ohne Umstände seine kreideweise Nase mit Schnee ein. Mit den Augen hat man ebenfalls viel zu thun, weil sie alle Augenblicke zusammenfrieren. Man tappt dann in die erste beste Hausthür hinein und bittet die Leute auf ein paar Augenblicke um ein Plätzchen am Ofen, indem man dann hinterher eine zertaute Thräne des Dankes dafür vergießt.

Die Kälte Petersburgs ist allerdings viel empfindlicher als die unsrige, aber die Petersburger, wie alle Nordländer überhaupt, sind auch viel empfindlicher für die Kälte. Alle Ausländer, selbst Italiener, Spanier und Franzosen, sind bei weitem kühner und weniger zärtlich. Handschuhe, bei uns ein Luxusartikel, sind in Rußland ein für jedermann unentbehrliches Kleidungsstück, und selbst die Bauern arbeiten nie ohne Handschuhe hinter ihrem Pfluge. Man sieht Verhüllungen von Personen mit Gürteln, Pelzen, Tüchern, Kapots, Kopf- und Ohrennetzen, wie sie bei uns gar nicht vorkommen, und die der Fremde anfangs verschmäht, allmählich aber auch anlegt.

Die russischen Öfen sind in ihrer Art das vollkommenste, was Menschen erdacht haben. Sie sind aus Kacheln gebaut, und der Feuerzug windet sich in ihnen so vielfach auf und ab, daß die Hitze oft einen Weg von 30 m Länge und mehr darin machen muß, ehe sie in den Schornstein entlassen wird. Die große Steinmasse des russischen Ofens erwärmt sich nur sehr langsam, während unsere eisernen Öfen gleich in wenig Minuten glühen; sie hält aber die Hitze desto länger in sich und wärmt, einmal geheizt, den ganzen Tag über. Man heizt fast durchgängig in Petersburg mit Birkenholz, das am billigsten in der Umgegend zu haben ist und dabei viel dauerhaftere Kohlen giebt, als das Holz der Nadelbäume. Und eben auf reichliche Kohlenbildung kommt es bei der russischen Heizungsweise hauptsächlich an. Denn während bei uns eigentlich nur die Flamme heizt, läßt man in Rußland dieselbe erst ausbrennen, und so viele Birkenstämme auch im Ofen verknistern, so wird doch sein Inneres kaum davon durchwärmt. Erst wenn die „Juschka“ (eine eiserne Platte und darüber gelegte Kapsel), die den Ofengang doppelt verriegelt, geschlossen ist, fängt die Wärme an etwas im Zimmer durchzuwirken. Die russischen Ofenheizer sind sehr geschickt in allen bei dieser Heizart notwendigen Verrichtungen. Zangen und Schaufeln kennen sie nicht; sie haben kein anderes Instrument, als einen langen eisernen Feuerhaken, mit dem sie beständig den Kohlenbrei in dem Ofen umrühren und bearbeiten, die Kohlen zerschlagen und die noch nicht ganz ausgebrannten nach vorn bringen und dem Zuge mehr aussetzen. In jedem großen Hause giebt es einen oder ein paar Ofenheizer, die den ganzen Tag weiter nichts

zu thun haben, als die Öfen zu verſehen, das Holz herbeizuſchleppen und vorzubereiten. Damit die Herren des Morgens beim Kaffee das Zimmer warm finden, müſſen jene guten alten dienenden Geiſter ihre Arbeit bereits in der Nacht beginnen. Gewöhnlich bauen ſie ſchon am Abend vorher recht künſtlich ihren Holzmeiler im Ofen auf, damit die Birken noch ein bißchen nachtrocknen, und zünden dann früh am Morgen mit Kien- und Fichtenholz das Ganze an. Die Ein- und Ausgänge ſind gewöhnlich in den langen Korridors der Häuſer, welche dadurch, wie das Vorhaus, das aber in der Regel noch mit einigen Öfen verſehen iſt, gänzlich mit geheizt werden.

Man kann ſich denken, welche wichtige Rolle der Ofen auch in den Häuſern der gemeinen Ruſſen ſpielt. Er iſt hier eine zu einer außerordentlichen Größe gediehene Maſchine, die zugleich als Koch-, Heiz- und Backapparat dient. Rund umher laufen Bänke zum Genießen der Wärme, denn dieſen Nordmenſchen iſt das Wärmeeinſaugen und alles, was damit zuſammenhängt, das Schwitzen, Sonnen u. ſ. w., ein eben ſolcher Genuß, wie das Ausruhen und Schlafen. Es ſind viele kleine Vertiefungen und Löcher in dem Ofen angebracht, um tauſenderlei Dinge darin zu trocknen, und naſſe Strümpfe und Kleider hängen immer daran herum. Auf der Plattform des Ofens liegen Betten, in denen ſie, noch in Schafpelze gehüllt, des Nichtsthuns und der Wärme ſich freuen.

Nicht wenig zum Zuſammenhalten der Zimmerwärme tragen die doppelten Fenſter bei, die in Petersburg wie in ganz Rußland üblich ſind. Kaum tritt im Oktober der erſte ſtarke Froſt ein, ſo rüſtet man das ganze Haus zu, verpicht alle kleinſten Öffnungen und ſetzt überall doppelte Fenſter ein, deren Fugen mit Papier überklebt werden. Faſt jeder Bauer hat Doppelfenſter. Kaum wird hier und da ein Luftfenſterchen gelaſſen, und man kann ſich denken, welche Freude, welche Heiterkeit und Friſche in die Zimmer zieht, wenn endlich, endlich im Mai dieſe beengenden Verhüllungen wieder abgenommen werden und die Fenſter zum erſtenmale wieder ſich öffnen können, hinter deren Verſchluß man ſaß, wie Noah in ſeiner Arche. In der Höhlung zwiſchen den doppelten Fenſtern pflegt man Salz oder Sand auszubreiten, welche Subſtanzen die ſich ſammelnde Feuchtigkeit anziehen ſollen. Das Salz häuft man in allerlei zierlichen Formen auf, die unberührt bis zum Frühlinge liegen, und das Sandbeet bepflanzt man mit hübſchen Kunſtblumen, die dann eben ſo lange in dieſem Käfige blühen. Jedes Haus hat darin ſeine eigenen Einfälle und ſeine beſondere Weiſe, und man geht wohl an einem hellen Wintertage gern durch die Straßen, um den Schmuck der Doppelfenſter zu betrachten.

Die Thüren bleiben nicht hinter den Fenſtern zurück. Man findet nicht nur doppelte, ſondern zuweilen ſelbſt drei- und vierfache. Die kleinruſſiſchen Bauern haben bei ihren Erdwohnungen einen verdeckten Gang, durch den man über einige Stufen zu der Thür des Hauſes hinabgeht; an den Petersburger Häuſern iſt ein ähnlicher, nur daß man einige Stufen zur Hausthür

aufwärts geht, und dann noch eine Thür zu paſſieren hat, bevor man in das geheizte Vorhaus gelangt.

Bei uns leiden die Armen in kalten Wintern erſtaunliche Not. Es iſt kein Zweifel, daß ſie in Petersburg viel anſehnlichere Mittel haben, ſich vor Kälte zu ſchützen. Die öffentlichen Anſtalten, die man für ſie getroffen hat, die Wärmeſtuben, die in verſchiedenen Stadtteilen ſich finden, und die in eiſernen Häuschen bei den Theatern brennenden Feuer, woran die Kutſcher ſich wärmen, ſind noch das Wenigſte. Aber die dicken Pelze und Kleider, in deren Beſitz auch die Bettler ſind, die dichten Wohnungen, die alle, ſelbſt die Hütten nicht ausgenommen, luft- und waſſerdicht ſind, bieten treffliche Schutzmittel. Bei 25° erhalten alle Schildwachen in Petersburg Pelze. Nichtsdeſtoweniger iſt es natürlich, daß bei den barbariſchen Kältegraden manches warme Menſchenleben zu Grunde geht. Doch ſind die Sitten der Bewohner weit mehr ſchuld daran, als die Dürftigkeit ihrer Schutzmittel, und zwar vor allem drei Dinge: die Trägheit des Volks — das Branntweintrinken — und die Rückſichtsloſigkeit der Reichen.

Die Ruſſen, ſo lebhaft ſonſt ihr Humor iſt, lieben doch durchaus keinerlei Art von Anſtrengung, und geiſtige wie körperliche Gymnaſtik iſt ihnen verhaßt. Sie ziehen es daher in der Kälte vor, ſich hinter den Ofen oder in Pelze zu verkriechen und ſtill auszuhalten, anſtatt, wie jeder Nichtruſſe thun würde, mit Hand und Fuß ſich gegen die Kälte zu wehren. Das unmäßige Branntweintrinken vergrößert die Gefahr, denn Trunkenheit und Schlaf ſind beim Froſt das Allergefährlichſte. Da nun jeder plötzlich eintretende Froſt eine Menge Trunkener und Schlafender auf den Straßen findet, ſo kann man ſich denken, daß der Opfer nicht wenige ſind. Die Zahl derſelben wird durch die Rückſichtsloſigkeit der Vornehmen vermehrt. Es iſt unglaublich, was man den armen Vorreitern, Dienern und Kutſchern zumutet. Bei Beſuchen läßt man ſie, ſei es auch das härteſte Wetter, Stunden lang auf der Straße warten, um ſie jeden Augenblick bereit zu haben. Die Kutſcher ſchlafen dann auf ihren Böcken ein, und die kleinen zwölfjährigen Vorreiter, die noch nicht bis mitternacht wachen gelernt haben, hängen ſchlummernd auf ihren Pferden, oder legen ſich, den Zügel an den Arm gebunden, auf den gefrorenen Schnee des Straßenpflaſters hin. Wie manchem armen Kutſcher froren ſo Naſe, Hände und Füße ab, während ſeine Herrſchaften ſich der ausgezeichnetſten Ohren- und Gaumengenüſſe erfreuten.

Die höchſten Kältegrade fallen gewöhnlich nur bei heiterm ruhigen Wetter ein, und das prachtvolle Petersburg hat daher in der Regel bei 30° Kälte ſeinen „ſchönſten heiterſten" Tag. Der Himmel iſt hell, die Sonne leuchtet brillant, und zwar um ſo brillanter, da ihre Strahlen durch Millionen kleiner blinkender Eiskriſtalle hindurchſchießen, mit denen die Luft gleich einem Diamantſtaub erfüllt iſt. Aus allen Häuſern und ſelbſt aus den geheizten Kirchen wirbeln dicke Rauchſäulen, die in der ätherklaren Luft ſo dicht erſcheinen, als ob in jedem Hauſe eine Dampfmaſchine ſtände, und dabei in allerlei Farben ſpielen. Schnee und Eis auf den Straßen und der

Newa ſind weiß und reinlich, als wäre alles aus Zucker gebacken. Die ganze Stadt hat das zierlichſte Gewand von der Farbe der Unſchuld, und ſämtliche Dächer blitzen von einer gleichmäßigen Lage ſchimmernden Kriſtallſtaubes. Alles Waſſer gefriert, wie man es ausgießt, und die Brunnen, die Pferdetränken, die Schöpfanſtalten, die Waſſerfuhrleute und ihre Wagen, die Wäſcherinnen an den Kanälen — alles erſcheint weiß mit Eis inkruſtiert. In den Straßen zeigt alles, um dem Tode zu entgehen, das regſte Leben. Alles rennt und jagt ſo haſtig, weil jedem der Senſenmann buchſtäblich auf den Ferſen ſitzt. Der getretene Schnee kniſtert und heult die ſonderbarſten Melodieen, und ſelbſt alle andern Klänge und Laute nehmen in dieſer kalten Atmoſphäre andere Klänge an. Es liegt Wahrheit in der Redensart: „Es friert, daß es brummt" — denn beſtändig zieht ein leiſes Rauſchen oder ein ſäuſelndes Brummen durch die Luft, das von all dem erklingenden Schnee und Eiſe kommt.

## Die Newa.

Die Newa iſt der Abfluß des Ladogaſees,*) und ihre Gewäſſer, die in jenem 100 □ Meilen großen Becken die letzte Spur des Bergſtaubes abſetzen, kommen lauter und kriſtallrein bei Petersburg an. Es iſt ein Strom von wenig Meilen Länge, der ſich eine Meile vor ſeiner Mündung in vier Haupt- und mehrere Nebenarme teilt, wodurch er einen Archipelagus von Inſeln bildet, auf denen das ſchöne Panorama von Petersburg ſich entfaltet.

In ſo vielen Beziehungen ein Fluß einer Stadt nur nützen kann, nützt die Newa der an ihren Ufern ruhenden Reſidenz. Sie führt aus dem Innern des Landes den Überfluß der Provinzen heran und trägt Speiſe, Futter und Kleidung zu. Sie empfängt an ihrer Mündung die ſchönſten Produkte ausländiſcher Induſtrie und ſchafft ſie zu Paläſten hin. Sie füllt den Petersburgern, die nur dieſen einen ſchönen Brunnen und außer ihm keine klare Quelle haben, ihre Becher mit friſchem Labetrunke. Sie kocht ihre Speiſe, braut ihnen den Thee und Kaffee. Sie füttert die Fiſche für ihre Tafeln. Ja, ſie verrichtet ihnen die gemeinſte Sklavenarbeit, putzt ihre Wäſche und reinigt, ſich in vielen Kanälen durch die Straßen ſchüttend, ihre Kloacken. Man darf ſich daher nicht wundern, daß das Newawaſſer das Tagesgeſpräch der Petersburger iſt, und ſeine Kritik und ſein Lob dort eben ſo die Gedanken und Zungen beſchäftigt, wie die des Meerwaſſers bei den in ihm lebenden und webenden Schiffern, oder die des Nilwaſſers bei den Ägyptern. Es iſt nicht immer ihre Freude, ſondern zuweilen auch ihre Not und ihr Kummer, wenn es ihre Gärten verdirbt, ihre Häuſer beſchädigt, ja ſogar ihre ganze Exiſtenz bedroht, was freilich nicht allein die Schuld der Newa iſt.

Der harte nordiſche Winter ſchlägt leider faſt die Hälfte des Jahres die

*) Des „Eisſees".

Newanymphe in eisige Banden, so daß sie nur 6 Monate hindurch ihre Wohlthaten in vollem Maße spenden kann. Erst im Anfange des April, selten am Ende des März, sind die Gewässer warm und kräftig genug, um den sie drückenden Eismantel zu sprengen. Dieser Augenblick wird mit Sehnsucht erwartet, und kaum schieben sich die schmutzigen Eisschollen so weit vor, daß sie den glatten Spiegel auf eine Bootsbreite enthüllen, so erdonnern die Kanonen von der Festung, um den erwünschten Moment den Bewohnern zu verkünden. Zur selben Zeit, sei es Nacht oder Tag, steigt der Kommandant der Festung, mit allen Zeichen seines Ranges angethan und von seinen Offizieren begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, um zum gegenüberliegenden Palaste des Kaisers zu fahren. In einem großen, schönen Kristallbecher schöpft er das klare Newawasser, um es als die erste und schönste Gabe des Flusses dem Kaiser im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet seinem Herrn, daß die Macht des Winters gebrochen sei, daß eine fröhliche Schiffahrt gehofft werden könne, zeigt ihm als den ersten Wasserschwan seine Gondel am Ufer, die er glücklich herübergebracht, und überreicht ihm den Newabecher, den der Fürst auf die Gesundheit seiner Residenz leert. Es ist das am besten bezahlte Glas Wasser, das irgendwo auf dem Erdrunde getrunken wird, denn der Sitte gemäß giebt der Kaiser es dem Kommandanten mit Gold gefüllt zurück. Früher bekam er es gestrichen voll Dukaten. Da aber mit der Zeit die Becher immer an Größe zunahmen, so daß die Kaiser immer mehr und mehr Wasser trinken und immer mehr und mehr Gold bezahlen mußten, so wurde endlich die Summe von 200 Dukaten festgesetzt, die dem Kommandanten zugezählt werden, gewiß noch immer für einen Trunk Wasser ein kaiserlicher Lohn.

Alles ist aber auch auf die Enthüllung der Newa gespannt, da alles dabei interessiert ist; die Kaufleute erwarten diesen Augenblick mit Sehnsucht, weil das Gelingen mancher Spekulation von seinem frühern oder spätern Eintritt abhängt; die Arbeiter und Zimmerleute, weil er ihnen beim Brückenbau zu verdienen giebt; die kranken Einheimischen und an Heimweh leidenden Fremden, weil nun die Bahn zu den Bädern und Europa wieder offen steht. Man hat in dieser Zeit nur das eine Gespräch in Petersburg, „ob die Newa zum Ostersonntage oder zum Ostermontage aufgehen werde", und es werden die größten Wetten für diesen oder jenen Fall eingegangen.

Die Schiffe, welche im Sunde beigelegt haben oder auf der Ostsee kreuzen, warten auch mit Ungeduld auf den wichtigen Moment. Das erste Segel, das auf der Newa anlangt, wird mit außerordentlichem Jubel begrüßt, hat sich der größten Prämien und eines hohen Gewinnes zu erfreuen. Meistens ist es mit Orangen, Modeartikeln, Manufakturwaren und andern Dingen beladen, nach denen sich das eitle Petersburg am meisten sehnt. Man zahlt für sie das Doppelte und Dreifache des Preises. Ist einmal mit dem ersten Schiffe der Anfang gemacht, so zaudern dann auch die übrigen nicht lange, und es folgen ihm bald die geflügelten Flotten der Schweden, der Engländer, Deutschen und Amerikaner. Alles geht plötzlich und rasch in

dieſem Lande der plötzlichſten Übergänge, der zauberiſchſten Umwandlungen. Auf die ödeſte Todesſtille folgt das regſte Leben. Die hundert Nationen Europas auf hoch bewimpelten Seeſchiffen kommen meerwärts hereingezogen, und flußwärts auf gebrechlichen Flößen und grob gezimmerten Barken die Völker und Waren des Innern. Die bisher in den Magazinen ſtockenden Produkte des Landes geraten nun in Fluß und fließen aus in alle Lande. Die Kriegsflotte, die ſchon lange rüſtete, läuft aus zu friedlichen Expeditionen und Manövern auf die baltiſche See, und Dampfſchiffe ſchnauben, Botſchaften bringend und fördernd, ſchwarzen Atem aushauchend, die ſchöne Strombahn auf und ab, wo noch vor kurzem ein Seehund kaum Raum genug fand, ein wenig Luft zu ſchöpfen. Jeder Tag, jede Stunde bringt nun etwas Neues und Schönes, und die Entzauberung des toten Eispalaſtes iſt vollendet.

Die Ruſſen haben ſich daran gewöhnt, eine ungeheure Menge von Eis in ihren Haushaltungen zu verbrauchen. Sie kühlen alle ihre Getränke gern mit Eis, genießen gefrorene Säfte, die den ganzen Sommer über auf den Straßen ihrer Städte feil geboten werden, in Menge, und trinken nicht nur Eiswaſſer, Eiswein, Eisbier, ſondern ſogar auch Eisthee, indem ſie ſtatt des Zuckers Eisſtückchen in die Taſſe werfen. Ihr kurzer, aber erſtaunlich heißer Sommer würde alle ihre Viktualien in Gefahr ſetzen zu verderben, wenn ihnen nicht der Winter das Mittel gewährte, die von der Wärme beſchleunigte Auflöſung zu hemmen. Eiskeller ſind daher in ganz Rußland eine Unentbehrlichkeit in jeder Wirtſchaft, und nicht bloß bei den Bürgern der Städte, ſondern auch auf dem Lande bei den Bauern findet man ſie allgemein verbreitet. In Petersburg laſſen ſich nahe an 10,000 Eiskeller zählen. Jeder Keller hat mindeſtens 50 Schlittenladungen zu ſeiner Füllung nötig. Die Fiſchhändler, Fleiſch- und Kwasverkäufer u. ſ. w. haben oft ſo große Keller, daß mehrere hundert Fuhren für ſie nicht ausreichen. Die Bierbrauereien und Branntweinbrennereien verbrauchen ganz enorme Maſſen von Eis, ſo daß man mindeſtens 500,000 Ladungen rechnen kann, die alle Jahre aus der Newa herausgeholt werden.

Das Newaeis wird gewöhnlich 1 m dick und in regelmäßigen Würfeln herausgearbeitet. Wenn es auf dem Schnee liegt, ſieht es ſmaragdgrün aus, iſt dabei feſt, ohne Blaſen und Riſſe. In langen Reihen werden die Vorräte der Eisſpiegel um den Bruch herumgeſtellt und an die Schlittenführer verabfolgt, die dann ein paar davon auf ihren Schlitten laden und, ſich ſelber auf dieſen kalten Thron ſetzend, ſingend damit in die Stadt hineinjagen. Es gewährt nicht geringe Unterhaltung, die verſchiedenen unzähligen Eisbrüche auf der Newa zu beſuchen und die Ruſſen hier wie in einem Silberbergwerke ſchalten und walten zu ſehen.

In den Kellern werden die Eisſpiegel regelmäßig über einander gelegt, und zu beiden Seiten große Mauern davon aufgeführt. In dieſe Mauern haut man alsdann allerlei Bänke und Niſchen aus, um Milch, Fleiſch ꝛc. in dieſe kühlen Höhlungen bequem einſtellen zu können. So iſt es in den ordentlich gehaltenen Kellern. National-ruſſiſches Verfahren iſt es aber, die

Schollen bloß in den Keller hineinzuwerfen, sie mit dem Beile zu zertrümmern und in allen Ecken fest einzukeilen. Durch diese Zertrümmerung wird die Festigkeit des Eises vermehrt, denn die Stückchen frieren bald von neuem in eine Masse zusammen.

Die Inseln des Newa-Deltas, auf denen Petersburgs Paläste wurzeln, sind äußerst flach und niedrig. Mit ihren seewärts gekehrten unbewohnten Enden verlieren sie sich allmählich bis zum Wasserniveau und unter dasselbe hinab, ja selbst die entlegensten und höchsten, mit Häusern am meisten besetzten Teile der Stadt liegen nur 3—4 m über dem gewöhnlichen Stande des Meeres erhaben. Ein Steigen des Wassers von 5 m reicht also hin, ganz Petersburg unter Wasser zu setzen, und ein Steigen von 10—12 m, um die ganze Stadt zu ertränken. Man erwäge: Der finnische Meerbusen erstreckt sich mit seiner größten Länge in gerader Richtung von Petersburg aus nach Westen, aus welcher Gegend die stärksten Stürme wehen. Diese treiben daher natürlich die Wassermassen des Meeres gerade auf die Stadt zu. Wäre nun in der Nähe derselben der Meerbusen weit und zu beiden Seiten ausgebreitet, so würde sie wenig davon empfinden. Unglücklicherweise spitzt sich aber der finnische Meerbusen nach Petersburg, das in seiner innersten Spitze liegt, und in dessen Nähe die Fluten in einen engen Sack, den Kronstädter Busen, gefangen und zusammengedrängt werden, immer mehr zu. Dazu kommt, daß die Newa gerade hier, von Osten nach Westen gehend, ins Meer mündet, und ihre Gewässer jenen von Westen kommenden Wogen direkt entgegenwirft. Wenn nun einmal ein heftiger Westwind im Frühling mit dem höchsten Wasserstande und Eisgange zusammenträfe, so würden die Eis- und Wassermassen des Meeres landeinwärts dringen, und der Fluß mit seinen Schollen ihnen entgegen treten. Im Titanenkampfe dieser Naturgewalten würden sämtliche Schlösser und Festen der Wunderstadt zertrümmert und die 700,000 Menschen in den Fluten umkommen, wie Pharao im roten Meer. Kaum darf man so leichtsinnig davon sprechen, denn die Gefahr liegt zu nahe, und in der That pocht manchem Petersburger bei dem Gedanken daran das Herz.

Das Elend und die Not, die eine Wasserflut in Petersburg herbeiführt, ist unbeschreiblich. Aller Mund ist noch voll von den Trauerscenen, welche die große Wassersnot am 17. November 1824 mit sich brachte. Sie ist die höchste, welche die Stadt bis jetzt erlebte, und in allen Straßen ist ihre Höhe bezeichnet durch Striche an den Häusern. Vom heftigsten Westwinde gepeitscht, hob sich das Wasser immer mächtiger und schoß endlich eilenden Laufes durch die Straßen, hob alles, was es an Equipagen und Wagen auf ihnen fand, in die Höhe, ergoß sich durch die Fenster in die Souterrains und Parterres der Häuser und stürzte in mächtigen Säulen aus den Öffnungen der unterirdischen Kloaken hervor. Am meisten litten Not die „Basilius-Insel“ und die „Petersburger-Seite“, auf welcher letztern Insel viele kleine Leute in wenig soliden Häusern wohnen. Manche hölzerne Gebäude wurden vom Wasser ganz unversehrt und leise vom Boden gehoben und schwammen

mit ihren Einwohnern in den Straßen umher. Die Equipagen, deren Paſſagiere und Kutſcher trockene Höhen erklommen hatten, und an denen die armen Pferde, die ſich nicht frei bewegen konnten, meiſt elend umkamen, ſammelten ſich zu Dutzenden in den Gehöften. Alle Bäume der öffentlichen Plätze ſaßen ſo voll von Menſchen, wie ſonſt von Sperlingen. Das Waſſer ſtieg gegen abend ſo hoch und der Wind wurde ſo ſtark, daß man alle Augenblicke fürchtete, die Kriegsſchiffe möchten ſich losreißen und in die Häuſerreihen einbrechen. Das Übel war um ſo verderblicher, als es von niemandem für ſo ſchlimm gehalten wurde, da das Waſſer ohne Brauſen und Toben mit ganz freundlicher Phyſiognomie die Stadt beſchlich. Sehr viele Häuſer ſtürzten erſt am folgenden Tage ein, als das Waſſer ſchon wieder die Stadt verlaſſen hatte. Aus den meiſten Wohnungen war die eingedrungene Feuchtigkeit nicht wieder zu verbannen, die Einwohner ſanken aufs Krankenlager, und tödliche Seuchen herrſchten noch viele Wochen nachher.

Das Newawaſſer iſt bei der Mündung des Fluſſes noch ſo klar, wie an ſeiner Quelle. Es iſt bekannt, daß ſein Genuß anfangs ganz eigentümliche Wirkungen hat, weshalb die Neulinge es nur mit Wein oder Rum vermiſcht trinken. Aber man gewöhnt ſich leicht daran und findet in ihm dann ein ſo herrliches Getränk, daß man es allem andern Waſſer vorzieht. Die Petersburger gratulieren ſich immer, wenn ſie von Reiſen zurückkommen, daß ſie wieder Newawaſſer trinken können. Wie man erzählt, ließ ſich der Kaiſer Alexander auf ſeinen Reiſen das Newawaſſer, auf Flaſchen gefüllt, nachkommen. Zum Waſchen iſt es gleichfalls ausgezeichnet, und die hieſigen Engländer haben ihre große Freude über die guten Eigenſchaften, die es ihrer Wäſche mitteilt.

Leider hat die Stadt nicht eine einzige Waſſerkunſt, keine brauchbare Quelle, ja nicht einen einzigen Brunnen, auch nicht einmal Röhren, welche das Newawaſſer zu den Häuſern führen, und mancher Stadtteil würde gewiß gern einen ganzen unbequemen Newaarm weggeben für einige bequem gelegte Brunnen. Die Quellen, welche auf dem Gebiete der Stadt zu Tage kommen, haben ein ungenießbares Waſſer, und ſind ſogenannte „Schwarzbäche“, aus dem unreinen Moorgrunde hervorbrechend.

Alles Waſſer, das die Stadt braucht, muß daher unmittelbar aus der Newa geſchöpft werden. Es befindet ſich zu dieſem Behufe in jeder Haushaltung ein Waſſerfaß, das von einem eigens dazu angeſtellten Waſſerſchöpfer bedient wird. Dieſer und ſein kleiner Einſpänner haben meiſt den ganzen Tag vollauf zu thun mit Waſſerſchöpfen. Die Armen ſchicken ihre Leute einfach ans Ufer der Newa, wo ſie mit Eimern, die an langen Stäben befeſtigt ſind, das Waſſer etwas fern vom Ufer aus dem Fluſſe ſchöpfen. Für die Wohlhabenden giebt es Schöpfanſtalten, wo man in kleinen Häuſern das Waſſer aus dem Fluſſe hervorpumpt. Im Frühlinge, wenn bei dem Schneeſchmelzen aus allen Straßen ſchmutzige Bäche nach dem Fluſſe laufen, iſt indes in vielen Haushaltungen große Not, weil die Schläuche der Pumpen zu nahe am Ufer liegen und dann nicht eben das reinſte Waſſer herauf-

bringen. Im Winter werden viele Schöpflöcher in die Eisdecke gehauen, und in deren Nähe auch Tröge zum Tränken der Pferde aus Eis gezimmert. Die einspännigen Wasserschöpfer mit ihren triefenden und spritzenden Fässern gehören daher zu den stehenden Straßenfiguren Petersburgs. Man sieht sie beständig in langen Reihen bei den Schöpfbrunnen auffahren. Ein Kaiser könnte sich durch Errichtung einer Wasserkunst, welche die ganze Stadt versorgte, ein großes Verdienst erwerben.

Das Waschen ist in unsern Städten ein Geschäft, das man nur im Innern der Häuser und Gehöfte verrichtet, und allenfalls auf einem idyllischen Gemälde sehen wir die Frauen unmittelbar am Flusse im Freien mit der Wäsche beschäftigt. In Rußland aber kennt man fast keine andere als die Flußwäsche, und selbst in der Residenz kommen überall die Weiber wie die Prinzessin Nausikaa mit ihrem Gefolge und dem schönen Flachsgewebe zur Wohnung der Nymphen gefahren, um von ihnen neuen Glanz und neue Frische zu borgen. Auf allen Kanälen der Stadt und an den Ufern der Flußarme sind zu diesem Behufe Flöße errichtet. In der Mitte derselben befinden sich Öffnungen, in welche man die Wäsche wirft, und ringsum Korridore zur Kommunikation. Die ganze Operation der Wäscherinnen besteht darin, daß sie die Gewänder häufig benetzen und mit einem glatten Holze schlagen. Man sieht diese Waschweise bei allen slavischen Völkern von Petersburg bis Macedonien. Selbst im Winter, wo sie die Öffnungen der Flöße vom Eise rein halten, haben diese abgehärteten Frauen keinen andern Waschapparat, und man bemerkt nicht, daß irgend ein Kältegrad ihr Geschäft unterbräche. Unermüdlich mit ihrer Arbeit beschäftigt, obgleich von unten bis oben mit Eis inkrustiert, fällt es ihnen nicht ein, auch nur einen Seufzer über die Kälte des Unwetters laut werden zu lassen. Natürlich begnügen sich die luxuriösen Petersburger nicht mit dieser einfachen Waschweise; ja manche von ihnen treiben sogar die Delikatesse in diesem Punkte so weit, daß sie behaupten, in ganz Petersburg könnte kein Weib ein Hemd weiß waschen, weshalb sie ihre schmutzige Wäsche alle 14 Tage regelmäßig nach London spedieren, um sie von dort alle Sonnabende gebleicht und gereinigt zurück zu empfangen.

Noch mehr als die von Waschweibern wimmelnden Flöße interessieren den Fremden auf den Kanälen und Flußarmen der Stadt die schwimmenden Fischbuden, die sogenannten Sſadocks. Alles, was den Fang, die Aufbewahrung und den Verkauf der Fische betrifft, ist bei den Russen aufs beste eingerichtet, und so sind es auch diese überall verteilten Sſadocks. Es sind recht niedliche, hübsch bemalte und zierlich gestaltete Holzhäuschen, fast den Hamburger Elb- und Alsterpavillons ähnlich. Sie schwimmen auf Flößen, liegen am Ufer vor Anker, und eine Brücke führt von da aus zu ihnen hin. Im Innern ist ein Raum, worin die geräucherten und gesalzenen Fische aufgehängt sind, wie die Schinken und Würste in den Häusern der westphälischen Bauern. Mitten in ihnen befinden sich zur Beschützung des Etablissements ein paar große Heiligenbilder mit brennenden Lampen. — Außer

dem Räuchern und Einſalzen haben die Ruſſen noch eine Art, die Fiſche zu konſervieren — das Einfrierenlaſſen. Im Winter ſtehen große Käſten umher, die mit gefrorenen Fiſchen angefüllt ſind. Zu beiden Seiten des Raumes ſind ein paar ſaubere Zimmer, eins für die Mannſchaft des Sſadocks, und eins für die Gäſte, die hier friſchen Kaviar zu eſſen lieben. Hinter dem Hauſe unter dem Waſſer ſind die großen Behälter für die lebenden Fiſche, deren immer eine außerordentliche Zahl vorhanden iſt, da die Ruſſen in Bezug auf Fiſche große Feinſchmecker ſind und ſie gern lebendig in den Topf bringen.

Die Newa iſt mitten in der Stadt eine Werſt breit und, die großen Krümmungen ungerechnet, über drei deutſche Meilen lang. Man kann ſich daher denken, welche Wüſteneien ihre Oberfläche im Winter bei ſo unregelmäßigem Anfrieren der Eisſchollen, wie es gewöhnlich hier ſtatt hat, darſtellt. Dann können bei Nacht mitten in der Stadt Reiſen gemacht werden, wo man ſich verlaſſen glaubt, wie auf den See-Einſamkeiten Finnlands. Die Lichter der Häuſer dämmern nur aus der Ferne. Mond- und Nordlicht dienen zur Erleuchtung, und man ſteuert ſeinen Lauf nach dem Kompaß und den Sternen. So verrufen auch dieſe Nachtfahrten auf dem Wintereiſe ſind — Diebſtahl und Mord paſſieren hier am häufigſten — und ſo gern man ſie meidet, ſo ändert ſich das alles im Sommer, wo die Newaſchiffahrten das beliebteſte und reizendſte Vergnügen ſind. Der blinkende Fluß, deſſen Oberfläche im Winter verbleichte, umgiebt dann die ſchönen Stadtteile wie mit herrlicher Silbereinfaſſung. Die Nächte ſind gelind und wunderbar hell, und die Petersburger, die ſich aus pomphaften Schlittenfahrten weniger machen, als wir, weil der Schlitten bei ihnen mehr ein notwendiges Hausmöbel iſt, als ein Luxusartikel wie bei uns, ſchwelgen dann in der Luſt des Gondelfahrens um ſo mehr, da ſie ihnen nur kurze Zeit vergönnt iſt. In den ſchönen warmen Monaten Juni und Juli ſind die Newaarme Tag und Nacht mit ſegelnden und rudernden, großen und kleinen Schiffen und Gondeln überſäet, die nicht raſten, beſtändig die reizendſten Gemälde dem Auge darzuſtellen, und alles, was Venedigs Kanäle mit ihren Gondeln Zauberiſches haben mögen, iſt unbedeutend im Vergleich mit dem maleriſchen Leben, das ſich hier in dem jetzt ſo gelinden Norden entfaltet. Man denke ſich eine Atmoſphäre, von den ſchmeichleriſchſten Zephyren durchſäuſelt, warm und mild, ohne daß die Pfeile des Apollo läſtig fallen, als wenn die Wärme von den entfernten Sternen käme, zauberiſch klar und hell, ohne daß doch die Quelle alles Lichtes über dem Horizonte ſichtbar; eine Nacht, in der ſich nichts verbirgt, und nichts ſchlummert, weder die zwitſchernden Vögel, noch die wachenden Menſchen, noch die ſichtbaren Pflanzen, deren Farben nicht verbleichen; kurz, eine Nacht mit allen Reizen der Nächte und doch mit aller Bequemlichkeit des Tages, als ſtrahlte überall der helle friſche Tag hinter dem übergehangenen prächtigen Gewande der Nacht hervor; einen Strom, der ſich ſpielend in eine Menge von Armen teilt und wieder zu großen Maſſen vereint, der ſanft, klar und majeſtätiſch fließt; dabei einen

Archipelagus von Inseln, dessen eine Hälfte mit prachtvollen Palästen besternt, und die andere mit wundervollen Gärten, geschmackvollen Pavillons und luxuriösen Einsiedelungen geschmückt ist; dann das große Meer vor den Thoren der Stadt und dicht bei ihr die sechs Mündungen der Flüsse. Dieses alles denke man sich von Tausenden von Gondeln belebt und mit Schiffen durchwebt — segelkundige Engländer, die sich auch in Leitung ihrer kleinen, zierlichen Barken ihres Übergewichts über alles andere auf dem feuchten Elemente Schwimmende erfreuen; deutsche Bürger, die sich mit ihren Familien in der Nacht der Freude überlassen, um die Sorgen des Tages zu vergessen; russisches Volk, das seine harmoniereichen Lieder über das Wasser hinmurmeln läßt; die Reichen und Großen des Reichs, von den Chören ihrer Diener begleitet, die jene zauberische Hornmusik ertönen lassen; Matrosen und Schiffsvolk von allen seefahrenden Nationen, das Wunder der hellen Nächte anstaunend — man denke sich dieses alles lebhaft, oder man setze sich in eine der hübschen Gondeln, umkreise mit ihr die Inseln und Inselchen, und man wird vergebens eine Stadt auf dem Erdenrunde suchen, die etwas gewähren könnte, das sich mit den Reizen dieser Sommernachts-Gondelfahrten Petersburgs vergleichen ließe.

## 2. Charakter der Russen.*)

Die merkwürdige, weltgeschichtliche Nation der Russen, der Hauptbewohner des unermeßlichen russischen Reiches, ursprünglich ein slavischer Volksstamm, teilt sich in drei Hauptzweige, in Großrussen, Kleinrussen und Weißrussen, — Großrußland im Innern, Weißrußland im Westen (Jahrhunderte lang den Polen gehörig), Kleinrußland im Süden mit den fruchtbaren Ukrainen am Dniepr und Donetz.

Das russische Reich umfaßt den ganzen Osten Europas und den Norden Asiens,**) zusammen 376,484 □ Meilen, also fast den sechsten Teil des festen Landes der Erdkugel. Doch beträgt die Menschenzahl nur etwa 83 Millionen.

Rußland ist nicht bloß eine europäische Großmacht, es ist schon jetzt ein Weltreich. In dieser Hinsicht steht ihm unter allen Mächten Großbritannien allein gegenüber. Aber zwischen beiden Weltmächten findet ein großer Unterschied statt. Rußland ist eine Kontinentalmacht, England eine Seemacht. Jenes beherrscht von einem Mittelpunkt aus halb Europa und ein

*) Nach J. C. Petri.

**) Außer dem eigentlichen Sibirien die Länder des Kaukasus (mit den im J. 1859 unterjochten Gebieten 8129 □Meilen); ferner die Gebiete Transbaikalien, Jakutsk, das Amurgebiet, das ostsibirische Küstengebiet, die Gebiete der sibirischen und orenburgischen Kirghisen, Semipalatinsk ꝛc. — zusammen 312,187 □Meilen. Die Besitzungen in Nordamerika, ungefähr 24,000 □M., wurden 1867 an die vereinigten Staaten verkauft.

Drittel von Asien; dieses beherrscht von mehreren weit entfernten Punkten aus die Meere und den Ozean. Jenes hat durch seine Landkriege die gerade Richtung nach den Küsten und Strommündungen genommen; die Levante ist trotz der Dardanellen seinem Handel und seinen Kriegsschiffen geöffnet, und von Persien aus weist ihm der Euphrat den Weg nach Indien; dieses kann nicht mit gleichem Vorteil von den Küsten aus, die es sperrt, in das Land eindringen und Gesetze vorschreiben. Seine indische Landmacht ist nach so vielen Eroberungen mehr die unsichere Besatzung eines eroberten Landes, als ein taugliches Werkzeug für Verteidigung und Angriff. Die Politik des Kabinetts von St. James muß alles umspannen, was in den Bereich seiner Macht gehört: von Singapur bis zum Kap, von Corfu und Malta bis Jamaica und zum Niagara: sie muß mit gleicher Wachsamkeit Hamburg, Antwerpen, Porto, Lissabon, Konstantinopel, Alexandrien und Canton, wie Rio de Janeiro, Valparaiso und La Guayra beobachten. Dadurch wird Englands Kraft zersplittert; und hat es gleich den Welthandel in seiner Gewalt, so kann es doch nicht die übrigen Seemächte von dem Markte ausschließen, ohne sich selbst den größten Schaden zuzufügen. Noch wichtiger ist ein anderer Unterschied zwischen den beiden politischen Kolossen. Rußland befindet sich in den ersten Stadien der allseitigsten Entwickelung seiner ungeheuern Natur- und Volkskraft; es kann rasch und ungehindert auf dieser Bahn vorwärts schreiten; die Einheit und Stärke seiner Centralregierung, die Menge von Talenten, welche der Thron um sich versammelt, und über die er frei verfügt; der unbedingte Gehorsam von 83 Millionen Menschen, die großenteils nur wenig über die ersten Stufen der Bildung sich erhoben haben: alles dieses sichert dem aufgeklärten, über seinem Volke stehenden Selbstherrscher, sobald er nur weiß, was er will, was er kann und soll, den Erfolg. Er erblickt in der Zukunft seines Reiches mehr Hoffnungen, als Gefahren. Die künftige Geschichte Europas wird zum großen Teil durch Rußland ihre Gestalt bekommen.

Was zu der Macht dieser in strenger Einheit geschlossenen Nation sehr viel beiträgt, ist die Übereinstimmung des kirchlichen Glaubens. Die Russen sind alle ohne Unterschied der orthodox- (rechtgläubig-) griechischen Religion zugethan. In der griechischen Kirche ruht eine der stärksten Wurzeln der Nationalität; in ihr fühlen sich die Tausende von Meilen entfernt wohnenden Stämme als Glieder eines Leibes, dessen Haupt der Zar, der sichtbare Stellvertreter Gottes, zugleich Kaiser und Oberpriester ist.

Auch in der Sprache herrscht kein bedeutender Unterschied. Das Russische zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das Groß- und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donischen und alle andern Kosaken großrussischen Ursprungs, so wie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; — dieses alle Kleinrussen, nicht nur in dem eigentlichen Kleinrußland, sondern auch in Podolien und in der früher sogenannten polnischen Ukraine, die Kosaken des schwarzen Meeres, so wie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und echte Russen, in Ab-

ſtammung, Sprache, Religion und Sitte, und alle Ruſſen ſind eins durch ihre Sprache. Das Groß- und Kleinruſſiſche iſt bei weitem nicht ſo verſchieden, als z. B. das Ober- und Niederdeutſche.

Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird aber mächtig getragen und zuſammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten unterſchiedsloſen Fläche, auf welcher kein Teil ſich abſondern kann, und alles — Menſch und Pflanze, Tier und Boden, Wind und Wetter — eine und dieſelbe Uniform trägt. Die ruſſiſche Weltmonarchie konnte ſich nur entwickeln auf ruſſiſchem Boden. Der ganze europäiſche Teil Rußlands, vom weißen bis zum ſchwarzen Meere und vom kaſpiſchen bis zur Oſtſee, ſtellt eine weite Ebene, einen ausgetrockneten, von Bergformen entblößten Meeresboden dar; denn die Gebirge ſcheiden die Völker, geben ihnen eine beſondere Geſtaltung und bedingen durch dieſe verſchiedene Geſtaltung auch verſchiedene, entgegengeſetzte und infolge deſſen einander feindſelige Nationalitäten. Es iſt bekannt, daß nirgends die Nationalitäten ſich weniger zerſetzen, als in den Gebirgen, und eine beſondere Nationalität ſich auch nirgends länger hält. Eine ganz andere Erſcheinung bieten uns die Ebenen dar: bei der Offenheit des Landes, der Leichtigkeit der Verbindungen und Annäherungen ſtreben verſchiedene Nationalitäten bei ihrem Aufeinanderſtoßen ganz natürlich zur Ausgleichung und Verſchmelzung hin; ſcharfe nationale Eigentümlichkeiten glätten ſich aus, und bald bietet die ganze Ebene ein Volk, mit einem Glauben, einer Sprache, einerlei Sitten und bürgerlichen Einrichtungen dar. So ſind auf dem Boden Rußlands, in der weiten Mittelebene zwiſchen Europa und Aſien, auf dieſer Verkehrsſtraße der Völker, viele verſchiedene Stämme auf einander geſtoßen, jeder Stamm lebte für ſich und feindete die übrigen an; aber dieſe Abſonderung und Feindſchaft konnte ſich nicht lange auf der Ebene erhalten; mit ſtaunenswerter Schnelligkeit verſchmolzen dieſe Stämme unter einander, ſie fanden einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt; das Chriſtentum verſtärkte ihre Einheit, und in der Folge, als bei der Schwächung des Stammlebens einzelne Fürſtentümer hervortraten, konnten auch dieſe nicht lange ſich abgeſondert behaupten. Der Mangel an Provinzialfeindſchaft und provinzialen Unterſchieden bedingte eine raſche Vereinigung aller Fürſtentümer um Moskau her, und jetzt ſind die Provinzialunterſchiede in Rußland trotz ſeiner ungeheuern Ausdehnung unbedeutend. Infolge hiſtoriſcher Ereigniſſe waren viele ruſſiſche Provinzen unter fremde Herrſchaft geraten, aber die Natur ſelbſt war dieſer gewaltſamen Lostrennung entgegen, und Polen konnte das ſüdweſtliche Rußland nicht von dem nordöſtlichen abreißen.

Indes kann die ebene Beſchaffenheit eines Landes allein nicht die Einheit des Reichsgebietes bedingen: zu einer raſchen Verbindung und Ausgleichung der Stämme ſind auch noch leichte Verbindungswege, ſchiffbare Flüſſe nötig, und in dieſer Beziehung hat die Natur Rußland auffallend begünſtigt. Der Größe des Landes entſprechen rieſenhafte Stromſyſteme, und dieſe Stromſyſteme verflechten ſich feſt unter einander und bilden im ganzen Lande ein Waſſernetz, aus welchem heraus die Bevölkerung unmöglich zu

einem abgesonderten Leben sich verirren konnte. Die Flußsysteme spielen in der russischen Geschichte eine bedeutende Rolle: sie dienten der ersten Bevölkerung als Führer, an ihnen ließen sich die Stämme nieder, an ihnen erschienen die ersten Städte; sie sonderten anfangs die einzelnen Völkerschaften in vier Hauptgruppen, aber — wie sie einem Quellgebiete angehören — war in dieser Sonderung bereits die Einheit des Reiches angelegt und entwickelte sich daraus.

Werfen wir einen nähern Blick auf die slavische Menschenrasse, welche das Russenvolk bildet, so wird uns die Anschauung einer gewaltigen Lebenskraft, einer unverwüstlichen Zähigkeit des Charakters, verbunden mit mancherlei Anlagen des Verstandes.

Man muß den Russen einen wohlproportionierten Körperbau zugestehen; indessen ist der Wuchs in den verschiedenen Gegenden des großen Landes sehr verschieden, meistenteils aber eher groß, als klein und mittelmäßig. Beide Geschlechter sind im ganzen wohlgebildet und zum Teil schön; im Durchschnitt mehr bräunlich als blond. Von Natur verunstaltete Menschen trifft man höchst selten unter ihnen. In ihrem zwar rauhen, aber gesunden Klima werden sie abgehärtet und besitzen daher eine ungewöhnliche Ausdauer, obgleich vielleicht im Verhältnis zu andern Nationen weniger Stärke. Sie sind auch im allgemeinen nur wenigen Krankheiten unterworfen und erleben gewöhnlich ein heiteres, gesundes, oft sehr hohes Alter. Greise von 100, 110, ja 120 Jahren sollen unter ihnen gar nicht selten sein.

Die Hauptgrundzüge der russischen Nationalgesichtsbildung mögen ungefähr, so weit sich allgemeines derart überhaupt feststellen läßt, folgende sein: Kleine durchdringende Augen, eine niedrige, freie und offene Stirn, ein nicht sehr großer Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, eine meist kleine und auswärts gebogene oder aufgestülpte Nase, ein gewöhnlich sehr starker Bart, ein dickes Haupthaar von verschiedenen Schattierungen, von der dunkelbraunen bis zur roten Farbe, selten aber ganz schwarz. Der allgemeine Charakter des Ausdrucks der Physiognomie ist Ernst und Gutmütigkeit, auch wohl Schlauheit und Verschlagenheit; sehr ausdrucksvolle Gesichtszüge sind jedoch selten. Gehör und Gesicht sind meist sehr scharf; die übrigen Sinne jedoch durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgestumpft. Der Gang und die Bewegungen des Körpers bei den Russen haben eine charakteristische Schnelligkeit und Heftigkeit, oft eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit. Dabei sind sie gewandt an Geist und Körper, immer guten Mutes, fröhlich, thätig — aber selten bis zu einer beharrlichen Anstrengung des Leibes oder Geistes; Freunde des Gesanges und der Musik, gutmütig aus Temperament; aber aufbrausend, heftig, und bis zur Grausamkeit wütend, wenn sie beleidigt oder sonst gereizt werden — die nordischen Franzosen! Sie sind äußerst betriebsam, erfinderisch und schlau in ihrem Gewerbe, aber auch betrügerisch und hinterlistig, zum Wucher und Schacher geneigt, dienstfertig, gastfrei, gesellig und gesprächig. Selbst der gemeine Mann besitzt viel natürliche Beredsamkeit und eine gewisse natürliche Höflichkeit — ähnlich dem Franzosen.

Faſt dieſelben Grundzüge findet man auch bei dem weiblichen Geſchlecht; nur daß hier alles mehr verſchönert und oft veredelt iſt. Die Mädchen werden früher reif, als man in einem ſo kalten Klima vermuten ſollte, und es iſt gar nichts Seltenes, daß der Bräutigam erſt 16—17 Jahre, die Braut 13—14 Jahre zählt. Es iſt Volksſitte, früh zu heiraten: Erziehung, Lebensart, namentlich der häufige Genuß des Branntweins, nebſt dem öftern Gebrauch der warmen Bäder tragen zur ſchnelleren Entwickelung viel bei. Eine Folge iſt aber auch, daß die Blüte und Schönheit des weiblichen Geſchlechts früh verwelkt. Der Umgang beider Geſchlechter iſt ziemlich frei und ungebunden, namentlich auf dem Lande, wo man eng beiſammen wohnt. Das Betragen der Männer gegen ihre Frauen iſt oft barſch, rauh und grob, nicht ſelten hart; dieſe ſind auch von Jugend auf zur Arbeit und Unterwürfigkeit gewöhnt. Doch genießen ſie in der Neuzeit wohl durchgängig die Vorrechte, welche gebildete Nationen dem ſchönen Geſchlechte geſtatten, und würden ſich ſehr wundern, wenn der Herr Gemahl, wie es bei den Vorfahren Sitte war, ſeine Liebe durch den Stock beweiſen wollte.

Wenn man den Charakter eines Volkes genau kennen lernen will, ſo muß man die einzelnen Züge des Gemäldes nicht in den höheren Klaſſen der Einwohner aufſuchen, ſondern bei den mittleren und niederen Ständen ſtehen bleiben. So iſt es auch bei der ruſſiſchen Nation. Die oberen Klaſſen ſind hier, wie überall, von der urſprünglichen alten Lebensart zu weit abgegangen und gleichen ſchon ihren weſteuropäiſchen Standesgenoſſen zu ſehr, als daß man in ihnen die wahren und echten Ruſſen erkennen könnte. Anders iſt es bei dem Bürger und Bauer. Dieſer zeigt noch wie vor alters Frohſinn, Luſtigkeit, Sorgloſigkeit, Genügſamkeit, Zufriedenheit; aber auch Trunkſucht, Härte, Sklavenſinn und Sklaventücke, Jähzorn, Gefräßigkeit, wenn es auf Koſten anderer geht, Hang zum Stehlen, zum Aberglauben und zur Bigotterie.

Der ruſſiſche Handwerker iſt talentvoll und geſchickt, aber es fehlt ihm das Solide, Ausdauernde des Deutſchen oder Engländers; er iſt oberflächlich und leichtſinnig. Der Kaufmann und Krämer nimmt mit einem geringen Verdienſte fürlieb, eben weil ihm, außer der Befriedigung ſeiner Trunkſucht, der Überfluß wenig darbieten kann. Aber gerade dieſe Zufriedenheit mit mäßigem Gewinne und dürftigem Auskommen, ſowie der ſorgenloſe Blick in die Zukunft, erzeugen oft einen Müſſiggang, der um ſo ſchädlicher iſt, je ſeltener ſich die unteren Stände zu ungewohnten Geſchäften entſchließen, wenn ſie nicht durch beſondere Aufmunterung, durch Beiſpiele oder ſichtbare, leicht zu erreichende Vorteile dazu angeſpornt werden. Der Handwerker hält daher gern blauen Montag und treibt ſich, wenn er kann, mehrere Tage lang in den Kabaken (Schenken) herum. Um nicht auszuarten, muß er unabläſſig beſchäftigt werden und mit Not und Mangel zu kämpfen haben.

Zu den Hauptvergnügungen der Ruſſen gehören Geſang und Muſik. Die Liebhaberei für den erſteren iſt ſo allgemein und tiefliegend, daß man wohl ſagen kann: „Der Ruſſe lebt nicht ohne Geſang.“ Der Geſang begleitet ihn bei allen Beſchäftigungen, bei der Arbeit, wie auf der Reiſe. Der

Ackermann singt neben dem Pfluge, der Fuhrmann bei seinem Fuhrwerke, der Hirt bei der Herde, der Handwerker bei seiner Arbeit, der Soldat auf dem Marsche selbst wenn er zur Schlacht zieht. Die Ruderer auf den Flüssen singen vollstimmige Lieder, wenn es nicht gegen den Strom geht und zu scharf gerudert wird. Am Sonntage und an Festtagen findet man bei gutem Wetter an allen Orten und in jedem kleinsten Dorfe Tanz und Gesang, begleitet von ländlicher Musik, der Gusli oder liegenden Harfe, und der Balalaika, einem mit zwei Darmsaiten bezogenen Instrumente von Tannenholz, das wie eine Zither gestaltet. Sogar im strengsten Winter, besonders um die Weihnachtszeit, sieht man die Dorfjugend bis spät in die Nacht singend und spielend auf den Straßen herumlaufen.

Die Lebensart der gemeinen Russen ist äußerst einfach. Ihre Wohnungen sind meistenteils einstöckige Rauchstuben, hier und da auch, besonders an den Poststraßen, gut gebaute Häuser mit Schornsteinen. Die Bauart ist die im ganzen Norden gebräuchliche: über einander gelegte und an den vier Ecken in einander gefügte Balken, deren Zwischenräume mit Moos verstopft werden, mit Stroh oder großen bretterähnlichen Schindeln gedeckte Häuser, die ein warmes Aussehen haben und wirklich warm sind. Es giebt aber auch Dörfer, die an Größe und Bauart manche kleine Kreisstadt übertreffen, wo die Gebäude sehr fest, geräumig, bequem, ja mitunter zierlich bemalt sind. Indessen gewährt auch das schlechteste russische Dorf dem genügsamen Reisenden einen erfreulichen Anblick. Man sieht überall thätige, geschäftige und frohe Menschen. An schönen Sommerabenden versammeln sich nach beendigter Tagesarbeit die jungen Burschen und Mädchen in den Dörfern auf freien Plätzen, singen und springen, schaukeln und belustigen sich durch allerlei Volksspiele. Selbst bei dem Adel gehört es mit zu den ländlichen Abendverkürzungen im Winter, daß ein Chor junger Bäuerinnen, die hierzu abgerichtet und sauber, oft sogar schön gekleidet sind, die Gesellschaft durch Gesang und Tanz ergötzt.

In seiner Heimat und unter seinem Dache ist der Russe sehr genügsam, und nimmt mit der geringsten Kost fürlieb. Schwarzes Brot von ungebeuteltem Mehl, oft schlechter als Kommißbrot, frischer oder saurer Kohl, Rüben, Erbsen und Bohnen, am liebsten aber Grütze und Salzfische, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, selten Kartoffeln sind seine gewöhnlichen Speisen. Fleisch, meistens geräuchertes, wird nur an Sonn- und Feiertagen in die Kohlsuppe gethan. Schwämme, Fleischpastetchen (Piroguen), Fische mit Kohl und Wurzelwerk, Eier und Pfannkuchen gelten schon für Leckerbissen. Frisches Obst, allerlei wilde Beeren und Haselnüsse werden zum Nachtische aufgetragen. Saure rote Rüben oder Kohl, mit Grütze und Pfeffer gewürzt, sind ein Lieblingsgericht in der Ukraine; auch ist ein Gemisch von Fleisch, Grütze, Mehlbrei, mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt, sehr beliebt. Das allgemeine Nationalgetränk ist Kwaß, der von Roggenmehl, Brot, auch bisweilen aus Malz, durch Gährung und Säuerung bereitet wird, unserm Dünnbier ähnlich ist und eine angenehme Erfrischung gewährt.

Den Ackerbau liebt der Russe im ganzen genommen weniger als Handel und Gewerbe. Er scheint wie der Jude zum Schacher geboren zu sein, daher auch Peter I. einst unter die Bittschrift mehrerer polnischer Juden, welche um Handelsfreiheit in seinem Reiche nachsuchten, schrieb: „Nichts von Juden hier; ich kenne meine Russen, sie verstehen den Kram besser als ihr!" Dieser Hang und diese natürliche Anlage zum Handel und Schacher ist ein Hauptzug in dem Charakter der russischen Nation. Man lasse dem Russen nur Freiheit zum Handel; er braucht keine andere Unterstützung, keine andere Aufmunterung: er hat sein Kapital bei sich und weiß die Prozente davon zu gewinnen. Sein Kopf ist erfinderisch, seine Augen sind wachsam, seine Hände flink, seine Füße schnell, sein Magen genügsam. „Man setze ihn," sagt ein russisches Sprüchwort, „mit einem Geldbeutel auf einen Stein, und er wird sich nähren." Die der ganzen Nation eigene Industrie ließ auch die Leibeigenschaft, deren gänzliche Abschaffung seit dem Regierungsantritt des volksfreundlichen Kaisers Alexander II. angebahnt und trotz dem Widerstreben des russischen Adels und teilweise selbst der emanzipierten Bauern durchgesetzt ward, weniger empfinden, da die Hörigen nicht, wie ehemals noch die Esthen und Letten, an ihren Erbacker gebunden waren. Dem russischen Erbherrn war es gleichviel, wo sein Leibeigener sich aufhielt, wenn er nur seine Obrok (Geldabgabe) bezahlte und mit einem Passe oder Erlaubnisscheine versehen war. Hierzu kommt, daß der Russe sein Ich, sein Vaterland, seine Nation, seine väterliche Religion über alles liebt und ehrt, wodurch er sich mit andern Nationen unvermischt hält. Nur selten und nicht ohne Not wird er das Vaterland des Gewinnes halber verlassen, und wenn er es ja thut, kehrt er gewiß bald wieder in seine Heimat zurück. Er geht wohl in eine andere Provinz, aber nie in ein ganz fremdes Reich. Deswegen ist auch das Davonlaufen der Soldaten nach Schweden oder Preußen nur ein selten vorkommender Fall.

Vornehme und geringe, arme und reiche Russen sind alle Freunde der Jagd. Die Vornehmen lieben vorzugsweise die Hetzjagd, bei welcher Hasen und Füchse, bisweilen auch Bären und Wölfe, mit Windhunden, letztere mit Packern (Bärenhunden) gehetzt werden, nachdem sie durch Jagdhunde aus dem Gebüsch ins Freie getrieben sind. — Im Winter findet man in den Dörfern oft wenig Männer zu Hause. Sie sind in dieser Jahreszeit meistens als Fuhrleute (Jämtschiks) abwesend, um für billige Fracht Produkte und Waren nach allen Häfen, Stapelorten und Handelsplätzen des Reiches zu führen. Andere beschäftigen sich mit allerlei Handarbeiten, Schlittenmachen, Verfertigen hölzerner Geräte, Töpferwaren, Korb-, Matten- und Bastschuhflechten. Andere stricken Netze und verarbeiten Bast und Hanf zu Stricken, Leder zu Pferdegeschirr, drechseln Löffel und Schalen u. s. w. Wenn der russische Bauer nur einigermaßen wohlhabend ist, so sieht er in seinem Hause wie an seiner Person sehr auf Reinlichkeit und Ordnung. Nicht nur er selbst und die Seinigen gehen wenigstens alle Wochen einmal (gewöhnlich

am Sonnabend) in die heiße Badestube, sondern auch die Stuben und Kammern werden fleißig gewaschen und gereinigt.

Der gemeine Russe läßt noch immer wie vor Jahrhunderten seinen Bart wachsen und trägt ein kurzes, rund um den Kopf abgeschnittenes Haupthaar. Die Kleidung der Männer ist in allen Provinzen so ziemlich dieselbe; bloß in der Ukraine hat sie den polnischen Zuschnitt. Sie besteht im Sommer aus langen, weiten leinenen Pantalons, einem mit kurzen Ärmeln versehenen und um den Leib mit einem ledernen Gurt befestigten Hemde, über welches, wenn es kälter wird, ein langer Rock von grauem Landtuche mit sehr langen Schößen angezogen wird. Dieser Rock wird mit einer Art farbiger, wollener oder leinener Schärpe umgürtet. Im Winter trägt jeder einen Schafpelz, der Ärmere ohne Überzug, der Reichere mit Tuch oder Zeug überzogen. Die Kopfbedeckung der Männer besteht im Sommer aus einem runden Hute mit schmaler Krämpe, im Winter aber aus einer mit Tuch oder Plüsch überzogenen Pelzmütze. Statt der Strümpfe werden bei den Ärmeren die Füße mit langen Binden von Linnen oder grobem wollenen Tuch umwickelt, und die Schuhe sind von Lindenbast geflochtene Socken, oder auch Sandalen von rotem Leder, die über dem Fuße zugeschnürt werden. Wohlhabendere tragen ordentliche Schuhe oder Stiefeln und Strümpfe.

Die Hochzeiten der Dorfbewohner werden mit großem Jubel und Lärm gefeiert. Acht Tage vor der Trauung verlobt sich das junge Ehepaar durch die Hand des Popen, und diese Verlobung ist unauflöslich. Bei der Trauung wird in der Kirche vor den Brautleuten ein heiliges Bild hergetragen, es wird ihnen dann ein Kränzchen aufgesetzt, und sie wechseln wie bei uns vor dem Altare die Ringe, worauf sie mit vielem Kreuzmachen vom Geistlichen eingesegnet werden, nachdem sie zuvor aus einem Becher getrunken haben. Nach Hause zurückgekehrt, reicht ihnen der Brautvater ein Brot mit etwas Salz, mit dem Wunsche, daß es ihnen nie an beiden fehlen möge. Nun wird geschmaust, gezecht, getanzt — oft mehrere Tage lang.

In den Gebräuchen der Religion sind die Russen sehr eifrig. Man findet in jeder Stube, der Thür gegenüber, an der Wand eine Kapsel oder ein Schränkchen, worin sich das Bildnis desjenigen Heiligen befindet, den der Hausherr zu seinem Schutzpatron erwählt hat. Gewöhnlich ist dies der Ritter St. Georg, welcher den Lindwurm erlegt. Vor diesem Heiligenbilde, das zwei kleine Vorhänge bedecken, macht jeder Eintretende, noch vor der Begrüßung der Hausgenossen, seine Verbeugung und ein paar Kreuze mit den Fingern der rechten Hand, begleitet von dem gewöhnlichen, in allen Kirchen unzählige Male ertönenden Gospodi pomilui (Kyrie-Eleison). Die Männer entblößen dabei ihr Haupt, lassen es auch oft aus Hochachtung — nicht vor den Anwesenden, sondern vor dem Heiligen — unbedeckt bis zum Weggehen. Jene Verehrung empfängt der Heilige von allen Bewohnern des Hauses jeden Morgen und Abend, vor dem Essen, ja vor jedem Trunke. Bei wirklichen Zechgelagen machen sie sich aber von den Ceremonieen frei, ziehen auch wohl die Vorhänge des Heiligenschreins zu, damit der Heilige

nicht ſehe, daß ſie betrunken ſind. Überhaupt wird jedes Heiligenbild, ſei es in einer Mauerniſche oder auf einer Prozeſſion u. ſ. w., mit Bücklingen und Kreuzen begrüßt. Auch trägt jeder Ruſſe und jede Ruſſin ein kleines gemaltes Heiligenbild oder metallenes Kreuz, welches ihnen bei der Taufe umgehängt wird, bis an den Tod auf der Bruſt, und orthodoxe Geiſtliche tragen Bedenken, einem Verſtorbenen, bei welchem dieſes Symbol ſeines Chriſtentums ſich nicht findet, ein ehrliches Begräbnis zu geſtatten. Vor dieſem Heiligtum hat jeder Ruſſe eine tiefe Verehrung, läßt ſich aber dadurch nicht abhalten, nach ſeinem Gelüſt zu handeln. Er braucht indeſſen die Vorſicht, das Kreuz oder das Heiligenbild jedesmal, wenn er im Begriff ſteht, eine ſündliche Handlung zu begehen, vorher abzulegen, ſo wie er den Stubenheiligen zudeckt, damit dieſer nicht Zeuge ſeiner böſen Thaten ſei. Nach vollbrachter That wird das Bild wieder umgehängt und der Vorhang wieder aufgezogen. Diejenigen Ruſſen, welche an Sonn- und Feſttagen die Kirchen nicht beſuchen, unterlaſſen doch nie, ihre Hausandacht zu halten. Der Herr des Hauſes tritt mit ſämtlichen Hausgenoſſen vor das Heiligenbild, vor welchem Lichter brennen. Man bückt und bekreuzt ſich, ruft mehrere Male Gospodi pomilui; die Andächtigſten knieen auch wohl nieder, ſtemmen die Hände auf die Diele und berühren dieſelbe mit der Stirn. Dies alles geſchieht noch weit öfter in der Kirche, wo auch die Gebildeten und Vornehmen die Ceremonie nicht unterlaſſen.

Wenn man ſagt, der Ruſſe müßte durch Strenge und harte Strafen zum Arbeiten gezwungen werden, ſo iſt das nicht durchaus wahr. Billige Vorgeſetzte und gerechte Herren haben das nicht nötig, und es galt nur von ſolchen Leibeigenen, die durch lange Knechtſchaft an das Prügeln und Knuten gewöhnt waren. Leider ſind Billigkeit, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit nicht eben die Tugenden der ruſſiſchen Großen und Erbherren, und dieſe haben allerdings ihre Untergebenen harthäutig gemacht. Sie prügeln die Poſtknechte, wenn dieſe nicht ſchnell genug fahren; Deutſche, Engländer oder Franzoſen, die in Rußland reiſen, haben das aber nicht nötig und kommen mit einem kleinen Geſchenke an Geld oder einem Glaſe Branntwein eben ſo weit.

Es iſt unglaublich, was dieſe Menſchen aushalten können und wie weit ihre Abhärtung, Stärke und Feſtigkeit geht. Manche halten 30, 60, ja 100 Knutenhiebe*) aus. Manche bekommen mit Batoggen, d. h. kleinen hölzer-

*) Die Knute iſt eine fürchterliche, höchſt ſchmerzhafte Strafe, welche bei groben Verbrechen die Stelle der Todesſtrafe vertritt. Eigentliche Hinrichtungen finden nur höchſt ſelten (z. B. im Falle des Hochverrats) ſtatt. Die Knute iſt eine etwa 1½ m lange und ½ Pfund ſchwere Peitſche, und beſteht aus einem ⅔ m langen Riemen von Juchtenleder von der Dicke eines Thalers, am Stiele 1½ cm, an der Spitze ½ cm breit. Um dieſen Riemen recht hart und einſchneidend zu machen, wird er in Milch geweicht und dann an der Sonne getrocknet, wodurch er recht elaſtiſch wie Horn und Pergament wird. Vermittelſt einer eiſernen Zwinge iſt er an einem ſtarken Stiele befeſtigt. In der Hand eines geſchickten und grauſamen Knutenmeiſters kann der Miſſethäter mit 6—8 Hieben zu Tode gepeitſcht werden, wenn die Schläge längs dem Rückgrate ſtark

nen Stäben (liegend, wobei zwei Männer Arme und Füße festhalten), 400—500 Hiebe, wodurch der ganze Rücken zerfleischt wird, und stehen dann wieder auf, ohne gehalten oder geführt zu werden. Die Ausdauer und Unverwüstlichkeit ist eine Folge teils des rauhen Klimas, teils der harten Erziehung.

Es geschieht oft, daß Eltern ihre Kinder erst in heißem Wasser baden und dann nackt in den Schnee stecken, daß sie rot werden, wie gesottene Krebse. Die meisten halten es aus, weil sie einen gesunden Körper auf die Welt bringen. Die Kinder werden auch sehr früh an die härtesten Arbeiten gewöhnt, sie bekommen wenige und nur harte Kost zu essen und werden bei kleinen Vergehen nachdrücklich gestraft, obwohl die Russen große Kinderfreunde sind. Diese Strenge bewahrt sie frühzeitig vor Entnervung und Weichlichkeit; sie bildet Kernmenschen, die sich in der Folge in alle Umstände schicken, keine Gefahr noch Schwierigkeit scheuen, alle Strapazen ertragen, alles aushalten, alles unternehmen, jeder Mühseligkeit trotzen. Daher erklärt sich ihr Mut, ihre Kühnheit, Unerschrockenheit, Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, Ausdauer bei Frost und Hitze, bei Hunger und Durst, im Felde, auf dem Meere, in der Wüste, bei jeder Witterung. Ihr ganzes Aussehen zeugt von Kraft, Mut und Stärke. Sie haben große Lust zu Leibesübungen, und diese sind alle von solcher Art, daß man die Härte ihrer Körper mit in Betracht ziehen muß, um ein Vergnügen darin zu entdecken. Man sieht sie fast täglich ringen, sich balgen, schlagen, werfen, mit Fäusten stoßen, sich einander ein Bein stellen, zu Boden strecken und sonst noch ihre Stärke versuchen. Ihr größtes Vergnügen ist das Schaukeln und Herumdrehen auf den bekannten, den Windmühlen ähnlichen russischen Schaukeln, das Glitschen auf dem Eise und das pfeilschnelle Herabfahren auf kleinen Schlitten von künstlich gemachten Eisbergen. Das schnelle Fahren überhaupt, im Winter wie im Sommer, lieben alle Russen.

Ohne Bad kann kein Russe leben, und er muß wenigstens jede Woche eins haben; doch lieben alle die heißen Bäder mehr als die kalten. Wenn es ihnen im Leibe nicht recht ist, trinken sie ein oder zwei Glas Branntwein, essen Schießpulver, kauen Tabak und gehen darauf ins Schwitzbad. Eine solche Badestube ist in vielen Häusern, und jedes Dorf hat deren wenigstens zwei bis drei. Sie sind so gebaut, daß sie bis zu einem hohen Grad erhitzt werden können, und, wo es angeht, legt man sie gern an einem Flusse an, damit man nach dem Dampfbade sich gleich wieder abkühlen kann. In

auffallen; durch schwächeres Zuhauen kann der Mensch mit 150—200 Hieben zu Tode gemartert werden. Bei der Exekution tritt der Nachrichter 3 Schritte hinter den Delinquenten, der mit entblößtem Rücken an einen schräg stehenden Pfahl gebunden ist, und haut jedesmal im Sprunge, um dem Streiche desto stärkeren Nachdruck zu geben, weshalb er auch vor jedem Hiebe einige Schritte zurücktritt. Der Knutpfahl selbst besteht aus einem dicken und breiten Blocke oder einer dergleichen Bohle und hat oben einen halbrunden, auf beiden Seiten aber 4 solcher Einschnitte, in welche der Kopf, die Arme und Beine mit Riemen oder Stricken eingeschnürt werden, wodurch alle Muskeln des Rückens ihre stärkste Ausdehnung erhalten.

dieſem Dampfbade waſchen und reiben ſie vermittelſt grüner und dürrer Birkenbüſchel nicht nur den ganzen Körper mit heißem Waſſer, ſondern ſie reinigen auch ihre Kleider und Hemden von allerlei kleiner Einquartierung, indem ſie ſelbige über das Feuer ausſchütteln oder an den heißen Ofen hängen, da dann die Hitze alles, was lebt, tötet. Viele machen ſich hinterher noch das Vergnügen, daß ſie mit dem hochrot aufgedunſenen Leibe aus der heißen Badeſtube nackend herauslaufen, in den nah gelegenen Fluß ſpringen oder ſich im Schnee herumwälzen, darauf wieder in die heiße Stube zurückkehren und es ſo lange wiederholen, bis ſie es ſatt haben. Nach der Verſicherung vieler ſoll dieſe Kur ſehr angenehme Empfindungen erregen. Die Weiber und Mädchen der gemeinen Klaſſen machen es wie die Männer und ſchämen ſich ihrer Nacktheit nicht im geringſten. Die vornehmen und reichen Ruſſen haben ihre Badeſtuben durchgehends in den Landhäuſern und bedienen ſich derſelben eben ſo gern als der gemeine Mann. Sie ſind aber viel größer und bequemer und oft mit ausgeſuchter Üppigkeit eingerichtet.

Mit Recht hat man dieſer Gewohnheit der Ruſſen, die ſtärkſte Hitze eines Dampfbades mit der größten Kälte abwechſeln zu laſſen, die Stärke, Abhärtung und Dauerhaftigkeit ihrer Natur zugeſchrieben, da ſie von früheſter Jugend dazu gewöhnt werden.

Wenn man von ihrer Trunkenheit ſpricht, ſo muß man nicht glauben, daß ſie dieſe zur Gewohnheit machen, ſondern derſelbe Menſch, der heute betrunken ſich auf der Straße wälzt, iſt nicht bloß morgen, ſondern mehrere Wochen nachher wieder der nüchternſte, mäßigſte und arbeitſamſte Burſche und löſcht ſeinen Durſt mit Waſſer, ohne nach Branntwein zu gelüſten. Er fordert auch zu Hauſe nie barſch, ſondern faſt immer bittend, und iſt dankbar, wenn man ihm etwas über ſeinen kärglichen Lohn giebt. Will er ſich einmal etwas zu gute thun, d. h. ſich berauſchen, ſo bittet er ganz naiv um Erlaubnis dazu und ſagt: „Väterchen, ich kann es nicht länger mehr aushalten, ich muß mich einmal beſaufen! Morgen früh bin ich wieder nüchtern und mache alles gut und ordentlich.“ — Man thut nicht wohl, wenn man ihm das abſchlägt oder ihn in ſeinem löblichen Vorſatze ſtört, denn er läßt es doch nicht und wird von dem Augenblicke an mißtrauiſch. Man gönne ihm immerhin einmal das Vergnügen, einen halben Tag lang wahnſinnig zu ſein; er verrichtet nachher ſeine Geſchäfte noch einmal ſo willig.

In ähnlicher Weiſe iſt es auch mit dem Eſſen. So ſtarke Mahlzeiten der Ruſſe zu ſich nehmen kann, wo ſie ihm nichts koſten, ſo lebt er doch im allgemeinen mit ſeiner Familie ſehr frugal; die Genügſamkeit iſt ein Hauptzug im Charakter des Ruſſen, der luſtig und heiter bleibt auch in der größten Entbehrung.

Die alte Gaſtfreundſchaft des Nordländers iſt noch jetzt eine ruſſiſche Nationaltugend. Vom Bauer bis zum Fürſten nimmt jeder ſeinen Gaſt, ſollte er auch ein ganz Fremder ſein, freundlich auf und ſetzt ihm das Beſte vor. Auffallend iſt die Art, wie der Mann mittlern und niedern Standes ſeinen Freund bewirtet. Nach dem Frühſtück, welches meiſtens aus harten

[redacted] und gesalzenen Fischen be- [redacted] (Glas Branntwein); eben dies [redacted] und endlich die Töchter, je mit [redacted] die größte Unhöflichkeit sein [redacted] Kwaß, Bier, selten Wein getrunken; nach [redacted] oder dergleichen; um vier Uhr auch wohl [redacted] dann wieder Bier, Schälchen, und so [redacted] Der alsdann noch bei Verstande ist, geht nach [redacted] Der rohe echte Russe aber singt und lärmt [redacted] tolle Späße, je wilder desto besser. Ohne [redacted] und so darf namentlich bei der Hochzeit der [redacted] welcher auf dem Zuge nach der Kirche und aus [redacted] macht und die Hochzeitsgäste zum Lachen bringt.

## 3. Der griechische Kultus.*)

### Russische Gotteshäuser.

[redacted] griechische Religion, so wurde auch der Baustil der ihr dienen- [redacted] von Konstantinopel nach Rußland übertragen. Beide wur- [redacted] auf dem fremden Boden und bei der verschiedenen Nationalität [redacted] und es entstand daher die griechisch-russische Kirche [redacted] eigentümlicher byzantinisch-russischer Baustil.

[redacted] Land in Europa hat aber so wenig alte Kirchen als Rußland, [redacted] baute dort alles von Holz, das leicht ein Raub der Flam- [redacted] wurde. Die wenigen steinernen Kirchen, wie sie jetzt noch [redacted] wurden erst gegen Ende des Mittelalters errichtet und finden sich [redacted] in Kiew und auf dem Moskauischen Kreml. Sie wurden nach [redacted] der Sophienkirche in Konstantinopel aufgeführt, aber äußerst [redacted] mit dicken Mauern umgeben und unglaublich finster. Ihr Dach er- [redacted] in fünf winzigen Kuppeln, wovon die größere in der Mitte steht, [redacted] anderen liegen im Quadrat regelmäßig um sie herum. Jede Kuppel [redacted] in einem hohen vergoldeten Kreuze, das auf einem Halbmonde steht, [redacted] Ketten umhangen ist und durch sie an die Kuppel selbst befestigt [redacted] Von außen sind die Kuppeln mit den grellsten Farben angestrichen, [redacted] grasgrün oder auch wohl über und über vergoldet oder ver- [redacted] was zu dem Charakter dieser kleinen Gebäude dann sehr gut paßt. [redacted] das Innere der Kirchen lassen die Kuppeln immer von ihrem Plafond [redacted] ein gigantisches Bild herabblicken, dessen großartige Häßlichkeit aber [redacted] erschreckt, als zur Anbetung reizt. Gewöhnlich ist es das Brustbild

*) „Reisen im Innern von Rußland u. Polen." 1. Teil: „Moskau." Von J. G. Kohl.

des Erlöſers, der Maria oder des Johannes, und in der mittlern Kuppel das Bild eines alten, greiſen Mannes, unter dem man Gott den Vater vorſtellen wollte. Die Wände ſind gewöhnlich eben ſo von oben bis unten mit grotesken Heiligen- und Engelsfiguren bemalt, die alle ungefähr in dem Stile der 10 m hohen hölzernen Maria in der Kirche zu Marienburg in Preußen ausgeführt ſind, in welcher Manier auch die Bildhauer zu Bremen ihren Markt-Roland meißelten. Jetzt ſind ſie indes ſchon ziemlich verblichen, und ſchwerlich wird man ſie wieder herſtellen laſſen.

So wenig alte Kirchen Rußland aufzuweiſen hat, ſo zahlreich drängen ſich die neueren Kirchen in den Städten dieſes Reiches, und ohne Zweifel werden wohl in dieſem Augenblicke in keinem Lande der Welt ſo unendlich viele neue Kirchen gebaut, als in Rußland, teils weil der Zuwachs der Bevölkerung ſo ungeheuer iſt, und die Städte ſich ſchwindelnd raſch entwickeln, teils weil an die Stelle der alten gebrechlichen meiſt neue geſchmackvolle, ſteinerne treten. Es giebt jetzt keine Stadt in Rußland, die nicht, aus der Ferne betrachtet, mit ihren vielen weißſchimmernden Kirchen, unzähligen Kuppeln und Türmen wie ein kleines Konſtantinopel oder wie das hunderttempelige Fez ausſähe. Ja, Ortſchaften, die ihrer Holz- und Lehmhäuſer wegen, in der Nähe betrachtet, kaum für Flecken gelten würden, machen in weite Ferne hinaus fürs Auge ſo viel Aufſehen, daß man eine Reſidenz vermutet; alles bloß durch ihre zahlreichen neuen Kirchen.

Dieſe werden nun durchweg in einem eigenen neuruſſiſch-byzantiniſchen Stile gebaut, der ſich wie der alte auf eine quadratiſche Kirche mit einer großen Kuppel in der Mitte und vier kleinen auf der Seite reduziert. Dazu kommt dann aber als hauptſächlichſte Neuerung eine Menge von Säulen, gewöhnlich der reichen korinthiſchen Ordnung, nebſt einer bedeutenden Vermehrung der Fenſter und Vergrößerung der Räume. Jetzt haben die Kirchen einer kleinen ruſſiſchen Kreisſtadt für mehr Gläubige Platz, als die alten Kathedralen der großmächtigen Republik Nowgorod. Die fünf Kuppeln der Kirche ſind auch größer und gewölbter, und die Gemälde darin fallen weg, oder werden durch Stuccaturzieraten erſetzt. Die Wände ſind weiß, das Äußere iſt überkalkt, und zu deſſen Weiß ſteht das Grün der Kuppeln recht hübſch. Faſt in ganz Rußland ſind dieſe Kuppeln, wo nicht mit Kupfer-, ſo doch mit Eiſenblech gedeckt und grün angeſtrichen. Manche Klöſter haben freilich noch vergoldete und verſilberte Kuppeln. Am feinſten und nach orientaliſchem Geſchmack äußerſt ſchön und wohlgefällig ſehen die himmelblau gemalten und mit goldenen Sternen geſchmückten Kuppeln aus, dergleichen man in Petersburg und Moskau bei mehreren Kirchen ſieht.

Säulen finden ſich jetzt ſelbſt bei den unbedeutendſten Dorfkirchen in Fülle. Gewöhnlich läuft eine Säulenhalle um jede Kuppel; dann tritt eine Säulenhalle vor dem Haupteingange hervor, das Frontiſpice*) tragend. Ja zuweilen führt um die ganze Kirche ein Säulengang herum.

*) So nennt man den mittleren Vorſprung eines Gebäudes — die Giebelſeite.

einem abgesonderten Leben sich verirren konnte. Die Flußsysteme spielen in der russischen Geschichte eine bedeutende Rolle; sie dienten der ersten Bevölkerung als Führer, an ihnen ließen sich die Stämme nieder, an ihnen erschienen die ersten Städte; sie sonderten anfangs die einzelnen Völkerschaften in vier Hauptgruppen, aber — wie sie einem Quellgebiete angehören — war in dieser Sonderung bereits die Einheit des Reiches angelegt und entwickelte sich daraus.

Werfen wir einen nähern Blick auf die slavische Menschenrasse, welche das Russenvolk bildet, so wird uns die Anschauung einer gewaltigen Lebenskraft, einer unverwüstlichen Zähigkeit des Charakters, verbunden mit mancherlei Anlagen des Verstandes.

Man muß den Russen einen wohlproportionierten Körperbau zugestehen; indessen ist der Wuchs in den verschiedenen Gegenden des großen Landes sehr verschieden, meistenteils aber eher groß, als klein und mittelmäßig. Beide Geschlechter sind im ganzen wohlgebildet und zum Teil schön; im Durchschnitt mehr bräunlich als blond. Von Natur verunstaltete Menschen trifft man höchst selten unter ihnen. In ihrem zwar rauhen, aber gesunden Klima werden sie abgehärtet und besitzen daher eine ungewöhnliche Ausdauer, obgleich vielleicht im Verhältnis zu andern Nationen weniger Stärke. Sie sind auch im allgemeinen nur wenigen Krankheiten unterworfen und erleben gewöhnlich ein heiteres, gesundes, oft sehr hohes Alter. Greise von 100, 110, ja 120 Jahren sollen unter ihnen gar nicht selten sein.

Die Hauptgrundzüge der russischen Nationalgesichtsbildung mögen ungefähr, so weit sich allgemeines derart überhaupt feststellen läßt, folgende sein: Kleine durchdringende Augen, eine niedrige, freie und offene Stirn, ein nicht sehr großer Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, eine meist kleine und auswärts gebogene oder aufgestülpte Nase, ein gewöhnlich sehr starker Bart, ein dickes Haupthaar von verschiedenen Schattierungen, von der dunkelbraunen bis zur roten Farbe, selten aber ganz schwarz. Der allgemeine Charakter des Ausdrucks der Physiognomie ist Ernst und Gutmütigkeit, auch wohl Schlauheit und Verschlagenheit; sehr ausdrucksvolle Gesichtszüge sind jedoch selten. Gehör und Gesicht sind meist sehr scharf; die übrigen Sinne jedoch durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgestumpft. Der Gang und die Bewegungen des Körpers bei den Russen haben eine charakteristische Schnelligkeit und Heftigkeit, oft eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit. Dabei sind sie gewandt an Geist und Körper, immer guten Mutes, fröhlich, thätig — aber selten bis zu einer beharrlichen Anstrengung des Leibes oder Geistes; Freunde des Gesanges und der Musik, gutmütig aus Temperament; aber aufbrausend, heftig, und bis zur Grausamkeit wütend, wenn sie beleidigt oder sonst gereizt werden — die nordischen Franzosen! Sie sind äußerst betriebsam, erfinderisch und schlau in ihrem Gewerbe, aber auch betrügerisch und hinterlistig, zum Wucher und Schacher geneigt, dienstfertig, gastfrei, gesellig und gesprächig. Selbst der gemeine Mann besitzt viel natürliche Beredsamkeit und eine gewisse natürliche Höflichkeit — ähnlich dem Franzosen.

Faſt dieſelben Grundzüge findet man auch bei dem weiblichen Geſchlecht; nur daß hier alles mehr verſchönert und oft veredelt iſt. Die Mädchen werden früher reif, als man in einem ſo kalten Klima vermuten ſollte, und es iſt gar nichts Seltenes, daß der Bräutigam erſt 16—17 Jahre, die Braut 13—14 Jahre zählt. Es iſt Volksſitte, früh zu heiraten: Erziehung, Lebensart, namentlich der häufige Genuß des Branntweins, nebſt dem öftern Gebrauch der warmen Bäder tragen zur ſchnelleren Entwickelung viel bei. Eine Folge iſt aber auch, daß die Blüte und Schönheit des weiblichen Geſchlechts früh verwelkt. Der Umgang beider Geſchlechter iſt ziemlich frei und ungebunden, namentlich auf dem Lande, wo man eng beiſammen wohnt. Das Betragen der Männer gegen ihre Frauen iſt oft barſch, rauh und grob, nicht ſelten hart; dieſe ſind auch von Jugend auf zur Arbeit und Unterwürfigkeit gewöhnt. Doch genießen ſie in der Neuzeit wohl durchgängig die Vorrechte, welche gebildete Nationen dem ſchönen Geſchlechte geſtatten, und würden ſich ſehr wundern, wenn der Herr Gemahl, wie es bei den Vorfahren Sitte war, ſeine Liebe durch den Stock beweiſen wollte.

Wenn man den Charakter eines Volkes genau kennen lernen will, ſo muß man die einzelnen Züge des Gemäldes nicht in den höheren Klaſſen der Einwohner aufſuchen, ſondern bei den mittleren und niederen Ständen ſtehen bleiben. So iſt es auch bei der ruſſiſchen Nation. Die oberen Klaſſen ſind hier, wie überall, von der urſprünglichen alten Lebensart zu weit abgegangen und gleichen ſchon ihren weſteuropäiſchen Standesgenoſſen zu ſehr, als daß man in ihnen die wahren und echten Ruſſen erkennen könnte. Anders iſt es bei dem Bürger und Bauer. Dieſer zeigt noch wie vor alters Frohſinn, Luſtigkeit, Sorgloſigkeit, Genügſamkeit, Zufriedenheit; aber auch Trunkſucht, Härte, Sklavenſinn und Sklaventücke, Jähzorn, Gefräßigkeit, wenn es auf Koſten anderer geht, Hang zum Stehlen, zum Aberglauben und zur Bigotterie.

Der ruſſiſche Handwerker iſt talentvoll und geſchickt, aber es fehlt ihm das Solide, Ausdauernde des Deutſchen oder Engländers; er iſt oberflächlich und leichtſinnig. Der Kaufmann und Krämer nimmt mit einem geringen Verdienſte fürlieb, eben weil ihm, außer der Befriedigung ſeiner Trunkſucht, der Überfluß wenig darbieten kann. Aber gerade dieſe Zufriedenheit mit mäßigem Gewinne und dürftigem Auskommen, ſowie der ſorgenloſe Blick in die Zukunft, erzeugen oft einen Müſſiggang, der um ſo ſchädlicher iſt, je ſeltener ſich die unteren Stände zu ungewohnten Geſchäften entſchließen, wenn ſie nicht durch beſondere Aufmunterung, durch Beiſpiele oder ſichtbare, leicht zu erreichende Vorteile dazu angeſpornt werden. Der Handwerker hält daher gern blauen Montag und treibt ſich, wenn er kann, mehrere Tage lang in den Kabaken (Schenken) herum. Um nicht auszuarten, muß er unabläſſig beſchäftigt werden und mit Not und Mangel zu kämpfen haben.

Zu den Hauptvergnügungen der Ruſſen gehören Geſang und Muſik. Die Liebhaberei für den erſteren iſt ſo allgemein und tiefliegend, daß man wohl ſagen kann: „Der Ruſſe lebt nicht ohne Geſang.“ Der Geſang begleitet ihn bei allen Beſchäftigungen, bei der Arbeit, wie auf der Reiſe. Der

einem abgesonderten Leben sich verirren konnte. Die Flußsysteme spielen in der russischen Geschichte eine bedeutende Rolle; sie dienten der ersten Bevölkerung als Führer, an ihnen ließen sich die Stämme nieder, an ihnen erschienen die ersten Städte; sie sonderten anfangs die einzelnen Völkerschaften in vier Hauptgruppen, aber — wie sie einem Quellgebiete angehören — war in dieser Sonderung bereits die Einheit des Reiches angelegt und entwickelte sich daraus.

Werfen wir einen nähern Blick auf die slavische Menschenrasse, welche das Russenvolk bildet, so wird uns die Anschauung einer gewaltigen Lebenskraft, einer unverwüstlichen Zähigkeit des Charakters, verbunden mit mancherlei Anlagen des Verstandes.

Man muß den Russen einen wohlproportionierten Körperbau zugestehen; indessen ist der Wuchs in den verschiedenen Gegenden des großen Landes sehr verschieden, meistenteils aber eher groß, als klein und mittelmäßig. Beide Geschlechter sind im ganzen wohlgebildet und zum Teil schön; im Durchschnitt mehr bräunlich als blond. Von Natur verunstaltete Menschen trifft man höchst selten unter ihnen. In ihrem zwar rauhen, aber gesunden Klima werden sie abgehärtet und besitzen daher eine ungewöhnliche Ausdauer, obgleich vielleicht im Verhältnis zu andern Nationen weniger Stärke. Sie sind auch im allgemeinen nur wenigen Krankheiten unterworfen und erleben gewöhnlich ein heiteres, gesundes, oft sehr hohes Alter. Greise von 100, 110, ja 120 Jahren sollen unter ihnen gar nicht selten sein.

Die Hauptgrundzüge der russischen Nationalgesichtsbildung mögen ungefähr, so weit sich allgemeines derart überhaupt feststellen läßt, folgende sein: Kleine durchdringende Augen, eine niedrige, freie und offene Stirn, ein nicht sehr großer Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, eine meist kleine und auswärts gebogene oder aufgestülpte Nase, ein gewöhnlich sehr starker Bart, ein dickes Haupthaar von verschiedenen Schattierungen, von der dunkelbraunen bis zur roten Farbe, selten aber ganz schwarz. Der allgemeine Charakter des Ausdrucks der Physiognomie ist Ernst und Gutmütigkeit, auch wohl Schlauheit und Verschlagenheit; sehr ausdrucksvolle Gesichtszüge sind jedoch selten. Gehör und Gesicht sind meist sehr scharf; die übrigen Sinne jedoch durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgestumpft. Der Gang und die Bewegungen des Körpers bei den Russen haben eine charakteristische Schnelligkeit und Heftigkeit, oft eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit. Dabei sind sie gewandt an Geist und Körper, immer guten Mutes, fröhlich, thätig — aber selten bis zu einer beharrlichen Anstrengung des Leibes oder Geistes; Freunde des Gesanges und der Musik, gutmütig aus Temperament; aber aufbrausend, heftig, und bis zur Grausamkeit wütend, wenn sie beleidigt oder sonst gereizt werden — die nordischen Franzosen! Sie sind äußerst betriebsam, erfinderisch und schlau in ihrem Gewerbe, aber auch betrügerisch und hinterlistig, zum Wucher und Schacher geneigt, dienstfertig, gastfrei, gesellig und gesprächig. Selbst der gemeine Mann besitzt viel natürliche Beredsamkeit und eine gewisse natürliche Höflichkeit — ähnlich dem Franzosen.

Faſt dieſelben Grundzüge findet man auch bei dem weiblichen Geſchlecht; nur daß hier alles mehr verſchönert und oft veredelt iſt. Die Mädchen werden früher reif, als man in einem ſo kalten Klima vermuten ſollte, und es iſt gar nichts Seltenes, daß der Bräutigam erſt 16—17 Jahre, die Braut 13—14 Jahre zählt. Es iſt Volksſitte, früh zu heiraten: Erziehung, Lebensart, namentlich der häufige Genuß des Branntweins, nebſt dem öftern Gebrauch der warmen Bäder tragen zur ſchnelleren Entwickelung viel bei. Eine Folge iſt aber auch, daß die Blüte und Schönheit des weiblichen Geſchlechts früh verwelkt. Der Umgang beider Geſchlechter iſt ziemlich frei und ungebunden, namentlich auf dem Lande, wo man eng beiſammen wohnt. Das Betragen der Männer gegen ihre Frauen iſt oft barſch, rauh und grob, nicht ſelten hart; dieſe ſind auch von Jugend auf zur Arbeit und Unterwürfigkeit gewöhnt. Doch genießen ſie in der Neuzeit wohl durchgängig die Vorrechte, welche gebildete Nationen dem ſchönen Geſchlechte geſtatten, und würden ſich ſehr wundern, wenn der Herr Gemahl, wie es bei den Vorfahren Sitte war, ſeine Liebe durch den Stock beweiſen wollte.

Wenn man den Charakter eines Volkes genau kennen lernen will, ſo muß man die einzelnen Züge des Gemäldes nicht in den höheren Klaſſen der Einwohner aufſuchen, ſondern bei den mittleren und niederen Ständen ſtehen bleiben. So iſt es auch bei der ruſſiſchen Nation. Die oberen Klaſſen ſind hier, wie überall, von der urſprünglichen alten Lebensart zu weit abgegangen und gleichen ſchon ihren weſteuropäiſchen Standesgenoſſen zu ſehr, als daß man in ihnen die wahren und echten Ruſſen erkennen könnte. Anders iſt es bei dem Bürger und Bauer. Dieſer zeigt noch wie vor alters Frohſinn, Luſtigkeit, Sorgloſigkeit, Genügſamkeit, Zufriedenheit; aber auch Trunkſucht, Härte, Sklavenſinn und Sklaventücke, Jähzorn, Gefräßigkeit, wenn es auf Koſten anderer geht, Hang zum Stehlen, zum Aberglauben und zur Bigotterie.

Der ruſſiſche Handwerker iſt talentvoll und geſchickt, aber es fehlt ihm das Solide, Ausdauernde des Deutſchen oder Engländers; er iſt oberflächlich und leichtſinnig. Der Kaufmann und Krämer nimmt mit einem geringen Verdienſte fürlieb, eben weil ihm, außer der Befriedigung ſeiner Trunkſucht, der Überfluß wenig darbieten kann. Aber gerade dieſe Zufriedenheit mit mäßigem Gewinne und dürftigem Auskommen, ſowie der ſorgenloſe Blick in die Zukunft, erzeugen oft einen Müſſiggang, der um ſo ſchädlicher iſt, je ſeltener ſich die unteren Stände zu ungewohnten Geſchäften entſchließen, wenn ſie nicht durch beſondere Aufmunterung, durch Beiſpiele oder ſichtbare, leicht zu erreichende Vorteile dazu angeſpornt werden. Der Handwerker hält daher gern blauen Montag und treibt ſich, wenn er kann, mehrere Tage lang in den Kabaken (Schenken) herum. Um nicht auszuarten, muß er unabläſſig beſchäftigt werden und mit Not und Mangel zu kämpfen haben.

Zu den Hauptvergnügungen der Ruſſen gehören Geſang und Muſik. Die Liebhaberei für den erſteren iſt ſo allgemein und tiefliegend, daß man wohl ſagen kann: „Der Ruſſe lebt nicht ohne Geſang.“ Der Geſang begleitet ihn bei allen Beſchäftigungen, bei der Arbeit, wie auf der Reiſe. Der

einem abgesonderten Leben sich verirren konnte. Die Flußsysteme spielen in der russischen Geschichte eine bedeutende Rolle; sie dienten der ersten Bevölkerung als Führer, an ihnen ließen sich die Stämme nieder, an ihnen erschienen die ersten Städte; sie sonderten anfangs die einzelnen Völkerschaften in vier Hauptgruppen, aber — wie sie einem Quellgebiete angehören — war in dieser Sonderung bereits die Einheit des Reiches angelegt und entwickelte sich daraus.

Werfen wir einen nähern Blick auf die slavische Menschenrasse, welche das Russenvolk bildet, so wird uns die Anschauung einer gewaltigen Lebenskraft, einer unverwüstlichen Zähigkeit des Charakters, verbunden mit mancherlei Anlagen des Verstandes.

Man muß den Russen einen wohlproportionierten Körperbau zugestehen; indessen ist der Wuchs in den verschiedenen Gegenden des großen Landes sehr verschieden, meistenteils aber eher groß, als klein und mittelmäßig. Beide Geschlechter sind im ganzen wohlgebildet und zum Teil schön; im Durchschnitt mehr bräunlich als blond. Von Natur verunstaltete Menschen trifft man höchst selten unter ihnen. In ihrem zwar rauhen, aber gesunden Klima werden sie abgehärtet und besitzen daher eine ungewöhnliche Ausdauer, obgleich vielleicht im Verhältnis zu andern Nationen weniger Stärke. Sie sind auch im allgemeinen nur wenigen Krankheiten unterworfen und erleben gewöhnlich ein heiteres, gesundes, oft sehr hohes Alter. Greise von 100, 110, ja 120 Jahren sollen unter ihnen gar nicht selten sein.

Die Hauptgrundzüge der russischen Nationalgesichtsbildung mögen ungefähr, so weit sich allgemeines derart überhaupt feststellen läßt, folgende sein: Kleine durchdringende Augen, eine niedrige, freie und offene Stirn, ein nicht sehr großer Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, eine meist kleine und auswärts gebogene oder aufgestülpte Nase, ein gewöhnlich sehr starker Bart, ein dickes Haupthaar von verschiedenen Schattierungen, von der dunkelbraunen bis zur roten Farbe, selten aber ganz schwarz. Der allgemeine Charakter des Ausdrucks der Physiognomie ist Ernst und Gutmütigkeit, auch wohl Schlauheit und Verschlagenheit; sehr ausdrucksvolle Gesichtszüge sind jedoch selten. Gehör und Gesicht sind meist sehr scharf; die übrigen Sinne jedoch durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgestumpft. Der Gang und die Bewegungen des Körpers bei den Russen haben eine charakteristische Schnelligkeit und Heftigkeit, oft eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit. Dabei sind sie gewandt an Geist und Körper, immer guten Mutes, fröhlich, thätig — aber selten bis zu einer beharrlichen Anstrengung des Leibes oder Geistes; Freunde des Gesanges und der Musik, gutmütig aus Temperament; aber aufbrausend, heftig, und bis zur Grausamkeit wütend, wenn sie beleidigt oder sonst gereizt werden — die nordischen Franzosen! Sie sind äußerst betriebsam, erfinderisch und schlau in ihrem Gewerbe, aber auch betrügerisch und hinterlistig, zum Wucher und Schacher geneigt, dienstfertig, gastfrei, gesellig und gesprächig. Selbst der gemeine Mann besitzt viel natürliche Beredsamkeit und eine gewisse natürliche Höflichkeit — ähnlich dem Franzosen.

Faſt dieſelben Grundzüge findet man auch bei dem weiblichen Geſchlecht; nur daß hier alles mehr verſchönert und oft veredelt iſt. Die Mädchen werden früher reif, als man in einem ſo kalten Klima vermuten ſollte, und es iſt gar nichts Seltenes, daß der Bräutigam erſt 16—17 Jahre, die Braut 13—14 Jahre zählt. Es iſt Volksſitte, früh zu heiraten: Erziehung, Lebensart, namentlich der häufige Genuß des Branntweins, nebſt dem öftern Gebrauch der warmen Bäder tragen zur ſchnelleren Entwickelung viel bei. Eine Folge iſt aber auch, daß die Blüte und Schönheit des weiblichen Geſchlechts früh verwelkt. Der Umgang beider Geſchlechter iſt ziemlich frei und ungebunden, namentlich auf dem Lande, wo man eng beiſammen wohnt. Das Betragen der Männer gegen ihre Frauen iſt oft barſch, rauh und grob, nicht ſelten hart; dieſe ſind auch von Jugend auf zur Arbeit und Unterwürfigkeit gewöhnt. Doch genießen ſie in der Neuzeit wohl durchgängig die Vorrechte, welche gebildete Nationen dem ſchönen Geſchlechte geſtatten, und würden ſich ſehr wundern, wenn der Herr Gemahl, wie es bei den Vorfahren Sitte war, ſeine Liebe durch den Stock beweiſen wollte.

Wenn man den Charakter eines Volkes genau kennen lernen will, ſo muß man die einzelnen Züge des Gemäldes nicht in den höheren Klaſſen der Einwohner aufſuchen, ſondern bei den mittleren und niederen Ständen ſtehen bleiben. So iſt es auch bei der ruſſiſchen Nation. Die oberen Klaſſen ſind hier, wie überall, von der urſprünglichen alten Lebensart zu weit abgegangen und gleichen ſchon ihren weſteuropäiſchen Standesgenoſſen zu ſehr, als daß man in ihnen die wahren und echten Ruſſen erkennen könnte. Anders iſt es bei dem Bürger und Bauer. Dieſer zeigt noch wie vor alters Frohſinn, Luſtigkeit, Sorgloſigkeit, Genügſamkeit, Zufriedenheit; aber auch Trunkſucht, Härte, Sklavenſinn und Sklaventücke, Jähzorn, Gefräßigkeit, wenn es auf Koſten anderer geht, Hang zum Stehlen, zum Aberglauben und zur Bigotterie.

Der ruſſiſche Handwerker iſt talentvoll und geſchickt, aber es fehlt ihm das Solide, Ausdauernde des Deutſchen oder Engländers; er iſt oberflächlich und leichtſinnig. Der Kaufmann und Krämer nimmt mit einem geringen Verdienſte fürlieb, eben weil ihm, außer der Befriedigung ſeiner Trunkſucht, der Überfluß wenig darbieten kann. Aber gerade dieſe Zufriedenheit mit mäßigem Gewinne und dürftigem Auskommen, ſowie der ſorgenloſe Blick in die Zukunft, erzeugen oft einen Müſſiggang, der um ſo ſchädlicher iſt, je ſeltener ſich die unteren Stände zu ungewohnten Geſchäften entſchließen, wenn ſie nicht durch beſondere Aufmunterung, durch Beiſpiele oder ſichtbare, leicht zu erreichende Vorteile dazu angeſpornt werden. Der Handwerker hält daher gern blauen Montag und treibt ſich, wenn er kann, mehrere Tage lang in den Kabaken (Schenken) herum. Um nicht auszuarten, muß er unabläſſig beſchäftigt werden und mit Not und Mangel zu kämpfen haben.

Zu den Hauptvergnügungen der Ruſſen gehören Geſang und Muſik. Die Liebhaberei für den erſteren iſt ſo allgemein und tiefliegend, daß man wohl ſagen kann: „Der Ruſſe lebt nicht ohne Geſang.“ Der Geſang begleitet ihn bei allen Beſchäftigungen, bei der Arbeit, wie auf der Reiſe. Der

Ackermann ſingt hinter dem Pfluge, der Fuhrmann bei ſeinem Fuhrwerke, der Hirt bei der Herde, der Handwerker bei ſeiner Arbeit, der Soldat auf dem Marſche, ſelbſt wenn er zur Schlacht zieht. Die Ruderer auf den Booten ſingen vollſtimmige Lieder, wenn es nicht gegen den Strom geht und zu ſcharf gerudert wird. Am Sonntage und an Feſttagen findet man bei gutem Wetter an allen Orten und in jedem kleinſten Dorfe Tanz und Geſang, begleitet von ländlicher Muſik, der Gusli oder liegenden Harfe, und der Balalaika, einem mit zwei Darmſaiten bezogenen Inſtrumente von Tannenholz, faſt wie eine Zither geſtaltet. Sogar im ſtrengſten Winter, beſonders um die Weihnachtszeit, ſieht man die Dorfjugend bis ſpät in die Nacht ſingend und ſpielend auf den Straßen herumlaufen.

Die Lebensart der gemeinen Ruſſen iſt äußerſt einfach. Ihre Wohnungen ſind meiſtenteils einſtöckige Rauchſtuben, hier und da auch, beſonders an den Poſtſtraßen, gut gebaute Häuſer mit Schornſteinen. Die Bauart iſt die im ganzen Norden gebräuchliche: über einander gelegte und an den vier Ecken in einander gefügte Balken, deren Zwiſchenräume mit Moos verſtopft werden, mit Stroh oder großen bretterähnlichen Schindeln gedeckte Häuſer, die ein warmes Ausſehen haben und wirklich warm ſind. Es giebt aber auch Dörfer, die an Größe und Bauart manche kleine Kreisſtadt übertreffen, wo die Gebäude ſehr feſt, geräumig, bequem, ja mitunter zierlich bemalt ſind. Indeſſen gewährt auch das ſchlechteſte ruſſiſche Dorf dem genügſamen Reiſenden einen erfreulichen Anblick. Man ſieht überall thätige, geſchäftige und frohe Menſchen. An ſchönen Sommerabenden verſammeln ſich nach beendigter Tagesarbeit die jungen Burſchen und Mädchen in den Dörfern auf freien Plätzen, ſingen und ſpringen, ſchaukeln und beluſtigen ſich durch allerlei Volksſpiele. Selbſt bei dem Adel gehört es mit zu den ländlichen Abendverkürzungen im Winter, daß ein Chor junger Bäuerinnen, die hierzu abgerichtet und ſauber, oft ſogar ſchön gekleidet ſind, die Geſellſchaft durch Geſang und Tanz ergötzt.

In ſeiner Heimat und unter ſeinem Dache iſt der Ruſſe ſehr genügſam, und nimmt mit der geringſten Koſt fürlieb. Schwarzes Brot von ungebeuteltem Mehl, oft ſchlechter als Kommißbrot, friſcher oder ſaurer Kohl, Rüben, Erbſen und Bohnen, am liebſten aber Grütze und Salzfiſche, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, ſelten Kartoffeln ſind ſeine gewöhnlichen Speiſen. Fleiſch, meiſtens geräuchertes, wird nur an Sonn- und Feiertagen in die Kohlſuppe gethan. Schwämme, Fleiſchpaſtetchen (Piroguen), Fiſche mit Kohl und Wurzelwerk, Eier und Pfannkuchen gelten ſchon für Leckerbiſſen. Friſches Obſt, allerlei wilde Beeren und Haſelnüſſe werden zum Nachtiſche aufgetragen. Saure rote Rüben oder Kohl, mit Grütze und Pfeffer gewürzt, ſind ein Lieblingsgericht in der Ukraine; auch iſt ein Gemiſch von Fleiſch, Grütze, Mehlbrei, mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt, ſehr beliebt. Das allgemeine Nationalgetränk iſt Kwaß, der von Roggenmehl, Brot, auch bisweilen aus Malz, durch Gährung und Säuerung bereitet wird, unſerm Dünnbier ähnlich iſt und eine angenehme Erfriſchung gewährt.

Den Ackerbau liebt der Russe im ganzen genommen weniger als Handel und Gewerbe. Er scheint wie der Jude zum Schacher geboren zu sein, daher auch Peter I. einst unter die Bittschrift mehrerer polnischer Juden, welche um Handelsfreiheit in seinem Reiche nachsuchten, schrieb: „Nichts von Juden hier; ich kenne meine Russen, sie verstehen den Kram besser als ihr!“ Dieser Hang und diese natürliche Anlage zum Handel und Schacher ist ein Hauptzug in dem Charakter der russischen Nation. Man lasse dem Russen nur Freiheit zum Handel; er braucht keine andere Unterstützung, keine andere Aufmunterung: er hat sein Kapital bei sich und weiß die Prozente davon zu gewinnen. Sein Kopf ist erfinderisch, seine Augen sind wachsam, seine Hände flink, seine Füße schnell, sein Magen genügsam. „Man setze ihn,“ sagt ein russisches Sprüchwort, „mit einem Geldbeutel auf einen Stein, und er wird sich nähren.“ Die der ganzen Nation eigene Industrie ließ auch die Leibeigenschaft, deren gänzliche Abschaffung seit dem Regierungsantritt des volksfreundlichen Kaisers Alexander II. angebahnt und trotz dem Widerstreben des russischen Adels und teilweise selbst der emanzipierten Bauern durchgesetzt ward, weniger empfinden, da die Hörigen nicht, wie ehemals noch die Esthen und Letten, an ihren Erbacker gebunden waren. Dem russischen Erbherrn war es gleichviel, wo sein Leibeigener sich aufhielt, wenn er nur seine Obrok (Geldabgabe) bezahlte und mit einem Passe oder Erlaubnisscheine versehen war. Hierzu kommt, daß der Russe sein Ich, sein Vaterland, seine Nation, seine väterliche Religion über alles liebt und ehrt, wodurch er sich mit andern Nationen unvermischt hält. Nur selten und nicht ohne Not wird er das Vaterland des Gewinnes halber verlassen, und wenn er es ja thut, kehrt er gewiß bald wieder in seine Heimat zurück. Er geht wohl in eine andere Provinz, aber nie in ein ganz fremdes Reich. Deswegen ist auch das Davonlaufen der Soldaten nach Schweden oder Preußen nur ein selten vorkommender Fall.

Vornehme und geringe, arme und reiche Russen sind alle Freunde der Jagd. Die Vornehmen lieben vorzugsweise die Hetzjagd, bei welcher Hasen und Füchse, bisweilen auch Bären und Wölfe, mit Windhunden, letztere mit Packern (Bärenhunden) gehetzt werden, nachdem sie durch Jagdhunde aus dem Gebüsch ins Freie getrieben sind. — Im Winter findet man in den Dörfern oft wenig Männer zu Hause. Sie sind in dieser Jahreszeit meistens als Fuhrleute (Jämtschiks) abwesend, um für billige Fracht Produkte und Waren nach allen Häfen, Stapelorten und Handelsplätzen des Reiches zu führen. Andere beschäftigen sich mit allerlei Handarbeiten, Schlittenmachen, Verfertigen hölzerner Geräte, Töpferwaren, Korb-, Matten- und Bastschuhflechten. Andere stricken Netze und verarbeiten Bast und Hanf zu Stricken, Leder zu Pferdegeschirr, drechseln Löffel und Schalen u. s. w. Wenn der russische Bauer nur einigermaßen wohlhabend ist, so sieht er in seinem Hause wie an seiner Person sehr auf Reinlichkeit und Ordnung. Nicht nur er selbst und die Seinigen gehen wenigstens alle Wochen einmal (gewöhnlich

am Sonnabend) in die heiße Badeſtube, ſondern auch die Stuben und Kammern werden fleißig gewaſchen und gereinigt.

Der gemeine Ruſſe läßt noch immer wie vor Jahrhunderten ſeinen Bart wachſen und trägt ein kurzes, rund um den Kopf abgeſchnittenes Haupthaar. Die Kleidung der Männer iſt in allen Provinzen ſo ziemlich dieſelbe; bloß in der Ukraine hat ſie den polniſchen Zuſchnitt. Sie beſteht im Sommer aus langen, weiten leinenen Pantalons, einem mit kurzen Ärmeln verſehenen und um den Leib mit einem ledernen Gurt befeſtigten Hemde, über welches, wenn es kälter wird, ein langer Rock von grauem Landtuche mit ſehr langen Schößen angezogen wird. Dieſer Rock wird mit einer Art farbiger, wollener oder leinener Schärpe umgürtet. Im Winter trägt jeder einen Schafpelz, der Ärmere ohne Überzug, der Reichere mit Tuch oder Zeug überzogen. Die Kopfbedeckung der Männer beſteht im Sommer aus einem runden Hute mit ſchmaler Krämpe, im Winter aber aus einer mit Tuch oder Plüſch überzogenen Pelzmütze. Statt der Strümpfe werden bei den Ärmeren die Füße mit langen Binden von Linnen oder grobem wollenen Tuch umwickelt, und die Schuhe ſind von Lindenbaſt geflochtene Socken, oder auch Sandalen von rotem Leder, die über dem Fuße zugeſchnürt werden. Wohlhabendere tragen ordentliche Schuhe oder Stiefeln und Strümpfe.

Die Hochzeiten der Dorfbewohner werden mit großem Jubel und Lärm gefeiert. Acht Tage vor der Trauung verlobt ſich das junge Ehepaar durch die Hand des Popen, und dieſe Verlobung iſt unauflöslich. Bei der Trauung wird in der Kirche vor den Brautleuten ein heiliges Bild hergetragen, es wird ihnen dann ein Kränzchen aufgeſetzt, und ſie wechſeln wie bei uns vor dem Altare die Ringe, worauf ſie mit vielem Kreuzmachen vom Geiſtlichen eingeſegnet werden, nachdem ſie zuvor aus einem Becher getrunken haben. Nach Hauſe zurückgekehrt, reicht ihnen der Brautvater ein Brot mit etwas Salz, mit dem Wunſche, daß es ihnen nie an beiden fehlen möge. Nun wird geſchmauſt, gezecht, getanzt — oft mehrere Tage lang.

In den Gebräuchen der Religion ſind die Ruſſen ſehr eifrig. Man findet in jeder Stube, der Thür gegenüber, an der Wand eine Kapſel oder ein Schränkchen, worin ſich das Bildnis desjenigen Heiligen befindet, den der Hausherr zu ſeinem Schutzpatron erwählt hat. Gewöhnlich iſt dies der Ritter St. Georg, welcher den Lindwurm erlegt. Vor dieſem Heiligenbilde, das zwei kleine Vorhänge bedecken, macht jeder Eintretende, noch vor der Begrüßung der Hausgenoſſen, ſeine Verbeugung und ein paar Kreuze mit den Fingern der rechten Hand, begleitet von dem gewöhnlichen, in allen Kirchen unzählige Male ertönenden Gospodi pomilui (Kyrie-Eleiſon). Die Männer entblößen dabei ihr Haupt, laſſen es auch oft aus Hochachtung — nicht vor den Anweſenden, ſondern vor dem Heiligen — unbedeckt bis zum Weggehen. Jene Verehrung empfängt der Heilige von allen Bewohnern des Hauſes jeden Morgen und Abend, vor dem Eſſen, ja vor jedem Trunke. Bei wirklichen Zechgelagen machen ſie ſich aber von den Ceremonieen frei, ziehen auch wohl die Vorhänge des Heiligenſchreins zu, damit der Heilige

nicht sehe, daß sie betrunken sind. Überhaupt wird jedes Heiligenbild, sei es in einer Mauernische oder auf einer Prozession u. s. w., mit Bücklingen und Kreuzen begrüßt. Auch trägt jeder Russe und jede Russin ein kleines gemaltes Heiligenbild oder metallenes Kreuz, welches ihnen bei der Taufe umgehängt wird, bis an den Tod auf der Brust, und orthodoxe Geistliche tragen Bedenken, einem Verstorbenen, bei welchem dieses Symbol seines Christentums sich nicht findet, ein ehrliches Begräbnis zu gestatten. Vor diesem Heiligtum hat jeder Russe eine tiefe Verehrung, läßt sich aber dadurch nicht abhalten, nach seinem Gelüst zu handeln. Er braucht indessen die Vorsicht, das Kreuz oder das Heiligenbild jedesmal, wenn er im Begriff steht, eine sündliche Handlung zu begehen, vorher abzulegen, so wie er den Stubenheiligen zudeckt, damit dieser nicht Zeuge seiner bösen Thaten sei. Nach vollbrachter That wird das Bild wieder umgehängt und der Vorhang wieder aufgezogen. Diejenigen Russen, welche an Sonn- und Festtagen die Kirchen nicht besuchen, unterlassen doch nie, ihre Hausandacht zu halten. Der Herr des Hauses tritt mit sämtlichen Hausgenossen vor das Heiligenbild, vor welchem Lichter brennen. Man bückt und bekreuzt sich, ruft mehrere Male Gospodi pomilui; die Andächtigsten knieen auch wohl nieder, stemmen die Hände auf die Diele und berühren dieselbe mit der Stirn. Dies alles geschieht noch weit öfter in der Kirche, wo auch die Gebildeten und Vornehmen die Ceremonie nicht unterlassen.

Wenn man sagt, der Russe müßte durch Strenge und harte Strafen zum Arbeiten gezwungen werden, so ist das nicht durchaus wahr. Billige Vorgesetzte und gerechte Herren haben das nicht nötig, und es galt nur von solchen Leibeigenen, die durch lange Knechtschaft an das Prügeln und Knuten gewöhnt waren. Leider sind Billigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht eben die Tugenden der russischen Großen und Erbherren, und diese haben allerdings ihre Untergebenen harthäutig gemacht. Sie prügeln die Postknechte, wenn diese nicht schnell genug fahren; Deutsche, Engländer oder Franzosen, die in Rußland reisen, haben das aber nicht nötig und kommen mit einem kleinen Geschenke an Geld oder einem Glase Branntwein eben so weit.

Es ist unglaublich, was diese Menschen aushalten können und wie weit ihre Abhärtung, Stärke und Festigkeit geht. Manche halten 30, 60, ja 100 Knutenhiebe*) aus. Manche bekommen mit Batoggen, d. h. kleinen hölzer-

*) Die Knute ist eine fürchterliche, höchst schmerzhafte Strafe, welche bei groben Verbrechen die Stelle der Todesstrafe vertritt. Eigentliche Hinrichtungen finden nur höchst selten (z. B. im Falle des Hochverrats) statt. Die Knute ist eine etwa $1^1/_2$ m lange und $^1/_2$ Pfund schwere Peitsche, und besteht aus einem $^2/_3$ m langen Riemen von Juchtenleder von der Dicke eines Thalers, am Stiele $1^1/_2$ cm, an der Spitze $^1/_2$ cm breit. Um diesen Riemen recht hart und einschneidend zu machen, wird er in Milch geweicht und dann an der Sonne getrocknet, wodurch er recht elastisch wie Horn und Pergament wird. Vermittelst einer eisernen Zwinge ist er an einem starken Stiele befestigt. In der Hand eines geschickten und grausamen Knutenmeisters kann der Missethäter mit 6—8 Hieben zu Tode gepeitscht werden, wenn die Schläge längs dem Rückgrate stark

nen Stäben (liegend, wobei zwei Männer Arme und Füße festhalten), 400—500 Hiebe, wodurch der ganze Rücken zerfleischt wird, und stehen dann wieder auf, ohne gehalten oder geführt zu werden. Die Ausdauer und Unverwüstlichkeit ist eine Folge teils des rauhen Klimas, teils der harten Erziehung.

Es geschieht oft, daß Eltern ihre Kinder erst in heißem Wasser baden und dann nackt in den Schnee stecken, daß sie rot werden, wie gesottene Krebse. Die meisten halten es aus, weil sie einen gesunden Körper auf die Welt bringen. Die Kinder werden auch sehr früh an die härtesten Arbeiten gewöhnt, sie bekommen wenige und nur harte Kost zu essen und werden bei kleinen Vergehen nachdrücklich gestraft, obwohl die Russen große Kinderfreunde sind. Diese Strenge bewahrt sie frühzeitig vor Entnervung und Weichlichkeit; sie bildet Kernmenschen, die sich in der Folge in alle Umstände schicken, keine Gefahr noch Schwierigkeit scheuen, alle Strapazen ertragen, alles aushalten, alles unternehmen, jeder Mühseligkeit trotzen. Daher erklärt sich ihr Mut, ihre Kühnheit, Unerschrockenheit, Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, Ausdauer bei Frost und Hitze, bei Hunger und Durst, im Felde, auf dem Meere, in der Wüste, bei jeder Witterung. Ihr ganzes Aussehen zeugt von Kraft, Mut und Stärke. Sie haben große Lust zu Leibesübungen, und diese sind alle von solcher Art, daß man die Härte ihrer Körper mit in Betracht ziehen muß, um ein Vergnügen darin zu entdecken. Man sieht sie fast täglich ringen, sich balgen, schlagen, werfen, mit Fäusten stoßen, sich einander ein Bein stellen, zu Boden strecken und sonst noch ihre Stärke versuchen. Ihr größtes Vergnügen ist das Schaukeln und Herumdrehen auf den bekannten, den Windmühlen ähnlichen russischen Schaukeln, das Glitschen auf dem Eise und das pfeilschnelle Herabfahren auf kleinen Schlitten von künstlich gemachten Eisbergen. Das schnelle Fahren überhaupt, im Winter wie im Sommer, lieben alle Russen.

Ohne Bad kann kein Russe leben, und er muß wenigstens jede Woche eins haben; doch lieben alle die heißen Bäder mehr als die kalten. Wenn es ihnen im Leibe nicht recht ist, trinken sie ein oder zwei Glas Branntwein, essen Schießpulver, kauen Tabak und gehen darauf ins Schwitzbad. Eine solche Badestube ist in vielen Häusern, und jedes Dorf hat deren wenigstens zwei bis drei. Sie sind so gebaut, daß sie bis zu einem hohen Grad erhitzt werden können, und, wo es angeht, legt man sie gern an einem Flusse an, damit man nach dem Dampfbade sich gleich wieder abkühlen kann. In

auffallen; durch schwächeres Zuhauen kann der Mensch mit 150—200 Hieben zu Tode gemartert werden. Bei der Exekution tritt der Nachrichter 3 Schritte hinter den Delinquenten, der mit entblößtem Rücken an einen schräg stehenden Pfahl gebunden ist, und haut jedesmal im Sprunge, um dem Streiche desto stärkeren Nachdruck zu geben, weshalb er auch vor jedem Hiebe einige Schritte zurücktritt. Der Knutpfahl selbst besteht aus einem dicken und breiten Blocke oder einer dergleichen Bohle und hat oben einen halbrunden, auf beiden Seiten aber 4 solcher Einschnitte, in welche der Kopf, die Arme und Beine mit Riemen oder Stricken eingeschnürt werden, wodurch alle Muskeln des Rückens ihre stärkste Ausdehnung erhalten.

dieſem Dampfbade waſchen und reiben ſie vermittelſt grüner und dürrer Birkenbüſchel nicht nur den ganzen Körper mit heißem Waſſer, ſondern ſie reinigen auch ihre Kleider und Hemden von allerlei kleiner Einquartierung, indem ſie ſelbige über das Feuer ausſchütteln oder an den heißen Ofen hängen, da dann die Hitze alles, was lebt, tötet. Viele machen ſich hinterher noch das Vergnügen, daß ſie mit dem hochrot aufgedunſenen Leibe aus der heißen Badeſtube nackend herauslaufen, in den nah gelegenen Fluß ſpringen oder ſich im Schnee herumwälzen, darauf wieder in die heiße Stube zurückkehren und es ſo lange wiederholen, bis ſie es ſatt haben. Nach der Verſicherung vieler ſoll dieſe Kur ſehr angenehme Empfindungen erregen. Die Weiber und Mädchen der gemeinen Klaſſen machen es wie die Männer und ſchämen ſich ihrer Nacktheit nicht im geringſten. Die vornehmen und reichen Ruſſen haben ihre Badeſtuben durchgehends in den Landhäuſern und bedienen ſich derſelben eben ſo gern als der gemeine Mann. Sie ſind aber viel größer und bequemer und oft mit ausgeſuchter Üppigkeit eingerichtet.

Mit Recht hat man dieſer Gewohnheit der Ruſſen, die ſtärkſte Hitze eines Dampfbades mit der größten Kälte abwechſeln zu laſſen, die Stärke, Abhärtung und Dauerhaftigkeit ihrer Natur zugeſchrieben, da ſie von früheſter Jugend dazu gewöhnt werden.

Wenn man von ihrer Trunkenheit ſpricht, ſo muß man nicht glauben, daß ſie dieſe zur Gewohnheit machen, ſondern derſelbe Menſch, der heute betrunken ſich auf der Straße wälzt, iſt nicht bloß morgen, ſondern mehrere Wochen nachher wieder der nüchternſte, mäßigſte und arbeitſamſte Burſche und löſcht ſeinen Durſt mit Waſſer, ohne nach Branntwein zu gelüſten. Er fordert auch zu Hauſe nie barſch, ſondern faſt immer bittend, und iſt dankbar, wenn man ihm etwas über ſeinen kärglichen Lohn giebt. Will er ſich einmal etwas zu gute thun, d. h. ſich berauſchen, ſo bittet er ganz naiv um Erlaubnis dazu und ſagt: „Väterchen, ich kann es nicht länger mehr aushalten, ich muß mich einmal beſaufen! Morgen früh bin ich wieder nüchtern und mache alles gut und ordentlich.“ — Man thut nicht wohl, wenn man ihm das abſchlägt oder ihn in ſeinem löblichen Vorſatze ſtört, denn er läßt es doch nicht und wird von dem Augenblicke an mißtrauiſch. Man gönne ihm immerhin einmal das Vergnügen, einen halben Tag lang wahnſinnig zu ſein; er verrichtet nachher ſeine Geſchäfte noch einmal ſo willig.

In ähnlicher Weiſe iſt es auch mit dem Eſſen. So ſtarke Mahlzeiten der Ruſſe zu ſich nehmen kann, wo ſie ihm nichts koſten, ſo lebt er doch im allgemeinen mit ſeiner Familie ſehr frugal; die Genügſamkeit iſt ein Hauptzug im Charakter des Ruſſen, der luſtig und heiter bleibt auch in der größten Entbehrung.

Die alte Gaſtfreundſchaft des Nordländers iſt noch jetzt eine ruſſiſche Nationaltugend. Vom Bauer bis zum Fürſten nimmt jeder ſeinen Gaſt, ſollte er auch ein ganz Fremder ſein, freundlich auf und ſetzt ihm das Beſte vor. Auffallend iſt die Art, wie der Mann mittlern und niedern Standes ſeinen Freund bewirtet. Nach dem Frühſtück, welches meiſtens aus harten

und geräucherten Fleiſchſpeiſen oder getrockneten und geſalzenen Fiſchen beſteht, bietet der Hausvater ein Schälchen (Glas Branntwein); eben dies thut die Frau, dann kommen die Söhne, und endlich die Töchter, je mit einem Gläschen Schnaps, welches abzuſchlagen die größte Unhöflichkeit ſein würde. Beim Mittagseſſen wird Kwaß, Bier, ſelten Wein getrunken; nach Tiſche Thee mit Kirſchbranntwein oder dergleichen; um vier Uhr auch wohl Punſch (mit Branntwein ſtatt Arak), dann wieder Bier, Schälchen, und ſo auch bei dem Abendeſſen. Wer alsdann noch bei Verſtande iſt, geht nach Hauſe oder legt ſich ſchlafen. Der rohe echte Ruſſe aber ſingt und lärmt fort, tanzt und macht allerlei tolle Späße, je wilder deſto beſſer. Ohne das geht es nicht hoch her, und ſo darf namentlich bei der Hochzeit der „Hanswurſt" nicht fehlen, welcher auf dem Zuge nach der Kirche und aus der Kirche zurück ſeine Späße macht und die Hochzeitsgäſte zum Lachen bringt.

## 3. Der griechiſche Kultus.*)

### Ruſſiſche Gotteshäuſer.

Wie die chriſtliche Religion, ſo wurde auch der Bauſtil der ihr dienenden Gotteshäuſer von Konſtantinopel nach Rußland übertragen. Beide wurden natürlich auf dem fremden Boden und bei der verſchiedenen Nationalität ſehr modifiziert, und es entſtand daher die griechiſch-ruſſiſche Kirche und ein ihr eigentümlicher byzantiniſch-ruſſiſcher Bauſtil.

Kein Land in Europa hat aber ſo wenig alte Kirchen als Rußland, weil man früher dort alles von Holz baute, das leicht ein Raub der Flammen und Fäulnis wurde. Die wenigen ſteinernen Kirchen, wie ſie jetzt noch exiſtieren, wurden erſt gegen Ende des Mittelalters errichtet und finden ſich vorzugsweiſe in Kiew und auf dem Moskauiſchen Kreml. Sie wurden nach dem Muſter der Sophienkirche in Konſtantinopel aufgeführt, aber äußerſt klein, mit dicken Mauern umgeben und unglaublich finſter. Ihr Dach erhebt ſich in fünf winzigen Kuppeln, wovon die größere in der Mitte ſteht, die vier anderen liegen im Quadrat regelmäßig um ſie herum. Jede Kuppel endet in einem hohen vergoldeten Kreuze, das auf einem Halbmonde ſteht, mit allerlei Ketten umhangen iſt und durch ſie an die Kuppel ſelbſt befeſtigt wird. Von außen ſind die Kuppeln mit den grellſten Farben angeſtrichen, ſchreiend-rot, grasgrün oder auch wohl über und über vergoldet oder verſilbert, was zu dem Charakter dieſer kleinen Gebäude dann ſehr gut paßt. In das Innere der Kirchen laſſen die Kuppeln immer von ihrem Plafond (Decke) ein gigantiſches Bild herabblicken, deſſen großartige Häßlichkeit aber mehr erſchrickt, als zur Anbetung reizt. Gewöhnlich iſt es das Bruſtbild

*) „Reiſen im Innern von Rußland u. Polen." 1. Teil: „Moskau." Von J. G. Kohl.

des Erlöſers, der Maria oder des Johannes, und in der mittlern Kuppel das Bild eines alten, greiſen Mannes, unter dem man Gott den Vater vorſtellen wollte. Die Wände ſind gewöhnlich eben ſo von oben bis unten mit grotesken Heiligen- und Engelsfiguren bemalt, die alle ungefähr in dem Stile der 10 m hohen hölzernen Maria in der Kirche zu Marienburg in Preußen ausgeführt ſind, in welcher Manier auch die Bildhauer zu Bremen ihren Markt-Roland meißelten. Jetzt ſind ſie indes ſchon ziemlich verblichen, und ſchwerlich wird man ſie wieder herſtellen laſſen.

So wenig alte Kirchen Rußland aufzuweiſen hat, ſo zahlreich drängen ſich die neueren Kirchen in den Städten dieſes Reiches, und ohne Zweifel werden wohl in dieſem Augenblicke in keinem Lande der Welt ſo unendlich viele neue Kirchen gebaut, als in Rußland, teils weil der Zuwachs der Bevölkerung ſo ungeheuer iſt, und die Städte ſich ſchwindelnd raſch entwickeln, teils weil an die Stelle der alten gebrechlichen meiſt neue geſchmackvolle, ſteinerne treten. Es giebt jetzt keine Stadt in Rußland, die nicht, aus der Ferne betrachtet, mit ihren vielen weißſchimmernden Kirchen, unzähligen Kuppeln und Türmen wie ein kleines Konſtantinopel oder wie das hunderttempelige Fez ausſähe. Ja, Ortſchaften, die ihrer Holz- und Lehmhäuſer wegen, in der Nähe betrachtet, kaum für Flecken gelten würden, machen in weite Ferne hinaus fürs Auge ſo viel Aufſehen, daß man eine Reſidenz vermutet; alles bloß durch ihre zahlreichen neuen Kirchen.

Dieſe werden nun durchweg in einem eigenen neuruſſiſch-byzantiniſchen Stile gebaut, der ſich wie der alte auf eine quadratiſche Kirche mit einer großen Kuppel in der Mitte und vier kleinen auf der Seite reduziert. Dazu kommt dann aber als hauptſächlichſte Neuerung eine Menge von Säulen, gewöhnlich der reichen korinthiſchen Ordnung, nebſt einer bedeutenden Vermehrung der Fenſter und Vergrößerung der Räume. Jetzt haben die Kirchen einer kleinen ruſſiſchen Kreisſtadt für mehr Gläubige Platz, als die alten Kathedralen der großmächtigen Republik Nowgorod. Die fünf Kuppeln der Kirche ſind auch größer und gewölbter, und die Gemälde darin fallen weg, oder werden durch Stuccaturzieraten erſetzt. Die Wände ſind weiß, das Äußere iſt überkalkt, und zu deſſen Weiß ſteht das Grün der Kuppeln recht hübſch. Faſt in ganz Rußland ſind dieſe Kuppeln, wo nicht mit Kupfer-, ſo doch mit Eiſenblech gedeckt und grün angeſtrichen. Manche Klöſter haben freilich noch vergoldete und verſilberte Kuppeln. Am feinſten und nach orientaliſchem Geſchmack äußerſt ſchön und wohlgefällig ſehen die himmelblau gemalten und mit goldenen Sternen geſchmückten Kuppeln aus, dergleichen man in Petersburg und Moskau bei mehreren Kirchen ſieht.

Säulen finden ſich jetzt ſelbſt bei den unbedeutendſten Dorfkirchen in Fülle. Gewöhnlich läuft eine Säulenhalle um jede Kuppel; dann tritt eine Säulenhalle vor dem Haupteingange hervor, das Frontiſpice*) tragend. Ja zuweilen führt um die ganze Kirche ein Säulengang herum.

*) So nennt man den mittleren Vorſprung eines Gebäudes — die Giebelſeite.

Auf jeder der fünf Kuppeln ſteht ein großes vergoldetes Kreuz, jetzt meiſt ohne Halbmond und Kettenſchmuck. Die Kuppeln und Türmchen ſind bloßer Zierat und dienen nicht, wie unſere Kirchtürme, zu andern Zwecken. Die Sitte, Uhren auf den Türmen zu haben, iſt in Rußland völlig unbekannt; auch hängt man keine Glocken in ihnen auf. Dazu hat man bei allen Kirchen ein eigenes Gebäude, den ſogenannten „Kolokolnik“, d. h. den Glockenträger. Dieſer Kolokolnik iſt bei den ländlichen Kirchen in baumreichen Gegenden gewöhnlich eine alte Eiche, die in ihren Äſten das ganze bunte Geläute der Kirchen trägt, als wären die Glocken große Baumfrüchte. In den Gegenden der Fichtenbäume hängen die Glocken der Reihe nach bloß an einem dicken Balken, den zwei andere in der Erde ſteckende in der Höhe tragen. Der elegantere Bauſtil hat nun dieſen rohen hölzernen Glockenträger teils in einen aus Steinen aufgeführten Bogen verwandelt, der einer Triumphpforte nicht unähnlich ſieht, unter der die Glocken hängen, teils aber an ſeine Stelle einen Turm geſetzt, welcher von der Kirche ganz abgeſondert und für ſich in einiger Entfernung von ihr aufgebaut iſt.

Gewöhnlich hängen dieſe Türme voll Glocken, wie die Palmbäume voll Kokosnüſſe, voll kleiner, mittelgroßer, rieſengroßer, brummender, brüllender, klingender, ſchreiender und ſchellender Glocken. Wenn ſich ſo ein ruſſiſcher Kolokolnik dann an einem Feſttage in Arbeit ſetzt, aus allen ſeinen Luftlöchern feuert und mit allen ſeinen Lungen leiert und ſchreit, oder wenn in einer Hauptſtadt deren zwanzig bis dreißig auf einmal ihr Konzert beginnen, dann Gnade Gott allen Ohren, deren Nerven einigermaßen tongerecht geſtimmt ſind. Die Ruſſen finden indes ihr Geläute nicht ſo unleidlich, wie wir Fremden. Denn gerade an Feiertagen ſind die Kolokolniks immer ſehr beſucht und gewöhnlich von oben bis unten mit Menſchen garniert, die ſich in ihrem Sonntagsſchmuck unter dem Glockengeläute hinſetzen und in die Welt hinausſchauen.

Einen ruſſiſchen Küſter läuten zu ſehen, gewährt einen beſonderen Anblick. Er ſelbſt ſetzt die Glocken nicht in Bewegung, dieſe hängen vielmehr feſt, haben auch keinen Klöppel. Bei jeder Glocke iſt ein Hammer beweglich angebunden. Von dieſen Hämmern führen nun auf allen Seiten Stricke zu dem Küſter, der entweder, wenn er nur mit ein paar Glocken läutet, auf einem Stuhle in der Mitte ſitzt und abwechſelnd bald an dieſem, bald an jenem Stricke zieht, oder, wenn er viele Glocken zu bearbeiten hat, dabei ſteht. Alsdann hält er ein paar Stricke in den Fingern jeder Hand, einen andern hat er ſich über den Rücken gebunden, und noch ein paar dirigiert er mit den Beinen. Die Bewegungen, die er nun rückwärts, vorwärts, bald zur Rechten, bald zur Linken macht, ſind oft ſehr komiſch, und ein ruſſiſcher Zar ſoll die Sache ſo vergnüglich gefunden haben, daß er bei ſeiner Hofkirche gewöhnlich ſelbſt den Küſter ſpielte.

Von den Stadtkirchen weichen aber die Dorfkirchen ſehr ab. In Großrußland ſind die meiſten Dorfkirchen nur einfache, hohe, hölzerne Häuſer mit einem großen Kreuze auf dem Dache, ohne Turm und anderweitige

Auszeichnung; nur befindet ſich der meiſt ſchiefe und halbzerfallene Kolokolnik zur Seite. Die kleinruſſiſchen Kirchen aber ſind alſo gebaut: ein längliches Haus, ein hoher Turm auf dem einen Ende und ihm zur Seite zwei kleinere (auf die heilige Dreieinigkeit hindeutend), alsdann ein Glockenturm, der aber mit der Kirche durch einen langen Gang in Verbindung ſteht.

Im Norden hat auch die Härte des Klimas einen Unterſchied zwiſchen Sommer- und Winterkirchen eingeführt. Gewöhnlich ſind beide in einem Gebäude der Art mit einander verbunden, daß die Sommerkirche über die Winterkirche geſetzt iſt. Jene iſt dann ein hoher, luftiger, heller Raum im zweiten Stockwerk des Gebäudes, dieſe ein niedriges, dunkles Gewölbe, in das nur ſpärlich Licht und Luft eindringt. Solcher doppelten Kirchen findet man ſelbſt in Petersburg einige, und in Moskau noch viele. Da aber auf dieſe Weiſe weder die eine, noch die andere ſich architektoniſch entwickeln kann, ſo ſetzt man jetzt in die neueren Kirchen viele große Öfen, die beſtändig geheizt werden, und verſieht den Eingang mit doppelten Thüren. Die Kirchen mit den Öfen und der angenehmen warmen Luft gleichen, beſonders wenn man noch eine gewöhnliche Hausuhr darin picken hört, unſern Wohnzimmern.

Was das Innere betrifft, ſo zerfällt dieſes weſentlich nur in zwei Teile, nämlich in den großen, für die Gemeinde beſtimmten Raum und in das davon getrennte Allerheiligſte, in welchem der Altar ſteht. Beide Teile werden durch eine Art von ſpaniſcher Wand, die gewöhnlich aus Holz gezimmert iſt, von einander geſchieden. Dieſe Wand heißt „Ikonoſtas“, d. h. Bildergerüſt, weil ſie auf der nach der Kirche zugewandten Seite von oben bis unten mit Heiligenbildern bedeckt iſt. Vor dieſer Wand her läuft noch eine niedrige Gallerie, welche einen etwas erhöhten Raum, zu dem man auf einigen Stufen hinaufſteigt, abſchließt. Dieſer Raum ſtellt eine Art von Vorhof oder Vorbühne des Allerheiligſten vor.

In der Mitte des Allerheiligſten ſteht zunächſt der Altar mit Teppichen und anderen Sachen geſchmückt. Die Dinge, welche immer auf ihm liegen, ſind ein großes Evangelium, häufig mit Gold und Edelſteinen bedeckt, alsdann ein Kreuz von Silber, in dem aber, weil die griechiſche Kirche keine Skulpturen und erhabene Arbeit duldet, der Heiland gewöhnlich nicht vorgeſtellt iſt, ſondern in das nur Engelsköpfe und andere Verzierungen eingeritzt ſind. Dieſes Kreuz liegt gleichfalls platt auf dem Tiſche. Stehende Kreuze ſieht man überhaupt gar nicht in den ruſſiſchen Kirchen. Alsdann befindet ſich in der Mitte des Altars zwiſchen dem Evangelium und dem Kreuze die Hoſtie, welche nicht wie bei den Katholiken in einer Monſtranz aufbewahrt wird. Zuweilen ſtellt man ſie in ein kleines Schränkchen oder in einen aus Metall gebildeten Berg, der über und über mit Engeln beſetzt iſt, und worin in einer Höhle ein kleiner ſilberner Sarg ſteht, in dem die Hoſtie liegt.

Da das Allerheiligſte in der ganzen Kirche, der Altar aber im Allerheiligſten und dieſes Schränkchen mit der Hoſtie auf dem Altare das Wich-

tigſte iſt, ſo iſt letzteres eigentlich als der Centralpunkt der ganzen Kirche zu betrachten, auf welchem ſich alle Blicke konzentrieren, und um den ſich eigentlich das ganze Leben der Kirche dreht, weshalb man denn auch alles Mögliche angewandt hat, dieſes Hauptſtück aller Kirchengerätſchaften recht glänzend zu machen. Sehr häufig iſt jener ganze Berg von maſſivem Silber, ja in der Uspenki-Kathedrale in Moskau iſt er ſogar von reinem Dukatengolde, einen Meter hoch mit allen ſeinen Figuren, Höhen und Gipfeln.

Weiter ſtehen noch auf dem Altar ein Becher und ſilberne Teller fürs Abendmahl, bedeckt mit dem ſchön geſtickten „Wosduchi“. Das ſind bunte Tücher, mit welchen die Becher in dem Augenblicke bedeckt werden, wo die Verwandlung des Weines vor ſich geht. Die ruſſiſchen Frauen betrachten es als ein Werk der Frömmigkeit, dann und wann ſolche Tücher für die Kirche zu ſticken.

In der einen Ecke des Allerheiligſten iſt noch ein Tiſch, auf dem der Wein und das Brot in Tellern und Bechern zubereitet werden, ehe die Prieſter ſie in feierlicher Prozeſſion zur „Verwandlung in den Leib und das Blut Chriſti“ (Transſubſtantiation) auf den Altar tragen. In der andern Ecke hängen ein Kamm, Spiegel und andere Toilettengerätſchaften für die Prieſter. Doch haben dieſe gewöhnlich noch ein eigenes Zimmer für Anlegung und Aufbewahrung der Kleider, Mützen (Mitren), Biſchofsſtäbe u. ſ. w.

Was dem in eine ruſſiſche Kirche Eintretenden zuerſt und am meiſten in die Augen fällt, iſt jene große, buntgeſchmückte ſpaniſche Wand, der Ikonoſtas. Sie iſt von drei Thüren durchbrochen, durch welche das Allerheiligſte mit dem übrigen Raume der Kirche kommuniziert. Die mittlere dieſer Thüren heißt die „königliche“ oder „zariſche Pforte“, weil durch dieſelbe außer dem Oberprieſter — welcher dieſelbe nur bei den feierlichen Handlungen des Gottesdienſtes, z. B. beim Hineintragen des Brotes und Weines, paſſiert — nur noch der Kaiſer, und auch der nur beim Genuſſe des heiligen Abendmahls, eintreten darf. Dieſe Thüren ſind daher gewöhnlich verſchloſſen und öffnen ſich während des Gottesdienſtes nur ſelten, die Oſterwoche allein ausgenommen, wo ſie ſieben Tage und ſieben Nächte lang offen ſtehen. Die beiden Seitenthüren dagegen ſind immer geöffnet, und die Prieſter gehen durch ſie aus und ein. Auch iſt ſonſt jedem Manne, von welcher Religion er auch ſei, der Durchgang verſtattet, ſo wie der Eintritt in das Allerheiligſte; aber beides iſt den Frauen auf das ſtrengſte unterſagt, mit Ausnahme der Nonnen.

Die beiden Seitenthüren haben nichts beſonderes, deſto mehr Induſtrie wird aber auf die prächtige Ausſchmückung der königlichen Pforte verwendet. Das, was hinter ihnen beim Gottesdienſte am Altare geſchieht, ſoll allerdings dem Zuſchauer in einigem Dunkel erhalten werden. Dennoch aber muß, damit dem Geheimniſſe nicht ſein Reiz genommen, und die Spannung erhöht werde, ihm etwas von dem innern Getriebe im Allerheiligſten wahrnehmbar ſein, das Ganze aber deshalb in einem gewiſſen Helldunkel erhalten werden. Zu dieſem Ende ſind daher die königlichen

Pforten immer von durchbrochener Arbeit, so daß große Zwischenräume zum Durchblicken bleiben und hinter ihnen hängt allemal ein halbdurchsichtiger Vorhang, gewöhnlich von rotschimmerndem Seidenstoffe. Hinter diesem Vorhange agieren denn die Priester wie hinter einem Schleier.

Die königlichen Thüren selbst, die immer in vergoldeten Stoffen gearbeitet sind, stellen in halb erhabener Arbeit sehr Verschiedenes dar. Zuweilen sind sie nur ein buntes Gitterwerk mit goldenen Frucht- und Blumenguirlanden. Zuweilen ist es eine große goldene Sonne mit tausend Strahlen, die sich dann während des Gottesdienstes auf einmal auseinander thut und den Altar zeigt. Zuweilen ist es der Berg Zion, von oben bis unten mit Zinnen und Tempeln besetzt, der sich dann plötzlich in zwei Teile spaltet und der Welt den Altar zeigt.

Der Ikonostas selbst ist, wie schon bemerkt wurde, von oben bis unten mit Bildern bedeckt, ganz auf die Weise, wie die Wände in Gemäldegallerieen. Aber die Bilder sind nur zur Hälfte Ölgemälde und größtenteils mit Silberblech überzogen. Es ist nämlich in der griechischen Kirche Sitte, nur Gesicht und Hände eines heiligen Gemäldes unbedeckt zu zeigen, alles andere aber mit einem Silberblechpanzer zu überziehen, in welchem dann das Verdeckte durch halb erhabene Arbeit dargestellt wird — Häuser, Bäume, Mäntel, Mützen, Schwerter, Kreuze u. s. w.; dieses alles ist von Silber, und durch die gelassenen Öffnungen küssen dann die Gläubigen die Stirn, Füße und Hände.

Der Raum zwischen den Bildern ist mit reichen Gewinden vergoldeter Blumen, mit Blättern, Ähren und Früchten geschmückt, namentlich mit Weintrauben, denn „die Traube ist die reichste Frucht und besonders dazu geeignet, die Fülle der Gnade, an der die Kirche so reich ist, vorzubilden".

Auf der kleinen Vorbühne vor dem Ikonostas stehen viele mächtige Leuchter mit vergoldeten, dicken Wachskerzen zur Beleuchtung desselben, wozu auch die vielen aufgehängten Lampen dienen, die statt der Ölflammen gewöhnlich Wachskerzen tragen. Vor der königlichen Thür auf der Vorbühne liegt ein Teppich, auf dem bei den meisten Verrichtungen der Oberpriester steht. Auf diesem Teppiche erblickt man Wolken gestickt, und in der Mitte den heiligen Geist in Gestalt einer Taube, die aber zuweilen so groß ist wie ein Adler.

Diese Vorbühne ist dann auch für den Sängerchor bestimmt, welcher immer zur Seite an einer der Ecken aufgestellt ist. Orgeln fehlen, so wie auch keine Blas- und Streichinstrumente angewandt werden dürfen.

In dem übrigen Raume ist dann alles ziemlich leer, an den Pfeilern und Wänden hängen noch Heiligenbilder mit brennenden Kerzen oder Kriegstrophäen, Fahnen, Schlüssel eroberter Festungen und dergl.: sonst aber sieht man gar keine Sitze für die Versammlung. Das stete Knieen, Bekreuzen und Stirnschlagen verbietet das Sitzen. Auch giebt es keine besonderen Abteilungen für den Magistrat, für höhere und höchste Personen; alles drängt sich hier durch einander, ohne Unterschied des Geschlechtes, Ranges und Alters. Nur für die kaiserliche Familie ist ein um einige Stufen erhöhter,



498921

mit Sammet überzogener und mit einem Baldachin überdeckter Platz errichtet, zu dem ein paar Stufen hinaufführen, wo der Kaiser, wenn er einmal auf Reisen in einen solchen Ort kommt, dann mitten unter seinen Unterthanen und wie sie stehend dem Gottesdienste beiwohnt.

## Die griechische Messe.

Eines der merkwürdigsten Schauspiele, welche die russische Kirche bietet, ist der sonntägige und auch sonst an allen Feiertagen dem besondern Gottesdienste des Tages vorausgehende allgemeine Gottesdienst, die gewöhnliche Messe, mit der Erteilung des heiligen Abendmahls verbunden.

Kein Fremder, der sich vom Geiste dieses Volkes anwehen lassen will, darf es versäumen, die Messe öfter zu besuchen. Da sie das Hauptstück des ganzen Gottesdienstes von über 50 Millionen Menschen ausmacht, und da sie so äußerst viel Charakteristisches für diese Menschen enthält, so wollen wir es versuchen, von ihr eine getreue Darstellung zu geben.

Vorschriftsmäßig zerfällt die Liturgie der russischen Messe in drei Teile, nämlich in die Vorbereitung durch Gebet und Bibellesung nebst der Zubereitung des Brotes und Weines, in die Verwandlung des Brotes und Weines und in die Verteilung desselben nebst dem Schlußgebete. Aus diesem Einfachen haben aber die Priester ein sehr Zusammengesetztes gemacht, so daß eine vollständige Messe, wie sie indes nur in den Klöstern von den müssigen Mönchen abgehalten wird, drei bis vier Stunden dauert. In den gewöhnlichen Kirchen, wo manches abgekürzt wird, dauert sie aber noch lange genug.

Wenn die Gemeinde vor der Gallerie des Allerheiligsten versammelt steht und die Stunde des Anfangs gekommen ist, so tritt zunächst ein Diakon aus einer der beiden Seitenthüren des Ikonostas hervor, stellt sich mitten vor die verschlossenen königlichen Pforten desselben, das Gesicht gegen die Zuschauer gewendet, und mit der linken Hand ein langes, breites, goldgesticktes Band, das ihm über die Schultern herabhängt, an dem einen Zipfel ergreifend und hoch emporhaltend, ruft er aus, „daß im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes der Gottesdienst beginne". Man nimmt immer einen in Figur und Stimme vollendeten Herold zu dieser Ausrufung, wo möglich einen Riesen mit einem erschütternden Basse, der die Ankündigung überlaut in die Kirche hineinruft. Gleich nach der Eröffnung fährt derselbe Diakon mit seiner Ankündigung fort, die gleiche malerische Stellung beibehaltend, im Namen welcher Personen man jetzt das Brot zur Begehung der heiligen Handlung schneide. Er spricht mit mächtiger Stimme: „Im Namen unseres Herrn und allergnädigsten Kaisers Alexander Nikolajewitsch! Im Namen unserer Kaiserin Maria Alexandrowna! Im Namen des ganzen kaiserlichen Hauses, des Staats, des Militärs, des Civils! Im Namen aller rechtgläubigen Russen und unserer ganzen christlichen Brüderschaft!" Während dessen gießt der Priester, aber unsichtbar hinter der Bilderwand —

auf einem kleinen, zur Seite des Altars ſtehenden Tiſche den Wein in den Becher, zerſchneidet das Brot in kleine Stückchen und ſchüttet es auf einen ſilbernen Teller.

Darauf nun wird das Evangelium hervorgetragen, ebenfalls aus einer der Nebenthüren. Der Diakon, von einigen Dijatſcheks (Kirchendienern) gefolgt, hält es hoch empor, indem er es nur an der untern Kante mit der Stirn berührt. Er küßt es und legt es auf ein Pult nieder, das in der Kirche mitten vor den königlichen Thüren ſteht. Dieſe Prozedur iſt keine leichte Arbeit, da die Bibeln der ruſſiſchen Kirchen immer ungemein groß und ſchwer ſind. Auf dem Kreml in Moskau giebt es Bibeln, die derart mit Edelſteinen, Silber- und Goldſchmuck verſehen ſind, daß zwei Prieſter oft nicht hinreichen, ſie zu tragen. Kraftvolle Diakonen ſetzen dann etwas darein, ſie doch allein zu übernehmen und fortzutragen.

Nun lieſt einer der Geiſtlichen aus dem Evangelium einen ſehr langen Abſchnitt vor, ſo raſch, daß kein Menſch ein Wort davon verſteht. Ich fragte einen Prieſter, warum man ſo raſend ſchnell leſe. „Ach, Väterchen," antwortete er, „wir müſſen wohl eilen. Es iſt ſo viel zu thun. Wir würden ſonſt in einem halben Tage nicht fertig werden." Der Leſer wird häufig von dem Sängerchor mit den oft wiederholten Worten: „Herr, erbarme dich unſer!" (Gospodi pomilui) unterbrochen.

Während dieſer Zeit ſieht man durch die durchbrochene Arbeit der königlichen Thüren hindurch den Oberprieſter vor dem Altar mit allerlei Zurüſtungen beſchäftigt, die ſich auf die „Verwandlung" beziehen.

Wie die Vorbereitung mit einer kraftvoll geſprochenen Ankündigung, ſo fängt die Verwandlung mit einem herrlich geſungenen Pſalme an, den anzuhören in allen ruſſiſchen Kirchen angenehm, in den Kathedralen der Hauptſtädte aber ein großer Genuß iſt. Die königlichen Thüren öffnen ſich, und es zeigt ſich auf einmal dem Volke der geſchmückte Altar und das glänzende Innere des Allerheiligſten. In demſelben Augenblicke öffnen ſich auch die Seitenthüren, und aus einer von ihnen tritt die ganze Prieſterſchaft der Kirche in Prozeſſion, Brot und Wein bringend, hervor. Voran ſchreitet ein Dijatſchek mit brennender Kerze, dann kommt der Oberprieſter mit dem ſilbernen Weinbecher in der Hand, und ihm folgt auf dem Fuß ein anderer mit dem ſilbernen Brotteller hoch auf dem Kopfe, hintennach noch viele andere Prieſter. Sie ſtellen ſich einen Augenblick vor den königlichen Thüren in dieſer Haltung auf, und der Diakon ſpricht laut ein Gebet für den Kaiſer und ſeine Familie. Alsdann treten ſie durch die königlichen Thüren ins Allerheiligſte zurück und ſetzen unter einem Geſange Brot und Wein feierlichſt auf den Altar nieder, wo nun die Verwandlung vor ſich gehen ſoll. Der Oberprieſter kniet beim Altar nieder und lieſt viele Gebete für ſich, um ſich noch beſonders zur Einweihung des Brotes und Weines zu heiligen und um Gottes Beiſtand zu flehen.

Indem dies ein Prieſter drinnen nicht hörbar, aber ſichtbar verrichtet, tritt wiederum der Diakon in ſeiner frühern Stellung als Herold hervor und

ruft oder ſingt mit einer gewaltigen Stimme die Worte in die Kirche hinaus: „Geht hinaus, ihr Ungläubigen, ſo daß kein Ungläubiger in der Kirche weile. Wir gläubigen Geſichter*) wollen abermals und abermals den Herrn um ſeinen Frieden bitten.“

Dieſe Ceremonie mag ſich aus den älteſten Zeiten des Chriſtentums, wo Heiden und Chriſten in den Städten Griechenlands noch gemiſcht waren, herübergeerbt haben. Doch auch jetzt noch müſſen die Juden und Mohammedaner, die etwa in der Kirche ſein ſollten, hinausgehen, weil ſie bei dem bevorſtehenden heiligen Momente der Verwandlung nicht zugegen ſein dürfen. Gleich darauf beginnt der Diakon das lange, eigentümliche Gebet: „Wir bitten dich, Herr, um das Heil unſerer Seelen! Um die Reinheit der Lüfte! Um die Mehrung der Früchte! Um die Befreiung der Gefangenen! Um das Glück der Reiſenden! Um die Geneſung der Kranken! Wir bitten dich für unſere Eltern, unſere Brüder, unſere Kinder! Für die hier verſammelte Gemeinde und für die, welche ſich nicht in der Kirche befinden! Herr, wir bitten dich!“ An dieſes allgemeine Gebet ſchließt ſich dann ſogleich wieder das beſondere Gebet für den Kaiſer, ſeine Familie und den Staat; es beginnt mit den Worten: „Für Se. kaiſerliche Großheit, unſern großen Herrn, Herrn Alexander, Nicolaus Sohn, Selbherrſcher aller Reußen, Gott, wir bitten dich! und für ſeine Gemahlin, unſere Kaiſerin Maria, Ludwigs**) Tochter, Herr, wir bitten dich!“ — und ſo geht man das ganze kaiſerliche Haus durch, indem alle Mitglieder desſelben beſonders namhaft gemacht werden.

Sind nun des Diakonus laute und des Oberprieſters leiſe Gebete beendigt, ſo tritt jener unter einem einfallenden Pſalme des Sängerchors zu dieſem heran und ſpricht langſam und feierlich, auf den Kelch mit dem Weine weiſend, die Worte: „Segne, Wladyka,***) dieſen Becher!“ Hat der Prieſter den Wein geſegnet, ſo fordert der Diakon dasſelbe für das Brot mit den Worten: „Segne, Wladyka, dieſes Brot!“ Alsdann wird das Brot zum Wein in den Becher geſchüttet und es heißt: „Segne beide!“ Der Moment dieſes Segens iſt der Augenblick der Verwandlung des Brotes und Weines. Jetzt fallen die Prieſter platt am Altar zu Boden, die Gemeinde bekreuzt ſich in endloſer Bewegung und küßt wiederholt den Boden, und die Glocken der Kirche brechen auf einmal alle los, damit auch außer der Kirche dieſer Vorgang durch ein Gebet gefeiert werde. Von dem ſchönen Pſalme, der nun vom Sängerchor angeſtimmt wird, bekommt man wegen des unaufhörlichen Geläutes wenig zu hören. Hierauf öffnen ſich die königlichen Pforten des Ikonoſtas von neuem — denn die letzten feierlichen Handlungen ſchimmern nur durch den durchſichtigen Vorhang — und es beginnt der Schlußakt, die Verteilung des heiligen Abendmahls ſelbſt.

*) Wörtlich überſetzt.

**) Die vor kurzem verſtorbene Kaiſerin von Rußland war eine Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Heſſen.

***) Meiſter, Herr.

„Tretet herzu mit Gottesfurcht und Glauben“, ſpricht der Oberprieſter zu denen, die das heilige Abendmahl empfangen wollen, und dann betet er über ſie: „O Gott, gieb, daß wir eine gute Beichte gemacht haben. Vergieb uns alle Sünden, die wir mit oder ohne unſer Wiſſen begangen haben. Gieb, daß wir nicht uns zum Unglück, ſondern zur Rettung das Abendmahl nehmen, und daß wir dich nicht wie Judas, ſondern wie der Räuber küſſen und ſprechen: „„Ich hoffe mit dir in der andern Welt im Paradieſe zu ſein!““ Alsdann treten die Kommunikanten, einer nach dem andern, herzu, fallen zuvor dreimal auf die Kniee und empfangen nun das heilige Abendmahl, indem ſie die Hände kreuzweiſe auf die Bruſt legen. Es wird ihnen dasſelbe — ein Stückchen Brot mit etwas Wein vermiſcht — in einem kleinen ſilbernen Löffel gereicht. Darauf küſſen ſie den Becher, in deſſen Metall ſich meiſt verſchiedene Heiligenbilder eingegraben finden, fallen noch einmal auf die Kniee und treten ab.

Den Beſchluß machen viele lange Gebete für den Staat, für die Reinheit der Lüfte u. ſ. w., wie oben, die teils geſungen, teils geſprochen werden, und endlich kommen die Vorleſungen aus der Bibel.

So nähert man ſich dem Abſchiedsſegen, den der Oberprieſter, gewöhnlich ein alter Mann, mit ſchwacher Stimme auf die Gemeinde herabbittet: „Von Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiſte! Von Johannes dem Täufer, von Joſeph und Anna! Von der Gottesmutter! Vom Heiligen des Tages! Vom heiligen Antonius! Von Michael und Nicolai! Und von allen übrigen wunderthuenden Höhlenbewohnern (Einſiedlern)!“

Es ſchließen ſich nun die königlichen Pforten, die Sänger ſtimmen einen Pſalm an, und es entfernt ſich die kreuzſchlagende Gemeinde. Bis nun aber der Oberprieſter und ſeine Gehilfen zum Hinausgehen kommen, dauert es wenigſtens noch eine halbe Stunde, beſonders wenn ein Biſchof oder Metropolit fungierte, wo die Ceremonieen des Aus- und Ankleidens, des gegenſeitigen Küſſens und Bedienens, des Segenſpendens und Begrüßens, des Kniebeugens und Bekreuzens kein Ende nehmen. Selbſt wenn der Biſchof ſich ſchon völlig in ſeine Alltagskleider geworfen hat und bis zur Kirchenthür gelangt iſt, wo ſein Vierſpänner ſchon lange vorgefahren, liegt ihm dort noch ein Teppich mit umſtellten Chorknaben und Wachskerzen bereit, auf dem er das Thürgebet verrichtet. Das Einzige, was die Gemeinde während der ganzen dreiſtündigen Ceremonie thut, iſt ein häufig wiederholtes Bekreuzen und ein Berühren des Bodens mit der Stirn, das niemand, ſelbſt nicht die vornehmſte Dame, unterläßt.

Die Verſammelten haben durchaus gar kein Buch in der Hand, weder zum Nachleſen, noch zum Mitſingen; ſie ſind bloße Zuſchauer, und das Ganze iſt ein Schaugepränge. Nichts erleuchtet den Geiſt, nichts fördert die Erkenntnis, nichts erbaut das Herz, nichts ſucht die ſchlummernden Keime des Gewiſſens zu wecken. Eigen aber iſt es, daß die Leute dieſes Schauſpiels nie überdrüſſig werden, daß man nie auch nur einen Unachtſamen findet, geſchweige gar einen Schlafenden, wie doch häufig in unſern prote-

[illegible] und daß ſie alle Feiertage mit demſelben Eifer auf dieſelbe Weiſe dasſelbe hören und ſehen. Dies iſt noch die erfreulichſte Bemerkung, welche beweiſt, daß die Zuſchauer noch höhere Ideeen mit dem verbinden, was die Prieſter zu einem Schauſpiele machen. Man verſuche es, dem ruſſiſchen Publikum jahraus jahrein dasſelbe Schauſpiel ohne tiefere Bedeutung zu geben; wie bald würde es deſſen überdrüſſig werden!

## 4. Ein Beſuch in Moskau.

Über die von Nowgorod ſtromab in wenigen Stunden bewerkſtelligte Rückfahrt zur Station Wolchow und die Eiſenbahnfahrt nach Moskau habe ich nichts zu berichten, was von Intereſſe wäre. Die einförmige Landſchaft — auch die Dörfer ſind in das trübe Grau verwitterter Balken gehüllt — das ewige Einerlei von Sumpf und Heide wird nur durch Getreidefelder und lang ſich hinziehende Wälder unterbrochen. Unter ſolchen Umſtänden ruht das Auge gern auf den freundlichen weißen Kirchen, an denen man von Zeit zu Zeit vorbeifliegt, und an den geſchmackvoll gebauten Bahnwärterhäuschen. Eine gute Einrichtung der Moskauer Bahn ſind die Schlafwagen, die ſich in allen drei Fahrklaſſen finden; in ſehr geſchickter Weiſe iſt der Wandraum bis dicht unter die Decke zu Schlafſtellen verwendet. Der Extrapreis für die Benützung dieſer Wagen wird gewiſſenhaft herausgeſchlafen; ein Bauer, der ſogleich beim Abgang des Zugs aus Petersburg ſein hängendes Lager beſtiegen hatte, verträumte die zwanzig Stunden bis Moskau mit ganz geringen Pauſen, die er zum Strecken ſeiner Glieder benutzte. Waren ſchon die ganze Zeit über die Wagen ſehr angefüllt — die Moskauer Bahn iſt die rentabelſte in Rußland und wohl eine der rentabelſten Europas, im Jahre 1868 ergab ſie eine Brutto-Einnahme von nahezu 178,000 Rubel per Meile — ſo nimmt die Zahl der Paſſagiere, je mehr wir uns Moskau nähern, in ſteigender Progreſſion zu. Die Strecken bebauten Landes werden größer, die Dörfer häufiger; da und dort erblicken wir bereits Landſitze reicher Moskowiten.

Wir ſind in Moskau angekommen und haben uns in einem deutſchen Hôtel garni, das an Sauberkeit und Komfort nichts zu wünſchen übrig läßt, auf einige Wochen häuslich niedergelaſſen. Unſer erſter Gang gilt dem auf einer Erhöhung gelegenen Kreml, der Akropolis von Moskau, dem Mittelpunkte der Stadt, dem ideellen Centrum des ganzen ruſſiſchen Reichs. Ich hatte viel über die herrliche Lage Moskaus geleſen und gehört; der Blick aber, der ſich mir am klaren Juliabend vom Kreml aus in die zu meinen Füßen liegende Stadt bot, übertraf bei weitem meine Erwartungen. Dieſes

Moskau.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Meer von Häuſern, in den verſchiedenſten Bauarten aufgeführt und in den verſchiedenſten Farben prangend; dieſer Wald von Kirchen und Glockentürmen mit ihren goldglänzenden Kuppeln; dieſes friſche dichte Laub der Gärten und Boulevards, das ſich überall hindurchdrängt, und dieſes alles von Hügel zu Hügel wogend; unter mir der Moskwafluß, über welchen hier zwei von Fußgängern und Wagen belebte Brücken führen — es iſt eben ein unbeſchreiblich ſchöner Anblick, der in jedem empfänglichen Gemüt einen unauslöſchlichen Eindruck hinterläßt. Dies iſt nicht etwa bloß meine ſubjektive Meinung; Bodenſtedt ruft entzückt aus: „Nur das ewige Rom und das meerbeſpülte Konſtantinopel vermögen einen großartigern und ſchönern Geſamtanblick zu bieten!“

Unwillkürlich drängte ſich mir der Vergleich mit Petersburg auf. Auch Petersburg iſt eine ſchöne Stadt, aber es iſt eine eiskalte Schönheit: dieſe rieſigen Paläſte, dieſe ſchnurgeraden Straßen, dieſer vollſtändige Mangel an jeder Bodenerhebung bringen den Eindruck langweiliger Einförmigkeit hervor. Freilich wird dieſe Einförmigkeit durch die mitten hindurchſtrömende majeſtätiſche Newa und ihre vielen Arme unterbrochen; aber die grandioſen, aus ungeheuren Granitblöcken aufgeführten Quais geben dem Bilde wieder etwas Froſtiges; man hat hier ſofort das Gefühl, daß man ſich eigentlich mitten in einem Sumpfe befindet, der nur durch eine wahrhafte Cyklopenarbeit in einen für Menſchen bewohnbaren Ort umgeſchaffen worden. Petersburg verdankt ſeine Entſtehung dem Machtwort eines genialen Herrſchers, der infolge politiſcher Kombinationen den Entſchluß faßte, gerade hier, wie ein ruſſiſcher Dichter ſagt, ein Fenſter nach Europa durchzubrechen; Moskau aber iſt aus kleinen Anfängen durch viele Jahrhunderte hindurch naturgemäß emporgewachſen. Es iſt eine durchaus nationale ruſſiſche Stadt, während Petersburg einen kosmopolitiſchen Charakter zeigt. Petersburg wird durchweht vom Geiſte der neueſten Zeit, alle Strömungen moderner Civiliſation werden hier empfunden; in Moskau wird man auf Schritt und Tritt an längſt verfloſſene Jahrhunderte gemahnt; man geht auf hiſtoriſchem Boden einher. Hier ſind die Gräber der alten Moskauer Zaren und der Metropoliten von Moskau; hier iſt der Hort des nationalen Glaubens. Dem Fremden verkünden es die zahlloſen Kirchentürme ſogleich, daß hier die Kirche noch das herrſchende Element iſt. Darf es uns nach allem dieſem noch wundernehmen, wenn die alte Hauptſtadt, ſtolz auf ihren ſieben Hügeln thronend, gelegentlich etwas verächtlich auf ihre viel jüngere bevorzugte Schweſter herabblickt, die, ein Kind monarchiſcher Laune und politiſcher Erwägungen, ihr das väterliche Erbteil entriſſen?

Wenn man mitten drin ſteht in der alten Moskwa, und das Abendgeläute der Tauſende von Glocken, das weithin ins Land ertönt, auf ſich einwirken läßt, ſo verſteht man, wie dem Ruſſen dieſe Stadt, der er den zärtlichen Beinamen „Matuſchka“, Mütterchen, gegeben, tief ins Herz gewachſen iſt; man verſteht das Entzücken, das ihn ergreift, wenn er, aus fernem Dorfe kommend, zum erſtenmal ſein Nationalheiligtum ſieht, von

welchem ihm seine Eltern mit Bewunderung gesprochen, als er noch ein kleines Kind war. Nun wird er seinen Kindern die Liebe zum „Mütterchen“ einimpfen; an den langen Winterabenden wird er ihnen von all den Herrlichkeiten erzählen, die er gesehen; von dem stolzen, in russischem Stil aufgeführten Kaiserpalast, von der Uspenski-Kirche, in welcher die Krönungen stattfinden, von dem hoch emporstrebenden Glockenturm Iwan Weliki, von dem aus er die ganze Stadt wie auf einem Teller zu seinen Füßen gesehen, von der Zar-Glocke, aus welcher ein herausgesprungenes Stückchen doch noch Manneshöhe und über $^1/_2$ m Dicke hat, von der Zar-Kanone, die 960 Ctr. wiegt. Man versteht die Wut, die sich im Jahr 1812 des ganzen russischen Volks bei der Nachricht bemächtigte, die Franzosen hätten das alte Moskau verbrannt; damals wußte man noch nicht, daß der russische Kommandant der Stadt, Graf Rostopschin, um den verhaßten Feind zu verderben, das Feuer hatte anlegen lassen.

Die Schönheit Moskaus ist specifisch malerischer Natur; der Gesamteindruck, den wir davontragen, ist ein ästhetischer. Unser Urteil gestaltet sich vielfach anders, wenn wir zu analysieren anfangen. Nur selten stoßen wir auf ein wirklich schönes Gebäude. Auch hierin zeigt sich der Unterschied von Petersburg; denn was an dem Äußern Petersburgs schön ist, das ist architektonisch schön.

Es war oben von einem russischen Stil die Rede. Worin bestehen die wesentlichen Merkmale dieses Stils? Betrachten wir einen Augenblick die Gebäude des Kreml auf ihre Bauart hin.

Der Kreml, ein unregelmäßiges Dreieck von ungefähr $^1/_3$ Meile im Umfang, ist ringsumher von einer hohen weißen Mauer umgeben, die in der Art und Weise ausgezackt ist, wie man es im Mittelalter an italienischen Stadtmauern findet. Die Mauerlinie wird von 18 Türmen unterbrochen; 5 Thore führen hinein. Mehrere der Türme sind gotischer Bauart. Innerhalb der Mauern befinden sich etwa zwanzig der prächtigsten und größten Gebäude Moskaus, darunter 8 Kirchen — die kleinern im großen Palais nicht eingerechnet — zwei Klöster und zwei Paläste. Nur ein geringer Teil des Kreml ging im Jahr 1812 in Flammen auf, es blieb so manches alte Gebäude unversehrt, oder konnte doch leicht in ursprünglicher Weise restauriert werden. Mehrere Gebäude sind aber erst nach dem Brande von 1812 aufgeführt worden, so namentlich das große und prachtvolle Kreml-Palais, das sich stolz über dem Moskwafluß erhebt; doch ist ein Teil des alten Zarenhauses — die sogenannte Teremá — im wesentlichen unversehrt geblieben, und der Erbauer des neuen Palastes hat in geschickter Weise verstanden, die Motive jenes alten Gebäudes in dem neuen hindurchklingen zu lassen. Diese Motive nun gelten als specifisch russisch, bei genauerer Betrachtung aber lassen sie sich auf Renaissance- und orientalische Elemente zurückführen. In anderer Weise tritt uns der russische Stil bei der bedeutendsten Kirche des Kreml und ganz Moskaus, bei der schon genannten Uspenski- oder Mariä-Himmelfahrtskirche entgegen. Die Kuppeln haben, wie

meiſt bei ruſſiſchen Kirchen, die Zwiebelform, die wir auch nicht ſelten bei mohammedaniſchen Bauten in Indien finden. Das Innere hat den Charakter byzantiniſcher Kirchen, das Äußere zeigt mehrfach Anklänge an den romaniſchen Stil: ſo finden ſich z. B. die kleinen Blendarkaden mit Rundbogen, die zwiſchen den Fenſtern angebracht ſind, in ganz ähnlicher Weiſe und an derſelben Stelle bei romaniſchen Kirchen. Daß die Uspenski-Kirche in der Zeit der Renaiſſance entſtanden, wird uns unter anderm durch ein paar Pilaſter mit ioniſchen Kapitälern ins Gedächtnis gerufen. So haben wir denn bei unſerm Gang durch den Kreml bereits den romaniſchen und den gotiſchen, den byzantiniſchen, mohammedaniſch-orientaliſchen und den Renaiſſance-Stil angetroffen. Wo bleibt da noch Raum für den ruſſiſchen? Der ruſſiſche Stil ſcheint mir eben in der eigentümlich phantaſtiſchen wilden Miſchung aller jener Stilarten zu beſtehen. Es würde zu weit führen, wenn ich eingehend zu zeigen verſuchte, wie die verſchiedenen Stilarten nach Rußland gedrungen ſind, ich will mich deshalb auf einige Andeutungen beſchränken: Die byzantiniſche Bauart, die Grundlage des ruſſiſchen Kirchenſtils, wanderte zugleich mit dem Chriſtentum in Rußland ein, und wiegt, beſonders in den älteſten Kirchen zu Nowgorod und Kiew, durchaus vor; die mohammedaniſch-orientaliſchen Elemente erklären ſich bei dem Jahrhunderte alten regen Verkehr Rußlands mit Aſien von ſelbſt: der romaniſche Stil wurde hauptſächlich durch italieniſche Meiſter im 12. Jahrhundert nach Wladimir gebracht, wohin die Reſidenz der Großfürſten von Kiew verlegt worden. Der Großfürſt Johann III. (1462—1505) hielt es für zeitgemäß, das damals noch faſt gänzlich aus Holzhäuſern beſtehende Moskau mit ſteinernen Gebäuden zu ſchmücken; er berief gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine Schar von italieniſchen Meiſtern, die ihm neue Stadtmauern, Kirchen und einen Palaſt aufführen ſollten. So kam die Renaiſſance zuerſt nach Rußland. Von dem berühmteſten dieſer Italiener, dem Bologneſen Fioravanti, ward die ſpäter vielfach nachgeahmte Uspenski-Kirche erbaut, wobei er ſich aber im weſentlichen an jene von ſeinen Landsleuten in Wladimir aufgeführten Bauwerke hielt.

Das Innere ruſſiſcher Kirchen bringt nur ſelten einen erhebenden Eindruck hervor, meiſt wirkt die Überladung mit maleriſchem Schmuck bunt und drückend. Wände und Pfeiler ſind oft gänzlich mit Fresko-Darſtellungen bedeckt, wozu dann noch die vielen Heiligenbilder an den Altären und im Ikonoſtas kommen. Die ruſſiſche Heiligenmalerei iſt bekanntlich mit der byzantiniſchen aufs allerinnigſte verwandt, und es läßt ſich nicht leugnen, daß im großen und ganzen eine öde Einförmigkeit dieſen Kunſtzweig beherrſcht. Doch darf man ſich dieſe Einförmigkeit nicht als eine abſolute denken, im 16. Jahrhundert drang von Weſten her ein friſcher Zug in die ruſſiſche Ikonographie, der freilich auf geſetzgeberiſchem Wege wieder nach Kräften zurückgedrängt ward; gegen Ende des 17. Jahrhunderts tauchte aber aufs neue eine mehr individualiſierende Richtung auf, wofür man in ſo mancher Moskauer Kirche die Beweiſe findet.

welchem ihm seine Eltern mit Bewun[illegible] [illegible]tz" durch das „Erlöserthor" kleines Kind war. Nun wird er sei[illegible] [illegible]aß man gezwungen ist, bar-chen" einimpfen; an den langen Win[illegible] [illegible]rs bei der strengen Winter-Herrlichkeiten erzählen, die er gesehen [illegible] versieht ein Soldat das aufgeführten Kaiserpalast, von der U[illegible] [illegible] die Männer die Hüte stattfinden, von dem hoch emporst[illegible] [illegible]chlagen. Zu beiden Seiten dem aus er die ganze Stadt wie [illegible] Moskau überhaupt sehr reich von der Zar-Glocke, aus wel[illegible] [illegible]e bei dem „Iwer'schen Thor", noch Manneshöhe und über [illegible] frommen Betern überfüllt; denn 960 Ctr. wiegt. Man versteh[illegible] [illegible]er „Iwer'schen Mutter Gottes", eine russischen Volks bei der Nach[illegible] Namens auf Athos.

Moskau verbrannt; damals [illegible] Moskaus von der Erlöserkirche über-mandant der Stadt, Graf [illegible] Befreiung Rußlands von den Franzosen derben, das Feuer hatte a[illegible] [illegible]ßerlich macht sie einen imposanten Eindruck.

Die Schönheit Mo[illegible] steht und ihre mächtige Gestalt, nach allen eindruck, den wir davon[illegible] Horizont abhebt.

vielfach anders, wenn [illegible] ist, das in den kirchlichen Bauwerken Rußlands auf ein wirklich schö[illegible] [illegible]ch übertroffen durch den Reichtum, welcher sich von Petersburg; de[illegible] [illegible]iger Kirchen und Klöster in den Jahrhunderten architektonisch schön [illegible]mmelt hat: unzählbar sind die goldenen und silbernen

Es war obe[illegible] Zeitaltern in den mannigfaltigsten Formen und Stilen wesentlichen Merk[illegible] mit Edelsteinen besetzt. Die Goldbrokatgewänder der Gebäude des Kr[illegible] sind mit echten Perlen dermaßen besäet, daß diese allein

Der Krem[illegible] [illegible]wicht betragen; Inschriften, Ornamente aller Art, religiöse sang, ist ring[illegible] [illegible]gar Porträts sind in diese Gewänder hineingewirkt. Die Art und W[illegible] nicht, allemal den Wert an Gold und Edelsteinen zu be-Stadtmauer[illegible] [illegible] doch, daß der materielle Wert die Verehrung so manches 5 Thore fi[illegible] [illegible]end steigert.

halb der [illegible] Schatzkammer der Synode" zeigte man uns die silbernen, von Gebäude [illegible] im Renaissancestil gefertigten Kessel, in denen während der nicht ei[illegible] [illegible] heilige Öl bereitet wird. Mit dem heiligen Chrisam wer-des K[illegible] alle Täuflinge und die Herrscher bei ihrer Krönung, sondern Geb[illegible] [illegible] und Mauern der Kirchen bei der Einweihung gesalbt. Der rie[illegible] [illegible]steht aus dreißig verschiedenen Substanzen: weißer Lissaboner au[illegible] [illegible]riechendes Öl aller Art, balsamische Wurzeln und mannigfache [illegible] [illegible]den hineingethan; die Pflanzenwelt Ostindiens, Chinas und Süd-[illegible] liefert ihr Kontingent dazu. Das Salböl darf nur an zwei Stellen [illegible], in Kiew und in Moskau, und zwar nur einmal jährlich, in [illegible]terwoche, bereitet werden.

Doch von dem Besuche der vielen Kirchen, Palästen und Sammlungen [illegible] hungrig und durstig geworden, und begeben uns deshalb in eines [illegible]ern echt russischen Speisehäuser, an denen Moskau neben großen [illegible]politischen Hotels und Kaffeehäusern reich ist. Da finden wir nichts [illegible] den Herren Kellnern im schwarzen Frack mit dem tadellosen bis in den

Digitized by Google

…n reichenden Scheitel; vielmehr flutet eine Schar von bärtigen Männern …rtigen Jünglingen, die alle von Kopf bis zu Fuß in eine blendend …ng gehüllt sind, zwischen den kleinen Tischen einher, an denen …speisenden Männern und Frauen gewahren. Dazu ertönt …eines schönen Orchestrion. Ein echt nationales Gast… …e Spielorgel besitzen; die kleineren Etablissements dieser …ch natürlich mit mangelhaften Instrumenten, deren wider… …sich von denen gewöhnlicher Leierkästen durch nichts unter… Die Musik wird fortdauernd unterhalten und darf, wie die heilige …flamme der Vesta, eigentlich nie ausgehen; kaum hat die eine der …rtigen Walzen ihr Stück beendet, so beeilt sich einer der weißen Priester …es kulinarischen Tempels, eine neue Walze hineinzuschieben. Die National…hymne wechselt mit allen erdenklichen italienischen Opernarien, Tänzen und Volksmelodieen ab, und bis spät in die Nacht hinein erklingen die ermüdend regelmäßigen, nie versagenden Töne. Ebensowenig wie die Musik darf der Thee, die Kohlsuppe und der Borschtsch ausgehen. In der Kochkunst sind die Russen Meister, und das beste Rindfleisch findet bei ihnen auch seine beste Behandlung. Der Borschtsch ist eine schmackhafte Sauersuppe mit roten Rüben und Fleisch. Die verschiedenartigsten See- und Flußfische, das feinste Wild, vom archangelschen Renntier bis zum Schneehuhn, wird in der russischen Küche schmackhaft bereitet. Der Russe ißt gut und viel, aber noch lieber trinkt er, und hat auch in seinen Getränken eine große Auswahl. Außer seinem Lieblingsgetränke, dem Kwaß, der aus Roggenmehl und Malz bereitet wird und nicht berauscht, wird dem gemeinen Mann auf der Straße Sbiten, ein Getränk aus Wasser, Honig und Lorbeerblättern oder Salbei, und im Sommer ein sehr wässeriger Himbeersaft feilgeboten. In den Wirtshäusern wird eine Tasse Thee nach der andern geschlürft. Auf den Landgütern blüht eine besondere Kunst, allerhand Liqueure aus Früchten und Beeren vermittelst Aufgusses von Branntwein zu bereiten. Alle ausländischen Weine werden fleißig importiert und zu hohen Preisen verkauft. Der Konsum von Champagner ist ein ungeheurer. Das bayerische Bier erringt sich von Jahr zu Jahr eine größere Popularität. Der gemeine Mann aber bleibt bis jetzt leider dem Branntwein doch am meisten gewogen, und der Trunk rafft täglich zahlreiche Menschenleben dahin. Die berüchtigte russische Trunksucht besteht nicht darin, daß mehr geistige Getränke konsumiert werden als in andern Ländern — es ist berechnet worden, daß sowohl in England als auch in Frankreich, Österreich und Preußen ein größeres Quantum Alkohol auf den Kopf der Bevölkerung kommt als in Rußland — das, was, und die Art, wie getrunken wird, darin liegt das Schädliche, der Branntwein ruiniert die Gesundheit der Leute; deswegen ist es erfreulich zu sehen, daß mit den neuen Eisenbahnen das Bier auch im Innern Rußlands Eroberungen macht.

Das Moskauer Speisehaus hat auch eine merkantile Bedeutung: der russische Kaufmann alter Schule schließt gern seine Geschäfte beim Diner oder

(Spä
han
kä
(

nicht selten seiner Überredungs-
Bemerkungen über den Handel Moskaus
Moskau mit seinen 600,000 Einw. nimmt,
abgesehen, die erste Stelle im russischen
Centrum der Manufaktur- und Fabrikthätig-
Centrum des russischen Eisenbahnnetzes. Auch ge-
und die dasselbe umgebenden Gouvernements zu den
des ganzen Reichs. Der blühendste Industriezweig
Gouvernement ist die Weberei. Die Zahl der Fabriken be-
und in denselben über 100,000 Arbeiter beschäftigt, und jähr-
für 55 Mill. Rubel produziert. Die Hälfte davon kommt
Moskau und deren Umgebung. Abgesehen von den großen
werden viele Industriezweige von den Bauern in den Dörfern be-
namentlich die Weberei, Schmiede- und Tischlerarbeiten; an
Beschäftigung nimmt dann die ganze Familie in der vom Ackerbau er-
übrigten Zeit teil. Moskau ist gleichsam ein beständiger Jahrmarkt. In
den festen Warenniederlagen versehen sich die Kleinhändler der Gouverne-
ments- und Kreisstädte des innern Rußlands mit Verkaufsgegenständen.
Eine eigene Art Hausierer sind die sogenannten Prassoli und Ofeni. Es
sind Leute, die bei den Fabrikanten oder den Großhändlern auf Kredit Wa-
ren entnehmen, welche sie dann auf den Jahrmärkten in den Dörfern Klein-
rußlands, der westlichen Gouvernements und auch wohl Sibiriens absetzen.
Haben sie ihren Vorrat verkauft, so kehren sie nach Moskau zurück, bringen
ihre Rechnung mit den Kreditoren in Ordnung und nehmen neue Waren,
gewöhnlich für eine größere Summe auf. Diese wandernden Kaufleute reden
mit einander eine nur ihnen verständliche Sprache, die schon seit lange er-
funden ist, um das Handelsgeheimnis zu bewahren. Viele dieser Krämer
haben ihre Laufbahn mit dem Feilbieten von einfachen Heiligenbildern be-
gonnen, die in vielen Dörfern, namentlich des Wladimir'schen Gouverne-
ments, gleichsam fabrikmäßig verfertigt werden, so daß der eine Maler die
Köpfe, ein anderer die Hände, ein dritter die Kleidung malt, und sind all-
mählich große Kapitalisten geworden. Einen Hauptabsatz finden die Mos-
kauer Waren natürlich auf den großen Messen zu Nishni-Nowgorod, Char-
kow, Poltawa, Kiew u. s. w. Es ist eigentümlich, daß die Erweiterung der
Kommunikationsmittel und namentlich das Umsichgreifen der Eisenbahnen in
Rußland den Messen keinen Abbruch thut, wie in andern Ländern, ihre Be-
deutung vielmehr steigert. Die Nishni-Nowgorod'sche Messe erfreut sich der
größten Popularität, und es strömen von allen Seiten, aus dem europäischen
wie dem asiatischen Rußland, die Kaufleute zu Tausenden dahin. Wurde
noch vor kurzem der dort stattfindende durchschnittliche Umsatz auf 70 Mill.
Rubel berechnet, so sind auf einer der letzten Messen Waren im Werte von
gegen 130 Millionen verkauft worden. Für die fernere Entwickelung des
Nishni-Nowgoroder und des Moskauer Handels ist die Frage von großer
Bedeutung, welche Richtung die in Aussicht stehende sibirische Eisenbahn

nehmen wird. Dieſe Frage wird jetzt in Petersburg aufs lebhafteſte debattiert. Wird die neue Eiſenbahn über Rybinsk, alſo in ihrer Hauptrichtung nach Petersburg führen, ſo erleidet der Handel der beiden anderen Städte natürlich einen großen Verluſt; ſchließt ſie ſich aber, was wahrſcheinlicher iſt, an die Niſhni-Moskauer Linie an, ſo wird hier der Handel noch größere Dimenſionen annehmen.

Werfen wir, bevor wir von Moskau Abſchied nehmen, noch einen Blick auf das Leben und Treiben in den Straßen der Stadt. Was die äußere Phyſiognomie dieſer Straßen betrifft, ſo darf man ſie ſich nicht altertümlich denken. Hat auch der Brand von 1812 manches alte Gebäude verſchont, ſo mußte im großen und ganzen die Stadt doch von neuem wieder aufgebaut werden. Überhaupt giebt es in Rußland, mit Ausnahme der Oſtſeeprovinzen, keine eigentlich altertümlichen Städte. Die häufigen Feuersbrünſte, welche die ruſſiſchen Geſchichtsſchreiber ſo fleißig regiſtriert haben, Feuersbrünſte, welche ganze Städte — ſie wurden ja aus Holz gebaut — in Aſche legten, und noch heute in Trümmerhaufen verwandeln, haben dafür geſorgt, daß auch in den älteſten Städten doch nur ſehr vereinzelte Stadtteile und Gebäude einen altertümlichen Anſtrich haben. Die Privathäuſer in Moskau weichen, wie ſchon früher angedeutet wurde, in ihrem Äußern ſehr von einander ab: neben ſtattlichen Gebäuden im Renaiſſance- oder Rokoko-Stil gewahrt man anſpruchsloſe Holzhäuſer, welche eigentlich mehr in ein Dorf paſſen. Sehr beliebt ſind auch bei Holzhäuſern Säulen und Balkone. Nach dem früher Mitgeteilten nimmt es uns nicht Wunder, wenn wir unter den uns in den Straßen Moskaus Begegnenden weit weniger ausländiſche Typen wahrnehmen, als in Petersburg. Auch das Fuhrwerk iſt hier nationaler, namentlich iſt die Reitdroſchke, die in Petersburg glücklicherweiſe ganz ausgeſtorben iſt, noch ſehr im Schwang. Die Straßenpolizei wird in Moskau weit laxer gehandhabt, als in Petersburg, wo in neuerer Zeit in dieſer Beziehung ein ſehr erfreulicher Fortſchritt wahrzunehmen iſt. Dieſer Unterſchied tritt unter anderm in der Behandlung der Trunkenbolde, die in Moskau noch ſehr patriarchaliſch zu ſein ſcheint, zu Tage. Ich war Zeuge einer wahrhaft komiſchen Scene: eines Morgens lag ein ſchwer Betrunkener vor einer Schenke und rührte ſich nicht. In Petersburg wäre er von einem Polizeidiener davongeführt worden: hier wurde unter dem lauten Lachen der Umſtehenden ein ſehr wirkſames Hausmittel angewandt: ein junger Burſche goß einen Eimer Waſſer über ihn aus; der Mann rührte ſich noch immer nicht; der Junge holte einen friſchen Eimer; nun bewegte ſich der Durchnäßte. Die Kur wurde ſo oft wiederholt, bis der Betrunkene aufſtand und fluchend und ſchmähend davonging.

# 5. Die Pontiſche Steppe.*)

## Oberfläche und Geſtaltung.

So eben die Steppen, welche ſich im Norden des ſchwarzen Meeres ausbreiten, auch ſind im Vergleich mit vielen, ja mit den meiſten Gegenden der Erdoberfläche, ſo ſind ſie doch ſehr weit entfernt von dem Ideale, welches man von einem vollkommen ebenen Lande aufſtellen könnte. Auch bieten ſie keineswegs ſolche ununterbrochene und durchaus in gleichem Niveau ſtehende Ebenen dar, wie z. B. manche Deltaländer, oder wie die Pampas und Llanos Südamerikas. In ihrer urſprünglichen Anlage mögen ſie allerdings ununterbrochen eben geweſen ſein. Da ſie aber, anders als die genannten Länder, nicht als flache Niederungen, ſondern als 30 — 50 m über dem Meere erhabene Plateaus niedergeſchlagen wurden, ſo veränderten die großen Urfluten, die jetzt quellenden Flüſſe und das Regenwaſſer ihre Oberfläche vielfach und durchſchnitten die Steppenplateaus durch viele darin ausgebildete Furchen, Schluchten und Thäler in eine Menge von Würfeln, Kuppeln und Bergen, die alle von derſelben Höhe in langgezogenen Gewölben neben einander liegen. Obgleich dieſe Höhen und Vertiefungen, mit denen anderer Länder verglichen, ſehr unbedeutend ſind, ſo erſcheinen ſie doch in den Steppen nicht ſo, und da hier oft die unbedeutendſten Erhebungen, die bei uns nicht beachtet werden würden, eine eigentümliche Bedeutung für den Menſchen gewinnen, ſo lohnt es ſich der Mühe, ſie näher in Erwägung zu ziehen.

Die Steppenbewohner haben alle die kleinen Nuancen des Bodenreliefs aufgefaßt und beſtimmte Namen für ſie ausgeprägt, die wir gleich verſammelt voranſchicken wollen. Es ſind die Limans, die Balki, die Dollinas, die Obruiwi, die Wuipolotſch, die Stawoks, Gorboks und Gorboſchoks.

Die neptuniſchen Kräfte, welche alle die mit den vorſtehenden Namen bezeichneten Formen hervorgebracht haben, ſind das abfließende Regenwaſſer, die Flüſſe und Quellen, ſo wie endlich die Meereswogen.

### a. Veränderung der Oberfläche durch Regen.

Der Regen und das geſchmolzene Schneewaſſer ſtehen bei ſtarken Niederſchlägen auf den großen Flächen und flachen Wölbungen der Steppe oft mehrere Centimenter hoch eine zeitlang ſtill. Ein kleiner Teil desſelben zieht in den Boden, ſammelt ſich in den unterirdiſchen Waſſerbehältern über dem in der Tiefe liegenden blauen Thon, oder über dem Granit oder ſonſt einer feſten undurchdringlichen Schicht und bleibt entweder in dieſen Sammlungen, oder läuft in kleinen ſpärlichen Quellen zu Tage hervor. Der meiſte Regen aber fließt auf den großen, langgezogenen Abhängen in einer unzähligen Menge kleiner, oft unbemerkbarer Rinnen und ſonſt zwiſchen dem Graſe hindurch in die Limans und Flußthäler hinab. Dieſe kleinen Regenwaſſerrinnen

*) „Reiſen in Südrußland“ von J. G. Kohl. 2. Teil. (Dresden.)

ſind gewöhnlich ſo unbedeutend, daß ſie kaum die Grasnarbe der Steppe hier und da angreifen, und die einzige Wirkung dieſes ſo abfließenden Regenwaſſers beſteht darin, daß es hier und da die im ganzen einen halben Meter tiefe Fruchterde verändert und ihre Decke verſchiebt, hier verringert, dort verſtärkt. Man bemerkt dieſes Abflözen der Fruchterde natürlich beſonders in den beackerten und daher beſtändig gelockerten Steppengegenden nach jedem ſtarken Regen, wo man immer bedeutende Maſſen friſch abgeſpülter fetter Erde in allen Thälern und Vertiefungen zuſammengeführt findet. In den allergeringſten Vertiefungen des Steppenbodens iſt auf dieſe Weiſe eine Fruchterdeſchicht mehr als einen Meter dick zuſammengeflözt. Ja, in den bedeutenderen Thälern liegt die Fruchterde zuweilen mehrere Meter dick, wie man häufig bei Brunnengrabungen zu bemerken Gelegenheit hat.

Dieſes Flözen iſt eine im ganzen ſehr bedeutende, im einzelnen wenig bemerkbare, durch das Regenwaſſer bewirkte Veränderung der Bodenoberfläche. Eine andere von ihm veranlaßte Form, die mehr ins Auge fällt, ſind die von dem Regenwaſſer überall in die Steppen eingeſchnittenen Schluchten, von den Kleinruſſen „Wuipolotſch" genannt.

Wo ſich irgend ein Abhang findet, in Flußthälern, am Meeresufer, an einem ausgefahrenen Wege, einem aufgeworfenen Graben oder einer gezogenen Ackerfurche, da gräbt das ablaufende Waſſer ein, ſchwemmt die Grasdecke hinweg, und aus dem kleinen Einſchnitte wird zuletzt eine 30—35 m tiefe Regenſchlucht.

### b. Veränderungen durch Flüſſe.

Alle Flüſſe der Steppen, ſelbſt die kleinſten, fließen in ſehr großen und weiten, in das Steppenplateau eingeſchnittenen Thälern. Das Bett, welches ſich der ohnmächtige Fluß in dieſen großen Thalweitungen gegeben hat, iſt nur durch ſehr ſchwach erhobene Ufer bezeichnet, welche der Fluß ſehr oft überſchreitet. Aber ſehr ſelten oder faſt nie tritt er an den Fuß jener hohen Thalgehänge hinan, auf die er deshalb faſt gar nicht verändernd einwirkt. Die feuchteſten Stellen der Flußthäler ſind mit Schilf bedeckt, das ſich oft eine Meile breit und mehrere Meilen lang hinzieht; andere Teile liegen trockener, werden nur im Frühjahr überſchwemmt und bieten ſchöne Wieſen und Heuſchläge. Noch andere Stellen bleiben von den Überſchwemmungen ganz verſchont, ſind alſo dem Ackerbau, der Anlage von Verkehrswegen und Dörfern günſtig.

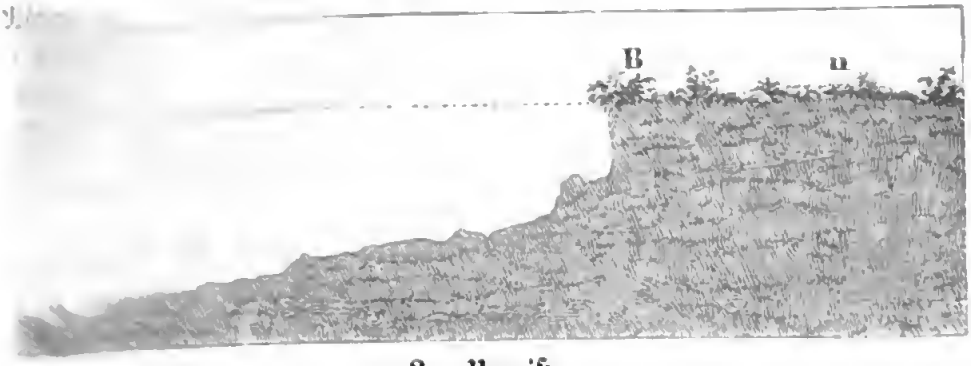
Durch das Zuſammenlaufen mehrerer Flußthäler, ſo wie durch das Kreuzen kleiner Nebenflußthäler mit denen der Hauptflüſſe, entſtehen nun eben die Zerlegungen des flachen Steppenplateaus in eine Menge flach gewölbter Hügel und Berge und alle die verſchiedenen Formationen der Bodenfläche, für welche die Steppenbewohner zur Verwunderung des Reiſenden faſt eben ſo viele verſchiedene Benennungen ausgeprägt haben, wie Gebirgsbewohner.

## 5. Die Pont[illegible]

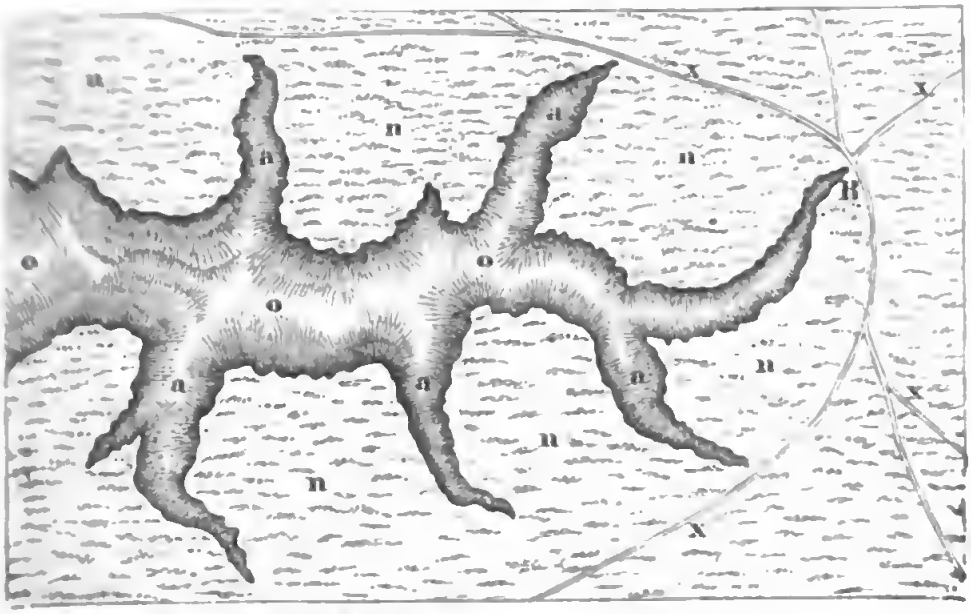
Oberfläche

So eben die Steppen [illegible]
ausbreiten, auch ſind im [illegible]
der Erdoberfläche, ſo ſind [illegible]
ches man von einem [illegible]
ſie keineswegs ſolch[illegible]
ſtehende Ebenen [illegible]
und Llanos S[illegible]
dings ununt[illegible]
nannten [illegible]
dem [illegible]
gre[illegible]
f[illegible]

2. Längenaufriß.




3. Umriß.




B Punkt des Waſſerſturzes.
xx An ihm herumführende Wege ꝛc.
aa Nebenſchluchten.
o Schluchtſohle.
nn Hohe Steppe.

## c. Die Einwirkungen des Meeres.

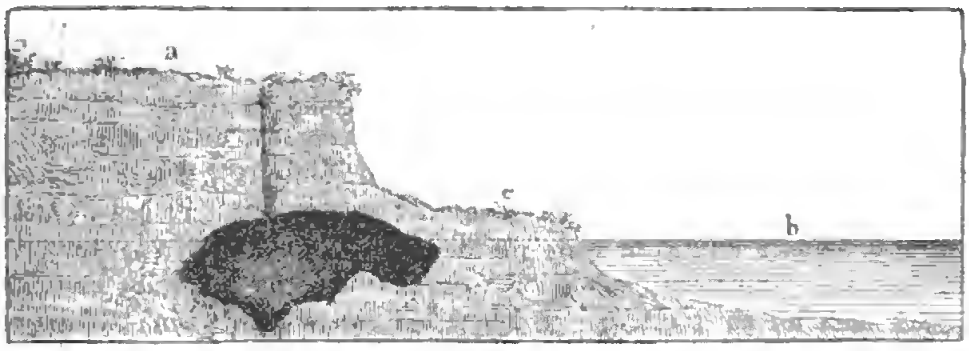
Das Meer, welches die Steppe nicht mehr bedeckt und dabei auch bedeutend niedriger liegt als sie, kann nur noch auf den Küstenrand der Steppe einwirken.

Die hohe Steppe, wo sie nicht von Flußmündungen ausgeschliffen ist, liegt fast durchweg gleich hoch, ungefähr 30—40 m über dem Meere, und bietet also der Meeresbrandung eine schroffe Stirn dar. Das Meer kann also keinen andern Einfluß auf die Küste ausüben, als hier und da einige von ihr herabfallende Teile wegzuspülen, oder durch eigene Unterspülung solches Herabfallen zu veranlassen.

Wenn ein Absturz tief genug herabgefallen ist und mit seinem Fuße die unter ihm befindliche Höhle ausgefüllt hat, so befestigt er sich eine zeitlang, bewächst überall mit Gras und erzeugt auch andere Pflanzen, die er als Teil der hohen Steppe nicht erzeugen konnte, nun aber in seiner niedrigern Lage und von dem hohen Steppenrande vor den Winden geschützt bei dem gebildeten mildern Klima hervorbringt. Es wachsen nun Holundergebüsch, Weiß- und Schlehdorn u. s. w. Diese Gegend hat eine Zeit Ruhe; wenn aber die Quellen und das Meer neue Höhlungen auswaschen und einen Teil des Vorgeschobenen wegspülen, so wiederholen sich die Einstürze, und die Lage des früheren Einsturzes wird auch verändert.

Die zerrissene, zerbröckelte, teils gehobene, teils gesunkene Küste nennen die Russen „Obruiwi", d. h. Abrisse.*)

Es sei a die hohe Steppe; b das Meer; c eine durch Unterwaschung gebildete Höhle; d ein herabsinkendes Stück; e das Meeresgestade; f das neugebildete Gestade.




*) Auch die Deutschen an der Küste haben das Wort „Obruiwe" angenommen und sprechen: „Treib' die Schweine in die Obruiwen", oder: „Es hat sich eine neue Obruiwe gebildet."

welchem ihm ſeine Eltern mit Bewunderung geſprochen, als er noch ein kleines Kind war. Nun wird er ſeinen Kindern die Liebe zum „Mütterchen" einimpfen; an den langen Winterabenden wird er ihnen von all den Herrlichkeiten erzählen, die er geſehen; von dem ſtolzen, in ruſſiſchem Stil aufgeführten Kaiſerpalaſt, von der Uspenski-Kirche, in welcher die Krönungen ſtattfinden, von dem hoch emporſtrebenden Glockenturm Iwan Weliki, von dem aus er die ganze Stadt wie auf einem Teller zu ſeinen Füßen geſehen, von der Zar-Glocke, aus welcher ein herausgeſprungenes Stückchen doch noch Manneshöhe und über $^1/_2$ m Dicke hat, von der Zar-Kanone, die 960 Ctr. wiegt. Man verſteht die Wut, die ſich im Jahr 1812 des ganzen ruſſiſchen Volks bei der Nachricht bemächtigte, die Franzoſen hätten das alte Moskau verbrannt; damals wußte man noch nicht, daß der ruſſiſche Kommandant der Stadt, Graf Roſtopſchin, um den verhaßten Feind zu verderben, das Feuer hatte anlegen laſſen.

Die Schönheit Moskaus iſt ſpecifiſch maleriſcher Natur; der Geſamteindruck, den wir davontragen, iſt ein äſthetiſcher. Unſer Urteil geſtaltet ſich vielfach anders, wenn wir zu analyſieren anfangen. Nur ſelten ſtoßen wir auf ein wirklich ſchönes Gebäude. Auch hierin zeigt ſich der Unterſchied von Petersburg; denn was an dem Äußern Petersburgs ſchön iſt, das iſt architektoniſch ſchön.

Es war oben von einem ruſſiſchen Stil die Rede. Worin beſtehen die weſentlichen Merkmale dieſes Stils? Betrachten wir einen Augenblick die Gebäude des Kreml auf ihre Bauart hin.

Der Kreml, ein unregelmäßiges Dreieck von ungefähr $^1/_3$ Meile im Umfang, iſt ringsumher von einer hohen weißen Mauer umgeben, die in der Art und Weiſe ausgezackt iſt, wie man es im Mittelalter an italieniſchen Stadtmauern findet. Die Mauerlinie wird von 18 Türmen unterbrochen; 5 Thore führen hinein. Mehrere der Türme ſind gotiſcher Bauart. Innerhalb der Mauern befinden ſich etwa zwanzig der prächtigſten und größten Gebäude Moskaus, darunter 8 Kirchen — die kleinern im großen Palais nicht eingerechnet — zwei Klöſter und zwei Paläſte. Nur ein geringer Teil des Kreml ging im Jahr 1812 in Flammen auf, es blieb ſo manches alte Gebäude unverſehrt, oder konnte doch leicht in urſprünglicher Weiſe reſtauriert werden. Mehrere Gebäude ſind aber erſt nach dem Brande von 1812 aufgeführt worden, ſo namentlich das große und prachtvolle Kreml-Palais, das ſich ſtolz über dem Moskwafluß erhebt; doch iſt ein Teil des alten Zarenhauſes — die ſogenannte Teremá — im weſentlichen unverſehrt geblieben, und der Erbauer des neuen Palaſtes hat in geſchickter Weiſe verſtanden, die Motive jenes alten Gebäudes in dem neuen hindurchklingen zu laſſen. Dieſe Motive nun gelten als ſpecifiſch ruſſiſch, bei genauerer Betrachtung aber laſſen ſie ſich auf Renaiſſance- und orientaliſche Elemente zurückführen. In anderer Weiſe tritt uns der ruſſiſche Stil bei der bedeutendſten Kirche des Kreml und ganz Moskaus, bei der ſchon genannten Uspenski- oder Mariä-Himmelfahrtskirche entgegen. Die Kuppeln haben, wie

meiſt bei ruſſiſchen Kirchen, die Zwiebelform, die wir auch nicht ſelten bei mohammedaniſchen Bauten in Indien finden. Das Innere hat den Charakter byzantiniſcher Kirchen, das Äußere zeigt mehrfach Anklänge an den romaniſchen Stil: ſo finden ſich z. B. die kleinen Blendarkaden mit Rundbogen, die zwiſchen den Fenſtern angebracht ſind, in ganz ähnlicher Weiſe und an derſelben Stelle bei romaniſchen Kirchen. Daß die Uspenski-Kirche in der Zeit der Renaiſſance entſtanden, wird uns unter anderm durch ein paar Pilaſter mit ioniſchen Kapitälern ins Gedächtnis gerufen. So haben wir denn bei unſerm Gang durch den Kreml bereits den romaniſchen und den gotiſchen, den byzantiniſchen, mohammedaniſch-orientaliſchen und den Renaiſſance-Stil angetroffen. Wo bleibt da noch Raum für den ruſſiſchen? Der ruſſiſche Stil ſcheint mir eben in der eigentümlich phantaſtiſchen wilden Miſchung aller jener Stilarten zu beſtehen. Es würde zu weit führen, wenn ich eingehend zu zeigen verſuchte, wie die verſchiedenen Stilarten nach Rußland gedrungen ſind, ich will mich deshalb auf einige Andeutungen beſchränken: Die byzantiniſche Bauart, die Grundlage des ruſſiſchen Kirchenſtils, wanderte zugleich mit dem Chriſtentum in Rußland ein, und wiegt, beſonders in den älteſten Kirchen zu Nowgorod und Kiew, durchaus vor; die mohammedaniſch-orientaliſchen Elemente erklären ſich bei dem Jahrhunderte alten regen Verkehr Rußlands mit Aſien von ſelbſt: der romaniſche Stil wurde hauptſächlich durch italieniſche Meiſter im 12. Jahrhundert nach Wladimir gebracht, wohin die Reſidenz der Großfürſten von Kiew verlegt worden. Der Großfürſt Johann III. (1462—1505) hielt es für zeitgemäß, das damals noch faſt gänzlich aus Holzhäuſern beſtehende Moskau mit ſteinernen Gebäuden zu ſchmücken; er berief gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine Schar von italieniſchen Meiſtern, die ihm neue Stadtmauern, Kirchen und einen Palaſt aufführen ſollten. So kam die Renaiſſance zuerſt nach Rußland. Von dem berühmteſten dieſer Italiener, dem Bologneſen Fioravanti, ward die ſpäter vielfach nachgeahmte Uspenski-Kirche erbaut, wobei er ſich aber im weſentlichen an jene von ſeinen Landsleuten in Wladimir aufgeführten Bauwerke hielt.

Das Innere ruſſiſcher Kirchen bringt nur ſelten einen erhebenden Eindruck hervor, meiſt wirkt die Überladung mit maleriſchem Schmuck bunt und drückend. Wände und Pfeiler ſind oft gänzlich mit Fresko-Darſtellungen bedeckt, wozu dann noch die vielen Heiligenbilder an den Altären und im Ikonoſtas kommen. Die ruſſiſche Heiligenmalerei iſt bekanntlich mit der byzantiniſchen aufs allerinnigſte verwandt, und es läßt ſich nicht leugnen, daß im großen und ganzen eine öde Einförmigkeit dieſen Kunſtzweig beherrſcht. Doch darf man ſich dieſe Einförmigkeit nicht als eine abſolute denken, im 16. Jahrhundert drang von Weſten her ein friſcher Zug in die ruſſiſche Ikonographie, der freilich auf geſetzgeberiſchem Wege wieder nach Kräften zurückgedrängt ward; gegen Ende des 17. Jahrhunderts tauchte aber aufs neue eine mehr individualiſierende Richtung auf, wofür man in ſo mancher Moskauer Kirche die Beweiſe findet.

welchem ihm ſeine Eltern mit Bewunderung geſprochen, als er noch ein kleines Kind war. Nun wird er ſeinen Kindern die Liebe zum „Mütterchen“ einimpfen; an den langen Winterabenden wird er ihnen von all den Herrlichkeiten erzählen, die er geſehen; von dem ſtolzen, in ruſſiſchem Stil aufgeführten Kaiſerpalaſt, von der Uspenski-Kirche, in welcher die Krönungen ſtattfinden, von dem hoch emporſtrebenden Glockenturm Iwan Weliki, von dem aus er die ganze Stadt wie auf einem Teller zu ſeinen Füßen geſehen, von der Zar-Glocke, aus welcher ein herausgeſprungenes Stückchen doch noch Manneshöhe und über $^1/_2$ m Dicke hat, von der Zar-Kanone, die 960 Ctr. wiegt. Man verſteht die Wut, die ſich im Jahr 1812 des ganzen ruſſiſchen Volks bei der Nachricht bemächtigte, die Franzoſen hätten das alte Moskau verbrannt; damals wußte man noch nicht, daß der ruſſiſche Kommandant der Stadt, Graf Roſtopſchin, um den verhaßten Feind zu verderben, das Feuer hatte anlegen laſſen.

Die Schönheit Moskaus iſt ſpecifiſch maleriſcher Natur; der Geſamteindruck, den wir davontragen, iſt ein äſthetiſcher. Unſer Urteil geſtaltet ſich vielfach anders, wenn wir zu analyſieren anfangen. Nur ſelten ſtoßen wir auf ein wirklich ſchönes Gebäude. Auch hierin zeigt ſich der Unterſchied von Petersburg; denn was an dem Äußern Petersburgs ſchön iſt, das iſt architektoniſch ſchön.

Es war oben von einem ruſſiſchen Stil die Rede. Worin beſtehen die weſentlichen Merkmale dieſes Stils? Betrachten wir einen Augenblick die Gebäude des Kreml auf ihre Bauart hin.

Der Kreml, ein unregelmäßiges Dreieck von ungefähr $^1/_3$ Meile im Umfang, iſt ringsumher von einer hohen weißen Mauer umgeben, die in der Art und Weiſe ausgezackt iſt, wie man es im Mittelalter an italieniſchen Stadtmauern findet. Die Mauerlinie wird von 18 Türmen unterbrochen; 5 Thore führen hinein. Mehrere der Türme ſind gotiſcher Bauart. Innerhalb der Mauern befinden ſich etwa zwanzig der prächtigſten und größten Gebäude Moskaus, darunter 8 Kirchen — die kleinern im großen Palais nicht eingerechnet — zwei Klöſter und zwei Paläſte. Nur ein geringer Teil des Kreml ging im Jahr 1812 in Flammen auf, es blieb ſo manches alte Gebäude unverſehrt, oder konnte doch leicht in urſprünglicher Weiſe reſtauriert werden. Mehrere Gebäude ſind aber erſt nach dem Brande von 1812 aufgeführt worden, ſo namentlich das große und prachtvolle Kreml-Palais, das ſich ſtolz über dem Moskwafluß erhebt; doch iſt ein Teil des alten Zarenhauſes — die ſogenannte Terema — im weſentlichen unverſehrt geblieben, und der Erbauer des neuen Palaſtes hat in geſchickter Weiſe verſtanden, die Motive jenes alten Gebäudes in dem neuen hindurchklingen zu laſſen. Dieſe Motive nun gelten als ſpecifiſch ruſſiſch, bei genauerer Betrachtung aber laſſen ſie ſich auf Renaiſſance- und orientaliſche Elemente zurückführen. In anderer Weiſe tritt uns der ruſſiſche Stil bei der bedeutendſten Kirche des Kreml und ganz Moskaus, bei der ſchon genannten Uspenski- oder Mariä-Himmelfahrtskirche entgegen. Die Kuppeln haben, wie

meiſt bei ruſſiſchen Kirchen, die Zwiebelform, die wir auch nicht ſelten bei mohammedaniſchen Bauten in Indien finden. Das Innere hat den Charakter byzantiniſcher Kirchen, das Äußere zeigt mehrfach Anklänge an den romaniſchen Stil: ſo finden ſich z. B. die kleinen Blendarkaden mit Rundbogen, die zwiſchen den Fenſtern angebracht ſind, in ganz ähnlicher Weiſe und an derſelben Stelle bei romaniſchen Kirchen. Daß die Uspenski-Kirche in der Zeit der Renaiſſance entſtanden, wird uns unter anderm durch ein paar Pilaſter mit ioniſchen Kapitälern ins Gedächtnis gerufen. So haben wir denn bei unſerm Gang durch den Kreml bereits den romaniſchen und den gotiſchen, den byzantiniſchen, mohammedaniſch-orientaliſchen und den Renaiſſance-Stil angetroffen. Wo bleibt da noch Raum für den ruſſiſchen? Der ruſſiſche Stil ſcheint mir eben in der eigentümlich phantaſtiſchen wilden Miſchung aller jener Stilarten zu beſtehen. Es würde zu weit führen, wenn ich eingehend zu zeigen verſuchte, wie die verſchiedenen Stilarten nach Rußland gedrungen ſind, ich will mich deshalb auf einige Andeutungen beſchränken: Die byzantiniſche Bauart, die Grundlage des ruſſiſchen Kirchenſtils, wanderte zugleich mit dem Chriſtentum in Rußland ein, und wiegt, beſonders in den älteſten Kirchen zu Nowgorod und Kiew, durchaus vor; die mohammedaniſch-orientaliſchen Elemente erklären ſich bei dem Jahrhunderte alten regen Verkehr Rußlands mit Aſien von ſelbſt: der romaniſche Stil wurde hauptſächlich durch italieniſche Meiſter im 12. Jahrhundert nach Wladimir gebracht, wohin die Reſidenz der Großfürſten von Kiew verlegt worden. Der Großfürſt Johann III. (1462—1505) hielt es für zeitgemäß, das damals noch faſt gänzlich aus Holzhäuſern beſtehende Moskau mit ſteinernen Gebäuden zu ſchmücken; er berief gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine Schar von italieniſchen Meiſtern, die ihm neue Stadtmauern, Kirchen und einen Palaſt aufführen ſollten. So kam die Renaiſſance zuerſt nach Rußland. Von dem berühmteſten dieſer Italiener, dem Bologneſen Fioravanti, ward die ſpäter vielfach nachgeahmte Uspenski-Kirche erbaut, wobei er ſich aber im weſentlichen an jene von ſeinen Landsleuten in Wladimir aufgeführten Bauwerke hielt.

Das Innere ruſſiſcher Kirchen bringt nur ſelten einen erhebenden Eindruck hervor, meiſt wirkt die Überladung mit maleriſchem Schmuck bunt und drückend. Wände und Pfeiler ſind oft gänzlich mit Fresko-Darſtellungen bedeckt, wozu dann noch die vielen Heiligenbilder an den Altären und im Ikonoſtas kommen. Die ruſſiſche Heiligenmalerei iſt bekanntlich mit der byzantiniſchen aufs allerinnigſte verwandt, und es läßt ſich nicht leugnen, daß im großen und ganzen eine öde Einförmigkeit dieſen Kunſtzweig beherrſcht. Doch darf man ſich dieſe Einförmigkeit nicht als eine abſolute denken, im 16. Jahrhundert drang von Weſten her ein friſcher Zug in die ruſſiſche Ikonographie, der freilich auf geſetzgeberiſchem Wege wieder nach Kräften zurückgedrängt ward; gegen Ende des 17. Jahrhunderts tauchte aber aufs neue eine mehr individualiſierende Richtung auf, wofür man in ſo mancher Moskauer Kirche die Beweiſe findet.

welchem ihm seine Eltern mit Bewunderung gesprochen, als er noch ein kleines Kind war. Nun wird er seinen Kindern die Liebe zum „Mütterchen“ einimpfen; an den langen Winterabenden wird er ihnen von all den Herrlichkeiten erzählen, die er gesehen; von dem stolzen, in russischem Stil aufgeführten Kaiserpalast, von der Uspenski-Kirche, in welcher die Krönungen stattfinden, von dem hoch emporstrebenden Glockenturm Iwan Weliki, von dem aus er die ganze Stadt wie auf einem Teller zu seinen Füßen gesehen, von der Zar-Glocke, aus welcher ein herausgesprungenes Stückchen doch noch Manneshöhe und über $^1/_2$ m Dicke hat, von der Zar-Kanone, die 960 Ctr. wiegt. Man versteht die Wut, die sich im Jahr 1812 des ganzen russischen Volks bei der Nachricht bemächtigte, die Franzosen hätten das alte Moskau verbrannt; damals wußte man noch nicht, daß der russische Kommandant der Stadt, Graf Rostopschin, um den verhaßten Feind zu verderben, das Feuer hatte anlegen lassen.

Die Schönheit Moskaus ist specifisch malerischer Natur; der Gesamteindruck, den wir davontragen, ist ein ästhetischer. Unser Urteil gestaltet sich vielfach anders, wenn wir zu analysieren anfangen. Nur selten stoßen wir auf ein wirklich schönes Gebäude. Auch hierin zeigt sich der Unterschied von Petersburg; denn was an dem Äußern Petersburgs schön ist, das ist architektonisch schön.

Es war oben von einem russischen Stil die Rede. Worin bestehen die wesentlichen Merkmale dieses Stils? Betrachten wir einen Augenblick die Gebäude des Kreml auf ihre Bauart hin.

Der Kreml, ein unregelmäßiges Dreieck von ungefähr $^1/_3$ Meile im Umfang, ist ringsumher von einer hohen weißen Mauer umgeben, die in der Art und Weise ausgezackt ist, wie man es im Mittelalter an italienischen Stadtmauern findet. Die Mauerlinie wird von 18 Türmen unterbrochen; 5 Thore führen hinein. Mehrere der Türme sind gotischer Bauart. Innerhalb der Mauern befinden sich etwa zwanzig der prächtigsten und größten Gebäude Moskaus, darunter 8 Kirchen — die kleinern im großen Palais nicht eingerechnet — zwei Klöster und zwei Paläste. Nur ein geringer Teil des Kreml ging im Jahr 1812 in Flammen auf, es blieb so manches alte Gebäude unversehrt, oder konnte doch leicht in ursprünglicher Weise restauriert werden. Mehrere Gebäude sind aber erst nach dem Brande von 1812 aufgeführt worden, so namentlich das große und prachtvolle Kreml-Palais, das sich stolz über dem Moskwafluß erhebt; doch ist ein Teil des alten Zarenhauses — die sogenannte Teremá — im wesentlichen unversehrt geblieben, und der Erbauer des neuen Palastes hat in geschickter Weise verstanden, die Motive jenes alten Gebäudes in dem neuen hindurchklingen zu lassen. Diese Motive nun gelten als specifisch russisch, bei genauerer Betrachtung aber lassen sie sich auf Renaissance- und orientalische Elemente zurückführen. In anderer Weise tritt uns der russische Stil bei der bedeutendsten Kirche des Kreml und ganz Moskaus, bei der schon genannten Uspenski- oder Mariä-Himmelfahrtskirche entgegen. Die Kuppeln haben, wie

meiſt bei ruſſiſchen Kirchen, die Zwiebelform, die wir auch nicht ſelten bei mohammedaniſchen Bauten in Indien finden. Das Innere hat den Charakter byzantiniſcher Kirchen, das Äußere zeigt mehrfach Anklänge an den romaniſchen Stil: ſo finden ſich z. B. die kleinen Blendarkaden mit Rundbogen, die zwiſchen den Fenſtern angebracht ſind, in ganz ähnlicher Weiſe und an derſelben Stelle bei romaniſchen Kirchen. Daß die Uspenski-Kirche in der Zeit der Renaiſſance entſtanden, wird uns unter anderm durch ein paar Pilaſter mit joniſchen Kapitälern ins Gedächtnis gerufen. So haben wir denn bei unſerm Gang durch den Kreml bereits den romaniſchen und den gotiſchen, den byzantiniſchen, mohammedaniſch-orientaliſchen und den Renaiſſance-Stil angetroffen. Wo bleibt da noch Raum für den ruſſiſchen? Der ruſſiſche Stil ſcheint mir eben in der eigentümlich phantaſtiſchen wilden Miſchung aller jener Stilarten zu beſtehen. Es würde zu weit führen, wenn ich eingehend zu zeigen verſuchte, wie die verſchiedenen Stilarten nach Rußland gedrungen ſind, ich will mich deshalb auf einige Andeutungen beſchränken: Die byzantiniſche Bauart, die Grundlage des ruſſiſchen Kirchenſtils, wanderte zugleich mit dem Chriſtentum in Rußland ein, und wiegt, beſonders in den älteſten Kirchen zu Nowgorod und Kiew, durchaus vor; die mohammedaniſch-orientaliſchen Elemente erklären ſich bei dem Jahrhunderte alten regen Verkehr Rußlands mit Aſien von ſelbſt: der romaniſche Stil wurde hauptſächlich durch italieniſche Meiſter im 12. Jahrhundert nach Wladimir gebracht, wohin die Reſidenz der Großfürſten von Kiew verlegt worden. Der Großfürſt Johann III. (1462—1505) hielt es für zeitgemäß, das damals noch faſt gänzlich aus Holzhäuſern beſtehende Moskau mit ſteinernen Gebäuden zu ſchmücken; er berief gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine Schar von italieniſchen Meiſtern, die ihm neue Stadtmauern, Kirchen und einen Palaſt aufführen ſollten. So kam die Renaiſſance zuerſt nach Rußland. Von dem berühmteſten dieſer Italiener, dem Bologneſen Fioravanti, ward die ſpäter vielfach nachgeahmte Uspenski-Kirche erbaut, wobei er ſich aber im weſentlichen an jene von ſeinen Landsleuten in Wladimir aufgeführten Bauwerke hielt.

Das Innere ruſſiſcher Kirchen bringt nur ſelten einen erhebenden Eindruck hervor, meiſt wirkt die Überladung mit maleriſchem Schmuck bunt und drückend. Wände und Pfeiler ſind oft gänzlich mit Fresko-Darſtellungen bedeckt, wozu dann noch die vielen Heiligenbilder an den Altären und im Ikonoſtas kommen. Die ruſſiſche Heiligenmalerei iſt bekanntlich mit der byzantiniſchen aufs allerinnigſte verwandt, und es läßt ſich nicht leugnen, daß im großen und ganzen eine öde Einförmigkeit dieſen Kunſtzweig beherrſcht. Doch darf man ſich dieſe Einförmigkeit nicht als eine abſolute denken, im 16. Jahrhundert drang von Weſten her ein friſcher Zug in die ruſſiſche Ikonographie, der freilich auf geſetzgeberiſchem Wege wieder nach Kräften zurückgedrängt ward; gegen Ende des 17. Jahrhunderts tauchte aber aufs neue eine mehr individualiſierende Richtung auf, wofür man in ſo mancher Moskauer Kirche die Beweiſe findet.

Vom Kreml gelangt man zum „roten Platz“ durch das „Erlöserthor“ (Spásskija Woróta), bemerkenswert dadurch, daß man gezwungen ist, barhaupt hindurchzugehen — eine Sitte, die besonders bei der strengen Winterkälte unangemessen ist. Am Eingange des Thors versieht ein Soldat das Cerberusamt: er wacht aufs strengste darüber, daß die Männer die Hüte abnehmen, die Frauen aber die Sonnenschirme zuschlagen. Zu beiden Seiten des Thors sind Kapellen angebaut, an denen Moskau überhaupt sehr reich ist: eine der am heiligsten gehaltenen ist die bei dem „Iwer'schen Thor“, sie ist vom Morgen bis zum Abend von frommen Betern überfüllt; denn hier steht das „wunderthätige“ Bild der „Iwer'schen Mutter Gottes“, eine getreue Kopie nach dem Bilde gleiches Namens auf Athos.

An Größe werden alle Kirchen Moskaus von der Erlöserkirche übertroffen, die dem Andenken an die Befreiung Rußlands von den Franzosen im Jahre 1812 geweiht ist. Äußerlich macht sie einen imposanten Eindruck, zumal da sie auf einer Anhöhe steht und ihre mächtige Gestalt, nach allen Seiten hin sichtbar, sich vom Horizont abhebt.

So groß das Kapital ist, das in den kirchlichen Bauwerken Rußlands steckt, es wird vielleicht noch übertroffen durch den Reichtum, welcher sich in den Schatzkammern einiger Kirchen und Klöster in den Jahrhunderten ihres Bestehens angesammelt hat: unzählbar sind die goldenen und silbernen Gerätschaften aus allen Zeitaltern in den mannigfaltigsten Formen und Stilen gearbeitet und vielfach mit Edelsteinen besetzt. Die Goldbrokatgewänder der höchsten Geistlichkeit sind mit echten Perlen dermaßen besäet, daß diese allein bisweilen Centnergewicht betragen; Inschriften, Ornamente aller Art, religiöse Darstellungen, ja sogar Porträts sind in diese Gewänder hineingewirkt. Die Führer versäumen nicht, allemal den Wert an Gold und Edelsteinen zu bezeichnen; wissen sie doch, daß der materielle Wert die Verehrung so manches Gläubigen bedeutend steigert.

In der „Schatzkammer der Synode“ zeigte man uns die silbernen, von innen vergoldeten, im Renaissancestil gefertigten Kessel, in denen während der Marterwoche das heilige Öl bereitet wird. Mit dem heiligen Chrisam werden nicht nur alle Täuflinge und die Herrscher bei ihrer Krönung, sondern auch die Altäre und Mauern der Kirchen bei der Einweihung gesalbt. Der Chrisam besteht aus dreißig verschiedenen Substanzen: weißer Lissaboner Wein, wohlriechendes Öl aller Art, balsamische Wurzeln und mannigfache Kräuter werden hineingethan; die Pflanzenwelt Ostindiens, Chinas und Südamerikas liefert ihr Kontingent dazu. Das Salböl darf nur an zwei Stellen des Reiches, in Kiew und in Moskau, und zwar nur einmal jährlich, in der Marterwoche, bereitet werden.

Doch von dem Besuche der vielen Kirchen, Palästen und Sammlungen sind wir hungrig und durstig geworden, und begeben uns deshalb in eines der größern echt russischen Speisehäuser, an denen Moskau neben großen kosmopolitischen Hotels und Kaffeehäusern reich ist. Da finden wir nichts von den Herren Kellnern im schwarzen Frack mit dem tadellosen bis in den

Nacken reichenden Scheitel; vielmehr flutet eine Schar von bärtigen Männern und unbärtigen Jünglingen, die alle von Kopf bis zu Fuß in eine blendend weiße Kleidung gehüllt sind, zwischen den kleinen Tischen einher, an denen wir Gruppen von speisenden Männern und Frauen gewahren. Dazu ertönt die rauschende Musik eines schönen Orchestrion. Ein echt nationales Gasthaus muß stets eine Spielorgel besitzen; die kleineren Etablissements dieser Art begnügen sich natürlich mit mangelhaften Instrumenten, deren widerwärtige Töne sich von denen gewöhnlicher Leierkästen durch nichts unterscheiden. Die Musik wird fortdauernd unterhalten und darf, wie die heilige Tempelflamme der Vesta, eigentlich nie ausgehen; kaum hat die eine der mächtigen Walzen ihr Stück beendet, so beeilt sich einer der weißen Priester des kulinarischen Tempels, eine neue Walze hineinzuschieben. Die Nationalhymne wechselt mit allen erdenklichen italienischen Opernarien, Tänzen und Volksmelodieen ab, und bis spät in die Nacht hinein erklingen die ermüdend regelmäßigen, nie versagenden Töne. Ebensowenig wie die Musik darf der Thee, die Kohlsuppe und der Borschtsch ausgehen. In der Kochkunst sind die Russen Meister, und das beste Rindfleisch findet bei ihnen auch seine beste Behandlung. Der Borschtsch ist eine schmackhafte Sauersuppe mit roten Rüben und Fleisch. Die verschiedenartigsten See- und Flußfische, das feinste Wild, vom archangelschen Renntier bis zum Schneehuhn, wird in der russischen Küche schmackhaft bereitet. Der Russe ißt gut und viel, aber noch lieber trinkt er, und hat auch in seinen Getränken eine große Auswahl. Außer seinem Lieblingsgetränke, dem Kwaß, der aus Roggenmehl und Malz bereitet wird und nicht berauscht, wird dem gemeinen Mann auf der Straße Sbiten, ein Getränk aus Wasser, Honig und Lorbeerblättern oder Salbei, und im Sommer ein sehr wässeriger Himbeersaft feilgeboten. In den Wirtshäusern wird eine Tasse Thee nach der andern geschlürft. Auf den Landgütern blüht eine besondere Kunst, allerhand Liqueure aus Früchten und Beeren vermittelst Aufgusses von Branntwein zu bereiten. Alle ausländischen Weine werden fleißig importiert und zu hohen Preisen verkauft. Der Konsum von Champagner ist ein ungeheurer. Das bayerische Bier erringt sich von Jahr zu Jahr eine größere Popularität. Der gemeine Mann aber bleibt bis jetzt leider dem Branntwein doch am meisten gewogen, und der Trunk rafft täglich zahlreiche Menschenleben dahin. Die berüchtigte russische Trunksucht besteht nicht darin, daß mehr geistige Getränke konsumiert werden als in andern Ländern — es ist berechnet worden, daß sowohl in England als auch in Frankreich, Österreich und Preußen ein größeres Quantum Alkohol auf den Kopf der Bevölkerung kommt als in Rußland — das, was, und die Art, wie getrunken wird, darin liegt das Schädliche, der Branntwein ruiniert die Gesundheit der Leute; deswegen ist es erfreulich zu sehen, daß mit den neuen Eisenbahnen das Bier auch im Innern Rußlands Eroberungen macht.

Das Moskauer Speisehaus hat auch eine merkantile Bedeutung: der russische Kaufmann alter Schule schließt gern seine Geschäfte beim Diner oder

Souper ab, und der Champagner mag da nicht selten seiner Überredungskunst zu Hilfe kommen. Einige Bemerkungen über den Handel Moskaus mögen hier ihre Stelle finden. Moskau mit seinen 600,000 Einw. nimmt, von der Nishni-Nowgorod'schen Messe abgesehen, die erste Stelle im russischen Binnenhandel ein. Es liegt im Centrum der Manufaktur- und Fabrikthätigkeit und andererseits im Centrum des russischen Eisenbahnnetzes. Auch gehören das Moskauer und die dasselbe umgebenden Gouvernements zu den am dichtesten bevölkerten des ganzen Reichs. Der blühendste Industriezweig im Moskauer Gouvernement ist die Weberei. Die Zahl der Fabriken beträgt 1200, es sind in denselben über 100,000 Arbeiter beschäftigt, und jährlich wird ungefähr für 55 Mill. Rubel produziert. Die Hälfte davon kommt auf die Stadt Moskau und deren Umgebung. Abgesehen von den großen Fabriken werden viele Industriezweige von den Bauern in den Dörfern betrieben, so namentlich die Weberei, Schmiede- und Tischlerarbeiten; an dieser Beschäftigung nimmt dann die ganze Familie in der vom Ackerbau erübrigten Zeit teil. Moskau ist gleichsam ein beständiger Jahrmarkt. In den hiesigen Warenniederlagen versehen sich die Kleinhändler der Gouvernements- und Kreisstädte des innern Rußlands mit Verkaufsgegenständen. Eine eigene Art Hausierer sind die sogenannten Prassoli und Ofeni. Es sind Leute, die bei den Fabrikanten oder den Großhändlern auf Kredit Waren entnehmen, welche sie dann auf den Jahrmärkten in den Dörfern Kleinrußlands, der westlichen Gouvernements und auch wohl Sibiriens absetzen. Haben sie ihren Vorrat verkauft, so kehren sie nach Moskau zurück, bringen ihre Rechnung mit den Kreditoren in Ordnung und nehmen neue Waren, gewöhnlich für eine größere Summe auf. Diese wandernden Kaufleute reden mit einander eine nur ihnen verständliche Sprache, die schon seit lange erfunden ist, um das Handelsgeheimnis zu bewahren. Viele dieser Krämer haben ihre Laufbahn mit dem Feilbieten von einfachen Heiligenbildern begonnen, die in vielen Dörfern, namentlich des Wladimir'schen Gouvernements, gleichsam fabrikmäßig verfertigt werden, so daß der eine Maler die Köpfe, ein anderer die Hände, ein dritter die Kleidung malt, und sind allmählich große Kapitalisten geworden. Einen Hauptabsatz finden die Moskauer Waren natürlich auf den großen Messen zu Nishni-Nowgorod, Charkow, Poltawa, Kiew u. s. w. Es ist eigentümlich, daß die Erweiterung der Kommunikationsmittel und namentlich das Umsichgreifen der Eisenbahnen in Rußland den Messen keinen Abbruch thut, wie in andern Ländern, ihre Bedeutung vielmehr steigert. Die Nishni-Nowgorod'sche Messe erfreut sich der größten Popularität, und es strömen von allen Seiten, aus dem europäischen wie dem asiatischen Rußland, die Kaufleute zu Tausenden dahin. Wurde noch vor kurzem der dort stattfindende durchschnittliche Umsatz auf 70 Mill. Rubel berechnet, so sind auf einer der letzten Messen Waren im Werte von gegen 130 Millionen verkauft worden. Für die fernere Entwickelung des Nishni-Nowgoroder und des Moskauer Handels ist die Frage von großer Bedeutung, welche Richtung die in Aussicht stehende sibirische Eisenbahn

nehmen wird. Dieſe Frage wird jetzt in Petersburg aufs lebhafteſte debattiert. Wird die neue Eiſenbahn über Rybinsk, alſo in ihrer Hauptrichtung nach Petersburg führen, ſo erleidet der Handel der beiden anderen Städte natürlich einen großen Verluſt; ſchließt ſie ſich aber, was wahrſcheinlicher iſt, an die Niſhni-Moskauer Linie an, ſo wird hier der Handel noch größere Dimenſionen annehmen.

Werfen wir, bevor wir von Moskau Abſchied nehmen, noch einen Blick auf das Leben und Treiben in den Straßen der Stadt. Was die äußere Phyſiognomie dieſer Straßen betrifft, ſo darf man ſie ſich nicht altertümlich denken. Hat auch der Brand von 1812 manches alte Gebäude verſchont, ſo mußte im großen und ganzen die Stadt doch von neuem wieder aufgebaut werden. Überhaupt giebt es in Rußland, mit Ausnahme der Oſtſeeprovinzen, keine eigentlich altertümlichen Städte. Die häufigen Feuersbrünſte, welche die ruſſiſchen Geſchichtsſchreiber ſo fleißig regiſtriert haben, Feuersbrünſte, welche ganze Städte — ſie wurden ja aus Holz gebaut — in Aſche legten, und noch heute in Trümmerhaufen verwandeln, haben dafür geſorgt, daß auch in den älteſten Städten doch nur ſehr vereinzelte Stadtteile und Gebäude einen altertümlichen Anſtrich haben. Die Privathäuſer in Moskau weichen, wie ſchon früher angedeutet wurde, in ihrem Äußern ſehr von einander ab: neben ſtattlichen Gebäuden im Renaiſſance- oder Rokoko-Stil gewahrt man anſpruchsloſe Holzhäuſer, welche eigentlich mehr in ein Dorf paſſen. Sehr beliebt ſind auch bei Holzhäuſern Säulen und Balkone. Nach dem früher Mitgeteilten nimmt es uns nicht Wunder, wenn wir unter den uns in den Straßen Moskaus Begegnenden weit weniger ausländiſche Typen wahrnehmen, als in Petersburg. Auch das Fuhrwerk iſt hier nationaler, namentlich iſt die Reitdroſchke, die in Petersburg glücklicherweiſe ganz ausgeſtorben iſt, noch ſehr im Schwang. Die Straßenpolizei wird in Moskau weit laxer gehandhabt, als in Petersburg, wo in neuerer Zeit in dieſer Beziehung ein ſehr erfreulicher Fortſchritt wahrzunehmen iſt. Dieſer Unterſchied tritt unter anderm in der Behandlung der Trunkenbolde, die in Moskau noch ſehr patriarchaliſch zu ſein ſcheint, zu Tage. Ich war Zeuge einer wahrhaft komiſchen Scene: eines Morgens lag ein ſchwer Betrunkener vor einer Schenke und rührte ſich nicht. In Petersburg wäre er von einem Polizeidiener davongeführt worden: hier wurde unter dem lauten Lachen der Umſtehenden ein ſehr wirkſames Hausmittel angewandt: ein junger Burſche goß einen Eimer Waſſer über ihn aus; der Mann rührte ſich noch immer nicht; der Junge holte einen friſchen Eimer; nun bewegte ſich der Durchnäßte. Die Kur wurde ſo oft wiederholt, bis der Betrunkene aufſtand und fluchend und ſchmähend davonging.

# 5. Die Pontiſche Steppe.*)

## Oberfläche und Geſtaltung.

So eben die Steppen, welche ſich im Norden des ſchwarzen Meeres ausbreiten, auch ſind im Vergleich mit vielen, ja mit den meiſten Gegenden der Erdoberfläche, ſo ſind ſie doch ſehr weit entfernt von dem Ideale, welches man von einem vollkommen ebenen Lande aufſtellen könnte. Auch bieten ſie keineswegs ſolche ununterbrochene und durchaus in gleichem Niveau ſtehende Ebenen dar, wie z. B. manche Deltaländer, oder wie die Pampas und Llanos Südamerikas. In ihrer urſprünglichen Anlage mögen ſie allerdings ununterbrochen eben geweſen ſein. Da ſie aber, anders als die genannten Länder, nicht als flache Niederungen, ſondern als 30 — 50 m über dem Meere erhabene Plateaus niedergeſchlagen wurden, ſo veränderten die großen Urfluten, die jetzt quellenden Flüſſe und das Regenwaſſer ihre Oberfläche vielfach und durchſchnitten die Steppenplateaus durch viele darin ausgebildete Furchen, Schluchten und Thäler in eine Menge von Würfeln, Kuppeln und Bergen, die alle von derſelben Höhe in langgezogenen Gewölben neben einander liegen. Obgleich dieſe Höhen und Vertiefungen, mit denen anderer Länder verglichen, ſehr unbedeutend ſind, ſo erſcheinen ſie doch in den Steppen nicht ſo, und da hier oft die unbedeutendſten Erhebungen, die bei uns nicht beachtet werden würden, eine eigentümliche Bedeutung für den Menſchen gewinnen, ſo lohnt es ſich der Mühe, ſie näher in Erwägung zu ziehen.

Die Steppenbewohner haben alle die kleinen Nuancen des Bodenreliefs aufgefaßt und beſtimmte Namen für ſie ausgeprägt, die wir gleich verſammelt voranſchicken wollen. Es ſind die Limans, die Balki, die Dollinas, die Obruiwi, die Wuipolotſch, die Stawoks, Gorboks und Gorboſchoks.

Die neptuniſchen Kräfte, welche alle die mit den vorſtehenden Namen bezeichneten Formen hervorgebracht haben, ſind das abfließende Regenwaſſer, die Flüſſe und Quellen, ſo wie endlich die Meereswogen.

### a. Veränderung der Oberfläche durch Regen.

Der Regen und das geſchmolzene Schneewaſſer ſtehen bei ſtarken Niederſchlägen auf den großen Flächen und flachen Wölbungen der Steppe oft mehrere Centimenter hoch eine zeitlang ſtill. Ein kleiner Teil desſelben zieht in den Boden, ſammelt ſich in den unterirdiſchen Waſſerbehältern über dem in der Tiefe liegenden blauen Thon, oder über dem Granit oder ſonſt einer feſten undurchdringlichen Schicht und bleibt entweder in dieſen Sammlungen, oder läuft in kleinen ſpärlichen Quellen zu Tage hervor. Der meiſte Regen aber fließt auf den großen, langgezogenen Abhängen in einer unzähligen Menge kleiner, oft unbemerkbarer Rinnen und ſonſt zwiſchen dem Graſe hindurch in die Limans und Flußthäler hinab. Dieſe kleinen Regenwaſſerrinnen

*) „Reiſen in Südrußland“ von J. G. Kohl. 2. Teil. (Dresden.)

sind gewöhnlich so unbedeutend, daß sie kaum die Grasnarbe der Steppe hier und da angreifen, und die einzige Wirkung dieses so abfließenden Regenwassers besteht darin, daß es hier und da die im ganzen einen halben Meter tiefe Fruchterde verändert und ihre Decke verschiebt, hier verringert, dort verstärkt. Man bemerkt dieses Abflözen der Fruchterde natürlich besonders in den beackerten und daher beständig gelockerten Steppengegenden nach jedem starken Regen, wo man immer bedeutende Massen frisch abgespülter fetter Erde in allen Thälern und Vertiefungen zusammengeführt findet. In den allergeringsten Vertiefungen des Steppenbodens ist auf diese Weise eine Fruchterdeschicht mehr als einen Meter dick zusammengeflözt. Ja, in den bedeutenderen Thälern liegt die Fruchterde zuweilen mehrere Meter dick, wie man häufig bei Brunnengrabungen zu bemerken Gelegenheit hat.

Dieses Flözen ist eine im ganzen sehr bedeutende, im einzelnen wenig bemerkbare, durch das Regenwasser bewirkte Veränderung der Bodenoberfläche. Eine andere von ihm veranlaßte Form, die mehr ins Auge fällt, sind die von dem Regenwasser überall in die Steppen eingeschnittenen Schluchten, von den Kleinrussen „Wuipolotsch" genannt.

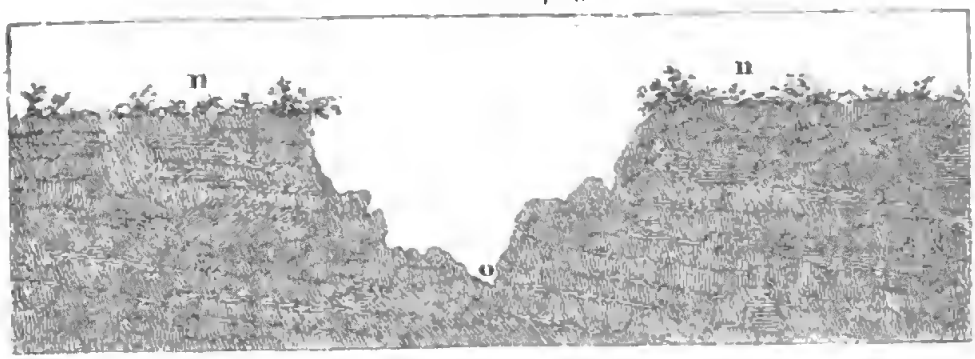
Wo sich irgend ein Abhang findet, in Flußthälern, am Meeresufer, an einem ausgefahrenen Wege, einem aufgeworfenen Graben oder einer gezogenen Ackerfurche, da gräbt das ablaufende Wasser ein, schwemmt die Grasdecke hinweg, und aus dem kleinen Einschnitte wird zuletzt eine 30—35 m tiefe Regenschlucht.

### b. Veränderungen durch Flüsse.

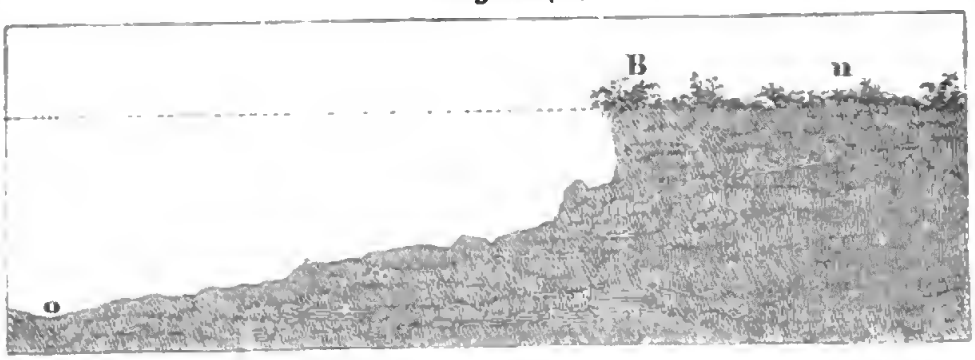
Alle Flüsse der Steppen, selbst die kleinsten, fließen in sehr großen und weiten, in das Steppenplateau eingeschnittenen Thälern. Das Bett, welches sich der ohnmächtige Fluß in diesen großen Thalweitungen gegeben hat, ist nur durch sehr schwach erhobene Ufer bezeichnet, welche der Fluß sehr oft überschreitet. Aber sehr selten oder fast nie tritt er an den Fuß jener hohen Thalgehänge hinan, auf die er deshalb fast gar nicht verändernd einwirkt. Die feuchtesten Stellen der Flußthäler sind mit Schilf bedeckt, das sich oft eine Meile breit und mehrere Meilen lang hinzieht; andere Teile liegen trockener, werden nur im Frühjahr überschwemmt und bieten schöne Wiesen und Heuschläge. Noch andere Stellen bleiben von den Überschwemmungen ganz verschont, sind also dem Ackerbau, der Anlage von Verkehrswegen und Dörfern günstig.

Durch das Zusammenlaufen mehrerer Flußthäler, so wie durch das Kreuzen kleiner Nebenflußthäler mit denen der Hauptflüsse, entstehen nun eben die Zerlegungen des flachen Steppenplateaus in eine Menge flach gewölbter Hügel und Berge und alle die verschiedenen Formationen der Bodenfläche, für welche die Steppenbewohner zur Verwunderung des Reisenden fast eben so viele verschiedene Benennungen ausgeprägt haben, wie Gebirgsbewohner.

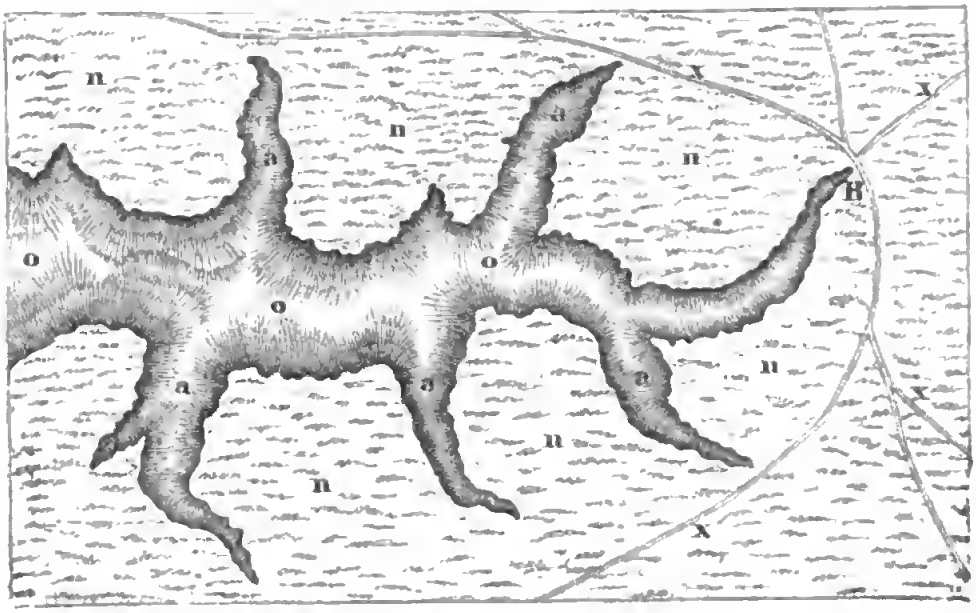
1. Queraufriß.




2. Längenaufriß.




3. Umriß.




B Punkt des Waſſerſturzes.
xx An ihm herumführende Wege ꝛc.
aa Nebenſchluchten.
o Schluchtſohle.
nn Hohe Steppe.

## c. Die Einwirkungen des Meeres.

Das Meer, welches die Steppe nicht mehr bedeckt und dabei auch bedeutend niedriger liegt als sie, kann nur noch auf den Küstenrand der Steppe einwirken.

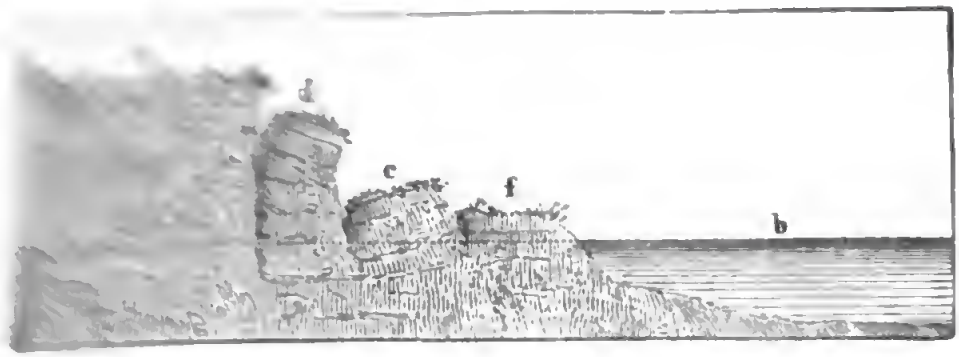
Die hohe Steppe, wo sie nicht von Flußmündungen ausgeschliffen ist, liegt fast durchweg gleich hoch, ungefähr 30—40 m über dem Meere, und bietet also der Meeresbrandung eine schroffe Stirn dar. Das Meer kann also keinen andern Einfluß auf die Küste ausüben, als hier und da einige von ihr herabfallende Teile wegzuspülen, oder durch eigene Unterspülung solches Herabfallen zu veranlassen.

Wenn ein Absturz tief genug herabgefallen ist und mit seinem Fuße die unter ihm befindliche Höhle ausgefüllt hat, so befestigt er sich eine zeitlang, bewächst überall mit Gras und erzeugt auch andere Pflanzen, die er als Teil der hohen Steppe nicht erzeugen konnte, nun aber in seiner niedrigern Lage und von dem hohen Steppenrande vor den Winden geschützt bei dem gebildeten mildern Klima hervorbringt. Es wachsen nun Holundergebüsch, Weiß- und Schlehdorn u. s. w. Diese Gegend hat eine Zeit Ruhe; wenn aber die Quellen und das Meer neue Höhlungen auswaschen und einen Teil des Vorgeschobenen wegspülen, so wiederholen sich die Einstürze, und die Lage des früheren Einsturzes wird auch verändert.

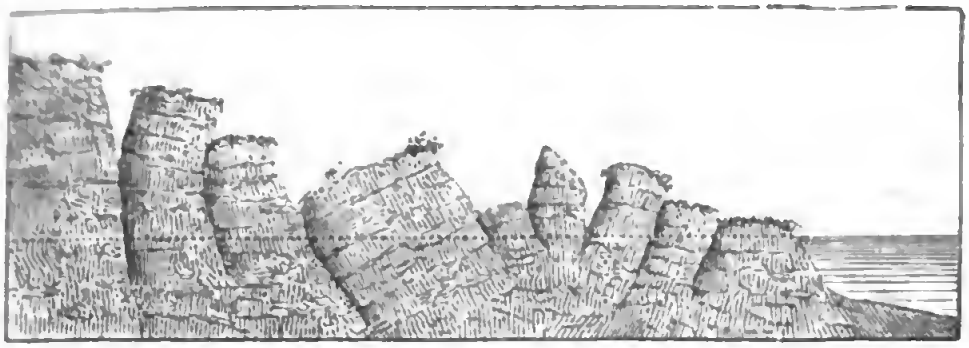
Die zerrissene, zerbröckelte, teils gehobene, teils gesunkene Küste nennen die Russen „Obruiwi", d. h. Abrisse.*)

Es sei a die hohe Steppe; b das Meer; c eine durch Unterwaschung gebildete Höhle; d ein herabsinkendes Stück; e das Meeresgestade; f das neugebildete Gestade.

*) Auch die Deutschen an der Küste haben das Wort „Obruiwe" angenommen und sprechen: „Treib' die Schweine in die Obruiwen", oder: „Es hat sich eine neue Obruiwe gebildet."




…ene im Laufe der Zeit entſtandene, vielfach zerklüftete Obruiwe ſtellt …ende Zeichnung dar.



In den Obruiwen haben die Menſchen das, was ſie oben verloren, unten wieder zu gewinnen geſucht. Fußwege gehen überall zu und in ihnen hin. Die Sauhirten treiben ihr grunzendes Vieh in den Obruiwen umher, und die wühlenden Tiere vermehren noch die von der Natur gebildete Zerrüttung. Ferner hauſen da noch die Dohlen, Eulen, Habichte, Meerſchwalben und ſonſtiges Gefieder in Menge, das an den ſchroffen Ufern ſich Löcher ausarbeitet und in völlig unzugänglichen Neſtern ſeine Jungen füttert. Bei den Dörfern und Städten führen treppenartig eingehauene Stiegen am ſchroffen Ufer hinunter. In dieſen Gängen ſitzen dann hungrige Vögel anderer Art, die den Auf- und Abſteigenden auflauern. „Gebt dem armen Blinden," ſo heißt es da oft, „um Chriſti willen, gebt dem Blinden!" Die Bettler haben hier die Habichte und Eulen vertrieben. Da die Brunnen in den niedrigſten Obruiwen leichter anzulegen ſind, als auf der hohen Steppe, ſo werden ſie auch von den Anwohnern häufig hier eingegraben. In der Nähe von Odeſſa hat ſich auch an einer Stelle, wo ſchon ſeit langer Zeit kein Abſturz und keine Einſenkung ſtattfand, die Gartenkunſt der Obruiwen bemächtigt und die bunte Geſtaltung des Terrains zu allerlei hübſchen Anlagen, wie zur Anpflanzung von allerlei Stauden benutzt, die wegen der rauhen Luft auf dem obern Ufer nicht fortkommen.

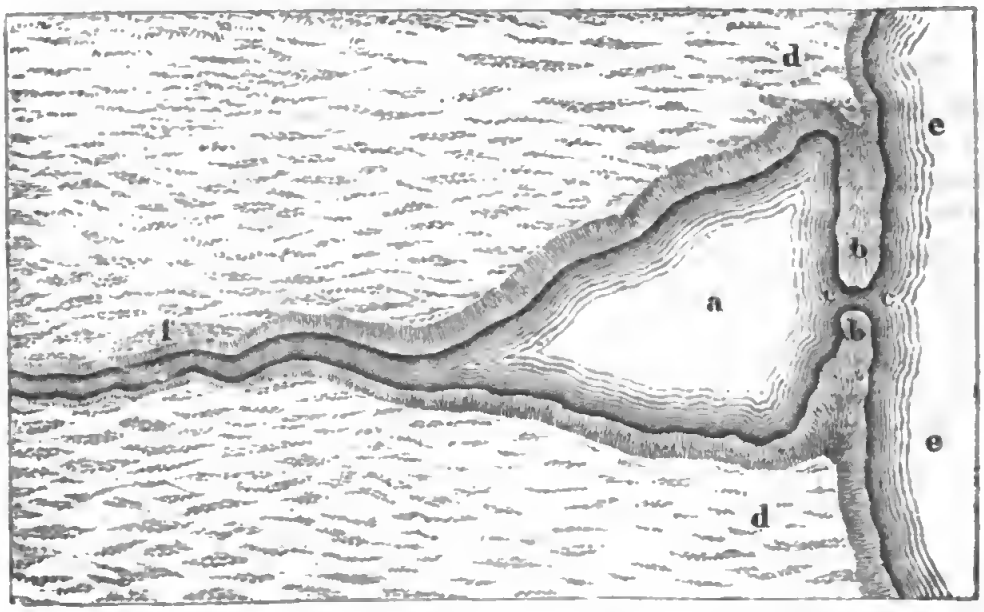
### d. Vereinigte Operation des Meeres und der Flüſſe.

Von der Mündung der Donau bis zu der des Dniepr iſt es eine bei allen Strömen, Flüſſen und Flüßchen vorkommende Erſcheinung, daß ihr Bett und ihre Waſſeroberfläche von einem ſchmalen Streifen zu einer unbedeutend breiten, ſtehenden Waſſerſammlung ſich erweitern, die von den Ruſſen „Liman“ genannt wird. Der Boden des Limans iſt gewöhnlich ganz flach und nur nach der Mitte zu unmerklich vertieft; in der Regel iſt er mit einem dicken, ſchwarzen Schlamme belegt, von der durch das fließende Waſſer hineingeführten Fruchterde der Steppe gebildet. Dieſer flache Limanboden erhebt ſich nun zu beiden Seiten ein wenig zu ſeinen Grenzen und Gehängen hinan, die mit Gras bewachſen ſind.

Die Flüſſe der Steppe fielen in früheſter Zeit als Waſſerfälle vom hohen Steppenrande ins Meer, bis ſie den Boden ihrer Thalrinnen tief genug ausgegraben hatten, und derſelbe mit dem des Meeres von gleicher Höhe war. Nun trat das Meer bei hoher Sturmflut hinzu, drang in die Mündungen der Flüſſe ein, ſtaute das Flußwaſſer auf, und in dem dadurch veranlaßten Kampfe der Fluß- und Meeresgewäſſer wurde dann die buſenartige Erweiterung der Flußmündung hervorgebracht, die nun durch fortgeſetzte Ausſpülung mit Hilfe des Meeres immer mehr thalaufwärts drang, und ſo entſtanden dann die landeinwärts gehenden Limans, wie man ſie jetzt erblickt. Bei bedeutenden Fluten und ſtarken Ausſtrömungen des Meeres mochte dieſes die Limans bedeutend austiefen, bei dem gewöhnlichen Stande des Meeres aber war der Erfolg ein ganz anderer. Der Fluß, deſſen Waſſer mit dem aus der Steppe fortgeführten Schlamm gefüllt, raſch gegen das ſtagnierende, träge Meer anſtieß, und deſſen Kraft durch die Gegenwirkung desſelben plötzlich gelähmt wurde, ließ nun ſein Material hier vor der Mündung des Limans fallen, und es entſtand allmählich ein Damm, an welchem dann auch das Meer bauen half, indem ſeine gewöhnliche Brandung Sand und Kieſel anhäufte. Die Ruſſen nennen dieſe Dämme, die faſt vor allen Limans hinlaufen, „Pereſſips“, welche den „Nehrungen“ unſerer baltiſchen „Haffs“ entſprechen: niedrige, ſchmale, zum Teil mit Gras bewachſene Landſtreifen zwiſchen Liman und Meer. Bei einigen Limans, in die nur ſo viel ſüßes Waſſer einfällt, als auch wieder verdunſtet, ſind die Pereſſips ganz geſchloſſen. Bei den meiſten ſind ſie aber wieder durchbrochen, ſowohl von ſeiten des Meeres, wenn die Springflut heranſtürmt, als von ſeiten des Landes, wenn das überſtrömende Süßwaſſer ſich Bahn bricht. Die Steppenbewohner nennen ſolche Durchbrüche der Pereſſips „Girls“. Manche Pereſſips haben zwei Girls, die meiſten nur einen.

#### Umriß eines Limans.

a Der nach oben ſpitze, gegen das Meer hin breite Liman, bb der Pereſſip des Limans; cc ſein Girl; dd die hohe Steppe; ee das Meer; f der Fluß, welcher den Liman bildet.




Hier und da kommen auf der Steppenfläche kleine Vertiefungen vor, von denen man nicht recht weiß, wie sie entstanden sind, ob durch das Ausgraben der Erde durch die Mongolen für ihre Totenhügel, oder durch die Nomaden aus früherer Zeit, um Tränken für das Vieh zu bilden, oder wodurch sonst. Nach längerem Regen bilden diese Vertiefungen kleine Teiche, zu denen das Vieh herankommt, um Kühlung zu suchen und sich darin gütlich zu thun. Auch im heißen Sommer, wenn das Wasser ausgetrocknet ist, haben diese „Stawocks" immer noch feuchten Boden.

Auch auf einige Schwankungen des Bodens, die man als Meilen lange, wenig erhabene Wellenberge betrachten kann, trifft man öfters in der Steppe. Das Ansteigen auf einem solchen endlos sich erhebenden Grasgewölbe ist eine wahre Geduldsprobe für den Reisenden, da das schnellste Wandern doch nicht fördert und aus dem grünen Grasbilde vor den Augen nichts heraustaucht, als Gras und wieder Gras. Man kann oft eine Stunde lang unmerklich steigen, bis dann endlich die Spitze eines Totenhügels oder die Flügel einer Windmühle sich zeigen, welche die höchste Gegend der Wölbung ankündigen.

* *
*

## Das Klima.

Um das Steppenklima gehörig beurteilen und schildern zu können müssen wir

die geographische Breite,
die Gestaltung der Bodenfläche,
das Klima der Nachbarschaft

in Erwägung ziehen.

Was zunächſt die geographiſche Breite der Steppen, ihre Stellung auf der Oberfläche des Erdkörpers und ihr dadurch bedingtes Verhältnis zu Sonne, Mond und Sternen betrifft, ſo müßte die ſie deckende Luftſchicht, als zwiſchen dem 46. und 50.° n. Br. liegend, das ganze Jahr unter demſelben Winkel von der Sonne beſchienen, in demſelben Grade erwärmt, auf dieſelbe Weiſe bewegt werden, wie Ungarn, das ſüdliche Deutſchland, das mittlere Frankreich und die mittleren nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Die Länge ihrer Tage und die Dauer ihrer Jahreszeiten wäre ganz dieſelbe mit der dieſer Länder. Würde das Klima nach dem Stande der Sonne allein beſtimmt, ſo müßte man den Steppen, als in der mittleren Zone des gemäßigten Erdſtrichs gelegen, ein ziemlich warmes Klima zuſchreiben, ähnlich demjenigen der erwähnten Länder.

Aber die nahe und ferne Umgebung der Steppen iſt derart, daß die Sonnenſtrahlen in ihnen nicht dasſelbe leiſten können, was ſie in jenen Ländern thun, wo ſie die trefflichſten Weine und Früchte gedeihen laſſen, den Winter verkürzen und mildern und den Sommer freundlich verſchönern. Die benachbarten Länderſtücke ſind nämlich: im Norden die polniſchen Sumpfländer (Volhynien u. ſ. w.) und die großruſſiſchen Hügellandſchaften; im Oſten die Ebenen der Wolgaſteppen; im Weſten die karpathiſchen Landſchaften, die Moldau, Ungarn u. ſ. w. Im Süden macht das aſowſche und ſchwarze Meer die Grenze.

Im Norden verlieren ſich alſo die Steppen in die großruſſiſchen Hügellandſchaften und verſchwiſtern ſich ſo eng mit ihnen, daß ſie deren Klima auf das innigſte teilen, und daß ihre ſüdlichere Breite dieſen Anteil nur unbedeutend ſchmälert. Frei und von keinem ſchützenden Karpathendamme wie die ungariſchen Ebenen umkränzt, bieten die ruſſiſchen Steppen ſich dem Boreas und ſeinen Dienern, die alle Jahre in ausgelaſſenem Triumphe über ſie hereinbrechen, willenlos dar.

Gegen Oſten iſt die Verſchwiſterung noch entſchiedener, denn die pontiſchen Steppen ſind nur die letzten Zipfel jenes ungeheuren, vom Fuße der Karpathen bis Südrußland und die Mongolei ſich hinziehenden Steppengürtels.

Nur im Süden und Weſten ſind die Nachbarn zu finden, die einen mildernden Einfluß auf die Steppen ausüben könnten, zunächſt das ſüdliche Meer, welches die Hitze mäßigen und die Kälte der Nachbarländer mindern müßte. Aber das Meer vermag nicht den Einfluß auf die Steppen zu üben, wie es denſelben z. B. auf die ganz von ihm eingeſchloſſene Krim wirklich bethätigt. Einmal ſtößt das 40 m erhöhte Steppenplateau ſehr oft gegen das Meer an, ſo daß im Sommer die kühlſten, im Winter die wärmſten Luftſchichten, die niedriger als 50 m ſtreichen, gar keine Wirkung auf die hohe Steppe äußern können. Dann bietet auch das ſchwarze Meer, wenn wir Kleinigkeiten nicht mitrechnen, nur eine Küſtenentwickelung von höchſtens 50 Meilen als Waſſergrenze, was zu der großen Steppenmaſſe, die viele tauſend □ Meilen beträgt, höchſt unbedeutend erſcheint.

Im Weſten ſind die Karpathen mit ihren Hügel- und Berglandſchaften.

Dieſe erkälten die milden Weſtwinde, die über ſie hinſtreichen, und wirken alſo auf die Rauheit des Klimas mehr erhöhend als mildernd ein, ganz anders wie in Ungarn, wo ſie den kalten Nordwind vom Lande abhalten.

Nun die Oberflächenbildung. Der flache, überall gleich gehobene, ſpäter nur hier und da wieder ausgetiefte Steppenboden iſt außerordentlich geduldig und läßt alle Lüftchen, Lüfte, Winde und Stürme über ſich hinſäuſeln und hinbrauſen. Da alles bei ihm völlig gleich und einerlei iſt, — da ſich keine Sümpfe und Seeen auf ſeiner Oberfläche befinden, die ſtarke Ausdünſtungen verurſachen und heiße Luftſtröme temperieren könnten; da keine hohen, mit Schnee bedeckten Berge ſich in ihm erheben, welche die Wolken ſammeln, Wetter erzeugen und auf die Ebene entlaſſen könnten; — da ferner keine bedeutenden Thäler und tiefe Schluchten, große Gebirgskeſſel und hohe ſchroffe Wände mit Niederungen abwechſeln, welche bedeutende Störungen im Gleichgewichte des Luftmeeres hervorbringen könnten; da wiederum auch nirgends leicht erwärmter und ſchnell erkaltender Sandboden mit dem immer kalten Lehmboden oder mit hitzigen Erdarten abwechſelt, auch keine Feuchtigkeit haltenden und Dünſte ausſondernden Waldungen vorhanden ſind; — da vielmehr alles, im ganzen und großen genommen, flach und eben iſt, Gras und nichts als Gras und darunter die überall gleiche fette Ackerkruſte mit der ſchwarzen Fruchterde erſcheint: — ſo leuchtet ein, daß der Charakter der Steppe in Bezug auf das Klima im allgemeinen paſſiv iſt. Nichtsdeſtoweniger iſt er aber in tauſend kleinen Fällen aktiv.

Wie die Mongolen und Tataren aus dem inneren Aſien hervorbrachen, alle Steppen bis hierher durchwanderten, und wie erſt am Fuße der ſchleſiſchen Sudeten und der Karpathen ihre Kraft ſich brach, ebenſo mögen manche Luftſtrömungen vom Altai ausgehen und ungehindert bis zu den Karpathen ſich ergießen. Es läßt ſich ſchon nach dem Obigen vermuten, daß große allgemeine Landregen nichts Seltenes ſind, und daß, wenn in einem Teile der Steppe die Temperatur erhöht oder vermindert wird, ſogleich das Ganze daran teil nimmt.

Die tiefen Balkis und Regenſchluchten führen aber im kleinen die ſchneidendſten Kontraſte herbei. Im Winter, wenn auf der Steppe die alles Leben tötenden Unwetter wüten, ſind ſie ruhiger und wärmer als Keller. Im Sommer gleichen ſie glühenden Backöfen, in denen die Sonnenſtrahlen an den ſchroffen Wänden ſich brechen und die Luft bis auf einen kaum erträglichen Grad erhitzen, der Art, daß die trockene Erde meterlang klafft und aufreißt. Im Frühling weht auf der hohen Steppe oft noch ein ſchneidend kalter Wind, während in den Thalſchluchten ſchon die liebliche Sonne wärmt. Des Abends jedoch kühlt ſich die Luft in den Balkis ſehr raſch ab, ſo daß, während es auf der hohen Steppe noch bis ſpät in die Nacht hinein warm bleibt, in den Schluchten, Thälern und Obruiwen alsbald ein kalter Tau niederfällt, ſobald die Sonne in ihnen verſchwindet.

So ſcharf der Kontraſt zwiſchen dem Plateau und ſeinen Einſchnitten iſt, ſo auffallend iſt auch die klimatiſche Verſchiedenheit zwiſchen dem Steppen-

rande an den Obruiwen und dem Meere. Man muß ſich die Linie des Steppenrandes weit in das Luftmeer aufſteigend denken, als wenn eine Wand die Luftſchichten über dem Meere von den über der Steppe befindlichen trennte. Wir ſahen im Mai und Juni 1838 wenigſtens zwanzig Gewitter auf dem Steppenplateau aufſteigen, die ſich nach allen Seiten darüber verbreiteten bis zu dem Obruiwenrande, über ihn aber nicht auf das Meer hinausgingen, der Art, daß die Nereiden im ſonnigſten Himmelblau ſchwammen, während Zeus auf der hohen Steppenfläche donnerte und blitzte. Umgekehrt ſahen wir oft das ganze Meer in Wolken gehüllt und nicht weit vom Obruiwenrande den Regen ins Waſſer fallen, während die Viehherden auf dem trockenen Lande dürres Gras rupfen mußten. Oft dauerte es halbe Tage lang, bis die Grenze überſchritten wurde, und die Meeres- mit der Landluft ſich ausglich. Am größten iſt dieſe Verſchiedenheit im Sommer, wenn die Steppe verbrannt und ihre Atmoſphäre aufs äußerſte erhitzt iſt. Dann kommen die Gewitter, welche im Meere aufſteigen, nie auf die Steppe; und die, welche auf dem Lande ſich zuſammenziehen und ihre vollen Brüſte hoffnungslos tief zu den ſchmachtenden Kräutern und Herden herabhängen laſſen, werden von der grauſamen Steppe nicht angenommen, indem die heiße Steppenluft, in ſenkrechtem Winde von unten nach oben aufſteigend, ſie ſchwebend erhält, ſo daß ſie auf das Meer hinabgleiten. Vergebens hofft der Gutsbeſitzer auf ſeine großen von ihm angelegten Teiche, daß ihre Waſſerfläche die in den Lüften ſchwebende Feuchtigkeit herablocken möchte; vergebens ſchöpft der kleinruſſiſche Bewohner ſeine Brunnen leer und ſchüttet alles Waſſer weit und breit im Graſe umher, Gott anflehend, daß er Gleiches zu Gleichem geſellen wolle — aber gegen dieſe Bitten, wie die Teiche und Tümpelchen, ſchreien die großen erhitzten Steppenplateaus ihr unbarmherziges Nein.

Der Steppenwinter iſt ſehr lang und rauh, beſonders furchtbar durch ſeine Schneegeſtöber. Der Ruſſe unterſcheidet ſehr genau drei Arten: die Mjatjols, Samets und Wjugas. Unter „Mjatjols“ verſteht man die gewöhnlichen Schneegeſtöber, bei denen der Schnee aus einer vorüberwandelnden Wolke herniederfällt, unter „Samet“ aber das Schneejagen, wobei von heftigen Winden der Schnee von der Erde gehoben und flüchtig über die Gefilde hingeführt wird. Wenn man bei einem ſolchen Samet in der Steppe auf einem Totenhügel oder ſonſt einem erhabenen Punkte ſteht, ſo ſieht man, während oben die Sonne lacht, unten den ſämtlichen Schnee der Fläche in Aufruhr. Es iſt, als wenn man in ein großes, nicht tiefes Nebelmeer von lauter Eiskriſtallen hineinblickte, aus dem nur noch wenige nicht überſchwemmte Punkte hervorragen. Dieſe Samets ſind in den Steppen nicht ohne Gefahr; das Sehen wird den Zugtieren und ihren Führern ſchwer, das Verirren iſt leicht, und nicht ſelten iſt das „Verſchneien“ und Herabſtürzen in die Schluchten.

Mit dem Namen „Wjuga“ bezeichnen die Ruſſen die ſchlimmſte und gefährlichſte Art des Schneegeſtöbers, wo bei großer Kälte und ungemein

heftigem Sturm der Schnee ſowohl von oben herab, als von unten herauf getrieben wird. Bei dieſen Wjugen verſchwinden in den Steppen alle Wege und Stege. Himmel und Erde ſind in dreitägigem Aufruhr, aller Verkehr hat ein Ende. Daß in den wald-, dach- und ſachloſen Steppen ein ſolcher Luftaufruhr Menſchen und Tieren ſehr gefährlich wird, kann man ſich denken.

Schöne, heitere Wintertage, wie man ſie in Deutſchland mit Entzücken auf den glatten Eisbahnen genießt, ſind in den ruſſiſchen Steppen äußerſt ſelten, und auch die Reize, die der Winter im Norden Rußlands durch die bereiften und beſchneiten Wälder bietet, ſind hier wie die Wälder unbekannt. Die Steppen bieten dann die ödeſte, traurigſte Fläche, über die eine zerriſſene Schneedecke geworfen iſt, und über welche der Himmel ein unveränderliches Trauergewand grauer Wolken herabhängen läßt.

Es giebt in dieſen Gegenden (auch abgeſehen davon, daß ein geringer Grad von Kälte im allgemeinen empfindlicher iſt, als im waldigen Norden) ſo harte Winter, wie man ſie an der Küſte kaum kennt. Sechs Monate hüllen ſich, zur großen Verwunderung des Nordländers, die Steppenbewohner in Pelze, und in Odeſſa werden nicht viel weniger Pelze abgeſetzt, als in Riga. Ja, der Schafpelz des gemeinen Mannes wird ſogar das ganze Jahr hindurch nicht beiſeite gelegt und iſt noch bis zum Juni bei der Hand, wo die Tage zuweilen ſchon ſehr heiß ſind.

Fragt man nach den Schneemaſſen, die im Winter auf die Steppen herabfallen, ſo ſind ſie im Vergleich mit denen des Nordens gering, und dabei werden ſie auch noch für die Benutzung von Seiten der Menſchen ſehr ſchlecht verteilt, indem aller Schnee ſich in den Vertiefungen anhäuft, ſo daß er hier oft 10—12 m tief liegt, während auf der flachen Steppe nichts bleibt. Es giebt ſogar Winter, in denen nahe am Pontus gar kein Schnee fällt, die überhaupt gar keinen Niederſchlag zeigen. Ein ſolcher Winter war der von 1833, wo die Erde ſo weich war wie im Sommer, ſo daß die Leute graben und ackern konnten. Es gab in dieſem Winter auf allen Steppenwegen oft bei 10—12° Kälte einen ſo dichten Staub, wie ſonſt nur mitten im Sommer.

Die Natur ſchläft in den Steppen einen ſo langen Winterſchlaf, daß man im Frühlinge wohl ein freundlicheres Erwachen erwarten könnte, als man im April und Mai zu ſehen gewohnt iſt. Der Steppenfrühling beginnt mit der ſchmutzigen Zeit der Schneeſchmelze, und wenn die Steppe oft Monate lang kein Tröpfchen Waſſer an ſich zieht und meilenweit nicht die geringſte Quelle aus dem klapperdürren Boden entläßt, ſo ſtrömt im Beginn des Frühlings das unruhige Element überall, wo man es wünſcht und nicht wünſcht. Die ganze Steppe geht auf, und ihre ganze Oberfläche, wo nicht der dickſte und älteſte Raſen ſie befeſtigt, verwandelt ſich in einen ſchwarzen, ſchlammigen Brei, ſo daß es dem Menſchen unmöglich iſt, ſeinen Fuß irgendwo hinzuſetzen. Von allen Rücken und in allen Schluchten und Thälern brauſen die ſchmutzigſten Ströme des widerlichſten Waſſers. In den Wohnorten der Menſchen, wo durch die Straßen eben ſolche wilde

Ströme und Waſſerfälle geräuſchvoll arbeiten, wird der gräulichſte Unrat, den die Schneedecke lieblich verbarg, enthüllt und durch die Wege geführt. In dieſer Zeit gehen die Hauptveränderungen der Bodenoberfläche der Steppen vor ſich. Regenſchluchten reißen ſich oft in einer Nacht bis zur Klaftertiefe aus. Die Senkungen der Küſte am Meere finden nun vorzüglich ſtatt, ſo wie auch die oben erwähnten Verflößungen der obern Decke der Fruchterde, die ſo bedeutend ſind, daß in einigen Tagen lange Thalſtrecken mit einer mehrere Meter dicken Erdſchichte bedeckt werden.

Hat ſich durch lange und viele Gährungen der Frühling endlich hindurchgearbeitet, und kommen die ſchönen Tage des Mai, ſo erſcheint die Steppe wie eine grüne Oaſe zwiſchen den Schneeflächen des Winters und den Graswüſten des Sommers. Die ganze Steppe, ſo weit ſie reicht, thut dann ihr mögliches zur Erzeugung grüner Gläſer; auch Tulpen, Hyacinthen, Crocus und Schneeglöckchen erheben ihre freundlichen Blumenkronen. Aber doch, welch ein mongoliſcher Frühling iſt ſo ein Steppenfrühling im Vergleich mit einem deutſchen oder franzöſiſchen! Zwar iſt Grün eine ſchöne, wohlgefällige Farbe. Aber wie wird man geſättigt mit Grün und Gras bei einer Reiſe durch das Reich des Steppenfrühlings; und wie verſchwinden in dieſer Einförmigkeit die farbigen Blumen! Und der grüne Mantel, den die Steppe anzieht, wie iſt er ſo grob gewoben, wenn man ihn näher betrachtet! Nur von der Höhe des Kaleſchenſitzes herab findet man dieſe Blumen ſchön. Wenn man ſich aber freundlich ihnen nahet, ſo muß man über das harte und ſchlechte Gewebe des Teppichs klagen. Ja, hätte man Alpenwieſen, oder nur den Raſen des Oden- und Schwarzwaldes, oder den Kunſtraſen des grünen britiſchen Eilandes! Aber an dergleichen darf man bei der Steppe nicht denken, wo alle Kräuter groß, grob und ſtrunkig ſind und dabei ſehr locker und gar nicht dicht bei einander ſtehen. In den ganzen großen Steppenlandſchaften iſt nirgends ein Plätzchen zu finden, wo man mit Gemächlichkeit ausruhen und dem Gott des Schlafes opfern könnte.

Wenn der Frühling ſchon ſo wenig Behagen bringt, ſo iſt der Sommer ganz und gar unerquicklich und ohne allen Reiz. Der erhitzte Boden klafft überall auf und ſchreit vergebens nach der Labung des Regens. Die Juliwolken und Gewitter laſſen keinen Tropfen entſchlüpfen, donnern aber und blitzen unaufhörlich über den Köpfen der durſtigen Tiere und Menſchen.

Die Sonne geht in dieſer heißen Zone meiſt feuerrot auf und unter, und um Mittag iſt der Himmel ganz bleich, denn die Luft wird mit den Dünſten der Meere, Flüſſe, Limans, der Tier- und Pflanzenwelt geſchwängert, die aber wegen der großen Hitze nicht zum Niederſchlag kommen. Die Steppe verliert ihre Friſche, wird braun, endlich ſchwarz, als hätte alles ein verzehrender Brand verſengt. Menſchen und Tiere magern ab. Die Herden der wilden Ochſen und mehr noch der Pferde, die im Frühling ſo voll und mutig waren, ſind matt und lahm. Selbſt die braune Haut der Steppenbewohner, die freilich nie ſehr friſch und elaſtiſch war, legt ſich ſchlaff in die hohlen Wangen; alles macht ein leidendes Geſicht und ſchleicht träge

einher. Die Waſſerteiche ſchmelzen zuſammen, die Brunnen trocknen aus und der ſchwarze Staub wirbelt empor.

In mancher Hinſicht iſt in dieſer heißen Zone die Steppe noch weit härter, als die Sahara und die Llanos; denn ihre Hilfsquellen verſiegen noch weit mehr als in jenen unwirtlichen Gegenden bis zum letzten Reſte. Die Wüſten Afrikas ſchaffen doch, wo nur Waſſer erſcheint, ein Paradies, laſſen Dattelpalmen und andere Oaſengewächſe in Fülle um jede Quelle aufſchießen, wogegen in den Steppen auch ſelbſt ſtarke Gewäſſer nur in ungenießbarem Graſe fließen, ohne auch nur etwas mehr zu erzeugen, als Schilf. Jene dickhäutigen Pflanzen der Wüſte, welche die Säfte lange in ſich halten und trotz glühendem Sande und ſengender Glut friſche Blüten bilden, fehlen ganz in der Steppe: die Aloe, die Kakteen, in welche, wie in Südamerika, ein durſtiges Tier beißen könnte, um ſeine Lippen zu netzen.

Zu Ende des Juli und Auguſt erreicht die Dürre ihren höchſten Grad und geht gegen Ende dieſes Monats ſchon wieder merklich bergab. Dann ſtellen ſich wieder ſtarke Nachttaue ein, und Gewitter werden hier und da vom Boden angenommen. Die bleiche Dunſtatmoſphäre klärt ſich allmählich zu freundlichem Blau ab, und alles bildet ſich mehr und mehr zum ſanften Herbſte hinüber. Die Lüfte werden nun äußerſt ſanft und mild, und zuweilen einfallende Regen halten den unholdigen ſchwarzen Steppenſtaub nieder. Die Steppe ergrünt von neuem, und Menſchen, Tiere und Pflanzen erholen ſich wieder.

Mit dem Ende Septembers iſt aber auch ſchon alle Luſt wieder zu Ende, und der Oktober, der ſich bei uns noch mit Weinlaub und herrlichem Himmelblau ſchmückt, iſt ſchon wieder ganz Skythe und Wüſtenbarbar, trübe, nebelig und regneriſch. Früchte kennt er nicht und nicht die ſchönen Herbſtmorgen, an denen bei uns die kleine ſchwarze Spinne ihr zartes Gewebe in die Luft hinaushängt, auch nicht das goldgelbe Laub der Bäume und das melancholiſche Violett der hinſterbenden Wälder. Ende Oktober beginnt ſchon meiſtenteils das Graus und Braus der Wjugen und Samets, und gegen einen Steppennovember iſt ein deutſcher November als ein unſchuldiger Nachſommer zu betrachten.

* *
*

## Vegetation.

Obgleich die Maloroſſianen (Kleinruſſen) durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptnation in den ruſſiſchen Steppen bilden, ſo fehlt es hier doch keineswegs an Großruſſen. Vielmehr findet man ſie als Fiſcher, Tabuntſchiks (Pferdehirten), Handelsleute, Fuhrmänner, Holzarbeiter u. ſ. w. im ganzen Lande verſtreut. Man kommt daher überall mit ihnen zuſammen, und ſo traf es ſich denn auch eines Tages, daß ich meine Schritte neben denen eines langbärtigen, von dunkler Röte im Geſichte wie auf ſeinem

ponceaufarbenen Hemde glühenden Kapappen *) durch die Steppe setzte. Es war ein Fischer vom Meeresstrande, der in einem benachbarten Dorfe bei Verwandten seinen Sonntag feiern wollte. Ich sprach mit ihm von seiner diesjährigen Fischerei, und er sagte, daß es schlecht ginge. Darauf fragte ich ihn, wie ihm die Steppen gefielen. Er sagte: „Ach, Herr, wie könnte es mir hier gefallen? Was kann hier gefallen?“ — „Ist denn Euer Rußland besser?“ — „Unser Russija? Russija?**) Wie sollte sie nicht besser sein?“ — Ich sah, daß er sich erwärmen wollte, und um ihn abzukühlen, hielt ich ihm die Widerpart und fragte: Wie so denn? — „O, in Russija, Herr, da ist von jeglichem jedes, und hier — ist von allem nichts. In Russija ist das Brot besser, die Häuser besser, das Land besser, der Schnee besser, der Sommer und Winter und alle Jahreszeiten besser. Da giebt's Berg und Thal, Wald und Wiese, Brunnen, Quellen und Flüsse die Fülle. Alles wechselt ab, und alles ist schön!“ Ich sah, daß er im Zuge war, sagte nicht, daß ich auch in Russija gewesen wäre, und er fuhr in der allen Russen so eigenen bilderreichen, lebendigen und mimischen Beredsamkeit fort: „Im Lande fließen große Ströme, vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder sind groß und schön, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen und Fichten alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen Vögel von jeglicher Art, der eine so, der andere so.“ (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach, und in den Wäldern, welche Luft und Wohlgeruch!“ (Dabei fächelte er sich die Luft zu und atmete sie so begierig ein, als wenn sie mit lauter Veilchenduft geschwängert wäre.) „Und wie nahe ist dir das alles! Siehe hier ist deine Hausthür — du machst sie auf — trittst heraus, und da bist du gleich mitten im schönen Walde.“ ***) (Hierbei hielt er mich bei der Hand, und ich mußte stehen bleiben, als wenn ich die Hausthüre wäre; er aber schritt in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre.) „Welch herrliche Musik im Walde,“ sagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint! Und im Rasen des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um dich her; Erdbeeren, Herr, kleine, süße, rote, wilde Himbeeren, Brom- und Blaubeeren von jeglicher Art, so viele, viele, als du nur wünschen magst. Du kannst dich niederlegen, wo du nur willst, rund um dich herum pflücken, ohne anders als völlig satt wieder aufzustehen.“ — Dabei warf er sich gar ins Gras und raufte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären, und ich glaube, wenig fehlte, so hätte er sie auch gegessen, um mir zu zeigen, wie gut sie schmeckten. Dann sprang er wieder auf und sagte: „Auch Pilze sind da von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit. Gras und Heu ist noch das einzige in diesem Lande, überall Gras und nichts als Gras. Und auch selbst dieses einzige, was sie

*) Spitzname der Großrussen, den sie bei den Kleinrussen der Steppe haben.

**) Russija ist das Moskowiterland, der Kern von Großrußland.

***) Die Großrussen folgten in ihrer Verbreitung den Wäldern, die Kleinrussen den Steppen.

haben, wie ſchlecht iſt es! Holzig, ſtruppig und den größten Teil des Jahres ohne Saft. Bei uns giebt es auch Gras, aber ſo hoch bis zu meinem Bart, und was für Gras, grünes, feines, ſaftiges, ſüßes. Daß Gott erbarm! Die Kühe werden ganz fett davon und ſo dick!" (Er ſtellte ſich wieder hin, blies ſich auf und machte ſich mit Beinen und Armen ſo breit, als er konnte.) „Seht, und in dem allen mitten drin liegt unſer Moskwa, die vor allen prächtige und heilige Stadt. Wie ich ſage, dort iſt von jeglichem alles. Und ſagt mir, was iſt hier? O! Ruſſija wäre gewiß das erſte und beſte Land, wenn nur eins nicht wäre — die Herren. Die haben's verdorben." (Gewiß war er ein ſeiner Herrſchaft entlaufener Rebell.) „Wenn wir jetzt in Rußland gingen, anſtatt auf dieſer öden Steppe, wie würden wir ſchön gulaien,*) bald an einem Bache, bald in einem Gehölz, bald durch ein Dorf. Und hier müſſen wir ein paar Stunden wie die Wachteln ſchnurſtracks im Graſe hinſtreichen, bis wir unſer Dorf erreichen. Die Sonne brennt uns auf den Kopf, und nirgends Schatten, auch nirgends ein Erdbeerlein gegen den Durſt."

In der That ſcheint die Natur bei der Anlage und dem Aufbau dieſes Steppenplateaus ſo wenig Rückſicht auf den Menſchen genommen zu haben, und dagegen ſo viel auf das grasfreſſende Vieh, daß ſie den Menſchen nur inſofern dulden zu wollen ſchien, als er ſein Daſein an einen dieſer Grasfreſſer bindet. Die ganze Vegetation der Steppe bietet äußerſt wenige, dem Menſchen genießbare oder für ſeine Hauswirtſchaft nützliche Pflanzen; nur Schilf ſtatt Bauholz, Unkraut ſtatt Brennholz, Dorngebüſch ſtatt der Fruchtbäume, fürs Vieh dagegen unendlich viel Dienliches.

Daher kommt es, daß auch die Haupteinteilung der Pflanzen, von der man in dieſem Lande beſtändig reden hört, ihren Einteilungsgrund von der Beziehung zum Viehe hernimmt. „Trawa" und „Burian" ſind die beiden großen Klaſſen, in welche der Steppenbewohner alle Vegetabilien ſeiner Graswüſte unterbringt. Trawa heißt Raſen, und man verſteht darunter alle niedrigen, kurzen Pflanzen, welche das Vieh mit ſeinen Zähnen leicht bezwingen kann, auch wegen ihrer heilſamen Säfte gern genießt. Unter Burian verſteht man alle die ſtruppigen, ſtrunkigen, hochaufſchießenden Pflanzen, welche das Vieh wegen ihres holzigen, ſaftloſen Gewebes nicht frißt.

Die Büſche und Bäume reduzieren ſich auf wenige Arten von Dornen- und Holunderbüſchen, wilden Birn- und Äpfelbäumen und einige noch weniger nennenswerte Baumarten. Die Birnbäume, die oft bloßes Birn-Dorngebüſch ſind, kommen hauptſächlich in den Vertiefungen und Schluchten vor; hier und da ſieht man ſie auch mitten auf der Fläche und dem breiten Steppenrücken ſtehen. Weit häufiger und auch in ordentlichen Geſellſchaften ſind die Dorngebüſche, die Schleh- und Weißdorn-, Hagebutten- und Brombeerſträuche. Die Koſaken nennen ein ſolches dichtſtehendes Gebüſch „Derina" und haben darin einen Erſatz für unſere Wälder und Gehölze.

*) Von dem ruſſiſchen galati (ſcherzend umher wandeln).

Im Herbſte ſchneiden ſie ſich die langen Stäbe aus den Dornen, die ſie zum Lenken ihrer Ochſen brauchen; auch verfertigen ſie aus ihnen die Heuſchreckenaugen, indem ſie eine Menge von Dornzweigen an einem Balken befeſtigen, ſie mit Steinen beſchweren und, ſie fortſchleifend, damit die Heuſchrecken auf dem Felde töten. Selbſt die Egge, mit der ſie nach der Ausſaat die Körner eineggen, iſt auf dieſe Weiſe gemacht. Im Frühlinge freuen ſich die Koſaken über die Blüte und den Duft des Schlehdorns und wandern um ihn herum, den Duft genießend.

Der Holunder ſteht häufig an den ſchroffen Ufern des ſchwarzen Meeres bei Odeſſa herum. Die deutſchen Koloniſten ſammeln hier ſeine Blüte, wenn ſie noch ganz zart iſt, und machen ihre im Schwabenlande ſo beliebten „Holderküchle“ davon, indem ſie die ganze Dolde in einen Mehlteich tauchen und ſie wie Blumenkohl verzehren.

Eine ſehr bedeutende Rolle im Leben der Steppenbewohner ſpielt das Schilf. Alle Häuſer der Landleute ſind mit Schilf gedeckt, die Zäune der Gärten werden, wenn man ſie nicht von Erde aufwerfen will, aus Schilf geflochten. Man ſtellt dazu ganz einfach dicke Bündel von Schilf in ſchmalen Garben in die Erde und flicht ſie mit ihren obern Enden zuſammen. Ja, in vielen Gegenden bauen die Leute auch ihre Häuſer aus Schilf und zwar oft ganz hübſche und wohnliche, wobei die Schilfwände ſo mit Lehm und Kalk überworfen werden, daß man ſich einbildet, in einem ſteinernen Hauſe zu ſein. Endlich dient das Schilf auch noch als Brennmaterial, wenn gleich nicht als das vorzüglichſte, denn es hinterläßt noch weniger anhaltende Glut, als das Stroh. Der Dnieſtr und Dniepr verſehen weit und breit die Umgegend mit dieſem in ſo viele Lebensbedürfniſſe eingreifenden Hauptbedürfniſſe, und beſtändig winden ſich lange mit Schilf beladene Wagenreihen aus ihren Niederungen auf die Steppe herauf. Der Dnieſtr insbeſondere verſorgt die Stadt Odeſſa mit dieſem Artikel. Die Schilfwaldungen der Flüſſe ſind gemeinſchaftliches Gut der anliegenden Ortſchaften, und ein jeder der Ortsbewohner kann ſo viel herausholen, als er Luſt hat. Die Krone beſitzt auch große Gebiete in dieſen Schilfen und ſchickt zuweilen ganze Regimenter zum Abſchneiden hinein.

Die Gräſer werden nur einmal im Jahre gemäht, denn die Steppe hat in den Monaten Juni, Juli und Auguſt zu wenig Kraft, um neue Halme zu treiben, da ſie in dieſer Zeit faſt eben ſo tot wie im Winter da liegt; im September und Oktober giebt es freilich wieder Regen und Gras, jedoch wird dieſes Herbſtgras zum Mähen nicht reif genug, und man läßt es daher bloß vom Viehe abweiden. Die Heuernte macht den Steppenbewohnern nicht halb ſo viel Mühe, als uns im feuchten Deutſchland, wo man das Gras Tage lang liegen laſſen, trocknen, zuſammenrechen, wieder auseinander breiten und abermals trocknen muß, bis man endlich einmal das Glück hat, das Heu einfahren zu können. In den Steppen gehen unmittelbar hinter den Mähern Mädchen her und Burſchen, welche das gleich trockene Heu in Haufen, „Kopitzen“ genannt, zuſammenlegen. In dieſen

Haufen bleibt es einige Tage ſtehen und wird alsdann heimgefahren, oder für die Überwinterung in größere Haufen gebracht, die ſie „Skirten" heißen. Ja, zur Mitte des Juni iſt die Trockenheit oft ſo groß, daß man das abgemähte Gras ſogleich als Heu nach Hauſe oder zu Markte fährt. Da es in den ſchwach bevölkerten Steppen an Arbeitern fehlt, ſo müſſen die Mäher reich bezahlt werden, und aus den Nachbarprovinzen wandert den ganzen Sommer hindurch eine Menge von Menſchen in die Steppen, um ſich ein Stückchen Geld zu verdienen.

* *
*

## Tierleben und Hirtenleben.

Erwägt man, daß jeder Baum in der Natur Bewohner hat, die auf ihn vorzugsweiſe angewieſen ſind, daß faſt jeden Strauch und jedes Blümchen ſeine eigenen ihm angehörigen Tierchen umſchwirren, daß im Sumpfe andere Weſen hauſen, im Walde andere, auf den Bergen andere, ja, daß faſt jede Höhenſtufe der Berge von anderen Tierfamilien erſtiegen wird — und betrachtet man dann die Steppe in ihrer großartigen Einförmigkeit, dieſe unbegrenzte Ebene, dieſen Mangel an Bäumen und Sträuchern, dieſe überall gleich fette, gleich ſchwarze, gleich begraſte Erdſchicht, die keine Sümpfe bildet und ohne Seeen und Quellen bleiern da liegt; ſo wird man es natürlich finden, daß derſelbe Boden, der eine ſo große Pflanzenarmut hervorrief, auch keinen Reichtum an Tiergattungen erzeugen konnte; die Fauna iſt ſo dürftig wie die Flora.

Wiederum iſt aber erklärlich, daß, ſo gering auch die Zahl der *Geſchlechter*, ebenſo groß die der *Individuen* iſt. Die Steppen ſind von Menſchen noch wenig bevölkert, und die Kultur tritt den Tieren noch nicht ſehr hinderlich und beſchränkend entgegen. Daher finden die Familien, welche einmal die Steppe vertragen lernten, einen um ſo freieren Spielraum, und der Reiſende glaubt in einem der lebensreichſten Striche der Erde ſich zu befinden; zumal im Frühlinge, wenn alles grünt und blüht und ſich ſowohl die einheimiſchen Tiere luſtig regen, als auch fremde Pilgrime auf der Steppe ſich ſammeln, die ſich nachher bei der Sommerglut in benachbarte oder entfernte Länder verlieren. Alsdann erblickt man Vögel, die ſich bei uns nur einzeln zeigen, Adler, Geier, Habichte, in bunten Reihen geſchart, Trappen in großen Zügen, Enten, Gänſe und Pelikane, die Schilfgebüſche füllend. Im Graſe ſpielen überall die Erdhäschen in den ausgedehnteſten Anſiedelungen, und Wölfe ſtreichen zahlreich umher. Lerchen, Kibitze, Droſſeln, Tauben ſind allenthalben, und ſelbſt von Inſekten zeigen ſich große Maſſen, die Schmetterlinge im Verhältnis zu der Unzahl von Blumen, die Miſtkäfer im Verhältnis zu den großen Viehherden, und in ſchlimmen Jahren die Heuſchrecken, von denen jede Abteilung des großen Zuges Legion iſt.

Im Frühlinge verfällt alles in den Steppen, ſelbſt das zahme Vieh,

in einen Zustand halber Wildheit; die Pferde in den Tabunen (Pferdeherden), die Ochsen in den Tscheredas (Ochsenherden), alles sucht die freie Steppe, oftmals selbst die Hunde. Die Hündinnen entlaufen den Städten und Dörfern, scharren sich in der Wildnis eine Höhle, werfen da ihre Jungen, fern von den Menschen, wie die Wölfe. Diese in den Steppen geborenen jungen Hunde sind den Sommer über völlig wild, scheuen die Menschen und lassen sich nicht fangen. Im Winter aber, der mit seinen Wjugen alles bändigt, durch Hunger und Kälte selbst das Wilde zahm macht und sogar den Wolf in die Dörfer treibt, da erinnern sich erst die wilden Hunde ihrer alten Herren und kommen zu den Wohnungen der Menschen zurück.

Freie Bienen, wie in den polnischen Wäldern, giebt es nicht in der Steppe, auch nicht einmal Erdbienen. Das Klima ist zu hart, zu heiß und zu kalt, und des Schutzes wie der Nahrung ist zu wenig, als daß sie sich halten könnten. Der Baum- und Wassermangel, die Armut an duft- und saftreichen Pflanzen ist schuld daran, daß die Zucht der zahmen Bienen fast nirgends gedeiht. In Odessa sind zwar einige Bienenliebhaber, deren Anzahl jedoch mit der Dürftigkeit der Gärten in dieser Stadt in Proportion bleibt. Nur das einigermaßen fruchtbare Dniestrthal zeichnet sich durch seine Bienenzucht aus. In den Steppenvorländern aber, in der buschigen Ukraine, in Kleinrußland und Podolien, wo Wälder Schutz verleihen und viele Flüsse auch selbst im Sommer in den Thälern Feuchtigkeit und Blumenblüte unterhalten, ist die Bienenzucht sehr bedeutend. In diesen Provinzen hat fast jeder Bauer Bienen, mancher oft 300 Stöcke und mehr. Dort kann man selbst auf den kleinsten Bazars den Honig, den die Kleinrussen und Kosaken sehr lieben, und wenn sie Gäste haben, mit Löffeln essen, centnerweise kaufen. Von dort kommt auch aller Honig, der von Odessa verschifft wird, von dort stammt das meiste Wachs zur Erleuchtung der russischen Kirchen.

Unter allen Tieren, welche die Steppe bewohnen, ist das edelste Geschöpf das Pferd, das dem Menschen nutzbarste aber das Rind.

Es lassen sich im ganzen drei Hauptklassen der in den Steppen lebenden Pferde unterscheiden, die auf verschiedene Weise gehalten und gezogen werden: die Hauspferde, die Pferde der Gestüte und die der halbwilden Tabunen (Zuchtherden). Die Haus- (Arbeits-) Pferde sind die alltäglichen Genossen der Menschen, seiner Mühe und Arbeit. Die Edelleute und deutschen Kolonisten in der Steppe halten ihrer eine Menge zum Spazierenfahren, Reiten, Ackern, Warentransport u. s. w. Der kosakische und bulgarische Bauer besitzt aber immer nur eins, das ihm bei den kleinen Fahrten dient, zu denen er nicht gerade sein Ochsenzweigespann in Gang setzen will.

Die Pferde der Gestüte sind von den verschiedensten englischen, arabischen und deutschen Rassen und bieten in ihrer Zahmheit kein eigentümliches, durch die Steppe bedingtes Leben dar.

Anders ist es mit den halbwilden Pferden der frei in der Steppe schweifenden Tabunen. Die Herren der Steppe, nämlich die großen Gutsbesitzer, die sich hier ganze Fürstentümer erworben haben, die Potockis, die

Woronzows, Orlows u. ſ. w., beſitzen ſo viel Boden, daß ſie wegen Mangels an Mannſchaft nur den geringſten Teil davon bearbeiten können; ſie halten und hielten daher ſeit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhherden auch eben ſo große weitſchweifende Herden leichtfüßiger Pferde, die ſie überall auf die entfernteſten Wieſen und die ſchlechteſten Weiden ſchicken können, um doch das ſonſt nutzloſe Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln und ſich ſo auf billige Weiſe in der Wildnis einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachſen zu laſſen.

Zu dieſem Zweck verſchaffen ſie ſich eine Anzahl von Stuten und Hengſten, die den Stamm des Tabuns ausmachen, und die unter Aufſicht von Hirten in die Steppe geſchickt werden, um ſich zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Vätern und Müttern gelaſſen, bis mit der Zeit die Zahl der Tiere auf die Summe geſtiegen iſt, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne der übrigen Ökonomie zu ſchaden. Dieſe Summe ſteigt von 100 auf 1000. Die Benutzung beſteht darin, daß man teils die dem Gute ſelbſt nötigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis ſechsjährigen Nachwuchs nimmt, teils auch von dieſen in der Freiheit erſtarkten, mutigen und unverwüſtlichen Tieren an andere Liebhaber, an die herumreiſenden Remonteurs und auf den Märkten des Landes verkauft.

Es iſt nicht wahr, was manche in Deutſchland fabeln, daß dieſe Pferdeherden völlig frei*) und ohne Aufſicht wie die Hirſche in den Steppen leben. Wie froh würde da mancher arme Tabuntſchik ſein, dem dann die Mühe abgenommen wäre, eine halbwilde Pferdeherde zu bewachen! So heißen nämlich die Leute, die dazu beſtellt werden, die Zöglinge des Tabuns vor dem Verlaufen über das Gutsgebiet zu bewahren, ſie den Pferdedieben abzujagen und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu behüten. Dieſe Tabuntſchiks ſind eine eben ſo eigentümliche Geburt der Steppen, wie die wilden Pferde ſelbſt, und werden durch ihre Lebensweiſe eine ſo abweichende Raſſe von Menſchen, daß man in ganz Europa ihresgleichen ſucht, und nur wieder bei ihren Antipoden in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihrer Brüderſchaft findet.

In der That erfordert das Geſchäft eines Tabuntſchiks eine Leibeskonſtitution, die ihr Blut bei 20° Kälte eben ſo flüſſig und munter erhält, als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens dennoch ſo elaſtiſch und markig bleiben, als wären ſie eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Tauhauch des Graſes und den glühenden Atem des Sirokko gleich erquicklich findet, und eine Haut, die bei Regengüſſen, wo kein Waſſertropfen ſie verfehlt, den Waſſerabfluß duldet wie eine marmorne Bildſäule.

Die Schaf- und Ochſenhirten ſind Wagenbewohner und führen auf ihren

*) Die ganz wilden Pferde ſind jetzt kaum noch in der Kirgiſenſteppe zu finden.

Wanderungen beſtändig Wagen mit ſich herum, mit denen ſie ſich hier und da auf kurze Zeit anſiedeln. Dieſe Bequemlichkeit darf ſich der Tabuntſchik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit ſeiner Roſſe nötigen ihn, beſtändig beritten zu ſein; das unruhige Temperament ſeiner Pfleglinge läßt ihn nicht einen Augenblick Ruhe. Er hauſt Tag und Nacht auf ſeinem Pferde, welches nicht bloß ſein Stuhl, ſondern auch ſein Speiſetiſch, ſein Divan und ſeine Bettſtelle iſt, und dieſe Leute erlangen eine bewunderungswürdige Geſchicklichkeit darin, alle Geſchäfte zu Pferde abzumachen. Wenn andere Menſchen am liebſten die Ruhe ſuchen, muß der Tabuntſchik ſie am meiſten verſchmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weiteſten wandern und weiden, muß er vorzugsweiſe bei der Hand ſein, um mit wachſamem Zurufe beſtändig die Runde um ſeine Herde zu machen. Auch ſind dann alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern u. ſ. w. drohen, am dringendſten. Bei Regen- und Schneeſtürmen hat er es ſchlimmer als die Pferde ſelbſt; denn dieſe dürfen ſich von der Windſeite abwenden, er aber muß den Stürmen Front machen, um die Herde, die bei ſtarkem Unwetter gern blindlings über die kahle Steppe dahin ſtreicht, zu überſchauen und zurückzuhalten. Dabei muß er ſich ſchneller tummeln, als die Pferde und die Windgötter ſelbſt. Wahrlich, die Seele eines ſolchen Pferdehirten muß von Leder ſein, wie ſeine Kleidung.

In der Regel tragen die Tabuntſchiks Hoſen von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, und ein Kollett von demſelben Stoffe, mit einwärts gekehrten Haaren, unter denen früher ein Pferdeherz ſchlug, wärmt ihre Bruſt. Beides hält ein lederner Riemen zuſammen, den ſie ſich drei- bis viermal um den Leib winden, und auf dem ſie ſich allerlei kleine Raritäten, Metallſtückchen, Münzen, Bernſtein u. ſ. w. angereiht haben. Da ſie zugleich die Ärzte ihres Tabuns und als ſolche im Beſitz von einem Dutzend altherkömmlicher Mittel ſind, ſo hängt ihnen gewöhnlich auch ihr ganzer chirurgiſcher und mediziniſcher Apparat am Gürtel, was ihnen das Ausſehen von Schamanen und Zauberern giebt. Ihren Kopf ſtecken ſie auch, wie alle zehn Millionen Kleinruſſen und Tataren, unter die hohe Cylindermütze von ſchwarzen Lämmerfellen. Über ihren ganzen Anzug werfen ſie noch die bei allen Hirten gebräuchliche Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An dieſe Swita iſt oben eine weite Kapuze genäht, die über Mütze, Kopf und Geſicht gezogen wird, und in der, wie bei den alten Ritterhelmen, bloß für Augen, Mund und Naſe eine Öffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt ſie auf dem Rücken wie ein Sack herunter, und wird dann auch in der Regel nur als Taſche benutzt. Dieſes letzte Kleidungsſtück giebt ihnen ein beſonders barbariſches Anſehen, und mir gingen immer die barbariſchen Namen der Petſchenegen, Alanen und Hunnen durch den Kopf, wenn ſo ein Tabuntſchik mit ſeiner hohen, wie ein Ochſenkopf eckigen Sturmhaube einherſprengte.

Doch es klirrt noch mehr an ſolch einem Roſſebändiger herum. Vor allem ſein großer *Harabnik*, die drei Klafter lange Peitſche mit kurzem, dickem Stile, alsdann ſeine *Schlinge*, ein 10—12 m langer Strick, an

…ung zum Durchziehen des andern Endes …fangen, so wickelt er das eine Ende des …ine es weiter zu befestigen, damit er es nach …fahren lassen kann, macht alsdann die Schlinge … zu dem Pferde, das er sich auserwählt hat, …ums Haupt, schleudert sie, nie fehlend, demselben …n wenig an und wirft dann mit einem tüchtigen … zu Boden.

… zum Regieren, die Schlinge zum Arretieren und endlich … zum Verteidigen, das sind eines jeden guten Pferdehirten … Keule ist etwa 1 m lang, vorn mit einem dicken, eisernen … und hängt gewöhnlich am Sattel. Er springt mit dieser … Pferden zu Hilfe, wenn sie nicht allein fertig werden können. … Umständen schlägt er damit oder wirft sie aus der Ferne und weiß … eisernen Knopf den Wölfen so geschickt durch den Kopf zu jagen, wie … tiroler Schütz seine Büchsenkugel.

Im Frühjahr, wenn die Wölfe aus dem unwirtlichen Winter den größten Hunger mitbringen, sind die Kämpfe zwischen Wolf und Pferd am häufigsten und bedeutendsten. Da die Wölfe die schwächere Partei sind, so entwickelt sich bei ihnen große List und Gewandtheit, bei den Pferden aber ein großer und edler Gemeinsinn, der sie und ihre Kinder gewöhnlich rettet. Daß ein oder mehrere Wölfe bei hellem lichten Tage sich in den Tabun machen, kommt nicht vor; sie wissen recht wohl, daß sie ohne Rettung verloren wären und von den Pferden dem platten Rasen gleich getreten würden. Bei Nacht und unter besonderen Umständen, wenn z. B. die Wölfe zahlreich und die Pferde nicht zahlreich sind, geschieht es wohl, daß ein Rudel Wölfe mitten unter den Tabun gerät, und der Kampf entwickelt sich dann so: Die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Hengste, Walachen und Stuten — denn bei der Wolfsgefahr macht das Geschlecht keinen Unterschied, und aller Mut ist gleich — herbei und setzen gerade auf die Wölfe ein. Diese werden dann durch den ersten wütenden Angriff der Pferde, den sie selbst erregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indes geht das Geschrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er sich zersprengen sollte, drängt sich im Sturmlaufe der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl stark, und peinigt sie der Hunger, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da wieder und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selbst noch nicht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohte. Die Mutter gerät außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald

ſitzen auch ihr ein paar hungrige Rachen an der Kehle und legen ſie in den Raſen. Aber nun fackeln die Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten mit den Walachen bilden einen Kreis, der aber nicht ſo ſtarr und mit den Vorderfüßen eingewurzelt daſteht, wie ihn unſere Bilderbücher darſtellen. Auf dieſen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten ſich vor den Hinterhufen der Pferde, und das Schlimmſte, was ihnen begegnen kann, iſt, daß ſie ſich den Gedanken an Füllenfleiſch aus dem Sinn ſchlagen müſſen. In der Wirklichkeit büßen ſie ihre Luſt gewöhnlich ſchwerer. Die Pferde ſetzen wie eine bewegliche Phalanx ſcharf auf die Wölfe ein und machen manchem von ihnen das verwünſchte Augenleuchten vergehen, denn ſie wollen ſich nicht bloß verteidigen, ſondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengſte gehen nicht mit in jenes Quarré, ſondern bleiben draußen und umtoben es ſchnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherren, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo ſie den Wolf im Graſe ſchleichen ſehen, da ſpringen ſie Maul auf Maul gegen ihn ein und ſchlagen ihn mit den Vorderfüßen nieder. Man denkt bei uns, daß die Pferde alles in den Hinterfüßen haben; allein dies iſt keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen ſie allemal zum Angriff die Vorderfüße und nur bei der Verteidigung die Hinterfüße. Der Hengſt verſetzt zuweilen ſeinem Feinde zugleich den erſten und letzten Schlag mit den vorderen Hufen, zuweilen betäubt er ihn nur, packt ihn alsdann ohne Umſtände mit den Zähnen in dem Nacken und ſchleudert ihn durchs Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz ſo gerben, daß auch nicht ein Knochen darin ganz bleibt. So machen es die mutigen Hengſte, und in der Regel ſind dies faſt alle. Natürlich giebt es auch feige, die bloß aus dem großen Haufen vorwüten. Auch giebt es ungeſchickte, die den Wolf beim Einſpringen verfehlen, und die dann in weniger Zeit, als ein Pferdewiehern dauert, mit herausgeriſſener Kehle auf dem Boden liegen und das letzte Gräschen riechen. Denn wenn die Pferde geſchickt ſind, ſo iſt es der Wolf nicht weniger und weiß ſeine Zeit abzupaſſen wie der Blitz.

Dieſe großen Schlachten der Wölfe und Pferde entſpinnen ſich jedoch nur ſelten, und immer gegen den Willen des Wolfs. Denn ſeine Kampfführung beſteht mehr in einem Koſakenkriege, in einem immerwährenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in ſeinem Plane, und Überliſtung iſt ſeine Hauptkunſt. Er verfährt dabei nicht weniger ſchlau als Meiſter Reinecke. Ganz leiſe und vorſichtig kommt er durchs hohe Gras hergeſchlichen, und zwar gegen den Wind; denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden ſein Geruch iſt. Er ſpioniert ſich die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er nun auch eine Stute, die mit ihrem kleinen zierlichen Füllen etwas abgeſondert weidet. Wohl hütet er ſich jedoch, ſogleich ſpornſtreichs hervorzubrechen; er fällt nicht mit der Thür ins Haus. Leiſe und allmählich nähert er ſich dem Füllen, deſſen Manieren er in aller Unſchuld ſogar nachahmt. Wenn ſich das müde Füllen ins Gras niederlegt,

dessen einem Ende ein eiserner Ri... ...gefangen. Indessen wittert doch befestigt ist. Will er ein Pferd ... ...erschrickt und springt auf. Der Strickes um den Arm, jedoch ... ...nanze auf die Vorderfüße, macht die Belieben nachschießen oder ... ...und wedelt mit dem Schwanze. Der vorn recht weit, schwingt ... ...enden. Ist die Alte täppisch und läuft sie heranreitend, ein paar ... ...er im Nu ihr an den Hals, reißt ihr die um den Hals, zieht ... ...mit dem Jungen davon. Zuweilen ist aber Rucke den Gefan... ...wütend, macht Lärm, und schlägt mit einigen

Der Hau... ...den Wolf auf der Stelle in die Flucht. Zuweilen die Wolfs... ...wütend noch täppisch, sondern bloß dumm, und Waffen. ...schwanzwedelnden Wolf angesehen hat, es sei wohl nur Kn... ...wie ihrer eben so viele als Wölfe in der Steppe ...ein wenig mit dem Füllen auf der Seite und hegt ...In diesem Falle siegt der Wolf wieder auf andere Weise. ...nicht gleich vollkommen beruhigen, so zieht er sich ein ...wolle er nichts mit ihr zu thun haben und ihr das freieste ...kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt sich auf einer ...wo ein direkter Weg zum Füllen führt, das indes müde ge... ...und wie ein Osterlämmchen im Grase liegt. Der Wolf wacht ...bedeutend. Er könnte es schon längst erschnappen; aber es liegt ihm ...Not am Fange, sondern auch am ruhigen Heimbringen und Verzehren, ...dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unaus... ...er auf das Junge schaut, so scharf horcht er auf die Stute, die er vor ...Wermut- und Königskerzenstauden längst nicht mehr sehen kann. Denn ...ging indes, weidend und milchreiche Kräuter suchend, weiter und immer ...weiter. Auf einmal, horch! welch Gestrampel und Geschnaube! Ach, der Wolf an der Kehle des kleinen niedlichen Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen, wie schnell er ein solches Tierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es in aller Stille.

Wenn auch das Leben und Treiben der edlen Wildfänge mehr die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt, so muß er doch bekennen, daß die Herden der stillen und unbeachteten Wollträger weit häufiger seinem Blicke begegnen, und wenn vom Reichtum eines Mannes die Rede ist, hört man immer nur seine Schafe und Rinder in Anschlag bringen und selten nur seine Pferde. In neuester Zeit, wo sich die Schafzucht so sehr gehoben hat, sind die Schafe eine breite Unterlage des Reichtums geworden. Auf jedem Steppengute, wo man einen Tabun von 800—1000 Pferden findet, kann man dagegen auf 4—5 Schafherden von 2000—3000 Schafen rechnen. Eine Schafherde hatte sich binnen 30 Jahren von 1500 Stück auf 97,000 vermehrt.

Am allgemeinsten im Lande verbreiten sich die sogenannten „Fettschwänze" — das walachische Schaf. Dies ist ein großes langhaariges Tier mit einem dicken Fettschwanze, in dem es gewöhnlich 6—10, zuweilen sogar 20 Pfund Fett trägt. Seit der letzten Zeit nimmt aber

dieſe Raſſe ſehr ab und macht den Merinos und den Miſchlingen mit der Landesraſſe Platz.

Die gutmütigen, friedlichen Leute, die den Leib nicht wie die Tabuntſchiks in Pferdeleder, ſondern in das weiße Vließ ihrer Zöglinge hüllen, und deren Seele eben ſo wenig in Wolfsfell gekleidet erſcheint, heißen — in Kleinrußland, in der Moldau, bei den Tataren — überall „Tſchabani".

„Irlik" heißt der große, faſt 4 m lange, mit Kunſt gearbeitete, am obern Ende mit einem eiſernen Haken verſehene Stab, welcher dem Tſchaban Keule, Schlinge und Harabnik zu gleicher Zeit iſt. Mit dem eiſernen Haken entert er am Hinterbeine die Schafe, die er einfangen will, zugleich ſtößt er ſie mit dem Stecken, wo es nötig iſt, vorwärts, und weiß mit dem ſchweren Ende den Wolf auf den Rücken zu treffen und ihn mit einem Hiebe niederzuſtrecken.

„Swita" iſt der ſchon erwähnte Mantel mit der ſchrecklichen Kapuze, den der Tſchaban beim Regen ſich ſo arrangiert, als ſollte er in der Zauberflöte den Bären ſpielen.

„Otara" heißt die Herde der einfältigen Vließträger ſelbſt, die 2000 bis 3000 an der Zahl unter der friedlichen Zauberflöte dieſer friedlichen Bären ſtehen.

„Oſtſchacki" endlich iſt der Name der den Wölfen ſchrecklichen zottigen großen Hunde, die zu 10—15 eine Herde von der genannten Stärke bewachen.

Außer dieſen Dingen führen nun noch die Tſchabans einen oder zwei Wagen bei ſich, die, mit Ochſen beſpannt, immer alle Lebensmittel, Medikamente, Kochgerätſchaften, die Felle der gefallenen Schafe, die gewonnenen Käſe und die Pelze der erlegten Wölfe hinter ſich herführen. Es ſind das aus uralter Zeit gebräuchliche, große, ſchwerfällige, mit einem hohen Dache verſehene Wagen, den Reiſewagen der Tataren, „Madjaren" genannt, ſehr ähnlich.

So ausgerüſtet zieht der Tſchaban um Oſtern ins Feld zu gleicher Zeit mit den Tabunen, und den ganzen Sommer mit ſeiner Herde (Otara) in den Steppen nomadiſierend, kommt er erſt im Herbſte wieder heim. Ein Tſchaban iſt natürlich zu Fuß, denn ſeine Otara zerſtreut ſich nicht ſo leicht und ſo weit als die Tabunen. Die Schafe nähren ſich auf kleinerm Raume, ſind nicht ſo wähleriſch, als die Pferde, freſſen eifrig alles ab, was ſie Genießbares finden, und legen ſich dann ruhig zum Wiederkäuen hin, während die Pferde in ihrem Tabun nie liegen, und ſelbſt den Schlaf ſtehend abmachen, wie ihr Hirt im Steigbügel. Weit um ſich greifend, wogen die Roßherden hierhin und dorthin, während der tägliche Marſch einer Schafherde kaum einige Werſte beträgt.

Die Marſchordnung dabei iſt folgende. Zunächſt poſtieren die Tſchabans ihren Wagen als Centrum, Vereinigungspunkt und einſtweilige Reſidenz, um welche herum, den Kreis immer erweiternd, geweidet wird. Der Platz wird natürlich mit Klugheit gewählt. Es müſſen gute Steppen in

Digitized by Google

[illegible] auch ein Brunnen oder Quell. Finden sie, [illegible] mehrere Tage haltbar ist, so arrangieren sie sich noch [illegible] einen Herd und kleine Keller zum Aufbewahren ihrer [illegible] Wagen wohl auch ein Zelt auf. Ist aber die Gegend un- [illegible] geworden, so ziehen sie am andern Morgen weiter. Der [illegible] singend und knarrend voran und die Herde folgt nach, jedoch [illegible] bis der Nachttau abgetrocknet ist, denn die Schafe ver- [illegible] in der Nacht, der Zeit der lebhaftesten Pferdegelage, Speise [illegible] nehmen, und lieben nicht den frischen Morgentau. Bei gutem [illegible] ist das Leiten der Schafe ein leichtes Geschäft. Ein Führer geht den [illegible] begleitend voran, der Hauptschaban folgt hinterdrein, und zur Seite [illegible] wieder zwei bis drei mit ihren langen Irliks. Sie rufen sich be- [illegible] einander zu und geben sich Zeichen mit ihren langen Stäben. Die [illegible] unterhaltung mit den Schafen läuft auf die zwei Worte hinaus: „No kudi? kudi?“ (nun wohin? wohin?), die sie fast so oft ausschreien, als sie einatmen, aus denen aber die Schafe so viel entnehmen, als ihnen zu wissen nötig ist.

Bei schlechtem Wetter aber, und insbesondere bei den in der Steppe so gefährlichen Stürmen, welche mit den sich dann oft selbst ihnen ganz überlassenen Schafen davon gehen, und ganze Herden in Flüsse und Regenschluchten treiben, sind die Schafe nicht leicht zu lenken. Aber auch sonst noch ohne schlechtes Wetter giebt es bei der unglaublichen Tölpelhaftigkeit und Dummheit der Schafe eine Menge von Ereignissen, welche das Regiment dieser Tiere sehr erschweren. Man mischt darum allen Schafherden einige lebhafte, mutige und kluge Ziegen bei, welche als Führer und Lenker dienen. Die unbeholfenen Schafe schrecken oft ohne Ursache zusammen, kommen gleich außer sich, drängen sich beim Bellen des kleinsten Hündchens, wollen oft nicht die Regenschluchten hinab und verirren sich leicht in den Schilf- und Rohrgebüschen. Sie halten im Winde schlechten Stand, und es ist unmöglich, sie, wie dies doch zuweilen nötig ist, zu einem Marsche gegen den Wind zu vermögen. In allen diesen und ähnlichen Fällen streicht nun die vorwitzige und kluge Ziege den Schafen mutig voran, führt die Otara rasch an den Abhängen der Regenschluchten und Thäler hin, leitet sie sicher durch die sumpfigen Schilfgebüsche, durch welche sich ohne sie nie ein Tschaban hindurch wagen würde, springt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn er nicht allzu kalt ist, und dient sonst noch vielfach der Schafdummheit als Salz und Reiz.

Ist nun der Wagen an der Stelle des folgenden Nachtlagers postiert, und sind die Schafe glücklich bei ihm angekommen, so beginnen, während diese vom Marsche ruhen und wiederkäuen, für die Tschabans mancherlei Geschäfte. Einer von ihnen spielt den Koch. Er zieht die Kessel hervor, einen für die Menschen, einen für die Hunde, und hängt sie an zwei lange Stäbe, die am Wagen befestigt sind. Mit dem Wasser und der Feuerung geht der Koch sparsam um, wenn beides nicht in der Nähe zu haben ist. Er sucht

trockenen Mist, verdorrtes Gras und Schilf zusammen, holt Wasser herbei, wenn das Faß leer ist, und läßt dann zur Freude der Hunde, die sich so viel als möglich in seiner Nähe halten, bald eine lange Flamme aufflackern. In das kochende Wasser thut er die nötigen Kräuter, die Hirse und den Kwas, und der „Borscht", dieses Nationalgericht der Kleinrussen, ist fertig. Dann schlägt er zum Zeichen für die andern Hirten an den Kessel, oder er steckt eine Fahne auf, nach deren Erscheinen die weiter entfernten schon lange schielten.

Die übrigen Tschabans haben mittlerweile andere Beschäftigung gefunden. Der eine hat ein paar Schafe, die sich krank erklärten, gefangen und nach Beratung mit seinen Kollegen ihnen Heilmittel eingegeben; der andere hat einem gefallenen Schafe das Fell abgezogen, es gereinigt und gesalzen; einige haben wiederum die Mutterschafe und Ziegen gemolken, die Milch herbeigetragen und Käse gemacht. Da sie oft 500—600 Schafe zu melken haben, so machen sie die Sache kurz ab, nehmen gleich den ganzen Euter zwischen beide Hände und drücken ihn aus wie Bacchus die Trauben. Die so gewonnene Milch stellen sie in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann schütten sie dieselbe, Mageres und Fettes durcheinander, in Säcke und reihen diese um ihre Wagen rund herum, um das Wasser ablaufen zu lassen. Den so gebildeten Käse, der im ganzen Lande unter dem Namen „Brense" bekannt ist, schütten sie alsdann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Ausfüllung die Form einer Ziege wieder herauskommt; jedoch wird die rauhe Seite nach innen gekehrt. Dadurch nimmt freilich der Käse einen sehr eigentümlichen Geschmack an, der aber als sehr pikant gelobt wird. Beim Anfüllen der Felle wird immer auf eine Lage geronnener Milch eine Lage Salz gestreut, wodurch der Käse sehr scharf wird. In Odessa sind immer solche Käsezicklein in allen Kramläden zu kaufen, und der Brense geht weit umher.

Als Intermezzo haben die andern Tschabans auch wohl einmal eine Jagd auf einen Wolf gemacht und bringen triumphierend sein Fell heran, das ihm leider die Hunde weidlich zerrissen haben. Dann haben sie verlaufene Schafe herbeigeholt, an den Wagen repariert, genäht, geflickt, den Koch zur Eile gereizt, einen Hasen erlegt, geschlafen, gewitzelt, und wer kann alles sagen, was noch auf der kurzweiligen Steppe getrieben, bis dann endlich der Kesselruf des Kochs erklingt und die ehrlichen alten braunen Gesellen sich zu ihrem einfachen Mahle hinsetzen, von dem sie auch gastfrei gern jedermann mitteilen, der etwa auf der Steppe bei ihnen einspricht.

Für die treuen Hunde giebt es in der Regel einen großen Kessel voll Grützebrei. Doch wissen sich die flinken Jäger noch sonst allerlei auf der Steppe zu haschen und stellen den Vögeln und Eishäschen nach. Eben so machen sich auch zuweilen die Hirten einen Sonntag, entweder wenn der Wolf ein Schaf anriß, das sie ihm noch zur rechten Zeit abjagten und für ihre Wanderung einsalzten, oder wenn sich zwischen die Schafe Hasen verliefen, die auf der Steppe, fern von den menschlichen Wohnungen, weder

[illegible] erliegen sie mitunter, und das giebt

[illegible] die Schafe eben so wenig als das Pferd,
[illegible] Hitze und schnaufen so leidenschaftlich, als hätte
[illegible] wenn aber die Sonne vom Gipfel ihrer Glut
[illegible] wieder ihr liebstes Geschäft, das Kräutersuchen.
[illegible] nach Sonnenuntergang weiden, wo sich dann alles
[illegible] findet. Da spricht oft ein Reisender ein, der nicht
[illegible] Dunkelheit überrascht. Zu diesem sprechen die Hirten
[illegible] arm oder reich sein —: „Thut uns die Gnade, mit uns
[illegible] muß der Wandersmann unter dem Schutze der Hunde
[illegible] und er bekommt den besten Platz im Wagen. Am Mor-
[illegible] dun ein paar Schafkäse zu und sprechen: „Gott mit Dir!“
Die Schlafordnung aber ist folgende:
Der Hirt, als der Älteste (Ataman) und die Gäste wählen die
[illegible] zum Bette, die andern Tschabans aber treiben die Schafe in
[illegible] Kreis um die Wagen herum und ziehen mit den Hunden einen
[illegible] um die Herde. Jeder Hirt legt sich seinen Pelz und seine Swita,
[illegible] Sommer und Winter sein Ober- und Unterbett bilden, ins Gras der
[illegible] und alle placieren sich in gleichen Entfernungen von einander.
[illegible] je zwei Hirten legen sich drei bis vier Hunde, ebenfalls in gleicher
[illegible] Man legt ihnen ein Stück eines alten zerrissenen Mantels oder
[illegible] Schaffelles an den Boden. Für jeden Hund befindet sich ein solcher, be-
[illegible] für ihn bestimmter Flicken im Wagen, und da nun jeder seinen
[illegible] Geruch am besten kennt, so legt er sich allemal da nieder, wo er
[illegible] Flicken findet. Die so garnierte Festung zu stürmen, wagt nicht leicht
ein Wolf.

Da die großen Steppenweiden und ihre Wüstennatur fast alles halb wild machen, so ist es auch natürlich, von wilder Ochsenzucht in den Steppen zu hören, und wie die Pferde sich in Haus- und Tabunenpferde teilen, so muß man ebenfalls bei den Rindern die Haus- und Steppenrinder unterscheiden.

In jeder Wirtschaft befinden sich einige Ochsen, die bei den täglichen Arbeiten dienen und vom Hause unzertrennlich sind. Da das Steppenrind zwar treffliche, aber wenig Milch giebt, so hat man jetzt viel mährisches und deutsches Vieh eingeführt, das meist braun und gelb gefleckt ist.

Das Steppenrind ist groß, hochbeinig, langhörnig und durchweg silbergrau oder weiß gefärbt. Beständig gehen lange Züge derselben nach Odessa, Taganrog und andern Orten und beleben hauptsächlich den ungeheuren Handel, den Rußland mit dieser Ware treibt. Die beiden Hauptstraßen, auf denen die Rinder ausgeführt werden, sind auf der einen Seite durch Galizien auf Mähren und Wien, auf der andern über Moskau nach Petersburg.

Wie in dem Steppenlande die Sprache für nichts an Ausdrücken reicher ist, als für das, was auf Herden und Vieh Bezug hat, so hat auch

die Rinderherde ihren besondern Namen. Sie heißt „Tschereda“ und ein Rinderhirt „Tscherednik“. Eine solche Tschereda hält 100—800 Stück allerlei Alters. Im Sommer beständig auf den großen Steppen, im Winter in luftigen Stallungen, teilt sie im ganzen mit den Tabunen dieselben Leiden und Freuden.

Die „Tscheredniks“ sind Infanteristen wie die Tschabans, denn auch ihre Zöglinge sind viel ruhiger und leichter zu treiben als die Pferde. Freilich ist der Ochse schnell genug im Weiden, er ist wählerischer in seinem Geschmacke als das Pferd, hat eine Menge von Kräutern auf der Steppe, die ihm nicht behagen, und rupft nie da, wo vor ihm ein anderer biß; aberdafür dauert sein Mahl auch nicht lange, desto länger sein Nachmittagsschläfchen zum Wiederkäuen. Den Regen erträgt er schlecht, und bei der Hitze wird er ungeduldig. Aber bei den Schneestürmen verliert er wiederum nicht so leicht den Kopf wie das Pferd, geht vielmehr rasch und geraden Weges mit dem Sturme und gegen ihn nach hause, die Wjuga müßte denn gar zu arg sein.

Den Durst erträgt der Steppenochs wiederum leichter als das Pferd. Er kann 2—3 Tage dursten, ohne große Unruhe kund zu geben. Daß er aber den Durst eben so gern löscht wie das Pferd, davon finden sich in der Nähe jedes Brunnens oder Teiches auf der Steppe merkwürdige Zeugnisse, die zu ihnen führenden „Viehsteige“ nämlich, die man als eine charakteristische Besonderheit des Steppen-Tierlebens anführen kann. Das Vieh muß aus sehr großen Entfernungen zum Wasser laufen, 6—7 Werste weit und noch weiter. Es wird darum nur selten getränkt, zu Zeiten nur einmal des Tages. So wie es nun merkt, daß sich die Zeit des Trinkens naht, und der Hirt zu der Gegend des Brunnens hinweidet, nimmt es einen raschern Schritt an und wird ungeduldiger, besonders wenn der Wind den Wassergeruch vom Brunnen herweht. Die Durstigen hören alsdann auf, grasend vorzuschreiten, und setzen sich in Trab, und die ganze Herde folgt ihnen bald trabend nach. Bei diesem Manöver formieren sie jedesmal mehrere (8—12) lange Reihen, in denen ganz regelmäßig ein Ochse hinter dem andern hergeht und immer gewissenhaft in dessen Spuren tritt, als hätte der Hirt sie so geordnet. Auf diese Weise treten sie alsdann die Rasennarbe völlig weg und bilden sich so Steige, die ganz und gar den Fußsteigen der Menschen gleichen. Alle diese Wege laufen neben einander in gerader Richtung, als wären sie mit der Schnur gezogen, und zielen immer direkt auf den entfernten Brunnen ab. Wenn die Richtung zum Brunnen an einem Abhange hinführt, so bilden sie eben solche Wege an diesem Abhange, der dadurch auf das regelmäßigste terrassiert wird, indem eine Reihe immer etwas höher trabt als die andere.

Was das Verhältnis des Wolfes zum Ochsen betrifft, so ist es natürlich ein eben so wenig freundschaftliches, als das zum Pferde. Jedoch sagt man, daß er dem Rindergeschlechte nicht so begierig nachstelle als den Schafen und Pferden, daß er sich aber an die Schweine noch seltener mache. In eine Herde von lauter großen Ochsen wagt der Wolf sich vielleicht noch

Woronzows, Orlows u. ſ. w., beſitzen ſo viel Boden, daß ſie wegen Mangels an Mannſchaft nur den geringſten Teil davon bearbeiten können; ſie halten und hielten daher ſeit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhherden auch eben ſo große weitſchweifende Herden leichtfüßiger Pferde, die ſie überall auf die entfernteſten Wieſen und die ſchlechteſten Weiden ſchicken können, um doch das ſonſt nutzloſe Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln und ſich ſo auf billige Weiſe in der Wildnis einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachſen zu laſſen.

Zu dieſem Zweck verſchaffen ſie ſich eine Anzahl von Stuten und Hengſten, die den Stamm des Tabuns ausmachen, und die unter Aufſicht von Hirten in die Steppe geſchickt werden, um ſich zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Vätern und Müttern gelaſſen, bis mit der Zeit die Zahl der Tiere auf die Summe geſtiegen iſt, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne der übrigen Ökonomie zu ſchaden. Dieſe Summe ſteigt von 100 auf 1000. Die Benutzung beſteht darin, daß man teils die dem Gute ſelbſt nötigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis ſechsjährigen Nachwuchs nimmt, teils auch von dieſen in der Freiheit erſtarkten, mutigen und unverwüſtlichen Tieren an andere Liebhaber, an die herumreiſenden Remonteurs und auf den Märkten des Landes verkauft.

Es iſt nicht wahr, was manche in Deutſchland fabeln, daß dieſe Pferdeherden völlig frei*) und ohne Aufſicht wie die Hirſche in den Steppen leben. Wie froh würde da mancher arme Tabuntſchik ſein, dem dann die Mühe abgenommen wäre, eine halbwilde Pferdeherde zu bewachen! So heißen nämlich die Leute, die dazu beſtellt werden, die Zöglinge des Tabuns vor dem Verlaufen über das Gutsgebiet zu bewahren, ſie den Pferdedieben abzujagen und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu behüten. Dieſe Tabuntſchiks ſind eine eben ſo eigentümliche Geburt der Steppen, wie die wilden Pferde ſelbſt, und werden durch ihre Lebensweiſe eine ſo abweichende Raſſe von Menſchen, daß man in ganz Europa ihresgleichen ſucht, und nur wieder bei ihren Antipoden in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihrer Brüderſchaft findet.

In der That erfordert das Geſchäft eines Tabuntſchiks eine Leibeskonſtitution, die ihr Blut bei 20° Kälte eben ſo flüſſig und munter erhält, als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens dennoch ſo elaſtiſch und markig bleiben, als wären ſie eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Tauhauch des Graſes und den glühenden Atem des Sirokko gleich erquicklich findet, und eine Haut, die bei Regengüſſen, wo kein Waſſertropfen ſie verfehlt, den Waſſerabfluß duldet wie eine marmorne Bildſäule.

Die Schaf- und Ochſenhirten ſind Wagenbewohner und führen auf ihren

*) Die ganz wilden Pferde ſind jetzt kaum noch in der Kirgiſenſteppe zu finden.

Wanderungen beſtändig Wagen mit ſich herum, mit denen ſie ſich hier und da auf kurze Zeit anſiedeln. Dieſe Bequemlichkeit darf ſich der Tabuntſchik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit ſeiner Roſſe nötigen ihn, beſtändig beritten zu ſein; das unruhige Temperament ſeiner Pfleglinge läßt ihn nicht einen Augenblick Ruhe. Er hauſt Tag und Nacht auf ſeinem Pferde, welches nicht bloß ſein Stuhl, ſondern auch ſein Speiſetiſch, ſein Divan und ſeine Bettſtelle iſt, und dieſe Leute erlangen eine bewunderungswürdige Geſchicklichkeit darin, alle Geſchäfte zu Pferde abzumachen. Wenn andere Menſchen am liebſten die Ruhe ſuchen, muß der Tabuntſchik ſie am meiſten verſchmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weiteſten wandern und weiden, muß er vorzugsweiſe bei der Hand ſein, um mit wachſamem Zurufe beſtändig die Runde um ſeine Herde zu machen. Auch ſind dann alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern u. ſ. w. drohen, am dringendſten. Bei Regen- und Schneeſtürmen hat er es ſchlimmer als die Pferde ſelbſt; denn dieſe dürfen ſich von der Windſeite abwenden, er aber muß den Stürmen Front machen, um die Herde, die bei ſtarkem Unwetter gern blindlings über die kahle Steppe dahin ſtreicht, zu überſchauen und zurückzuhalten. Dabei muß er ſich ſchneller tummeln, als die Pferde und die Windgötter ſelbſt. Wahrlich, die Seele eines ſolchen Pferdehirten muß von Leder ſein, wie ſeine Kleidung.

In der Regel tragen die Tabuntſchiks Hoſen von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, und ein Kollett von demſelben Stoffe, mit einwärts gekehrten Haaren, unter denen früher ein Pferdeherz ſchlug, wärmt ihre Bruſt. Beides hält ein lederner Riemen zuſammen, den ſie ſich drei- bis viermal um den Leib winden, und auf dem ſie ſich allerlei kleine Raritäten, Metallſtückchen, Münzen, Bernſtein u. ſ. w. angereiht haben. Da ſie zugleich die Ärzte ihres Tabuns und als ſolche im Beſitz von einem Dutzend altherkömmlicher Mittel ſind, ſo hängt ihnen gewöhnlich auch ihr ganzer chirurgiſcher und mediziniſcher Apparat am Gürtel, was ihnen das Ausſehen von Schamanen und Zauberern giebt. Ihren Kopf ſtecken ſie auch, wie alle zehn Millionen Kleinruſſen und Tataren, unter die hohe Cylindermütze von ſchwarzen Lämmerfellen. Über ihren ganzen Anzug werfen ſie noch die bei allen Hirten gebräuchliche Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An dieſe Swita iſt oben eine weite Kapuze genäht, die über Mütze, Kopf und Geſicht gezogen wird, und in der, wie bei den alten Ritterhelmen, bloß für Augen, Mund und Naſe eine Öffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt ſie auf dem Rücken wie ein Sack herunter, und wird dann auch in der Regel nur als Taſche benutzt. Dieſes letzte Kleidungsſtück giebt ihnen ein beſonders barbariſches Anſehen, und mir gingen immer die barbariſchen Namen der Petſchenegen, Alanen und Hunnen durch den Kopf, wenn ſo ein Tabuntſchik mit ſeiner hohen, wie ein Ochſenkopf eckigen Sturmhaube einherſprengte.

Doch es klirrt noch mehr an ſolch einem Roſſebändiger herum. Vor allem ſein großer Harabnik, die drei Klafter lange Peitſche mit kurzem, dickem Stile, alsdann ſeine Schlinge, ein 10—12 m langer Strick, an

Woronzows, Orlows u. ſ. w., beſitzen ſo viel Boden, daß ſie wegen Mangels an Mannſchaft nur den geringſten Teil davon bearbeiten können; ſie halten und hielten daher ſeit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhherden auch eben ſo große weitſchweifende Herden leichtfüßiger Pferde, die ſie überall auf die entfernteſten Wieſen und die ſchlechteſten Weiden ſchicken können, um doch das ſonſt nutzloſe Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln und ſich ſo auf billige Weiſe in der Wildnis einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachſen zu laſſen.

Zu dieſem Zweck verſchaffen ſie ſich eine Anzahl von Stuten und Hengſten, die den Stamm des Tabuns ausmachen, und die unter Aufſicht von Hirten in die Steppe geſchickt werden, um ſich zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Vätern und Müttern gelaſſen, bis mit der Zeit die Zahl der Tiere auf die Summe geſtiegen iſt, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne der übrigen Ökonomie zu ſchaden. Dieſe Summe ſteigt von 100 auf 1000. Die Benutzung beſteht darin, daß man teils die dem Gute ſelbſt nötigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis ſechsjährigen Nachwuchs nimmt, teils auch von dieſen in der Freiheit erſtarkten, mutigen und unverwüſtlichen Tieren an andere Liebhaber, an die herumreiſenden Remonteurs und auf den Märkten des Landes verkauft.

Es iſt nicht wahr, was manche in Deutſchland fabeln, daß dieſe Pferdeherden völlig frei*) und ohne Aufſicht wie die Hirſche in den Steppen leben. Wie froh würde da mancher arme Tabuntſchik ſein, dem dann die Mühe abgenommen wäre, eine halbwilde Pferdeherde zu bewachen! So heißen nämlich die Leute, die dazu beſtellt werden, die Zöglinge des Tabuns vor dem Verlaufen über das Gutsgebiet zu bewahren, ſie den Pferdedieben abzujagen und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu behüten. Dieſe Tabuntſchiks ſind eine eben ſo eigentümliche Geburt der Steppen, wie die wilden Pferde ſelbſt, und werden durch ihre Lebensweiſe eine ſo abweichende Raſſe von Menſchen, daß man in ganz Europa ihresgleichen ſucht, und nur wieder bei ihren Antipoden in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihrer Brüderſchaft findet.

In der That erfordert das Geſchäft eines Tabuntſchiks eine Leibeskonſtitution, die ihr Blut bei 20° Kälte eben ſo flüſſig und munter erhält, als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens dennoch ſo elaſtiſch und markig bleiben, als wären ſie eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Tauhauch des Graſes und den glühenden Atem des Sirokko gleich erquicklich findet, und eine Haut, die bei Regengüſſen, wo kein Waſſertropfen ſie verfehlt, den Waſſerabfluß duldet wie eine marmorne Bildſäule.

Die Schaf- und Ochſenhirten ſind Wagenbewohner und führen auf ihren

*) Die ganz wilden Pferde ſind jetzt kaum noch in der Kirgiſenſteppe zu finden.

Wanderungen beſtändig Wagen mit ſich herum, mit denen ſie ſich hier und da auf kurze Zeit anſiedeln. Dieſe Bequemlichkeit darf ſich der Tabuntſchik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit ſeiner Roſſe nötigen ihn, beſtändig beritten zu ſein; das unruhige Temperament ſeiner Pfleglinge läßt ihn nicht einen Augenblick Ruhe. Er hauſt Tag und Nacht auf ſeinem Pferde, welches nicht bloß ſein Stuhl, ſondern auch ſein Speiſetiſch, ſein Divan und ſeine Bettſtelle iſt, und dieſe Leute erlangen eine bewunderungswürdige Geſchicklichkeit darin, alle Geſchäfte zu Pferde abzumachen. Wenn andere Menſchen am liebſten die Ruhe ſuchen, muß der Tabuntſchik ſie am meiſten verſchmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weiteſten wandern und weiden, muß er vorzugsweiſe bei der Hand ſein, um mit wachſamem Zurufe beſtändig die Runde um ſeine Herde zu machen. Auch ſind dann alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern u. ſ. w. drohen, am dringendſten. Bei Regen- und Schneeſtürmen hat er es ſchlimmer als die Pferde ſelbſt; denn dieſe dürfen ſich von der Windſeite abwenden, er aber muß den Stürmen Front machen, um die Herde, die bei ſtarkem Unwetter gern blindlings über die kahle Steppe dahin ſtreicht, zu überſchauen und zurückzuhalten. Dabei muß er ſich ſchneller tummeln, als die Pferde und die Windgötter ſelbſt. Wahrlich, die Seele eines ſolchen Pferdehirten muß von Leder ſein, wie ſeine Kleidung.

In der Regel tragen die Tabuntſchiks Hoſen von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, und ein Kollett von demſelben Stoffe, mit einwärts gekehrten Haaren, unter denen früher ein Pferdeherz ſchlug, wärmt ihre Bruſt. Beides hält ein lederner Riemen zuſammen, den ſie ſich drei- bis viermal um den Leib winden, und auf dem ſie ſich allerlei kleine Raritäten, Metallſtückchen, Münzen, Bernſtein u. ſ. w. angereiht haben. Da ſie zugleich die Ärzte ihres Tabuns und als ſolche im Beſitz von einem Dutzend altherkömmlicher Mittel ſind, ſo hängt ihnen gewöhnlich auch ihr ganzer chirurgiſcher und mediziniſcher Apparat am Gürtel, was ihnen das Ausſehen von Schamanen und Zauberern giebt. Ihren Kopf ſtecken ſie auch, wie alle zehn Millionen Kleinruſſen und Tataren, unter die hohe Cylindermütze von ſchwarzen Lämmerfellen. Über ihren ganzen Anzug werfen ſie noch die bei allen Hirten gebräuchliche Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An dieſe Swita iſt oben eine weite Kapuze genäht, die über Mütze, Kopf und Geſicht gezogen wird, und in der, wie bei den alten Ritterhelmen, bloß für Augen, Mund und Naſe eine Öffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt ſie auf dem Rücken wie ein Sack herunter, und wird dann auch in der Regel nur als Taſche benutzt. Dieſes letzte Kleidungsſtück giebt ihnen ein beſonders barbariſches Anſehen, und mir gingen immer die barbariſchen Namen der Petſchenegen, Alanen und Hunnen durch den Kopf, wenn ſo ein Tabuntſchik mit ſeiner hohen, wie ein Ochſenkopf eckigen Sturmhaube einherſprengte.

Doch es klirrt noch mehr an ſolch einem Roſſebändiger herum. Vor allem ſein großer Harabnik, die drei Klafter lange Peitſche mit kurzem, dickem Stile, alsdann ſeine Schlinge, ein 10—12 m langer Strick, an

Woronzows, Orlows u. ſ. w., beſitzen ſo viel Boden, daß ſie wegen Mangels an Mannſchaft nur den geringſten Teil davon bearbeiten können; ſie halten und hielten daher ſeit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhherden auch eben ſo große weitſchweifende Herden leichtfüßiger Pferde, die ſie überall auf die entfernteſten Wieſen und die ſchlechteſten Weiden ſchicken können, um doch das ſonſt nutzloſe Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln und ſich ſo auf billige Weiſe in der Wildnis einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachſen zu laſſen.

Zu dieſem Zweck verſchaffen ſie ſich eine Anzahl von Stuten und Hengſten, die den Stamm des Tabuns ausmachen, und die unter Aufſicht von Hirten in die Steppe geſchickt werden, um ſich zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Vätern und Müttern gelaſſen, bis mit der Zeit die Zahl der Tiere auf die Summe geſtiegen iſt, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne der übrigen Ökonomie zu ſchaden. Dieſe Summe ſteigt von 100 auf 1000. Die Benutzung beſteht darin, daß man teils die dem Gute ſelbſt nötigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis ſechsjährigen Nachwuchs nimmt, teils auch von dieſen in der Freiheit erſtarkten, mutigen und unverwüſtlichen Tieren an andere Liebhaber, an die herumreiſenden Remonteurs und auf den Märkten des Landes verkauft.

Es iſt nicht wahr, was manche in Deutſchland fabeln, daß dieſe Pferdeherden völlig frei*) und ohne Aufſicht wie die Hirſche in den Steppen leben. Wie froh würde da mancher arme Tabuntſchik ſein, dem dann die Mühe abgenommen wäre, eine halbwilde Pferdeherde zu bewachen! So heißen nämlich die Leute, die dazu beſtellt werden, die Zöglinge des Tabuns vor dem Verlaufen über das Gutsgebiet zu bewahren, ſie den Pferdedieben abzujagen und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu behüten. Dieſe Tabuntſchiks ſind eine eben ſo eigentümliche Geburt der Steppen, wie die wilden Pferde ſelbſt, und werden durch ihre Lebensweiſe eine ſo abweichende Raſſe von Menſchen, daß man in ganz Europa ihresgleichen ſucht, und nur wieder bei ihren Antipoden in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihrer Brüderſchaft findet.

In der That erfordert das Geſchäft eines Tabuntſchiks eine Leibeskonſtitution, die ihr Blut bei 20° Kälte eben ſo flüſſig und munter erhält, als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens dennoch ſo elaſtiſch und markig bleiben, als wären ſie eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Tauhauch des Graſes und den glühenden Atem des Sirokko gleich erquicklich findet, und eine Haut, die bei Regengüſſen, wo kein Waſſertropfen ſie verfehlt, den Waſſerabfluß duldet wie eine marmorne Bildſäule.

Die Schaf- und Ochſenhirten ſind Wagenbewohner und führen auf ihren

*) Die ganz wilden Pferde ſind jetzt kaum noch in der Kirgiſenſteppe zu finden.

Wanderungen beſtändig Wagen mit ſich herum, mit denen ſie ſich hier und da auf kurze Zeit anſiedeln. Dieſe Bequemlichkeit darf ſich der Tabuntſchik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit ſeiner Roſſe nötigen ihn, beſtändig beritten zu ſein; das unruhige Temperament ſeiner Pfleglinge läßt ihn nicht einen Augenblick Ruhe. Er hauſt Tag und Nacht auf ſeinem Pferde, welches nicht bloß ſein Stuhl, ſondern auch ſein Speiſetiſch, ſein Divan und ſeine Bettſtelle iſt, und dieſe Leute erlangen eine bewunderungswürdige Geſchicklichkeit darin, alle Geſchäfte zu Pferde abzumachen. Wenn andere Menſchen am liebſten die Ruhe ſuchen, muß der Tabuntſchik ſie am meiſten verſchmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weiteſten wandern und weiden, muß er vorzugsweiſe bei der Hand ſein, um mit wachſamem Zurufe beſtändig die Runde um ſeine Herde zu machen. Auch ſind dann alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern u. ſ. w. drohen, am dringendſten. Bei Regen- und Schneeſtürmen hat er es ſchlimmer als die Pferde ſelbſt; denn dieſe dürfen ſich von der Windſeite abwenden, er aber muß den Stürmen Front machen, um die Herde, die bei ſtarkem Unwetter gern blindlings über die kahle Steppe dahin ſtreicht, zu überſchauen und zurückzuhalten. Dabei muß er ſich ſchneller tummeln, als die Pferde und die Windgötter ſelbſt. Wahrlich, die Seele eines ſolchen Pferdehirten muß von Leder ſein, wie ſeine Kleidung.

In der Regel tragen die Tabuntſchiks Hoſen von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, und ein Kollett von demſelben Stoffe, mit einwärts gekehrten Haaren, unter denen früher ein Pferdeherz ſchlug, wärmt ihre Bruſt. Beides hält ein lederner Riemen zuſammen, den ſie ſich drei- bis viermal um den Leib winden, und auf dem ſie ſich allerlei kleine Raritäten, Metallſtückchen, Münzen, Bernſtein u. ſ. w. angereiht haben. Da ſie zugleich die Ärzte ihres Tabuns und als ſolche im Beſitz von einem Dutzend altherkömmlicher Mittel ſind, ſo hängt ihnen gewöhnlich auch ihr ganzer chirurgiſcher und mediziniſcher Apparat am Gürtel, was ihnen das Ausſehen von Schamanen und Zauberern giebt. Ihren Kopf ſtecken ſie auch, wie alle zehn Millionen Kleinruſſen und Tataren, unter die hohe Cylindermütze von ſchwarzen Lämmerfellen. Über ihren ganzen Anzug werfen ſie noch die bei allen Hirten gebräuchliche Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An dieſe Swita iſt oben eine weite Kapuze genäht, die über Mütze, Kopf und Geſicht gezogen wird, und in der, wie bei den alten Ritterhelmen, bloß für Augen, Mund und Naſe eine Öffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt ſie auf dem Rücken wie ein Sack herunter, und wird dann auch in der Regel nur als Taſche benutzt. Dieſes letzte Kleidungsſtück giebt ihnen ein beſonders barbariſches Anſehen, und mir gingen immer die barbariſchen Namen der Petſchenegen, Alanen und Hunnen durch den Kopf, wenn ſo ein Tabuntſchik mit ſeiner hohen, wie ein Ochſenkopf eckigen Sturmhaube einherſprengte.

Doch es klirrt noch mehr an ſolch einem Roſſebändiger herum. Vor allem ſein großer Harabnik, die drei Klafter lange Peitſche mit kurzem, dickem Stile, alsdann ſeine Schlinge, ein 10—12 m langer Strick, an

deſſen einem Ende ein eiſerner Ring zum Durchziehen des andern Endes befeſtigt iſt. Will er ein Pferd einfangen, ſo wickelt er das eine Ende des Strickes um den Arm, jedoch ohne es weiter zu befeſtigen, damit er es nach Belieben nachſchießen oder ganz fahren laſſen kann, macht alsdann die Schlinge vorn recht weit, ſchwingt ſie, zu dem Pferde, das er ſich auserwählt hat, heranreitend, ein paarmal ums Haupt, ſchleudert ſie, nie fehlend, demſelben um den Hals, zieht ſie ein wenig an und wirft dann mit einem tüchtigen Rucke den Gefangenen zu Boden.

Der Karabnik zum Regieren, die Schlinge zum Arretieren und endlich die Wolfskeule zum Verteidigen, das ſind eines jeden guten Pferdehirten Waffen. Dieſe Keule iſt etwa 1 m lang, vorn mit einem dicken, eiſernen Knopf verſehen, und hängt gewöhnlich am Sattel. Er ſpringt mit dieſer Keule ſeinen Pferden zu Hilfe, wenn ſie nicht allein fertig werden können. Je nach Umſtänden ſchlägt er damit oder wirft ſie aus der Ferne und weiß ihren eiſernen Knopf den Wölfen ſo geſchickt durch den Kopf zu jagen, wie ein tyroler Schütz ſeine Büchſenkugel.

Im Frühjahr, wenn die Wölfe aus dem unwirtlichen Winter den größten Hunger mitbringen, ſind die Kämpfe zwiſchen Wolf und Pferd am häufigſten und bedeutendſten. Da die Wölfe die ſchwächere Partei ſind, ſo entwickelt ſich bei ihnen große Liſt und Gewandtheit, bei den Pferden aber ein großer und edler Gemeinſinn, der ſie und ihre Kinder gewöhnlich rettet. Daß ein oder mehrere Wölfe bei hellem lichten Tage ſich in den Tabun machen, kommt nicht vor; ſie wiſſen recht wohl, daß ſie ohne Rettung verloren wären und von den Pferden dem platten Raſen gleich getreten würden. Bei Nacht und unter beſonderen Umſtänden, wenn z. B. die Wölfe zahlreich und die Pferde nicht zahlreich ſind, geſchieht es wohl, daß ein Rudel Wölfe mitten unter den Tabun gerät, und der Kampf entwickelt ſich dann ſo: Die zunächſt angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln ſahen, ſpitzen die Ohren, brauſen und wiehern und ſtoßen Töne durch die Nüſtern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den erſten Lärm ſpringen ſogleich alle nahen Hengſte, Walachen und Stuten — denn bei der Wolfsgefahr macht das Geſchlecht keinen Unterſchied, und aller Mut iſt gleich — herbei und ſetzen gerade auf die Wölfe ein. Dieſe werden dann durch den erſten wütenden Angriff der Pferde, den ſie ſelbſt erregten, erſchreckt und ziehen ſich leiſe ein wenig zurück. Indes geht das Geſchrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er ſich zerſprengen ſollte, drängt ſich im Sturmlaufe der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter ſchreien nach ihren Jungen, und dieſe traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz ſuchend. Fühlen ſich die Wölfe an Zahl ſtark, und peinigt ſie der Hunger, ſo weichen ſie nicht völlig, nähern ſich hier und da wieder und erhaſchen vielleicht ein Junges, das täppiſch und ſchreiend mit der Mutter herbeiläuft, die ſelbſt noch nicht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohte. Die Mutter gerät außer ſich und ſpringt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein ſie verfehlt es. Bald

ſitzen auch ihr ein paar hungrige Rachen an der Kehle und legen ſie in den Raſen. Aber nun fackeln die Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten mit den Walachen bilden einen Kreis, der aber nicht ſo ſtarr und mit den Vorderfüßen eingewurzelt daſteht, wie ihn unſere Bilderbücher darſtellen. Auf dieſen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten ſich vor den Hinterhufen der Pferde, und das Schlimmſte, was ihnen begegnen kann, iſt, daß ſie ſich den Gedanken an Füllenfleiſch aus dem Sinn ſchlagen müſſen. In der Wirklichkeit büßen ſie ihre Luſt gewöhnlich ſchwerer. Die Pferde ſetzen wie eine bewegliche Phalanx ſcharf auf die Wölfe ein und machen manchem von ihnen das verwünſchte Augenleuchten vergehen, denn ſie wollen ſich nicht bloß verteidigen, ſondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengſte gehen nicht mit in jenes Quarré, ſondern bleiben draußen und umtoben es ſchnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherren, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo ſie den Wolf im Graſe ſchleichen ſehen, da ſpringen ſie Maul auf Maul gegen ihn ein und ſchlagen ihn mit den Vorderfüßen nieder. Man denkt bei uns, daß die Pferde alles in den Hinterfüßen haben; allein dies iſt keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen ſie allemal zum Angriff die Vorderfüße und nur bei der Verteidigung die Hinterfüße. Der Hengſt verſetzt zuweilen ſeinem Feinde zugleich den erſten und letzten Schlag mit den vorderen Hufen, zuweilen betäubt er ihn nur, packt ihn alsdann ohne Umſtände mit den Zähnen in dem Nacken und ſchleudert ihn durchs Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz ſo gerben, daß auch nicht ein Knochen darin ganz bleibt. So machen es die mutigen Hengſte, und in der Regel ſind dies faſt alle. Natürlich giebt es auch feige, die bloß aus dem großen Haufen vorwüten. Auch giebt es ungeſchickte, die den Wolf beim Einſpringen verfehlen, und die dann in weniger Zeit, als ein Pferdewiehern dauert, mit herausgeriſſener Kehle auf dem Boden liegen und das letzte Gräschen riechen. Denn wenn die Pferde geſchickt ſind, ſo iſt es der Wolf nicht weniger und weiß ſeine Zeit abzupaſſen wie der Blitz.

Dieſe großen Schlachten der Wölfe und Pferde entſpinnen ſich jedoch nur ſelten, und immer gegen den Willen des Wolfs. Denn ſeine Kampfführung beſteht mehr in einem Koſakenkriege, in einem immerwährenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in ſeinem Plane, und Überliſtung iſt ſeine Hauptkunſt. Er verfährt dabei nicht weniger ſchlau als Meiſter Reinecke. Ganz leiſe und vorſichtig kommt er durchs hohe Gras hergeſchlichen, und zwar gegen den Wind; denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden ſein Geruch iſt. Er ſpioniert ſich die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er nun auch eine Stute, die mit ihrem kleinen zierlichen Füllen etwas abgeſondert weidet. Wohl hütet er ſich jedoch, ſogleich ſpornſtreichs hervorzubrechen; er fällt nicht mit der Thür ins Haus. Leiſe und allmählich nähert er ſich dem Füllen, deſſen Manieren er in aller Unſchuld ſogar nachahmt. Wenn ſich das müde Füllen ins Gras niederlegt,

ſtreckt er ſich auch nieder und thut ganz unbefangen. Indeſſen wittert doch die Mutter etwas Unheimliches im Graſe, erſchrickt und ſpringt auf. Der Wolf legt nun wie ein Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichſten Augen von der Welt und wedelt mit dem Schwanze. Der Erfolg dieſes Manövers iſt verſchieden. Iſt die Alte täppiſch und läuft ſie unvorſichtig darauf zu, ſo ſpringt er im Nu ihr an den Hals, reißt ihr die Gurgel aus der Kehle und läuft mit dem Jungen davon. Zuweilen iſt aber die Alte eben ſo vorſichtig als wütend, macht Lärm, und ſchlägt mit einigen herbeieilenden Schweſtern den Wolf auf der Stelle in die Flucht. Zuweilen aber iſt die Alte weder wütend noch täppiſch, ſondern bloß dumm, und denkt, wenn ſie den ſchwanzwedelnden Wolf angeſehen hat, es ſei wohl nur eine friedliche Hundeſeele, wie ihrer eben ſo viele als Wölfe in der Steppe herumſchweifen, weidet ein wenig mit dem Füllen auf der Seite und hegt keinen Argwohn. In dieſem Falle ſiegt der Wolf wieder auf andere Weiſe. Will die Stute ſich nicht gleich vollkommen beruhigen, ſo zieht er ſich ein wenig zurück, als wolle er nichts mit ihr zu thun haben und ihr das freieſte Feld laſſen, kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt ſich auf einer Stelle nieder, wo ein direkter Weg zum Füllen führt, das indes müde geworden iſt und wie ein Oſterlämmchen im Graſe liegt. Der Wolf wacht indes bedeutend. Er könnte es ſchon längſt erſchnappen; aber es liegt ihm nicht bloß am Fange, ſondern auch am ruhigen Heimbringen und Verzehren, und dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unausgeſetzt er auf das Junge ſchaut, ſo ſcharf horcht er auf die Stute, die er vor allen Wermut- und Königskerzenſtauden längſt nicht mehr ſehen kann. Denn ſie ging indes, weidend und milchreiche Kräuter ſuchend, weiter und immer weiter. Auf einmal, horch! welch Geſtrampel und Geſchnaube! Ach, der Wolf an der Kehle des kleinen niedlichen Füllens! — Man muß dabei geweſen ſein, um zu wiſſen, wie ſchnell er ein ſolches Tierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es in aller Stille.

Wenn auch das Leben und Treiben der edlen Wildfänge mehr die Aufmerkſamkeit des Reiſenden feſſelt, ſo muß er doch bekennen, daß die Herden der ſtillen und unbeachteten Wollträger weit häufiger ſeinem Blicke begegnen, und wenn vom Reichtum eines Mannes die Rede iſt, hört man immer nur ſeine Schafe und Rinder in Anſchlag bringen und ſelten nur ſeine Pferde. In neueſter Zeit, wo ſich die Schafzucht ſo ſehr gehoben hat, ſind die Schafe eine breite Unterlage des Reichtums geworden. Auf jedem Steppengute, wo man einen Tabun von 800—1000 Pferden findet, kann man dagegen auf 4—5 Schafherden von 2000—3000 Schafen rechnen. Eine Schafherde hatte ſich binnen 30 Jahren von 1500 Stück auf 97,000 vermehrt.

Am allgemeinſten im Lande verbreiten ſich die ſogenannten „Fettſchwänze“ — das walachiſche Schaf. Dies iſt ein großes langhaariges Tier mit einem dicken Fettſchwanze, in dem es gewöhnlich 6—10, zuweilen ſogar 20 Pfund Fett trägt. Seit der letzten Zeit nimmt aber

dieſe Raſſe ſehr ab und macht den Merinos und den Miſchlingen mit der Landesraſſe Platz.

Die gutmütigen, friedlichen Leute, die den Leib nicht wie die Tabuntſchiks in Pferdeleder, ſondern in das weiße Vließ ihrer Zöglinge hüllen, und deren Seele eben ſo wenig in Wolfsfell gekleidet erſcheint, heißen — in Kleinrußland, in der Moldau, bei den Tataren — überall „Tſchabani“.

„Irlik“ heißt der große, faſt 4 m lange, mit Kunſt gearbeitete, am obern Ende mit einem eiſernen Haken verſehene Stab, welcher dem Tſchaban Keule, Schlinge und Harabnik zu gleicher Zeit iſt. Mit dem eiſernen Haken entert er am Hinterbeine die Schafe, die er einfangen will, zugleich ſtößt er ſie mit dem Stecken, wo es nötig iſt, vorwärts, und weiß mit dem ſchweren Ende den Wolf auf den Rücken zu treffen und ihn mit einem Hiebe niederzuſtrecken.

„Swita“ iſt der ſchon erwähnte Mantel mit der ſchrecklichen Kapuze, den der Tſchaban beim Regen ſich ſo arrangiert, als ſollte er in der Zauberflöte den Bären ſpielen.

„Otara“ heißt die Herde der einfältigen Vließträger ſelbſt, die 2000 bis 3000 an der Zahl unter der friedlichen Zauberflöte dieſer friedlichen Bären ſtehen.

„Oſtſchacki“ endlich iſt der Name der den Wölfen ſchrecklichen zottigen großen Hunde, die zu 10 — 15 eine Herde von der genannten Stärke bewachen.

Außer dieſen Dingen führen nun noch die Tſchabans einen oder zwei Wagen bei ſich, die, mit Ochſen beſpannt, immer alle Lebensmittel, Medikamente, Kochgerätſchaften, die Felle der gefallenen Schafe, die gewonnenen Käſe und die Pelze der erlegten Wölfe hinter ſich herführen. Es ſind das aus uralter Zeit gebräuchliche, große, ſchwerfällige, mit einem hohen Dache verſehene Wagen, den Reiſewagen der Tataren, „Madjaren“ genannt, ſehr ähnlich.

So ausgerüſtet zieht der Tſchaban um Oſtern ins Feld zu gleicher Zeit mit den Tabunen, und den ganzen Sommer mit ſeiner Herde (Otara) in den Steppen nomadiſierend, kommt er erſt im Herbſte wieder heim. Ein Tſchaban iſt natürlich zu Fuß, denn ſeine Otara zerſtreut ſich nicht ſo leicht und ſo weit als die Tabunen. Die Schafe nähren ſich auf kleinerm Raume, ſind nicht ſo wähleriſch, als die Pferde, freſſen eifrig alles ab, was ſie Genießbares finden, und legen ſich dann ruhig zum Wiederkäuen hin, während die Pferde in ihrem Tabun nie liegen, und ſelbſt den Schlaf ſtehend abmachen, wie ihr Hirt im Steigbügel. Weit um ſich greifend, wogen die Roßherden hierhin und dorthin, während der tägliche Marſch einer Schafherde kaum einige Werſte beträgt.

Die Marſchordnung dabei iſt folgende. Zunächſt poſtieren die Tſchabans ihren Wagen als Centrum, Vereinigungspunkt und einſtweilige Reſidenz, um welche herum, den Kreis immer erweiternd, geweidet wird. Der Platz wird natürlich mit Klugheit gewählt. Es müſſen gute Steppen in

der Nähe ſein, wo möglich auch ein Brunnen oder Quell. Finden ſie, daß die Stellung für mehrere Tage haltbar iſt, ſo arrangieren ſie ſich noch weitläufiger, graben einen Herd und kleine Keller zum Aufbewahren ihrer Lebensmittel, ſchlagen wohl auch ein Zelt auf. Iſt aber die Gegend unergiebig und abgeweidet, ſo ziehen ſie am andern Morgen weiter. Der Wagen geht quiekend und knarrend voran und die Herde folgt nach, jedoch nicht früher, als bis der Nachttau abgetrocknet iſt, denn die Schafe verſchmähen es, in der Nacht, der Zeit der lebhafteſten Pferdegelage, Speiſe zu ſich zu nehmen, und lieben nicht den friſchen Morgentau. Bei gutem Wetter iſt das Leiten der Schafe ein leichtes Geſchäft. Ein Führer geht den Wagen begleitend voran, der Haupttſchaban folgt hinterdrein, und zur Seite gehen wieder zwei bis drei mit ihren langen Irliks. Sie rufen ſich beſtändig einander zu und geben ſich Zeichen mit ihren langen Stäben. Die Hauptunterhaltung mit den Schafen läuft auf die zwei Worte hinaus: „No kudi? kudi?“ (nun wohin? wohin?), die ſie faſt ſo oft ausſchreien, als ſie einatmen, aus denen aber die Schafe ſo viel entnehmen, als ihnen zu wiſſen nötig iſt.

Bei ſchlechtem Wetter aber, und insbeſondere bei den in der Steppe ſo gefährlichen Stürmen, welche mit den ſich dann oft ſelbſt ihnen ganz überlaſſenen Schafen davon gehen, und ganze Herden in Flüſſe und Regenſchluchten treiben, ſind die Schafe nicht leicht zu lenken. Aber auch ſonſt noch ohne ſchlechtes Wetter giebt es bei der unglaublichen Tölpelhaftigkeit und Dummheit der Schafe eine Menge von Ereigniſſen, welche das Regiment dieſer Tiere ſehr erſchweren. Man miſcht darum allen Schafherden einige lebhafte, mutige und kluge Ziegen bei, welche als Führer und Lenker dienen. Die unbeholfenen Schafe ſchrecken oft ohne Urſache zuſammen, kommen gleich außer ſich, drängen ſich beim Bellen des kleinſten Hündchens, wollen oft nicht die Regenſchluchten hinab und verirren ſich leicht in den Schilf- und Rohrgebüſchen. Sie halten im Winde ſchlechten Stand, und es iſt unmöglich, ſie, wie dies doch zuweilen nötig iſt, zu einem Marſche gegen den Wind zu vermögen. In allen dieſen und ähnlichen Fällen ſtreicht nun die vorwitzige und kluge Ziege den Schafen mutig voran, führt die Otara raſch an den Abhängen der Regenſchluchten und Thäler hin, leitet ſie ſicher durch die ſumpfigen Schilfgebüſche, durch welche ſich ohne ſie nie ein Tſchaban hindurch wagen würde, ſpringt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn er nicht allzu kalt iſt, und dient ſonſt noch vielfach der Schafdummheit als Salz und Reiz.

Iſt nun der Wagen an der Stelle des folgenden Nachtlagers poſtiert, und ſind die Schafe glücklich bei ihm angekommen, ſo beginnen, während dieſe vom Marſche ruhen und wiederkäuen, für die Tſchabans mancherlei Geſchäfte. Einer von ihnen ſpielt den Koch. Er zieht die Keſſel hervor, einen für die Menſchen, einen für die Hunde, und hängt ſie an zwei lange Stäbe, die am Wagen befeſtigt ſind. Mit dem Waſſer und der Feuerung geht der Koch ſparſam um, wenn beides nicht in der Nähe zu haben iſt. Er ſucht

trockenen Mist, verdorrtes Gras und Schilf zusammen, holt Wasser herbei, wenn das Faß leer ist, und läßt dann zur Freude der Hunde, die sich so viel als möglich in seiner Nähe halten, bald eine lange Flamme aufflackern. In das kochende Wasser thut er die nötigen Kräuter, die Hirse und den Kwas, und der „Borscht", dieses Nationalgericht der Kleinrussen, ist fertig. Dann schlägt er zum Zeichen für die andern Hirten an den Kessel, oder er steckt eine Fahne auf, nach deren Erscheinen die weiter entfernten schon lange schielten.

Die übrigen Tschabans haben mittlerweile andere Beschäftigung gefunden. Der eine hat ein paar Schafe, die sich krank erklärten, gefangen und nach Beratung mit seinen Kollegen ihnen Heilmittel eingegeben; der andere hat einem gefallenen Schafe das Fell abgezogen, es gereinigt und gesalzen; einige haben wiederum die Mutterschafe und Ziegen gemolken, die Milch herbeigetragen und Käse gemacht. Da sie oft 500—600 Schafe zu melken haben, so machen sie die Sache kurz ab, nehmen gleich den ganzen Euter zwischen beide Hände und drücken ihn aus wie Bacchus die Trauben. Die so gewonnene Milch stellen sie in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann schütten sie dieselbe, Mageres und Fettes durcheinander, in Säcke und reihen diese um ihre Wagen rund herum, um das Wasser ablaufen zu lassen. Den so gebildeten Käse, der im ganzen Lande unter dem Namen „Brense" bekannt ist, schütten sie alsdann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Ausfüllung die Form einer Ziege wieder herauskommt; jedoch wird die rauhe Seite nach innen gekehrt. Dadurch nimmt freilich der Käse einen sehr eigentümlichen Geschmack an, der aber als sehr pikant gelobt wird. Beim Anfüllen der Felle wird immer auf eine Lage geronnener Milch eine Lage Salz gestreut, wodurch der Käse sehr scharf wird. In Odessa sind immer solche Käsezicklein in allen Kramläden zu kaufen, und der Brense geht weit umher.

Als Intermezzo haben die andern Tschabans auch wohl einmal eine Jagd auf einen Wolf gemacht und bringen triumphierend sein Fell heran, das ihm leider die Hunde weidlich zerrissen haben. Dann haben sie verlaufene Schafe herbeigeholt, an den Wagen repariert, genäht, geflickt, den Koch zur Eile gereizt, einen Hasen erlegt, geschlafen, gewitzelt, und wer kann alles sagen, was noch auf der kurzweiligen Steppe getrieben, bis dann endlich der Kesselruf des Koches erklingt und die ehrlichen alten braunen Gesellen sich zu ihrem einfachen Mahle hinsetzen, von dem sie auch gastfrei gern jedermann mitteilen, der etwa auf der Steppe bei ihnen einspricht.

Für die treuen Hunde giebt es in der Regel einen großen Kessel voll Grützebrei. Doch wissen sich die flinken Jäger noch sonst allerlei auf der Steppe zu haschen und stellen den Vögeln und Eishäschen nach. Eben so machen sich auch zuweilen die Hirten einen Sonntag, entweder wenn der Wolf ein Schaf anriß, das sie ihm noch zur rechten Zeit abjagten und für ihre Wanderung einsalzten, oder wenn sich zwischen die Schafe Hasen verliefen, die auf der Steppe, fern von den menschlichen Wohnungen, weder

Digitized by Google

ſelten noch ſcheu ſind. Auch Trappen erlegen ſie mitunter, und das giebt dann feſtliche Tafel.

Am heißen Mittag freſſen die Schafe eben ſo wenig als das Pferd, ſtehen immer auf demſelben Flecke und ſchnaufen ſo leidenſchaftlich, als hätte ſie eben der Wolf gejagt. Wenn aber die Sonne vom Gipfel ihrer Glut herabſteigt, dann beginnen ſie wieder ihr liebſtes Geſchäft, das Kräuterſuchen. Die Schäfer laſſen ſie bis nach Sonnenuntergang weiden, wo ſich dann alles zu der Wagenheimat wendet. Da ſpricht oft ein Reiſender ein, der nicht weiter kann, von der Dunkelheit überraſcht. Zu dieſem ſprechen die Hirten — mag er nun arm oder reich ſein —: „Thut uns die Gnade, mit uns zu ſpeiſen!“ Dann muß der Wandersmann unter dem Schutze der Hunde bei ihnen ſchlafen, und er bekommt den beſten Platz im Wagen. Am Morgen ſtecken ſie ihm ein paar Schafkäſe zu und ſprechen: „Gott mit Dir!“ — Die Schlafordnung aber iſt folgende:

Der Oberhirt, als der Älteſte (Ataman) und die Gäſte wählen die Wagen ſelbſt zum Bette, die andern Tſchabans aber treiben die Schafe in einen dichten Kreis um die Wagen herum und ziehen mit den Hunden einen Cordon um die Herde. Jeder Hirt legt ſich ſeinen Pelz und ſeine Swita, die Sommer und Winter ſein Ober- und Unterbett bilden, ins Gras der Steppe, und alle placieren ſich in gleichen Entfernungen von einander. Zwiſchen je zwei Hirten legen ſich drei bis vier Hunde, ebenfalls in gleicher Entfernung. Man legt ihnen ein Stück eines alten zerriſſenen Mantels oder Schaffelles an den Boden. Für jeden Hund befindet ſich ein ſolcher, beſonders für ihn beſtimmter Flicken im Wagen, und da nun jeder ſeinen eigenen Geruch am beſten kennt, ſo legt er ſich allemal da nieder, wo er ſeinen Flicken findet. Die ſo garnierte Feſtung zu ſtürmen, wagt nicht leicht ein Wolf.

Da die großen Steppenweiden und ihre Wüſtennatur faſt alles halb wild machen, ſo iſt es auch natürlich, von wilder Ochſenzucht in den Steppen zu hören, und wie die Pferde ſich in Haus- und Tabunenpferde teilen, ſo muß man ebenfalls bei den Rindern die Haus- und Steppenrinder unterſcheiden.

In jeder Wirtſchaft befinden ſich einige Ochſen, die bei den täglichen Arbeiten dienen und vom Hauſe unzertrennlich ſind. Da das Steppenrind zwar treffliche, aber wenig Milch giebt, ſo hat man jetzt viel mähriſches und deutſches Vieh eingeführt, das meiſt braun und gelb gefleckt iſt.

Das Steppenrind iſt groß, hochbeinig, langhörnig und durchweg ſilbergrau oder weiß gefärbt. Beſtändig gehen lange Züge derſelben nach Odeſſa, Taganrog und andern Orten und beleben hauptſächlich den ungeheuren Handel, den Rußland mit dieſer Ware treibt. Die beiden Hauptſtraßen, auf denen die Rinder ausgeführt werden, ſind auf der einen Seite durch Galizien auf Mähren und Wien, auf der andern über Moskau nach Petersburg.

Wie in dem Steppenlande die Sprache für nichts an Ausdrücken reicher iſt, als für das, was auf Herden und Vieh Bezug hat, ſo hat auch

die Rinderherde ihren besondern Namen. Sie heißt „Tschereda" und ein Rinderhirt „Tscherednik". Eine solche Tschereda hält 100—800 Stück allerlei Alters. Im Sommer beständig auf den großen Steppen, im Winter in luftigen Stallungen, teilt sie im ganzen mit den Tabunen dieselben Leiden und Freuden.

Die „Tscheredniks" sind Infanteristen wie die Tschabans, denn auch ihre Zöglinge sind viel ruhiger und leichter zu treiben als die Pferde. Freilich ist der Ochse schnell genug im Weiden, er ist wählerischer in seinem Geschmacke als das Pferd, hat eine Menge von Kräutern auf der Steppe, die ihm nicht behagen, und rupft nie da, wo vor ihm ein anderer biß; aberdafür dauert sein Mahl auch nicht lange, desto länger sein Nachmittagsschläfchen zum Wiederkäuen. Den Regen erträgt er schlecht, und bei der Hitze wird er ungeduldig. Aber bei den Schneestürmen verliert er wiederum nicht so leicht den Kopf wie das Pferd, geht vielmehr rasch und geraden Weges mit dem Sturme und gegen ihn nach hause, die Wjuga müßte denn gar zu arg sein.

Den Durst erträgt der Steppenochs wiederum leichter als das Pferd. Er kann 2—3 Tage dursten, ohne große Unruhe kund zu geben. Daß er aber den Durst eben so gern löscht wie das Pferd, davon finden sich in der Nähe jedes Brunnens oder Teiches auf der Steppe merkwürdige Zeugnisse, die zu ihnen führenden „Viehsteige" nämlich, die man als eine charakteristische Besonderheit des Steppen-Tierlebens anführen kann. Das Vieh muß aus sehr großen Entfernungen zum Wasser laufen, 6—7 Werste weit und noch weiter. Es wird darum nur selten getränkt, zu Zeiten nur einmal des Tages. So wie es nun merkt, daß sich die Zeit des Trinkens naht, und der Hirt zu der Gegend des Brunnens hinweidet, nimmt es einen raschern Schritt an und wird ungeduldiger, besonders wenn der Wind den Wassergeruch vom Brunnen herweht. Die Durstigen hören alsdann auf, grasend vorzuschreiten, und setzen sich in Trab, und die ganze Herde folgt ihnen bald trabend nach. Bei diesem Manöver formieren sie jedesmal mehrere (8—12) lange Reihen, in denen ganz regelmäßig ein Ochse hinter dem andern hergeht und immer gewissenhaft in dessen Spuren tritt, als hätte der Hirt sie so geordnet. Auf diese Weise treten sie alsdann die Rasennarbe völlig weg und bilden sich so Steige, die ganz und gar den Fußsteigen der Menschen gleichen. Alle diese Wege laufen neben einander in gerader Richtung, als wären sie mit der Schnur gezogen, und zielen immer direkt auf den entfernten Brunnen ab. Wenn die Richtung zum Brunnen an einem Abhange hinführt, so bilden sie eben solche Wege an diesem Abhange, der dadurch auf das regelmäßigste terrassiert wird, indem eine Reihe immer etwas höher trabt als die andere.

Was das Verhältnis des Wolfes zum Ochsen betrifft, so ist es natürlich ein eben so wenig freundschaftliches, als das zum Pferde. Jedoch sagt man, daß er dem Rindergeschlechte nicht so begierig nachstelle als den Schafen und Pferden, daß er sich aber an die Schweine noch seltener mache. In eine Herde von lauter großen Ochsen wagt der Wolf sich vielleicht noch

weniger als mitten in den Tabun, denn die Ochſen halten eben ſo ſtark gegen die Wölfe zuſammen als die Pferde, und wo ſich nur einer blicken läßt, da ſind gleich ein paar Dutzend ſpitzige Hörner gegen ihn gerichtet, und befindet er ſich unglücklicherweiſe mitten zwiſchen ihnen, ſo hat er nicht ſo viel Gewandtheit zum Entrinnen, als die Hörner Gelegenheit haben, ihn zu durchſtoßen. Der Ochſe meint es ſo herzhaft mit dem Wolfe, daß, wenn er ihn recht trifft, er ihn auf einen Stoß durch und durch bohrt und ihn ſamt den Hörnern in den Boden heftet. Nichts deſtoweniger ſchleichen die Wölfe auch hinter den Rinderherden her, und wo etwa ein lahmer oder kranker Ochſe nachhinkt, da wird er ihnen zum Opfer.

Da die Halsſtarrigkeit und der Eigenſinn des Ochſen, wie bei allen phlegmatiſchen Naturen, die ſich einmal verſtocken, viel größer iſt als bei den Pferden, ſo kann man ſich denken, welche Mühe es koſtet, ſolche Weſen an das Joch zu gewöhnen. Es giebt viele Ochſen, die man mit keiner Kunſt noch Gewalt zur Arbeit bringt. Mit ſolchen iſt dann weiter nichts anzufangen, als daß man ſie in die Talgſiedereien ſchickt, die ihnen den Übermut bald ausbrühen.

Was man in der Steppe von der Halsſtarrigkeit der Ochſen hört und ſieht, iſt, glaube ich, mehr als das, was man in dieſer Beziehung vom Kamel erzählt. Wenn man einen ſolchen wilden Ochſen ans Ziehen gewöhnen will, ſo ſpannt man ihn zunächſt mit einem alten zahmen Ochſen vor einen ſchweren Holzſtamm, den man auf dem Boden hinſchleifen läßt. Kommt man hiermit nicht zuſtande, und geht der wilde ſamt dem zahmen durch, ſo ſpannt man jenen mit fünf zahmen Ochſen an einen Pflug, ein Paar vorn, ein Paar hinten, und einen zur Seite. Da muß der wilde Gaſt denn allerdings wohl langſam und ordentlich mit fort, und kann er das ſtarke Joch nicht zerbrechen, ſo muß er ſich fügen. Nur ein Experiment bleibt ihm noch, welches er von den eigenſinnigen Kindern gelernt haben muß. Er legt ſich platt auf den Boden hin und läßt ſich von den andern Ochſen ſchleifen. Dies fürchten die Leute am meiſten, denn läßt man ihm dies ungeſtraft gelingen, ſo wiederholt er es in Zukunft bei jeder Fahrt wieder, die ihm mißfällt. Schlagen und zerren am Leitſtrick hilft da nichts; ja die ſtärkſten und grauſamſten Mittel ſind da unwirkſam. Am wenigſten verträgt der Ochſe die Schläge an den Wurzeln ſeiner Hörner; aber wenn er eigenſinnig iſt, ſo hält er die Erſchütterung aus, ſchlägt mit dem Kopfe um ſich und bleibt liegen. Oft hilft ein ſonderbares Mittel. Die Leute nehmen nämlich ſeinen Schwanz zwiſchen zwei Hölzer und reiben ihn darin hin und her. Dieſer Kitzel iſt dem Ochſen unerträglich, und meiſtens ſpringt er dann auf. Was aber ein recht eigenſinniger iſt, der bleibt liegen und hält aus. Dem verſtopfen ſie alsdann die Reſpirationskanäle. Davon ſchwillt ſein Leib auf, die Augen drücken ſich aus dem Kopfe, er hebt die Schnauze empor, kämpft nach Luft, und oft kommt er in dieſem Kampfe auf die Füße. Aber der ſchlimme bleibt auch dann noch liegen, und ſeine Herren, in der Angſt ihn zu verlieren, geben ihm ſchnell wieder Luft. Darauf bringen die Leute,

die wohl wiſſen, daß die ganze Erziehung des Tieres verfehlt wird, wenn ſie nicht dieſes ſeines erſten Eigenſinns Meiſter werden, Stroh und Heu herbei und machen rund um ihn ein Feuer an, ſo daß die Flamme an ſeinen Seiten hinaufleckt. Die Haare verſengen, die Haut ſpringt in Blaſen auf, der Ochſe ſtreckt den Hals lang auf den Boden hin und ſtöhnt und ſchnauft ins Gras, als läge er in den letzten Zügen. Das Feuer verlöſcht, ſein Eigenſinn lodert unverſehrt in vollen Flammen auf, und das Tier macht nicht die geringſte Miene zum Weitergehen. Die Bauern verzweifeln endlich über dieſen argen Märtyrer ſeines Eigenſinns, ſpannen ihn aus, laſſen den Starrkopf liegen und pflügen um ihn herum. Ein recht eigenſinniger Ochſe iſt kapabel, ſo einen halben Tag auf demſelben Platze zu bleiben. Sind die Menſchen fern, ſo ſchaut er liſtig um ſich und thut ganz unbefangen. Nahen ſich aber Leute, ſo duckt er mit dem Kopfe nieder, als wollte er ſich noch feſter an den Boden klemmen. Endlich, endlich aber verraucht ihm doch die Laune, und was weder Feuer, noch Schläge vermochten, das bringt der Hunger zu Wege. Er ſieht, daß die andern Ochſen in der Nähe weiden, erhebt ſich und ſchlüpft zu den übrigen ins Gras.

# Dritter Abschnitt.

1. Bilder aus Ungarn. Die Pußta. Die Csarda. Herden und Hirten. Eigentümlichkeiten des Magyaren. — 2. Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen. Land und Volk. — 3. Polnische Dörfer. — 4. Ruthenische Walddörfer. — 5. Aus Dalmatien. — 6. Böhmisches Land und Volk.

## 1. Bilder aus Ungarn.

### Die Pußta.

Aus der Stromenge oberhalb Waizen tritt die Donau in die 1700 □Meilen große ungarische Tiefebene, die man etwa durch vier Punkte, Pesth im Westen, Großwardein im Osten, Tokay im Norden und Panczowa im Süden abgrenzen könnte. Dieses ganz den Charakter des westasiatischen Steppenlandes tragende Gebiet zeigt Sandflächen, wie die 200 □Meilen große Strecke zwischen der Donau und Theiß von Pesth bis Theresienstadt und Zombor hinab, die, ohne Fluß, Wald, Obstbäume, nur stellenweise von grünen Grasebenen und wallenden Kornfeldern unterbrochen ist, welche gleich den Oasen in der Sahara das Auge erfreuen. Zwischen der Theiß und dem siebenbürgischen Hochlande rechnet man nicht weniger als 120 □Meilen auf Sumpf, und wo dieser aufhört, beginnt wieder der Flugsand sein Regiment. Doch fehlt es auch hier nicht an ausgedehnten Weidestrecken und fruchtbarem Ackerland. Das fruchtbare und sehr ergiebige Ackerland bildet sogar den überwiegenden Teil, denn man rechnet auf dasselbe im ganzen 1000 □Meilen. Aber im Herbst, wenn die Mais- und Weizenfelder abgeerntet sind, verschwimmen die leeren Felder gleichsam mit der Steppe, und da die zwar großen, aber dünn gesäeten Ortschaften weit aus einander liegen, so kann man ganze Tagereisen machen, ohne ein Dorf zu berühren, ja ohne nur ein Haus zu erblicken. Die gebahnten Wege und Straßen scheinen verschwunden zu sein, nur einzelne Wagenspuren zeigen, wo am meisten gefahren wird. Endlos wölbt sich über dem Haupt der blaugraue Steppenhimmel, dessen Wolkengebilde den Anblick der Berge

erſetzen und deſſen Luftſpiegelung der Phantaſie Seeen und Flüſſe vorzaubert.

Die „Pußta“ iſt die von Pferde- und Rinderherden beweidete, zu Ackerbau und Viehzucht in Anſpruch genommene Steppe, der von Stadt und Dorf oder dem einzelnen Herrenſitz (Dominium) mehr oder weniger entfernte Vorpoſten — „das Vorwerk“ mit den nötigſten Wirtſchaftsgebäuden, das ſich allmählich immer mehr bevölkert und weiter ausdehnt und ſo zu einem Dorfe ſich geſtaltet. Die Pußta hat aber weder Schule noch Kirche, noch Herrenwohnung, und da die Dörfer meiſt ſehr weit entfernt ſind, wachſen ihre Bewohner meiſt ohne allen Unterricht auf.

Da die aus Aſien als Nomaden herübergekommenen Magyaren (ſpr. Madjaren) erſt in ihrem europäiſchen Wohnſitz den Ackerbau erlernten, ſo iſt es erklärlich, daß ſie die Namen der Ackergeräte und manche auf die Feldwirtſchaft ſich beziehenden Benennungen von den ſlaviſchen Nachbarn entlehnten, und ſo iſt auch das namentlich in den ſüdungariſchen Ebenen eingebürgerte Wort puszta von dem ſlaviſchen pusti (öde, leer) höchſt wahrſcheinlich entlehnt. Die Ungarn bezeichnen mit dem Worte Wüſten und Steppen überhaupt, und ſprechen von der Pußta Sahara, wie von der geſegneten, in den ungariſchen Volksliedern gefeierten Pußta Hortabagy, im weiteren und engeren Sinne des Wortes.

Hortabagy, die zweitgrößte Pußta des Ungarlandes, gehört der Gemeinde Debreczin und iſt nur wenig kleiner als die große Gemarkung der Stadt Maria Thereſianopel, welche faſt 18 □Meilen umfaßt. Es weiden auf dieſer Pußta an 30,000 Rinder.

Die Zahl ſämtlicher Pußten Ungarns mag ſich auf 3000 belaufen.

Die Häuſer der Pußta ſind gewöhnlich von geſtampfter Erde aufgeführt und mit Rohr gedeckt, welches in den ungeheuren Sumpfniederungen der Donau und Theiß in ſo großer Menge wächſt, daß man es in dieſen holzarmen Gegenden zum Heizen der Stuben und Backöfen verwendet. Weiter ab von den Strömen wird auch getrockneter, mit Stroh vermiſchter Kuhdünger als Feuerungsſtoff gebraucht.

Den meiſten Pußten fehlen nicht nur die Waldbäume, ſondern auch die gewöhnlichen Obſtbäume, die ſonſt ſo häufig eine Zierde der Dörfer ſind. Auch bis zum Gemüſebau hat ſich die Kultur der Pußtenbewohner noch nicht verſtiegen; einzelne Arten von Gemüſe, wie z. B. der Spinat, werden ſogar von den Magyaren gehaßt.

Wo es keine oder wenig Bäume giebt, da fehlen auch die Singvögel; nur die Heidelerche erhebt ſich trillernd von der Grasfläche oder Ackerfurche. Hier und da ſitzen vereinzelt die Aasgeier auf ihrem Funde, oder durchziehen Scharen von Krähen die Gegend. Sind, was häufig der Fall iſt, Sümpfe in der Nähe, ſo hat man das tauſendſtimmige Gequake der Fröſche, aber auch einen Reichtum von Waſſervögeln, die ſelten mit der Flinte verfolgt werden, mit Ausnahme des großen Reihers, deſſen ſchöne Hinterkopfſedern der Magyar gern auf den runden Hut oder die hohe Filzmütze ſteckt.

## Die Csarda.*)

Csarda (spr. Tscharda) heißt das an der Straße in der weiten, unbewohnten Ebene einsam gelegene Wirtshaus, die „Heideschenke", schon von weitem dem Reisenden entgegenschimmernd mit ihren weißgetünchten Wänden und dem hochragenden Brunnenschwengel. Das Pferd des Magyaren verdoppelt seine Schritte, sobald es diesen erblickt, denn es ist vom langen Ritt oder von der langen Fahrt nicht minder durstig geworden, als sein Herr. Im Hofe der Csarda stehen zur Seite die Stallungen und Schuppen für Pferde und Wagen; doch werden sie selten benutzt, denn der im Sommer wie im Winter mit seiner Bunda versehene Bauer zieht es vor, mit seinen Tieren im Freien zu übernachten und sich in seine Bunda zu hüllen, wenn das Wetter nicht zu rauh oder naß ist. Manchmal, aber nicht immer, befindet sich hinter der Csarda auch ein Gärtchen, in welchem aber gewiß kein Spinat oder der fast ebenso verachtete Kohlrabi zu finden ist, sondern nur Kürbisse, Melonen, Bohnen, Zwiebeln und Knoblauch. Die beliebte Paprika (Capsicum annuum), die Erdbirne (Helianthus tuberosus), deren Knollen von den Ungarn roh gegessen werden, auch das Maiskorn fehlen fast nie in den Gärten der Landleute. Auch Blumen findet man — vielleicht dieselben Arten, welche schon unter Bela die dunkeln Magyarenaugen erfreuten. Historisch verbürgt ist, daß schon unter Bela IV. in Ungarn Gärten vorhanden waren, in welchen italienische Reisende Zwiebeln und Knoblauch vorfanden.

Das Innere einer Csarda ist überall sehr einfach. In der von hundert bunt bemalten Tellern behangenen Küche befindet sich seitwärts von dem Ofenloche der ganz niedere Herd. In der Mitte der Küche sitzt das Gesinde des Wirts zur Mahlzeit auf ebener Erde nach alt-magyarischer Sitte und verzehrt mit hölzernem Löffel seine Lieblingsspeisen. Die geräumige Gaststube ist ungedielt, der kolossale Ofen dient innerlich zum Brotbacken und äußerlich während des Winters als Lagerstätte. Man heizt ihn auch zum Brotbacken gewöhnlich nur mit Stroh, wozu jedoch eine eigne Geschicklichkeit gehört.

An den Wänden der Stube hängen Heiligenbilder, berüchtigte Räuber und Scenen aus dem Leben derselben bunt durcheinander. Auf langen Bänken sitzen um den großen Tisch herum Bauern mit der unentbehrlichen kurzen Tonpfeife im Munde; sie plaudern über die Preise des Korns, Arbeitslöhne, Pferdekäufe, Räuber- und Diebesgeschichten, Schatzgräbereien, Gespenstergeschichten. Es gesellen sich Csikosen und andere Hirten zu ihnen, die in der Csarda vorsprechen, um sich einen guten Tag zu machen. Dem jungen roten Landweine, der in hochhalsigen Flaschen auf dem Tische steht, wird tapfer zugesprochen. Das Gespräch erhitzt sich, Bauern und Hirten geraten an einander, Knüttel und Fokosen sausen durch die Luft und machen blutige

*) Nach A. Leist.

Köpfe, bis etwa der entſchloſſene Wirt mit ſeiner Flinte mitten in den Knäuel hineinſpringt und mit Donnerſtimme ein „Halt“ gebietet.

Die Cſarda-Wirte haben einen ſchweren Stand, da ihr Haus gern von Räubern oder Raubmördern zum Schlupfwinkel benutzt wird, und falls ſie dieſe zurückweiſen wollten, ein Überfall oder eine Brandlegung ihnen ſicher bevorſteht. Andererſeits hat ſchon manche Cſarda auf obrigkeitlichen Befehl niedergeriſſen werden müſſen, weil man nur ſo das Räubernest zerſtören konnte.

Kehren in der Cſarda Zigeuner ein, ſo iſt dies ein Feſt für die Gäſte, denn die Zigeuner ſind die Nationalmuſikanten, ſie ſpielen, wie es der Magyar gern hat, allmählich immer ſchneller und feuriger und im Tempo genau nach den Tänzern ſich richtend. Ein nationaler Tanz mit ſehr raſchem Tempo iſt auch in andern Ländern bekannt und beliebt geworden und ſein Name „Cſardas“ von den in der Cſarda tanzenden Hirten entſtanden.

## Herden und Hirten.

Die Pferdeherden, welche die Steppen bevölkern, leben ausſchließlich in der freien Luft; ſie werden von dem Cſikos (Tſchikoſch) gehütet, d. h. von dem kühnſten Reiter. Die Tiere bleiben mehrere Jahre lang in ihrem halbwilden Zuſtande bis auf den Tag, wo die Zähmung feſtgeſetzt wird. Eines Morgens ſucht ſich der Cſikos ein Pferd aus, das ihm gefällt; freundlich zu ihm ſprechend, geht er ihm immer näher, die eine Hand ausſtreckend, als wollte er es liebkoſen. Das Tier blickt den Menſchen von der Seite an, als ahnte es die Gefahr für ſeine Freiheit; es dehnt ſeine Naſenlöcher aus und ſträubt ſeine Mähne, ſobald es die Hand auf ſeinem Nacken fühlt; es iſt im Begriff die Flucht zu ergreifen .... aber der Cſikos hat ſeine Mütze ins Geſicht gedrückt, die Zähne zuſammengebiſſen und ſitzt ſchon auf dem Rücken des Pferdes, ehe noch dasſelbe ſich in Bewegung geſetzt hat. Nun beginnt zwiſchen dem Tiere und ſeinem Reiter ein furchtbarer Kampf. Überraſcht und beſtürzt macht das Tier verzweifelte Verſuche, die ungewohnte Laſt abzuſchütteln: es bäumt ſich, ſpringt ſeitwärts und rückwärts — alles vergeblich, der Cſikos ſtößt in regelmäßigen Zwiſchenräumen ſeinen Mund voll Tabaksrauch aus in geduldiger Erwartung, bis es dem Tiere gefällig iſt, ein Ende zu machen. Es wirft ſich endlich auf die Erde, aber in dem Augenblicke, wo es ſich bückt, zieht der Reiter ſeine Beine empor, bleibt dabei immer im Gleichgewicht, und wenn das Pferd wieder aufſpringt, trägt es den Mann nach wie vor auf ſeinem Rücken. Nun ſchießt es wie ein Pfeil vorwärts, es will der unerträglichen Laſt entfliehen und bietet ſeine letzten Kräfte auf, um zu entkommen. Das hatte der Cſikos eben erwartet. Er ſchaut nach der Sonne, merkt ſich die Richtung, in welcher ſein Renner die nackte Steppe durcheilt, und läßt ihn laufen. Iſt das Pferd erſchöpft, ſo fällt es nieder; dann legt ihm der Reiter das Gebiß ein, läßt es ſich wieder erholen und führt es zahm und geduldig zurück.

Es iſt ganz charakteriſtiſch für den urſprünglich nomadiſchen Magyaren,

daß er einen ſo großen Reichtum von Worten für die Viehzucht hat. Während der Kuhhirt eines Dorfes ſchlechtweg Csordas genannt wird (von Csorda, die Herde), heißt der, welcher die Rinderherden der Pußten, vornehmlich die zur Maſt beſtimmten Ochſen hütet, der Gulyas (Guljahſch), von Gulya, die Rinderherde. Die Gulyaſen ſind ſtarke, ſtämmige Burſchen, die auch den Kampf mit dem wütendſten Stiere nicht ſcheuen. Die ungariſchen Rinder ſind hoch und ſchlank gebaut, aus ihren Augen leuchtet ein lebhaftes Temperament; werden ſie in der Hitze von Inſekten geplagt, ſo rennen ſie wohl im ſchnellſten Lauf wild nach allen Richtungen. Aber der Gulyas macht ſich aus der nächſten beſten Pferdeherde beritten und rennt ihnen nach, und mit Hilfe der drei Klafter langen Peitſche und der nie fehlenden Hunde ſind die Flüchtigen bald wieder vereinigt. Man ſieht dieſe Gulyaſen auch wohl in eine Rinderherde hineinreiten, ein ſchweres einjähriges Kalb beim Schwanze packen und es mit einem Ruck in den Sattel heben.

Die Lieblingsſpeiſe dieſer Hirten, das Gulyasfleiſch, iſt zugleich eine ungariſche Nationalſpeiſe und wird aus klein geſchnittenen Stücken Rindfleiſch (auch wohl Schöpſenfleiſch) mit Speckwürfeln gemiſcht, was man zuſammenſchmoren läßt, bereitet. Als Gewürz dient der rotſchotige ſpaniſche Pfeffer Paprika, der in ſo reichem Maße hinzugethan wird, daß es dem ungewohnten Gaumen wie Feuer dünkt.

Der Schafhirt der Pußta heißt Juhasz (Juhahß) von Juh, das Schaf. Die Juhaszen ſind unter allen ungariſchen Hirten die gutmütigſten und vergnügteſten; ſie ſpielen vorzüglich den in Ungarn ſo beliebten Dudelſack oder eine Art Pfeife, welche Furolya genannt wird. Der langſamen Gangart ihres Wollenviehes entſprechend reiten ſie auf einem Eſel, der bei gutem Wetter auch die zottige Bunda trägt, welche zugleich Mantel, Matratze und Deckbett iſt. Stundenlang ſchaut der Juhasz auf ſeinen Stock gelehnt der weidenden Herde zu, ſchnitzt auch wohl zum Zeitvertreib Löffel oder ſtrickt Strümpfe. Die Pfeife darf ihm aber nicht ausgehen, und er ſpricht auch wohl den vorüberziehenden Wanderer um Feuer oder eine Pfeife Tabak an. Seine treuen Begleiter ſind die großen langhaarigen, weißen Schäferhunde, vor denen die Wölfe mit Recht gewaltigen Reſpekt haben. Man glaubt, daß die Magyaren dieſe Hunderaſſe aus dem nördlichen Aſien mitgebracht haben, da ſie große Ähnlichkeit mit den ſibiriſchen Hunden zeigt.

Auf 80—100 Schafe kommt ein Schäfer; da man nun im ganzen wohl 17 Millionen Schafe in Ungarn zählt, ſo iſt die Zahl der Juhaszen nicht gering.

Etwas verrufen ſind die Kanaszen*) oder Schweinehirten, wilde Geſellen, die einen weißen, aus Kotzentuch verfertigten Mantel tragen, der mit rotem Tuch gefüttert iſt und „Szur“ genannt wird. Von ihren Schläfen hängen die ſchwarzen Haarzöpfe herab, auf die ſie täglich viel Sorgfalt und Schweinefett verwenden. Als beſtändige Handwaffe dient ihnen die „Balta“,

*) Kan — das männliche Schwein.

ein kurzſtieliges Beil, das ſie mit großer Sicherheit werfen, und womit ſie im Bakony-Walde früher auch wohl manchen Reiſenden umgebracht haben mögen. Wollen ſie ein Schwein aus einer Herde rauben, ſo ſauſt die Balta dem auserſehenen Opfer ins Genick. Wegen der Eichelmaſt ſind die Schweineherden im Bakony-Walde beſonders zahlreich, doch werden ſie auch in die ſlavoniſchen Wälder aus den angrenzenden Komitaten Ungarns getrieben.

Unter den Kanaszen iſt der Kaſtengeiſt beſonders ausgebildet, und ſie halten eine Art Vehmgericht über diejenigen, welche nicht in allem feſt an ihren Gebräuchen und Gerechtſamen halten. Auch haben ſie beſtimmte Plätze im Lande, wo ſie zuſammenkommen, um ſich über ihre Angelegenheiten zu beraten und mit denen einen Kontrakt zu ſchließen, die ihrer bedürfen.

## Eigentümlichkeiten des Magyaren.*)

Die eigentümliche Nomadennatur des Magyaren hat ſich trotz aller Berührung mit europäiſcher Civiliſation und aller Bildung, zu welcher das magyariſche Volk ſelbſt gelangt iſt, nicht verwiſchen laſſen. Dieſe treuen Gefährten Arpads**) — ſeit einem Jahrtauſend ſind ſie immer noch dieſelben geblieben. Gleich ihren Vätern tragen ſie immer noch denſelben Schnurrbart, dieſelben beſpornten Stiefeln, der friedſame Bauer zeigt noch immer dasſelbe kriegeriſch-männliche Geſicht und denſelben kriegeriſch-trotzigen Gang. Auf dem Boden, den er als Soldat erobert hat, iſt der Ungar Soldat geblieben; er lebt mit ſeinem Pferde noch immer wie ein Reitersmann. Schon der erſte Anblick eines Dorfes zeigt die Herkunft ſeiner Bewohner; man merkt, daß es ein kriegeriſches Nomadenvolk war, welches ſich da feſtgeſetzt hat; — eine lange und breite Straße, durch eine Häuſerreihe gebildet, deren Linie überall von gleicher Höhe, von gleichen Zwiſchenräumen durchbrochen iſt, giebt dem Ganzen das Anſehen eines Lagers. Es ſieht gerade ſo aus, als ſollten beim erſten Signal die Zelte abgebrochen werden, und als wollten die Einwohner ihre Pferde beſteigen, um ein anderes beſſeres Land zu ſuchen und zu erobern. Die Kirche in der Mitte des Dorfes bezeichnet die Stelle, wo früher das Hauptzelt des Anführers ſtand.

Vergebens ſucht man in dieſen Dörfern und Flecken nach Schatten; es ſcheint, als hätten die Ungarn aus ihrer aſiatiſchen Heimat den erblichen Haß der Morgenländer gegen die Bäume auch in Europa nicht vergeſſen.

Wie bei den Städten des Orients befindet ſich hier am Eingange jedes Dorfes der Gottesacker, aber ohne Zaun noch Mauer. Auf den Gräbern

*) A. de Gerando: Voyage en Transylvanie.

**) Die Magyaren oder Ugren, eine trefflich berittene Räuberbande, vielleicht Nachkommen der Hunnen, waren zuerſt aus Aſien in das ſüdliche Rußland gekommen, drangen dann weiter unter Almus bis nach Pannonien an die Ufer der Donau und Theiß vor und ſetzten ſich hier, nachdem ſie den Mährenfürſt Swatobluk geſchlagen hatten, unter Arpad, dem Sohne Almus, feſt. (888 n. Chr.)

ſtehen geneigte Pfähle, und die Toten haben alle ihr Geſicht nach Oſten gekehrt.

Es ſind alle dieſe Flecken bloße Stationen, wo im Momente der Eroberung einzelne Teile des großen Heeres Halt machten. Wenn man Ofen, die Hauptſtadt des Adels, und Peſth, die prächtige Handelsſtadt, nebſt ein paar neuangelegten Städten ausnimmt, ſo ſind alle dieſe Häuſerhaufen von 10,000, 20,000 und noch mehr Einwohnern trotz ihrer Größe doch bloße Dörfer mit breiten ſandigen Straßen, in denen Hunderte von Pferden mit Bequemlichkeit galoppieren könnten. Nur die Zahl der Straßen iſt vervielfacht.

Die Kleidung der Ungarn iſt höchſt eigentümlich. Die Bauern tragen ein Hemd mit weiten Ärmeln, das nur bis auf die Hüften reicht, und wenn es von dem Winde aufgehoben wird, den von der Sonne gebräunten Rücken ſehen läßt. Von den Hüften an beginnt das weite Beinkleid von Leinwand, gagya genannt, das in die Stiefeln geht. Die gagya wird vermittelſt eines Riemens oder eines Tuches an den Leib befeſtigt, ſo daß der Bauch zurück und die Bruſt rund gewölbt hervortritt. Über die Schultern werfen ſie die bunda, einen Pelz von Schaffellen. Ihr Kopf iſt mit einer Mütze in der Geſtalt eines tschako bedeckt, oder auch von einem Hute mit breiten Rändern. Die reichen Bauern und kleinen Edelleute tragen über die gagya noch eine engere Hoſe von Tuch, die mit Treſſen beſetzt iſt und gleichfalls in die Stiefeln geht; ganz huſarenmäßig ziehen ſie den Dolman an und laſſen den Pelz darüber hängen. Dieſer Anzug hat eigentlich erſt die Huſarenuniform hervorgerufen. Der Riemen um den Leib hat ſich in den reichen Gürtel umgeſtaltet und die Bunda in den kurzen goldgeſtickten Pelz.

Nach der Erzählung der alten Geſchichtsſchreiber trugen die Magyaren urſprünglich geflochtene, mit Bändern verzierte Haare; die ſarmatiſche Sitte, den Kopf zu ſcheren, ward unter den polniſchen Königen eingeführt, hörte aber mit Eintritt der öſterreichiſchen Herrſchaft auf; dann flochten die Ungarn abermals ihre Haare und ließen ſie in langen Flechten herabhängen, eine Gewohnheit, welche die nach Frankreich von Ludwig XIV. berufenen Huſaren noch beibehielten, als ſie ſchon in ihrem Vaterlande abgekommen war. Heutzutage tragen einige das Haar rund um den Hals abgeſchnitten, andere laſſen es auf die Schultern herabhängen.

Die Frauen tragen ganz ſo wie die Männer ſchwarze oder rote Stiefeln. Sie gehen in einem kurzen Unterrock, einem farbigen Leibchen und des Winters in einem Schafpelz; ihre Haare, die ſie in einer Flechte auf den Rücken fallen laſſen, ſo lange ſie Jungfrauen ſind, knüpfen ſie als verheiratete Frauen auf der Spitze des Kopfes zuſammen.

Der magyariſche Bauer übt in ſeinem Hauſe eine unbeſtrittene Gewalt aus. Er nennt ſeine Hütte und den Raum, der ſie umgiebt, wäre er auch bloß 2 m breit, ſtolz „mein Gut“, ſeine Frau und Kinder „meine Leute“. Ihrerſeits ſpricht die Frau von ihm und zu ihm nie anders als „mein Herr“ und duzt ihn niemals.

Das Haus des magyariſchen Bauers wird mehreremale im Jahre ge-

weißt. Ganz nach morgenländiſcher Art iſt es ſelten, daß ein kleines Fenſter auf die Straße hinausgeht. Die Stühle ſind von Holz und ſehr hoch; zwei, höchſtens drei bereits geſtiefelte und geſpornte Kinder ſpielen am Herde. Der Ungar hält es für unwürdig, ſein Haus mit den „Schreihälſen“ anzufüllen.

Vier Jahr alt wird der Kleine ſchon auf ein Pferd geſetzt; er klammert ſich mit ſeinen beiden kleinen Händen an die Mähne des Pferdes feſt, und ſobald er merkt, daß er feſtſitzt, bedenkt er ſich nicht lange, das Pferd mit ſeiner Stimme anzuregen. An dem Tage, wo er galoppiert, ohne herunter zu fallen, ſpricht der Vater mit ernſter Wichtigkeit zu ihm: „Ember vagy“ — „Du biſt ein Mann“. Das ſtolze, edle Selbſtgefühl, welches einſt ſeine Vorfahren belebte, iſt noch vorhanden, das Wort „Ehre“ — „bestület“ kehrt oft in ſeiner Rede wieder; alles, was er thut, iſt bestület, eines Mannes von Ehre würdig. Wenn er dich im Galopp eine ganze lange Poſtſtation gefahren hat, ſpannt er ſeine Pferde aus, grüßt und wünſcht dir eine glückliche Reiſe. Du mußt ihn daran erinnern, ob er denn nicht ein Trinkgeld nehmen wolle, und wenn er es empfangen hat, iſt er damit zufrieden, es mag wenig ſein oder viel; er wird nie ein Mehreres fordern, denn das wäre nicht bestületes. Des Abends, wenn er ſein Tagewerk vollbracht hat, raucht er, vor ſeiner Thür ſitzend und ſich den Schnurrbart ſtreichend.

Wenn er auch der unumſchränkte Gebieter in ſeiner Behauſung iſt, ſo behandelt er doch die, welche er „ſeine Leute“ nennt, mit vieler Güte; er iſt wie alle Starke ſanftmütig. Nie mißhandelt er ſeine Frau, niemals zwingt er ſie zu überſchweren Arbeiten; ſie weiß, daß ſie an ihm einen Freund, eine Stütze, einen Beſchützer hat, empfängt auch von ihm die zärtlichſten Namen „meine Roſe, mein Stern“ u. ſ. f. Die magyariſche Sprache iſt gleich allen aſiatiſchen mit Metaphern angefüllt, ſehr bilderreich und anſchaulich. Sie enthält eine Menge von Höflichkeitsformeln, die man an ſeine Nachbarn, ſeine Freunde, ſeine Gäſte richtet. Wenn du in irgend einem Dorfe Halt machſt, ſo wirſt du aus dem Hauſe, vor welchem du ſtill hältſt, alsbald den Bewohner desſelben treten ſehen, wie er ſeinen Hut abnimmt und dir ſeine Gaſtfreundſchaft anbietet. Wenn du von ihm ſcheideſt, wird er eine förmliche Dankrede an dich halten, und die Segnungen des Himmels auf dich herabflehen; das alles mit einer wunderbaren Leichtigkeit, Gefälligkeit und Würde, wie ſolche nur den Orientalen eigen iſt.

Der Magyare iſt gern Soldat, denn er folgt da nur ſeinem eigenen kriegeriſchen Naturtriebe; unter dem Feuer unerſchrocken, wie der Franzoſe, iſt er wie dieſer geſchickter zum Angriff als zur Verteidigung. Am liebſten kämpft er zu Pferde, denn „lora termet a' magyar“ — „der Ungar wird zu Pferde geboren“, ſagt ein altes Sprichwort. Man kann auch wirklich ſagen, daß dieſe Nation ihr Leben auf dem Pferde zubringt; ſie hält den Mann für keinen Mann, der kein Reiter iſt. Ihre Pferde, von der tatariſchen Raſſe, ſind klein und mager; ſie ſcheinen aus lauter Atem zuſammen-

... laufen mit unglaublicher Ausdauer und Behendigkeit, ... Gebiß, ohne anderes Geschirr als einen einfachen Strick, ... Brust gewunden ist. Sie stampfen ungeduldig mit ihren ... bis sie das Wort „ne“ ihres Reiters vernehmen, um ... davon zu brausen. Jedesmal, wenn ihr Herr zu ihnen spricht, ... Kopf in die Höhe und bewegen die Ohren; nur sehr selten ... den Fall, sie zu schlagen; er begnügt sich, mit der Peitsche ... um ihren Kopf zu beschreiben.

* * *

Diesen noch heute zutreffenden Bemerkungen des Herrn v. Gerando ... wir folgende des Professors Dr. Wutzer*) folgen.

„Die Magyaren zeigen eine nicht gewöhnliche physische Kraft; sie sind ... des Übergewichtes, welches sie in dieser Hinsicht über manche Völker be... so bewußt, daß sie dieselben als Schwächlinge und verzärtelte Men... verachten. Es ist eine jedem Arzte auffallende Erscheinung, wie die Umwohner der Sümpfe und Moräste Ungarns oft Jahre lang den Wechselfiebern zu trotzen vermögen, an denen Fremde mit Ausnahme der kalten Jahreszeit fast ununterbrochen leiden.

Die nachhaltige Ausdauer der Magyaren unter den Strapazen des Krieges ist bewundernswert, und ihre Haltung trägt schon im Frieden etwas Martialisches an sich.

Die Schädelbildung zeigt sich jetzt als eine edle Varietät der kaukasischen Rasse; doch ist sie in beiden Schläfegegenden etwas abgeflacht. Die Stirn ist hoch, und die oberen Augenhöhlen-Ränder überragen die Augenhöhlen selbst ziemlich auffallend. Daher liegen die Augen tief, und ihr Ausdruck erhält dadurch um so eher etwas Finsteres und Herrisches. Die Augenlidspalte ist bei den Bewohnern der Ebene eng, weil sie, dem grellen Lichte ausgesetzt, jene nur wenig öffnen. So scheinen die glänzenden feurigen Augen viel kleiner, als sie wirklich sind. Bei den niederen Klassen ist die Kinnlade hervorragend, breit und stark, die Muskeln, welche die Schläfegruben füllen, treten merklich hervor. Dasselbe ist mit der Nase der Fall; man sieht in der Regel gerade starke, indessen auch nicht selten Adlernasen. Die Gesichtsfarbe ist nur bei den Frauen der höheren Stände rein weiß, bei den Männern gewöhnlich gebräunt, meistens dunkel, ebenso die Farbe der Haut, des Halses und der Brust. Das Rot der Wangen tritt mühsam und dunkel hervor. Das dunkelschwarze Haar hängt über dem Nacken und den Ohren lang herunter; es wird häufig mit Fett getränkt und durch ein Band zurückgebunden. Im allgemeinen sind die Körperverhältnisse regelmäßig; die Statur der Männer hoch, die Brust breit.“

Schon in frühesten Zeiten hat ihnen fester Mut und Entschlossenheit

*) Reise in den Orient Europas (Elberfeld 1860) I.

die Kraft verliehen, die an Zahl weit überlegenen ſlaviſchen Völkerſtämme aus den fruchtbaren Ebenen, dem Centrum von Ungarn, gegen die Gebirge hin zurückzudrängen; jene entſprechen vielmehr ihrem nomadiſierenden Hirtenleben und der Bequemlichkeit des Ackerbaues.

Die Gaſtfreundſchaft iſt den Magyaren von ihren Vorfahren her geblieben — doch hat ſie in neueſter Zeit durch die Magyaromanie, d. h. die Sucht, allen andern Nationen gegenüber nur das Magyariſche gelten zu laſſen, einen argen Stoß erlitten.

Von jeher war der Magyare geneigt, ſeine Vorzüge zu überſchätzen und den Slaven gegenüber fühlte er ſo ſeine Überlegenheit, daß ſich das echtmagyariſche Sprichwort bilden konnte: „Der Slave iſt kein Menſch und die Hirſe keine Speiſe.“

## 2. Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.*)

### Land und Volk.

In Ungarn iſt beides, Armut und üppiger Reichtum, vereint, wie denn überhaupt die entlegenſten Gegenſätze ſich in dieſem Lande begegnen. Im Süden, an der untern Donau, hat dasſelbe ein faſt italieniſches Klima, im Norden, an den Karpathen, faſt ein ſibiriſches, ſo daß es keine Seltenheit iſt, daß, wenn dort die Ernte beinahe reift, hier die Frucht erſt aufgeht; daß, wenn man dort mit Bequemlichkeit zwei Ernten in einem Jahr gewinnen kann, man hier oft genug die eine nicht einbringt. Im Süden kommen zwar auch zuweilen ſtrenge Winter vor, aber ſie gehen raſch vorüber, und die Vegetation tritt mit einer Kraft und Üppigkeit hervor, wie man es ſich kaum vorſtellt. Im Norden dauert der Sommer nur wenige Monde, iſt auch, außer in geſchützten Thälern, meiſt feucht und kühl, und die Vegetation entwickelt ſich in dem Gebirgslande langſam. Hier verſagt die Natur faſt alles, während ſie dort ihr Füllhorn ausgeſchüttet hat. Wenn man die Menſchen und Tiere beider Enddiſtrikte neben einander ſtellte, ſo würde man ſie nicht für Bewohner eines und desſelben Vaterlandes anſehen. In den reichen Marſchländereien der Donau- und Theißniederungen herrſcht mit ſeltenen Ausnahmen faſt dauernd ein Überfluß, mit dem man die größte Verſchwendung treibt; dagegen leiden die Ein- und Umwohner der Karpathen nicht ſelten den drückendſten Mangel, erliegen wohl gar der Hungersnot. Der Mangel an gebauten Straßen und an Kommunikationsmitteln überhaupt ſperrt die Gegenden von einander ab, ſo daß für die einen der Überfluß ebenſo ein Übel wird, wie für die andern der Mangel.

*) Nach J. G. Elsner.

Der ungarische Bauer hat in seinem oft sehr geräumigen Gehöfte keine Scheuern, weil er sich nicht die Mühe nimmt, sein Getreide einzufahren, sondern es gleich im Freien in Haufen, „Triften" genannt, aufstellt. Hier läßt er es von seinen Pferden austreten. Wie viel dabei oft verwüstet wird, läßt sich denken.

Auch in den Städten zeigen sich die größten Kontraste. Pesth ist eine fast aus lauter Palästen zusammengesetzte Stadt, eine der schönsten in ganz Europa, obwohl echt orientalisch in ihr Pracht und Armseligkeit, Schmutz und Staub eng verbunden sind und selbst auf den schönsten Promenaden die Pußta mit ihrem Vieh zum Vorschein kommt. Welch eine Kluft aber zwischen ihr und den kleinen Landstädten! Ich will eine von den letzteren, deren es in großer Menge giebt, nur mit wenigen Umrissen zeichnen. Drei Meilen von Arad liegt das Städtchen Szmany (Schimani). Wenn man dasselbe betritt, so hat man auf einem von Kot zusammengeworfenen Damme, der zugleich als Straße gilt, sehr aufmerksam zu balancieren, damit man nicht in die neben demselben sich hinziehenden Lachen und Sümpfe gerät, wo man in flüssigen Kot versinken und Gefahr laufen würde, zu ersticken. Zur Rechten und Linken stehen einzelne Hütten, von denen eine immer noch erbärmlicher ist, als die andere. Häuschen mit Erdgeschoß, deren Wände von gestampfter Erde und etwas mit Kalk übertüncht sind, erscheinen hier als Paläste, zumal wenn sie noch grüne Jalousieen vor den Fenstern haben. Auf dem Platze (Markte) sieht man mehrere Schlammgruben, in denen an den Markttagen die Schweine sich gütlich thun. Neben einer derselben ist das Rathaus, ähnlich einer Hirtenwohnung in einem deutschen Dorfe. Die ganze Stadt besteht aus zwei Gassen, die sich auf dem Markte durchkreuzen und in der Bodenlosigkeit des Weges wetteifern. Bei nasser Witterung schleift der Wagen auf den Achsen fort, weil die Räder keinen Grund finden, auf dem sie eingreifen und sich umdrehen könnten. — Wie aber, fragt man, kommen da die Fußgänger fort? Wer nicht stark und kräftig ist, der wagt sich nicht heraus, und es tragen Männer und Frauen große juchtene Kotstiefeln, in welchen sie den Feind überwinden. Gewohnheit macht übrigens die Sache erträglich.

Wer aber glauben möchte, ich hätte die Sache übertrieben, der komme in eine solche Stadt, und er wird noch manches hinzuzusetzen finden.

Reist man von Pesth weiter nach Osten, so kommen schon Scenen, die gar nicht mehr europäisch sind und den sonderbarsten Eindruck machen. Da sieht man z. B. Karawanen von Fuhrwerk, das von lauter Walachen besetzt ist. Der Habitus dieser Menschen ist so eigentümlich und hat so viel Ähnlichkeit mit dem, wie man sich die Wilden in Amerika denkt, daß man im Anfang ganz in ihren Anblick sich vertieft. Man tritt zu diesen Menschen voller Furcht und Mißtrauen heran, findet aber bald, daß sie viel Gutmütigkeit besitzen, ja noch ehrlicher sind, als viele sehr civilisierte Leute.

Ist man auf einer und derselben Ebene zwei Tage lang im vollsten Galopp gefahren, dann empfindet man ein wahrhaftes Wonnegefühl, ein-

mal wieder Berge zu erblicken. Sobald man den ersten Gebirgskranz überschritten hat, tritt man in ein neues, von Ungarn gänzlich verschiedenes Land — Siebenbürgen. Enge Pässe führen in dies romantische Bergland, wo noch Bären und Wölfe hausen, wo die Bergeshäupter noch im Schnee erglänzen, wenn auf der Ebene schon die Ernte naht, wo man Zuflucht findet vor dem Staube und der Hitze der Pußten und das Auge sich wieder erquickt an dem saftigen Grün der Bergwiesen und an einer frischblühenden mannigfaltigen Flora.

Das Volk ist arm, aber fröhlich und heiter. Sorgloser können selbst die Wilden nicht sein, als die Walachen. Wird ihm eine reichliche Ernte zuteil, so sieht der Walache das als eine Fügung des Himmels an, der Ruhe und dem Müssiggange sich zu überlassen. Da darf man sich nicht wundern, wenn die Dörfer nur notdürftige Hütten sind und allenthalben die bitterste Armut sichtbar ist. Übrigens hat dieser Volksstamm außerordentlich wenig Bedürfnisse, und solche, die leicht zu befriedigen sind. Was mir an den Ortschaften der Walachen gefiel, und was sie vor denen der Magyaren auszeichnet, das sind die Obstgärten. Überall, auch um die elendesten Hütten, zieht sich ein Gärtchen mit Obstbäumen, wo bei den Ungarn alles kahl und öde ist. Die Pflaumen (Zwetschen) pflegt man vorzüglich, denn sie geben den Stoff zu dem beliebten Slibowitz (Zwetschenbranntwein), den man in jeder Haushaltung selbst zubereitet. Daher ist auch die Trunkenheit — ohnedies eine Leidenschaft der Walachen — in den Jahren am größten, wo die Zwetschen gut geraten.

In einem Dorfe an der Marosch in Siebenbürgen, einem Grafen gehörig, wurden Schafe gewaschen, die dabei angestellten Walachen und Zigeuner waren alle sehr munter und betrachteten die Sache als ein Fest. Da die Schafe Tiere von edlem Blute waren, so mußte große Sorgfalt auf sie verwendet werden, welche die Leute aber, da sie bereits anfingen, von dem gespendeten Branntwein berauscht zu werden, mitunter aus den Augen setzten. So kam es denn, daß ein edler Widder aus der Reihe ging und in den Strom geriet, von welchem er fortgetrieben wurde. Kaum sah ich dies, als ich einem dabei befindlichen deutschen Schäfer zurief, ihm nachzugehen; er getraute sich aber nicht, weil er des Schwimmens unkundig war. Da wandte ich mich rasch an einen alten, nicht weit von mir im Wasser stehenden Zigeuner, zeigte ihm einen Zwanziger als Prämie, und im Nu stürzte er sich in den Strom, kam dem Widder nach, erfaßte ihn bei den Hörnern und brachte ihn im Triumph heraus. Der Jubel seiner Kameraden war groß, aber alle beneideten ihn um den erhaltenen Preis, und man sah es ihnen an, daß, hätten sie anders gekonnt, sie noch mehrere der edlen Tiere hätten in den Strom treiben lassen, um eine gleiche Prämie zu gewinnen. Nach vollendeter Wäsche belustigten sie sich damit, einander ins Wasser zu werfen. Da mehr Walachen als Zigeuner waren, und diese von jenen geringschätzig behandelt werden, so wurden von ihnen mehrere an Händen und Füßen gefaßt und platt ins Wasser geworfen, so daß sie tief untertauchten und oft-

mals weite Strecken mit dem Strome trieben. Dennoch geriet keiner in Gefahr zu ertrinken. Indes mußte auch mancher Walach das kalte Bad nehmen, wenn ihn die Zigeuner unerwartet angriffen und über Hals und Kopf in den Fluß warfen. Sieht man diese Menschen in ihrer äußern Erscheinung, so hält man sie für elend und bedauernswert; beobachtet man sie aber in ihrem Leben und Treiben und sieht den überall herrschenden Humor, so möchte man sie fast beneiden.

In den Dörfern selbst duldet man die Zigeuner nicht, sondern gestattet ihnen nur, sich außerhalb in der Nähe derselben anzusiedeln, wo sie sich Erdhütten bauen, die sie oben mit Baumzweigen, Maisstroh und Erde bedecken. Sie wählen dazu gern Hügel und lehnen sich an dieselben, indem sie sich gleich Hamstern hineinarbeiten. Diese Hütten sind sehr zahlreich bewohnt, und es haust darin alles durcheinander, jung und alt, Mensch und Vieh.

Die größeren Städte dieses Landes fand ich, wenn auch nicht eben schön gebaut, doch schön gelegen. Die Hauptstadt Klausenburg, am Fuße des Gebirges in einem reizenden Thale gelegen, mit dem ganz malerisch auf einem Felsen thronenden Schlosse, fand ich sehr belebt, und ich hatte anfangs Mühe, ein Unterkommen in einem Wirtshause zu finden. Endlich führte mich mein guter Stern vor das Thor, und da fand ich denn eine ganz komfortable Herberge, gute Küche, ein reinliches Zimmer und eine hochgewachsene hübsche Walachin als Stubenmädchen. Ich hatte von dem Wohlklange walachischer Lieder gehört und bat daher meine Kellnerin, mir eins zu singen. Ohne sich zu zieren, bemerkte sie bloß, es werde sehr schlecht ausfallen; sie sang aber mit einer klaren und vollen Stimme so anmutig, daß ich ihr Stunden lang hätte zuhören können. Die Ähnlichkeit der walachischen Sprache mit der italienischen macht auch den Gesang in ihr für das Ohr sehr wohlklingend.

Sehr romantisch liegt Thorda (Thorenburg), und es nimmt sich diese Stadt in der Ferne besonders schön aus, so häßlich und schmutzig sie auch in ihrem Innern ist. Viel kleiner als Klausenburg, ist sie auch weit weniger belebt und gleicht, namentlich wegen der großen Viehherden, denen man zur Zeit des Austreibens begegnet, mehr einem Dorfe als einer Stadt. Zu den Zeiten der Römer war sie aber ein wichtiger Platz, und man stößt in ihr allenthalben auf römische Altertümer.*) Reist man weiter gegen Süden, so kommt man bei Karlsburg in die Nähe der reichen Gold- und Silberbergwerke, in denen noch unermeßliche Schätze verborgen liegen, welche zwar angesprochen, aber bei weitem nicht in dem Grade ausgebeutet werden, als sie verdienen. Der Bergbau ist hier noch in seiner Kindheit. Oft sind schon große Stücke von gediegenem Gold und Silber hier gefunden worden.

*) Die weltbeherrschenden Römer hatten auch in diesem fernen Lande, von ihnen Dacia genannt, ihre siegreichen Adler aufgepflanzt. Die Provinz Ungarn hieß Pannonia.

Die öſterreichiſche Monarchie iſt bis zu ihren äußerſten Enden mit Schätzen geſegnet, welche, da man erſt anfängt, ſie zu benutzen, noch für eine ſpäte Zukunft ausreichen und ſich nützlich machen werden. Im Oſten von Thorda giebt es Salzberge, die wie abgeſpülte Felſen zu tage ſtehen und Millionen von Centnern Salz enthalten. Die reichfließende Sole wird aber von einer Regierungswache in Beſchlag genommen, und die Umwohner dürfen nur an gewiſſen Tagen ihre Krüge füllen, um ihren notwendigen Bedarf zu decken.

In den Thälern und an den Bergabhängen machen die überall zerſtreuten kleinen Häuschen einen ſehr freundlichen Eindruck. Sie werden von den Feldhütern bewohnt, die zugleich Bienenwirte ſind. Denn es iſt die Bienenzucht ſehr einträglich und könnte es noch mehr ſein, wenn ſie beſſer betrieben würde.

Kommt man ins Land des echten Huſarenvolkes, der Szekler, die vielleicht die Ureinwohner des Landes ſind, ſo erſtaunt man über die Ordnung und Reinlichkeit, die man allenthalben findet; auch wird man überraſcht von den vielen mineraliſchen Quellen, die meiſtenteils ſehr ſtark ſind. Man fühlt eine beſondere Genugthuung, wenn man dieſen kräftigen, kernigen magyariſchen Volksſtamm, der wie zum Soldaten geſchaffen iſt, aus eigener Anſchauung kennen lernt.

Aber vor allem wohlthuend iſt der Eindruck, den das Land der Sachſen auf den deutſchen Reiſenden macht. Iſt auch der Boden nicht gerade der fruchtbarſte, ſo bringt ihn doch Fleiß und Mühe zu einem guten Ertrage. Überall bemerkt man Wohlhabenheit und Behaglichkeit, was neben dem ſo eben gerühmten Fleiße von der perſönlichen Freiheit abzuleiten iſt, die hier ein jeder genießt. Es ſind aber die hieſigen (meiſt proteſtantiſchen) Deutſchen weniger den Sachſen als den Württembergern und Bayern an Sprache und Sitte ähnlich, ſtammen auch wohl urſprünglich zum großen Teil aus beiden Staaten und heißen deshalb nur Sachſen, weil man in Siebenbürgen alle Deutſchen mit dieſem Namen beehrt, wie man ſie in Ungarn ohne Ausnahme Schwaben nennt. In Hermannſtadt fühlt man ſich ganz nach Deutſchland verſetzt, und zwar in ſeine beſten Gegenden. Die Stadt iſt gerade nicht prachtvoll gebaut, ſie hat das Anſehen einer alten deutſchen Mittelſtadt, ſpricht aber ſehr durch die Gemütlichkeit ſeiner Bewohner an, die in den gebildeten Klaſſen faſt alle aus Deutſchen beſtehen. In den unteren Klaſſen findet man viele Walachen, auch Zigeuner fehlen nicht. An Sonn- und Feſttagen herrſcht hier ein Leben, wie in den volkreichſten Gegenden Deutſchlands, und es fehlt nicht an Vergnügungen aller Art, wozu unter anderm auch Geſellſchaftsgärten, in denen im Sommer Konzerte gegeben werden, gehören. Man vergißt hier völlig, daß man an der Grenze des civiliſierten Europa iſt. — Leider haben gegenwärtig die Siebenbürger Sachſen durch die Unduldſamkeit der Magyaren und ihre Sucht, alles zu magyariſieren, viel zu leiden gehabt und ſind ſo erbittert worden, daß ſie maſſenhaft nach Amerika auswandern wollen. Zum Teil ſind dieſe ſonſt

mals weite Strecken mit dem Strome … zähes Festhalten an altem Gefahr zu ertrinken. Indes mußte … nach welchen man das Acker- nehmen, wenn ihn die Zigeuner … sucht, an ihrem eigenen Herab- Kopf in den Fluß warfen. Sie … scheinung, so hält man sie für … aber in ihrem Leben und T… so möchte man sie fast be…

In den Dörfern … ihnen nur, sich … Erdhütten bauen … decken. Sie … sie sich gleic… wohnt, … und Vi…

## Polnische Dörfer.*)

### 1.

… hat man das ganze polnische Reich gesehen.“ … hat insofern recht, als in der ganzen Welt kein … einförmiger in Sitte, Dialekt und Lebensweise seiner Bodenbildung, Kultur und Fruchtbarkeit ist, als Polen. … Slupce gleichen denen von Terespol dergestalt, daß man … nach Slupce und die Slupcer nach Terespol setzen könnte, … Veränderung zu bemerken. Noch auffallender ist die Ein- … Bauernstandes: wie es dem einen im Glück, Unglück, in Ar- … in Besitztum und Verpflichtung geht, so geht es allen — … allen schlecht.

… man von deutscher Erde, also nicht durch das Großherzogtum … oder Galizien, den Fuß über die deutsche Grenze setzt, sieht man … daß man in eine andere Welt geraten ist. Feld, Wald und … hat ein anderes Aussehen.

In der Wildnis des Waldes sind die durchführenden Fahrstraßen un- … d. h. so breit, daß ein Regiment Soldaten in Front marschieren … wenn nicht allenthalben noch einzelne Baumstümpfe und Büsche stän- … Denn die Wege werden nie künstlich gebahnt und sind nicht mehr als … sichtbare Spur von Wagenrädern und Stiefel- und Fußsohlen. Daher … jeder Wagen und jeder Fuß nach Laune sein eigenes Geleis nach … und links, Büsche und junge Bäumchen niederfahrend, und jeder Weg … zu einer Menge von Pfaden, in deren Terrain, das oft sehr groß ist, … Busch noch Baum emporkommen kann. Dadurch entstehen weite wüste … flächen, welche zum Walde gezählt werden und doch kaum ein Büschchen … vorbringen. Diese Flächen sehen aus wie Plätze der alten Gespenster- … romane, auf welche ein Fluch geschleudert worden. Von einer Anpflanzung … nirgends etwas zu sehen. Wer sollte den Wald anpflanzen? Der Edel- … ? wozu? Der Herr hat ja für sein Kamin immer noch Holz genug! Oder … Bauer? Der arme Teufel wäre toll, da der Nutzen doch nur dem Edel- … zu teil wird! Und was würde aus der Pflanzung werden? Der herr- … liche Hirt soll doch sein Vieh nicht etwa von den jungen Pflanzen

*) Grenzboten II.

zurückhalten? Das wäre dem Burſchen viel zu unbequem! Und die Bauernkinder, deren eins ſeines Vaters drei Schafe, zwei Schweine und fünf Gänſe, das andere eine Kuh, ein Pferd, eine Ziege und drei Zinskapaunen zur Waldweide getrieben bringt? Die Luſt, dem Herrn Edelmann, der ihre Eltern peinigt, Schaden zuzufügen, ſteckt in ihnen als ein Blutsvermächtnis. Es müßte ein Wächter angeſtellt werden. Aber einen Wächter um eines Nutzens willen, der erſt den Kindeskindern zu teil wird — das würde jeder polniſche Grundherr für eine unverantwortliche Tollheit halten. Die Wüſten bleiben demnach, und es iſt am beſten ſo. So will es das alte Herkommen und die Einſicht, die in der neueſten Zeit immer noch die alte iſt.

Tretet aus dem Wald auf die nächſte Wieſe. Auch dieſe gleicht durchaus nicht einer deutſchen. Sie iſt ganz voll Schilf, ſehr verſumpft, und nirgends iſt ein Graben, der merken ließe, daß der Menſch hier wenigſtens die Abſicht gehabt habe, den Sumpf wegzuſchaffen und einen geſunden Graswuchs zu erſchaffen. Wozu eine ſolche Idee? Frißt das Vieh nicht auch Schilf, und iſt es nicht zufrieden, wenn es ſatt iſt — philoſophiert der hochbetitelte, „erleuchtete, vielvermögende“ Grundherr. Was kommt darauf an, ob es ein wenig mehr oder weniger geſund iſt, ob es ein wenig mehr oder weniger Milch giebt, ob ihm ſtatt der Wolle Borſten auf der Haut wachſen, ob die borſtige Wolle ſo weitläufig iſt, daß ſechzehn oder ſiebzehn Pelze zu einem Stein gehören, ob zur Schurzeit bisweilen auf den Büſchen der Triſt mehr Wolle zu finden iſt, als auf den Häuten der Tiere? Giebt denn nicht die Herde Milch genug für die Herrſchaft und das Geſinde, und ſchlägt man denn nicht trotz alledem ſo viel Geld aus dem Schafvieh, als der Herr für Ungarwein braucht? — Nein, Gräben werden nicht gezogen. Bleibt man auch im Winter einmal mit dem Reitpferd im Sumpfe ſtecken, es ſchadet nichts; man ſteigt ab und watet heraus, das Pferd findet endlich auch ſeinen Ausweg, ſo gut wie die Kühe und Ochſen, die ja nach der Heuernte täglich dieſe Tour tanzen müſſen. Es kommt zuletzt auch nicht auf einen Beinbruch an, denn er thut nur höchſtens einem Stück Vieh weh; und daß die Raſendecke total zertreten wird, ſchadet auch nicht, denn aus den tauſend fußtiefen Löchern, welche durch die Herde getreten werden, kommen nächſtes Jahr ebenſo viele Tauſend Schilfhalme hervor, und dieſe ſind gut, denn das Vieh frißt ſie. Kurz, die Sache iſt in Ordnung, wir ſind in Polen, und hier hält man nichts von deutſcher Philoſophie.

Das Feld jenſeits der Wieſe hat aber auch ſeine Merkwürdigkeiten, und dieſe harmonieren mit dem Übrigen. Zuletzt zahlloſe Steinblöcke und Baumſtümpfe. Wo dieſe Steine hergekommen ſind, ob als erratiſche Blöcke aus dem hohen Norden, oder als Alluvialtrümmer aus den Felſengebirgen im Krakauer Gubernium und den Karpathen, iſt mir unbekannt. Es ſind Granitblöcke oft von einer Höhe von 2 m über der Erde und einem verhältnismäßigen Durchmeſſer; ihre Anzahl iſt auf manchem Feldſtücke ungeheuer; auf keinem fehlen ſie ganz. Der Pflug muß ſich natürlich bequemen, den ſteinernen Klumpen höflich auszuweichen, und zieht daher ſeine Furchen in

Linien, welche den Windungen eines Fluſſes nicht nachſtehen. Viele dieſer Steinblöcke ſind aber nicht größer als die Prellſteine an den Häuſern unſerer Städte, und wären ſehr leicht wegzuſchaffen. Manche Feldfläche könnte durch 2—3 Handarbeiter und einige Fuhrgeſchirre in wenigen Tagen völlig von den Blöcken gereinigt werden. Aber wozu das wieder? Die Blöcke thun ja keinem Menſchen etwas, und die fröhnenden Bauern werden ſich ſchon mit dem Pfluge durch ſie hinzuwinden wiſſen; und bleibt auch hier und da ein Streifen Land ungepflügt, ſo kommen die Gräſer, die darauf ſproſſen, nach der Ernte doch dem weidenden Vieh zu Nutzen; auf den Flächenraum aber, welchen die Blöcke an ſich wegnehmen, iſt auch nichts zu geben, denn auf dem übrigen Raum wächſt immer noch Getreide genug! Sie ſehen, die Philoſophie des polniſchen Grundherrn, der faſt durchweg ſeine Güter bewirtſchaftet, bleibt konſequent.

Die Baumſtümpfe ferner, welche man zahlreich auf dem Ackerland erblickt, kommen von der Gewohnheit, von Zeit zu Zeit das Feld mit dem Wald zu vertauſchen. Man läßt dann eben ſo viel Feld bewalden, als man Wald zu Feld machen will. Letzteres könnte leicht dergeſtalt geſchehen, daß kein Baumſtumpf ſtehen bliebe. Allein die Bäume mit der Wurzel auszuheben, iſt hier zu Lande zu mühſelig, die Klötze auszuroden, iſt noch viel mühſeliger. Es bleibt alſo weiter nichts übrig, als die Stümpfe der Verweſung zu überlaſſen. Dieſe aber erfordert bei kienigem Holz eine ſehr lange Zeit, und oft ſind die Stümpfe kaum von der Fäulnis angegriffen, wenn die Zeit da iſt, das Feldſtück aufs neue zu bewalden. Bisweilen kommen die Bauern der Fäulnis zu Hilfe, indem ſie Feuer an die Stümpfe legen. Sie richten zwar damit nicht viel aus, ein Sturz bleibt doch übrig und der Klotz in der Erde; dieſe Thätigkeit aber macht ihnen eine kleine Freude und Aufregung.

Noch mehr fallen dem Fremdling auf den polniſchen Feldern die Schlehengebüſche und wilden Äpfel- und Birnbäume auf. Oft findet man ſie in großen Gruppen ſtehen und ſo zahlreich, daß das Feld einem weitläufig bepflanzten Obſtgarten nicht unähnlich ſieht. Wer den erſten Tritt auf den Boden des Polenreichs thut, begreift dieſe wilden Obſtbäume im Fruchtfelde durchaus nicht, da er nicht ihren Nutzen, ſondern nur den Schaden kennt. Unter dem Schatten eines Baumes wächſt bekanntlich nie ein kräftiges Getreide, der Halm wird dünner und die Ähre kümmerlich und meiſt taub. Der Sonnenſtrahl iſt die ſegenſpendende Göttin aller Früchte. Warum verhüllt der Pole ſeine Früchte vor dem Antlitz der Göttin?

Man muß wiſſen, daß dies Buſchwerk die Obſtpflanzung des polniſchen Bauers iſt, er kennt ja keinen andern Apfel als den Holzapfel, und keine andere Pflaume als die Schlehe, denn ein edler Stamm kommt nicht in ſein Bereich; der iſt ein Vorrecht des edelmänniſchen Gartens. Aber ſelbſt viele Edelleute können keine edlen Obſtbäume in ihrem Garten aufweiſen und erfreuen ſich an dieſem heilloſen Obſt, das in Deutſchland kein Bettelbube gern zum Mund bringt. Man muß die Ernte im Herbſt mit anſehen. Da

ziehen Bäuerlein und Weib, Söhne und Töchter, Magd und Knecht hinaus unter die Feldbäume. Man nimmt Säcke und Wagen mit. Die großen Schafpelzmützen steigen hinauf in die Äste, die Haarflechten und Hauben raffen unten am Erdboden auf, und denen oben, wie denen unten merkt man an, daß sie etwas Kostbares ernten. Zwar zieht ihnen jeder Biß in die herben kleinen Früchte den Mund zusammen, gleichwohl essen sie mit wahrer Begeisterung.

Allerdings wird nur der geringste Teil dieses Obstes frisch genossen. Entweder legt man es auf die Böden, läßt es im Winter frieren, damit es weich und mürbe wird, und genießt es dann zum Brot, oder man bäckt es im Ofen, oder man ißt es gekocht als Gemüse, oder man säuert damit Wasser, welches dann als Suppe genossen wird und den Namen Quas (Sauer) führt. Dieser Quas ist das unentbehrlichste Nahrungsmittel des Bauers. In jeder Bauernstube findet man in der Nähe des Ofens ein aufrechtstehendes Faß. Das ist das Quasfaß, die Lebensquelle der Familie, die ewige Zuflucht der Hausfrau, die Würze jedes Mahls. Ist nur noch Quas im Fasse, so ist das Volk zufrieden. Die Hausfrau schickt dies saure Wasser im Henkeltopfe nebst einem tüchtigen Stück Brot aufs Feld und ist ruhig, ihre Hauspflicht ist gethan, alles andere ist Nebensache. Man hat eine Art Doppeltöpfe im Gebrauch, zwei Töpfe an einem Henkel. Der eine Topf ist ausschließlich zu Quas, der auch Partschtsch heißt, bestimmt. In den andern kommen Kartoffeln, Kraut, Erbsen oder sonst etwas. Diese zweite Speise, obschon gekocht, befindet sich in sehr trockenem Zustande. Der Bauer nimmt nun aus der einen Topfhälfte etwas von dem Trocknen auf seinen hölzernen Löffel, dann taucht er ihn in die andere Topfhälfte, läßt etwas Quas dazu laufen, und so bringt er die Speise lecker zum Munde. Seine Frau giebt ihm nur die Elemente seines Mahles, er kombiniert sie. Der Quas aber ist dabei die Substanz, ohne welche keine andere Freude macht; er ist gleichsam der Vokal der Küche; Erbsen, Kraut u. s. w. sind die Konsonanten. Es ist gar nicht uninteressant, einen polnischen Bauer essen zu sehen.

Ich lebte fast ein Jahr auf dem Gute eines Polen als Gast. Ich hatte mich dazu verstanden, in seiner Wirtschaft einige deutsche Einrichtungen zu treffen. Meine erste Thätigkeit während des Winters war, von den nächsten Äckern die Steinblöcke wegschaffen zu lassen. Die Bauern halfen mir mit Freuden. Nun aber sollte die Verheerung an ihre geliebten Obstbäume gehen. Als ich am Abend den Aufsehern den Befehl gab, für den nächsten Tag die Bauern zu Ausrottung des wilden Baumwuchses zu bestellen, sahen sie sich einander mit sehr langen Gesichtern an. Ich legte mich zur Ruhe, sie gingen, um zu bestellen. Kaum war ich eingeschlummert, als sich vor meinen Fenstern hundertstimmig das Geschrei erhob: „kochang panie, proszemi pana!“ (Lieber Herr, wir bitten Sie!) Man verlangte eine Audienz. Ich war gnädiger, als hier Brauch, sprang von meinem Heusack — ein Heusack unter dem Schläfer, eine schöne seidene, wattierte Decke über ihm und ein Roßhaarkissen von Saffian unter dem Kopf, so ist es in Polen Sitte und Ge-

daß er einen ſo großen Reichtum von Worten für die Viehzucht hat. Während der Kuhhirt eines Dorfes ſchlechtweg Csordas genannt wird (von Csorda, die Herde), heißt der, welcher die Rinderherden der Pußten, vornehmlich die zur Maſt beſtimmten Ochſen hütet, der Gulyas (Guljahſch), von Gulya, die Rinderherde. Die Gulyaſen ſind ſtarke, ſtämmige Burſchen, die auch den Kampf mit dem wütendſten Stiere nicht ſcheuen. Die ungariſchen Rinder ſind hoch und ſchlank gebaut, aus ihren Augen leuchtet ein lebhaftes Temperament; werden ſie in der Hitze von Inſekten geplagt, ſo rennen ſie wohl im ſchnellſten Lauf wild nach allen Richtungen. Aber der Gulyas macht ſich aus der nächſten beſten Pferdeherde beritten und rennt ihnen nach, und mit Hilfe der drei Klafter langen Peitſche und der nie fehlenden Hunde ſind die Flüchtigen bald wieder vereinigt. Man ſieht dieſe Gulyaſen auch wohl in eine Rinderherde hineinreiten, ein ſchweres einjähriges Kalb beim Schwanze packen und es mit einem Ruck in den Sattel heben.

Die Lieblingsſpeiſe dieſer Hirten, das Gulyasfleiſch, iſt zugleich eine ungariſche Nationalſpeiſe und wird aus klein geſchnittenen Stücken Rindfleiſch (auch wohl Schöpſenfleiſch) mit Speckwürfeln gemiſcht, was man zuſammenſchmoren läßt, bereitet. Als Gewürz dient der rotſchotige ſpaniſche Pfeffer Paprika, der in ſo reichem Maße hinzugethan wird, daß es dem ungewohnten Gaumen wie Feuer dünkt.

Der Schafhirt der Pußta heißt Juhasz (Juhahß) von Juh, das Schaf. Die Juhaszen ſind unter allen ungariſchen Hirten die gutmütigſten und vergnügteſten; ſie ſpielen vorzüglich den in Ungarn ſo beliebten Dudelſack oder eine Art Pfeife, welche Furolya genannt wird. Der langſamen Gangart ihres Wollenviehes entſprechend reiten ſie auf einem Eſel, der bei gutem Wetter auch die zottige Bunda trägt, welche zugleich Mantel, Matratze und Deckbett iſt. Stundenlang ſchaut der Juhasz auf ſeinen Stock gelehnt der weidenden Herde zu, ſchnitzt auch wohl zum Zeitvertreib Löffel oder ſtrickt Strümpfe. Die Pfeife darf ihm aber nicht ausgehen, und er ſpricht auch wohl den vorüberziehenden Wanderer um Feuer oder eine Pfeife Tabak an. Seine treuen Begleiter ſind die großen langhaarigen, weißen Schäferhunde, vor denen die Wölfe mit Recht gewaltigen Reſpekt haben. Man glaubt, daß die Magyaren dieſe Hunderaſſe aus dem nördlichen Aſien mitgebracht haben, da ſie große Ähnlichkeit mit den ſibiriſchen Hunden zeigt.

Auf 80—100 Schafe kommt ein Schäfer; da man nun im ganzen wohl 17 Millionen Schafe in Ungarn zählt, ſo iſt die Zahl der Juhaszen nicht gering.

Etwas verrufen ſind die Kanaszen*) oder Schweinehirten, wilde Geſellen, die einen weißen, aus Kotzentuch verfertigten Mantel tragen, der mit rotem Tuch gefüttert iſt und „Szur“ genannt wird. Von ihren Schläfen hängen die ſchwarzen Haarzöpfe herab, auf die ſie täglich viel Sorgfalt und Schweinefett verwenden. Als beſtändige Handwaffe dient ihnen die „Balta“,

*) Kan — das männliche Schwein.

ein kurzſtieliges Beil, das ſie mit großer Sicherheit werfen, und womit ſie im Bakony-Walde früher auch wohl manchen Reiſenden umgebracht haben mögen. Wollen ſie ein Schwein aus einer Herde rauben, ſo ſauſt die Balta dem auserſehenen Opfer ins Genick. Wegen der Eichelmaſt ſind die Schweineherden im Bakony-Walde beſonders zahlreich, doch werden ſie auch in die ſlavoniſchen Wälder aus den angrenzenden Komitaten Ungarns getrieben.

Unter den Kanaszen iſt der Kaſtengeiſt beſonders ausgebildet, und ſie halten eine Art Vehmgericht über diejenigen, welche nicht in allem feſt an ihren Gebräuchen und Gerechtſamen halten. Auch haben ſie beſtimmte Plätze im Lande, wo ſie zuſammenkommen, um ſich über ihre Angelegenheiten zu beraten und mit denen einen Kontrakt zu ſchließen, die ihrer bedürfen.

## Eigentümlichkeiten des Magyaren.*)

Die eigentümliche Nomadennatur des Magyaren hat ſich trotz aller Berührung mit europäiſcher Civiliſation und aller Bildung, zu welcher das magyariſche Volk ſelbſt gelangt iſt, nicht verwiſchen laſſen. Dieſe treuen Gefährten Arpads**) — ſeit einem Jahrtauſend ſind ſie immer noch dieſelben geblieben. Gleich ihren Vätern tragen ſie immer noch denſelben Schnurrbart, dieſelben beſpornten Stiefeln, der friedſame Bauer zeigt noch immer dasſelbe kriegeriſch-männliche Geſicht und denſelben kriegeriſch-trotzigen Gang. Auf dem Boden, den er als Soldat erobert hat, iſt der Ungar Soldat geblieben; er lebt mit ſeinem Pferde noch immer wie ein Reitersmann. Schon der erſte Anblick eines Dorfes zeigt die Herkunft ſeiner Bewohner; man merkt, daß es ein kriegeriſches Nomadenvolk war, welches ſich da feſtgeſetzt hat; — eine lange und breite Straße, durch eine Häuſerreihe gebildet, deren Linie überall von gleicher Höhe, von gleichen Zwiſchenräumen durchbrochen iſt, giebt dem Ganzen das Anſehen eines Lagers. Es ſieht gerade ſo aus, als ſollten beim erſten Signal die Zelte abgebrochen werden, und als wollten die Einwohner ihre Pferde beſteigen, um ein anderes beſſeres Land zu ſuchen und zu erobern. Die Kirche in der Mitte des Dorfes bezeichnet die Stelle, wo früher das Hauptzelt des Anführers ſtand.

Vergebens ſucht man in dieſen Dörfern und Flecken nach Schatten; es ſcheint, als hätten die Ungarn aus ihrer aſiatiſchen Heimat den erblichen Haß der Morgenländer gegen die Bäume auch in Europa nicht vergeſſen.

Wie bei den Städten des Orients befindet ſich hier am Eingange jedes Dorfes der Gottesacker, aber ohne Zaun noch Mauer. Auf den Gräbern

*) A. de Gerando: Voyage en Transylvanie.

**) Die Magyaren oder Ugren, eine trefflich beritteне Räuberbande, vielleicht Nachkommen der Hunnen, waren zuerſt aus Aſien in das ſüdliche Rußland gekommen, drangen dann weiter unter Almus bis nach Pannonien an die Ufer der Donau und Theiß vor und ſetzten ſich hier, nachdem ſie den Mährenfürſt Swatoblut geſchlagen hatten, unter Arpad, dem Sohne Almus, feſt. (888 n. Chr.)

daß er einen ſo großen Reichtum von Worten für die Viehzucht hat. Während der Kuhhirt eines Dorfes ſchlechtweg Csordas genannt wird (von Csorda, die Herde), heißt der, welcher die Rinderherden der Pußten, vornehmlich die zur Maſt beſtimmten Ochſen hütet, der Gulyas (Guljahſch), von Gulya, die Rinderherde. Die Gulyaſen ſind ſtarke, ſtämmige Burſchen, die auch den Kampf mit dem wütendſten Stiere nicht ſcheuen. Die ungariſchen Rinder ſind hoch und ſchlank gebaut, aus ihren Augen leuchtet ein lebhaftes Temperament; werden ſie in der Hitze von Inſekten geplagt, ſo rennen ſie wohl im ſchnellſten Lauf wild nach allen Richtungen. Aber der Gulyas macht ſich aus der nächſten beſten Pferdeherde beritten und rennt ihnen nach, und mit Hilfe der drei Klafter langen Peitſche und der nie fehlenden Hunde ſind die Flüchtigen bald wieder vereinigt. Man ſieht dieſe Gulyaſen auch wohl in eine Rinderherde hineinreiten, ein ſchweres einjähriges Kalb beim Schwanze packen und es mit einem Ruck in den Sattel heben.

Die Lieblingsſpeiſe dieſer Hirten, das Gulyasfleiſch, iſt zugleich eine ungariſche Nationalſpeiſe und wird aus klein geſchnittenen Stücken Rindfleiſch (auch wohl Schöpſenfleiſch) mit Speckwürfeln gemiſcht, was man zuſammenſchmoren läßt, bereitet. Als Gewürz dient der rotſchotige ſpaniſche Pfeffer Paprika, der in ſo reichem Maße hinzugethan wird, daß es dem ungewohnten Gaumen wie Feuer dünkt.

Der Schafhirt der Pußta heißt Juhasz (Juhahß) von Juh, das Schaf. Die Juhaszen ſind unter allen ungariſchen Hirten die gutmütigſten und vergnügteſten; ſie ſpielen vorzüglich den in Ungarn ſo beliebten Dudelſack oder eine Art Pfeife, welche Furolya genannt wird. Der langſamen Gangart ihres Wollenviehes entſprechend reiten ſie auf einem Eſel, der bei gutem Wetter auch die zottige Bunda trägt, welche zugleich Mantel, Matratze und Deckbett iſt. Stundenlang ſchaut der Juhasz auf ſeinen Stock gelehnt der weidenden Herde zu, ſchnitzt auch wohl zum Zeitvertreib Löffel oder ſtrickt Strümpfe. Die Pfeife darf ihm aber nicht ausgehen, und er ſpricht auch wohl den vorüberziehenden Wanderer um Feuer oder eine Pfeife Tabak an. Seine treuen Begleiter ſind die großen langhaarigen, weißen Schäferhunde, vor denen die Wölfe mit Recht gewaltigen Reſpekt haben. Man glaubt, daß die Magyaren dieſe Hunderaſſe aus dem nördlichen Aſien mitgebracht haben, da ſie große Ähnlichkeit mit den ſibiriſchen Hunden zeigt.

Auf 80—100 Schafe kommt ein Schäfer; da man nun im ganzen wohl 17 Millionen Schafe in Ungarn zählt, ſo iſt die Zahl der Juhaszen nicht gering.

Etwas verrufen ſind die Kanaszen*) oder Schweinehirten, wilde Geſellen, die einen weißen, aus Kotzentuch verfertigten Mantel tragen, der mit rotem Tuch gefüttert iſt und „Szur“ genannt wird. Von ihren Schläfen hängen die ſchwarzen Haarzöpfe herab, auf die ſie täglich viel Sorgfalt und Schweinefett verwenden. Als beſtändige Handwaffe dient ihnen die „Balta“,

*) Kan — das männliche Schwein.

ein kurzstieliges Beil, das sie mit großer Sicherheit werfen, und womit sie im Bakony-Walde früher auch wohl manchen Reisenden umgebracht haben mögen. Wollen sie ein Schwein aus einer Herde rauben, so saust die Balta dem ausersehenen Opfer ins Genick. Wegen der Eichelmast sind die Schweineherden im Bakony-Walde besonders zahlreich, doch werden sie auch in die slavonischen Wälder aus den angrenzenden Komitaten Ungarns getrieben.

Unter den Kanaszen ist der Kastengeist besonders ausgebildet, und sie halten eine Art Vehmgericht über diejenigen, welche nicht in allem fest an ihren Gebräuchen und Gerechtsamen halten. Auch haben sie bestimmte Plätze im Lande, wo sie zusammenkommen, um sich über ihre Angelegenheiten zu beraten und mit denen einen Kontrakt zu schließen, die ihrer bedürfen.

## Eigentümlichkeiten des Magyaren.*)

Die eigentümliche Nomadennatur des Magyaren hat sich trotz aller Berührung mit europäischer Civilisation und aller Bildung, zu welcher das magyarische Volk selbst gelangt ist, nicht verwischen lassen. Diese treuen Gefährten Arpads**) — seit einem Jahrtausend sind sie immer noch dieselben geblieben. Gleich ihren Vätern tragen sie immer noch denselben Schnurrbart, dieselben bespornten Stiefeln, der friedsame Bauer zeigt noch immer dasselbe kriegerisch-männliche Gesicht und denselben kriegerisch-trotzigen Gang. Auf dem Boden, den er als Soldat erobert hat, ist der Ungar Soldat geblieben; er lebt mit seinem Pferde noch immer wie ein Reitersmann. Schon der erste Anblick eines Dorfes zeigt die Herkunft seiner Bewohner; man merkt, daß es ein kriegerisches Nomadenvolk war, welches sich da festgesetzt hat; — eine lange und breite Straße, durch eine Häuserreihe gebildet, deren Linie überall von gleicher Höhe, von gleichen Zwischenräumen durchbrochen ist, giebt dem Ganzen das Ansehen eines Lagers. Es sieht gerade so aus, als sollten beim ersten Signal die Zelte abgebrochen werden, und als wollten die Einwohner ihre Pferde besteigen, um ein anderes besseres Land zu suchen und zu erobern. Die Kirche in der Mitte des Dorfes bezeichnet die Stelle, wo früher das Hauptzelt des Anführers stand.

Vergebens sucht man in diesen Dörfern und Flecken nach Schatten; es scheint, als hätten die Ungarn aus ihrer asiatischen Heimat den erblichen Haß der Morgenländer gegen die Bäume auch in Europa nicht vergessen.

Wie bei den Städten des Orients befindet sich hier am Eingange jedes Dorfes der Gottesacker, aber ohne Zaun noch Mauer. Auf den Gräbern

*) A. de Gerando: Voyage en Transylvanie.

**) Die Magyaren oder Ugren, eine trefflich berittene Räuberbande, vielleicht Nachkommen der Hunnen, waren zuerst aus Asien in das südliche Rußland gekommen, drangen dann weiter unter Almus bis nach Pannonien an die Ufer der Donau und Theiß vor und setzten sich hier, nachdem sie den Mährenfürst Swatobluk geschlagen hatten, unter Arpad, dem Sohne Almus, fest. (888 n. Chr.)

daß er einen so großen Reichtum von Worten für die Viehzucht hat. Während der Kuhhirt eines Dorfes schlechtweg Csordas genannt wird (von Csorda, die Herde), heißt der, welcher die Rinderherden der Pußten, vornehmlich die zur Mast bestimmten Ochsen hütet, der Gulyas (Guljahsch), von Gulya, die Rinderherde. Die Gulyasen sind starke, stämmige Burschen, die auch den Kampf mit dem wütendsten Stiere nicht scheuen. Die ungarischen Rinder sind hoch und schlank gebaut, aus ihren Augen leuchtet ein lebhaftes Temperament; werden sie in der Hitze von Insekten geplagt, so rennen sie wohl im schnellsten Lauf wild nach allen Richtungen. Aber der Gulyas macht sich aus der nächsten besten Pferdeherde beritten und rennt ihnen nach, und mit Hilfe der drei Klafter langen Peitsche und der nie fehlenden Hunde sind die Flüchtigen bald wieder vereinigt. Man sieht diese Gulyasen auch wohl in eine Rinderherde hineinreiten, ein schweres einjähriges Kalb beim Schwanze packen und es mit einem Ruck in den Sattel heben.

Die Lieblingsspeise dieser Hirten, das Gulyasfleisch, ist zugleich eine ungarische Nationalspeise und wird aus klein geschnittenen Stücken Rindfleisch (auch wohl Schöpsenfleisch) mit Speckwürfeln gemischt, was man zusammenschmoren läßt, bereitet. Als Gewürz dient der rotschotige spanische Pfeffer Paprika, der in so reichem Maße hinzugethan wird, daß es dem ungewohnten Gaumen wie Feuer dünkt.

Der Schafhirt der Pußta heißt Juhasz (Juhahß) von Juh, das Schaf. Die Juhaszen sind unter allen ungarischen Hirten die gutmütigsten und vergnügtesten; sie spielen vorzüglich den in Ungarn so beliebten Dudelsack oder eine Art Pfeife, welche Furolya genannt wird. Der langsamen Gangart ihres Wollenviehes entsprechend reiten sie auf einem Esel, der bei gutem Wetter auch die zottige Bunda trägt, welche zugleich Mantel, Matratze und Deckbett ist. Stundenlang schaut der Juhasz auf seinen Stock gelehnt der weidenden Herde zu, schnitzt auch wohl zum Zeitvertreib Löffel oder strickt Strümpfe. Die Pfeife darf ihm aber nicht ausgehen, und er spricht auch wohl den vorüberziehenden Wanderer um Feuer oder eine Pfeife Tabak an. Seine treuen Begleiter sind die großen langhaarigen, weißen Schäferhunde, vor denen die Wölfe mit Recht gewaltigen Respekt haben. Man glaubt, daß die Magyaren diese Hunderasse aus dem nördlichen Asien mitgebracht haben, da sie große Ähnlichkeit mit den sibirischen Hunden zeigt.

Auf 80—100 Schafe kommt ein Schäfer; da man nun im ganzen wohl 17 Millionen Schafe in Ungarn zählt, so ist die Zahl der Juhaszen nicht gering.

Etwas verrufen sind die Kanaszen*) oder Schweinehirten, wilde Gesellen, die einen weißen, aus Kotzentuch verfertigten Mantel tragen, der mit rotem Tuch gefüttert ist und „Szur" genannt wird. Von ihren Schläfen hängen die schwarzen Haarzöpfe herab, auf die sie täglich viel Sorgfalt und Schweinefett verwenden. Als beständige Handwaffe dient ihnen die „Balta",

*) Kan — das männliche Schwein.

ein kurzſtieliges Beil, das ſie mit großer Sicherheit werfen, und womit ſie im Bakony-Walde früher auch wohl manchen Reiſenden umgebracht haben mögen. Wollen ſie ein Schwein aus einer Herde rauben, ſo ſauſt die Balta dem auserſehenen Opfer ins Genick. Wegen der Eichelmaſt ſind die Schweineherden im Bakony-Walde beſonders zahlreich, doch werden ſie auch in die ſlavoniſchen Wälder aus den angrenzenden Komitaten Ungarns getrieben.

Unter den Kanaszen iſt der Kaſtengeiſt beſonders ausgebildet, und ſie halten eine Art Vehmgericht über diejenigen, welche nicht in allem feſt an ihren Gebräuchen und Gerechtſamen halten. Auch haben ſie beſtimmte Plätze im Lande, wo ſie zuſammenkommen, um ſich über ihre Angelegenheiten zu beraten und mit denen einen Kontrakt zu ſchließen, die ihrer bedürfen.

## Eigentümlichkeiten des Magyaren.*)

Die eigentümliche Nomadennatur des Magyaren hat ſich trotz aller Berührung mit europäiſcher Civiliſation und aller Bildung, zu welcher das magyariſche Volk ſelbſt gelangt iſt, nicht verwiſchen laſſen. Dieſe treuen Gefährten Arpads**) — ſeit einem Jahrtauſend ſind ſie immer noch dieſelben geblieben. Gleich ihren Vätern tragen ſie immer noch denſelben Schnurrbart, dieſelben beſpornten Stiefeln, der friedſame Bauer zeigt noch immer dasſelbe kriegeriſch-männliche Geſicht und denſelben kriegeriſch-trotzigen Gang. Auf dem Boden, den er als Soldat erobert hat, iſt der Ungar Soldat geblieben; er lebt mit ſeinem Pferde noch immer wie ein Reitersmann. Schon der erſte Anblick eines Dorfes zeigt die Herkunft ſeiner Bewohner; man merkt, daß es ein kriegeriſches Nomadenvolk war, welches ſich da feſtgeſetzt hat; — eine lange und breite Straße, durch eine Häuſerreihe gebildet, deren Linie überall von gleicher Höhe, von gleichen Zwiſchenräumen durchbrochen iſt, giebt dem Ganzen das Anſehen eines Lagers. Es ſieht gerade ſo aus, als ſollten beim erſten Signal die Zelte abgebrochen werden, und als wollten die Einwohner ihre Pferde beſteigen, um ein anderes beſſeres Land zu ſuchen und zu erobern. Die Kirche in der Mitte des Dorfes bezeichnet die Stelle, wo früher das Hauptzelt des Anführers ſtand.

Vergebens ſucht man in dieſen Dörfern und Flecken nach Schatten; es ſcheint, als hätten die Ungarn aus ihrer aſiatiſchen Heimat den erblichen Haß der Morgenländer gegen die Bäume auch in Europa nicht vergeſſen.

Wie bei den Städten des Orients befindet ſich hier am Eingange jedes Dorfes der Gottesacker, aber ohne Zaun noch Mauer. Auf den Gräbern

*) A. de Gerando: Voyage en Transylvanie.

**) Die Magyaren oder Ugren, eine trefflich berittene Räuberbande, vielleicht Nachkommen der Hunnen, waren zuerſt aus Aſien in das ſüdliche Rußland gekommen, drangen dann weiter unter Almus bis nach Pannonien an die Ufer der Donau und Theiß vor und ſetzten ſich hier, nachdem ſie den Mährenfürſt Swatobluk geſchlagen hatten, unter Arpad, dem Sohne Almus, feſt. (888 n. Chr.)

ſtehen geneigte Pfähle, und die Toten haben alle ihr Geſicht nach Oſten gekehrt.

Es ſind alle dieſe Flecken bloße Stationen, wo im Momente der Eroberung einzelne Teile des großen Heeres Halt machten. Wenn man Ofen, die Hauptſtadt des Adels, und Peſth, die prächtige Handelsſtadt, nebſt ein paar neuangelegten Städten ausnimmt, ſo ſind alle dieſe Häuſerhaufen von 10,000, 20,000 und noch mehr Einwohnern trotz ihrer Größe doch bloße Dörfer mit breiten ſandigen Straßen, in denen Hunderte von Pferden mit Bequemlichkeit galoppieren könnten. Nur die Zahl der Straßen iſt vervielfacht.

Die Kleidung der Ungarn iſt höchſt eigentümlich. Die Bauern tragen ein Hemd mit weiten Ärmeln, das nur bis auf die Hüften reicht, und wenn es von dem Winde aufgehoben wird, den von der Sonne gebräunten Rücken ſehen läßt. Von den Hüften an beginnt das weite Beinkleid von Leinwand, gagya genannt, das in die Stiefeln geht. Die gagya wird vermittelſt eines Riemens oder eines Tuches an den Leib befeſtigt, ſo daß der Bauch zurück und die Bruſt rund gewölbt hervortritt. Über die Schultern werfen ſie die bunda, einen Pelz von Schaffellen. Ihr Kopf iſt mit einer Mütze in der Geſtalt eines tschako bedeckt, oder auch von einem Hute mit breiten Rändern. Die reichen Bauern und kleinen Edelleute tragen über die gagya noch eine engere Hoſe von Tuch, die mit Treſſen beſetzt iſt und gleichfalls in die Stiefeln geht; ganz huſarenmäßig ziehen ſie den Dolman an und laſſen den Pelz darüber hängen. Dieſer Anzug hat eigentlich erſt die Huſarenuniform hervorgerufen. Der Riemen um den Leib hat ſich in den reichen Gürtel umgeſtaltet und die Bunda in den kurzen goldgeſtickten Pelz.

Nach der Erzählung der alten Geſchichtsſchreiber trugen die Magyaren urſprünglich geflochtene, mit Bändern verzierte Haare; die ſarmatiſche Sitte, den Kopf zu ſcheren, ward unter den polniſchen Königen eingeführt, hörte aber mit Eintritt der öſterreichiſchen Herrſchaft auf; dann flochten die Ungarn abermals ihre Haare und ließen ſie in langen Flechten herabhängen, eine Gewohnheit, welche die nach Frankreich von Ludwig XIV. berufenen Huſaren noch beibehielten, als ſie ſchon in ihrem Vaterlande abgekommen war. Heutzutage tragen einige das Haar rund um den Hals abgeſchnitten, andere laſſen es auf die Schultern herabhängen.

Die Frauen tragen ganz ſo wie die Männer ſchwarze oder rote Stiefeln. Sie gehen in einem kurzen Unterrock, einem farbigen Leibchen und des Winters in einem Schafpelz; ihre Haare, die ſie in einer Flechte auf den Rücken fallen laſſen, ſo lange ſie Jungfrauen ſind, knüpfen ſie als verheiratete Frauen auf der Spitze des Kopfes zuſammen.

Der magyariſche Bauer übt in ſeinem Hauſe eine unbeſtrittene Gewalt aus. Er nennt ſeine Hütte und den Raum, der ſie umgiebt, wäre er auch bloß 2 m breit, ſtolz „mein Gut“, ſeine Frau und Kinder „meine Leute“. Ihrerſeits ſpricht die Frau von ihm und zu ihm nie anders als „mein Herr“ und duzt ihn niemals.

Das Haus des magyariſchen Bauers wird mehreremale im Jahre ge-

weißt. Ganz nach morgenländiſcher Art iſt es ſelten, daß ein kleines Fenſter auf die Straße hinausgeht. Die Stühle ſind von Holz und ſehr hoch; zwei, höchſtens drei bereits geſtiefelte und geſpornte Kinder ſpielen am Herde. Der Ungar hält es für unwürdig, ſein Haus mit den „Schreihälſen“ anzufüllen.

Vier Jahr alt wird der Kleine ſchon auf ein Pferd geſetzt; er klammert ſich mit ſeinen beiden kleinen Händen an die Mähne des Pferdes feſt, und ſobald er merkt, daß er feſtſitzt, bedenkt er ſich nicht lange, das Pferd mit ſeiner Stimme anzuregen. An dem Tage, wo er galoppiert, ohne herunter zu fallen, ſpricht der Vater mit ernſter Wichtigkeit zu ihm: „Ember vagy“ — „Du biſt ein Mann“. Das ſtolze, edle Selbſtgefühl, welches einſt ſeine Vorfahren belebte, iſt noch vorhanden, das Wort „Ehre“ — „bestület“ kehrt oft in ſeiner Rede wieder; alles, was er thut, iſt bestület, eines Mannes von Ehre würdig. Wenn er dich im Galopp eine ganze lange Poſtſtation gefahren hat, ſpannt er ſeine Pferde aus, grüßt und wünſcht dir eine glückliche Reiſe. Du mußt ihn daran erinnern, ob er denn nicht ein Trinkgeld nehmen wolle, und wenn er es empfangen hat, iſt er damit zufrieden, es mag wenig ſein oder viel; er wird nie ein Mehreres fordern, denn das wäre nicht bestületes. Des Abends, wenn er ſein Tagewerk vollbracht hat, raucht er, vor ſeiner Thür ſitzend und ſich den Schnurrbart ſtreichend.

Wenn er auch der unumſchränkte Gebieter in ſeiner Behauſung iſt, ſo behandelt er doch die, welche er „ſeine Leute“ nennt, mit vieler Güte; er iſt wie alle Starke ſanftmütig. Nie mißhandelt er ſeine Frau, niemals zwingt er ſie zu überſchweren Arbeiten; ſie weiß, daß ſie an ihm einen Freund, eine Stütze, einen Beſchützer hat, empfängt auch von ihm die zärtlichſten Namen „meine Roſe, mein Stern“ u. ſ. f. Die magyariſche Sprache iſt gleich allen aſiatiſchen mit Metaphern angefüllt, ſehr bilderreich und anſchaulich. Sie enthält eine Menge von Höflichkeitsformeln, die man an ſeine Nachbarn, ſeine Freunde, ſeine Gäſte richtet. Wenn du in irgend einem Dorfe Halt machſt, ſo wirſt du aus dem Hauſe, vor welchem du ſtill hältſt, alsbald den Bewohner desſelben treten ſehen, wie er ſeinen Hut abnimmt und dir ſeine Gaſtfreundſchaft anbietet. Wenn du von ihm ſcheideſt, wird er eine förmliche Dankrede an dich halten, und die Segnungen des Himmels auf dich herabflehen; das alles mit einer wunderbaren Leichtigkeit, Gefälligkeit und Würde, wie ſolche nur den Orientalen eigen iſt.

Der Magyare iſt gern Soldat, denn er folgt da nur ſeinem eigenen kriegeriſchen Naturtriebe; unter dem Feuer unerſchrocken, wie der Franzoſe, iſt er wie dieſer geſchickter zum Angriff als zur Verteidigung. Am liebſten kämpft er zu Pferde, denn „lora termet a' magyar“ — „der Ungar wird zu Pferde geboren“, ſagt ein altes Sprichwort. Man kann auch wirklich ſagen, daß dieſe Nation ihr Leben auf dem Pferde zubringt; ſie hält den Mann für keinen Mann, der kein Reiter iſt. Ihre Pferde, von der tatariſchen Raſſe, ſind klein und mager; ſie ſcheinen aus lauter Atem zuſammen-

geſetzt zu ſein, denn ſie laufen mit unglaublicher Ausdauer und Behendigkeit, ohne Eiſen, oft ohne Gebiß, ohne anderes Geſchirr als einen einfachen Strick, der einmal um ihre Bruſt gewunden iſt. Sie ſtampfen ungeduldig mit ihren Hufen den Boden, bis ſie das Wort „ne“ ihres Reiters vernehmen, um wie der Wind davon zu brauſen. Jedesmal, wenn ihr Herr zu ihnen ſpricht, heben ſie den Kopf in die Höhe und bewegen die Ohren; nur ſehr ſelten kommt er in den Fall, ſie zu ſchlagen; er begnügt ſich, mit der Peitſche einen Kreis um ihren Kopf zu beſchreiben.

* * *

Dieſen noch heute zutreffenden Bemerkungen des Herrn v. Gerando laſſen wir folgende des Profeſſors Dr. Wutzer*) folgen.

„Die Magyaren zeigen eine nicht gewöhnliche phyſiſche Kraft; ſie ſind ſich des Übergewichtes, welches ſie in dieſer Hinſicht über manche Völker beſitzen, ſo bewußt, daß ſie dieſelben als Schwächlinge und verzärtelte Menſchen verachten. Es iſt eine jedem Arzte auffallende Erſcheinung, wie die Umwohner der Sümpfe und Moräſte Ungarns oft Jahre lang den Wechſelfiebern zu trotzen vermögen, an denen Fremde mit Ausnahme der kalten Jahreszeit faſt ununterbrochen leiden.

Die nachhaltige Ausdauer der Magyaren unter den Strapazen des Krieges iſt bewundernswert, und ihre Haltung trägt ſchon im Frieden etwas Martialiſches an ſich.

Die Schädelbildung zeigt ſich jetzt als eine edle Varietät der kaukaſiſchen Raſſe; doch iſt ſie in beiden Schläfegegenden etwas abgeflacht. Die Stirn iſt hoch, und die oberen Augenhöhlen-Ränder überragen die Augenhöhlen ſelbſt ziemlich auffallend. Daher liegen die Augen tief, und ihr Ausdruck erhält dadurch um ſo eher etwas Finſteres und Herriſches. Die Augenlidſpalte iſt bei den Bewohnern der Ebene eng, weil ſie, dem grellen Lichte ausgeſetzt, jene nur wenig öffnen. So ſcheinen die glänzenden feurigen Augen viel kleiner, als ſie wirklich ſind. Bei den niederen Klaſſen iſt die Kinnlade hervorragend, breit und ſtark, die Muskeln, welche die Schläfegruben füllen, treten merklich hervor. Dasſelbe iſt mit der Naſe der Fall; man ſieht in der Regel gerade ſtarke, indeſſen auch nicht ſelten Adlernaſen. Die Geſichtsfarbe iſt nur bei den Frauen der höheren Stände rein weiß, bei den Männern gewöhnlich gebräunt, meiſtens dunkel, ebenſo die Farbe der Haut, des Halſes und der Bruſt. Das Rot der Wangen tritt mühſam und dunkel hervor. Das dunkelſchwarze Haar hängt über dem Nacken und den Ohren lang herunter; es wird häufig mit Fett getränkt und durch ein Band zurückgebunden. Im allgemeinen ſind die Körperverhältniſſe regelmäßig; die Statur der Männer hoch, die Bruſt breit.“

Schon in früheſten Zeiten hat ihnen feſter Mut und Entſchloſſenheit

*) Reiſe in den Orient Europas (Elberfeld 1860) I.

die Kraft verliehen, die an Zahl weit überlegenen ſlaviſchen Völkerſtämme aus den fruchtbaren Ebenen, dem Centrum von Ungarn, gegen die Gebirge hin zurückzudrängen; jene entſprechen vielmehr ihrem nomadiſierenden Hirtenleben und der Bequemlichkeit des Ackerbaues.

Die Gaſtfreundſchaft iſt den Magyaren von ihren Vorfahren her geblieben — doch hat ſie in neueſter Zeit durch die Magyaromanie, d. h. die Sucht, allen andern Nationen gegenüber nur das Magyariſche gelten zu laſſen, einen argen Stoß erlitten.

Von jeher war der Magyare geneigt, ſeine Vorzüge zu überſchätzen und den Slaven gegenüber fühlte er ſo ſeine Überlegenheit, daß ſich das echtmagyariſche Sprichwort bilden konnte: „Der Slave iſt kein Menſch und die Hirſe keine Speiſe.“

## 2. Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.*)

### Land und Volk.

In Ungarn iſt beides, Armut und üppiger Reichtum, vereint, wie denn überhaupt die entlegenſten Gegenſätze ſich in dieſem Lande begegnen. Im Süden, an der untern Donau, hat dasſelbe ein faſt italieniſches Klima, im Norden, an den Karpathen, faſt ein ſibiriſches, ſo daß es keine Seltenheit iſt, daß, wenn dort die Ernte beinahe reift, hier die Frucht erſt aufgeht; daß, wenn man dort mit Bequemlichkeit zwei Ernten in einem Jahr gewinnen kann, man hier oft genug die eine nicht einbringt. Im Süden kommen zwar auch zuweilen ſtrenge Winter vor, aber ſie gehen raſch vorüber, und die Vegetation tritt mit einer Kraft und Üppigkeit hervor, wie man es ſich kaum vorſtellt. Im Norden dauert der Sommer nur wenige Monde, iſt auch, außer in geſchützten Thälern, meiſt feucht und kühl, und die Vegetation entwickelt ſich in dem Gebirgslande langſam. Hier verſagt die Natur faſt alles, während ſie dort ihr Füllhorn ausgeſchüttet hat. Wenn man die Menſchen und Tiere beider Enddiſtrikte neben einander ſtellte, ſo würde man ſie nicht für Bewohner eines und desſelben Vaterlandes anſehen. In den reichen Marſchländereien der Donau- und Theißniederungen herrſcht mit ſeltenen Ausnahmen faſt dauernd ein Überfluß, mit dem man die größte Verſchwendung treibt; dagegen leiden die Ein- und Umwohner der Karpathen nicht ſelten den drückendſten Mangel, erliegen wohl gar der Hungersnot. Der Mangel an gebauten Straßen und an Kommunikationsmitteln überhaupt ſperrt die Gegenden von einander ab, ſo daß für die einen der Überfluß ebenſo ein Übel wird, wie für die andern der Mangel.

*) Nach J. G. Elsner.

Der ungariſche Bauer hat in ſeinem oft ſehr geräumigen Gehöfte keine Scheuern, weil er ſich nicht die Mühe nimmt, ſein Getreide einzufahren, ſondern es gleich im Freien in Haufen, „Triſten“ genannt, aufſtellt. Hier läßt er es von ſeinen Pferden austreten. Wie viel dabei oft verwüſtet wird, läßt ſich denken.

Auch in den Städten zeigen ſich die größten Kontraſte. Peſth iſt eine faſt aus lauter Paläſten zuſammengeſetzte Stadt, eine der ſchönſten in ganz Europa, obwohl echt orientaliſch in ihr Pracht und Armſeligkeit, Schmutz und Staub eng verbunden ſind und ſelbſt auf den ſchönſten Promenaden die Puſzta mit ihrem Vieh zum Vorſchein kommt. Welch eine Kluft aber zwiſchen ihr und den kleinen Landſtädten! Ich will eine von den letzteren, deren es in großer Menge giebt, nur mit wenigen Umriſſen zeichnen. Drei Meilen von Arad liegt das Städtchen Symany (Schimani). Wenn man dasſelbe betritt, ſo hat man auf einem von Kot zuſammengeworfenen Damme, der zugleich als Straße gilt, ſehr aufmerkſam zu balancieren, damit man nicht in die neben demſelben ſich hinziehenden Lachen und Sümpfe gerät, wo man in flüſſigen Kot verſinken und Gefahr laufen würde, zu erſticken. Zur Rechten und Linken ſtehen einzelne Hütten, von denen eine immer noch erbärmlicher iſt, als die andere. Häuschen mit Erdgeſchoß, deren Wände von geſtampfter Erde und etwas mit Kalk übertüncht ſind, erſcheinen hier als Paläſte, zumal wenn ſie noch grüne Jalouſieen vor den Fenſtern haben. Auf dem Platze (Markte) ſieht man mehrere Schlammgruben, in denen an den Markttagen die Schweine ſich gütlich thun. Neben einer derſelben iſt das Rathaus, ähnlich einer Hirtenwohnung in einem deutſchen Dorfe. Die ganze Stadt beſteht aus zwei Gaſſen, die ſich auf dem Markte durchkreuzen und in der Bodenloſigkeit des Weges wetteifern. Bei naſſer Witterung ſchleift der Wagen auf den Achſen fort, weil die Räder keinen Grund finden, auf dem ſie eingreifen und ſich umdrehen könnten. — Wie aber, fragt man, kommen da die Fußgänger fort? Wer nicht ſtark und kräftig iſt, der wagt ſich nicht heraus, und es tragen Männer und Frauen große ſuchtene Kotſtiefeln, in welchen ſie den Feind überwinden. Gewohnheit macht übrigens die Sache erträglich.

Wer aber glauben möchte, ich hätte die Sache übertrieben, der komme in eine ſolche Stadt, und er wird noch manches hinzuzuſetzen finden.

Reiſt man von Peſth weiter nach Oſten, ſo kommen ſchon Scenen, die gar nicht mehr europäiſch ſind und den ſonderbarſten Eindruck machen. Da ſieht man z. B. Karawanen von Fuhrwerk, das von lauter Walachen beſetzt iſt. Der Habitus dieſer Menſchen iſt ſo eigentümlich und hat ſo viel Ähnlichkeit mit dem, wie man ſich die Wilden in Amerika denkt, daß man im Anfang ganz in ihren Anblick ſich vertieft. Man tritt zu dieſen Menſchen voller Furcht und Mißtrauen heran, findet aber bald, daß ſie viel Gutmütigkeit beſitzen, ja noch ehrlicher ſind, als viele ſehr civiliſierte Leute.

Iſt man auf einer und derſelben Ebene zwei Tage lang im vollſten Galopp gefahren, dann empfindet man ein wahrhaftes Wonnegefühl, ein-

mal wieder Berge zu erblicken. Sobald man den ersten Gebirgskranz überschritten hat, tritt man in ein neues, von Ungarn gänzlich verschiedenes Land — Siebenbürgen. Enge Päſſe führen in dies romantiſche Bergland, wo noch Bären und Wölfe hauſen, wo die Bergeshäupter noch im Schnee erglänzen, wenn auf der Ebene ſchon die Ernte naht, wo man Zuflucht findet vor dem Staube und der Hitze der Puſzten und das Auge ſich wieder erquickt an dem ſaftigen Grün der Bergwieſen und an einer friſchblühenden mannigfaltigen Flora.

Das Volk iſt arm, aber fröhlich und heiter. Sorgloſer können ſelbſt die Wilden nicht ſein, als die Walachen. Wird ihm eine reichliche Ernte zuteil, ſo ſieht der Walache das als eine Fügung des Himmels an, der Ruhe und dem Müſſiggange ſich zu überlaſſen. Da darf man ſich nicht wundern, wenn die Dörfer nur notdürftige Hütten ſind und allenthalben die bitterſte Armut ſichtbar iſt. Übrigens hat dieſer Volksſtamm außerordentlich wenig Bedürfniſſe, und ſolche, die leicht zu befriedigen ſind. Was mir an den Ortſchaften der Walachen gefiel, und was ſie vor denen der Magyaren auszeichnet, das ſind die Obſtgärten. Überall, auch um die elendeſten Hütten, zieht ſich ein Gärtchen mit Obſtbäumen, wo bei den Ungarn alles kahl und öde iſt. Die Pflaumen (Zwetſchen) pflegt man vorzüglich, denn ſie geben den Stoff zu dem beliebten Slibowitz (Zwetſchenbranntwein), den man in jeder Haushaltung ſelbſt zubereitet. Daher iſt auch die Trunkenheit — ohnedies eine Leidenſchaft der Walachen — in den Jahren am größten, wo die Zwetſchen gut geraten.

In einem Dorfe an der Maroſch in Siebenbürgen, einem Grafen gehörig, wurden Schafe gewaſchen, die dabei angeſtellten Walachen und Zigeuner waren alle ſehr munter und betrachteten die Sache als ein Feſt. Da die Schafe Tiere von edlem Blute waren, ſo mußte große Sorgfalt auf ſie verwendet werden, welche die Leute aber, da ſie bereits anfingen, von dem geſpendeten Branntwein berauſcht zu werden, mitunter aus den Augen ſetzten. So kam es denn, daß ein edler Widder aus der Reihe ging und in den Strom geriet, von welchem er fortgetrieben wurde. Kaum ſah ich dies, als ich einem dabei befindlichen deutſchen Schäfer zurief, ihm nachzugehen; er getraute ſich aber nicht, weil er des Schwimmens unkundig war. Da wandte ich mich raſch an einen alten, nicht weit von mir im Waſſer ſtehenden Zigeuner, zeigte ihm einen Zwanziger als Prämie, und im Nu ſtürzte er ſich in den Strom, kam dem Widder nach, erfaßte ihn bei den Hörnern und brachte ihn im Triumph heraus. Der Jubel ſeiner Kameraden war groß, aber alle beneideten ihn um den erhaltenen Preis, und man ſah es ihnen an, daß, hätten ſie anders gekonnt, ſie noch mehrere der edlen Tiere hätten in den Strom treiben laſſen, um eine gleiche Prämie zu gewinnen. Nach vollendeter Wäſche beluſtigten ſie ſich damit, einander ins Waſſer zu werfen. Da mehr Walachen als Zigeuner waren, und dieſe von jenen geringſchätzig behandelt werden, ſo wurden von ihnen mehrere an Händen und Füßen gefaßt und platt ins Waſſer geworfen, ſo daß ſie tief untertauchten und oft-

mals weite Strecken mit dem Strome trieben. Dennoch geriet keiner in Gefahr zu ertrinken. Indes mußte auch mancher Walach das kalte Bad nehmen, wenn ihn die Zigeuner unerwartet angriffen und über Hals und Kopf in den Fluß warfen. Sieht man dieſe Menſchen in ihrer äußern Erſcheinung, ſo hält man ſie für elend und bedauernswert; beobachtet man ſie aber in ihrem Leben und Treiben und ſieht den überall herrſchenden Humor, ſo möchte man ſie faſt beneiden.

In den Dörfern ſelbſt duldet man die Zigeuner nicht, ſondern geſtattet ihnen nur, ſich außerhalb in der Nähe derſelben anzuſiedeln, wo ſie ſich Erdhütten bauen, die ſie oben mit Baumzweigen, Maisſtroh und Erde bedecken. Sie wählen dazu gern Hügel und lehnen ſich an dieſelben, indem ſie ſich gleich Hamſtern hineinarbeiten. Dieſe Hütten ſind ſehr zahlreich bewohnt, und es hauſt darin alles durcheinander, jung und alt, Menſch und Vieh.

Die größeren Städte dieſes Landes fand ich, wenn auch nicht eben ſchön gebaut, doch ſchön gelegen. Die Hauptſtadt Klauſenburg, am Fuße des Gebirges in einem reizenden Thale gelegen, mit dem ganz maleriſch auf einem Felſen thronenden Schloſſe, fand ich ſehr belebt, und ich hatte anfangs Mühe, ein Unterkommen in einem Wirtshauſe zu finden. Endlich führte mich mein guter Stern vor das Thor, und da fand ich denn eine ganz komfortable Herberge, gute Küche, ein reinliches Zimmer und eine hochgewachſene hübſche Walachin als Stubenmädchen. Ich hatte von dem Wohlklange walachiſcher Lieder gehört und bat daher meine Kellnerin, mir eins zu ſingen. Ohne ſich zu zieren, bemerkte ſie bloß, es werde ſehr ſchlecht ausfallen; ſie ſang aber mit einer klaren und vollen Stimme ſo anmutig, daß ich ihr Stunden lang hätte zuhören können. Die Ähnlichkeit der walachiſchen Sprache mit der italieniſchen macht auch den Geſang in ihr für das Ohr ſehr wohlklingend.

Sehr romantiſch liegt Thorda (Thorenburg), und es nimmt ſich dieſe Stadt in der Ferne beſonders ſchön aus, ſo häßlich und ſchmutzig ſie auch in ihrem Innern iſt. Viel kleiner als Klauſenburg, iſt ſie auch weit weniger belebt und gleicht, namentlich wegen der großen Viehherden, denen man zur Zeit des Austreibens begegnet, mehr einem Dorfe als einer Stadt. Zu den Zeiten der Römer war ſie aber ein wichtiger Platz, und man ſtößt in ihr allenthalben auf römiſche Altertümer.*) Reiſt man weiter gegen Süden, ſo kommt man bei Karlsburg in die Nähe der reichen Gold- und Silberbergwerke, in denen noch unermeßliche Schätze verborgen liegen, welche zwar angeſprochen, aber bei weitem nicht in dem Grade ausgebeutet werden, als ſie verdienen. Der Bergbau iſt hier noch in ſeiner Kindheit. Oft ſind ſchon große Stücke von gediegenem Gold und Silber hier gefunden worden.

*) Die weltbeherrſchenden Römer hatten auch in dieſem fernen Lande, von ihnen Dacia genannt, ihre ſiegreichen Adler aufgepflanzt. Die Provinz Ungarn hieß Pannonia.

Die österreichische Monarchie ist bis zu ihren äußersten Enden mit Schätzen gesegnet, welche, da man erst anfängt, sie zu benutzen, noch für eine späte Zukunft ausreichen und sich nützlich machen werden. Im Osten von Thorda giebt es Salzberge, die wie abgespülte Felsen zu tage stehen und Millionen von Centnern Salz enthalten. Die reichfließende Sole wird aber von einer Regierungswache in Beschlag genommen, und die Umwohner dürfen nur an gewissen Tagen ihre Krüge füllen, um ihren notwendigen Bedarf zu decken.

In den Thälern und an den Bergabhängen machen die überall zerstreuten kleinen Häuschen einen sehr freundlichen Eindruck. Sie werden von den Feldhütern bewohnt, die zugleich Bienenwirte sind. Denn es ist die Bienenzucht sehr einträglich und könnte es noch mehr sein, wenn sie besser betrieben würde.

Kommt man ins Land des echten Husarenvolkes, der Szekler, die vielleicht die Ureinwohner des Landes sind, so erstaunt man über die Ordnung und Reinlichkeit, die man allenthalben findet; auch wird man überrascht von den vielen mineralischen Quellen, die meistenteils sehr stark sind. Man fühlt eine besondere Genugthuung, wenn man diesen kräftigen, kernigen magyarischen Volksstamm, der wie zum Soldaten geschaffen ist, aus eigener Anschauung kennen lernt.

Aber vor allem wohlthuend ist der Eindruck, den das Land der Sachsen auf den deutschen Reisenden macht. Ist auch der Boden nicht gerade der fruchtbarste, so bringt ihn doch Fleiß und Mühe zu einem guten Ertrage. Überall bemerkt man Wohlhabenheit und Behaglichkeit, was neben dem so eben gerühmten Fleiße von der persönlichen Freiheit abzuleiten ist, die hier ein jeder genießt. Es sind aber die hiesigen (meist protestantischen) Deutschen weniger den Sachsen als den Württembergern und Bayern an Sprache und Sitte ähnlich, stammen auch wohl ursprünglich zum großen Teil aus beiden Staaten und heißen deshalb nur Sachsen, weil man in Siebenbürgen alle Deutschen mit diesem Namen beehrt, wie man sie in Ungarn ohne Ausnahme Schwaben nennt. In Hermannstadt fühlt man sich ganz nach Deutschland versetzt, und zwar in seine besten Gegenden. Die Stadt ist gerade nicht prachtvoll gebaut, sie hat das Ansehen einer alten deutschen Mittelstadt, spricht aber sehr durch die Gemütlichkeit seiner Bewohner an, die in den gebildeten Klassen fast alle aus Deutschen bestehen. In den unteren Klassen findet man viele Walachen, auch Zigeuner fehlen nicht. An Sonn- und Festtagen herrscht hier ein Leben, wie in den volkreichsten Gegenden Deutschlands, und es fehlt nicht an Vergnügungen aller Art, wozu unter anderm auch Gesellschaftsgärten, in denen im Sommer Konzerte gegeben werden, gehören. Man vergißt hier völlig, daß man an der Grenze des civilisierten Europa ist. — Leider haben gegenwärtig die Siebenbürger Sachsen durch die Unduldsamkeit der Magyaren und ihre Sucht, alles zu magyarisieren, viel zu leiden gehabt und sind so erbittert worden, daß sie massenhaft nach Amerika auswandern wollen. Zum Teil sind diese sonst

so tüchtigen deutschen Siebenbürger durch ihr zähes Festhalten an altem Herkommen und mittelalterlichen Gerechtsamen, nach welchen man das Ackerland in möglichst wenige Hände zu bringen sucht, an ihrem eigenen Herabkommen Schuld.

## 3. Polnische Dörfer.*)

### 1.

„In einer Quadratmeile hat man das ganze polnische Reich gesehen.“ Diese bekannte Redensart hat insofern recht, als in der ganzen Welt kein Land gleichfarbiger und einförmiger in Sitte, Dialekt und Lebensweise seiner Bewohner wie in Bodenbildung, Kultur und Fruchtbarkeit ist, als Polen. Die Bürger von Slupce gleichen denen von Terespol dergestalt, daß man die Terespoler nach Slupce und die Slupcer nach Terespol setzen könnte, ohne irgend eine Veränderung zu bemerken. Noch auffallender ist die Einförmigkeit des Bauernstandes: wie es dem einen im Glück, Unglück, in Arbeit und Genuß, in Besitztum und Verpflichtung geht, so geht es allen — leider aber allen schlecht.

Sobald man von deutscher Erde, also nicht durch das Großherzogtum Posen oder Galizien, den Fuß über die deutsche Grenze setzt, sieht man augenblicklich, daß man in eine andere Welt geraten ist. Feld, Wald und Wiese, alles hat ein anderes Aussehen.

In der Wildnis des Waldes sind die durchführenden Fahrstraßen unbestimmt, d. h. so breit, daß ein Regiment Soldaten in Front marschieren könnte, wenn nicht allenthalben noch einzelne Baumstümpfe und Büsche ständen, denn die Wege werden nie künstlich gebahnt und sind nicht mehr als die sichtbare Spur von Wagenrädern und Stiefel- und Fußsohlen. Daher macht jeder Wagen und jeder Fuß nach Laune sein eigenes Geleis nach rechts und links, Büsche und junge Bäumchen niederfahrend, und jeder Weg wird zu einer Menge von Pfaden, in deren Terrain, das oft sehr groß ist, weder Busch noch Baum emporkommen kann. Dadurch entstehen weite wüste Bodenflächen, welche zum Walde gezählt werden und doch kaum ein Büschchen hervorbringen. Diese Flächen sehen aus wie Plätze der alten Gespensterromane, auf welche ein Fluch geschleudert worden. Von einer Anpflanzung ist nirgends etwas zu sehen. Wer sollte den Wald anpflanzen? Der Edelmann? wozu? Der Herr hat ja für sein Kamin immer noch Holz genug! Oder der Bauer? Der arme Teufel wäre toll, da der Nutzen doch nur dem Edelmann zu teil wird! Und was würde aus der Pflanzung werden? Der herrschaftliche Hirt soll doch sein Vieh nicht etwa von den jungen Pflanzen

*) Grenzboten II.

zurückhalten? Das wäre dem Burſchen viel zu unbequem! Und die Bauernkinder, deren eins ſeines Vaters drei Schafe, zwei Schweine und fünf Gänſe, das andere eine Kuh, ein Pferd, eine Ziege und drei Zinskapaunen zur Waldweide getrieben bringt? Die Luſt, dem Herrn Edelmann, der ihre Eltern peinigt, Schaden zuzufügen, ſteckt in ihnen als ein Blutsvermächtnis. Es müßte ein Wächter angeſtellt werden. Aber einen Wächter um eines Nutzens willen, der erſt den Kindeskindern zu teil wird — das würde jeder polniſche Grundherr für eine unverantwortliche Tollheit halten. Die Wüſten bleiben demnach, und es iſt am beſten ſo. So will es das alte Herkommen und die Einſicht, die in der neueſten Zeit immer noch die alte iſt.

Tretet aus dem Wald auf die nächſte Wieſe. Auch dieſe gleicht durchaus nicht einer deutſchen. Sie iſt ganz voll Schilf, ſehr verſumpft, und nirgends iſt ein Graben, der merken ließe, daß der Menſch hier wenigſtens die Abſicht gehabt habe, den Sumpf wegzuſchaffen und einen geſunden Graswuchs zu erſchaffen. Wozu eine ſolche Idee? Frißt das Vieh nicht auch Schilf, und iſt es nicht zufrieden, wenn es ſatt iſt — philoſophiert der hochbetitelte, „erleuchtete, vielvermögende“ Grundherr. Was kommt darauf an, ob es ein wenig mehr oder weniger geſund iſt, ob es ein wenig mehr oder weniger Milch giebt, ob ihm ſtatt der Wolle Borſten auf der Haut wachſen, ob die borſtige Wolle ſo weitläufig iſt, daß ſechzehn oder ſiebzehn Pelze zu einem Stein gehören, ob zur Schurzeit bisweilen auf den Büſchen der Trift mehr Wolle zu finden iſt, als auf den Häuten der Tiere? Giebt denn nicht die Herde Milch genug für die Herrſchaft und das Geſinde, und ſchlägt man denn nicht trotz alledem ſo viel Geld aus dem Schafvieh, als der Herr für Ungarwein braucht? — Nein, Gräben werden nicht gezogen. Bleibt man auch im Winter einmal mit dem Reitpferd im Sumpfe ſtecken, es ſchadet nichts; man ſteigt ab und watet heraus, das Pferd findet endlich auch ſeinen Ausweg, ſo gut wie die Kühe und Ochſen, die ja nach der Heuernte täglich dieſe Tour tanzen müſſen. Es kommt zuletzt auch nicht auf einen Beinbruch an, denn er thut nur höchſtens einem Stück Vieh weh; und daß die Raſendecke total zertreten wird, ſchadet auch nicht, denn aus den tauſend fußtiefen Löchern, welche durch die Herde getreten werden, kommen nächſtes Jahr ebenſo viele Tauſend Schilfhalme hervor, und dieſe ſind gut, denn das Vieh frißt ſie. Kurz, die Sache iſt in Ordnung, wir ſind in Polen, und hier hält man nichts von deutſcher Philoſophie.

Das Feld jenſeits der Wieſe hat aber auch ſeine Merkwürdigkeiten, und dieſe harmonieren mit dem Übrigen. Zuletzt zahlloſe Steinblöcke und Baumſtümpfe. Wo dieſe Steine hergekommen ſind, ob als erratiſche Blöcke aus dem hohen Norden, oder als Alluvialtrümmer aus den Felſengebirgen im Krakauer Gubernium und den Karpathen, iſt mir unbekannt. Es ſind Granitblöcke oft von einer Höhe von 2 m über der Erde und einem verhältnismäßigen Durchmeſſer; ihre Anzahl iſt auf manchem Feldſtücke ungeheuer; auf keinem fehlen ſie ganz. Der Pflug muß ſich natürlich bequemen, den ſteinernen Klumpen höflich auszuweichen, und zieht daher ſeine Furchen in

Linien, welche den Windungen eines Fluſſes nicht nachſtehen. Viele dieſer Steinblöcke ſind aber nicht größer als die Prellſteine an den Häuſern unſerer Städte, und wären ſehr leicht wegzuſchaffen. Manche Feldfläche könnte durch 2—3 Handarbeiter und einige Fuhrgeſchirre in wenigen Tagen völlig von den Blöcken gereinigt werden. Aber wozu das wieder? Die Blöcke thun ja keinem Menſchen etwas, und die fröhnenden Bauern werden ſich ſchon mit dem Pfluge durch ſie hinzuwinden wiſſen; und bleibt auch hier und da ein Streifen Land ungepflügt, ſo kommen die Gräſer, die darauf ſproſſen, nach der Ernte doch dem weidenden Vieh zu Nutzen; auf den Flächenraum aber, welchen die Blöcke an ſich wegnehmen, iſt auch nichts zu geben, denn auf dem übrigen Raum wächſt immer noch Getreide genug! Sie ſehen, die Philoſophie des polniſchen Grundherrn, der faſt durchweg ſeine Güter bewirtſchaftet, bleibt konſequent.

Die Baumſtümpfe ferner, welche man zahlreich auf dem Ackerland erblickt, kommen von der Gewohnheit, von Zeit zu Zeit das Feld mit dem Wald zu vertauſchen. Man läßt dann eben ſo viel Feld bewalden, als man Wald zu Feld machen will. Letzteres könnte leicht dergeſtalt geſchehen, daß kein Baumſtumpf ſtehen bliebe. Allein die Bäume mit der Wurzel auszuheben, iſt hier zu Lande zu mühſelig, die Klötze auszuroden, iſt noch viel mühſeliger. Es bleibt alſo weiter nichts übrig, als die Stümpfe der Verweſung zu überlaſſen. Dieſe aber erfordert bei kienigem Holz eine ſehr lange Zeit, und oft ſind die Stümpfe kaum von der Fäulnis angegriffen, wenn die Zeit da iſt, das Feldſtück aufs neue zu bewalden. Bisweilen kommen die Bauern der Fäulnis zu Hilfe, indem ſie Feuer an die Stümpfe legen. Sie richten zwar damit nicht viel aus, ein Sturz bleibt doch übrig und der Klotz in der Erde; dieſe Thätigkeit aber macht ihnen eine kleine Freude und Aufregung.

Noch mehr fallen dem Fremdling auf den polniſchen Feldern die Schlehengebüſche und wilden Äpfel- und Birnbäume auf. Oft findet man ſie in großen Gruppen ſtehen und ſo zahlreich, daß das Feld einem weitläufig bepflanzten Obſtgarten nicht unähnlich ſieht. Wer den erſten Tritt auf den Boden des Polenreichs thut, begreift dieſe wilden Obſtbäume im Fruchtfelde durchaus nicht, da er nicht ihren Nutzen, ſondern nur den Schaden kennt. Unter dem Schatten eines Baumes wächſt bekanntlich nie ein kräftiges Getreide, der Halm wird dünner und die Ähre kümmerlich und meiſt taub. Der Sonnenſtrahl iſt die ſegenſpendende Göttin aller Früchte. Warum verhüllt der Pole ſeine Früchte vor dem Antlitz der Göttin?

Man muß wiſſen, daß dies Buſchwerk die Obſtpflanzung des polniſchen Bauers iſt, er kennt ja keinen andern Apfel als den Holzapfel, und keine andere Pflaume als die Schlehe, denn ein edler Stamm kommt nicht in ſein Bereich; der iſt ein Vorrecht des edelmänniſchen Gartens. Aber ſelbſt viele Edelleute können keine edlen Obſtbäume in ihrem Garten aufweiſen und erfreuen ſich an dieſem heilloſen Obſt, das in Deutſchland kein Bettelbube gern zum Mund bringt. Man muß die Ernte im Herbſt mit anſehen. Da

ziehen Bäuerlein und Weib, Söhne und Töchter, Magd und Knecht hinaus unter die Feldbäume. Man nimmt Säcke und Wagen mit. Die großen Schafpelzmützen ſteigen hinauf in die Äſte, die Haarflechten und Hauben raffen unten am Erdboden auf, und denen oben, wie denen unten merkt man an, daß ſie etwas Koſtbares ernten. Zwar zieht ihnen jeder Biß in die herben kleinen Früchte den Mund zuſammen, gleichwohl eſſen ſie mit wahrer Begeiſterung.

Allerdings wird nur der geringſte Teil dieſes Obſtes friſch genoſſen. Entweder legt man es auf die Böden, läßt es im Winter frieren, damit es weich und mürbe wird, und genießt es dann zum Brot, oder man bäckt es im Ofen, oder man ißt es gekocht als Gemüſe, oder man ſäuert damit Waſſer, welches dann als Suppe genoſſen wird und den Namen Quas (Sauer) führt. Dieſer Quas iſt das unentbehrlichſte Nahrungsmittel des Bauers. In jeder Bauernſtube findet man in der Nähe des Ofens ein aufrechtſtehendes Faß. Das iſt das Quasfaß, die Lebensquelle der Familie, die ewige Zuflucht der Hausfrau, die Würze jedes Mahls. Iſt nur noch Quas im Faſſe, ſo iſt das Volk zufrieden. Die Hausfrau ſchickt dies ſaure Waſſer im Henkeltopfe nebſt einem tüchtigen Stück Brot aufs Feld und iſt ruhig, ihre Hauspflicht iſt gethan, alles andere iſt Nebenſache. Man hat eine Art Doppeltöpfe im Gebrauch, zwei Töpfe an einem Henkel. Der eine Topf iſt ausſchließlich zu Quas, der auch Partſchtſch heißt, beſtimmt. In den andern kommen Kartoffeln, Kraut, Erbſen oder ſonſt etwas. Dieſe zweite Speiſe, obſchon gekocht, befindet ſich in ſehr trockenem Zuſtande. Der Bauer nimmt nun aus der einen Topfhälfte etwas von dem Trocknen auf ſeinen hölzernen Löffel, dann taucht er ihn in die andere Topfhälfte, läßt etwas Quas dazu laufen, und ſo bringt er die Speiſe lecker zum Munde. Seine Frau giebt ihm nur die Elemente ſeines Mahles, er kombiniert ſie. Der Quas aber iſt dabei die Subſtanz, ohne welche keine andere Freude macht; er iſt gleichſam der Vokal der Küche; Erbſen, Kraut u. ſ. w. ſind die Konſonanten. Es iſt gar nicht unintereſſant, einen polniſchen Bauer eſſen zu ſehen.

Ich lebte faſt ein Jahr auf dem Gute eines Polen als Gaſt. Ich hatte mich dazu verſtanden, in ſeiner Wirtſchaft einige deutſche Einrichtungen zu treffen. Meine erſte Thätigkeit während des Winters war, von den nächſten Äckern die Steinblöcke wegſchaffen zu laſſen. Die Bauern halfen mir mit Freuden. Nun aber ſollte die Verheerung an ihre geliebten Obſtbäume gehen. Als ich am Abend den Aufſehern den Befehl gab, für den nächſten Tag die Bauern zu Ausrottung des wilden Baumwuchſes zu beſtellen, ſahen ſie ſich einander mit ſehr langen Geſichtern an. Ich legte mich zur Ruhe, ſie gingen, um zu beſtellen. Kaum war ich eingeſchlummert, als ſich vor meinen Fenſtern hundertſtimmig das Geſchrei erhob: „kochang panie, proszemi pana!“ (Lieber Herr, wir bitten Sie!) Man verlangte eine Audienz. Ich war gnädiger, als hier Brauch, ſprang von meinem Heuſack — ein Heuſack unter dem Schläfer, eine ſchöne ſeidene, wattierte Decke über ihm und ein Roßhaarkiſſen von Saffian unter dem Kopf, ſo iſt es in Polen Sitte und Ge-

Linien, welche den Windungen [illegible] unmittelbar ins Freie führte, wie Steinblöcke sind aber nicht gr[illegible] Gesichtern und Zetergeschrei wohl Städte, und wären sehr l[illegible] das Zimmer. Ihr einziges Wort 2—3 Handarbeiter und [illegible] den Blöcken gereinigt [illegible] ja keinem Mensch[illegible] mit dem Pflu[illegible] ein Streifen [illegible] nach der [illegible] aber, n[illegible] auf [illegible] [illegible] Dutzend edler Obstbäume zum Geschenk zu [illegible] Herr," entgegnete man mir, „die dürfen wir [illegible] denn nicht?" — „Nein, das erlaubt der Herr [illegible] nicht?" — „Weil solches Obst nur den Edel- [illegible] Und habt ihr denn den Herrn Grafen schon deshalb [illegible] aber wir wissen es." — „Ja, gütiger Herr Deutscher," [illegible] Bauer das Wort, „das wissen wir ganz bestimmt, denn [illegible] zwei Pflaumenbäume, die mir ein Samenhändler statt [illegible] hinter die Hütte gesetzt. Kaum waren sie von dem gnä- [illegible] bemerkt worden, so knickte er sie um mit der Erklärung, [illegible] kommen den Bauern nicht zu. Obendrein bekam ich am Wege [illegible] Hiebe von ihm."

[illegible] solchen Verhältnissen wäre es eine Barbarei gewesen, den Befehl [illegible] zu lassen. Ich nahm ihn zurück, und die abscheulichen Bäume [illegible] diese Frage heute noch im Felde. Man sieht hieraus, wie eng ver- [illegible] die Übelstände der polnischen Landwirtschaft mit den Verhältnissen der [illegible] sind, und wie schwer es ist, zu reformieren. — So oft man Wald in Feld umwandeln will, wütet die Axt der frohnenden Bauern mit einer wahren Mordlust gegen die Stämme, aber vor dem Schlehengebüsch, den Holzäpfel- und Holzbirnenbäumen weicht sie mit Pietät zurück. Diese Gewächse gehen wie ein geheiligtes Inventarium von dem Walde an das Feld über.

Auffallend ist ferner an dem polnischen Felde die Methode der Beackerung. Der Acker bildet kein breites Beet, sondern schmale Rücken aus fünf zusammengeworfenen Furchen. Die letzte Furche, welche zwischen zwei Rücken fällt, wird dergestalt ausgestrichen, daß sie den Raum von drei Fruchtfurchen einnimmt. Es ist sehr begreiflich, daß in der ungepflügten Scheidefurche nichts wächst und somit eine ungeheure Bodenfläche vergeudet wird. Ich setzte einmal einem polnischen Edelmanne seinen Verlust bei solcher Arbeit auseinander und erhielt die Antwort: „O, wir bauen ja Getreide genug für uns, wenn wir noch mehr baueten, was sollten wir denn damit machen!" — Was ich hier schildere, ist die Regel, aber eine allgemein gültige Regel. Außer den deutschen Kolonieen sind es nur einige große oder besonders energische Grundherren, welche gerade *diese* Übelstände zu beseitigen suchen; meist mit Hilfe deutscher Beamten.

Doch weiter über Feld. — Was dort vor uns liegt, sieht aus wie eine Versammlung von großen alten Strohhaufen, die unter dem Einfluß

langjähriger Regentropfen und Sonnenstrahlen schwarz gefärbt sind. Es ist das Dorf selbst. Nur eine einzige Farbe ist an diesen verdächtigen Gestalten, den Gebäuden, sichtbar, das häßliche Grauschwarz, welches die Zeit mit ihrem Borstenpinsel den leblosen Dingen aufzustreichen pflegt.

Die Hütten sind von Holzbohlen erbaute und mit Stroh oder Schilf gedeckte ärmliche Gebäude. Ihre Länge richtet sich nach der Länge der Bohlen, die man zum Bau zu verwenden hatte, denn die Bohle muß von einer Ecke des Hauses bis zur gleichseitigen andern reichen. An jedem Ende wird ihr ein Falz eingeschnitten, in welchem sich die Bohle der anderen Seite des Quadrates mit ihrem Falz hineinsenkt. So verbinden und befestigen sich die Hölzer gegenseitig. Durch Schichtung von Bohle auf Bohle entsteht nun ein großer hölzerner Kasten, der im Innern durch zwei hölzerne Scheidewände drei Abteilungen enthält. Die mittlere und größte ist die Stube, auf der einen Seite der Stall für die Kuh und Schafe, auf der andern Seite die Hausflur, welche vor die Öffnung des Backofens führt und zugleich die Futterkammer abgiebt. Ofen und Backofen sind eins, ein ungeheures, plumpes quadratförmiges Lehmgemäuer. Dasselbe nimmt ungefähr den vierten Teil des Stubenraumes weg, reicht aber nicht bis zur Decke empor. Die Oberfläche oder das Plateau dieses Riesenofens gewährt Kindern, Knecht und Magd die Stätte für die Nachtruhe. Hart ist sie zwar, aber warm. — Die Stube besitzt auf jeder Seite ein Fensterchen von zwei Scheiben. Von außen ist auch nicht das mindeste für das gute Aussehen des Baues gethan, weder Kalk noch Farbe sind sichtbar. Man erblickt nur in den Fugen und Lücken der Bohlen alte Lappen und Moosflocken, welche der eindringenden Zugluft wehren. In der Nähe der Hütte steht Scheuer und Ochsenstall, Räume, die nicht einmal aus Bohlen, sondern aus rohen jungen Fichtenstämmen zusammengesetzt sind. Eine Barrière der rohesten Art umschließt diese Gebäude und bildet den Hof.

Aus solchen Gütern besteht das polnische Dorf, und man bedauert die Menschen, die in so melancholischen Nestern wohnen. Da ist auch nichts Erheiterndes zu erblicken, alles häßlich und finster, und das ganze Dorf wegen der sehr weitläufigen Aufstellung der Gebäude öde und leblos. Wer gewöhnt ist an das liebliche Bild der deutschen Dörfer, deren rote Dächer, weiße Schornsteine und blaue Turmkuppeln aus dem fetten dunkeln Grün der Obstbäume hervorschauen wie bunte Blumen aus den Blättern eines Kranzes, der erschrickt vor einem polnischen Dorfe. Keine Bäume um das Dorf, unter zwanzig Dörfern besitzt nur eins eine Kirche, aber auch diese giebt dem Dorfe kein besseres Ansehen, denn sie ist nichts mehr als eine schwarzgraue große Breterbude, vor deren Thür sich auf ebener Erde ein niedriges offenes Balkengerüst befindet, in welchem die Glocken hängen. Dagegen ragen überall riesige Kreuze in die Luft. Jedes Ende des Dorfes, jeder Kreuzweg, selbst mancher Hof besitzt sein Kreuz. Es starrt gewöhnlich weit über die Hütten empor, besteht aber aus nichts weiter als zwei plumpen Balken, oft sogar aus zwei rohen Baumstämmen, welche durch gedrehte

wohnheit — und öffnete die Thür, welche un … wut der polnischen
man das in Polen sehr häufig findet. … eine junge Fichte,
Alsbald drangen mit thränenbetauten … Krone wird ab-
an dreißig Bauern und Bäuerinnen in d… bunden und der
war: „proszę pana, durui drzewinoni! … chter Schmuck
den Obstbäumen.) Es sollte das heißen … Wagebalken
sicherte, daß sie der Feldfrüchte halbe … hat seinen
ich machte dadurch die Leute nicht ver… dwände
Hauswirt im Frühjahr ein Dutze…
machen. — „Ach nein, nein, Herr … und
nicht haben." — „Und warum der… n langen,
Graf nicht." — „Und warum ni… e mit dicken
leuten zukommt." — „Und hab… und Beinkleidern
befragt?" — „Nein, aber wir … und turbanartigem
nahm ein würdiger Bauer d… hnlich tragen sie auch
ich hatte mir einmal zwei … dem Rücken, deren Bänder
Vorspannlohn gab, hinter … uten zusammengebunden sind.
digen Herrn Grafen bemer… nden Baumstümpfen oder auf-
solche Bäume kommen d… tene der schnurrbärtigen Gesichter
weg ein paar Hiebe vor … rhohen das Ungemütliche ihres Anblicks.
Unter solchen Ver… lebendiger, der leichtere Sinn des Geschlechts
ausführen zu lassen. …nden Verhältnisse empor. Auch die Jugend
stehen ohne Frage … Die Tracht der Burschen ist kleidsamer. Sie
knüpft die Übelstä… Filzhütte, das leinene Hemd hängt kuttenartig über
Menschen sind, u… rd von einem breiten rotwollenen Hüftgürtel zusammen-
in Feld umwan… Mädchen verhüllen die Brust durch nichts weiter als
wahren Mord… , welches durchweg den Schnitt eines deutschen Männer-
Holzäpfel- und …
gehen wie ein… Gesichtern aber spricht das Verhältnis der Knechtschaft; Träg-
Auffa… t. Scheu und Angst zeigen sich schnell in Blick und Gebärde.
rung. De… recht der Bauer dem Edelmann und städtisch Gekleideten —
zusammen… chen hält er für einen Edelmann — aus. Aber wenn es nicht
fällt, wir… entblößt er schon auf vierzig bis fünfzig Schritte Entfernung
einnimm… und geht bis zur Erde niedergebeugt, die Mütze dem Empfänger
nicht … gung zugestreckt, vorüber. Die Bäuerin dagegen umfaßt mit ihren
setzte … Kniee des Begrüßten und küßt ihm die Kniee.
a… In jeder Beziehung ist der Bauer abhängig. Als Bursche oder Mäd-
… er genötigt, dem Herrn als Knecht oder Magd zu dienen; als
… oder Braut ist er dem Edelmann unterwürfig, da er von ihm
… zur Ehe bedarf; als verheiratete Person ist er abhängig, da es
… Herrn abhängt, ihn zu einer Wirtschaft und dadurch zu einer Art
… Selbständigkeit gelangen zu lassen; als Wirtschafter ist er abhängig, da
… von der ganzen Wirtschaft sein, sondern alles des Edelmanns Eigen-
… ist; als Vater ist er abhängig, da das Schicksal seiner Kinder von dem

'mann abhängt, der die Zuversicht des Bauern in Bezug auf die schreck-
Militärpflicht seiner Söhne ist.

'ich hat das Dorf keine Schule. Außer in den deutschen Kolo-
nur zwanzig Dörfer in Polen, welche etwas wie eine Schule
ſien sind ebenso wie die polnischen Edelleute der Meinung,
wenn der Bauer viel verstehen lerne. Man meint, er
machen, als jenes Roß, welches plötzlich Menschen-
r abwarf und zertrat. Diese Überzeugung übt im
sehr vielfältige Wirkung aus.
muß man jene Meinung teilen. Was würde Unter-
auer zunächst bringen als eine tiefere und noch pein-
seiner jämmerlichen Lage? Und das ist dem armen
wünschen, wenn gleich sich damit eine Aussicht auf eine
Zukunft verbindet. Seine Dummheit hält ihn wenigstens in
ssen Empfindungslosigkeit. Er gleicht dem Grase, das sich ruhig
ßen treten läßt und alle Jahre neue Halme treibt.

Die Geistlichen sind wackere Leute; sie tragen eifrig dazu bei, die Bauern in Gras zu verwandeln und wie Gras zu rupfen. Man sehe das Gebärden der Bauern, wenn sich ein Nordlicht blicken läßt, ihre Kapriolen vor den Kreuzen und Heiligenbildern bei einer Mondfinsternis, man höre ihr Gebrüll in der Christnacht und an den Tagen gewisser Heiligen, ja man sehe nur einen Bauern sein Morgen- und Abendgebet verrichten, wie da die Lippen vom Gebet bewegt werden, während seine Hand den Hund prügelt; wie schnell er den Hund losläßt, um bei dem bestimmten Worte das Antonius- oder Marienbild an der Wand oder das Weihbecken an der Thür zu küssen; wie er dann wieder zum Tische geht, die große Schafpelzmütze nimmt und mit betenden Lippen eine Jagd gegen gewisse unbeliebte Tierchen in der Mütze anstellt. So etwas muß man ansehen, um zu wissen, wie viel die Geistlichkeit dazu beiträgt, den Bauern in tierischer Dummheit zu erhalten. Freilich sind die einzelnen Geistlichen in der Regel nicht viel klüger.

Die Wirtschaften, in welche der Edelmann Bauern einsetzt, bestehen ungefähr aus folgendem: zwölf Morgen Boden (keine Wiese und kein Garten), eine Hütte zum Wohnen, eine Scheuer und ein Stall, ein paar Zugochsen, eine Kuh, vier Schafe, zwei Ferkel, sechs Hühner und ein Hahn, ein Wagen nach Landessitte, ohne irgend eine Spur von Eisenbeschlag, ein Pflug ohne Räder für ein Ochsenjoch eingerichtet, eine Egge aus Weidenruten geflochten, eine Laterne, eine Flachsbreche, eine Graupenstampfe, ein Kleien- und ein Wasserfaß, eine Waschgelte, zwei Tränkeimer, vier Milchäsche, ein hölzerner Eßnapf und sechs hölzerne Eßlöffel. Das ist das Inventarium, das der Grundherr dem Bauern zur Benutzung übergiebt. Dazu kommen noch als unbewegliche Gutsteile: ein Tisch, dessen Füße als Pfähle in den Erdboden der Stube eingeschlagen sind, und ein großes, aus plumpen Balken gezimmertes Bettgestell, welches mit der hölzernen Wand des Gebäudes dergestalt in Verbindung steht, daß es zu dem Gebäude gehört, ebenso wie die

Bank, welche gleichfalls beim Bau der Hütte entſtanden und ein wandelbarer Teil der Bohlenſchichten der Wand iſt. Zu allem dem gehört noch eine auf dem Schilfdache liegende und zum Schornſtein führende Leiter, welche auf einem dicken aus der Erde hervorragenden Stamme fußt.

Eigentum des Bauern iſt ein Federkopfkiſſen, ein Deckbett und ein Betttuch, welches zugleich ſtatt des Tragkorbes, den man hier nicht kennt, zum Transport der Marktwaren benutzt wird. An dies Privatvermögen hält ſich auch in der Regel der Grundherr, wenn er den Bauern wegen rückſtändiger Frohnen, Kapaunen- oder Eierzinſen ausſpändet. Und faſt ſcheint es, als ob wegen ſolcher Ausſpändung keinem Bauer eine Wirtſchaft übergeben werde, der nicht ein Kopfkiſſen, Deckbett und Betttuch beſitzt.

Bei ſolcher Einrichtung iſt es nur ſchwer möglich, zu Wohlhabenheit zu gelangen; fände der Bauer aber doch den Weg, ſo tritt ihm der Edelmann ſogleich entgegen, indem er ihm das Erübrigte geradezu wegnimmt, und zwar mit der Behauptung, daß dem Bauer nicht mehr zukomme, als ihm übergeben ſei, oder indem er ihm die Wirtſchaft ſchmälert. Beſtellt der Bauer ſein Feld mit Fleiß, und macht er gute Ernten, ſo wird der Grundherr nicht lange zögern, ihm ein Stück des Feldes wegzunehmen. Hat der Bauer in ſeiner Viehzucht Glück, erzieht er vielleicht einige Stiere, oder vergrößert er die Zahl ſeiner Schafe, ſo iſt augenblicklich der Grundherr da und nimmt ihm das überzählige Vieh mit der Behauptung, daß er nicht mehr zu beſitzen das Recht habe, als ihm übergeben ſei, und ihm nur dann ein Stück Vieh nachzuziehen erlaubt ſei, wenn eins von dem Inventarium durch Schlachten oder Sterben in Abgang gekommen ſei. Will der Bauer alſo ſeine Viehzucht nützen, ſo muß er wie ein Spitzbube verfahren, die nachgezogenen Stücke auf alle mögliche Weiſe verbergen (wozu allerdings die Weide in den finſtern Wäldern ein Mittel bietet) und ſie ſo pfiffig als möglich auf den Wochenmarkt der nächſten Stadt zum Verkauf bringen. Er muß der räuberiſchen Hand des Herrn mit ſpitzbübiſcher Schlauheit zuvorkommen. Der Herr erfährt natürlich, daß der Bauer Vieh verkauft hat, und fordert das Geld von ihm. Der Bauer verweigert das unter Vorwänden aller Art und rettet es dann wohl, darf ſich aber eine Ladung Stock- oder Knutenhiebe nicht verdrießen laſſen, deren Erteilung der Herr zur Verſöhnung ſeines Herzens nötig hat. Ich war Augenzeuge, daß ein Bauer in dem hier angegebenen Falle ſechzig Hiebe bekam. Die Exekution fruchtete nicht, und auf Befehl des Herrn wurde ſie an verſchiedenen Tagen fünfmal wiederholt. Allein der Bauer war nicht zu bewegen, ſein Geld herauszugeben oder den Ort zu bezeichnen, an welchem er es aufbewahrte. Als er nun auch nach der ſechſten Exekution noch männlich behauptete, er dürfe das Geld nicht hergeben, oder verraten, weil ihm ſein Patron, der heilige Antonius, im Traum geboten habe, lieber den Tod zu erleiden, als das zu thun, ſo war die Geduld des Herrn erſchöpft. Wütend reißt dieſer die Knute aus der Hand ſeines Aufſehers, walkt den Bauer eigenhändig noch mit einigen furchtbaren Streichen und ſchließt den Prozeß mit den Worten:

„Jetzt behalte dein Geld, Hundsfott!“ Wie von einem Gott ergriffen, ſpringt der Bauer, deſſen Schmerzgebrüll eben noch das Gehöfte erfüllte, empor von der Strohſchütte, umarmt und küßt die Füße des Herrn, ſtürzt wie toll unter ein nahes Kreuz und umarmt dies, unaufhörlich in höchſter Freude ſchreiend: „Herr Gott, nun danke ich dir, nun iſt das Geld mein.“

## 2.

Folgen Sie mir aus dem Bauernhof auf den Edelhof. Er iſt vom Dorfe getrennt, und beide liegen zuweilen weit von einander ab. Vielleicht ſoll die Entfernung den Abſtand des Adels vom Bauernſtande andeuten. Allein in der Erſcheinung iſt kein großer Unterſchied zwiſchen ihm und dem Dorfe. Die Brandſtiftungsluſt der Bauern macht eine ſehr weitläufige Aufſtellung der Gebäude nötig, daher findet man ſie in der Regel wie die Häuſer einer Kolonie über einen großen Flächenraum zerſtreut. Die Scheuern ſtehen oft tief im Felde und ſcheinen gar nicht zu den übrigen Gebäuden zu gehören. Die Ställe und der Speicher befinden ſich auf verſchiedenen Seiten näher dem Wohnhaus, am nächſten dem Pferdeſtall, denn die Pferde ſind die Lieblinge des Herrn, obgleich wegen der ſchlechten Züchtung oft elende, krüppelhafte Tiere. Der Gutsherr nennt ſeinen Pferdeſtall Marſtall, er iſt aber in der Regel nicht mehr, als ein ungeheuerer Kaſten von Bohlen oder rohen Baumſtämmen.

Sein Wohnhaus nennt der Edelmann Palac (Palaſt), weil er ſelbſt ein jasnie wielmozny Pan (ein erlauchter und vielvermögender Herr) iſt. Daß die Mitglieder des polniſchen Adels einſt unter blutigen Prügeleien „Könige“ gemacht haben, das wird nie von ihnen vergeſſen werden und bläſt ſie durch alle Geſchlechter auf. Wehe dem Bauer oder Aufſeher, der es wagen wollte, das Haus des Herrn anders zu nennen, als panski palac, eine unmäßige Tracht von Prügeln würde die unverzögerte Folge ſein. Das Sprichwort des Edelmanns iſt: „jam Król na woijem grundie,“ ich bin König auf meinem Grund und Boden. Aber ſein Palaſt iſt doch nicht viel beſſer als eine Hütte ohne Stockwerke, nur mit Schindeln gedeckt und wie ein Bauernhaus aus Holzbohlen zuſammengeſetzt, aber durch weißen Kalkanſtrich geſchmückt. Doch der Umfang des Palaſtes iſt bedeutender als der der Chalupa, zum wenigſten enthält er einen Küchenraum, eine große Parzelle, welche Speiſeſaal genannt wird und der Familie zum Empfang der Gäſte und geſelligen Verkehr dient; außerdem noch zwei Stuben des Herrn, die andern der gnädigen Frau. Alle dieſe Zimmer ſind gedielt, auch ſind die Bohlenwände bisweilen mit Kalk übertüncht und geebnet. Allein der Kalk iſt der ganze Farbenſchmuck, denn ein gemaltes Zimmer iſt ſehr ſelten zu finden. Gardinen, Bilder und andere Bedürfniſſe des europäiſchen Weſtens fehlen ſehr oft, und die Möbel ſind dann die rohen Produkte axtgeſchickter Bauern, gewöhnlich mit ſchwarzer Ölfarbe überſtrichen. Sekretäre, Kommoden, Spiegel und Sofa findet man in der Regel nicht; Stühle, Tiſche und plumpe in die Holzbohlenwand gearbeitete Schränke, welche eben ſo wie die

Wände mit Kalk beſtrichen ſind, bilden den Hausrat, dazu einige große hölzerne Kaſten, welche den Dienſt des Kleiderſpindes verrichten. Kammern ſind ſelten vorhanden; man ſchläft in den Stuben, die Gäſte im Speiſeſaal auf einer Streu, die am Tage wieder weggeräumt wird. Jeder Pole iſt, da ihm die Gebräuche ſeines Landes heilig ſind, mit derartigen Gaſtbetten vollkommen zufrieden. Auf der Beſitzung eines Grafen Scarbec war ich einmal der Schlafgenoſſe eines jungen Fürſten Lubecki, eines ungewöhnlich ſtolzen Burſchen, aber weder die Streu, noch ihre kleinen Inſaſſen befremdeten ihn. Natürlich giebt es viele Ausnahmen. So beſitzt der Graf Potocki in Wilanow ein ganz hübſches Wohnhaus, und auf dem ehemalig Czartoryski'ſchen, wie auch auf den fürſtlich Zamoiski'ſchen und Jablonowski'ſchen Herrſchaften findet man einige Gebäude, die den Titel Palais zu führen berechtigt ſind. Aber ſolche ſind ſo große Seltenheiten, daß die Polen ſie für Sehenswürdigkeiten halten und zum Zielpunkt ihrer Vergnügungsreiſen machen.

Seltſamer Weiſe befinden ſich in der Regel nahe beim Palaſt die Schweineſtälle. Sie zeichnen ſich durch Tüchtigkeit und Eleganz des Baues vor allen andern Wirtſchaftsgebäuden aus. Es iſt dies ſonderbar, da der polniſche Edelmann nie etwas vom Schwein genießt, ausgenommen das wenige Fett, welches die Zubereitung der Speiſen erfordert. Das Fleiſch der Schweine wird dem Geſinde zu teil. Und doch iſt ihre Zucht der einzige Zweig der polniſchen Landwirtſchaft, welcher den deutſchen Viehzüchtern zum Beiſpiel dienen könnte. Die Raſſe iſt ungleich kräftiger als in Deutſchland. Die fortwährende Weide während des Sommers, welche freilich in Deutſchland, außer etwa in Weſtphalen, unmöglich wäre, iſt ihnen beſonders zuträglich, und die polniſchen Schweine beſitzen deshalb eine Lebensluſt, welche den Deutſchen in Verwunderung verſetzt. Man muß eine Herde ſich in den Brüchen und Moräſten des Landes tummeln ſehen. Welch grotesker Humor in dieſen für dumm und melancholiſch gehaltenen Tieren!

Es macht keine Freude, die übrigen Teile des Edelhofes aufzuſuchen und zu betrachten. Dort enthält eine erbärmliche hölzerne Hütte ein Art von Branntweinbrennerei, hier ein eben ſolches Gebäude eine ſchlechte Brauerei. Ein gutgefügtes Bohlengebäude in der Nähe des Palais umſchließt die Naturalienvorräte, und mit ihm in Verbindung ſteht in der Regel ein ebenſo dicht und feſtgebautes Ställchen, in welchem die Füchſe aufbewahrt werden.

Denn der polniſche Edelherr iſt ein überaus leidenſchaftlicher Freund der Fuchshetzen. Das ganze Jahr hindurch fängt er Füchſe, kauft dieſelben auch wohl auf, um im Herbſt ſeine Hetzen zu halten. Dazu ladet er die ganze adelige Nachbarſchaft ein. Zunächſt wird ein ſplendides Mahl eingenommen, dann ſchwingt ſich alles auf die Pferde. Der Grundherr dirigiert — das iſt ſein Vorrecht — die Hundekoppeln und reitet daher in einer wahren Wolke von Windhunden. So geht es auf den Hetzplatz, gewöhnlich eine ebene, vom Walde begrenzte Feld- und Wieſenfläche. Die Reiter außer dem Grundherrn und einigen Hetzgehilfen beſetzen den Wald. Nun werden

die Füchſe je zwei in großen Körben oder Säcken gebracht, und der erſte Akt beginnt, indem der Grundherr die Hunde ihre Feinde wittern läßt und ihre Begierde reizt. Der erlauchte Feſtgeber gerät dabei zuweilen in Balgerei mit ſeinen gierigen Hunden, und es mag nicht ſelten vorkommen, daß er, wie einſt Herr von Kozowski, der Beſitzer der Stadt Lowicz, von den Hunden an den Koppelleinen vom Pferde gezogen und mit fortgeſchleift wird. Endlich entläßt man zwei Füchſe aus ihrem Gefängnis. Einen Augenblick ſtehen die Tiere verdutzt, plötzlich ergreifen ſie die Flucht, hinter ihnen toben die wütenden Hunde. Natürlich eilt der Fuchs dem Walde zu; aber noch iſt er demſelben nicht nahe, da ſprengt ihm ein Reiter in den Weg. Er läuft in eine andere Richtung, allein er findet ein gleiches Hindernis. So werden die von Angſt gequälten Tiere eine zeitlang auf dem Platze umhergetrieben, bis der Grundherr das Ende einer Koppelleine ſeiner Hand entſchlüpfen läßt. Sogleich ſtürzen ſechs bis acht Windhunde den Füchſen nach. Nun erreicht das Schauſpiel ſeinen Höhepunkt. Alles iſt in gewaltigſter Thätigkeit, die Füchſe, um in den Wald zu entkommen, die Hunde, um die Füchſe zu packen, die Reiter, um ſie nicht durch ihre Linie kommen zu laſſen, und der Grundherr, um die Überſicht über die Wendungen des Schauſpiels zu behalten und im ſchlimmſten Falle eine zweite Koppel zu entſenden. Das gewöhnliche Ende iſt, daß die Füchſe von den Hunden gefaßt und zerriſſen werden. Doch geſchieht es auch nicht ſelten, daß ein Individuum des ſchlauen Geſchlechts entkommt. In der höchſten Not ſind die furchtſamen Tiere wohl auch einer Art von Heldenmut fähig, ſie wenden ſich dann um und ſtürzen auf die Hunde, bisweilen ſogar auf die Pferde. Bei einer Fuchshetze unweit Szczebrzeszyn geſchah es, daß ein Fuchs ein Pferd biß. Das Pferd bäumte und überſchlug ſich mit dem Reiter, Reiter und Pferd wälzten ſich am Erdboden, die Windhunde in der Blindheit ihrer Begierde ſtürzten auf beide und zerfleiſchten ſie gräßlich. Das Pferd kam beſſer weg als der Reiter, der faſt zerriſſen wurde. Der Fuchs aber, den die Hunde bei dem Ereignis aus den Augen verloren hatten, entkam glücklich.

Man ſieht daraus, daß Fuchshetzen auch ihre kleinen Gefahren haben. Überhaupt ſind die Windhunde nicht ungefährliche Jagdgehilfen. Sie ſind ſehr dumm, ſobald ihre Begierde, etwas zu packen, erregt worden iſt. Wehe dem lebendigen Weſen, welches zufällig zwiſchen ſie und das Ziel, auf welches ſie losſchießen, gerät, denn ſie unterſcheiden in ihrer Wut ſehr ſchlecht. Ich bin mehrmals bei den Fuchshetzen Augenzeuge von gefährlichen Angriffen der Windhunde auf Menſchen geweſen.

Der patriarchaliſche Zuſtand des polniſchen Edelhofes wird auch an den Wirtſchaftsgeräten ſichtbar. Sie ſind ganz von der unvollkommenen Art wie die des Bauern, und beſtehen auch nur in Wagen, Pflug und Egge. Die Wagen entbehren nicht ſo gänzlich des eiſernen Beſchlags, wenigſtens haben die Pferdewagen zwei Spanneiſen, welche die Zugwage mit den äußerſten Enden der Vorderachſen verbinden. Auf vielen Edelhöfen findet man Pflüge und Eggen gar nicht, weil die Feldarbeit von den Bauern verrichtet werden

Linien, welche den Windungen eines Fluſſes nicht nachſtehen. Viele dieſer Steinblöcke ſind aber nicht größer als die Prellſteine an den Häuſern unſerer Städte, und wären ſehr leicht wegzuſchaffen. Manche Feldfläche könnte durch 2—3 Handarbeiter und einige Fuhrgeſchirre in wenigen Tagen völlig von den Blöcken gereinigt werden. Aber wozu das wieder? Die Blöcke thun ja keinem Menſchen etwas, und die fröhnenden Bauern werden ſich ſchon mit dem Pfluge durch ſie hinzuwinden wiſſen; und bleibt auch hier und da ein Streifen Land ungepflügt, ſo kommen die Gräſer, die darauf ſproſſen, nach der Ernte doch dem weidenden Vieh zu Nutzen; auf den Flächenraum aber, welchen die Blöcke an ſich wegnehmen, iſt auch nichts zu geben, denn auf dem übrigen Raum wächſt immer noch Getreide genug! Sie ſehen, die Philoſophie des polniſchen Grundherrn, der faſt durchweg ſeine Güter bewirtſchaftet, bleibt konſequent.

Die Baumſtümpfe ferner, welche man zahlreich auf dem Ackerland erblickt, kommen von der Gewohnheit, von Zeit zu Zeit das Feld mit dem Wald zu vertauſchen. Man läßt dann eben ſo viel Feld bewalden, als man Wald zu Feld machen will. Letzteres könnte leicht dergeſtalt geſchehen, daß kein Baumſtumpf ſtehen bliebe. Allein die Bäume mit der Wurzel auszuheben, iſt hier zu Lande zu mühſelig, die Klötze auszuroden, iſt noch viel mühſeliger. Es bleibt alſo weiter nichts übrig, als die Stümpfe der Verweſung zu überlaſſen. Dieſe aber erfordert bei kienigem Holz eine ſehr lange Zeit, und oft ſind die Stümpfe kaum von der Fäulnis angegriffen, wenn die Zeit da iſt, das Feldſtück aufs neue zu bewalden. Bisweilen kommen die Bauern der Fäulnis zu Hilfe, indem ſie Feuer an die Stümpfe legen. Sie richten zwar damit nicht viel aus, ein Sturz bleibt doch übrig und der Klotz in der Erde; dieſe Thätigkeit aber macht ihnen eine kleine Freude und Aufregung.

Noch mehr fallen dem Fremdling auf den polniſchen Feldern die Schlehengebüſche und wilden Äpfel- und Birnbäume auf. Oft findet man ſie in großen Gruppen ſtehen und ſo zahlreich, daß das Feld einem weitläufig bepflanzten Obſtgarten nicht unähnlich ſieht. Wer den erſten Tritt auf den Boden des Polenreichs thut, begreift dieſe wilden Obſtbäume im Fruchtfelde durchaus nicht, da er nicht ihren Nutzen, ſondern nur den Schaden kennt. Unter dem Schatten eines Baumes wächſt bekanntlich nie ein kräftiges Getreide, der Halm wird dünner und die Ähre kümmerlich und meiſt taub. Der Sonnenſtrahl iſt die ſegenſpendende Göttin aller Früchte. Warum verhüllt der Pole ſeine Früchte vor dem Antlitz der Göttin?

Man muß wiſſen, daß dies Buſchwerk die Obſtpflanzung des polniſchen Bauers iſt, er kennt ja keinen andern Apfel als den Holzapfel, und keine andere Pflaume als die Schlehe, denn ein edler Stamm kommt nicht in ſein Bereich; der iſt ein Vorrecht des edelmänniſchen Gartens. Aber ſelbſt viele Edelleute können keine edlen Obſtbäume in ihrem Garten aufweiſen und erfreuen ſich an dieſem heilloſen Obſt, das in Deutſchland kein Bettelbube gern zum Mund bringt. Man muß die Ernte im Herbſt mit anſehen. Da

ziehen Bäuerlein und Weib, Söhne und Töchter, Magd und Knecht hinaus unter die Feldbäume. Man nimmt Säcke und Wagen mit. Die großen Schafpelzmützen ſteigen hinauf in die Äſte, die Haarflechten und Hauben raffen unten am Erdboden auf, und denen oben, wie denen unten merkt man an, daß ſie etwas Koſtbares ernten. Zwar zieht ihnen jeder Biß in die herben kleinen Früchte den Mund zuſammen, gleichwohl eſſen ſie mit wahrer Begeiſterung.

Allerdings wird nur der geringſte Teil dieſes Obſtes friſch genoſſen. Entweder legt man es auf die Böden, läßt es im Winter frieren, damit es weich und mürbe wird, und genießt es dann zum Brot, oder man bäckt es im Ofen, oder man ißt es gekocht als Gemüſe, oder man ſäuert damit Waſſer, welches dann als Suppe genoſſen wird und den Namen Quas (Sauer) führt. Dieſer Quas iſt das unentbehrlichſte Nahrungsmittel des Bauers. In jeder Bauernſtube findet man in der Nähe des Ofens ein aufrechtſtehendes Faß. Das iſt das Quasfaß, die Lebensquelle der Familie, die ewige Zuflucht der Hausfrau, die Würze jedes Mahls. Iſt nur noch Quas im Faſſe, ſo iſt das Volk zufrieden. Die Hausfrau ſchickt dies ſaure Waſſer im Henkeltopfe nebſt einem tüchtigen Stück Brot aufs Feld und iſt ruhig, ihre Hauspflicht iſt gethan, alles andere iſt Nebenſache. Man hat eine Art Doppeltöpfe im Gebrauch, zwei Töpfe an einem Henkel. Der eine Topf iſt ausſchließlich zu Quas, der auch Partſchtſch heißt, beſtimmt. In den andern kommen Kartoffeln, Kraut, Erbſen oder ſonſt etwas. Dieſe zweite Speiſe, obſchon gekocht, befindet ſich in ſehr trockenem Zuſtande. Der Bauer nimmt nun aus der einen Topfhälfte etwas von dem Trocknen auf ſeinen hölzernen Löffel, dann taucht er ihn in die andere Topfhälfte, läßt etwas Quas dazu laufen, und ſo bringt er die Speiſe lecker zum Munde. Seine Frau giebt ihm nur die Elemente ſeines Mahles, er kombiniert ſie. Der Quas aber iſt dabei die Subſtanz, ohne welche keine andere Freude macht; er iſt gleichſam der Vokal der Küche; Erbſen, Kraut u. ſ. w. ſind die Konſonanten. Es iſt gar nicht unintereſſant, einen polniſchen Bauer eſſen zu ſehen.

Ich lebte faſt ein Jahr auf dem Gute eines Polen als Gaſt. Ich hatte mich dazu verſtanden, in ſeiner Wirtſchaft einige deutſche Einrichtungen zu treffen. Meine erſte Thätigkeit während des Winters war, von den nächſten Äckern die Steinblöcke wegſchaffen zu laſſen. Die Bauern halfen mir mit Freuden. Nun aber ſollte die Verheerung an ihre geliebten Obſtbäume gehen. Als ich am Abend den Aufſehern den Befehl gab, für den nächſten Tag die Bauern zu Ausrottung des wilden Baumwuchſes zu beſtellen, ſahen ſie ſich einander mit ſehr langen Geſichtern an. Ich legte mich zur Ruhe, ſie gingen, um zu beſtellen. Kaum war ich eingeſchlummert, als ſich vor meinen Fenſtern hundertſtimmig das Geſchrei erhob: „kochang panie, proszemi pana!“ (Lieber Herr, wir bitten Sie!) Man verlangte eine Audienz. Ich war gnädiger, als hier Brauch, ſprang von meinem Heuſack — ein Heuſack unter dem Schläfer, eine ſchöne ſeidene, wattierte Decke über ihm und ein Roßhaarkiſſen von Saffian unter dem Kopf, ſo iſt es in Polen Sitte und Ge-

Linien, welche den Windungen eines Fluſſes nicht nachſtehen. Viele dieſer Steinblöcke ſind aber nicht größer als die Prellſteine an den Häuſern unſerer Städte, und wären ſehr leicht wegzuſchaffen. Manche Feldfläche könnte durch 2—3 Handarbeiter und einige Fuhrgeſchirre in wenigen Tagen völlig von den Blöcken gereinigt werden. Aber wozu das wieder? Die Blöcke thun ja keinem Menſchen etwas, und die fröhnenden Bauern werden ſich ſchon mit dem Pfluge durch ſie hinzuwinden wiſſen; und bleibt auch hier und da ein Streifen Land ungepflügt, ſo kommen die Gräſer, die darauf ſproſſen, nach der Ernte doch dem weidenden Vieh zu Nutzen; auf den Flächenraum aber, welchen die Blöcke an ſich wegnehmen, iſt auch nichts zu geben, denn auf dem übrigen Raum wächſt immer noch Getreide genug! Sie ſehen, die Philoſophie des polniſchen Grundherrn, der faſt durchweg ſeine Güter bewirtſchaftet, bleibt konſequent.

Die Baumſtümpfe ferner, welche man zahlreich auf dem Ackerland erblickt, kommen von der Gewohnheit, von Zeit zu Zeit das Feld mit dem Wald zu vertauſchen. Man läßt dann eben ſo viel Feld bewalden, als man Wald zu Feld machen will. Letzteres könnte leicht dergeſtalt geſchehen, daß kein Baumſtumpf ſtehen bliebe. Allein die Bäume mit der Wurzel auszuheben, iſt hier zu Lande zu mühſelig, die Klötze auszuroden, iſt noch viel mühſeliger. Es bleibt alſo weiter nichts übrig, als die Stümpfe der Verweſung zu überlaſſen. Dieſe aber erfordert bei kienigem Holz eine ſehr lange Zeit, und oft ſind die Stümpfe kaum von der Fäulnis angegriffen, wenn die Zeit da iſt, das Feldſtück aufs neue zu bewalden. Bisweilen kommen die Bauern der Fäulnis zu Hilfe, indem ſie Feuer an die Stümpfe legen. Sie richten zwar damit nicht viel aus, ein Sturz bleibt doch übrig und der Klotz in der Erde; dieſe Thätigkeit aber macht ihnen eine kleine Freude und Aufregung.

Noch mehr fallen dem Fremdling auf den polniſchen Feldern die Schlehengebüſche und wilden Äpfel- und Birnbäume auf. Oft findet man ſie in großen Gruppen ſtehen und ſo zahlreich, daß das Feld einem weitläufig bepflanzten Obſtgarten nicht unähnlich ſieht. Wer den erſten Tritt auf den Boden des Polenreichs thut, begreift dieſe wilden Obſtbäume im Fruchtfelde durchaus nicht, da er nicht ihren Nutzen, ſondern nur den Schaden kennt. Unter dem Schatten eines Baumes wächſt bekanntlich nie ein kräftiges Getreide, der Halm wird dünner und die Ähre kümmerlich und meiſt taub. Der Sonnenſtrahl iſt die ſegenſpendende Göttin aller Früchte. Warum verhüllt der Pole ſeine Früchte vor dem Antlitz der Göttin?

Man muß wiſſen, daß dies Buſchwerk die Obſtpflanzung des polniſchen Bauers iſt, er kennt ja keinen andern Apfel als den Holzapfel, und keine andere Pflaume als die Schlehe, denn ein edler Stamm kommt nicht in ſein Bereich; der iſt ein Vorrecht des edelmänniſchen Gartens. Aber ſelbſt viele Edelleute können keine edlen Obſtbäume in ihrem Garten aufweiſen und erfreuen ſich an dieſem heilloſen Obſt, das in Deutſchland kein Bettelbube gern zum Mund bringt. Man muß die Ernte im Herbſt mit anſehen. Da

ziehen Bäuerlein und Weib, Söhne und Töchter, Magd und Knecht hinaus unter die Feldbäume. Man nimmt Säcke und Wagen mit. Die großen Schafpelzmützen ſteigen hinauf in die Äſte, die Haarflechten und Hauben raffen unten am Erdboden auf, und denen oben, wie denen unten merkt man an, daß ſie etwas Koſtbares ernten. Zwar zieht ihnen jeder Biß in die herben kleinen Früchte den Mund zuſammen, gleichwohl eſſen ſie mit wahrer Begeiſterung.

Allerdings wird nur der geringſte Teil dieſes Obſtes friſch genoſſen. Entweder legt man es auf die Böden, läßt es im Winter frieren, damit es weich und mürbe wird, und genießt es dann zum Brot, oder man bäckt es im Ofen, oder man ißt es gekocht als Gemüſe, oder man ſäuert damit Waſſer, welches dann als Suppe genoſſen wird und den Namen Quas (Sauer) führt. Dieſer Quas iſt das unentbehrlichſte Nahrungsmittel des Bauers. In jeder Bauernſtube findet man in der Nähe des Ofens ein aufrechtſtehendes Faß. Das iſt das Quasfaß, die Lebensquelle der Familie, die ewige Zuflucht der Hausfrau, die Würze jedes Mahls. Iſt nur noch Quas im Faſſe, ſo iſt das Volk zufrieden. Die Hausfrau ſchickt dies ſaure Waſſer im Henkeltopfe nebſt einem tüchtigen Stück Brot aufs Feld und iſt ruhig, ihre Hauspflicht iſt gethan, alles andere iſt Nebenſache. Man hat eine Art Doppeltöpfe im Gebrauch, zwei Töpfe an einem Henkel. Der eine Topf iſt ausſchließlich zu Quas, der auch Partſchtſch heißt, beſtimmt. In den andern kommen Kartoffeln, Kraut, Erbſen oder ſonſt etwas. Dieſe zweite Speiſe, obſchon gekocht, befindet ſich in ſehr trockenem Zuſtande. Der Bauer nimmt nun aus der einen Topfhälfte etwas von dem Trocknen auf ſeinen hölzernen Löffel, dann taucht er ihn in die andere Topfhälfte, läßt etwas Quas dazu laufen, und ſo bringt er die Speiſe lecker zum Munde. Seine Frau giebt ihm nur die Elemente ſeines Mahles, er kombiniert ſie. Der Quas aber iſt dabei die Subſtanz, ohne welche keine andere Freude macht; er iſt gleichſam der Vokal der Küche; Erbſen, Kraut u. ſ. w. ſind die Konſonanten. Es iſt gar nicht unintereſſant, einen polniſchen Bauer eſſen zu ſehen.

Ich lebte faſt ein Jahr auf dem Gute eines Polen als Gaſt. Ich hatte mich dazu verſtanden, in ſeiner Wirtſchaft einige deutſche Einrichtungen zu treffen. Meine erſte Thätigkeit während des Winters war, von den nächſten Äckern die Steinblöcke wegſchaffen zu laſſen. Die Bauern halfen mir mit Freuden. Nun aber ſollte die Verheerung an ihre geliebten Obſtbäume gehen. Als ich am Abend den Aufſehern den Befehl gab, für den nächſten Tag die Bauern zu Ausrottung des wilden Baumwuchſes zu beſtellen, ſahen ſie ſich einander mit ſehr langen Geſichtern an. Ich legte mich zur Ruhe, ſie gingen, um zu beſtellen. Kaum war ich eingeſchlummert, als ſich vor meinen Fenſtern hundertſtimmig das Geſchrei erhob: „kochang panie, proszemi pana!“ (Lieber Herr, wir bitten Sie!) Man verlangte eine Audienz. Ich war gnädiger, als hier Brauch, ſprang von meinem Heuſack — ein Heuſack unter dem Schläfer, eine ſchöne ſeidene, wattierte Decke über ihm und ein Roßhaarkiſſen von Saffian unter dem Kopf, ſo iſt es in Polen Sitte und Ge-

Linien, welche den Windungen eines Fluſſes nicht nachſtehen. Viele dieſer Steinblöcke ſind aber nicht größer als die Prellſteine an den Häuſern unſerer Städte, und wären ſehr leicht wegzuſchaffen. Manche Feldfläche könnte durch 2—3 Handarbeiter und einige Fuhrgeſchirre in wenigen Tagen völlig von den Blöcken gereinigt werden. Aber wozu das wieder? Die Blöcke thun ja keinem Menſchen etwas, und die fröhnenden Bauern werden ſich ſchon mit dem Pfluge durch ſie hinzuwinden wiſſen; und bleibt auch hier und da ein Streifen Land ungepflügt, ſo kommen die Gräſer, die darauf ſproſſen, nach der Ernte doch dem weidenden Vieh zu Nutzen; auf den Flächenraum aber, welchen die Blöcke an ſich wegnehmen, iſt auch nichts zu geben, denn auf dem übrigen Raum wächſt immer noch Getreide genug! Sie ſehen, die Philoſophie des polniſchen Grundherrn, der faſt durchweg ſeine Güter bewirtſchaftet, bleibt konſequent.

Die Baumſtümpfe ferner, welche man zahlreich auf dem Ackerland erblickt, kommen von der Gewohnheit, von Zeit zu Zeit das Feld mit dem Wald zu vertauſchen. Man läßt dann eben ſo viel Feld bewalden, als man Wald zu Feld machen will. Letzteres könnte leicht dergeſtalt geſchehen, daß kein Baumſtumpf ſtehen bliebe. Allein die Bäume mit der Wurzel auszuheben, iſt hier zu Lande zu mühſelig, die Klötze auszuroden, iſt noch viel mühſeliger. Es bleibt alſo weiter nichts übrig, als die Stümpfe der Verweſung zu überlaſſen. Dieſe aber erfordert bei kienigem Holz eine ſehr lange Zeit, und oft ſind die Stümpfe kaum von der Fäulnis angegriffen, wenn die Zeit da iſt, das Feldſtück aufs neue zu bewalden. Bisweilen kommen die Bauern der Fäulnis zu Hilfe, indem ſie Feuer an die Stümpfe legen. Sie richten zwar damit nicht viel aus, ein Sturz bleibt doch übrig und der Klotz in der Erde; dieſe Thätigkeit aber macht ihnen eine kleine Freude und Aufregung.

Noch mehr fallen dem Fremdling auf den polniſchen Feldern die Schlehengebüſche und wilden Äpfel- und Birnbäume auf. Oft findet man ſie in großen Gruppen ſtehen und ſo zahlreich, daß das Feld einem weitläufig bepflanzten Obſtgarten nicht unähnlich ſieht. Wer den erſten Tritt auf den Boden des Polenreichs thut, begreift dieſe wilden Obſtbäume im Fruchtfelde durchaus nicht, da er nicht ihren Nutzen, ſondern nur den Schaden kennt. Unter dem Schatten eines Baumes wächſt bekanntlich nie ein kräftiges Getreide, der Halm wird dünner und die Ähre kümmerlich und meiſt taub. Der Sonnenſtrahl iſt die ſegenſpendende Göttin aller Früchte. Warum verhüllt der Pole ſeine Früchte vor dem Antlitz der Göttin?

Man muß wiſſen, daß dies Buſchwerk die Obſtpflanzung des polniſchen Bauers iſt, er kennt ja keinen andern Apfel als den Holzapfel, und keine andere Pflaume als die Schlehe, denn ein edler Stamm kommt nicht in ſein Bereich; der iſt ein Vorrecht des edelmänniſchen Gartens. Aber ſelbſt viele Edelleute können keine edlen Obſtbäume in ihrem Garten aufweiſen und erfreuen ſich an dieſem heilloſen Obſt, das in Deutſchland kein Bettelbube gern zum Mund bringt. Man muß die Ernte im Herbſt mit anſehen. Da

ziehen Bäuerlein und Weib, Söhne und Töchter, Magd und Knecht hinaus unter die Feldbäume. Man nimmt Säcke und Wagen mit. Die großen Schafpelzmützen ſteigen hinauf in die Äſte, die Haarflechten und Hauben raffen unten am Erdboden auf, und denen oben, wie denen unten merkt man an, daß ſie etwas Koſtbares ernten. Zwar zieht ihnen jeder Biß in die herben kleinen Früchte den Mund zuſammen, gleichwohl eſſen ſie mit wahrer Begeiſterung.

Allerdings wird nur der geringſte Teil dieſes Obſtes friſch genoſſen. Entweder legt man es auf die Böden, läßt es im Winter frieren, damit es weich und mürbe wird, und genießt es dann zum Brot, oder man bäckt es im Ofen, oder man ißt es gekocht als Gemüſe, oder man ſäuert damit Waſſer, welches dann als Suppe genoſſen wird und den Namen Quas (Sauer) führt. Dieſer Quas iſt das unentbehrlichſte Nahrungsmittel des Bauers. In jeder Bauernſtube findet man in der Nähe des Ofens ein aufrechtſtehendes Faß. Das iſt das Quasfaß, die Lebensquelle der Familie, die ewige Zuflucht der Hausfrau, die Würze jedes Mahls. Iſt nur noch Quas im Faſſe, ſo iſt das Volk zufrieden. Die Hausfrau ſchickt dies ſaure Waſſer im Henkeltopfe nebſt einem tüchtigen Stück Brot aufs Feld und iſt ruhig, ihre Hauspflicht iſt gethan, alles andere iſt Nebenſache. Man hat eine Art Doppeltöpfe im Gebrauch, zwei Töpfe an einem Henkel. Der eine Topf iſt ausſchließlich zu Quas, der auch Partſchtſch heißt, beſtimmt. In den andern kommen Kartoffeln, Kraut, Erbſen oder ſonſt etwas. Dieſe zweite Speiſe, obſchon gekocht, befindet ſich in ſehr trockenem Zuſtande. Der Bauer nimmt nun aus der einen Topfhälfte etwas von dem Trocknen auf ſeinen hölzernen Löffel, dann taucht er ihn in die andere Topfhälfte, läßt etwas Quas dazu laufen, und ſo bringt er die Speiſe lecker zum Munde. Seine Frau giebt ihm nur die Elemente ſeines Mahles, er kombiniert ſie. Der Quas aber iſt dabei die Subſtanz, ohne welche keine andere Freude macht; er iſt gleichſam der Vokal der Küche; Erbſen, Kraut u. ſ. w. ſind die Konſonanten. Es iſt gar nicht unintereſſant, einen polniſchen Bauer eſſen zu ſehen.

Ich lebte faſt ein Jahr auf dem Gute eines Polen als Gaſt. Ich hatte mich dazu verſtanden, in ſeiner Wirtſchaft einige deutſche Einrichtungen zu treffen. Meine erſte Thätigkeit während des Winters war, von den nächſten Äckern die Steinblöcke wegſchaffen zu laſſen. Die Bauern halfen mir mit Freuden. Nun aber ſollte die Verheerung an ihre geliebten Obſtbäume gehen. Als ich am Abend den Aufſehern den Befehl gab, für den nächſten Tag die Bauern zu Ausrottung des wilden Baumwuchſes zu beſtellen, ſahen ſie ſich einander mit ſehr langen Geſichtern an. Ich legte mich zur Ruhe, ſie gingen, um zu beſtellen. Kaum war ich eingeſchlummert, als ſich vor meinen Fenſtern hundertſtimmig das Geſchrei erhob: „kochang panie, proszemi pana!“ (Lieber Herr, wir bitten Sie!) Man verlangte eine Audienz. Ich war gnädiger, als hier Brauch, ſprang von meinem Heuſack — ein Heuſack unter dem Schläfer, eine ſchöne ſeidene, wattierte Decke über ihm und ein Roßhaarkiſſen von Saffian unter dem Kopf, ſo iſt es in Polen Sitte und Ge-

wohnheit — und öffnete die Thür, welche unmittelbar ins Freie führte, wie man das in Polen sehr häufig findet.

Alsbald drangen mit thränenbetauten Gesichtern und Zetergeschrei wohl an dreißig Bauern und Bäuerinnen in das Zimmer. Ihr einziges Wort war: „proszę pana, durui drzewinoni!“ (Wir bitten Sie, verzeihen Sie den Obstbäumen.) Es sollte das heißen: schonen Sie die Bäume! Ich versicherte, daß sie der Feldfrüchte halber weggeschafft werden müßten; allein ich machte dadurch die Leute nicht verstummen. Endlich versprach ich jedem Hauswirt im Frühjahr ein Dutzend edler Obstbäume zum Geschenk zu machen. — „Ach nein, nein, Herr,“ entgegnete man mir, „die dürfen wir nicht haben.“ — „Und warum denn nicht?“ — „Nein, das erlaubt der Herr Graf nicht.“ — „Und warum nicht?“ — „Weil solches Obst nur den Edelleuten zukommt.“ — „Und habt ihr denn den Herrn Grafen schon deshalb befragt?“ — „Nein, aber wir wissen es.“ — „Ja, gütiger Herr Deutscher,“ nahm ein würdiger Bauer das Wort, „das wissen wir ganz bestimmt, denn ich hatte mir einmal zwei Pflaumenbäume, die mir ein Samenhändler statt Vorspannlohn gab, hinter die Hütte gesetzt. Kaum waren sie von dem gnädigen Herrn Grafen bemerkt worden, so knickte er sie um mit der Erklärung, solche Bäume kommen den Bauern nicht zu. Obendrein bekam ich am Wege weg ein paar Hiebe von ihm.“

Unter solchen Verhältnissen wäre es eine Barbarei gewesen, den Befehl ausführen zu lassen. Ich nahm ihn zurück, und die abscheulichen Bäume stehen ohne Frage heute noch im Felde. Man sieht hieraus, wie eng verknüpft die Übelstände der polnischen Landwirtschaft mit den Verhältnissen der Menschen sind, und wie schwer es ist, zu reformieren. — So oft man Wald in Feld umwandeln will, wütet die Axt der frohnenden Bauern mit einer wahren Mordlust gegen die Stämme, aber vor dem Schlehengebüsch, den Holzäpfel- und Holzbirnenbäumen weicht sie mit Pietät zurück. Diese Gewächse gehen wie ein geheiligtes Inventarium von dem Walde an das Feld über.

Auffallend ist ferner an dem polnischen Felde die Methode der Beackerung. Der Acker bildet kein breites Beet, sondern schmale Rücken aus fünf zusammengeworfenen Furchen. Die letzte Furche, welche zwischen zwei Rücken fällt, wird dergestalt ausgestrichen, daß sie den Raum von drei Fruchtfurchen einnimmt. Es ist sehr begreiflich, daß in der ungepflügten Scheidefurche nichts wächst und somit eine ungeheure Bodenfläche vergeudet wird. Ich setzte einmal einem polnischen Edelmanne seinen Verlust bei solcher Arbeit auseinander und erhielt die Antwort: „O, wir bauen ja Getreide genug für uns, wenn wir noch mehr baueten, was sollten wir denn damit machen!“ — Was ich hier schildere, ist die Regel, aber eine allgemein gültige Regel. Außer den deutschen Kolonieen sind es nur einige große oder besonders energische Grundherren, welche gerade *diese* Übelstände zu beseitigen suchen; meist mit Hilfe deutscher Beamten.

Doch weiter über Feld. — Was dort vor uns liegt, sieht aus wie eine Versammlung von großen alten Strohhaufen, die unter dem Einfluß

langjähriger Regentropfen und Sonnenſtrahlen ſchwarz gefärbt ſind. Es iſt das Dorf ſelbſt. Nur eine einzige Farbe iſt an dieſen verdächtigen Geſtalten, den Gebäuden, ſichtbar, das häßliche Grauſchwarz, welches die Zeit mit ihrem Borſtenpinſel den lebloſen Dingen aufzuſtreichen pflegt.

Die Hütten ſind von Holzbohlen erbaute und mit Stroh oder Schilf gedeckte ärmliche Gebäude. Ihre Länge richtet ſich nach der Länge der Bohlen, die man zum Bau zu verwenden hatte, denn die Bohle muß von einer Ecke des Hauſes bis zur gleichſeitigen andern reichen. An jedem Ende wird ihr ein Falz eingeſchnitten, in welchem ſich die Bohle der anderen Seite des Quadrates mit ihrem Falz hineinſenkt. So verbinden und befeſtigen ſich die Hölzer gegenſeitig. Durch Schichtung von Bohle auf Bohle entſteht nun ein großer hölzerner Kaſten, der im Innern durch zwei hölzerne Scheidewände drei Abteilungen enthält. Die mittlere und größte iſt die Stube, auf der einen Seite der Stall für die Kuh und Schafe, auf der andern Seite die Hausflur, welche vor die Öffnung des Backofens führt und zugleich die Futterkammer abgiebt. Ofen und Backofen ſind eins, ein ungeheures, plumpes quadratförmiges Lehmgemäuer. Dasſelbe nimmt ungefähr den vierten Teil des Stubenraumes weg, reicht aber nicht bis zur Decke empor. Die Oberfläche oder das Plateau dieſes Rieſenofens gewährt Kindern, Knecht und Magd die Stätte für die Nachtruhe. Hart iſt ſie zwar, aber warm. — Die Stube beſitzt auf jeder Seite ein Fenſterchen von zwei Scheiben. Von außen iſt auch nicht das mindeſte für das gute Ausſehen des Baues gethan, weder Kalk noch Farbe ſind ſichtbar. Man erblickt nur in den Fugen und Lücken der Bohlen alte Lappen und Moosflocken, welche der eindringenden Zugluft wehren. In der Nähe der Hütte ſteht Scheuer und Ochſenſtall, Räume, die nicht einmal aus Bohlen, ſondern aus rohen jungen Fichtenſtämmen zuſammengeſetzt ſind. Eine Barrière der roheſten Art umſchließt dieſe Gebäude und bildet den Hof.

Aus ſolchen Gütern beſteht das polniſche Dorf, und man bedauert die Menſchen, die in ſo melancholiſchen Neſtern wohnen. Da iſt auch nichts Erheiterndes zu erblicken, alles häßlich und finſter, und das ganze Dorf wegen der ſehr weitläufigen Aufſtellung der Gebäude öde und leblos. Wer gewöhnt iſt an das liebliche Bild der deutſchen Dörfer, deren rote Dächer, weiße Schornſteine und blaue Turmkuppeln aus dem fetten dunkeln Grün der Obſtbäume hervorſchauen wie bunte Blumen aus den Blättern eines Kranzes, der erſchrickt vor einem polniſchen Dorfe. Keine Bäume um das Dorf, unter zwanzig Dörfern beſitzt nur eins eine Kirche, aber auch dieſe giebt dem Dorfe kein beſſeres Anſehen, denn ſie iſt nichts mehr als eine ſchwarzgraue große Breterbude, vor deren Thür ſich auf ebener Erde ein niedriges offenes Balkengerüſt befindet, in welchem die Glocken hängen. Dagegen ragen überall rieſige Kreuze in die Luft. Jedes Ende des Dorfes, jeder Kreuzweg, ſelbſt mancher Hof beſitzt ſein Kreuz. Es ſtarrt gewöhnlich weit über die Hütten empor, beſteht aber aus nichts weiter als zwei plumpen Balken, oft ſogar aus zwei rohen Baumſtämmen, welche durch gedrehte

Weidenruten mit einander verbunden sind. Die Kreuzwut der polnischen Bauern ist sehr groß. Häufig pflanzen sie vor ihre Höfe eine junge Fichte, um die emporgewachsene in ein Kreuz umzuwandeln. Die Krone wird abgeschlagen, die Äste desgleichen, ein Querholz oben daran gebunden und der fromme Schmuck der polnischen Dörfer ist fertig. Ein schlechter Schmuck sind noch die hohen Schwengel der Brunnen, die wie riesenhafte Wagebalken hoch über dem First der Hütten in der Luft schweben. Jeder Hof hat seinen Brunnen, der nichts mehr als ein viereckiges Loch ist, dessen Erdwände durch Holzbohlenstücke abgesteift sind.

Die Bewohner dieser tristen Dörfer passen zu Dorf, Feld, Wiese und Wald. Es sind schlotternde mißvergnügte Gestalten, die Männer in langen, wollenen weißen Kitteln, ungeheuren Stiefeln, in denen die Füße mit dicken Strohwickeln umwunden stecken, ungeheuern Schafpelzmützen und Beinkleidern von der gröbsten Leinwand; die Frauen im weißen Rock und turbanartigem Kopftuch, am Oberkörper im bloßen Hemd. Gewöhnlich tragen sie auch eine Schürze vor dem Leibe und eine zweite auf dem Rücken, deren Bänder auf der Brust das Kreuz laufen und auf dem Rücken zusammengebunden sind.

Die Männer gleichen entweder wandelnden Baumstümpfen oder aufrechtgehenden Eisbären. Die dumme Miene der schnurrbärtigen Gesichter und die langen steifen Haupthaare erhöhen das Ungemütliche ihres Anblicks. Die Frauen sind gewandter und lebendiger, der leichtere Sinn des Geschlechts hebt sie besser über die drückenden Verhältnisse empor. Auch die Jugend hofft noch und will gefallen. Die Tracht der Burschen ist kleidsamer. Sie tragen schwarze niedrige Filzhütte, das leinene Hemd hängt kuttenartig über die Beinkleider und wird von einem breiten rotwollenen Hüftgürtel zusammengehalten. Auch die Mädchen verhüllen die Brust durch nichts weiter als das dünne Hemd, welches durchweg den Schnitt eines deutschen Männerhemdes hat.

Aus allen Gesichtern aber spricht das Verhältnis der Knechtschaft; Trägheit, Lebensunlust, Scheu und Angst zeigen sich schnell in Blick und Gebärde. Womöglich weicht der Bauer dem Edelmann und städtisch Gekleideten — denn jeden solchen hält er für einen Edelmann — aus. Aber wenn es nicht möglich, so entblößt er schon auf vierzig bis fünfzig Schritte Entfernung sein Haupt und geht bis zur Erde niedergebeugt, die Mütze dem Empfänger der Huldigung zugestreckt, vorüber. Die Bäuerin dagegen umfaßt mit ihren Armen die Kniee des Begrüßten und küßt ihm die Kniee.

In jeder Beziehung ist der Bauer abhängig. Als Bursche oder Mädchen wird er genötigt, dem Herrn als Knecht oder Magd zu dienen; als Bräutigam oder Braut ist er dem Edelmann unterwürfig, da er von ihm Erlaubnis zur Ehe bedarf; als verheiratete Person ist er abhängig, da es von dem Herrn abhängt, ihn zu einer Wirtschaft und dadurch zu einer Art von Selbständigkeit gelangen zu lassen; als Wirtschafter ist er abhängig, da nichts von der ganzen Wirtschaft sein, sondern alles des Edelmanns Eigentum ist; als Vater ist er abhängig, da das Schicksal seiner Kinder von dem

Edelmann abhängt, der die Zuverſicht des Bauern in Bezug auf die ſchreckliche Militärpflicht ſeiner Söhne iſt.

Natürlich hat das Dorf keine Schule. Außer in den deutſchen Kolonieen ſind etwa nur zwanzig Dörfer in Polen, welche etwas wie eine Schule beſitzen. Die Ruſſen ſind ebenſo wie die polniſchen Edelleute der Meinung, daß es nicht gut ſei, wenn der Bauer viel verſtehen lerne. Man meint, er werde es dann ebenſo machen, als jenes Roß, welches plötzlich Menſchenverſtand bekam, den Reiter abwarf und zertrat. Dieſe Überzeugung übt im ganzen ruſſiſchen Reiche eine ſehr vielfältige Wirkung aus.

Und gewiſſermaßen muß man jene Meinung teilen. Was würde Unterricht dem polniſchen Bauer zunächſt bringen als eine tiefere und noch peinlichere Empfindung ſeiner jämmerlichen Lage? Und das iſt dem armen Teufel nicht zu wünſchen, wenn gleich ſich damit eine Ausſicht auf eine ſpätere beſſere Zukunft verbindet. Seine Dummheit hält ihn wenigſtens in einer gewiſſen Empfindungsloſigkeit. Er gleicht dem Graſe, das ſich ruhig mit Füßen treten läßt und alle Jahre neue Halme treibt.

Die Geiſtlichen ſind wackere Leute; ſie tragen eifrig dazu bei, die Bauern in Gras zu verwandeln und wie Gras zu rupfen. Man ſehe das Gebärden der Bauern, wenn ſich ein Nordlicht blicken läßt, ihre Kapriolen vor den Kreuzen und Heiligenbildern bei einer Mondfinſternis, man höre ihr Gebrüll in der Chriſtnacht und an den Tagen gewiſſer Heiligen, ja man ſehe nur einen Bauern ſein Morgen- und Abendgebet verrichten, wie da die Lippen vom Gebet bewegt werden, während ſeine Hand den Hund prügelt; wie ſchnell er den Hund losläßt, um bei dem beſtimmten Worte das Antonius- oder Marienbild an der Wand oder das Weihbecken an der Thür zu küſſen; wie er dann wieder zum Tiſche geht, die große Schafpelzmütze nimmt und mit betenden Lippen eine Jagd gegen gewiſſe unbeliebte Tierchen in der Mütze anſtellt. So etwas muß man anſehen, um zu wiſſen, wie viel die Geiſtlichkeit dazu beiträgt, den Bauern in tieriſcher Dummheit zu erhalten. Freilich ſind die einzelnen Geiſtlichen in der Regel nicht viel klüger.

Die Wirtſchaften, in welche der Edelmann Bauern einſetzt, beſtehen ungefähr aus folgendem: zwölf Morgen Boden (keine Wieſe und kein Garten), eine Hütte zum Wohnen, eine Scheuer und ein Stall, ein paar Zugochſen, eine Kuh, vier Schafe, zwei Ferkel, ſechs Hühner und ein Hahn, ein Wagen nach Landesſitte, ohne irgend eine Spur von Eiſenbeſchlag, ein Pflug ohne Räder für ein Ochſenjoch eingerichtet, eine Egge aus Weidenruten geflochten, eine Laterne, eine Flachsbreche, eine Graupenſtampfe, ein Kleien- und ein Waſſerfaß, eine Waſchgelte, zwei Tränkeimer, vier Milchäſche, ein hölzerner Eßnapf und ſechs hölzerne Eßlöffel. Das iſt das Inventarium, das der Grundherr dem Bauern zur Benutzung übergiebt. Dazu kommen noch als unbewegliche Gutsteile: ein Tiſch, deſſen Füße als Pfähle in den Erdboden der Stube eingeſchlagen ſind, und ein großes, aus plumpen Balken gezimmertes Bettgeſtell, welches mit der hölzernen Wand des Gebäudes dergeſtalt in Verbindung ſteht, daß es zu dem Gebäude gehört, ebenſo wie die

Bank, welche gleichfalls beim Bau der Hütte entſtanden und ein wandelbarer Teil der Bohlenſchichten der Wand iſt. Zu allem dem gehört noch eine auf dem Schilfdache liegende und zum Schornſtein führende Leiter, welche auf einem dicken aus der Erde hervorragenden Stamme fußt.

Eigentum des Bauern iſt ein Federkopfkiſſen, ein Deckbett und ein Betttuch, welches zugleich ſtatt des Tragkorbes, den man hier nicht kennt, zum Transport der Marktwaren benutzt wird. An dies Privatvermögen hält ſich auch in der Regel der Grundherr, wenn er den Bauern wegen rückſtändiger Frohnen, Kapaunen- oder Eierzinſen auspfändet. Und faſt ſcheint es, als ob wegen ſolcher Auspfändung keinem Bauer eine Wirtſchaft übergeben werde, der nicht ein Kopfkiſſen, Deckbett und Betttuch beſitzt.

Bei ſolcher Einrichtung iſt es nur ſchwer möglich, zu Wohlhabenheit zu gelangen; fände der Bauer aber doch den Weg, ſo tritt ihm der Edelmann ſogleich entgegen, indem er ihm das Erübrigte geradezu wegnimmt, und zwar mit der Behauptung, daß dem Bauer nicht mehr zukomme, als ihm übergeben ſei, oder indem er ihm die Wirtſchaft ſchmälert. Beſtellt der Bauer ſein Feld mit Fleiß, und macht er gute Ernten, ſo wird der Grundherr nicht lange zögern, ihm ein Stück des Feldes wegzunehmen. Hat der Bauer in ſeiner Viehzucht Glück, erzieht er vielleicht einige Stiere, oder vergrößert er die Zahl ſeiner Schafe, ſo iſt augenblicklich der Grundherr da und nimmt ihm das überzählige Vieh mit der Behauptung, daß er nicht mehr zu beſitzen das Recht habe, als ihm übergeben ſei, und ihm nur dann ein Stück Vieh nachzuziehen erlaubt ſei, wenn eins von dem Inventarium durch Schlachten oder Sterben in Abgang gekommen ſei. Will der Bauer alſo ſeine Viehzucht nützen, ſo muß er wie ein Spitzbube verfahren, die nachgezogenen Stücke auf alle mögliche Weiſe verbergen (wozu allerdings die Weide in den finſtern Wäldern ein Mittel bietet) und ſie ſo pfiffig als möglich auf den Wochenmarkt der nächſten Stadt zum Verkauf bringen. Er muß der räuberiſchen Hand des Herrn mit ſpitzbübiſcher Schlauheit zuvorkommen. Der Herr erfährt natürlich, daß der Bauer Vieh verkauft hat, und fordert das Geld von ihm. Der Bauer verweigert das unter Vorwänden aller Art und rettet es dann wohl, darf ſich aber eine Ladung Stock- oder Knutenhiebe nicht verdrießen laſſen, deren Erteilung der Herr zur Verſöhnung ſeines Herzens nötig hat. Ich war Augenzeuge, daß ein Bauer in dem hier angegebenen Falle ſechzig Hiebe bekam. Die Exekution fruchtete nicht, und auf Befehl des Herrn wurde ſie an verſchiedenen Tagen fünfmal wiederholt. Allein der Bauer war nicht zu bewegen, ſein Geld herauszugeben oder den Ort zu bezeichnen, an welchem er es aufbewahrte. Als er nun auch nach der ſechſten Exekution noch männlich behauptete, er dürfe das Geld nicht hergeben, oder verraten, weil ihm ſein Patron, der heilige Antonius, im Traum geboten habe, lieber den Tod zu erleiden, als das zu thun, ſo war die Geduld des Herrn erſchöpft. Wütend reißt dieſer die Knute aus der Hand ſeines Aufſehers, walkt den Bauer eigenhändig noch mit einigen furchtbaren Streichen und ſchließt den Prozeß mit den Worten:

„Jetzt behalte dein Geld, Hundsfott!“ Wie von einem Gott ergriffen, springt der Bauer, dessen Schmerzgebrüll eben noch das Gehöfte erfüllte, empor von der Strohschütte, umarmt und küßt die Füße des Herrn, stürzt wie toll unter ein nahes Kreuz und umarmt dies, unaufhörlich in höchster Freude schreiend: „Herr Gott, nun danke ich dir, nun ist das Geld mein.“

## 2.

Folgen Sie mir aus dem Bauernhof auf den Edelhof. Er ist vom Dorfe getrennt, und beide liegen zuweilen weit von einander ab. Vielleicht soll die Entfernung den Abstand des Adels vom Bauernstande andeuten. Allein in der Erscheinung ist kein großer Unterschied zwischen ihm und dem Dorfe. Die Brandstiftungslust der Bauern macht eine sehr weitläufige Aufstellung der Gebäude nötig, daher findet man sie in der Regel wie die Häuser einer Kolonie über einen großen Flächenraum zerstreut. Die Scheuern stehen oft tief im Felde und scheinen gar nicht zu den übrigen Gebäuden zu gehören. Die Ställe und der Speicher befinden sich auf verschiedenen Seiten näher dem Wohnhaus, am nächsten dem Pferdestall, denn die Pferde sind die Lieblinge des Herrn, obgleich wegen der schlechten Züchtung oft elende, krüppelhafte Tiere. Der Gutsherr nennt seinen Pferdestall Marstall, er ist aber in der Regel nicht mehr, als ein ungeheuerer Kasten von Bohlen oder rohen Baumstämmen.

Sein Wohnhaus nennt der Edelmann Palac (Palast), weil er selbst ein jasnie wielmozny Pan (ein erlauchter und vielvermögender Herr) ist. Daß die Mitglieder des polnischen Adels einst unter blutigen Prügeleien „Könige“ gemacht haben, das wird nie von ihnen vergessen werden und bläst sie durch alle Geschlechter auf. Wehe dem Bauer oder Aufseher, der es wagen wollte, das Haus des Herrn anders zu nennen, als panski palac, eine unmäßige Tracht von Prügeln würde die unverzögerte Folge sein. Das Sprichwort des Edelmanns ist: „jam Król na woijem grundie,“ ich bin König auf meinem Grund und Boden. Aber sein Palast ist doch nicht viel besser als eine Hütte ohne Stockwerke, nur mit Schindeln gedeckt und wie ein Bauernhaus aus Holzbohlen zusammengesetzt, aber durch weißen Kalkanstrich geschmückt. Doch der Umfang des Palastes ist bedeutender als der der Chalupa, zum wenigsten enthält er einen Küchenraum, eine große Parzelle, welche Speisesaal genannt wird und der Familie zum Empfang der Gäste und geselligen Verkehr dient; außerdem noch zwei Stuben des Herrn, die andern der gnädigen Frau. Alle diese Zimmer sind gedielt, auch sind die Bohlenwände bisweilen mit Kalk übertüncht und geebnet. Allein der Kalk ist der ganze Farbenschmuck, denn ein gemaltes Zimmer ist sehr selten zu finden. Gardinen, Bilder und andere Bedürfnisse des europäischen Westens fehlen sehr oft, und die Möbel sind dann die rohen Produkte artgeschickter Bauern, gewöhnlich mit schwarzer Ölfarbe überstrichen. Sekretäre, Kommoden, Spiegel und Sofa findet man in der Regel nicht; Stühle, Tische und plumpe in die Holzbohlenwand gearbeitete Schränke, welche eben so wie die

Wände mit Kalk beſtrichen ſind, bilden den Hausrat, dazu einige große hölzerne Kaſten, welche den Dienſt des Kleiderſpindes verrichten. Kammern ſind ſelten vorhanden; man ſchläft in den Stuben, die Gäſte im Speiſeſaal auf einer Streu, die am Tage wieder weggeräumt wird. Jeder Pole iſt, da ihm die Gebräuche ſeines Landes heilig ſind, mit derartigen Gaſtbetten vollkommen zufrieden. Auf der Beſitzung eines Grafen Scarbec war ich einmal der Schlafgenoſſe eines jungen Fürſten Lubecki, eines ungewöhnlich ſtolzen Burſchen, aber weder die Streu, noch ihre kleinen Inſaſſen befremdeten ihn. Natürlich giebt es viele Ausnahmen. So beſitzt der Graf Potocki in Wilanow ein ganz hübſches Wohnhaus, und auf dem ehemalig Czartoryski'ſchen, wie auch auf den fürſtlich Zamoiski'ſchen und Jablonowski'ſchen Herrſchaften findet man einige Gebäude, die den Titel Palais zu führen berechtigt ſind. Aber ſolche ſind ſo große Seltenheiten, daß die Polen ſie für Sehenswürdigkeiten halten und zum Zielpunkt ihrer Vergnügungsreiſen machen.

Seltſamer Weiſe befinden ſich in der Regel nahe beim Palaſt die Schweineſtälle. Sie zeichnen ſich durch Tüchtigkeit und Eleganz des Baues vor allen andern Wirtſchaftsgebäuden aus. Es iſt dies ſonderbar, da der polniſche Edelmann nie etwas vom Schwein genießt, ausgenommen das wenige Fett, welches die Zubereitung der Speiſen erfordert. Das Fleiſch der Schweine wird dem Geſinde zu teil. Und doch iſt ihre Zucht der einzige Zweig der polniſchen Landwirtſchaft, welcher den deutſchen Viehzüchtern zum Beiſpiel dienen könnte. Die Raſſe iſt ungleich kräftiger als in Deutſchland. Die fortwährende Weide während des Sommers, welche freilich in Deutſchland, außer etwa in Weſtphalen, unmöglich wäre, iſt ihnen beſonders zuträglich, und die polniſchen Schweine beſitzen deshalb eine Lebensluſt, welche den Deutſchen in Verwunderung verſetzt. Man muß eine Herde ſich in den Brüchen und Moräſten des Landes tummeln ſehen. Welch grotesker Humor in dieſen für dumm und melancholiſch gehaltenen Tieren!

Es macht keine Freude, die übrigen Teile des Edelhofes aufzuſuchen und zu betrachten. Dort enthält eine erbärmliche hölzerne Hütte ein Art von Branntweinbrennerei, hier ein eben ſolches Gebäude eine ſchlechte Brauerei. Ein gutgefügtes Bohlengebäude in der Nähe des Palais umſchließt die Naturalienvorräte, und mit ihm in Verbindung ſteht in der Regel ein ebenſo dicht und feſtgebautes Ställchen, in welchem die Füchſe aufbewahrt werden.

Denn der polniſche Edelherr iſt ein überaus leidenſchaftlicher Freund der Fuchshetzen. Das ganze Jahr hindurch fängt er Füchſe, kauft dieſelben auch wohl auf, um im Herbſt ſeine Hetzen zu halten. Dazu ladet er die ganze adelige Nachbarſchaft ein. Zunächſt wird ein ſplendides Mahl eingenommen, dann ſchwingt ſich alles auf die Pferde. Der Grundherr dirigiert — das iſt ſein Vorrecht — die Hundekoppeln und reitet daher in einer wahren Wolke von Windhunden. So geht es auf den Hetzplatz, gewöhnlich eine ebene, vom Walde begrenzte Feld- und Wieſenfläche. Die Reiter außer dem Grundherrn und einigen Hetzgehilfen beſetzen den Wald. Nun werden

die Füchſe je zwei in großen Körben oder Säcken gebracht, und der erſte Akt beginnt, indem der Grundherr die Hunde ihre Feinde wittern läßt und ihre Begierde reizt. Der erlauchte Feſtgeber gerät dabei zuweilen in Balgerei mit ſeinen gierigen Hunden, und es mag nicht ſelten vorkommen, daß er, wie einſt Herr von Kozowski, der Beſitzer der Stadt Lowicz, von den Hunden an den Koppelleinen vom Pferde gezogen und mit fortgeſchleift wird. Endlich entläßt man zwei Füchſe aus ihrem Gefängnis. Einen Augenblick ſtehen die Tiere verdutzt, plötzlich ergreifen ſie die Flucht, hinter ihnen toben die wütenden Hunde. Natürlich eilt der Fuchs dem Walde zu; aber noch iſt er demſelben nicht nahe, da ſprengt ihm ein Reiter in den Weg. Er läuft in eine andere Richtung, allein er findet ein gleiches Hindernis. So werden die von Angſt gequälten Tiere eine zeitlang auf dem Platze umhergetrieben, bis der Grundherr das Ende einer Koppelleine ſeiner Hand entſchlüpfen läßt. Sogleich ſtürzen ſechs bis acht Windhunde den Füchſen nach. Nun erreicht das Schauſpiel ſeinen Höhepunkt. Alles iſt in gewaltigſter Thätigkeit, die Füchſe, um in den Wald zu entkommen, die Hunde, um die Füchſe zu packen, die Reiter, um ſie nicht durch ihre Linie kommen zu laſſen, und der Grundherr, um die Überſicht über die Wendungen des Schauſpiels zu behalten und im ſchlimmſten Falle eine zweite Koppel zu entſenden. Das gewöhnliche Ende iſt, daß die Füchſe von den Hunden gefaßt und zerriſſen werden. Doch geſchieht es auch nicht ſelten, daß ein Individuum des ſchlauen Geſchlechts entkommt. In der höchſten Not ſind die furchtſamen Tiere wohl auch einer Art von Heldenmut fähig, ſie wenden ſich dann um und ſtürzen auf die Hunde, bisweilen ſogar auf die Pferde. Bei einer Fuchshetze unweit Szczebrzeszyn geſchah es, daß ein Fuchs ein Pferd biß. Das Pferd bäumte und überſchlug ſich mit dem Reiter, Reiter und Pferd wälzten ſich am Erdboden, die Windhunde in der Blindheit ihrer Begierde ſtürzten auf beide und zerfleiſchten ſie gräßlich. Das Pferd kam beſſer weg als der Reiter, der faſt zerriſſen wurde. Der Fuchs aber, den die Hunde bei dem Ereignis aus den Augen verloren hatten, entkam glücklich.

Man ſieht daraus, daß Fuchshetzen auch ihre kleinen Gefahren haben. Überhaupt ſind die Windhunde nicht ungefährliche Jagdgehilfen. Sie ſind ſehr dumm, ſobald ihre Begierde, etwas zu packen, erregt worden iſt. Wehe dem lebendigen Weſen, welches zufällig zwiſchen ſie und das Ziel, auf welches ſie losſchießen, gerät, denn ſie unterſcheiden in ihrer Wut ſehr ſchlecht. Ich bin mehrmals bei den Fuchshetzen Augenzeuge von gefährlichen Angriffen der Windhunde auf Menſchen geweſen.

Der patriarchaliſche Zuſtand des polniſchen Edelhofes wird auch an den Wirtſchaftsgeräten ſichtbar. Sie ſind ganz von der unvollkommenen Art wie die des Bauern, und beſtehen auch nur in Wagen, Pflug und Egge. Die Wagen entbehren nicht ſo gänzlich des eiſernen Beſchlags, wenigſtens haben die Pferdewagen zwei Spanneiſen, welche die Zugwage mit den äußerſten Enden der Vorderachſen verbinden. Auf vielen Edelhöfen findet man Pflüge und Eggen gar nicht, weil die Feldarbeit von den Bauern verrichtet werden

muß. Die Edelherren halten es ſogar bisweilen unter der Würde ihres Hofes, dieſelben Geräte zu beſitzen, mit denen ihnen der Bauer zum Dienſte verpflichtet iſt. Dagegen ſetzen ſie einen Stolz darein, Geräte von ungewöhnlicher ausländiſcher Konſtruktion als Schauſtücke zu beſitzen.

Seit die Maſchinenfabrik von Evans in Warſchau eine Menge fremdländiſcher Acker- und Wirtſchaftsgeräte produziert und auf die Gewerbe- und Induſtrieausſtellung des Landes, deren erſte im Jahre 1839 ſtattfand, gebracht hat, hat ſich bei den Landedelleuten eine wahre Wut entwickelt, mit dergleichen fremden Dingen zu kokettieren. Manchmal kennt der Edelherr nicht einmal den Gebrauch, oder er weiß, daß ſich das Gerät in ſeiner Wirtſchaft nicht anwenden läßt, allein er kauft es und ſtellt es unter ſeinem Fenſter auf, denn es iſt doch immer ein Ding, welches Staunen erregt. So habe ich oft auf den Edelhöfen die beſten deutſchen Pferdepflüge mit Rädern und mit Ölfarbe ſchön überſtrichen gefunden, während in der Wirtſchaft der polniſche Ochſenpflug herrſchte; ſelbſt koſtbare Säemaſchinen, zum Teil mit farbigen Bildern bemalt — denn die Fabrikanten verſtehen, die polniſchen Herren bei ihrer ſchwachen Seite zu faſſen — findet man, und kann ſich des Lachens nicht enthalten, wenn man auf die Felder und ihre ſchmalen fünffurchigen Rücken blickt, welche den Gebrauch ſolcher Maſchinen geradezu unmöglich machen. Einen Herrn, der eine buntgemalte franzöſiſche Säemaſchine auf einer hohen Balkenunterlage zwiſchen ſeinem Palaſte und dem vogelbauerartigen Pferdeſtalle wie eine Statue aufgeſtellt hatte, fragte ich, wozu er das Ding beſitze, da es ſich bei ſeiner Feldbeſtellung gar nicht anwenden laſſe? „O, angewendet ſoll es auch nicht werden," entgegnete er, „aber es iſt gut, ſolche Dinge zu haben, denn man muß mit der ausländiſchen Landwirtſchaft vertraut ſein." — Aber nichts macht den polniſchen Edelmann ſo glücklich und ſtolz als ſeine Dreſchmaſchine. Das Geklapper und Gebraus derſelben iſt für den Beſitzer eine wahre Triumphmuſik, und hier verzeiht man dem Manne die Eitelkeit gern, weil die Maſchine doch wirklich gebraucht wird und die durch ſie erſparte Zeit eine für die Wirtſchaft ſehr heilſame Folge haben könnte. Denn der Mangel an Arbeitskräften iſt in Polen ſehr fühlbar. Ein Dorf von acht bis zehn Bauernhöfen, welches vielleicht kaum 25—30 erwachſene und arbeitstüchtige Leute beſitzt, hat oft ein Bodengebiet von ein bis zwei Quadratmeilen und würde daher zehnmal mehr Arbeiter nötig haben, wenn der Boden gehörig durch Feldbau benutzt werden ſollte. Allein die Dreſchmaſchinen haben bis jetzt zu einer ausgedehnteren Feldarbeit ſchwerlich beigetragen, und dürfte dies erſt geſchehen, wenn ſie aufhören, Eitelkeitsgeräte zu ſein.

Die Maſchinenwut der Edelleute hat in den wenigen Jahrzehnten die Fabrikanten zu Millionären gemacht und Polen mit landwirtſchaftlichen Maſchinen reichlich verſorgt. Es dürften ſich wenige Edelhöfe finden, die nicht wenigſtens ein derartiges Inſtrument erobert hätten.

Hinter dem Palaſt liegt der Garten mit einer Umfriedigung von aufrecht ſtehenden Pfählen und jungen ſchlanken Fichtenſtämmchen, welche durch

Weidenruten horizontal an die Pfähle gebunden sind. In diesem Palastgarten (ogród palacowi) werden bei den meisten Edelleuten nur Speisekartoffeln und Gemüse gebaut. Bisweilen freilich sieht man ganz hübsch eingerichtete Obst- und Gemüsegärten, Kunstgärten sehr selten, auch giebt es in der Welt keine ungeschickteren Gärtner als in Polen. Gewöhnlich ist es ein gemeiner Bauer, welchen der Edelmann aus persönlichem Wohlwollen zum Ogródnik gemacht hat. Herr und Diener werden von den im Herbst und Frühjahr umherziehenden deutschen Baum- und Samenhändlern schändlich betrogen. Und was der deutsche Schelm noch Brauchbares geliefert, das verderben die einheimischen Jünger der Pomona, denn von verständiger Pflege der Bäume und Blumen ist keine Rede. Daher sind auch deutsche Früchte sehr geschätzt. In Warschau kauft man oft einen guten deutschen Apfel für 20 Pfennige, also zu demselben Preise wie bei uns eine Apfelsine. Diese italienischen Früchte sind merkwürdiger Weise in Polen billiger als in Deutschland.

## 4. Ruthenische Walddörfer.*)

In den Karpathen, am Fuße der Stry-Gipfel zog schon unsere Gesellschaft dahin, eine lange schwarze Linie auf grüner Alpenweide, und wir eilten herab. Stundenlang ging es jetzt auf offenen Gebirgsrücken hin, von denen zu beiden Seiten die Waldthäler abfielen und eine prachtvolle Fernsicht nach der andern sich aufthat. Dennoch machte sich nach und nach die große Einförmigkeit des Gebirges geltend. Die Bergzüge sind fast ganz gleich gebildet, fast ganz gleich belaubt und begraset. Die Buche allein herrscht in diesen unabsehlichen Waldungen; nur stellenweise bieten Eichen, Ahorn, Eschen und Birken einige Abwechselung. Unsere Wegkundigen hatten einen Rückweg vorgeschlagen, der weniger steil und beschwerlich war als unser Anstieg in der Nacht. Dafür zog er aber pfadlos durch Wälder ohne Ende, und es konnte nicht fehlen, daß wir uns verirrten. Wer nicht tagtäglich in diesem Gebirge lebt, den muß die ungemeine Ähnlichkeit der Berggehänge und Thalwindungen täuschen. Es fiel mir auch die ungemeine Armut an Gevögel auf. Kein Drosselflöten, kein lustiger Finkenschlag schallte durch den öden Wald; das Hacken der Spechte, das Gepiep der kleinen Meisen war das einzige, was den langen Tag sich hören ließ. Meine Bemerkung wurde von den Landeskundigen bestätigt: diese Wälder sind sanglos, diese Lüfte werden nur von den Geiern durchschifft. Die Ursache solchen Mangels habe ich nicht ergründen können. Der Auerhahn aber kommt vor: die Ruthenen nennen ihn den wilden Pfau, und die Magyaren den tauben Hahn; beides ist bezeichnend.

Wenn wir abstiegen, um eine Weile zu gehen, so sprangen die Pferd-

*) Franz v. Löher.

chen frei und ungeleitet gleichwie Katzen um uns her. Lagerten wir, so umstanden sie uns und streckten ihre Köpfe mit dem warmen Atem dazwischen. Niemals machte eines den Versuch zum Entlaufen. Öfter aber wandte ich die Blicke wieder auf unsere ruthenischen Begleiter. Sie hatten etwas bärenhaft Plumpes in ihrem Wesen, und doch für das, was sie verstanden, erschienen sie ungemein flink. Niemals legten sie den groben ledernen Schnappsack, die Torba, niemals, trotz der Hitze, den langzottigen Umhang, die Schuba, ab. Sie redeten wenig unter einander; ihre Gesichtszüge behielten den stumpfen und verschlossenen Ausdruck. Dagegen standen sie, obwohl nur gemeine Hirten, wie die besten Hoflakaien stets auf der Lauer, um mit unterwürfiger Geschicklichkeit herbeizuspringen, wo einem von uns etwas am Sattel fehlte, oder das Pferd einer Dame Leitung nötig hatte. Wiederholt betrachtete ich verstohlen den sonderbaren Ausdruck ihrer Blicke, welchen sie mit den Russen teilen. Man hat diese Augen mit gefrorenem Wasser verglichen, und Fallmerayer meinte: der Name Sarmat komme von Sauromat, was im Griechischen Leute mit Eidechsenaugen bezeichnen sollte. In der That behält das Auge der Ruthenen fortwährend etwas Mattes, Unklares, Unbewegliches, selbst wenn man sie fragt oder heftiger anredet. Man weiß nicht, was sich darin spiegelt, bis plötzlich ein heller stechender Blick hervorschießt, der sich gleich wieder verhüllt. Bei den Russen ist diese stechende fliegende Helligkeit des Blickes noch schärfer. An Chinesen aus dem niedern Volke habe ich ähnliches bemerkt, und möchte wohl wissen, ob dieses russische Auge noch ein kleiner Rest mongolischer Verwandtschaft ist.

In den unteren Waldungen stießen wir auf Dörfer. Sie halten sich gleichsam im tiefen Walde verborgen. Früher muß das Gebirge noch mehr besiedelt gewesen sein. Jüngerer Baumschlag und Reste von regelmäßigen Furchen deuten auf verlassene Ackerfelder. Hört in dieser üppigen Waldung Pflug und Hacke zu arbeiten auf, gleich schießt Gestrüppe auf, aus welchem sich alsbald die Bäume emporheben. Bei Mongolen- und Türkennot, oder in den vielen fürchterlichen Bürgerkriegen, die das Land zerfleischten und verheerten, flüchteten auch Magyaren aus der Ebene in die Berge, und wahrscheinlich trieb sie Hungersnot in die Ebene zurück. Die ganze ungarische Geschichte ist gar oft eine Notgeschichte gewesen.

In den ruthenischen Walddörfern bleibt der Hunger täglicher Gast. Es ist unglaublich, mit welch geringer und elender Kost die armen Leute ihr Leben fristen, besonders in der langen Strenge der Fastenzeiten. Trockner Haferkuchen und Haferbrei bilden den ganzen Tag, die ganze Woche, das ganze Jahr die Hauptnahrung, das Fleisch dazu bilden Kraut, Rüben, Bohnen mit ein wenig Leinöl. Glücklich wird die Familie gepriesen, die ein Schwein kaufen und ernähren kann: allein Schinken und Wurst bleiben ihr unbekannte Dinge — das Schwein wird verkauft, um bares Geld für Steuern, Salz, Schnürsohlen und Kleidung zu gewinnen. Die paar Stücke schwächlichen Rindviehes, die man in den Dörfern antrifft, gehören gar häufig dem Juden oder einem andern Gläubiger. Das liebste, was der Ruthene thut,

ist das Weiden eigener Schafe: Käse und Wolle davon muß er zwar verkaufen, aber er behält doch wenigstens die Schafmolke. Weil der arme Mensch aber weder Winterfutter noch Ställe hat, so muß er im Spätherbst seine Schafe verkaufen, und in jedem Frühling in Hast und Not etwas Geld zusammenraffen, um wieder ein paar Stücke von den galizischen Händlern zu erwerben. Äcker und Gärten sind schlecht bestellt, das Ackergerät ist elend, und die Lust zur Arbeit verfliegt in wenigen Stunden.

Man brauchte im Vorüberreiten nur einen Blick in Hof und Garten zu werfen, um die ärmliche Wirtschaft sogleich zu erkennen. Die Ruthenen leben in Not und Schulden von einem Jahr ins andere. Der beste Teil ihres Verdienstes geht beständig mit Zinsen auf, welche sie den jüdischen Unterhändlern entrichten. In Hukliva, einem Dörfchen an der Munkacs-Stryer Eisenbahn, wohnen 84 Menschen, darunter sind 41 Juden, und die Gegend ist unfruchtbar. „Aber wie könnt ihr denn alle hier leben?" wurde ein Jude gefragt. „Schauens, gnädiger Herr," war die lachende Antwort, „wir sind 41 Juden und 43 Christen; wir 41 leben von die 43." Wahrscheinlich wären ohne den Verstand und Fleiß der Juden die übrigen noch übler daran; sie hätten noch weniger Bedürfnisse und würden noch weniger arbeiten. Schlimmer aber — was der Jude läßt, nimmt der Geistliche. Es wurde mir wiederholt versichert, daß der Pfarrer der ärgste Schacherer im Dorfe sei, und für Herleihen von Geld, Vieh und Saatkorn den Bauern ihre letzten Kreuzer entziehe.

Malerisch aber sind die ruthenischen Walddörfer, wie sie sich da bergen in Tiefthal und Laubfülle, im vorzüglichen Grade. Der Homerische Schmutz — auf Bildern riecht er nicht. Die Häuser klettern die Abhänge auf und ab, und die beste Straße schien jedesmal das Bett des Waldbaches zu sein, den man reichlich mit Steinen durchlegt hatte. Da es Sonntag war, so war viel junges und altes Volk von den Bergen niedergestiegen. Wo wir herritten, fuhr in jedem Haus ein Dutzend Köpfe in die Thür- und Fenster-Öffnungen, jedes Gesicht umrahmt von starkem struppigen Haarwuchs. Bei heiratsfähigen Mädchen war man nicht ganz gewiß, ob sie nicht doch irgend ein Gerät zum Haarglätten gebrauchten. Ihre Mieder waren mit farbigem Zeug ausgenäht. Auch sah ich ein paar mit frischen Blumen im dunkeln Haar. Die verheirateten Frauen trugen eine Art schmutziger gelber Schlafmützen.

Bei der erbärmlichen Wirtschaft der Ruthenen hat sich für sie auch eine Benennung eingestellt, die in Klang und Bedeutung dasselbe ist, wie Polak für Pole: „Rußniaken". Die „Rußniaken" selbst nennen sich Russen, und Russen nennt sie auch der Magyar wie der Slovak. Der Name Ruthene war der uralte Büchername für die russischen Völker, und ist einmal an den Kleinrussen hängen geblieben.

## 5. Aus Dalmatien.*)

Die Morlaken. Unter Leuten, die Dalmatien gar nicht oder nur von Hörenſagen kennen, und es ſoll dieſer Leute ziemlich viele geben, iſt es gang und gäbe, alle Dalmatiner ohne weiteres mit dem Sammelnamen „Morlaken“ zu bezeichnen. Dieſe allgemeine Bezeichnung iſt in dieſer Anwendung zum mindeſten eben ſo unrichtig, als die meiſten der landläufigen Begriffe, die in der Welt über Dalmatien im Schwunge ſind.

Wenn man ſich beiläufig zwei Meilen ſüdlich von Zara eine vom Meere gegen Oſten bis an die türkiſche Grenze gezogene Linie vorſtellt, dann eine weitere Linie, die, eine Meile vom Meeresufer landeinwärts entfernt, deſſen Krümmungen begleitet, ferner eine Linie, die zwei Meilen nördlich der Narenta-Mündung wieder vom Meeresufer gegen Oſten läuft, ſo bilden dieſe drei Marken mit den Ausläufern der dinariſchen Alpen, welche die Türkei von Öſterreich ſcheiden, ein längliches Viereck, die eigentliche und ausſchließliche Morlakei. Die Bewohner dieſes Landſtriches ſind die echten Morlaken, ein prachtvoller, hochgewachſener Menſchenſchlag, mit kühn geſchnittenen Geſichtszügen, ausdauernd, mutig und arm wie der zerriſſene Felsboden, der ihnen ihr tägliches Brot widerwillig, zögernd und kärglich giebt. Schwarze Augen, dunkelbraune Haare, die rückwärts in einem Zopf geflochten über den Rücken baumeln, Fez und Turban auf dem Kopfe — eine rauhaarige, vorne mit blauen, roten und weißen Streifen beſetzte Jacke, ein rotes mit Silberknöpfen beſetztes Leibchen, welches aber die breite, behaarte Bruſt unbedeckt läßt, ein breiter Ledergürtel, in welchem Piſtolen und Handſchar ſtecken, blaue türkiſche Pumphoſen mit darübergezogenen ſchafwollenen Strümpfen, an den Füßen die mit Lederriemen zuſammengeſchnürten Sandalen, die lange, mit einem Steinſchloß verſehene, türkiſch geſchäftete Flinte über die Achſel gehängt, das iſt der Morlake, das iſt der Bewohner des morlakiſchen Landſtriches, und Sign iſt deſſen Hauptſtadt.

Vom Oſten her ſenken ſich die Abhänge der dinariſchen Alpen bald ſchroff abſtürzend, bald in wellenförmigen Hügeln, aber immer ſteinig gegen die Adria. Ihre Spitzen, oft von finſteren Nebelkappen umzogen, im Herbſte und Frühjahre ſchneebedeckt, lugen in das Land, lugen bis in den Hauptplatz des Marktfleckens Sign. Einige breite, aus ſoliden Quadern erbaute ungetünchte Häuſer auf der einen Seite, ein Franziskaner-Kloſter, eine Kirche und zwei kleinere Häuſer auf der anderen Seite bilden den Platz, der eigentlich nur eine Erweiterung der von Spalato nach Knin und Verlicca führenden Straße iſt. Aus einem ſteinernen Brunnen — einer Seltenheit in Dalmatien — plätſchert in eintönigem Laufe friſches, helles, köſtliches Quellwaſſer in ein kleines Baſſin; auf der Oſtſeite des Platzes führt eine ſteile Straße bergan zu den oberen, terraſſenförmig gebauten Häuſern, darüber ragt

*) Von Th. Frank.

ein mächtiger, steiler Felsblock, auf dessen Spitze die Ruinen eines türkischen Bergschlosses langsam zerfallen. Gegen Süden verläuft die Straße abwärts an einzelnen kleineren Häusergruppen und Morlakenhütten vorbei, und dann eröffnet sich eine weite Aussicht auf die Ebene oder das Thal von Sign, welches von dem Flusse Cettina durchströmt und von hohen schroffen Bergen ringsum begrenzt wird. Das ist Sign.

Es ist Sonntag, und die Glocken der Franziskaner-Kirche, der einzigen Kirche von Sign, läuten zur Messe. Die Männer gehen einzeln hinein, jeder mit seinem Tschibuk in der Hand, den er respektvoll in dem Atrium der Kirche an die Wand lehnt. Es stehen dort schon ganze Bündel von Tschibuks an den Wänden und da sie alle gleichmäßig aus einem halblangen Rohre ohne Mundstück und einer braunen türkischen Thonpfeife bestehen, so ist es nicht recht erklärlich, wie die Eigentümer nach der Messe ihre Tschibuks wieder finden können. Vielleicht nimmt sich auch nach der Messe nur jeder, der heraustritt, irgend einen Tschibuk, ohne erst lange nach seinem eigenen zu suchen. Die Weiber und Mädchen betreten in kleinen Gruppen die Kirche und haben ein so scheues, demütiges Benehmen, einen so trippelnden Gang, gehen so zusammengedrängt an einander, daß sie unwillkürlich an kleine Schafherden erinnern.

Der Morlake ist ein von Natur aus höflicher Mensch, höflich in seiner Weise. Er spricht niemals von seinem Weibe, seiner Schwester oder sonst von etwas, das ihm gehört, ohne die Entschuldigung „prostite“ vorauszusenden. „Prostite“ bedeutet aber ungefähr so viel als: „mit Respekt zu sagen“ oder „salva venia“. Er sagt also beispielsweise: „Mein Weib — mit Respekt zu sagen — hat gestern auf dem Markte ein Schweinchen verkauft — mit Respekt zu sagen — und dafür sechs Gulden fünfzig Kreuzer gelöst.“ Geht der Morlake in ein anderes Dorf, auf den Markt oder sonst irgend wohin, so sieht man sein Weib niemals an seiner Seite; sie geht demütig fünf oder sechs Schritte hinter ihm oder gar hinter dem Pferde spinnend oder strickend einher, auf welchem er rauchend sitzt. Das Weib ißt nicht mit den Männern an *einem* Tische. An dem Tische, der mitten in der Hütte steht, verzehren die Männer ihr einfaches Mahl. Sie trinken ihren gewässerten Wein, stopfen ihre Pfeifen, wenn das Mahl beendet, und strecken sich dann zur Sommerszeit rauchend vor der Hütte auf die Erde oder setzen sich, wenn zur Winterszeit die Bora heult, um das Feuer. Während des Essens hat die eine oder andere der Inwohnerinnen die Männer lautlos bedient, die anderen hocken in einem Winkel der Hütte, bis das Mahl der Männer beendet.

Erst wenn diese aufgestanden, setzen sich die Weiber an den Tisch, um nun ihrerseits die Reste der Speisen zu verzehren.

Ein weißes, bis an die Knöchel reichendes Hemd, dessen Garn sie selbst gesponnen und das sie dann selbst gewebt, ein weißer linnener Unterrock, ein blaues, rotbesetztes Oberkleid aus Schafwolle, das, vorne offen, beinahe die Form eines riesigen Frackes hat, schafwollene Strümpfe und mit Leder-

auf dem Kopfe: ſo kleidet ſich
heiratet, ſo trägt ſie auf dem
ohne Boden, über welches ſie ein
gebunden hat. Im Sommer legt
nichts als Hemd und Unterrock. Übri-
habe in jedem Dorfe ein andere, ſo daß
Sicherheit auf das Dorf oder wenig-
welchen ſie bewohnen. Iſt Sonntags
che zu Sign beendet und verläßt das Volk
farbenreiches Bild, das ſich dem Beſchauer
rot, weiß, grün, gelb und ſchwarz durch-
raus, bis ſich die Gruppen teilen und heimwärts
den Gebirgen liegenden Dörfer ziehen.

Die Morlak
von Hörenſagen
gang und gäb
„Morlaken"
wendung
Begriffe,
Wie
gegen
wei
K

werden allerdings vergehen, bis es möglich ſein
gegenden allenthalben Schulen zu errichten, Lehrer
inden und es dahin zu bringen, daß alle Kinder auch
Denn es iſt ein gar armes Land, dieſe Morlakei, ent-
bevölkert, waſſerarm. Der Morlake hängt, wie viel-
in dem weiten, vielſprachigen Öſterreich, an den ererbten
Gebräuchen ſeiner Vorväter. Wie dieſe das Schaf ſchoren, die
und färbten, den Mantel und die Jacke daraus ſchnitten, ſo
noch; wie die Großväter das Feld bearbeiteten mit einem
an dem kein Eiſen, mit einem dürren Reiſigbündel als Egge und
Beſpannung, die aus Ochſen, Kühen, Pferden und Eſeln gemiſcht war,
es auch heute noch; wie der Urgroßvater in barbariſch-türkiſcher
Weib behandelte, als ein Weſen, das tief unter ihm ſtand, ſo
noch der Morlake ſein Weib die ſchwerſten und gröbſten Arbeiten
verrichten, und wenn er von ihr ſprechen muß, ſo thut er es nicht, ohne
beizufügen: „prostite".

---

## 6. Böhmiſches Land und Volk.*)

Böhmen iſt von der Natur ſelbſt nach außen hin zu einem vielfach abgeſchloſſenen, nach innen zu einem höchſt eigentümlichen Länder-Einzelweſen geſtempelt. Von drei Seiten mit hohen Gebirgsmauern eingefaßt, ſtellt es ſich dar als ein Terraſſenland mit vorherrſchender Keſſelform; es iſt aber nicht ſowohl ein Keſſel, als eine Verbindung vieler Keſſelbildungen, deren Mannigfaltigkeit durch den Rahmen des Gebirgsrandes zur Einheit zuſammengefaßt iſt. Die Hauptſenkung des Bodens iſt eine zweifache: von

*) Vom Herausgeber. (Vergl. deſſen „Skizzen böhmiſcher Kulturbilder".)

Süden nach Norden, durch die Richtung der Moldau und der mit ihr zusammengefloſſenen Elbe bezeichnet, und von Weſten nach Oſten einerſeits, von Oſten nach Weſten andererſeits, — dort durch Beraun und Eger, hier durch obere Elbe und Iſer bezeichnet. Der tiefſte Punkt des gewaltigen Terraſſenkeſſels iſt aber nicht die räumliche Mitte, nicht des Landes Hauptſtadt, ſondern die nordweſtliche Spitze im Leitmeritzer Kreiſe, wo nach der im Süden vorangegangenen Vereinigung des Elbwaſſers mit Iſer und Moldau die Eger in die Elbe tritt, die aber darauf bald das vorlagernde Sandſteingebirge, das Sachſen von Böhmen ſcheidet, durchbricht und ihre böhmiſchen Gewäſſer dem nördlichen Deutſchland zuführt. Dieſe phyſikaliſche Mitte des Böhmerlandes liegt nur 100 m über der Meeresfläche, während Leitmeritz noch 122, Prag aber 155 m abſolute Höhe hat.

Unſere geographiſchen Lehrbücher pflegten Böhmen als einen großen Keſſel, hermetiſch verſchloſſen durch einen ringsum laufenden *Gebirgswall*, darzuſtellen; dieſe Darſtellung und Vorſtellung war aber keineswegs entſprechend. Das Böhmerwaldgebirge iſt kein Wall, ſondern ein Mannigfaltiges von Gebirgsketten und Gebirgsmaſſen, die zwar meiſt gleichlaufend ſtreichen, oft aber auch ganz iſoliert daſtehen, und — was die Hauptſache iſt — des *gemeinſamen Kammes* entbehren. Mitten in dem Hauptzuge des Böhmerwaldes, da wo der Weiße Regen entſpringt, iſt eine drei Meilen weite Lücke, teilweiſe durch einige kleinere Bergmaſſen ausgefüllt, aber auch in Tiefebenen ein Thor nach Bayern öffnend. Ebenſo ſinkt auch auf dem böhmiſch-mähriſchen Gebirgszuge die Waſſerſcheide des Donau- und Elbgebietes öfter bis zur Tiefebene hinab, und man kann von Böhmen nach Mähren wandern, ohne einen Berg überſteigen zu müſſen. Die niedrigſte Stelle in dem ganzen böhmiſchen Gebirgskranze iſt die, wo ſich das mähriſche Gebirge von den Sudeten ſcheidet; die bekannte Berglinie, welche den Norden Europas vom Süden trennt, fällt hier noch unter 185 m hinab. Hier führen die Hauptſtraßen ins mähriſche Hügelland und weiter nach Wien.

Blicken wir nun in das Innere, ſo zeigt ſich die bemerkenswerte Eigenheit, daß faſt jeder Kreis wieder ein eigenes Becken, eine eigene Terraſſe für ſich bildet und die Geſtalt des Ganzen im kleinen wiederholt. Randgebirge, Hoch- und Tiefebenen, die wieder von Hügelreihen durchſchnitten ſind, enge Schluchten mit weiten Thälern abwechſelnd — eine Mannigfaltigkeit der Formen, wie man ſie ſich im ſächſiſchen Flachlande und märkiſchen Sande nicht träumen läßt. Welche Gegenſätze, und wie nah oft zuſammengerückt! Hier begegnet dem Auge des Reiſenden eine großartig wilde Natur von Granitblöcken, dürren Heideflächen und ſchwarzem Moorgrunde; aus vormaligem Seeboden und uraltem Bruche treten ſo eben erſt einige Wieſen hervor; die Ackerfelder mit ihren von Granittrümmern gebildeten Zäunen ſind eben erſt dem widerſtrebenden Felsboden abgerungen worden und ſchauen aus den dunklen Tannenwäldern wie grüne Oaſen hervor. Der Eigentümer hat ſich ſelbſt die Baumſtämme zu ſeiner Wohnung gefällt, und rings um dieſelbe lagert ſich patriarchaliſch ſein Beſitztum von Wieſe, Acker und Wald,

riemen befestigte Sandalen, ein rotes K… …nen Kindern bewacht, in der die Morlakin, jahraus, jahrein. Ist … …den des Weltlebens dringt in Kopfe eine Art kleinen hölzernen F… …chenwalde) die vom Winde ge- weißes Tuch unter dem Kinne z… …. weil hier noch kein Bedürfnis sie den blauen Überrock ab und … …der nächsten Umgebung zu holen: gens ist die Kleidung der … …amerikanischen Urwälder gleich, und man aus ihrer Kleidung … …anfiedelnde Anbauer einer neuen Welt. stens auf den Distrikt … …ges herabstieg, begegnete mir ein Mann die Messe in der Fro… …Holz hatte er selbst gefällt und zugehauen, die Kirche, so in … …Grundstücke; er fuhr sein Holz mit eigenem darbietet. Das … …hatte er selbst beschlagen, denn er war von einander au… …das Holz wollte er zu einem Meiler auftürmen, in die oft … …vereinigte er den Förster, Kohlenbrenner, Fuhr- Jah… …und Handwerker in einer Person. wird, i… …die Natur des böhmischen Landes, von dieser Seite für… …neu, jugendlich frisch und einer großen Entwickelung …innern andererseits die vielen Trümmer alter Burgen, …und Dörfer, die fruchtbaren, seit Jahrhunderten durch- …die Denkmäler gewonnener und verlorener Schlachten …schtliche Vergangenheit, welche das Land bereits hinter sich hat. …Gegend sind Berg und Thal wie übersät mit Häusern und …da eine Volksmenge, welche die englischen Fabrikdistrikte noch …mit allem Elend und Jammer der Fabrikländer, alt und jung …dienst des Spitzenklöppelns treibend, und dahinsiechend unter …Hillen und wenig anstrengenden, aber entnervenden Arbeit, die …reicht, die Hungersnot abzuhalten; daneben arme Bergleute, welche …Arbeit sind, weil die zwar noch immer erzhaltigen, aber mit Wasser …Gruben brach liegen; endlich Bauern, deren Äcker und Wiesen …Steine als Halme tragen — und dort, nur einige Stunden weiter …Land hinein, das beste, fetteste Ackerland, der üppigste Wiesengrund, Ge- …und Obst in Überfluß, kurz, eine Gegend von den fruchtbarsten in …, mit der wohlhabendsten Bevölkerung, die sich bequem auf ihrem …Territorium ausbreitet!

Bei dem Anblicke der zahlreichen Eisenwerke, Maschinenwerkstätten, Lein- wand-, Porzellan-, Glas- und Kattunfabriken fühlt man sich ganz in der industriellen Gegenwart; und wiederum bei dem Anblicke der zahlreichen Mineralquellen, die heiß und kalt aus verborgener Tiefe hervorsprudeln, der sonderbaren Gasquellen, die in aufschäumenden Bläschen dem mineralischen Moore entströmen, der Klingsteinberge und Basaltkegel, welche einzeln und massenweise die Erdrinde durchbrochen haben: da wird man — wenn man auf einen Augenblick von der glänzenden neumodischen Badewelt und den luxuriösen Badehäusern und Trinkhallen absieht — ganz in die Vergangen- heit zurückgeworfen, in die alten grauen Zeiten, wo Neptuns Gesellen und Plutos Geister in heißem Kampfe entbrannten. Seit Jahrhunderten, wer

weiß, wie vielen, entſtrömen dieſe Gaſe und Heilwaſſer der mütterlichen Erde und werden aus verborgener Tiefe heraufkommen, wer weiß, wie lange? Man iſt bei dem Anblick des gewaltigen Karlsbader Sprudels, der ſein mit einer Hitze von 60° R. ſiedendes und brauſendes Waſſer oft 3 m emporwirft, noch immer in dem Falle jenes Bauern, der die Küche zu ſehen wünſchte, wo man das heiße Waſſer koche. Das vulkaniſche Produkt, der Baſalt, ſpielt in keinem Lande eine ſolche Hauptrolle, wie in Böhmen. Der Donnersberg bei Milleſchau, dieſer Rieſenſohn vulkaniſcher Gewalten, iſt mit ſeiner Höhe von 845 Meter einer der höchſten Baſaltberge, die wir kennen.

Mit dieſer vulkaniſchen Natur des Landes harmoniert vielfach ſeine Geſchichte; auch dieſe hat etwas Abenteuerliches, Pittoreskes, Gewaltiges. Man denke an Ottokar, Huß, Ziska (Tſchiſchka), Wallenſtein! Ein plötzliches Aufleuchten, aber auch eben ſo plötzliche Finſternis, gewaltige Kräfte, das gewohnte Gleis des Lebens kühn durchbrechend und über die gemeine Oberfläche hoch emporragend, aber ſtoßweiſe, zerſtörend, revolutionär. Auch das neueſte Aufwiegeln des Czechentums wider die Deutſch-Böhmen iſt ein revolutionäres Beginnen, das nur zerſtörend, nicht aufbauend wirken kann.

Man trifft in Böhmen eine Natur, welche ſowohl der Einförmigkeit des norddeutſchen Tieflandes wie der bayeriſchen Hochebene ganz und gar entgegengeſetzt iſt. Dieſe kühnen und wildromantiſchen Felsgebilde bei Adersbach, dieſe erhabene Alpennatur im Rieſengebirge, dieſe freundlichen Hügellandſchaften, wo die Elbe das Land verläßt, dieſe pittoresken Ufer, wo ſie entſpringt, dieſe ſchwarzen Fichtenwälder an den ſchroffen Abhängen des Böhmerwaldes, und dieſe Moldau- und Elbufer mit ihren weinbegrenzten Höhen: welch ein Reichtum ſchöner Naturanſichten! Aber auch welch ein Reichtum an Produkten! Wenn man das einzige und notwendige Naturprodukt des Salzes, an welchem Böhmen auffallenden Mangel leidet, abrechnet, ſo vereinigt dieſes Land in ſeltener Weiſe alles, was zu des Lebens Notdurft und Annehmlichkeit gehört: geſegnete Kornfelder, holzreiche Waldungen, erzhaltige Berge, große Braun- und Steinkohlenlager, fruchtbare Wieſen, ergiebige Obſtgärten, treffliche Weinberge, vorzügliche Hopfenfelder — und dazu ſchiffbare Flüſſe. Darum wird auch Böhmen mit Recht der ſchönſte Diamant in Öſterreichs Krone genannt. Das Klima bietet eine herrliche Mitte von Wärme und Kälte; nur in den Hochflächen und Gebirgslandſchaften iſt es rauh. Der hohe Wall des Erzgebirges wie der noch höhere der Sudetenkette ſchützt indeſſen das anliegende tiefere Land vor den Nord- und Oſtwinden. Da, wo die Moldau in die Elbe tritt, in der reizenden Gegend von Melnik, gedeihen ſeit Jahrhunderten Burgunderreben aufs beſte und liefern in guten Jahren einen Wein, der faſt das Originalgewächs übertrifft.

Gleicherweiſe für den Ackerbau wie für die Induſtrie ſind alle Bedingungen, inſofern ſie von der Natur des Landes abhängen, äußerſt günſtig. Böhmen übertrifft hierin England, denn es hat nicht bloß den ausgezeich-

alles zuſammen; die kleine Herde weidet, von ſeinen Kindern bew
Nähe; kein Laut von dem geräuſchvollen Treiben des Weltleb
dieſe Stille. Sieht man dazu noch (im Böhmerwalde) die v
fällten Baumſtämme unbenutzt vermodern, weil hier noch
vorhanden iſt, das Holz weiter als aus der nächſten Umge
ſo kommt der Eindruck faſt dem der amerikaniſchen Urwä
die Bewohner erſcheinen wie eben ſich anſiedelnde Anbauer
Als ich vom Kamme des Erzgebirges herabſtieg, begegn
mit einem Fuder Holz; dieſes Holz hatte er ſelbſt gefä
und zwar auf ſeinem eigenen Grundſtücke; er fuhr ſei
Geſchirr, Wagen und Pferde hatte er ſelbſt beſchlagen
Profeſſion ein Schmied, und das Holz wollte er zu ein
um es zu verkohlen. So vereinigte er den Förſter,
mann, Gutsbeſitzer, Bauer und Handwerker in einer

Indem ſich aber die Natur des böhmiſchen L
betrachtet, noch völlig neu, jugendlich friſch und ei
fähig darſtellt, ſo erinnern andererſeits die vielen
die uralten Städte und Dörfer, die fruchtbaren,
furchten Ackerfluren, die Denkmäler gewonnener
an die reiche geſchichtliche Vergangenheit, welche da

In einer Gegend ſind Berg und Thal
Hütten; es lebt da eine Volksmenge, welche di
übertrifft, mit allem Elend und Jammer d
den Maſchinendienſt des Spitzenklöppelns tre
der zwar ſtillen und wenig anſtrengenden
kaum hinreicht, die Hungersnot abzuhalten
ohne Arbeit ſind, weil die zwar noch im
angefüllten Gruben brach liegen; endlich
mehr Steine als Halme tragen — und
ins Land hinein, das beſte, fetteſte Acker
müſe und Obſt in Überfluß, kurz,
Europa, mit der wohlhabendſten Be
Territorium ausbreitet!

Bei dem Anblicke der zahlreichen
wand-, Porzellan-, Glas- und K
induſtriellen Gegenwart; und wi
Mineralquellen, die heiß und kalt
ſonderbaren Gasquellen, die in
Moore entſtrömen, der Klingſt
maſſenweiſe die Erdrinde durch
auf einen Augenblick von der
luxuriöſen Badehäuſern und
heit zurückgeworfen, in die
Plutos Geiſter in heißem

und
rger-
ch das
ganz und
g ſinkt auf-
ſtadt), Bud-

ufenthalte auf den
n böhmiſchen Land-
und Abgeſchiedenheit,
Schönheit ihrer Natur.
vendigen Stadtwelt,
Landlebens nicht bloß erhöht,

übertreffenden Eindruck machte

…tadt. Mit Prag möchten sich von den deutschen
…nd Eigentümlichkeit der Lage messen können.
…Weißen Berges hier in das hochgelegene
…n,*) vorschreitet auf den Vorsprung,
…m von dieser Bergstadt herab auf
…Flußstadt erblickt, ein Meer von
…ahllose Menge von Kirchen,
…hervorragen: so ist das
…den Füßen schlängelt
…chfläche sich hinein-
…ildet hat. Dort er-
…en 1420 ihren ersten
…Wyschehrad, pittoresk
…so hat man die Ansicht
…e Hofburg zu Wien noch
…chöfliche Palais, rechts aber
…von St. Veit (leider unvoll-
…Auf der entgegengesetzten Seite
…seiner schönen Kirche, und da-
…begrenzten Hügel die freundliche
…Türmen; — eine Mannigfaltigkeit
…ge selten zu teil wird. Steigt man
…häusern, die, auf schroffem Abhange
…und stellt sich auf die 540 m lange
…ne Brücke, welche die Altstadt mit der
…s Heiligen und Apostel, die, aus Stein
…Wache halten, in der Mitte die bronzene
…tzpatrons von Böhmen, — so hat man wie-
…hn weder auf der Dresdner, noch sonst einer
…icht des Hradschin. Gegenüber der steinernen
…uhn über dem breiten Moldauspiegel schwebend,
…rken den Kontrast der Neuzeit bildend; es ist die
…chönes Denkmal der Baukunst unserer Tage. Neben
…agert, lacht freundlich das baumbekränzte Eiland der
…und weit hinter ihr, in blauer Ferne verschwimmend,
…e schroffen Ufer der Moldau. Man bekommt auf der
…zugleich den Eindruck alt-christlicher Mythologie, mittel-
…tik und moderner Kunst. Überall — das kommt hier zum
…ragt in die Stadt das Land, in die Gegenwart die Ver-
…das weltliche das kirchliche, in das Kultur- das Naturleben
…das macht eben Prag so merkwürdig, so eigentümlich. Es läßt

…ad = Burg.

neten Reichtum an Wäldern und Kohlenlagern und eine
von Wasserkraft, sondern auch eine viel reichere Prod
und darum wohlfeileren Arbeitslohn, als England. Wä
Handelsverhältnisse eben so günstig, so müßte Böhmen
nischen, belgischen und englischen Fabrikdistrikten wette

Unter den österreichischen Landesteilen steht Bö
bedingt obenan. Leinenwaren werden für die Ausfu
lich in Böhmen (am Riesengebirge) verfertigt,
jährlich, und die „Rumburger" Leinwand ist au
Frauenwelt rühmlichst bekannt. Die Shawls und
und Halbwollenfabrikate sind ausgezeichnet. Au
wollenspinnereien kommen jetzt mehr und mehr
fabrikation aber behauptet Böhmen seit lange
man rechnet 75 Glashütten und 22 Glasschlei
in Syrien und Ägypten, in Spanien und M
dem, was ganz Österreich an Glaswaren
ein Wert von 10 Millionen Gulden.

Auf einem Flächenraume von 943
5,107,313 Menschen, also kommen auf
Bewohner, 2300 mehr als die Durchschn
bevölkerung, die 3095 auf die □Meil
lichen Teile von Böhmen jedoch, in
genden des Bunzlauer und Bidschow
Einwohner auf gleichen Raum.

Auch in Bezug auf die Menge
Rang; denn während in den deutsch
acht, in Ungarn aber 58 □Meile
3 □Meilen der Fall. Dieser
daß unter den böhmischen Städt
seliger als in andern Ländern
unglückliche Zwitter zwischen
lichen, durchgebildeten, geho
städtische Leben nicht ent
gar. Die Zahl von 160,
fallend sogleich auf 22,00
weis 17,000, 15,000 (da

Darum überkommt
sonst so einladenden u
gütern doch bald jenes
trotz der Gastfreundsch
Es mangelt der
welcher durch seine
sondern im Grunde
Einen überra

n),
ingen
le, an-
anzen oft
n mechanisch
hlingen, und
; das czechische
te wieder auf mit
obwohl die geringere
er nehmen, da sie die
nden Grundlage hatten,
n wären. Daß aber die
gerissen, ohne nationale und
och ihr eigentümliches Wesen
nem urkräftigen, derben Grund-
st stehen die Böhmen jetzt an der
sie haben (und das verdanken sie
die europäische Kultur aufgenom-
n zu geben; was die Gründlichkeit und

betrifft, könnte man sie die Germanen unter den Slaven
mögen den Czechen charakterisieren.
liche Heiterkeit des Russen, noch die heitere Lebens-
sen der Polen: er ist trüber, verschlossener,
schmilzt leicht die sittliche Leichtfertigkeit des
des Deutschen zu einer gewissen Arg-
schen zu ihm niederdrückt und sein
ve und Deutscher sind von Haus
nennt seinen czechischen Lands-
schen Stammes scheint ferner
legt man nicht mit Unrecht
sucht, geringe Besonnenheit im
ch große Rachsucht bei; die Ge-
diesen Zügen. Die Deutschen in
r durch größere Berufstreue und
Reinlichkeit aus. Sie bewohnen nicht
tbarsten Gegenden von Böhmen (z. B.
sind auch in den minder fruchtbaren
der berühmte böhmische Hopfen (im Saazer
baut, das geschätzte Obst kommt meist aus
böhmische Glas wird in deutschen Fabriken ge-
kalische Bildung gilt nur von den Deutschböhmen.
Industrie überhaupt auf einen Grad der Entwicke-
im Welthandel eine achtbare Rolle spielt: dies ist
Verdienst der Deutschen. —
war von jeher am günstigsten in den deutschen Krei-
den die Bestrebungen der deutsch-feindlichen Czechen in
die Schulen Böhmens geäußert haben, ist kein günstiger.
Deutsche und Czechen in Frieden neben einander; die deut-
ließen ihre Kinder böhmisch lernen, und die Czechen brachten
in deutsche Familien. Jetzt wird die gründliche Erlernung des
vielfach von den Böhmen verabsäumt zu ihrem eigenen Schaden.
gen treiben ihren Haß gegen alles Deutsche, worin der katholische
sie bestärkt, auf eine Spitze, die über kurz oder lang brechen muß,
bst aber verwunden wird.

Obwohl hin und wieder eine Vermischung zwischen deutschem und sla-
chem Blut eingetreten ist, so hat sich doch die ganze von Czechen bewohnte
Mitte Böhmens in ihrer Eigentümlichkeit erhalten. Man sieht diesen „stock-
böhmischen" Augen und Köpfen, unter denen viele Rundköpfe sind (têtes
carrées), alsbald das Widerhaarige, Hartnäckige und Störrische an. Auch
die meist dunklere Farbe des Haares, so wie die unter schärferm Winkel ge-
schnittene, nach unten breitere Nase und der breitere Mund unterscheiden die
czechische Physiognomie merklich von der deutschen, die viel weniger markiert,
aber auch viel offener und heller ist.

## 5. Aus Dalmatien.*)

Die Morlaken. Unter Leuten, die Dalmatien gar nicht oder nur von Hörensagen kennen, und es soll dieser Leute ziemlich viele geben, ist es gang und gäbe, alle Dalmatiner ohne weiteres mit dem Sammelnamen „Morlaken" zu bezeichnen. Diese allgemeine Bezeichnung ist in dieser Anwendung zum mindesten eben so unrichtig, als die meisten der landläufigen Begriffe, die in der Welt über Dalmatien im Schwunge sind.

Wenn man sich beiläufig zwei Meilen südlich von Zara eine vom Meere gegen Osten bis an die türkische Grenze gezogene Linie vorstellt, dann eine weitere Linie, die, eine Meile vom Meeresufer landeinwärts entfernt, dessen Krümmungen begleitet, ferner eine Linie, die zwei Meilen nördlich der Narenta-Mündung wieder vom Meeresufer gegen Osten läuft, so bilden diese drei Marken mit den Ausläufern der dinarischen Alpen, welche die Türkei von Österreich scheiden, ein längliches Viereck, die eigentliche und ausschließliche Morlakei. Die Bewohner dieses Landstriches sind die echten Morlaken, ein prachtvoller, hochgewachsener Menschenschlag, mit kühn geschnittenen Gesichtszügen, ausdauernd, mutig und arm wie der zerrissene Felsboden, der ihnen ihr tägliches Brot widerwillig, zögernd und kärglich giebt. Schwarze Augen, dunkelbraune Haare, die rückwärts in einem Zopf geflochten über den Rücken baumeln, Fez und Turban auf dem Kopfe — eine rauhaarige, vorne mit blauen, roten und weißen Streifen besetzte Jacke, ein rotes mit Silberknöpfen besetztes Leibchen, welches aber die breite, behaarte Brust unbedeckt läßt, ein breiter Ledergürtel, in welchem Pistolen und Handschar stecken, blaue türkische Pumphosen mit darübergezogenen schafwollenen Strümpfen, an den Füßen die mit Lederriemen zusammengeschnürten Sandalen, die lange, mit einem Steinschloß versehene, türkisch geschäftete Flinte über die Achsel gehängt, das ist der Morlake, das ist der Bewohner des morlakischen Landstriches, und Sign ist dessen Hauptstadt.

Vom Osten her senken sich die Abhänge der dinarischen Alpen bald schroff abstürzend, bald in wellenförmigen Hügeln, aber immer steinig gegen die Adria. Ihre Spitzen, oft von finsteren Nebelkappen umzogen, im Herbste und Frühjahre schneebedeckt, lugen in das Land, lugen bis in den Hauptplatz des Marktfleckens Sign. Einige breite, aus soliden Quadern erbaute ungetünchte Häuser auf der einen Seite, ein Franziskaner-Kloster, eine Kirche und zwei kleinere Häuser auf der anderen Seite bilden den Platz, der eigentlich nur eine Erweiterung der von Spalato nach Knin und Verlicca führenden Straße ist. Aus einem steinernen Brunnen — einer Seltenheit in Dalmatien — plätschert in eintönigem Laufe frisches, helles, köstliches Quellwasser in ein kleines Bassin; auf der Ostseite des Platzes führt eine steile Straße bergan zu den oberen, terrassenförmig gebauten Häusern, darüber ragt

*) Von Th. Frank.

ein mächtiger, steiler Felsblock, auf dessen Spitze die Ruinen eines türkischen Bergschlosses langsam zerfallen. Gegen Süden verläuft die Straße abwärts an einzelnen kleineren Häusergruppen und Morlakenhütten vorbei, und dann eröffnet sich eine weite Aussicht auf die Ebene oder das Thal von Sign, welches von dem Flusse Cettina durchströmt und von hohen schroffen Bergen ringsum begrenzt wird. Das ist Sign.

Es ist Sonntag, und die Glocken der Franziskaner-Kirche, der einzigen Kirche von Sign, läuten zur Messe. Die Männer gehen einzeln hinein, jeder mit seinem Tschibuk in der Hand, den er respektvoll in dem Atrium der Kirche an die Wand lehnt. Es stehen dort schon ganze Bündel von Tschibuks an den Wänden und da sie alle gleichmäßig aus einem halblangen Rohre ohne Mundstück und einer braunen türkischen Thonpfeife bestehen, so ist es nicht recht erklärlich, wie die Eigentümer nach der Messe ihre Tschibuks wieder finden können. Vielleicht nimmt sich auch nach der Messe nur jeder, der heraustritt, irgend einen Tschibuk, ohne erst lange nach seinem eigenen zu suchen. Die Weiber und Mädchen betreten in kleinen Gruppen die Kirche und haben ein so scheues, demütiges Benehmen, einen so trippelnden Gang, gehen so zusammengedrängt an einander, daß sie unwillkürlich an kleine Schafherden erinnern.

Der Morlake ist ein von Natur aus höflicher Mensch, höflich in seiner Weise. Er spricht niemals von seinem Weibe, seiner Schwester oder sonst von etwas, das ihm gehört, ohne die Entschuldigung „prostite“ vorauszusenden. „Prostite“ bedeutet aber ungefähr so viel als: „mit Respekt zu sagen“ oder „salva venia“. Er sagt also beispielsweise: „Mein Weib — mit Respekt zu sagen — hat gestern auf dem Markte ein Schweinchen verkauft — mit Respekt zu sagen — und dafür sechs Gulden fünfzig Kreuzer gelöst.“ Geht der Morlake in ein anderes Dorf, auf den Markt oder sonst irgend wohin, so sieht man sein Weib niemals an seiner Seite; sie geht demütig fünf oder sechs Schritte hinter ihm oder gar hinter dem Pferde spinnend oder strickend einher, auf welchem er rauchend sitzt. Das Weib ißt nicht mit den Männern an *einem* Tische. An dem Tische, der mitten in der Hütte steht, verzehren die Männer ihr einfaches Mahl. Sie trinken ihren gewässerten Wein, stopfen ihre Pfeifen, wenn das Mahl beendet, und strecken sich dann zur Sommerszeit rauchend vor der Hütte auf die Erde oder setzen sich, wenn zur Winterszeit die Bora heult, um das Feuer. Während des Essens hat die eine oder andere der Inwohnerinnen die Männer lautlos bedient, die anderen hocken in einem Winkel der Hütte, bis das Mahl der Männer beendet.

Erst wenn diese aufgestanden, setzen sich die Weiber an den Tisch, um nun ihrerseits die Reste der Speisen zu verzehren.

Ein weißes, bis an die Knöchel reichendes Hemd, dessen Garn sie selbst gesponnen und das sie dann selbst gewebt, ein weißer linnener Unterrock, ein blaues, rotbesetztes Oberkleid aus Schafwolle, das, vorne offen, beinahe die Form eines riesigen Frackes hat, schafwollene Strümpfe und mit Leder-

## 5. Aus Dalmatien.*)

Die Morlaken. Unter Leuten, die Dalmatien gar nicht oder nur von Hörensagen kennen, und es soll dieser Leute ziemlich viele geben, ist es gang und gäbe, alle Dalmatiner ohne weiteres mit dem Sammelnamen „Morlaken" zu bezeichnen. Diese allgemeine Bezeichnung ist in dieser Anwendung zum mindesten eben so unrichtig, als die meisten der landläufigen Begriffe, die in der Welt über Dalmatien im Schwunge sind.

Wenn man sich beiläufig zwei Meilen südlich von Zara eine vom Meere gegen Osten bis an die türkische Grenze gezogene Linie vorstellt, dann eine weitere Linie, die, eine Meile vom Meeresufer landeinwärts entfernt, dessen Krümmungen begleitet, ferner eine Linie, die zwei Meilen nördlich der Narenta-Mündung wieder vom Meeresufer gegen Osten läuft, so bilden diese drei Marken mit den Ausläufern der dinarischen Alpen, welche die Türkei von Österreich scheiden, ein längliches Viereck, die eigentliche und ausschließliche Morlakei. Die Bewohner dieses Landstriches sind die echten Morlaken, ein prachtvoller, hochgewachsener Menschenschlag, mit kühn geschnittenen Gesichtszügen, ausdauernd, mutig und arm wie der zerrissene Felsboden, der ihnen ihr tägliches Brot widerwillig, zögernd und kärglich giebt. Schwarze Augen, dunkelbraune Haare, die rückwärts in einem Zopf geflochten über den Rücken baumeln, Fez und Turban auf dem Kopfe — eine rauhaarige, vorne mit blauen, roten und weißen Streifen besetzte Jacke, ein rotes mit Silberknöpfen besetztes Leibchen, welches aber die breite, behaarte Brust unbedeckt läßt, ein breiter Ledergürtel, in welchem Pistolen und Handschar stecken, blaue türkische Pumphosen mit darübergezogenen schafwollenen Strümpfen, an den Füßen die mit Lederriemen zusammengeschnürten Sandalen, die lange, mit einem Steinschloß versehene, türkisch geschäftete Flinte über die Achsel gehängt, das ist der Morlake, das ist der Bewohner des morlakischen Landstriches, und Sign ist dessen Hauptstadt.

Vom Osten her senken sich die Abhänge der dinarischen Alpen bald schroff abstürzend, bald in wellenförmigen Hügeln, aber immer steinig gegen die Adria. Ihre Spitzen, oft von finsteren Nebelkappen umzogen, im Herbste und Frühjahre schneebedeckt, lugen in das Land, lugen bis in den Hauptplatz des Marktfleckens Sign. Einige breite, aus soliden Quadern erbaute ungetünchte Häuser auf der einen Seite, ein Franziskaner-Kloster, eine Kirche und zwei kleinere Häuser auf der anderen Seite bilden den Platz, der eigentlich nur eine Erweiterung der von Spalato nach Knin und Verlicca führenden Straße ist. Aus einem steinernen Brunnen — einer Seltenheit in Dalmatien — plätschert in eintönigem Laufe frisches, helles, köstliches Quellwasser in ein kleines Bassin; auf der Ostseite des Platzes führt eine steile Straße bergan zu den oberen, terrassenförmig gebauten Häusern, darüber ragt

*) Von Th. Frank.

ein mächtiger, steiler Felsblock, auf dessen Spitze die Ruinen eines türkischen Bergschlosses langsam zerfallen. Gegen Süden verläuft die Straße abwärts an einzelnen kleineren Häusergruppen und Morlakenhütten vorbei, und dann eröffnet sich eine weite Aussicht auf die Ebene oder das Thal von Sign, welches von dem Flusse Cettina durchströmt und von hohen schroffen Bergen ringsum begrenzt wird. Das ist Sign.

Es ist Sonntag, und die Glocken der Franziskaner-Kirche, der einzigen Kirche von Sign, läuten zur Messe. Die Männer gehen einzeln hinein, jeder mit seinem Tschibuk in der Hand, den er respektvoll in dem Atrium der Kirche an die Wand lehnt. Es stehen dort schon ganze Bündel von Tschibuks an den Wänden und da sie alle gleichmäßig aus einem halblangen Rohre ohne Mundstück und einer braunen türkischen Thonpfeife bestehen, so ist es nicht recht erklärlich, wie die Eigentümer nach der Messe ihre Tschibuks wieder finden können. Vielleicht nimmt sich auch nach der Messe nur jeder, der heraustritt, irgend einen Tschibuk, ohne erst lange nach seinem eigenen zu suchen. Die Weiber und Mädchen betreten in kleinen Gruppen die Kirche und haben ein so scheues, demütiges Benehmen, einen so trippelnden Gang, gehen so zusammengedrängt an einander, daß sie unwillkürlich an kleine Schafherden erinnern.

Der Morlake ist ein von Natur aus höflicher Mensch, höflich in seiner Weise. Er spricht niemals von seinem Weibe, seiner Schwester oder sonst von etwas, das ihm gehört, ohne die Entschuldigung „prostite“ vorauszusenden. „Prostite“ bedeutet aber ungefähr so viel als: „mit Respekt zu sagen“ oder „salva venia“. Er sagt also beispielsweise: „Mein Weib — mit Respekt zu sagen — hat gestern auf dem Markte ein Schweinchen verkauft — mit Respekt zu sagen — und dafür sechs Gulden fünfzig Kreuzer gelöst.“ Geht der Morlake in ein anderes Dorf, auf den Markt oder sonst irgend wohin, so sieht man sein Weib niemals an seiner Seite; sie geht demütig fünf oder sechs Schritte hinter ihm oder gar hinter dem Pferde spinnend oder strickend einher, auf welchem er rauchend sitzt. Das Weib ißt nicht mit den Männern an *einem* Tische. An dem Tische, der mitten in der Hütte steht, verzehren die Männer ihr einfaches Mahl. Sie trinken ihren gewässerten Wein, stopfen ihre Pfeifen, wenn das Mahl beendet, und strecken sich dann zur Sommerszeit rauchend vor der Hütte auf die Erde oder setzen sich, wenn zur Winterszeit die Bora heult, um das Feuer. Während des Essens hat die eine oder andere der Inwohnerinnen die Männer lautlos bedient, die anderen hocken in einem Winkel der Hütte, bis das Mahl der Männer beendet.

Erst wenn diese aufgestanden, setzen sich die Weiber an den Tisch, um nun ihrerseits die Reste der Speisen zu verzehren.

Ein weißes, bis an die Knöchel reichendes Hemd, dessen Garn sie selbst gesponnen und das sie dann selbst gewebt, ein weißer linnener Unterrock, ein blaues, rotbesetztes Oberkleid aus Schafwolle, das, vorne offen, beinahe die Form eines riesigen Frackes hat, schafwollene Strümpfe und mit Leder-

## 5. Aus Dalmatien.*)

Die Morlaken. Unter Leuten, die Dalmatien gar nicht oder nur von Hörenſagen kennen, und es ſoll dieſer Leute ziemlich viele geben, iſt es gang und gäbe, alle Dalmatiner ohne weiteres mit dem Sammelnamen „Morlaken“ zu bezeichnen. Dieſe allgemeine Bezeichnung iſt in dieſer Anwendung zum mindeſten eben ſo unrichtig, als die meiſten der landläufigen Begriffe, die in der Welt über Dalmatien im Schwunge ſind.

Wenn man ſich beiläufig zwei Meilen ſüdlich von Zara eine vom Meere gegen Oſten bis an die türkiſche Grenze gezogene Linie vorſtellt, dann eine weitere Linie, die, eine Meile vom Meeresufer landeinwärts entfernt, deſſen Krümmungen begleitet, ferner eine Linie, die zwei Meilen nördlich der Narenta-Mündung wieder vom Meeresufer gegen Oſten läuft, ſo bilden dieſe drei Marken mit den Ausläufern der dinariſchen Alpen, welche die Türkei von Öſterreich ſcheiden, ein längliches Viereck, die eigentliche und ausſchließliche Morlakei. Die Bewohner dieſes Landſtriches ſind die echten Morlaken, ein prachtvoller, hochgewachſener Menſchenſchlag, mit kühn geſchnittenen Geſichtszügen, ausdauernd, mutig und arm wie der zerriſſene Felsboden, der ihnen ihr tägliches Brot widerwillig, zögernd und kärglich giebt. Schwarze Augen, dunkelbraune Haare, die rückwärts in einem Zopf geflochten über den Rücken baumeln, Fez und Turban auf dem Kopfe — eine rauhaarige, vorne mit blauen, roten und weißen Streifen beſetzte Jacke, ein rotes mit Silberknöpfen beſetztes Leibchen, welches aber die breite, behaarte Bruſt unbedeckt läßt, ein breiter Ledergürtel, in welchem Piſtolen und Handſchar ſtecken, blaue türkiſche Pumphoſen mit darübergezogenen ſchafwollenen Strümpfen, an den Füßen die mit Lederriemen zuſammengeſchnürten Sandalen, die lange, mit einem Steinſchloß verſehene, türkiſch geſchäftete Flinte über die Achſel gehängt, das iſt der Morlake, das iſt der Bewohner des morlakiſchen Landſtriches, und Sign iſt deſſen Hauptſtadt.

Vom Oſten her ſenken ſich die Abhänge der dinariſchen Alpen bald ſchroff abſtürzend, bald in wellenförmigen Hügeln, aber immer ſteinig gegen die Adria. Ihre Spitzen, oft von finſteren Nebelkappen umzogen, im Herbſte und Frühjahre ſchneebedeckt, lugen in das Land, lugen bis in den Hauptplatz des Marktfleckens Sign. Einige breite, aus ſoliden Quadern erbaute ungetünchte Häuſer auf der einen Seite, ein Franziskaner-Kloſter, eine Kirche und zwei kleinere Häuſer auf der anderen Seite bilden den Platz, der eigentlich nur eine Erweiterung der von Spalato nach Knin und Verlicca führenden Straße iſt. Aus einem ſteinernen Brunnen — einer Seltenheit in Dalmatien — plätſchert in eintönigem Laufe friſches, helles, köſtliches Quellwaſſer in ein kleines Baſſin; auf der Oſtſeite des Platzes führt eine ſteile Straße bergan zu den oberen, terraſſenförmig gebauten Häuſern, darüber ragt

*) Von Th. Frank.

ein mächtiger, steiler Felsblock, auf dessen Spitze die Ruinen eines türkischen Bergschlosses langsam zerfallen. Gegen Süden verläuft die Straße abwärts an einzelnen kleineren Häusergruppen und Morlakenhütten vorbei, und dann eröffnet sich eine weite Aussicht auf die Ebene oder das Thal von Sign, welches von dem Flusse Cettina durchströmt und von hohen schroffen Bergen ringsum begrenzt wird. Das ist Sign.

Es ist Sonntag, und die Glocken der Franziskaner-Kirche, der einzigen Kirche von Sign, läuten zur Messe. Die Männer gehen einzeln hinein, jeder mit seinem Tschibuk in der Hand, den er respektvoll in dem Atrium der Kirche an die Wand lehnt. Es stehen dort schon ganze Bündel von Tschibuks an den Wänden und da sie alle gleichmäßig aus einem halblangen Rohre ohne Mundstück und einer braunen türkischen Thonpfeife bestehen, so ist es nicht recht erklärlich, wie die Eigentümer nach der Messe ihre Tschibuks wieder finden können. Vielleicht nimmt sich auch nach der Messe nur jeder, der heraustritt, irgend einen Tschibuk, ohne erst lange nach seinem eigenen zu suchen. Die Weiber und Mädchen betreten in kleinen Gruppen die Kirche und haben ein so scheues, demütiges Benehmen, einen so trippelnden Gang, gehen so zusammengedrängt an einander, daß sie unwillkürlich an kleine Schafherden erinnern.

Der Morlake ist ein von Natur aus höflicher Mensch, höflich in seiner Weise. Er spricht niemals von seinem Weibe, seiner Schwester oder sonst von etwas, das ihm gehört, ohne die Entschuldigung „prostite“ vorauszusenden. „Prostite“ bedeutet aber ungefähr so viel als: „mit Respekt zu sagen“ oder „salva venia“. Er sagt also beispielsweise: „Mein Weib — mit Respekt zu sagen — hat gestern auf dem Markte ein Schweinchen verkauft — mit Respekt zu sagen — und dafür sechs Gulden fünfzig Kreuzer gelöst.“ Geht der Morlake in ein anderes Dorf, auf den Markt oder sonst irgend wohin, so sieht man sein Weib niemals an seiner Seite; sie geht demütig fünf oder sechs Schritte hinter ihm oder gar hinter dem Pferde spinnend oder strickend einher, auf welchem er rauchend sitzt. Das Weib ißt nicht mit den Männern an *einem* Tische. An dem Tische, der mitten in der Hütte steht, verzehren die Männer ihr einfaches Mahl. Sie trinken ihren gewässerten Wein, stopfen ihre Pfeifen, wenn das Mahl beendet, und strecken sich dann zur Sommerszeit rauchend vor der Hütte auf die Erde oder setzen sich, wenn zur Winterszeit die Bora heult, um das Feuer. Während des Essens hat die eine oder andere der Inwohnerinnen die Männer lautlos bedient, die anderen hocken in einem Winkel der Hütte, bis das Mahl der Männer beendet.

Erst wenn diese aufgestanden, setzen sich die Weiber an den Tisch, um nun ihrerseits die Reste der Speisen zu verzehren.

Ein weißes, bis an die Knöchel reichendes Hemd, dessen Garn sie selbst gesponnen und das sie dann selbst gewebt, ein weißer linnener Unterrock, ein blaues, rotbesetztes Oberkleid aus Schafwolle, das, vorne offen, beinahe die Form eines riesigen Frackes hat, schafwollene Strümpfe und mit Leder-

riemen befestigte Sandalen, ein rotes Käppchen auf dem Kopfe: so kleidet sich die Morlakin, jahraus, jahrein. Ist sie verheiratet, so trägt sie auf dem Kopfe eine Art kleinen hölzernen Fäßchens ohne Boden, über welches sie ein weißes Tuch unter dem Kinne zusammengebunden hat. Im Sommer legt sie den blauen Überrock ab und trägt nichts als Hemd und Unterrock. Übrigens ist die Kleidung der Weiber beinahe in jedem Dorfe ein andere, so daß man aus ihrer Kleidung mit ziemlicher Sicherheit auf das Dorf oder wenigstens auf den Distrikt schließen kann, welchen sie bewohnen. Ist Sonntags die Messe in der Franziskaner-Kirche zu Sign beendet und verläßt das Volk die Kirche, so ist es ein gar farbenreiches Bild, das sich dem Beschauer darbietet. Das wimmelt blau, rot, weiß, grün, gelb und schwarz durcheinander aus der Kirche heraus, bis sich die Gruppen teilen und heimwärts in die oft stundenweit in den Gebirgen liegenden Dörfer ziehen.

Jahre, viele Jahre werden allerdings vergehen, bis es möglich sein wird, in diesen Gebirgsgegenden allenthalben Schulen zu errichten, Lehrer für die Schulen zu finden und es dahin zu bringen, daß alle Kinder auch die Schulen besuchen. Denn es ist ein gar armes Land, diese Morlakei, entwaldet, felsig, wenig bevölkert, wasserarm. Der Morlake hängt, wie vielleicht keine Nation in dem weiten, vielsprachigen Österreich, an den ererbten Sitten und Gebräuchen seiner Vorväter. Wie diese das Schaf schoren, die Wolle spannen und färbten, den Mantel und die Jacke daraus schnitten, so thut er es heute noch; wie die Großväter das Feld bearbeiteten mit einem Pfluge, an dem kein Eisen, mit einem dürren Reisigbündel als Egge und einer Bespannung, die aus Ochsen, Kühen, Pferden und Eseln gemischt war, so pflegt er es auch heute noch; wie der Urgroßvater in barbarisch-türkischer Weise sein Weib behandelte, als ein Wesen', das tief unter ihm stand, so läßt heute noch der Morlake sein Weib die schwersten und gröbsten Arbeiten verrichten, und wenn er von ihr sprechen muß, so thut er es nicht, ohne beizufügen: „prostite".

## 6. Böhmisches Land und Volk.*)

Böhmen ist von der Natur selbst nach außen hin zu einem vielfach abgeschlossenen, nach innen zu einem höchst eigentümlichen Länder-Einzelwesen gestempelt. Von drei Seiten mit hohen Gebirgsmauern eingefaßt, stellt es sich dar als ein Terrassenland mit vorherrschender Kesselform; es ist aber nicht sowohl ein Kessel, als eine Verbindung vieler Kesselbildungen, deren Mannigfaltigkeit durch den Rahmen des Gebirgsrandes zur Einheit zusammengefaßt ist. Die Hauptsenkung des Bodens ist eine zweifache: von

*) Vom Herausgeber. (Vergl. dessen „Skizzen böhmischer Kulturbilder".)

Süden nach Norden, durch die Richtung der Moldau und der mit ihr zusammengeflossenen Elbe bezeichnet, und von Westen nach Osten einerseits, von Osten nach Westen andererseits, — dort durch Beraun und Eger, hier durch obere Elbe und Iser bezeichnet. Der tiefste Punkt des gewaltigen Terrassenkessels ist aber nicht die räumliche Mitte, nicht des Landes Hauptstadt, sondern die nordwestliche Spitze im Leitmeritzer Kreise, wo nach der im Süden vorangegangenen Vereinigung des Elbwassers mit Iser und Moldau die Eger in die Elbe tritt, die aber darauf bald das vorlagernde Sandsteingebirge, das Sachsen von Böhmen scheidet, durchbricht und ihre böhmischen Gewässer dem nördlichen Deutschland zuführt. Diese physikalische Mitte des Böhmerlandes liegt nur 100 m über der Meeresfläche, während Leitmeritz noch 122, Prag aber 155 m absolute Höhe hat.

Unsere geographischen Lehrbücher pflegten Böhmen als einen großen Kessel, hermetisch verschlossen durch einen ringsum laufenden Gebirgswall, darzustellen; diese Darstellung und Vorstellung war aber keineswegs entsprechend. Das Böhmerwaldgebirge ist kein Wall, sondern ein Mannigfaltiges von Gebirgsketten und Gebirgsmassen, die zwar meist gleichlaufend streichen, oft aber auch ganz isoliert dastehen, und — was die Hauptsache ist — des gemeinsamen Kammes entbehren. Mitten in dem Hauptzuge des Böhmerwaldes, da wo der Weiße Regen entspringt, ist eine drei Meilen weite Lücke, teilweise durch einige kleinere Bergmassen ausgefüllt, aber auch in Tiefebenen ein Thor nach Bayern öffnend. Ebenso sinkt auch auf dem böhmisch-mährischen Gebirgszuge die Wasserscheide des Donau- und Elbgebietes öfter bis zur Tiefebene hinab, und man kann von Böhmen nach Mähren wandern, ohne einen Berg übersteigen zu müssen. Die niedrigste Stelle in dem ganzen böhmischen Gebirgskranze ist die, wo sich das mährische Gebirge von den Sudeten scheidet; die bekannte Berglinie, welche den Norden Europas vom Süden trennt, fällt hier noch unter 185 m hinab. Hier führen die Hauptstraßen ins mährische Hügelland und weiter nach Wien.

Blicken wir nun in das Innere, so zeigt sich die bemerkenswerte Eigenheit, daß fast jeder Kreis wieder ein eigenes Becken, eine eigene Terrasse für sich bildet und die Gestalt des Ganzen im kleinen wiederholt. Randgebirge, Hoch- und Tiefebenen, die wieder von Hügelreihen durchschnitten sind, enge Schluchten mit weiten Thälern abwechselnd — eine Mannigfaltigkeit der Formen, wie man sie sich im sächsischen Flachlande und märkischen Sande nicht träumen läßt. Welche Gegensätze, und wie nah oft zusammengerückt! Hier begegnet dem Auge des Reisenden eine großartig wilde Natur von Granitblöcken, dürren Heideflächen und schwarzem Moorgrunde; aus vormaligem Seeboden und uraltem Bruche treten so eben erst einige Wiesen hervor; die Ackerfelder mit ihren von Granittrümmern gebildeten Zäunen sind eben erst dem widerstrebenden Felsboden abgerungen worden und schauen aus den dunklen Tannenwäldern wie grüne Oasen hervor. Der Eigentümer hat sich selbst die Baumstämme zu seiner Wohnung gefällt, und rings um dieselbe lagert sich patriarchalisch sein Besitztum von Wiese, Acker und Wald,

Digitized by Google

alles zuſammen; die kleine Herde weidet, von ſeinen Kindern bewacht, in der Nähe; kein Laut von dem geräuſchvollen Treiben des Weltlebens dringt in dieſe Stille. Sieht man dazu noch (im Böhmerwalde) die vom Winde gefällten Baumſtämme unbenutzt vermodern, weil hier noch kein Bedürfnis vorhanden iſt, das Holz weiter als aus der nächſten Umgebung zu holen: ſo kommt der Eindruck faſt dem der amerikaniſchen Urwälder gleich, und die Bewohner erſcheinen wie eben ſich anſiedelnde Anbauer einer neuen Welt. Als ich vom Kamme des Erzgebirges herabſtieg, begegnete mir ein Mann mit einem Fuder Holz; dieſes Holz hatte er ſelbſt gefällt und zugehauen, und zwar auf ſeinem eigenen Grundſtücke; er fuhr ſein Holz mit eigenem Geſchirr, Wagen und Pferde hatte er ſelbſt beſchlagen, denn er war von Profeſſion ein Schmied, und das Holz wollte er zu einem Meiler auftürmen, um es zu verkohlen. So vereinigte er den Förſter, Kohlenbrenner, Fuhrmann, Gutsbeſitzer, Bauer und Handwerker in einer Perſon.

Indem ſich aber die Natur des böhmiſchen Landes, von dieſer Seite betrachtet, noch völlig neu, jugendlich friſch und einer großen Entwickelung fähig darſtellt, ſo erinnern andererſeits die vielen Trümmer alter Burgen, die uralten Städte und Dörfer, die fruchtbaren, ſeit Jahrhunderten durchfurchten Ackerfluren, die Denkmäler gewonnener und verlorener Schlachten an die reiche geſchichtliche Vergangenheit, welche das Land bereits hinter ſich hat.

In einer Gegend ſind Berg und Thal wie überſät mit Häuſern und Hütten; es lebt da eine Volksmenge, welche die engliſchen Fabrikdiſtrikte noch übertrifft, mit allem Elend und Jammer der Fabrikländer, alt und jung den Maſchinendienſt des Spitzenklöppelns treibend, und dahinſiechend unter der zwar ſtillen und wenig anſtrengenden, aber entnervenden Arbeit, die kaum hinreicht, die Hungersnot abzuhalten; daneben arme Bergleute, welche ohne Arbeit ſind, weil die zwar noch immer erzhaltigen, aber mit Waſſer angefüllten Gruben brach liegen; endlich Bauern, deren Äcker und Wieſen mehr Steine als Halme tragen — und dort, nur einige Stunden weiter ins Land hinein, das beſte, fetteſte Ackerland, der üppigſte Wieſengrund, Gemüſe und Obſt in Überfluß, kurz, eine Gegend von den fruchtbarſten in Europa, mit der wohlhabendſten Bevölkerung, die ſich bequem auf ihrem Territorium ausbreitet!

Bei dem Anblicke der zahlreichen Eiſenwerke, Maſchinenwerkſtätten, Leinwand-, Porzellan-, Glas- und Kattunfabriken fühlt man ſich ganz in der induſtriellen Gegenwart; und wiederum bei dem Anblicke der zahlreichen Mineralquellen, die heiß und kalt aus verborgener Tiefe hervorſprudeln, der ſonderbaren Gasquellen, die in aufſchäumenden Bläschen dem mineraliſchen Moore entſtrömen, der Klingſteinberge und Baſaltkegel, welche einzeln und maſſenweiſe die Erdrinde durchbrochen haben: da wird man — wenn man auf einen Augenblick von der glänzenden neumodiſchen Badewelt und den luxuriöſen Badehäuſern und Trinkhallen abſieht — ganz in die Vergangenheit zurückgeworfen, in die alten grauen Zeiten, wo Neptuns Geſellen und Plutos Geiſter in heißem Kampfe entbrannten. Seit Jahrhunderten, wer

weiß, wie vielen, entſtrömen dieſe Gaſe und Heilwaſſer der mütterlichen Erde und werden aus verborgener Tiefe heraufkommen, wer weiß, wie lange? Man iſt bei dem Anblick des gewaltigen Karlsbader Sprudels, der ſein mit einer Hitze von 60° R. ſiedendes und brauſendes Waſſer oft 3 m emporwirft, noch immer in dem Falle jenes Bauern, der die Küche zu ſehen wünſchte, wo man das heiße Waſſer koche. Das vulkaniſche Produkt, der Baſalt, ſpielt in keinem Lande eine ſolche Hauptrolle, wie in Böhmen. Der Donnersberg bei Milleſchau, dieſer Rieſenſohn vulkaniſcher Gewalten, iſt mit ſeiner Höhe von 845 Meter einer der höchſten Baſaltberge, die wir kennen.

Mit dieſer vulkaniſchen Natur des Landes harmoniert vielfach ſeine Geſchichte; auch dieſe hat etwas Abenteuerliches, Pittoreskes, Gewaltiges. Man denke an Ottokar, Huß, Ziska (Tſchiſchka), Wallenſtein! Ein plötzliches Aufleuchten, aber auch eben ſo plötzliche Finſternis, gewaltige Kräfte, das gewohnte Gleis des Lebens kühn durchbrechend und über die gemeine Oberfläche hoch emporragend, aber ſtoßweiſe, zerſtörend, revolutionär. Auch das neueſte Aufwiegeln des Czechentums wider die Deutſch-Böhmen iſt ein revolutionäres Beginnen, das nur zerſtörend, nicht aufbauend wirken kann.

Man trifft in Böhmen eine Natur, welche ſowohl der Einförmigkeit des norddeutſchen Tieflandes wie der bayeriſchen Hochebene ganz und gar entgegengeſetzt iſt. Dieſe kühnen und wildromantiſchen Felsgebilde bei Adersbach, dieſe erhabene Alpennatur im Rieſengebirge, dieſe freundlichen Hügellandſchaften, wo die Elbe das Land verläßt, dieſe pittoresken Ufer, wo ſie entſpringt, dieſe ſchwarzen Fichtenwälder an den ſchroffen Abhängen des Böhmerwaldes, und dieſe Moldau- und Elbufer mit ihren weinbegrenzten Höhen: welch ein Reichtum ſchöner Naturanſichten! Aber auch welch ein Reichtum an Produkten! Wenn man das einzige und notwendige Naturprodukt des Salzes, an welchem Böhmen auffallenden Mangel leidet, abrechnet, ſo vereinigt dieſes Land in ſeltener Weiſe alles, was zu des Lebens Notdurft und Annehmlichkeit gehört: geſegnete Kornfelder, holzreiche Waldungen, erzhaltige Berge, große Braun- und Steinkohlenlager, fruchtbare Wieſen, ergiebige Obſtgärten, treffliche Weinberge, vorzügliche Hopfenfelder — und dazu ſchiffbare Flüſſe. Darum wird auch Böhmen mit Recht der ſchönſte Diamant in Öſterreichs Krone genannt. Das Klima bietet eine herrliche Mitte von Wärme und Kälte; nur in den Hochflächen und Gebirgslandſchaften iſt es rauh. Der hohe Wall des Erzgebirges wie der noch höhere der Sudetenkette ſchützt indeſſen das anliegende tiefere Land vor den Nord- und Oſtwinden. Da, wo die Moldau in die Elbe tritt, in der reizenden Gegend von Melnik, gedeihen ſeit Jahrhunderten Burgunderreben aufs beſte und liefern in guten Jahren einen Wein, der faſt das Originalgewächs übertrifft.

Gleicherweiſe für den Ackerbau wie für die Induſtrie ſind alle Bedingungen, inſofern ſie von der Natur des Landes abhängen, äußerſt günſtig. Böhmen übertrifft hierin England, denn es hat nicht bloß den ausgezeich-

neten Reichtum an Wäldern und Kohlenlagern und eine ausgezeichnete Fülle von Wasserkraft, sondern auch eine viel reichere Produktion des Bodens und darum wohlfeileren Arbeitslohn, als England. Wären die Staats- und Handelsverhältnisse eben so günstig, so müßte Böhmen mit den besten rheinischen, belgischen und englischen Fabrikdistrikten wetteifern.

Unter den österreichischen Landesteilen steht Böhmens Gewerbfleiß unbedingt obenan. Leinenwaren werden für die Ausfuhr im großen ausschließlich in Böhmen (am Riesengebirge) verfertigt, über eine Million Stück jährlich, und die „Rumburger" Leinwand ist auch in der nicht-böhmischen Frauenwelt rühmlichst bekannt. Die Shawls und Wollenstoffe, die Kattune und Halbwollenfabrikate sind ausgezeichnet. Auch die Wollen- und Baumwollenspinnereien kommen jetzt mehr und mehr in Schwung. In der Glasfabrikation aber behauptet Böhmen seit langem entschieden den Vorrang; man rechnet 75 Glashütten und 22 Glasschleifereien. Böhmisches Glas ist in Syrien und Ägypten, in Spanien und Mexico bekannt. Die Hälfte von dem, was ganz Österreich an Glaswaren produziert, kommt auf Böhmen; ein Wert von 10 Millionen Gulden.

Auf einem Flächenraume von 943$^2/_3$ □Meilen wohnen in Böhmen 5,107,313 Menschen, also kommen auf eine □Meile im Durchschnitt 5405 Bewohner, 2300 mehr als die Durchschnittszahl der österreichischen Gesamtbevölkerung, die 3095 auf die □Meile angeschlagen wird. In dem nördlichen Teile von Böhmen jedoch, in den außerordentlich betriebsamen Gegenden des Bunzlauer und Bidschower Kreises kommen 12,000—20,000 Einwohner auf gleichen Raum.

Auch in Bezug auf die Menge der Städte behauptet Böhmen den ersten Rang; denn während in den deutschen Provinzen Österreichs auf eine Stadt acht, in Ungarn aber 58 □Meilen kommen, ist dies in Böhmen schon auf 3 □Meilen der Fall. Dieser Ruhm wird aber sehr dadurch verdunkelt, daß unter den böhmischen Städten die meisten elende Nester sind, oft armseliger als in andern Ländern die Dörfer. Jene kleinen Landstädte sind unglückliche Zwitter zwischen Stadt und Dorf. Weil Böhmen keinen bürgerlichen, durchgebildeten, gehobenen Mittelstand hat, so ist auch das städtische Leben nicht entwickelt. An großen Städten fehlt es ganz und gar. Die Zahl von 160,000 Einwohnern der Hauptstadt Prag sinkt auffallend sogleich auf 22,000 (Reichenberg, die betriebsame Fabrikstadt), Budweis 17,000, 15,000 (das alte Eger, Pilsen) u. s. w.

Darum überkommt den Reisenden bei längerm Aufenthalte auf den sonst so einladenden und so manche Genüsse darbietenden böhmischen Landgütern doch bald jenes trostlose Gefühl der Einsamkeit und Abgeschiedenheit, trotz der Gastfreundschaft der Bewohner und der Schönheit ihrer Natur. Es mangelt der Hintergrund einer lebendigen Stadtwelt, welcher durch seinen Gegensatz den Reiz des Landlebens nicht bloß erhöht, sondern im Grunde erst erzeugt.

Einen überraschenden und alle Erwartung übertreffenden Eindruck machte

auf mich Böhmens Hauptstadt. Mit Prag möchten sich von den deutschen Städten wenige an Schönheit und Eigentümlichkeit der Lage messen können. Wenn man von dem Plateau des Weißen Berges hier in das hochgelegene Burgviertel der Stadt, den Hradschin,*) vorschreitet auf den Vorsprung, der jäh zum Moldauthale abfällt, und dann von dieser Bergstadt herab auf einmal tief unter sich eine noch viel größere Flußstadt erblickt, ein Meer von Häusern und Palästen, aus dessen Wogen eine zahllose Menge von Kirchen, Türmen und Kuppeln wie Schiffe mit ihren Masten hervorragen: so ist das fast ein orientalisches Bild, großartig und prächtig. Zu den Füßen schlängelt sich die breite, stattliche Moldau, welche tief in die Hochfläche sich hineingegraben und malerische Hügelreihen an ihren Ufern gebildet hat. Dort erhebt sich der schroffe Ziskaberg, auf welchem die Hussiten 1420 ihren ersten Sieg erfochten; und weit im Hintergrunde der feste Wyschehrad, pittoresk das Gemälde begrenzend. Wendet man sich um, so hat man die Ansicht des großen königlichen Schlosses, das die kaiserliche Hofburg zu Wien noch an Größe übertrifft; daneben das prächtige erzbischöfliche Palais, rechts aber die ehrwürdige gotische Kathedrale, den Dom von St. Veit (leider unvollendet) mit seinem himmelanstrebenden Turme. Auf der entgegengesetzten Seite das reiche Prämonstratenserstift Strahow mit seiner schönen Kirche, und dahinter auf einem mit Wein- und Obstgärten begrenzten Hügel die freundliche Laurentii-Kapelle mit ihren zwei zierlichen Türmen; — eine Mannigfaltigkeit der An- und Aussicht, wie sie dem Auge selten zu teil wird. Steigt man sodann hinunter zwischen den hohen Häusern, die, auf schroffem Abhange erbaut, wie Festungswerke erscheinen, und stellt sich auf die 540 m lange und 17 m breite altertümliche steinerne Brücke, welche die Altstadt mit der Kleinseite verbindet, zwischen die 28 Heiligen und Apostel, die, aus Stein gehauen, auf den Brückenrändern Wache halten, in der Mitte die bronzene Statue des heil. Nepomuk, Schutzpatrons von Böhmen, — so hat man wieder einen Anblick, wie man ihn weder auf der Dresdner, noch sonst einer Brücke finden kann: die Ansicht des Hradschin. Gegenüber der steinernen hängt eine zweite Brücke kühn über dem breiten Moldauspiegel schwebend, und zu den alten Bauwerken den Kontrast der Neuzeit bildend; es ist die eiserne Kettenbrücke, ein schönes Denkmal der Baukunst unserer Tage. Neben ihr, in den Strom gelagert, lacht freundlich das baumbekränzte Eiland der Sophieninsel herüber, und weit hinter ihr, in blauer Ferne verschwimmend, erscheinen wieder die schroffen Ufer der Moldau. Man bekommt auf der alten Karlsbrücke zugleich den Eindruck alt-christlicher Mythologie, mittelalterlicher Romantik und moderner Kunst. Überall — das kommt hier zum Bewußtsein — ragt in die Stadt das Land, in die Gegenwart die Vergangenheit, in das weltliche das kirchliche, in das Kultur- das Naturleben hinein, und das macht eben Prag so merkwürdig, so eigentümlich. Es läßt

*) hrad = Burg.

ſich kein vollerer Gegenſatz denken, als zwiſchen einer Stadt wie Berlin mit einer Stadt wie Prag. — Berlin in einer durchaus flachen, einförmigen Sandebene an der unſcheinbaren Spree; — Prag in einem wechſelreichen Hügellande, zum Teil ſelbſt auf Bergeshöhen erbaut, an den pittoresken Ufern der Moldau; um Berlin die Natur des norddeutſchen Tieflandes mit ſeinem Repräſentanten, der Kiefer — um Prag ſchon ſüddeutſche Natur, Wein- und Obſtgärten; die Straßen von Berlin alle breit, regelmäßig, geradlinig — in Prag kaum zwei breite, gerade Straßen, alle andern krumm und eckig; in Berlin faſt alle Häuſer modern, ſchön, freundlich, aber einförmig und proſaiſch, ohne geſchichtliche Erinnerungen, — in Prag ſchauen aus dem modernen Leben noch viele rußige Häuſer hervor, unregelmäßig, oft bizarr, mit gewölbten Vorbauten und Laubengängen, die Paläſte aus älteſter Zeit, jeder mit ſeiner Geſchichte ein Repräſentant grauer Vergangenheit; kein Haus dem andern gleich, ein bunter Wechſel; — in Berlin alles fein, abgeſchliffen, äußerſt elegant, vornehm, ein, ſo zu ſagen, ſpirituelles Weſen im ganzen; — in Prag viel Schmutz, ein ganzes Judenviertel, ein mehr materieller, plebejiſcher Anſtrich; man ſucht vergebens nach einem Weſtminſter oder einer Wilhelmsſtraße; überall böhmiſche Bauern, Juden und Pöbel, an allen Ecken und Enden Fleiſch- und Semmelbuden, Hökerweiber und dampfende „Würſtel", nirgends etwas Exkluſives. In Berlin ſind Kirchen und Glocken eine Seltenheit, in Prag iſt beides im Überfluß; Berlin die Reſidenz der Friedriche und der Philoſophen, Prag die Reſidenz der Erzbiſchöfe und einer reichverzweigten Kloſter- und Weltgeiſtlichkeit.

Das anziehendſte und wichtigſte Schauſpiel bietet Böhmen dar in der Miſchung zweier grundverſchiedener Nationen, die ſeine Bevölkerung bilden. Von den mehr als 5 Millionen ſind nämlich 2,900,000 Czechen (Tſchechen), der übrige Teil Deutſche, von dem das Volk Iſrael noch in Abzug zu bringen iſt, das ſich überall an das Slavenvolk, wie die Klette an die Wolle, anklebt. — Wie zwei feindliche Elemente ſind jene zwei Völkerſubſtanzen oft ziſchend und brauſend gegen einander gefahren, haben ſich zuweilen mechaniſch verbunden, aber nie chemiſch: eine drohte die andere zu verſchlingen, und doch war nur die eine oben, wenn die andere zu Boden fuhr; das czechiſche Volkselement ſchien endlich aufgelöſt, und ſiehe da! es lebte wieder auf mit neuer friſcher Kraft. Daß die Deutſchen in Böhmen, obwohl die geringere Zahl, nicht den Czechen erlegen ſind, kann nicht Wunder nehmen, da ſie die große weſt-europäiſch-germaniſche Kultur zur ſchützenden Grundlage hatten, wenn ſie auch nicht die regierenden Herren geweſen wären. Daß aber die czechiſchen Slaven, von ihrem Volksſtamme abgeriſſen, ohne nationale und geiſtige Einheit mit einem größern Ganzen doch ihr eigentümliches Weſen bewahrt haben: dies beweiſt, daß ſie von einem urkräftigen, derben Grundſtoffe ſind. In Litteratur und Wiſſenſchaft ſtehen die Böhmen jetzt an der Spitze der ganzen ſlaviſchen Nationalität; ſie haben (und das verdanken ſie der nahen Berührung mit den Deutſchen) die europäiſche Kultur aufgenommen, ohne ihre Eigentümlichkeit daran zu geben; was die Gründlichkeit und

Tiefe ihrer Bildung betrifft, könnte man sie die Germanen unter den Slaven nennen. Einige Züge mögen den Czechen charakterisieren.

Er hat nicht die kindliche Heiterkeit des Russen, noch die heitere Lebenslust und das ritterliche Wesen der Polen: er ist trüber, verschlossener, weniger beweglich; bei ihm verschmilzt leicht die sittliche Leichtfertigkeit des Slaven und die gemessene Reflexion des Deutschen zu einer gewissen Arglist, welche das Vertrauen des Deutschen zu ihm niederdrückt und sein Vertrauen zu dem Deutschen hindert. Slave und Deutscher sind von Haus aus keine freundlichen Brüder. Der Deutsche nennt seinen czechischen Landsmann „Stockböhme". Ein Erbfehler des czechischen Stammes scheint ferner die Rechthaberei und Zanksucht zu sein; auch legt man nicht mit Unrecht dem Volke Unbeständigkeit und Vergnügungssucht, geringe Besonnenheit im Unglück und Übermut im Glücke, wie auch große Rachsucht bei; die Geschichte liefert manches Lebensbild zu diesen Zügen. Die Deutschen in Böhmen zeichnen sich dagegen wieder durch größere Berufstreue und Ordnungsliebe, so wie durch größere Reinlichkeit aus. Sie bewohnen nicht bloß die schönsten und teilweise fruchtbarsten Gegenden von Böhmen (z. B. den Leitmeritzer Kreis), sondern sind auch in den minder fruchtbaren Strichen die besten Landwirte; der berühmte böhmische Hopfen (im Saazer Kreise) wird von Deutschen gebaut, das geschätzte Obst kommt meist aus deutschen Gärten, das beste böhmische Glas wird in deutschen Fabriken gemacht, und die gerühmte musikalische Bildung gilt nur von den Deutschböhmen.

Daß die böhmische Industrie überhaupt auf einen Grad der Entwickelung gelangt ist, daß sie im Welthandel eine achtbare Rolle spielt: dies ist fast ausschließlich ein Verdienst der Deutschen. —

Der Schulbesuch war von jeher am günstigsten in den deutschen Kreisen; der Einfluß, den die Bestrebungen der deutsch-feindlichen Czechen in neuester Zeit auf die Schulen Böhmens geäußert haben, ist kein günstiger. Früher lebten Deutsche und Czechen in Frieden neben einander; die deutschen Eltern ließen ihre Kinder böhmisch lernen, und die Czechen brachten ihre Kinder in deutsche Familien. Jetzt wird die gründliche Erlernung des Deutschen vielfach von den Böhmen verabsäumt zu ihrem eigenen Schaden. Die Czechen treiben ihren Haß gegen alles Deutsche, worin der katholische Klerus sie bestärkt, auf eine Spitze, die über kurz oder lang brechen muß, sie selbst aber verwunden wird.

Obwohl hin und wieder eine Vermischung zwischen deutschem und slavischem Blut eingetreten ist, so hat sich doch die ganze von Czechen bewohnte Mitte Böhmens in ihrer Eigentümlichkeit erhalten. Man sieht diesen „stockböhmischen" Augen und Köpfen, unter denen viele Rundköpfe sind (têtes carrées), alsbald das Widerhaarige, Hartnäckige und Störrische an. Auch die meist dunklere Farbe des Haares, so wie die unter schärferm Winkel geschnittene, nach unten breitere Nase und der breitere Mund unterscheiden die czechische Physiognomie merklich von der deutschen, die viel weniger markiert, aber auch viel offener und heller ist.

Digitized by Google

[illegible] der Unterscheidung der Temperamente immer etwas Ein[illegible] möchten wir den Czechen das choleriſche, den Donau[illegible] Serben und Kleinruſſen) das melancholiſche *) zuweiſen. Auf man[illegible] ſlawiſchen Gemälden ſteht der Jähzorn deutlich geſchrieben, und [illegible] Temperament iſt, wie die Geſchichte lehrt, der Böhmen Un[illegible] jedenfalls hätten ſie mit ruſſiſcher Geduld weit mehr erreicht, [illegible] ruſſiſcher Ungeduld.

Während man in den hochkultivierten Ländern oft lange und vergebens [illegible] um einmal etwas Individuelles, Naturwüchſiges, von der alles zer[illegible]ſetzenden „Aufklärung“ noch nicht Aufgelöſtes anzuſchauen, braucht man in Böhmen nur zuzugreifen, um altertümliche Gebräuche, merkwürdige Sagen, lebendige Volkspoeſie kennen zu lernen. Aus dem reichen Schatze ſei hier nur ein Beiſpiel mitgetheilt.

Im taborer Kreiſe liegt ein Berg Blanik, aus dem rieſelt eine Quelle hervor mit grünlichem Waſſer und weißem Schaume. In alten Zeiten, wo ein ſehr mächtiger Feind das Czechenvolk bedrängte und endlich unterjochte, hatten ſich aus der letzten unglücklichen Schlacht noch einige Tauſend Eingeborne gerettet und, vom Feinde hart verfolgt, im Innern jenes ſonderbaren Berges, der ſich plötzlich der Reiterſchar geöffnet, Schutz und Zuflucht gefunden. Daſelbſt ſchlafen ſie nun ſchon viele hundert Jahre ſamt ihren Pferden, ſterben aber nicht, ſondern werden wieder hervorkommen, *wenn die Zeit erfüllet iſt, und Böhmen wieder in der größten Bedrängnis ſein wird; dann aber werden ſie ſiegen.* Zuweilen heben ſie die Köpfe empor und fragen, ob es nicht Zeit ſei? Dann ſpitzen die Pferde die Ohren, aber alsbald fällt auch alles wieder in Schlaf. Wer an dem rechten Tage und zur rechten Stunde an den Blanik kommt, dem iſt der Anblick der Reiter verſtattet.

---

*) In einer Stelle aus Mickiewicz „Vorleſungen über ſlaviſche Litteratur u. ſ. w.“ heißt es ſehr bezeichnend alſo: „Dieſe wunderbare und leere Waldſtätte (es iſt von den Ebenen der unteren Donau die Rede), wo die Überlieferung keinen Stein findet, auf dem ſie ausruhen könnte, hier, nach den Worten eines alten Sehers, aus dieſer von Pferdehufen durchwühlten, von Leibern der Gefallenen gedüngten, mit ihren Gebeinen beſäeten und einem Regen warmen Blutes benetzten Ebene iſt üppig aufgeſchoſſen das *Trauergefühl*. Sehnſucht und Trauer atmen hauptſächlich die Dichtungen jener Gegenden.“ „Die Türken fielen über das kaum erblühte Reich der Serben her; — die Führer fielen, der Adel, die Geiſtlichkeit, die Blüte des Volks — alles ging unter oder flüchtete. Es blieb nur das Volk, abgeſchnitten von ſeiner Vergangenheit, weil es nicht zu leſen verſtand und nichts von ſeiner alten Geſchichte wußte. So haben ſich alle Rückerinnerungen der Serben in einen Kampfplatz eingeſchloſſen, ihre ganze nationale Poeſie irrt traurig um einen einzigen Grabhügel von *Koſſowo* (Amſelfeld) herum. Die Geſchichte der hier längſt vorgefallenen Schlacht iſt für ſie wunderbar friſch und gegenwärtig, und heute noch geht der Serbe weinend an dieſem Orte vorüber.“ Er hatte noch im Jahre 1846 Gelegenheit bekommen, abermals weinend vorüberzugehen, doch nach dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege von 1878 iſt den ſlaviſchen Völkern auf der Balkan-Halbinſel die Laſt des Türkenjochs abgenommen.

Am St. Gregoriustage (den 12. März) halten die Knaben aus der Umgegend noch alle Jahre einen kriegerischen Umzug um den Blanik, indem sie die Sage dramatisch darstellen. Ein Anführer wird gewählt, der läßt Halt machen und fragt, ob es noch nicht Zeit sei? Ein anderer ist der Sendbote, der wird fortgeschickt, um zu erkunden, wie es auf der Oberwelt steht, und der darauf erzählt, was er weiß, bis der Anführer spricht: „Noch ist es nicht Zeit!“ und das kleine Heer sich auflöst.

Wen überrascht nicht die auffallende Ähnlichkeit dieser Sage mit der von unserm Friedrich Rotbart auf dem Kyffhäuser? Das dichtende Volksgemüt offenbart sich unter allen Nationen nach denselben Gesetzen, und solche Sagen sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern bilden sich mit innerer Notwendigkeit aus dem natürlichen Leben des Landes, wie des Volkes und seiner Geschichte.

Wenn nicht die Unterſcheidung der Teu
ſeitiges behielte, ſo möchten wir den Czech
Slaven (Serben und Kleinruſſen) das mela
chen echt böhmiſchen Geſichtern ſteht der
das choleriſche Temperament iſt, wie die
glück geweſen; jedenfalls hätten ſie mit
als mit czechiſcher Ungeduld.

Während man in den hochkulti
ſucht, um einmal etwas Individu
ſetzenden „Aufklärung“ noch nich
Böhmen nur zuzugreifen, um
lebendige Volkspoeſie kennen
nur ein Beiſpiel mitgetheilt.

Im taborer Kreiſe lie
hervor mit grünlichem W
ein ſehr mächtiger Feind
hatten ſich aus der
geborne gerettet und
baren Berges, der ſi
gefunden. Daſelbſt
Pferden, ſterben
die Zeit erſ
drängnis ſ

## Abſchnitt.

birge. Die drei Naturgebiete der Schweiz.
Alpengebirge (Lage, Aufbau und vergleichende
ndten. — 2. Der Kanton Appenzell und die
und Sagen im Kanton Glarus. — 4. Der
Bergfahrt. — 6. Der Vierwaldſtätterſee und das
Chiavenna. (Charakteriſtik eines Gebirgspaſſes.)
Der St. Gotthard-Tunnel.

## Profile aus dem Alpengebirge.*)

### Naturgebiete der Schweiz.**)

gehört drei verſchiedenen Naturgebieten an; es zer-
heben ſie di
von ungleicher Höhe und eine von ihnen ein-
die Pferde
an dem
ſind die Alpen und der Jura; jene erreichen eine
iſt der
3500—4500 m, dieſer von 1200—1500 m.

teilt man den großen Alpengürtel, der ſich vom Meerbuſen
Norditalien und die Schweiz, Tyrol und Illyrien nach
nach Ungarn, in drei Hauptteile: die Weſtalpen vom
37 Meilen weit ſich von Süden nach Norden erſtreckend;
Alpen in nordöſtlicher Richtung 45 Meilen weit vom Mont-
den Ketten des Stilfſerjoches (Tyrol), an die ſich die Oſt-
ſchließen, welche, bis zur ungariſchen Tiefebene gehend, eine Länge
Meilen haben.

Süden der Schweiz gehört dem gewaltigen Centralalpenzuge
zwei langgeſtreckten Hauptgebirgskämmen und zahlreichen Neben-
vielen hundert ſchnee- und eisbedeckten Gipfeln ſich darſtellt. Es
zugleich ſchönſte und großartigſte Teil des ganzen Alpengürtels, aus-
durch den Wechſel des Erhabenen und Anmutigen, durch Mannig-

*) Vergl. „Hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſches Gemälde der Schweiz“, 15. Heft: Der Graubündten, bearbeitet von Röder und Tſcharner.
**) Grundzüge der phyſikal. Geographie der Schweiz v. Dr. J. Meyer (Leipzig).

faltigkeit der Formen und Gesteinsmassen, des Pflanzenlebens und menschlichen Anbaues.

Dem nördlichen Saume der Centralalpen ist vom Leman bis zum Bodensee eine Hochebene vorgelagert, welche den größten Teil der in den Alpen entspringenden Gewässer aufnimmt (Aar und Reuß) und sie in nordöstlicher Richtung dem Rheine zuführt, noch bevor dieser die Schweiz verläßt. Südlich durch die Alpen, im Westen und Norden durch den Jura eingeschlossen, erscheint diese Hochebene wie ein gewaltiges Längenthal, das durch seine Fruchtbarkeit, seine starke Bevölkerung und blühende Industrie einen wichtigen Teil der Schweiz ausmacht. Auch sie bietet dem Auge sehr reizende Gegenden dar, allein von der großartigen Schönheit der Alpen ist in diesem Hügellande, dessen Formen sanfter und einförmiger, dessen Färbungen ohne scharfe Gegensätze sind, natürlich keine Rede mehr. Den willkommensten Anblick bietet auf zahlreichen Punkten die Aussicht auf die fernen schneebedeckten Alpen, die sich glänzend von dem Waldgrün der Vorberge abheben, die vielen kleineren Seeen und Flüsse, von denen die Hochebene durchzogen ist, sowie der gartengleiche Anbau des bevölkerten Bodens.

Der Jura erhebt sich im Westen aus dem französischen Saonethal und der schweizerischen Hochebene, und zieht sich von da in mehreren hintereinander liegenden Ketten nordöstlich gegen den Rhein, der die Fortsetzung des Gebirges nach Deutschland an zwei Stellen unterbricht. Überall unter der Grenze des ewigen Schneees bleibend, ist er zugleich viel weniger formenreich als die Alpen, bietet aber viele herrliche Aussichtspunkte auf dieselben dar.

Da diese Hochebene eine mittlere Meereshöhe von 400 m hat, so ist die ganze Schweiz (mit Ausnahme des südlichen Tessins) ein Hochland zu nennen. Nach annähernder Berechnung kommen auf den Jura 100, auf die Hochebene 220 und auf die Alpen 420 geogr. □Meilen, so daß der gesamte Flächeninhalt der Schweiz 740 □Meilen beträgt.

Fassen wir nun die Centralalpen näher ins Auge, so zeigen sich diese in zwei parallel laufenden Hauptketten bis auf die Sohle gespalten, von denen die nördliche, welche die eigentlichen Schweizeralpen bildet, von der Rhone bis zum Rhein, vom Morcles bis zum Calanda zieht, während die südliche vom Montblanc her zuerst rein östlich bis zum Monte-Rosa streicht, hier plötzlich abbricht, nach Norden umbiegt zum Adula, dann in östlicher und sich verdoppelnd in nordöstlicher Richtung durch Graubündten und Tyrol sich zieht. Durch diese Umbiegung wird die Wasserscheide der südlichen Alpenkette weit nach Norden an den St. Gotthard gerückt. Dort treten die beiden Hauptketten so nahe aneinander, daß zwischen ihnen eine breite und tiefe Thalsenkung unmöglich wird, es entsteht dort eine bedeutend gehobene Übergangsstufe mit vielen Gipfeln und gemeinschaftlichem Fuß, der mächtige Gebirgsstock des Gotthard.

Der Gotthard steht mitten in der großen Hauptspalte, die sich von Chur im Nordosten bis Martigny im Südwesten 48 schweizer Stunden weiter fortzieht — die Linie des obern Rhein- und Rhonethals. In dieser Spalte

fließen vom Gotthard an die Gewäſſer auseinander, wie die Charaktere der Völkerſchaften, welche ſie umwohnen.

An den beiden Enden der nördlichen Alpenkette durchbrechen zwei beträchtliche Querthäler den Gebirgszuſammenhang und eröffnen den Gewäſſern der centralen Hauptſpalte den Abfluß nördlich von Martigny bis zum Genfer-, von Chur zum Bodenſee; ſie vermitteln zugleich zwei wichtige Straßen nach Italien über die ſüdliche Alpenkette.

## Phyſiognomie der Alpen.

Die Erhebungsform des Alpengebirges iſt im ganzen Zuge von der Südſeite raſcher und ſteiler als auf der Nordſeite. Die lombardiſche Ebene erhebt ſich nur 100—120 m über das Mittelmeer, und ſelbſt die Seeen am Südſaume der Alpen, wie der Comerſee und Lago maggiore (lange See), zeigen nur eine Höhenlage von 200—220 m.

Von dieſen Seebecken aber erhebt ſich nach Norden hin das Alpengebirge der ſüdöſtlichen Schweiz, mit der ganzen Maſſe ſeines Landes aufwärts ſich abſtufend, über bewaldete Rücken und Vorberge zu den erhabenen Berggraten und Hochgipfeln, und ſenkt ſich dann allmählich gegen die nördlichen Vorländer, an deren Saum der Spiegel des Bodenſeees immer noch eine Höhenlage von 360 m behauptet.

In dieſer Abſtufung und Senkung ſtellt ſich ein höchſt mannigfaltiger Gürtel eines wechſelnden Naturlebens dar, vorzüglich im Klima, in der Waſſerbewegung, im Pflanzen- und Tierleben. Ganz anders iſt in jeder dieſer Zonen die Temperatur der Luft und des Waſſers; in anderer Geſtalt ſchlagen ſich die Dünſte nieder, und auf andere Weiſe wirken Winde und Sonne; nach eigentümlichen Geſetzen bewegt ſich auf jeder Höhenſtufe das Alpengewäſſer, und die Jahreszeiten ſind völlig verſchieden in ihrer Zeit wie in ihren Gaben. Jede dieſer Zonen ſtellt, wie in der phyſikaliſchen Geſtaltung, ſo auch in der organiſchen Schöpfung einen andern Schauplatz des Seins und Lebens dar, ſo daß man in einer Wanderung vom ſüdlichen Alpenſaume über die ewig beſchneieten Gipfel der höchſten Gebirge faſt alle die klimatiſchen Erſcheinungen und Lebensformen trifft, welche von der Südſpitze Europas bis zur Polarnatur Finnmarkens ſich dem Beobachter darſtellen. Und in jeder dieſer ſtufenweiſe emporſteigenden Alpenzonen iſt der Menſch ein anderer, weil andere Natureinflüſſe auf ihn einwirken.

Als die Naturgewalten durch den Felſenleib der Alpen die Längen- und Querthäler zogen, ſei es nun, daß die mächtigen Feuerkräfte aus den innerſten Tiefen des Erdballs die Höhen auftürmten; ſei es, daß Sturmfluten des alles überwogenden Ozeans in den geſchloſſenen Felſenbuckel (Plateau) durch zerſtörende Stromgewalt die Tiefen und Thäler einfurchten, oder daß eingeklemmte Flüſſe ihre Riegel durchſägten und das Berggerippe noch mehr ausarbeiteten und ſo vollendeten, wie wir es jetzt erblicken: ſo viel ſteht feſt, daß ſchon in jener Urbildung des Alpenlandes die ganze Geſchichte desſelben

vorgezeichnet wurde, eine Geſchichte, die ſich ganz anders geſtaltet haben würde, wäre dasſelbe Land eine einförmige Ebene geblieben oder ein geſchloſſener Gebirgsbuckel, wie es deren in Aſien giebt — kalt, unfruchtbar, unzugänglich, unbewohnbar.

Wie ganz anders iſt nun die Phyſiognomie des Alpengebirges? Von den Waſſerbecken einerſeits des Bodenſees, andererſeits des Comer- und Langenſees ziehen die Thalränder in allmählicher Abſtufung und vielfach ſich verzweigend gegen die Hochgebirgsſtöcke und zwiſchen den Gebirgsketten aufwärts. Aus dieſen Thalgründen erheben ſich die Gebirgszüge und bieten in jeder größeren Erhebungsſtufe andere Naturbilder dar. In der Höhe von 600—1800 m liegen die ſogenannten Voralpen, die man im rhätiſchen Alpenlande die Niederalpen nennen kann. In dieſen Niederungen wohnt der Menſch; hier liegen teils im Thale, teils auf ſonnigen Berghängen und Terraſſen ſeine verſtreuten Wohnungen, Höfe, Dörfer und Städte; hier iſt die Stätte des gewerblichen und ſtaatlichen Lebens. Wie die Thalgründe aufwärts ſteigen, heben ſich auch Haus, Garten, Ackerland, Wieſe, die noch dem Menſchen eine Nahrungsquelle bleiben, wenn Garten und Acker längſt vor der kalten Luft zurückgewichen ſind. Hoch über den Wäldern und Thalgründen, in der Nähe des ewigen Schnees, hat der Alpenbewohner ſeine Bergtriften, Sennereien, ſein Jagdrevier, da iſt der Schauplatz des ſommerlichen Hirtenlebens. Innerhalb des Höhenſtreifs der Niederalpen von 1000 bis 1500 m und noch höher hinauf auf dem Südabhange oder in geſchützten Lagen auf der Sonnenſeite*) wachſen über den Dorfſchaften und Städten die ſtolzen Bergwälder mit den ſchlanken, kernfeſten Tannen, Lärchen, Fichten und Arven (Zirbelkiefern). Im Frühjahr wird dieſe Region zuerſt vom Winterſchnee befreit und bietet den Viehherden die erſte Frühlingsweide dar.

Wo dann aber der hohe Baumwuchs in den eigentlichen Bergwaldungen ſeine Höhengrenze erreicht, wo das Gebiet der Krüppelbäume, der Stauden und eigentlichen Alpenkräuter beginnt, da ſteigt man in die Region der Mittelalpen, welche mit ihren eigentümlichen Naturſcenen bis 2500 m ſich hinaufziehen. Dieſe Region enthält ſchon viele Felswände und nacktes Geſtein, ausgedehnte Schutthalden und pflanzenarme Gegenden. Die Gewäſſer ſtürzen hier als Wildbäche und toſende Alpenſtröme in tiefe eingefreſſene Schluchten, oder fallen in gedrungener Maſſe ſenkrecht mit toſender Wut herab, oft auch ſchleierartig in Waſſerſtaub aufgelöſt; ſie bringen Bewegung und Schall in die ſonſt lautloſe Einſamkeit. Neben den ſchauerlichen Bildern der hohen Alpennatur breitet ſich aber auch der ſchöne Teppich einer buntfarbigen Alpenflora aus, wo die reine Alpenluft würzige und duftige Kräuter erzeugt und über jeden Hügel, ſelbſt über die verwitterten Trümmer eingeſtürzter Kuppen, ſchwellende Raſendecken zieht. Hin und wieder ſteigen auch noch Waldſtreifen in dieſe Region aufwärts; niedrige Bergkiefern (Krummholz), das ſchöne Geſträuch der Alpenroſen und Heidelbeeren bedecken

*) Im Bündtnerlande bis zu 2100 m Höhe.

[illegible] und ziehen eine Menge von Tieren an, die hier ihren Sommer[illegible]. Da streifen die Marder und Wiesel und Iltisse umher, [illegible] und Jungen der Berg- und Schneehühner, des Stein[illegible] und Flüevogels und andern Geflügels Jagd zu machen. Das [illegible] macht Ausflüge aus seiner Höhle, und der Steinbock unternimmt [illegible] Spaziergänge. Herden von Gemsen, wenn auch nicht mehr [illegible] als ehedem, ziehen noch immer den kühnen Jäger an, der sein [illegible] dem strengen Berggeiste zum Opfer bringt. Aber in demselben [illegible] das Belebte gleichsam erobernd aufwärts streift, ziehen sich durch [illegible] Schluchten die Leben vernichtenden Gletscherarme in tiefere Thalgegen[illegible] abwärts und offenbaren den ewig sich erneuernden Kampf der Natur [illegible] Leben und Tod. In diesem Höhengürtel ist die eigentliche Bildungs[illegible] des Gletschereises, hier lagern die unerschöpflichen Magazine der Be[illegible]sserung für die Tiefländer. Was die Natur in der Polarzone durch die [illegible]del, in den Tropenländern durch den periodischen Regen erzielt — Be[illegible]ruchtung des Landes — eben dasselbe hat sie durch diese Gletschermagazine und Schneelager in unserm Erdstriche zu erreichen gesucht, damit die Quel[illegible]en nicht versiegen, die Flüsse gespeist werden, und das trockene Land Nah[illegible]rung empfange.

Viele von den Alpengewächsen sind zugleich Bürger der nördlichen Polarregion. Die größte Wärme und Kälte des Polarsommers und Win[illegible]ters treffen in Zeit und Stärke mit den Jahreszeiten und der Temperatur jener Alpenhöhen zusammen. Hier wie dort ist fast keine Übergangsperiode zwischen Winter und Sommer; kaum hat die rückkehrende Sonne den Schnee[illegible]mantel von diesen Höhen gezogen, so herrscht der Sommer mit all seiner Macht, und so wie derselbe weicht, breitet auch alsbald der Winter seinen Schneemantel über die Landschaft aus. Wie in dem hohen Norden, ist auch in dieser Alpenregion das Lebensgebiet der Berghasen, Schneehühner, Wurzel[illegible]mäuse und anderer Tiere, die durch dichten Pelz oder Winterschlaf vor der langen Kälte geschützt sind.

Jene Felsenmassen und Höhen, die über die Schneeregion emporragen, also die Höhe von 2500 m übersteigen, machen das Gebiet der Hochalpen aus, deren stolze Kuppen und zackige Felsenkronen mit ihrem blendenden Schneemantel weit hinaus über Berg und Thal erglänzen. Hier ist nun das Reich des ewigen Winters und ewigen Schneees, der, wo er nur irgend zu haften vermag, dauernde, weite und tiefe Lagerstätten einnimmt, oder — wo ihn die warmen Lüfte und heißen Sonnenstrahlen noch auflösen können, in erstarrte Eismassen übergeht, die in langgestreckten Armen bis zu den Mittelalpen sich senken und selbst noch zu der blühenden Vegetation der Niederalpen herabstreifen. Der größte Teil dieser Hochgebirgsebenen besteht aus nackten, zerrissenen Felshörnern oder verwitterten Felswänden, die meist zu steil sind, als daß der Schnee oder eine Erddecke darauf haften und sie gegen die Verwitterung schützen könnte. Daher kommen in den Hochthälern die großen Trümmerhaufen zerstörter Bergkuppen und die oft weitgedehnten

Schutthalden, welche der ſtürzende Schnee, ſelbſt der Tritt des Jägers oder des Wildes leicht in rollende Bewegung bringt.

Die eigentliche Eiszone erreicht die höchſten Hörner nicht; denn ihre günſtige Werkſtätte findet ſie im allgemeinen in dem Höhenſtreif von 2500 bis 3000 m über dem Meere, der indes auf der Südſeite unter günſtigen Bedingungen noch etwas höher ſteigt. Dennoch thront ein ewiger Winter auf dieſen emporragenden Wolkenſtühlen, und alle Dünſte ſchlagen ſich als Schneenebel nieder, den ſelbſt der warme Föhn nicht in Regen zu verwandeln imſtande iſt. Wie ſchön auch die Sonne dieſe Schneekuppen zu vergolden und mit Purpurlicht zu umſäumen weiß, ſie zu erwärmen oder zu ſchmelzen gebricht es ihr an aller Kraft.

Die Alpenmenſchen, ſowohl die Bewohner der Thäler wie des Hochgebirgs, werden vielfach von der wilden, übermächtigen Bergnatur bedroht, beängſtigt, gefährdet durch Wildſtürme, Wildbäche, Lawinen, Gletſcherbewegung und Bergſtürze; aber eben dadurch wird auch ihre geſamte Kraft des Körpers und des Geiſtes mächtig aufgeregt, zum Kampfe gerüſtet, ſtets friſch erhalten und in der Übung gebildet. Dieſes Verhältnis des Menſchen zu ſeiner Hochgebirgsnatur iſt die große Erziehungsſchule der Alpenvölker, in der ſie den Geiſt des Mutes und der Freiheit empfangen, das Bewußtſein ihrer Würde und Selbſtändigkeit, die Kunſt, ſich ſelbſt zu helfen, und die Energie, wodurch ſich ihre Induſtrie kenntlich macht, und mit der ſie neue Erfindungen zu machen und zu entwickeln wiſſen.

## Das rhätiſche Alpengebirge.

(Lage, Aufbau und vergleichende Überſicht.)

Das rhätiſche Hochgebirge iſt ein Glied des großen Alpenzuges, der, als die mächtigſte Gebirgsgeſtaltung in unſerm Erdteile zwiſchen dem 44. und 48.° n. Br. gelagert, in ſeiner Längenausdehnung im ganzen die Richtung von Weſt-Süd-Weſt nach Oſt-Nord-Oſt bewahrt, den Meridian (die Mittagslinie) unter einem Winkel von 67° durchſchneidet, und in ſeinem langen Zuge von der Meeresküſte bei Nizza bis zur Ödenburger Ebene in Ungarn den erhabenen Scheidewall zwiſchen Italien, Frankreich und Deutſchland auftürmt.

In dieſem Gebirgsgürtel bildet das ſchweizeriſche Alpengebirge vom Montblanc über die Gotthardsgruppe bis zum Ortles den eigentlichen Leib des großen Gebirgsganzen. An dieſen lehnt ſich öſtlich vom Gotthard das rhätiſche Alpengebirge an und durchzieht mit gewaltigen Gebirgsſtöcken und vielverzweigten Bergketten den Kanton Graubündten.

Zu einer richtigen Vorſtellung dieſer Alpennatur muß man ſich von einigen beliebten, aber nichtsdeſtoweniger irrigen Vorſtellungen losſagen. So wenig als überhaupt die Alpen iſt das rhätiſche Gebirge eine geſchloſſene Kette, die wie ein Gebirgsſtrahl von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte, vom St. Gotthard, ausläuft, der nach einer falſchen Vorſtellung alle ſchwei-

zerischen Alpenzüge wie Radien aussendend gedacht wird; — noch stellen sich überhaupt die rhätischen Alpen als ein Kettengebirge dar, d. h. als eine einzige, geradlinige Centralkette, in deren gemeinsamem, undurchbrochenem Kamm — ähnlich der Rückenwirbelsäule in einem Tierleibe — alle höchsten Berggipfel eine regelrechte, lückenlose Gebirgsfirste bilden und gleichmäßig nach beiden Seiten — wie Rippen — ihre Nebenketten aussenden.

Das rhätische Gebirge ist in seinem (horizontalen und vertikalen) Aufbau ein gegliedertes Gebirgsganze, d. h. eine Verbindung von Gebirgsstöcken und Ketten, welche einzeln gewissermaßen als Individuen zu betrachten sind, weil jeder Gebirgsstock auf eigentümliche Weise seine Ketten aussendet, seine Glieder gruppiert, seine Thäler und Gewässer niederschickt. Die Bergstöcke also sind die Hauptpfeiler im Aufbau der rhätischen Centralalpen; von ihnen laufen teils in der Länge, teils in der Quere und in vielseitiger Beugung die kettenartigen Bergreihen aus, welche da, wo sie ähnlichen Armen und Nebenketten anderer Centralstöcke begegnen, fortlaufende Kämme und Wälle bilden. Lassen sie in ihrem Laufe eine Lücke oder schießen sie zu eingesenkten Niederungen ab, so entstehen zwischen zwei Hauptzügen trennende Thäler, Querdurchbrüche, Rinnsäle der Gewässer, Sättel für bequeme Alpenpässe. Mannigfaltig ist diese Gestaltung, wie die Bildung der Natur in allen ihren Werken. Viele der von den Gebirgsstöcken auslaufenden Arme ziehen auch in der Querrichtung durchs Land und erfüllen es mit Berg- und Thalrevieren. Denn vorherrschend bei den Stöcken, seltener bei den kettenartigen Bergreihen, entspinnen sich die Thalsenkungen und bilden teils größere Längenthäler, teils stufen sie sich in den Nebenarmen als Querthäler ab. Beide Thalformen bedingen eben so wohl den Zug der flüssigen Elemente, der Luft und des Wassers, als sie die Zugänglichkeit, Bewohnbarkeit und Kulturfähigkeit des Alpenlandes erleichtern.

Dies alles gilt mehr oder weniger vom ganzen Alpengebiet; um so eher trägt seine Beachtung zu einer richtigen Auffassung einzelner Alpenglieder bei. Dem rhätischen Alpengebirge ist aber das eigentümlich, daß sein senkrechter Aufbau, mehr als das Hochgebirge der Westalpen, dem Gesetz der Massenbildung folgte. In den Alpenzügen westlich vom Gotthard waltete die Neigung zur Gipfelbildung vor; dort finden sich daher neben ausgezeichneten Höhen auch die tiefsten Einschnitte in die Erde oder sogenannte Tiefthäler. Anders ist es im Osten der Gotthardsgruppe, wo die Erdrinde mit der ganzen Summe ihrer Land- und Bergmasse außerordentlich gehoben ist. Dies tritt am deutlichsten in der geringen relativen Erhebung der Gebirgshöhen über die anliegenden Thalgründe hervor, obgleich beide, Berg und Thal, eine bedeutende absolute Erhebung behaupten. Dieses Bildungsgesetz schuf in den rhätischen Alpen die vielen Hochthäler, welche in der Nähe der Bergstöcke noch fruchtbare und bewohnte Kulturländer darstellen, obgleich sie, wie das Ober-Engadin, Avers, Rheinwald, Tawetsch ꝛc., an absoluter Höhenlage die kahlen Gipfel des Riesengebirges, Harzes und Schwarzwaldes nicht bloß erreichen, sondern noch um 300 m überbieten.

Wie tief ſind dagegen die Einſchnitte und Thaltiefen in den weſtlichen Alpen, wo namentlich der Montblanc in ſeiner relativen Erhebung über die Allée blanche ſogar die des Chimboraſſo über das Thal von Quito übertrifft. Im rhätiſchen Gebiet iſt verhältnismäßig nirgends ein Unterſchied von ſolcher Beträchtlichkeit, und die Zuſammenſtellung einiger Vergleichungspunkte wird das veranſchaulichen. Wenn Martinach an der Rhone 450 m über dem Meere liegt, ſo entſpricht ihm Chur am Rhein mit 564 m. Wo die Rhone den Lemanſee verläßt, zeigt die Lage von Genf nur 350 m, dagegen hat der öſtliche Grenzpunkt am Inn, Martinsbruck, eine Höhenlage von 1180 m. Die Thaltiefen der Aare, gegen den Thalgrund am obern Inn gehalten, zeigen uns Meyringen nur 585 m, den Thunerſee nur 540 m, ſelbſt Lauterbrunn nur 660 m und Grindelwald bloß 960 m über dem Meere, während die mittlere Erhebung des Ober-Engadins mit ſeinem Getreidebau und den großen Dörfern ſchon zu 1600 m abſoluter Höhe aufſteigt, worin es noch vom Fextthal und Avers übertroffen wird.

Ungeachtet nun die Maſſenerhebung im rhätiſchen Alpenaufbau vorwaltete, ſo ſchuf ſie einerſeits doch kein geſchloſſenes Plateau, d. h. hohe kahle Felſenbuckel, ſondern in ſeiner ganzen Ausdehnung ein aufgeſchloſſenes Gebirgsland mit einem reichen Wechſel von Höhen und Niederungen; andererſeits haben nichtsdeſtoweniger die rhätiſchen Alpenſtöcke ſehr anſehnliche Gipfel, die zum guten Teil noch von keinem Naturforſcher erſtiegen und gemeſſen ſind, ja nicht einmal einen Namen haben. Eine anſehnliche Zahl erreicht ſicher die Höhe von 3000 m, und die Höhen der Berninagruppe können ſelbſt mit der Jungfrau und dem Finſteraarhorn ſich meſſen.

## Das Thal Engadin in Graubündten.*)

Das Engadinthal, im Kanton Graubündten, liegt im äußerſten Südoſten der Schweizer Alpen. Es erſtreckt ſich von Südweſt nach Nordoſt, vom Maloja-Paß an der Grenze der Lombardei bis zur Martinsbrücke an der Tyroler Grenze in einer Länge von 19 Schweizer Stunden oder etwas über 11 Meilen, bei einer Thalbreite, welche kaum eine halbe Stunde im Unter-Engadin und faſt eine Stunde im Ober-Engadin erreicht. Seine einige zwanzig Seitenthäler führen nach Norden an den Fuß der zahlreichen rieſigen Bergſpitzen der rhätiſchen Alpen, während ſie in den anderen Richtungen auf dem Wege nach verſchiedenen Teilen Italiens und Tyrols liegen. In dieſem Thale entſpringt der mächtige Innfluß, welcher bei Paſſau in die Donau mündet und welcher auch dem Engadin, in romaniſcher Sprache Engiadina, dem Innthale ſeinen Namen gegeben hat.

Das Engadin bildet das höchſte größere Alpenthal, die ausgedehnteſte und höchſte Bodenanſchwellung Europas. Während der Thalgrund von Tyrol nach dem Maloja ſich von 1000—1800 m über der Meeresfläche er-

*) Das Engadin, ſeine Heilquellen ꝛc. Ein Vortrag von Dr. H. Lebert.

Wenn nicht die Unterscheidung der Temperamente immer etwas Einseitiges behielte, so möchten wir den Czechen das choleriſche, den Donau-Slaven (Serben und Kleinruſſen) das melancholiſche *) zuweiſen. Auf manchen echt böhmiſchen Geſichtern ſteht der Jähzorn deutlich geſchrieben, und das choleriſche Temperament iſt, wie die Geſchichte lehrt, der Böhmen Unglück geweſen; jedenfalls hätten ſie mit ruſſiſcher Geduld weit mehr erreicht, als mit czechiſcher Ungeduld.

Während man in den hochkultivierten Ländern oft lange und vergebens ſucht, um einmal etwas Individuelles, Naturwüchſiges, von der alles zerſetzenden „Aufklärung“ noch nicht Aufgelöſtes anzuſchauen, braucht man in Böhmen nur zuzugreifen, um altertümliche Gebräuche, merkwürdige Sagen, lebendige Volkspoeſie kennen zu lernen. Aus dem reichen Schatze ſei hier nur ein Beiſpiel mitgetheilt.

Im taborer Kreiſe liegt ein Berg Blanik, aus dem rieſelt eine Quelle hervor mit grünlichem Waſſer und weißem Schaume. In alten Zeiten, wo ein ſehr mächtiger Feind das Czechenvolk bedrängte und endlich unterjochte, hatten ſich aus der letzten unglücklichen Schlacht noch einige Tauſend Eingeborne gerettet und, vom Feinde hart verfolgt, im Innern jenes ſonderbaren Berges, der ſich plötzlich der Reiterſchar geöffnet, Schutz und Zuflucht gefunden. Daſelbſt ſchlafen ſie nun ſchon viele hundert Jahre ſamt ihren Pferden, ſterben aber nicht, ſondern werden wieder hervorkommen, *wenn die Zeit erfüllet iſt, und Böhmen wieder in der größten Bedrängnis ſein wird; dann aber werden ſie ſiegen.* Zuweilen heben ſie die Köpfe empor und fragen, ob es nicht Zeit ſei? Dann ſpitzen die Pferde die Ohren, aber alsbald fällt auch alles wieder in Schlaf. Wer an dem rechten Tage und zur rechten Stunde an den Blanik kommt, dem iſt der Anblick der Reiter verſtattet.

---

*) In einer Stelle aus Mickiewicz „Vorleſungen über ſlaviſche Litteratur u. ſ. w.“ heißt es ſehr bezeichnend alſo: „Dieſe wunderbare und leere Waldſtätte (es iſt von den Ebenen der unteren Donau die Rede), wo die Überlieferung keinen Stein findet, auf dem ſie ausruhen könnte, hier, nach den Worten eines alten Sehers, aus dieſer von Pferdehufen durchwühlten, von Leibern der Gefallenen gedüngten, mit ihren Gebeinen beſäeten und einem Regen warmen Blutes benetzten Ebene iſt üppig aufgeſchoſſen das *Trauergefühl*. Sehnſucht und Trauer atmen hauptſächlich die Dichtungen jener Gegenden.“ „Die Türken fielen über das kaum erblühte Reich der Serben her; — die Führer fielen, der Adel, die Geiſtlichkeit, die Blüte des Volks — alles ging unter oder flüchtete. Es blieb nur das Volk, abgeſchnitten von ſeiner Vergangenheit, weil es nicht zu leſen verſtand und nichts von ſeiner alten Geſchichte wußte. So haben ſich alle Rückerinnerungen der Serben in einen Kampfplatz eingeſchloſſen, ihre ganze nationale Poeſie irrt traurig um einen einzigen Grabhügel von *Koſſowo* (Amſelfeld) herum. Die Geſchichte der hier längſt vorgefallenen Schlacht iſt für ſie wunderbar friſch und gegenwärtig, und heute noch geht der Serbe weinend an dieſem Orte vorüber.“ Er hatte noch im Jahre 1846 Gelegenheit bekommen, abermals weinend vorüberzugehen, doch nach dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege von 1878 iſt den ſlaviſchen Völkern auf der Balkan-Halbinſel die Laſt des Türkenjochs abgenommen.

[illegible] [illegible] [illegible] [

# Vierter Abschnitt.

1. Höhenbilder und Profile aus dem Alpengebirge. Die drei Naturgebiete der Schweiz. Physiognomie der Alpen. Das rhätische Alpengebirge (Lage, Aufbau und vergleichende Übersicht). Das Thal Engadin in Graubündten. — 2. Der Kanton Appenzell und die Appenzeller Landesgemeinde. — 3. Sitten und Sagen im Kanton Glarus. — 4. Der Genfersee. — 5. Eine epochemachende Bergfahrt. — 6. Der Vierwaldstätterse und das Grütli. — 7. Über den Splügen nach Chiavenna. (Charakteristik eines Gebirgspasses.) Chiavenna. — 8. Der St. Gotthard-Tunnel.

## 1. Höhenbilder und Profile aus dem Alpengebirge.*)

### Die drei Naturgebiete der Schweiz.**)

Das Schweizerland gehört drei verschiedenen Naturgebieten an; es zerfällt in zwei Gebirgssysteme von ungleicher Höhe und eine von ihnen eingeschlossene Hochebene.

Die beiden Gebirge sind die Alpen und der Jura; jene erreichen eine absolute Höhe von 3500—4500 m, dieser von 1200—1500 m.

Bekanntlich teilt man den großen Alpengürtel, der sich vom Meerbusen von Genua durch Norditalien und die Schweiz, Tyrol und Illyrien nach Osten zieht bis nach Ungarn, in drei Hauptteile: die Westalpen vom ligurischen Meere 37 Meilen weit sich von Süden nach Norden erstreckend; die Centralalpen in nordöstlicher Richtung 45 Meilen weit vom Montblanc bis zu den Ketten des Stilfserjoches (Tyrol), an die sich die Ostalpen anschließen, welche, bis zur ungarischen Tiefebene gehend, eine Länge von 70 Meilen haben.

Der Süden der Schweiz gehört dem gewaltigen Centralalpenzuge an, der in zwei langgestreckten Hauptgebirgskämmen und zahlreichen Nebenästen mit vielen hundert schnee- und eisbedeckten Gipfeln sich darstellt. Es ist der zugleich schönste und großartigste Teil des ganzen Alpengürtels, ausgezeichnet durch den Wechsel des Erhabenen und Anmutigen, durch Mannig-

*) Vergl. „Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz", 15. Heft: Der Kanton Graubündten, bearbeitet von Röder und Tscharner.

**) Grundzüge der physikal. Geographie der Schweiz v. Dr. J. Meyer (Leipzig).

faltigkeit der Formen und Gesteinsmassen, des Pflanzenlebens und menschlichen Anbaues.

Dem nördlichen Saume der Centralalpen ist vom Leman bis zum Bodensee eine Hochebene vorgelagert, welche den größten Teil der in den Alpen entspringenden Gewässer aufnimmt (Aar und Reuß) und sie in nördlicher Richtung dem Rheine zuführt, noch bevor dieser die Schweiz verläßt. Im Süden durch die Alpen, im Westen und Norden durch den Jura eingeschlossen, erscheint diese Hochebene wie ein gewaltiges Längenthal, das durch seine Fruchtbarkeit, seine starke Bevölkerung und blühende Industrie einen wichtigen Teil der Schweiz ausmacht. Auch sie bietet dem Auge sehr reizende Gegenden dar, allein von der großartigen Schönheit der Alpen ist in diesem Hügellande, dessen Formen sanfter und einförmiger, dessen Färbungen ohne scharfe Gegensätze sind, natürlich keine Rede mehr. Den willkommensten Anblick bietet auf zahlreichen Punkten die Aussicht auf die fernen schneebedeckten Alpen, die sich glänzend von dem Waldgrün der Vorberge abheben, die vielen kleineren Seeen und Flüsse, von denen die Hochebene durchzogen ist, sowie der gartengleiche Anbau des bevölkerten Bodens.

Der Jura erhebt sich im Westen aus dem französischen Saonethal und der schweizerischen Hochebene, und zieht sich von da in mehreren hintereinander liegenden Ketten nordöstlich gegen den Rhein, der die Fortsetzung des Gebirges nach Deutschland an zwei Stellen unterbricht. Überall unter der Grenze des ewigen Schneees bleibend, ist er zugleich viel weniger formenreich als die Alpen, bietet aber viele herrliche Aussichtspunkte auf dieselben dar.

Da diese Hochebene eine mittlere Meereshöhe von 400 m hat, so ist die ganze Schweiz (mit Ausnahme des südlichen Tessins) ein Hochland zu nennen. Nach annähernder Berechnung kommen auf den Jura 100, auf die Hochebene 220 und auf die Alpen 420 geogr. □Meilen, so daß der gesamte Flächeninhalt der Schweiz 740 □Meilen beträgt.

Fassen wir nun die Centralalpen näher ins Auge, so zeigen sich diese in zwei parallel laufenden Hauptketten bis auf die Sohle gespalten, von denen die nördliche, welche die eigentlichen Schweizeralpen bildet, von der Rhone bis zum Rhein, vom Morcles bis zum Calanda zieht, während die südliche vom Montblanc her zuerst rein östlich bis zum Monte-Rosa streicht, hier plötzlich abbricht, nach Norden umbiegt zum Adula, dann in östlicher und sich verdoppelnd in nordöstlicher Richtung durch Graubündten und Tyrol sich zieht. Durch diese Umbiegung wird die Wasserscheide der südlichen Alpenkette weit nach Norden an den St. Gotthard gerückt. Dort treten die beiden Hauptketten so nahe aneinander, daß zwischen ihnen eine breite und tiefe Thalsenkung unmöglich wird, es entsteht dort eine bedeutend gehobene Übergangsstufe mit vielen Gipfeln und gemeinschaftlichem Fuß, der mächtige Gebirgsstock des Gotthard.

Der Gotthard steht mitten in der großen Hauptspalte, die sich von Chur im Nordosten bis Martigny im Südwesten 48 schweizer Stunden weiter fortzieht — die Linie des obern Rhein- und Rhonethals. In dieser Spalte

fließen vom Gotthard an die Gewäſſer auseinander, wie die Charaktere der Völkerſchaften, welche ſie umwohnen.

An den beiden Enden der nördlichen Alpenkette durchbrechen zwei beträchtliche Querthäler den Gebirgszuſammenhang und eröffnen den Gewäſſern der centralen Hauptſpalte den Abfluß nördlich von Martigny bis zum Genfer-, von Chur zum Bodenſee; ſie vermitteln zugleich zwei wichtige Straßen nach Italien über die ſüdliche Alpenkette.

## Phyſiognomie der Alpen.

Die Erhebungsform des Alpengebirges iſt im ganzen Zuge von der Südſeite raſcher und ſteiler als auf der Nordſeite. Die lombardiſche Ebene erhebt ſich nur 100—120 m über das Mittelmeer, und ſelbſt die Seeen am Südſaume der Alpen, wie der Comerſee und Lago maggiore (lange See), zeigen nur eine Höhenlage von 200—220 m.

Von dieſen Seebecken aber erhebt ſich nach Norden hin das Alpengebirge der ſüdöſtlichen Schweiz, mit der ganzen Maſſe ſeines Landes aufwärts ſich abſtufend, über bewaldete Rücken und Vorberge zu den erhabenen Berggraten und Hochgipfeln, und ſenkt ſich dann allmählich gegen die nördlichen Vorländer, an deren Saum der Spiegel des Bodenſeees immer noch eine Höhenlage von 360 m behauptet.

In dieſer Abſtufung und Senkung ſtellt ſich ein höchſt mannigfaltiger Gürtel eines wechſelnden Naturlebens dar, vorzüglich im Klima, in der Waſſerbewegung, im Pflanzen- und Tierleben. Ganz anders iſt in jeder dieſer Zonen die Temperatur der Luft und des Waſſers; in anderer Geſtalt ſchlagen ſich die Dünſte nieder, und auf andere Weiſe wirken Winde und Sonne; nach eigentümlichen Geſetzen bewegt ſich auf jeder Höhenſtufe das Alpengewäſſer, und die Jahreszeiten ſind völlig verſchieden in ihrer Zeit wie in ihren Gaben. Jede dieſer Zonen ſtellt, wie in der phyſikaliſchen Geſtaltung, ſo auch in der organiſchen Schöpfung einen andern Schauplatz des Seins und Lebens dar, ſo daß man in einer Wanderung vom ſüdlichen Alpenſaume über die ewig beſchneieten Gipfel der höchſten Gebirge faſt alle die klimatiſchen Erſcheinungen und Lebensformen trifft, welche von der Südſpitze Europas bis zur Polarnatur Finnmarkens ſich dem Beobachter darſtellen. Und in jeder dieſer ſtufenweiſe emporſteigenden Alpenzonen iſt der Menſch ein anderer, weil andere Natureinflüſſe auf ihn einwirken.

Als die Naturgewalten durch den Felſenleib der Alpen die Längen- und Querthäler zogen, ſei es nun, daß die mächtigen Feuerkräfte aus den innerſten Tiefen des Erdballs die Höhen auftürmten; ſei es, daß Sturmfluten des alles überwogenden Ozeans in den geſchloſſenen Felſenbuckel (Plateau) durch zerſtörende Stromgewalt die Tiefen und Thäler einfurchten, oder daß eingeklemmte Flüſſe ihre Riegel durchſägten und das Berggerippe noch mehr ausarbeiteten und ſo vollendeten, wie wir es jetzt erblicken: ſo viel ſteht feſt, daß ſchon in jener Urbildung des Alpenlandes die ganze Geſchichte desſelben

vorgezeichnet wurde, eine Geſchichte, die ſich ganz anders geſtaltet haben würde, wäre dasſelbe Land eine einförmige Ebene geblieben oder ein geſchloſſener Gebirgsbuckel, wie es deren in Aſien giebt — kalt, unfruchtbar, unzugänglich, unbewohnbar.

Wie ganz anders iſt nun die Phyſiognomie des Alpengebirges? Von den Waſſerbecken einerſeits des Bodenſeees, andererſeits des Comer- und Langenſeees ziehen die Thalränder in allmählicher Abſtufung und vielfach ſich verzweigend gegen die Hochgebirgsſtöcke und zwiſchen den Gebirgsketten aufwärts. Aus dieſen Thalgründen erheben ſich die Gebirgszüge und bieten in jeder größeren Erhebungsſtufe andere Naturbilder dar. In der Höhe von 600—1800 m liegen die ſogenannten Voralpen, die man im rhätiſchen Alpenlande die Niederalpen nennen kann. In dieſen Niederungen wohnt der Menſch; hier liegen teils im Thale, teils auf ſonnigen Berghängen und Terraſſen ſeine verſtreuten Wohnungen, Höfe, Dörfer und Städte; hier iſt die Stätte des gewerblichen und ſtaatlichen Lebens. Wie die Thalgründe aufwärts ſteigen, heben ſich auch Haus, Garten, Ackerland, Wieſe, die noch dem Menſchen eine Nahrungsquelle bleiben, wenn Garten und Acker längſt vor der kalten Luft zurückgewichen ſind. Hoch über den Wäldern und Thalgründen, in der Nähe des ewigen Schneees, hat der Alpenbewohner ſeine Bergtriften, Sennereien, ſein Jagdrevier, da iſt der Schauplatz des ſommerlichen Hirtenlebens. Innerhalb des Höhenſtreifs der Niederalpen von 1000 bis 1500 m und noch höher hinauf auf dem Südabhange oder in geſchützten Lagen auf der Sonnenſeite*) wachſen über den Dorfſchaften und Städten die ſtolzen Bergwälder mit den ſchlanken, kernfeſten Tannen, Lärchen, Fichten und Arven (Zirbelkiefern). Im Frühjahr wird dieſe Region zuerſt vom Winterſchnee befreit und bietet den Viehherden die erſte Frühlingsweide dar.

Wo dann aber der hohe Baumwuchs in den eigentlichen Bergwaldungen ſeine Höhengrenze erreicht, wo das Gebiet der Krüppelbäume, der Stauden und eigentlichen Alpenkräuter beginnt, da ſteigt man in die Region der Mittelalpen, welche mit ihren eigentümlichen Naturſcenen bis 2500 m ſich hinaufziehen. Dieſe Region enthält ſchon viele Felswände und nacktes Geſtein, ausgedehnte Schutthalden und pflanzenarme Gegenden. Die Gewäſſer ſtürzen hier als Wildbäche und toſende Alpenſtröme in tiefe eingefreſſene Schluchten, oder fallen in gedrungener Maſſe ſenkrecht mit toſender Wut herab, oft auch ſchleierartig in Waſſerſtaub aufgelöſt; ſie bringen Bewegung und Schall in die ſonſt lautloſe Einſamkeit. Neben den ſchauerlichen Bildern der hohen Alpennatur breitet ſich aber auch der ſchöne Teppich einer buntfarbigen Alpenflora aus, wo die reine Alpenluft würzige und duftige Kräuter erzeugt und über jeden Hügel, ſelbſt über die verwitterten Trümmer eingeſtürzter Kuppen, ſchwellende Raſendecken zieht. Hin und wieder ſteigen auch noch Waldſtreifen in dieſe Region aufwärts; niedrige Bergkiefern (Krummholz), das ſchöne Geſträuch der Alpenroſen und Heidelbeeren bedecken

*) Im Bündtnerlande bis zu 2100 m Höhe.

ganze Abhänge und ziehen eine Menge von Tieren an, die hier ihren Sommeraufenthalt nehmen. Da ſtreifen die Marder und Wieſel und Iltiſſe umher, um auf die Eier und Jungen der Berg- und Schneehühner, des Steinſchmätzers und Flüevogels und andern Geflügels Jagd zu machen. Das Murmeltier macht Ausflüge aus ſeiner Höhle, und der Steinbock unternimmt ſeine gefährlichen Spaziergänge. Herden von Gemſen, wenn auch nicht mehr ſo zahlreich als ehedem, ziehen noch immer den kühnen Jäger an, der ſein Leben mutig dem ſtrengen Berggeiſte zum Opfer bringt. Aber in demſelben Maße, als das Belebte gleichſam erobernd aufwärts ſtreift, ziehen ſich durch düſtere Schluchten die Leben vernichtenden Gletſcherarme in tiefere Thalgegenden abwärts und offenbaren den ewig ſich erneuernden Kampf der Natur zwiſchen Leben und Tod. In dieſem Höhengürtel iſt die eigentliche Bildungsſtätte des Gletſchereiſes, hier lagern die unerſchöpflichen Magazine der Bewäſſerung für die Tiefländer. Was die Natur in der Polarzone durch die Nebel, in den Tropenländern durch den periodiſchen Regen erzielt — Befeuchtung des Landes — eben dasſelbe hat ſie durch dieſe Gletſchermagazine und Schneelager in unſerm Erdſtriche zu erreichen geſucht, damit die Quellen nicht verſiegen, die Flüſſe geſpeiſt werden, und das trockene Land Nahrung empfange.

Viele von den Alpengewächſen ſind zugleich Bürger der nördlichen Polarregion. Die größte Wärme und Kälte des Polarſommers und Winters treffen in Zeit und Stärke mit den Jahreszeiten und der Temperatur jener Alpenhöhen zuſammen. Hier wie dort iſt faſt keine Übergangsperiode zwiſchen Winter und Sommer; kaum hat die rückkehrende Sonne den Schneemantel von dieſen Höhen gezogen, ſo herrſcht der Sommer mit all ſeiner Macht, und ſo wie derſelbe weicht, breitet auch alsbald der Winter ſeinen Schneemantel über die Landſchaft aus. Wie in dem hohen Norden, iſt auch in dieſer Alpenregion das Lebensgebiet der Berghaſen, Schneehühner, Wurzelmäuſe und anderer Tiere, die durch dichten Pelz oder Winterſchlaf vor der langen Kälte geſchützt ſind.

Jene Felſenmaſſen und Höhen, die über die Schneeregion emporragen, alſo die Höhe von 2500 m überſteigen, machen das Gebiet der Hochalpen aus, deren ſtolze Kuppen und zackige Felſenkronen mit ihrem blendenden Schneemantel weit hinaus über Berg und Thal erglänzen. Hier iſt nun das Reich des ewigen Winters und ewigen Schneees, der, wo er nur irgend zu haften vermag, dauernde, weite und tiefe Lagerſtätten einnimmt, oder — wo ihn die warmen Lüfte und heißen Sonnenſtrahlen noch auflöſen können, in erſtarrte Eismaſſen übergeht, die in langgeſtreckten Armen bis zu den Mittelalpen ſich ſenken und ſelbſt noch zu der blühenden Vegetation der Niederalpen herabſtreifen. Der größte Teil dieſer Hochgebirgsebenen beſteht aus nackten, zerriſſenen Felshörnern oder verwitterten Felswänden, die meiſt zu ſteil ſind, als daß der Schnee oder eine Erddecke darauf haften und ſie gegen die Verwitterung ſchützen könnte. Daher kommen in den Hochthälern die großen Trümmerhaufen zerſtörter Bergkuppen und die oft weitgedehnten

Schutthalden, welche der ſtürzende Schnee, ſelbſt der Tritt des Jägers oder des Wildes leicht in rollende Bewegung bringt.

Die eigentliche Eiszone erreicht die höchſten Hörner nicht; denn ihre günſtige Werkſtätte findet ſie im allgemeinen in dem Höhenſtreif von 2500 bis 3000 m über dem Meere, der indes auf der Südſeite unter günſtigen Bedingungen noch etwas höher ſteigt. Dennoch thront ein ewiger Winter auf dieſen emporragenden Wolkenſtühlen, und alle Dünſte ſchlagen ſich als Schneenebel nieder, den ſelbſt der warme Föhn nicht in Regen zu verwandeln imſtande iſt. Wie ſchön auch die Sonne dieſe Schneekuppen zu vergolden und mit Purpurlicht zu umſäumen weiß, ſie zu erwärmen oder zu ſchmelzen gebricht es ihr an aller Kraft.

Die Alpenmenſchen, ſowohl die Bewohner der Thäler wie des Hochgebirgs, werden vielfach von der wilden, übermächtigen Bergnatur bedroht, beängſtigt, gefährdet durch Wildſtürme, Wildbäche, Lawinen, Gletſcherbewegung und Bergſtürze; aber eben dadurch wird auch ihre geſamte Kraft des Körpers und des Geiſtes mächtig aufgeregt, zum Kampfe gerüſtet, ſtets friſch erhalten und in der Übung gebildet. Dieſes Verhältnis des Menſchen zu ſeiner Hochgebirgsnatur iſt die große Erziehungsſchule der Alpenvölker, in der ſie den Geiſt des Mutes und der Freiheit empfangen, das Bewußtſein ihrer Würde und Selbſtändigkeit, die Kunſt, ſich ſelbſt zu helfen, und die Energie, wodurch ſich ihre Induſtrie kenntlich macht, und mit der ſie neue Erfindungen zu machen und zu entwickeln wiſſen.

## Das rhätiſche Alpengebirge.

(Lage, Aufbau und vergleichende Überſicht.)

Das rhätiſche Hochgebirge iſt ein Glied des großen Alpenzuges, der, als die mächtigſte Gebirgsgeſtaltung in unſerm Erdteile zwiſchen dem 44. und 48.° n. Br. gelagert, in ſeiner Längenausdehnung im ganzen die Richtung von Weſt-Süd-Weſt nach Oſt-Nord-Oſt bewahrt, den Meridian (die Mittagslinie) unter einem Winkel von 67° durchſchneidet, und in ſeinem langen Zuge von der Meeresküſte bei Nizza bis zur Ödenburger Ebene in Ungarn den erhabenen Scheidewall zwiſchen Italien, Frankreich und Deutſchland auftürmt.

In dieſem Gebirgsgürtel bildet das ſchweizeriſche Alpengebirge vom Montblanc über die Gotthardsgruppe bis zum Ortles den eigentlichen Leib des großen Gebirgsganzen. An dieſen lehnt ſich öſtlich vom Gotthard das rhätiſche Alpengebirge an und durchzieht mit gewaltigen Gebirgsſtöcken und vielverzweigten Bergketten den Kanton Graubündten.

Zu einer richtigen Vorſtellung dieſer Alpennatur muß man ſich von einigen beliebten, aber nichtsdeſtoweniger irrigen Vorſtellungen losſagen. So wenig als überhaupt die Alpen iſt das rhätiſche Gebirge eine geſchloſſene Kette, die wie ein Gebirgsſtrahl von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte, vom St. Gotthard, ausläuft, der nach einer falſchen Vorſtellung alle ſchwei-

zerischen Alpenzüge wie Radien aussendend gedacht wird; — noch stellen sich überhaupt die rhätischen Alpen als ein Kettengebirge dar, d. h. als eine einzige, geradlinige Centralkette, in deren gemeinsamem, undurchbrochenem Kamm — ähnlich der Rückenwirbelsäule in einem Tierleibe — alle höchsten Berggipfel eine regelrechte, lückenlose Gebirgsfirste bilden und gleichmäßig nach beiden Seiten — wie Rippen — ihre Nebenketten aussenden.

Das rhätische Gebirge ist in seinem (horizontalen und vertikalen) Aufbau ein gegliedertes Gebirgsganze, d. h. eine Verbindung von Gebirgsstöcken und Ketten, welche einzeln gewissermaßen als Individuen zu betrachten sind, weil jeder Gebirgsstock auf eigentümliche Weise seine Ketten aussendet, seine Glieder gruppiert, seine Thäler und Gewässer niederschickt. Die Bergstöcke also sind die Hauptpfeiler im Aufbau der rhätischen Centralalpen; von ihnen laufen teils in der Länge, teils in der Quere und in vielseitiger Beugung die kettenartigen Bergreihen aus, welche da, wo sie ähnlichen Armen und Nebenketten anderer Centralstöcke begegnen, fortlaufende Kämme und Wälle bilden. Lassen sie in ihrem Laufe eine Lücke oder schießen sie zu eingesenkten Niederungen ab, so entstehen zwischen zwei Hauptzügen trennende Thäler, Querdurchbrüche, Rinnsäle der Gewässer, Sättel für bequeme Alpenpässe. Mannigfaltig ist diese Gestaltung, wie die Bildung der Natur in allen ihren Werken. Viele der von den Gebirgsstöcken auslaufenden Arme ziehen auch in der Querrichtung durchs Land und erfüllen es mit Berg- und Thalrevieren. Denn vorherrschend bei den Stöcken, seltener bei den kettenartigen Bergreihen, entspinnen sich die Thalsenkungen und bilden teils größere Längenthäler, teils stufen sie sich in den Nebenarmen als Querthäler ab. Beide Thalformen bedingen eben so wohl den Zug der flüssigen Elemente, der Luft und des Wassers, als sie die Zugänglichkeit, Bewohnbarkeit und Kulturfähigkeit des Alpenlandes erleichtern.

Dies alles gilt mehr oder weniger vom ganzen Alpengebiet; um so eher trägt seine Beachtung zu einer richtigen Auffassung einzelner Alpenglieder bei. Dem rhätischen Alpengebirge ist aber das eigentümlich, daß sein senkrechter Aufbau, mehr als das Hochgebirge der Westalpen, dem Gesetz der Massenbildung folgte. In den Alpenzügen westlich vom Gotthard waltete die Neigung zur Gipfelbildung vor; dort finden sich daher neben ausgezeichneten Höhen auch die tiefsten Einschnitte in die Erde oder sogenannte Tiefthäler. Anders ist es im Osten der Gotthardsgruppe, wo die Erdrinde mit der ganzen Summe ihrer Land- und Bergmasse außerordentlich gehoben ist. Dies tritt am deutlichsten in der geringen relativen Erhebung der Gebirgshöhen über die anliegenden Thalgründe hervor, obgleich beide, Berg und Thal, eine bedeutende absolute Erhebung behaupten. Dieses Bildungsgesetz schuf in den rhätischen Alpen die vielen Hochthäler, welche in der Nähe der Bergstöcke noch fruchtbare und bewohnte Kulturländer darstellen, obgleich sie, wie das Ober-Engadin, Avers, Rheinwald, Tawetsch ꝛc., an absoluter Höhenlage die kahlen Gipfel des Riesengebirges, Harzes und Schwarzwaldes nicht bloß erreichen, sondern noch um 300 m überbieten.

Wie tief ſind dagegen die Einſchnitte und Thaltiefen in den weſtlichen Alpen, wo namentlich der Montblanc in ſeiner relativen Erhebung über die Allée blanche ſogar die des Chimboraſſo über das Thal von Quito übertrifft. Im rhätiſchen Gebiet iſt verhältnismäßig nirgends ein Unterſchied von ſolcher Beträchtlichkeit, und die Zuſammenſtellung einiger Vergleichungspunkte wird das veranſchaulichen. Wenn Martinach an der Rhone 450 m über dem Meere liegt, ſo entſpricht ihm Chur am Rhein mit 564 m. Wo die Rhone den Lemanſee verläßt, zeigt die Lage von Genf nur 350 m, dagegen hat der öſtliche Grenzpunkt am Inn, Martinsbruck, eine Höhenlage von 1180 m. Die Thaltiefen der Aare, gegen den Thalgrund am obern Inn gehalten, zeigen uns Meyringen nur 585 m, den Thunerſee nur 540 m, ſelbſt Lauterbrunn nur 660 m und Grindelwald bloß 960 m über dem Meere, während die mittlere Erhebung des Ober-Engadins mit ſeinem Getreidebau und den großen Dörfern ſchon zu 1600 m abſoluter Höhe aufſteigt, worin es noch vom Fextthal und Avers übertroffen wird.

Ungeachtet nun die Maſſenerhebung im rhätiſchen Alpenaufbau vorwaltete, ſo ſchuf ſie einerſeits doch kein *geſchloſſenes Plateau*, d. h. hohe kahle Felſenbuckel, ſondern in ſeiner ganzen Ausdehnung ein *aufgeſchloſſenes Gebirgsland* mit einem reichen Wechſel von Höhen und Niederungen; andererſeits haben nichtsdeſtoweniger die rhätiſchen Alpenſtöcke ſehr anſehnliche Gipfel, die zum guten Teil noch von keinem Naturforſcher erſtiegen und gemeſſen ſind, ja nicht einmal einen Namen haben. Eine anſehnliche Zahl erreicht ſicher die Höhe von 3000 m, und die Höhen der Berninagruppe können ſelbſt mit der Jungfrau und dem Finſteraarhorn ſich meſſen.

## Das Thal Engadin in Graubündten.*)

Das Engadinthal, im Kanton Graubündten, liegt im äußerſten Südoſten der Schweizer Alpen. Es erſtreckt ſich von Südweſt nach Nordoſt, vom Maloja-Paß an der Grenze der Lombardei bis zur Martinsbrücke an der Tyroler Grenze in einer Länge von 19 Schweizer Stunden oder etwas über 11 Meilen, bei einer Thalbreite, welche kaum eine halbe Stunde im Unter-Engadin und faſt eine Stunde im Ober-Engadin erreicht. Seine einige zwanzig Seitenthäler führen nach Norden an den Fuß der zahlreichen rieſigen Bergſpitzen der rhätiſchen Alpen, während ſie in den anderen Richtungen auf dem Wege nach verſchiedenen Teilen Italiens und Tyrols liegen. In dieſem Thale entſpringt der mächtige Innfluß, welcher bei Paſſau in die Donau mündet und welcher auch dem Engadin, in romaniſcher Sprache Engiadina, dem Innthale ſeinen Namen gegeben hat.

Das Engadin bildet das höchſte größere Alpenthal, die ausgedehnteſte und höchſte Bodenanſchwellung Europas. Während der Thalgrund von Tyrol nach dem Maloja ſich von 1000—1800 m über der Meeresfläche er-

*) Das Engadin, ſeine Heilquellen ꝛc. Ein Vortrag von Dr. H. Lebert.

hebt, erreichen die nördlichen und südlichen Alpenketten eine Höhe, welche in der Bernina 4000 m*) übersteigt und so in die Reihe der höchsten Berge Europas, des Montblanc, des Monte Rosa, des Matterhorns, der Jungfrau ꝛc. tritt. Wohl in keinem Teile der Schweiz existieren so viele hohe, 3000 m überragende Berge. Es finden sich dort zahlreiche und umfangreiche Gletschermassen, welche mit denen des Berner, des Walliser, des Savoyer Eismeers wetteifern. Ein großer Teil dieser ganzen Heraushebung besteht aus Urgebirge, aus Serpentin und Granit, welche zwischen Triaskalk und Schiefergebilden hervorragen.

Mit den hohen Mauern der Alpen, mit den von ewigem Schnee bedeckten Spitzen, mit den von allen Seiten her ins Thal sich senkenden tiefgespaltenen Gletschern kontrastiert auf das angenehmste und lieblichste eine unübertreffliche schöne Baumvegetation an den Bergabhängen, in welchen die majestätische Arve, der fein graziöse Lärchenbaum von unabsehbaren Büschen der Alpenrosen umgeben sind. Steigt man noch höher, so findet man jenen über alle Beschreibung schönen Blumenteppich der Alpen, in welchem die azurblaue Gentiane mit der schneeweißen Saxifrage, das großblumige dunkelblaue Veilchen mit der feinbereiften Aurikel, mit der rosigen Primel, mit dem duftenden Satyrion wechseln.

Und weiter hinab in der Ebene des Thales sind die grünenden Matten mit den mannigfachsten Blumen und Sträuchern durchwebt. Kann der Mensch auch hier schon manches nicht mehr pflanzen, was den Bewohner der Ebene mit reicher Ernte erfreut, so ist doch dieser Naturgarten Gottes für ihn ein herzerhebender Ersatz.

Der Inn durchströmt vom bescheidenen Anfange der Quelle bis in die Thalsohle hinab, immer mächtiger werdend, das Thal seiner Wiege, und die reizendsten Seeen, wie sie nirgends ein Hochalpthal aufzuweisen hat, spiegeln in ihrer krystallenen Flut die schneebedeckten Berge, die grünen Wälder und die schönen Wohnungen einer Bevölkerung, welche, in allen großen Städten Europas durch Redlichkeit, Geschicklichkeit und Arbeitslust bekannt, ein langes freiwilliges Exil aus dem geliebten Heimatlande gern erträgt, um den Abend des Lebens dort zu verleben, wo sie nicht bloß der Zauber unübertrefflicher Naturschönheiten hinzieht, sondern wo sie als Kinder und Knaben geweilt, wo sie ihre Eltern, Verwandte und Freunde geliebt und geehrt haben, wo der gemeinschaftliche Friedhof noch die Reste vieler von denen einschließt, welche ihnen teuer waren und deren Andenken sie begleitet, bis auch sie einst von ihrem schönen Alpenthale für immer Abschied nehmen.

Ist zwar scheinbar das Engadin nur ein Teil des großen Innthales, so ist es doch so bestimmt nach Osten und Westen abgegrenzt, daß die volle Eigentümlichkeit der Bevölkerung auch hier im Einklange mit schroff scheidenden Naturgrenzen steht. Eine fast senkrechte, 200 m hohe Felsmauer, an

*) Sie hat 4052 m. (Das Finsteraarhorn in den Berner Alpen hat 4275 m; die Jungfrau 4167 m.)

welche ſich das enge Bergell-Thal anlehnt, ſondert das Ober-Engadin von den lombardiſchen Nachbarn, und die tiefe ſchauerliche Schlucht von Finſtermünz am unteren Thaleingange trennt mit ſo mächtiger Gewalt das romaniſche Rhätien von dem germaniſchen Tyrol, daß Jahrhunderte dazu gehört haben, um ſtete Fehden und Feindſchaft nur in gleichgültiges, entfremdetes Nebeneinanderleben umzuwandeln.

Hat man an der einſamen Martinsbrücke das Bündtner Gebiet betreten, ſo gelangt man, nach anfänglich mühſamem Wandern in einer traurig öden Bergſchlucht, erſt eigentlich bei Remüß in den ſchönen romantiſchen Teil des Engadins. Das unheimliche Brauſen des in tiefem Abgrunde ſtrömenden Inns, die finſteren Wälder der ſteilen Bergabhänge, das Heulen des Windes machen jetzt den lieblichen Alpenwieſen, den ſonnenreichen, vom Geſange des Menſchen und dem Geräuſche der Arbeit belebten Triften und Dörfern Platz, und heiterer ſchauen die hohen Berggipfel auf den anmutigen Thalgrund herab, ein Eindruck, welcher an den erinnert, den der ermüdete Wanderer empfindet, wenn er von den wilden Schluchten der Teufelsbrücke durch den langen finſteren Gang des Urner Lochs auf einmal in die grünenden Matten des heiteren Urſeren-Thals tritt.

Das untere Engadin zeichnet ſich durch ſeine ganz eigentümlichen Thalverengungen und Erweiterungen aus, welche terraſſenartig in drei verſchiedenen Plateaus über einander liegen: die drei Thalkeſſel von Remüß, von Schuls-Tarasp und von Ardez, welche der Inn in tiefen Felſenriſſen durchzieht.

Von den Ortſchaften, welche man in dieſer Thälerterraſſe antrifft, iſt in erſter Linie beſonders der 1560 m über dem Meere gelegene Flecken Sins intereſſant.

Unter allen Gemeinden des Engadins iſt Sins diejenige, deren Bewohner am meiſten nach dem Auslande wandern. In dem geräumigen, länglichen Viereck, welches an unſere ſchleſiſchen viereckigen Marktplätze und ihren deshalb ſo geeigneten Namen „Ring“ erinnert, finden wir ganz auffallend elegant aufgeführte Gebäude, welche ihn von allen Seiten einfaſſen. Auf den Bänken vor den Häuſern erblicken wir Gruppen von Männern in modiſchem, meiſt grellfarbigem Anzuge, teils ſchweigend, teils im lebhaften Geſpräche begriffen, ihre Pfeifen und Cigarren rauchend. Was mag auch in jenem lärmenden Kreiſe junger Männer verhandelt werden, deren laute Stimme und lebhafte Gebärden unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen? Bedeutender Aufſchlag der Zucker- und Kaffeepreiſe auf den Hauptmärkten Europas neben dem beabſichtigten Beſuche auf einer Kuhalp der Gemeinde, ein Falliment oder kaufmänniſcher Glücksfall in Trieſt oder Livorno neben der Feſtſetzung des Tages der Roggenernte auf den Feldern des Fleckens, eine wichtige politiſche Tagesfrage neben den Erlebniſſen eines ländlichen Tanzes beſchäftigen die Gemüter, welche die fernen Intereſſen mit dem Genuſſe der nahen und ſchönen Gegenwart, des heimiſchen Herdes und der Alpennatur mit all ihren Freuden ſo gut zu verbinden verſtehen. — In welcher Sprache aber reden die Männer? Der romaniſche Grundton iſt mit

deutſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Worten und Phraſen gemiſcht. Rings um den die Mitte des Platzes einnehmenden Brunnen iſt ein Kreis von Frauen mit Waſchen und lebhaftem Geſpräche beſchäftigt. Ihr ſchwarzes und dunkelfarbiges Koſtüm iſt eigentümlich, aber nicht ſchön zu nennen, es birgt eher jeden Reiz des Körpers, als darauf berechnet zu ſein, ihn lebhaft hervortreten zu laſſen. Die Geſichtszüge der Männer und Frauen aber ſind ſcharf gezeichnet, ausdrucksvoll und bei vielen ſchön zu nennen; Geſichtsfarbe, Haare und Augen ſind vorherrſchend dunkel.

An einem ſanften Bergabhange herabſteigend gelangt man bald in die Thalfläche von Schuls und Tarasp.

Schon aus der Ferne ſieht man von allen Seiten her auf ſteilem Felſen das alte, noch wohl erhaltene Schloß von Tarasp (1418 m). — Das Dorf Tarasp (1327 m), der Weiler Vulpera (1208 m) und auf der andern Seite des Inns das Dorf Schuls bilden die Ortſchaften, um welche herum die Mineralquellen entſpringen. Dieſe ſind an Zahl, an Mannigfaltigkeit, an Heilkräftigkeit den beſten aller Länder an die Seite zu ſtellen.

Kräftige Salzquellen, ſprudelnde Stahl- und Sauerbrunnen, das Arom der Alpenluft nicht gerade verbeſſernde Schwefelquellen, endlich reine Gasſtrömungen, ſogenannte Moſetten, finden ſich auf dem engen Raume beiſammen. In dieſem Knotenpunkte des centralen Europas ſpendet die Erde ganz nahe beiſammen Schätze, welche man ſonſt nur auf weite Flächen, in großen Entfernungen verteilt findet.

In Vulpera weilen die meiſten Gäſte. Auf den rings um die Promenaden angebrachten Bänken ſitzen gruppenweiſe die Bewohner ferner und naher, deutſcher und italieniſcher Gegenden des Tyrols. Hier der federgeſchmückte Spitzhut des Deutſchen, dort der breitkrämpige flache Hut des Welſchen. Unter den Trinkgäſten ſieht man eine große Anzahl höchſt korpulenter Perſonen, welche in einigem Kontraſte zu dem beengten Raume des Spazierganges ſich auf dieſem auf und nieder bewegen. Sie ſollen hier ſelten vergeblich Abhülfe von den Beſchwerden der Dickleibigkeit ſuchen. — Wohlgenährte alte Herren mit dunkelroten Weingeſichtern und rubinbeſetzten Naſen ſuchen hier, wie der gläubige Hindu in den Fluten des Ganges, büßend in dem ſonſt verachteten Tranke die äußeren Merkmale ihrer Sünden abzuwaſchen. Neben dieſen an ſolchen Orten mehr tragikomiſchen Erſcheinungen giebt es Leidende aller Art und aller Stände. Der elegante Fabrikherr mit galligem Teint und Glacéhandſchuhen, neben ihm der ſtämmige Bündtner Bauer, der tyroliſche Kloſtergeiſtliche, der regſame lombardiſche Kaufmann, eine ſtarke Vertretung des ſchönen Geſchlechts im rauſchenden Seidenkleid, wie in der anſpruchsloſen Tracht der Unter-Engadinerinnen. Alles dies bewegt ſich bunt durcheinander und unterhält ſich in den verſchiedenſten Sprachen.

Wir wandern höher hinauf ins Ober-Engadin. Von Capella unterhalb Scanfs bis zum Maloja erſtreckt ſich das obere Engadin; dieſer zwar rauhere, wildere, höher gelegene, aber weitaus ſchönſte Teil des ſchweizeriſchen Innthales. Seine Höhe ſteigt von 1500—1750 m in einer Länge von

7 Stunden, alſo ſehr mild ſich erhebend. Die Thalweite ſchwankt zwiſchen 20 Minuten und 1 Stunde. Man teilt dieſes höchſte Alpenthal Europas in zwei Gebiete, in das der Wieſen, von Scanfs bis Celerina, und in das der Seeen, von St. Moritz bis zum Maloja.

An jenem Ende des Thals ſollte man einen hohen Gebirgsſtock wie an den ähnlichen Thälern des Rheins und der Rhone erwarten. Aber während nördlich das Thal von vielfach 3000 m überragenden Berggügen mit ewigem Schnee und ſüdlich von noch höheren Alpen begrenzt iſt, welche in der majeſtätiſchen Pyramide des Bernina mit ſeinem großen Gletſchermeere 4000 m überſteigen, bricht am Maloja das Thal plötzlich ab.

An den Grenzhäuſern des Maloja angelangt, iſt man höchſt angenehm überraſcht, ſtatt vor hohen Bergmauern ein Hemmnis zu finden, nur eine ſteil abſteigende Felswand zu erblicken, an welcher ſich ſchlangenförmig eine herrliche Kunſtſtraße emporwindet, während ein lieblich grünendes Thal mit Sennhütten auf den Halden des Abhanges und freundlichen Dörfern im Thalgrunde zu den Seiten des rauſchenden Bergbaches das Auge erquickt und nur als ſeitliche Einfaſſung des Bergeller Thales, welches ſich in die lombardiſche Ebene nach Chiavenna zu abflacht, rieſige Wächter hoch in die Lüfte mit eiſiger Kuppe emporragen. Hat man bei Scanfs, welches mir als Geburtsort eines meiner liebſten Lehrer, des berühmten Pariſer Arztes Biett, intereſſant iſt, das Ober-Engadin betreten, ſo ändert ſich ſogleich die ganze Phyſiognomie des Thals. Verſchwunden ſind die grauſen Schluchten, auf welchen die einzelnen Plateaus wie liebliche Oaſen liegen. Man betritt ein hohes lichtes Thal, deſſen einzelne Gebiete wohl noch durch gelinde Bodenanſchwellungen in der Form von Querdämmen geſondert ſind. Im großen und ganzen aber bildet das Ober-Engadin ein ungleich mehr zuſammenhängendes Thal. Im Wieſengebiete von Scanfs bis Celerina hat man zwar noch nicht die ſchöne Natur, welche nur größere Waſſergebiete einer Landſchaft, ſelbſt in den Alpen, zu verleihen vermögen. Aber bereits genießt man mit heiterem unermüdeten Blicke den herrlichen Anblick der höheren Alpenwelt. Ein mild in der Sonne erglänzendes Silberband gleitet durch das Thal, der junge Inn. Zahlreiche ſchöne und große Dörfer ſind umgeben vom friſchen, kräftigen Grün der Wieſen. Man hört aus der Ferne das harmoniſche Läuten der Kirchglocken. Die Straßen ſind belebt von dem zur rüſtigen Arbeit ſchreitenden Landmanne mit ſeinen kräftigen Zugtieren, von dem durchziehenden Tyroler mit dem Spitzhute, von dem im maleriſchen Koſtüme dahinſchreitenden ernſten Bergamasker Schafhirten, von dem entzückten in der reinen Bergluft alle jene Zierden der Natur tief fühlenden Wanderer ferner Länder. Soweit das Auge reicht, ſchließen die Wieſen des Thals hohe Gräte mit Firn bedeckt, ſchlanke Pyramiden mit ewigem Schnee ein. Zwiſchen den Alpenweiden mit den kleinen Sennhütten, zwiſchen dem dunklen Walde, welcher an das Thalgebiet ſtreift, drängen ſich Gletſchermaſſen an manchen Orten ſoweit ins Thal herab, daß ſie von lieblichen Triften umgeben wie ein Gruß des hohen Nordens an den warmen blüten-

reichen Süden, ihre hellblauen Kristallpyramiden, durch tiefe Furchen getrennt, in starrer Eismasse entfalten. Und über die ewigen Gletscher, über die prangende Flur, über den schattigen Wald wölbt sich ein so tief dunkelblauer Himmel, wie wir ihn im Norden uns kaum denken können.

Schreiten wir nun rasch nach unserem zweiten längeren Aufenthalte, nach St. Moritz, zu; lassen wir die schönen Seitenthäler unbeachtet, so gelangen wir durch Zuz, Ponte — wo der Albula-Paß mündet — und Bevers zuerst nach Samaden, diesem Mittelpunkte des ganzen Ober-Engadiner Lebens und Verkehrs.

Hier ist die größte Thalweite. In dem reichen Flecken sieht man neben den schönen Wohnhäusern der aus der Fremde heimgekehrten Engadiner auch die alt berühmten Wohnungen der Männer, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert die Geschichte des grauen Bundes mit hoher Ehrfurcht nennt. Die Familienwappen verlieren sich hier nicht farblos auf der grauen Mauer des Burgthores, sondern schweben in graziöser Eleganz an den feinen eisernen Balkonen. Im Innern findet man neben vielen Spuren längst verschollener Zeiten alle Annehmlichkeiten des modernen Lebens durch eine freundliche Gastlichkeit erhöht.

Von Samaden aus hat man im Thale die schönste Aussicht auf das Thal von Pontresina, auf den Bernina und seine Gletscher, unter denen der Morteratsch am tiefsten sich ins Thal senkt. Von Samaden gelangt man in den freundlichen Flecken Celerina, mit welchem das Gebiet der Wiesen abgeschlossen ist. Gar bald ist der waldige Querdamm überschritten, und wir befinden uns in dem Dorfe St. Moritz. Wir betreten das Gebiet der Seeen und den Cyklus der Quellen.

Es ist ein eben so schönes als wunderbar überraschendes Naturbild, wenn man vom Julier herabkommend nach und nach die ganze Herrlichkeit dieses Panoramas des Seeengebietes sich entfalten sieht.

Die lichte Fläche jener klaren Seeen mildert sanft den ernsten Eindruck der hohen himmelansteigenden Felsenmauern mit ihren zackigen Spitzen und Gräten und dem eisigen Hauche ewiger Firne, unschmelzbarer Gletscher. In der durchsichtigen Flut spiegeln sich die Wiesen des Ufers, die Wälder der Bergabhänge mit den eleganten Lärchentannen und der königlichen Arve, jener Ceder der südlichen Alpen. Die Schneegefilde der hohen Regionen bilden auf der glatten Spiegelfläche der Seeen ein Gemälde von unendlichem Reize, und das rosige Alpenglühen mit seinem zarten Hauche wird durch den feuchten Glanz der Wellen zum anmutigsten Bilde. Den von Fedoz herkommenden wilden Sohn der Gletscher hegen und pflegen die freundlichen Nymphen der Seeen und möchten ihn gerne in ihrer Alpenheimat zurückhalten, aber unaufhaltsam flieht er von der einen zur andern, bis er aus dem St. Moritzer See kommend gewaltsam sich ihren Liebkosungen entreißt und bereits als Innstrom über einen breiten Abhang mit schäumenden Wellen sich herabstürzt, um weite Lande bis an das ferne Meer zu durchlaufen. Ein treues Bild der Bewohner seines Thals. Grünende Matten, große und

freundliche Dörfer mit den schönen weißen Häusern und zierlichen Gärten, Saatfelder und Laubholz, selbst noch Fruchtbäume wechseln ab mit jenen stillen Seeen von Sils, von Silvaplana, von Campfèr und von St. Moritz. Des Menschen Fleiß und des Fleißes Kind, der Wohlstand, prangen unter jenen herrlichen Gaben der Natur.

Am nördlichen Abhange zieht sich als ein Band an dem ganzen Thale entlang, in zahlreichen Windungen bei Silvaplana am Julier emporklimmend, die große Straße, welche von der Lombardei ins Tyrol, vom Engadin in das rhätische Vaterland, in das stets dem Engadiner ans Herz gewachsene Veltlin und in die italienische Ebene führt.

Für jede Stimmung des Gemüts findet der Wanderer in diesem Gebiete der Seeen den geeignetsten Ruhepunkt. Vom Maloja liegt seitlich das Fextthal, dessen höchste bewohnte Häuser, bis auf 2000 m aufsteigend, die höchsten des gesamten Europas sind. Von hier führt ein einsamer Pfad durch Berge, über Felsen und Gletscher in das Rosegg-Thal und das eisige Reich der Bernina. Sils-Maria in seiner stillen Einsamkeit, mit seinen unübertrefflich schönen Baumgruppen, seinen freundlich gastlichen Wohnhäusern, dem hier beginnenden See, den auf solcher Höhe Erstaunen und Bewunderung erregenden Blumengärten — Sils macht den Eindruck eines jener stillen Orte der Alpenwelt, in welchem die Stürme des Lebens, die Sorgen thätigen Ringens den Lethe freudevoller Vergessenheit in der Poesie der Natur finden.

Silvaplana, am Fuße des Juliers, ist im Gegenteil ein sehr belebter Ort. Hier kommen die Straßen verschiedener Länder und Bergpässe zusammen. Hier findet man ein gar reges Treiben, und der Engadiner, welcher nach langem geschäftigen Leben in die liebe Heimat zurückgekehrt ist, sieht hier im Sommer Fremde aus allen jenen fernen Gebieten, welche er durchwandert hat, sowie der Fremde nicht minder erstaunt ist, im Posthaus und seiner Umgebung die verschiedensten Sprachen, ja oft den heimischen Accent seiner Vaterstadt zu hören.

Und der Wagen rollt an den Seeen entlang, da hält er nach kurzem Aufenthalt im Dorfe von St. Moritz bald vor dem Kurhause an.

Vom Hotel Kulm in St. Moritz hat man die prächtigste, doch auch von dem Platze vor dem Kurhause zugleich die lieblichste und großartigste Aussicht. In nächster Nähe befindet sich der St. Moritzer See mit seinem klaren grünen Wasserspiegel, und oberhalb desselben höchst malerisch emporsteigend das Dorf St. Moritz.

Wälder von Lärchen und Arven, deren weiches Moospolster von der nordischen Linnäa durchflochten ist, grüne Waldwiesen umgeben den See auf der Südseite, und von den Höhen des Julierpasses bis zu den steilen Granitspitzen oberhalb Samaden sieht man über dem ewigen Schnee und dem vergletscherten Firn den Piz della Margna, die einsamen Gletschergefilde des Suvretta, die rote in zwei Terrassen gipfelnde Pyramide des Piz Munte-

ratſch (Piz Julier),*) die Bergſpitzen von Nair, Padella, Ott. Nirgends endlich ſieht man ſo ſchön die elegante Felſengruppe und die ſchöne Pyramide des Piz Languard, wie von St. Moritz aus. Wer nicht im einſamen Waldpfade, an den Ufern des Seees, oder den Alpwieſen zu am Abhange emporſteigen kann, findet Wagen, welche ihn auf trefflichen Chauſſeeen durch das ganze Thal, ja bis an den Fuß des einſamen Morteratſch-Gletſchers, ſelbſt auf die Höhe des Berninapaſſes führen können.

Die St. Moritzer Quellen gehören zu den kräftigſten Eiſenſäuerlingen. Die alte Quelle hat 4½° R., die neue nur 3½°.

Nach genauer vierjähriger, dreimal täglich angeſtellter Beobachtung iſt die mittlere Tagestemperatur in St. Moritz während der Saiſon etwas über 11°, am Morgen kaum 6°, in den Mittagsſtunden 15—16° R., am Abend 9°. Zwei Drittel der Tage während der Saiſon vom 21. Juni bis zum 20. September ſind ſonnenreich und trocken, etwa ein Drittel bietet Regen. Tau findet ſich am Morgen viel, aber Nebel iſt verhältnismäßig viel ſeltener als ſonſt auf gleicher Höhe. Nur zweimal in der Saiſon von drei Monaten fällt Schnee bis vor das Kurhaus.

In der Nacht vom 31. Auguſt auf den 1. September 1859 war ſo viel Schnee gefallen, daß, als ich am Morgen erwachte, die ganze Landſchaft vom weißen Winterkleide bedeckt war, Eiszapfen hingen zahlreich von den Dächern herab. Alles ſchien zu mahnen, jetzt das Hochthal zu verlaſſen; doch ſchon am Abend hatte die Gegend wieder ihr herrliches, ſommerliches Anſehen, und noch viele ſchöne, milde Tage folgten dieſem erſten Schneefalle.

Man ſagt vom Engadin, daß es während 8 Monate Winter habe, man nennt es auch wohl unpoetiſch das Sibirien der Schweiz, aber es iſt dies grundfalſch.

Bleiben wir auch hier auf dem Boden der Beobachtung, ſo finden wir, daß im Durchſchnitt im Engadin der Schnee, dieſer richtige Maßſtab des Winters in den Alpen, 5 Monate und 22 Tage liegen bleibt. Die vollſtändigſten Beobachtungen ſind gerade in Bevers, dem kälteſten Orte des ganzen Engadin, vom Lehrer Krättli gemacht. Die mittlere Jahrestemperatur iſt dort 2,5° C., die mittlere Wärme der Sommermonate Juni, Juli, Auguſt 11,6° C., die mittlere Kälte der Monate Dezember, Januar, Februar —8° C., die mittlere Temperatur der drei Frühlingsmonate März, April und Mai. +1,9°, und die der drei Herbſtmonate September, Oktober, November 3,9°, alſo faſt 4° C. Im Sommer wie im Winter beobachtet man nicht ſelten bedeutende Temperaturſprünge. Nach heißen Tagen ſinkt das Thermometer auf den Gefrierpunkt in einzelnen Nächten des Sommers; nach eiſiger Kälte im Winter von —25° ſteigt es mitunter raſch bis auf +5°, was von dem oft ſchnellen Überſpringen ſüdweſtlicher Winde in nordöſtliche und umgekehrt abhängt. Frühling und die erſten Wintermonate ſind beſonders feucht. Winter und Sommer ſind aber gewöhnlich trocken und heiter.

*) S. das Titelbild.

Bereits im März schmilzt der warme Hauch des Föhns an sonnigen Abhängen den Schnee, und alsbald erscheinen einzelne Blumen. Gewöhnlich aber findet man erst Ende dieses Monats die schöne dunkelblaue Frühlingsgentiane. Gegen Ende April beginnt der Schnee zu schmelzen. Nun ist während einiger Zeit der Verkehr im Thale sehr gestört. Mit den ersten Tagen des Mai aber ist das Thal von allem Schnee befreit, nachdem jedoch vorher größere Strecken sonniger Wiesen sich schon mit Blumen bedeckt hatten und namentlich die schöne Frühlings-Anemone und Krokuspflanzen mit ihrem Blütenschnee, sowie an den Felsen die frischen grünen Blätter und rosigen Blumen der Bergprimeln das Thal geziert haben. In den Lüften singt jetzt schon die Lerche ihr Frühlingslied, und gegen Ende April langen auch aus ihren fernen Winterquartieren die Schwalben wieder an. Der Kuckuck aber erwartet das vollendete Schmelzen des Schnees, bevor sein einsamer Ruf die Luft durchtönt. Bald nun werden auch die lichten Seeen frei vom Eise.

Die Bergamasker Schafhirten ziehen mit den Herden auf ihre Sommerweiden. Der fleißige Landmann besorgt seine Saat von Getreide und Kartoffeln. Hat nun auch die Alpenrose ihre schönen Blüten entfaltet, so prangen die Fluren in aller Pracht ihres lieblichen Frühlingsgewandes. Die Herden verlassen jetzt das Thal, der harmonische Klang ihrer Glocken bekundet auf immer höher liegenden Alpenwiesen ihre Gegenwart, bis sie gegen Ende September wieder ins Thal herabkommen. Im Juli blühen Roggen und Gerste. Gegen Ende dieses Monats beginnt die Heuernte, die weitaus bedeutendste für das Engadin, welche zu vielen frohen Festlichkeiten Veranlassung giebt. In der ersten Hälfte September wird auch das Getreide eingebracht. Die Schwalben verlassen jetzt bald das Thal, und gleichzeitig ziehen Scharen der mannigfachsten Zugvögel über die Alpen.

Wir treffen im Engadin das Getreide bis zu einer Höhe von nahezu 1800 m, also über 600 m höher, als in der nördlichen Schweiz und in den deutschen Gebirgen, eben so hoch steigt auch die Kartoffel. In Sils-Maria reift noch die Kirsche, deren oberes Vorkommen sonst ebenfalls nahezu 600 m tiefer ist. — Die Grenze des ewigen Schneees, welche in den übrigen Schweizer Alpen auf 2600 m angegeben wird, ist im Engadin auf nahe 2800 m. Die Tanne gedeiht noch bis zu 1800 m. Die Arve und der Lärchenbaum übersteigen 2100 m. Alle diese Verhältnisse sind überaus günstig und sind wohl zum Teil dem leichten Zugange der warmen aus Italien kommenden Luftströmungen zuzuschreiben.

Außerordentlich abwechselnd und reichhaltig ist auch die Vegetation. Nächst den Thälern von Saas und Zermatt im Wallis hat das Engadin die schönste Flora der Schweiz. Wie in den Alpen überhaupt, trifft man hier neben den Blumen des hohen Nordens die der gemäßigten, selbst südlichen Länder. Italienische und Tyroler Pflanzen kommen mannigfach neben den der Schweiz eigenen vor. Bis auf eine Höhe von 3000 m, ja darüber, giebt es noch viele Oasen, in welchen der Schnee im Sommer schmilzt, und hier ist der Boden ganz mit den rosigen Blüten der Androsace glacialis,

den weißen Saxifragen, den dunkelblauen Gentianen und Phyteuma-Arten bedeckt. Der Stengel der Blumen ist ganz verschwunden, und die zahlreichen Blüten ruhen weich und sanft auf dem grünen Rasen der Blätter. Auf dem Piz Languard, 3250 m, blüht noch das schöne dunkelblaue Vergißmeinnicht der Hochalpen, Erytrichum nanum.

Nicht minder interessant als die Pflanzen und Gesteine ist für das Engadin seine Tierwelt. In seinen einsamen Waldungen haust noch der Bär. Auf den höheren Bergregionen stellt das Murmeltier seine aufmerksamen Schildwachen aus, welche, sobald sich ein menschliches Wesen zeigt, rasch in ihre versteckten Höhlen schlüpfen. Überall in der Gegend der Gletscher und auf den hohen Felsgräten weilt die Gemse in geselligen Scharen und findet im Winter in den geschützteren oberen Waldregionen eine Zufluchtsstätte. Der edle Steinbock, mit dem mächtigen Geweihe, ist leider immer mehr aus den Hochalpen des Engadins verschwunden.

Zahlreiche Singvögel bewohnen im Sommer das Thal und die Wälder der Berge. Der Adler und der mächtige Lämmergeier nisten auf den hohen Felsen. Im Herbste durchziehen Scharen der mannigfachsten Zugvögel das Thal, um der Wärme des Südens zuzueilen, unter welchen man sogar auch einmal einen Schwan und ein anderesmal auch einen Taucher des Eismeeres beobachtet hat.

Höchst mannigfach und an seltenen Arten reich sind auch die Insekten des Engadins; besonders schön sind seine Schmetterlinge, die fliegenden Blumen des Sommers. Hier kommt unter anderen der seltenste aller europäischen Schmetterlinge, Euprepia flavia, vor. Zu den angenehmsten meiner naturwissenschaftlichen Erinnerungen gehört es, daß ich mir dort ein Paar jener seltenen, sonst nur in Sibirien vorkommenden Falter verschaffen konnte. Auf dem Maloja habe ich auch zu meinem großen Erstaunen die Wanderheuschrecke angetroffen und erfuhr dann, daß sie im unteren Bergeller Thal große Verheerungen angerichtet hatte.

In diesem Lande, welches so viel Eigentümlichkeiten darbietet, haben auch die hohen Alpen und ihre Aussichten einen ganz eigenen Charakter. Von dem 3250 m hohen Piz Languard sieht man, neben nur wenigem Thalgrunde, über 800 hohe Bergspitzen, von denen ein großer Teil 3000 m überragt. Von der Bernina beherrscht man, außer einer Legion hoher Grate und Pyramiden, eine Zahl und eine Mannigfaltigkeit naher und ferner Gletscher, wie sie weder der Montblanc noch der Monte Rosa, noch die Heroen des Berner Oberlandes darbieten. Leider ist die 4053 m hohe Bernina fast unzugänglich. Nachdem sie der Ingenieur Coaz unter den größten Gefahren (im Jahre 1850) bestiegen hatte, war die Abenddämmerung hereingebrochen, bevor er das Gebiet der Gletscher verlassen konnte. Immer finsterer wurde die Nacht; immer schauriger die Aussicht auf den fast gewissen Tod in der eiskalten Nacht, ohne jeden Schutz vor unvermeidlicher Erstarrung. Da erschien plötzlich am Himmel der Mond in vollem Glanze und verbreitete ein so mildes Licht über die Gebiete des Eises und Firns, daß

Coaz mit seinen Führern noch die am Morgen eingehauenen Tritte wieder erkennen konnte.

Kaum waren sie über die Region der Gletscher hinaus, da verschwand der Mond wieder hinter den Wolken und, nach unsäglichen Mühen während voller 20 Stunden, gelangten sie in der Nacht um 2 Uhr an das gastliche Haus des Bernina-Passes.

Seitdem ist die Berninaspitze mehreremal bestiegen; im Jahre 1867 sogar von einer Engländerin.

Die ganze Bevölkerung des Thales beträgt ungefähr 9000 Einw., von denen fast zwei Drittel auf das 12 Stunden lange Unter-Engadin und etwas über ein Drittel auf das 7 Stunden lange Ober-Engadin kommen. Die Volkssprache, Ladin genannt, ist ein Überrest lateinischer Ursprache, der rhätoromanische Dialekt. Die herrschende Religion ist die reformierte, mit Ausnahme des katholischen Tarasp und des Grenzgebietes von Samnaun.

Trotzdem, daß für ein fast 19 Stunden langes Thal eine Bevölkerung von 9000 Einwohnern keine übergroße zu sein scheint, würden diese dennoch bei dem verhältnismäßig geringen Ackerlande und dem Fehlen der Industrie nur mit Mühe einen hinreichenden Lebensunterhalt finden. Daher ist die Wanderlust eine ihnen fast auferlegte Notwendigkeit. — Viele Engadiner ziehen in der That in nahe und ferne Länder. — Wohl jede große Stadt Italiens, Deutschlands, Frankreichs giebt dem arbeitslustigen Sohne der Alpen mannigfaltige Beschäftigung. Welchen Beruf sie aber auch erwählen mögen, überall zeichnen sie sich durch Ehrlichkeit, Genügsamkeit und Fleiß aus. Voll natürlicher Würde in ihrem Charakter, sind sie überall geliebt und geachtet. Bis in die fernsten Gegenden bewahren sie treu ihre romanische Sprache. Unermüdlich ist ihre Thätigkeit, bis sie so viel erworben haben, daß sie in die liebe Alpenheimat zurückkehren und dort sorgenfrei von dem Ertrage ihres jahrelangen Fleißes leben können. Und darum zieren alle Dörfer herrliche Wohnhäuser; darum hört man in diesem Thale alle Sprachen und Dialekte des civilisierten Europas. Rührend ist es zu sehen, mit welcher patriarchalischen Einfachheit selbst die Reicheren im heimatlichen Dorfe leben. Der auflösende Luxus großer Städte hat ihr treues Herz nicht bestochen. In dem Aufrechthalten der besten Traditionen der Familie, in dem regsten Wohlthätigkeitssinne finden sie noch bis ins höchste Alter, neben dem Wonnegefühl des heimischen Herdes, ihre größten Genüsse. Bettler giebt es deshalb im Engadin nicht.

Die im Thale Bleibenden, die nicht Auswandernden, beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Weinhandel. In dem Maße, als die Verbindungen mit den Nachbarstaaten leichter werden, können sich auch hier die Berufsarten vervielfältigen. Die zahlreichen Wasserkräfte können zu industriellen Unternehmungen mannigfacher Art verwertet werden. Auch die Uhrenfabrikation könnte hier wie in den Hochthälern des schweizer und französischen Jura eine nicht unbedeutende Hilfsquelle in den langen Wintermonaten werden.

Man glaube jedoch nicht, daß die alte Heldenkraft im arbeitsamen Engadiner versiegt sei. So oft des Vaterlandes Ruf in den Bergen ertönt, entsteigen die alten Ritter ihren Grüften, und opferfreudig scharen sich um sie Engadiner, stets bereit, bis zum letzten Lebenshauche ihrem teuern Schweizerlande zu dienen.

Nichts ist praktischer, wohnlicher und zugleich allen Bedürfnissen mehr entsprechend als ein Engadiner Haus. Fest aus Stein aufgeführt, seltener farbig als vom reinsten Weiß, mit dicken festen Mauern, mit kleinen, fast wie Schießscharten tief liegenden Fenstern, mit großem Thoreingange, mannigfachen Zieraten bei den Begüterteren, schönen Balkonen, bei einzelnen mit Wappen geziert, zeigt sich das Äußere einer solchen Wohnung.

Im Innern birgt das Haus außer den Zimmern auch den Heuboden und den Viehstall. Letzterer ist besonders sauber und gut eingerichtet. Klug ist es, neben der Bequemlichkeit, die Tiere, ohne aus dem Hause zu gehen, versorgen zu können, auch ihre Wärme, besonders während des langen Winters, zu benutzen. Ja, in dem Viehstalle finden sich auch wohl Tische und gepolsterte Bänke, bei einigen sogar Spiele, Zeitungen und Bücher, so daß derselbe auch als Vereinigungspunkt, als Salon dienen kann. Das hauptsächlichste gemeinschaftliche Wohnzimmer ist gewöhnlich mit Arvenholz getäfelt, bei den Wohlhabenderen mit schönen Holzschnitzereien verziert, so wie man hier auch noch jene hohen prächtigen Wandschränke mit schöner erhabener Arbeit findet, welche in neuerer Zeit wieder mit Recht sehr gesucht werden. Von ungewöhnlicher Größe ist der Ofen, welcher auch bei den Reicheren mit schönen Malereien geziert ist. Um ihn herum findet sich die mit Kissen bedeckte Ofenbank. In dem obern Stock liegt, durch eine verschließbare Öffnung mit der Wohnstube in Verbindung gebracht, das Schlafgemach, und neben diesem wohl auch noch andere Zimmer. Selten ist ein Haus von mehr als einer Familie bewohnt.

Die ganze Bevölkerung genießt gern in den Zeiten der Muße die Freuden des Lebens; aber Excesse irgend welcher Art sind selten. Zu den Lieblingserholungen der Jugend gehört auch hier das Tanzen, welches jedes ländliche Fest beschließt. Fehlen zwar die eleganten Tanzsäle und die feine Musik unserer Städte, so herrscht doch in diesen ländlichen Bällen Frohsinn und Munterkeit; ja man sieht hier unter den schlanken Burschen und schönen Mädchen so anmutsvolle Gestalten, daß man das Leuchten des Gases, die feinen Toiletten, den brausenden Champagner beim Mahle gern entbehrt. Ja, nicht möchte ich die Frage entscheiden, ob in jenen Tänzen der Alpendörfer oder in denen unserer Städte wahrer Frohsinn herrscht.

Zu den größten Eigentümlichkeiten dieser Bevölkerung aber gehört ihre Sprache. Während der nahezu 500jährigen Herrschaft der Römer über das ganze Bündtner Land hat sich, mit einiger Vermischung keltischer Worte, die rhäto-romanische Sprache, auch Ladin genannt, entwickelt oder vielmehr in ihrer Besonderheit erhalten. Sie gleicht sehr der Sprache der Troubadours, dem Provençalischen, in mancher Beziehung dem Spanischen. Mit der milden

fast musikalischen Weichheit des Italienischen verbindet sie die volltönenden Doppellaute und den mehr kräftigen Charakter der deutschen Sprache. Sie wird noch von der ganzen romanischen Bevölkerung Graubündtens sehr hochgeschätzt, und so sehr hält diese an ihr fest, daß mir ein junger, aus Würzburg zurückkommender Arzt, dessen Vater lange in Deutschland gelebt hatte, erzählte, er hätte es nie wagen dürfen, seinem Vater anders als in romanischer Sprache zu schreiben. Aber trotzdem gewinnt das Deutsche, das jetzt fast jeder Engadiner, der Bücher und Zeitungen liest, versteht, immer größere Ausbreitung, und in den Schulen wird überall Deutsch gelehrt.

## 2. Der Kanton Appenzell und die Appenzeller Landesgemeinde.*)

Der nördlichste Stock des schweizerischen Alpengebirges ist der Säntis, isoliert dastehend, wie ein gewaltiger Markstein oder wie ein Flügelmann vor der langen Reihe der Alpenhörner. Stolz schaut er (2504 m hoch) über den Bodensee und das schwäbische Oberland hin, bis an die Rauhe Alp, auf deren Vorsprüngen er überall gesehen wird, von Ulm bis an den Dreifaltigkeitsberg ob Spaichingen. Südlich begrüßt er seine Nachbarn, die Kette der 7 Kurfürsten, von denen ihn eine Gebirgssenkung trennt, in welcher die Thur ihre Quelle hat; da liegt das Dorf Wildhaus, der Geburtsort des Reformators Ulrich Zwingli. Südwestlich lagern sich einige Stunden weit die Nagelfluhberge der Toggenburg an, alle etwa 1000 m niedriger als die Kuppe des Säntis; östlich senkt sich der Kalkfelsenkamm des Gebirges im Altenmann, die Bruderkuppe der Säntishöhe, um 70 m, dann aber sehr bedeutend im Kamor, denn die höchste Spitze desselben, der „Hohe Kasten", erhebt sich nur noch 1800 m über das Mittelmeer. Darauf verschwindet der Kalkstein und macht der Nagelfluhe und dem Sandstein Platz, und damit hört auch die Kuppen- und Hörnerbildung auf, welche das Alpengebirge auszeichnet; das Gebirge verflacht sich in ein tafelförmiges Hochland (Plateau), das da und dort in langgestreckte Rücken anschwillt. Dieses Tafelland endet auf jeder Seite, gegen den Rhein, den Bodensee und die Thur, in einem scharfen Rande und fällt endlich gewöhnlich in zwei Stufen in die Thalfläche ab. Eine gerade Linie von der Säntisspitze bis zum Bodensee ist nahezu sechs Stunden lang, und die Abdachung beträgt in dieser Richtung 2106 m, die Höhe des Säntis zu 2500 m, die des Bodenseees zu 400 m, in runden Zahlen angenommen; eine Linie von Südost nach Nordost durch die größte Breite dieser Gebirgsinsel gezogen, vom Kamor bis Herisau (1800—750 m), mißt 5 Stunden und die Senkung erreicht beinahe die Hälfte der obigen (1025 m).

*) Nach Bumüller: „Buch der Welt."

Dieſes Hochland nun von der Säntiskuppe bis an den Rand der Hochfläche iſt der Kanton Appenzell; ihn umgiebt St. Gallen rundum, ſo daß es bis zum Rande des Plateaus aufſteigt. Demnach bildet das 7 □M. große Ländchen der Appenzeller, ſo klein es auch iſt, ein geographiſches Ganzes, das amphitheatraliſch emporſteigt, und in das der Wanderer, von welcher Seite er auch kommt, bergan hinaufſteigen muß. Jetzt führen auf allen Seiten ſchöne Kunſtſtraßen in dieſes Hochland, man baut gegenwärtig ſogar an einer Eiſenbahn von Winkeln (Kanton St. Gallen) nach Heriſau und im Plane iſt eine ſolche von Rorſchach nach Heiden. Vor Jahrhunderten wurden die Zugänge durch Verhaue und rohe Schanzen, aus Felsſteinen und Baumſtämmen dammartig aufgeführt, geſchloſſen, und von dieſer Feſtung ward von den Appenzellern mancher Feind blutig zurückgeſchlagen.

Ein ſolches Hochland hat begreiflich einen langen Winter, der in der Regel vom November bis Ende Mai dauert; wenn der Appenzeller im Hügellande des Thurgaus alles treiben und ſproſſen ſieht, wenn er den Bodenſee mit grünem Saume umwunden erblickt, deckt ſeine Heimat noch der Schnee, welcher erſt der wärmenden Frühlingsſonne und dem Südwinde (Föhn, favonius) ganz weicht, auf dem Säntis aber der Sonne und dem Föhne Trotz bietet. Getreidebau wird eigentlich gar nicht betrieben; der Anbau beſchränkt ſich auf die Kartoffel und einiges Gemüſe. Doch iſt in tieferen Lagen auch der Obſtbau nicht ganz unbedeutend. Das Kleinod des Landes ſind aber die herrlichen Wieſen und Weiden, deren ſaftiges Gras eine Menge der ſchönſten Kühe nährt, und da, wo an den Berg- und Felſenwänden noch Gras und Kraut wurzeln, klettern Schafe und mutwillige Ziegen, letztere gewöhnlich das Eigentum armer Leute, welche keine Kuh zu halten vermögen. Die Viehzucht iſt demnach ein Hauptnahrungszweig der Einwohner, beſonders im hintern oder höhern Landesteile, am Säntis und Kamor, weniger im vordern Lande, das ungewöhnlich ſtark bevölkert iſt.

Der ohnehin ſo kleine Kanton iſt doch noch in zwei Staaten geteilt: Appenzell-Inner-Rhoden und Appenzell-Außer-Rhoden; Rhoden iſt mundartig für „Rotten“, urſprünglich die militäriſche Einteilung des Ländchens bezeichnend, daher es eigentlich die „Innern Rhoden“ und die „Äußern Rhoden“ geſchrieben wird. Inner-Rhoden iſt etwas kleiner als Außer-Rhoden und beſchränkt ſich auf das eigentliche Gebirgsland; es iſt ein Hirtenländlein mit etwas mehr als 14,000 Einwohnern; Außer-Rhoden nimmt hauptſächlich das Plateau ein und zählt über 50,000 Einwohner, die hauptſächlich von dem Ertrage ihres Kunſtfleißes leben; Inner-Rhoden iſt arm, Außer-Rhoden aber wohlhabend, jenes katholiſch, dieſes proteſtantiſch. Vor 300 Jahren machten die beiden Rhoden nur eine Volksgemeinde aus; als aber zur Zeit der Reformation der eine Teil die neue Lehre annahm, und der andere der alten treu blieb, hielten ſie es nicht mehr für möglich, gemeinſam hauszuhalten. Sie gingen aus einander, aber in Frieden, und nahmen auch ſpäter an den Religionskriegen in der Schweiz keinen Anteil.

Es giebt nicht leicht einen lohnendern Ausflug als eine Fußpartie durch das Appenzell; denn in drei Tagen kann ein rüstiger Fußgänger das Ländchen durchkreuzen, und dann hat er eine wahre Vorschule für eine rechte Schweizerreise gemacht. Im katholischen Inner-Rhoden blicken wir noch in die stillen Hallen der Nonnenklöster, und aus einem andern Kloster tritt uns der ehrwürdige Kapuziner entgegen; in Gonten, Weißbad und Gais treffen wir Badegäste aus halb Europa und lustiges, gesellschaftliches Leben. Auf den Bergwanderungen kehren wir in den Sennhütten ein, um uns zu erquicken; die Hütte ist roh aus Balken und Steinen zusammengefügt, die Fugen sind mit Moos verstopft. Stühle zum Niedersetzen giebt es nicht überall, außer dem Melkstühlchen mit einem Fuße. Doch auf der Eben- und Meglisalp ist für die Einkehrenden schon besser gesorgt durch Tische und Bänke. In der einen Ecke hängt der große Käsekessel über dem Feuer, dessen Rauch zur Thür hinauszieht, oder durch Ritzen und Spalten Nebenwege sucht. Auf der andern Seite endet die Hütte in einen kleinen Stall, dessen Bewohner sich durch Grunzen zu erkennen geben. Auf der Decke des Stalles ist Heu ausgebreitet, ein paar grobe leinene Tücher oder Säcke verraten bald ihre Bestimmung — hier ist das Bett des Sennhirten. Dieser holt aus einer Höhle, die im Hintergrunde der Hütte in den Berg gegraben ist, Milch, Butter und Käse, und ermahnt tapfer zu essen, denn beim Bergsteigen bekommt man Hunger — und daß er Recht hat, beweisen wir. Aber welcher Wohlgeschmack, diese Milch und diese Butter! Wer noch nie in den Bergen gewesen ist, kann es gar nicht glauben, daß sie so ganz anders schmecken als in den Ebenen. Da wachsen freilich auch ganz andere Futterkräuter, als im Thale; betrachte einmal den Rasen der Alp (so nennt der Senne seine Bergweide), wie dunkelgrün, wie dicht, unter dem Fußtritte anschwellend wie ein grünes Sammetpolster; da sieht man keine hochgeschossenen dürren Halme, keine Disteln und Herbstzeitlosen, aber verschiedene Arten von Klee, mit roter, gelber und weißer Blüte, und andere würzige Kräuter, welche die Ebene nicht kennt.

Schon im Anfang Mai ziehen die Sennen mit Ziegen und Schafen auf die Alp; vier Wochen später langen dann auch die Kühe an, gewöhnlich in Zügen von 24 Stück mit einem Stier, welches man ein Senntum heißt. Gemeiniglich befinden sich dabei auch 2—3 Schweine und 4—6 Ziegen. Von einem Senntum besitzen oft verschiedene Bauern einen verhältnismäßigen Anteil, und dies ist die einzige übliche Art der Gesellschaftssennereien. Wo mehrere Senntume zusammenkommen, kämpfen die Stiere um die besten Weideplätze, und die schwächern müssen den stärkern weichen. Als solche Plätze bezeichnet man namentlich die, wo das duftende Mutteri (Meum mutellina) und das Adelgras oder Rüz (Plantago alpina — Alpenwegerich) reichlich gedeiht.

Der Senne bleibt bis in den September auf seinen Bergeshöhen, kommt während der ganzen Zeit vielleicht nicht ein einzigesmal in sein Dorf herab, wird nur besucht, wenn man den Käse abholt, oder wenn eines seiner An-

gehörigen ihm Brot oder irgend ein Werkzeug bringt. Seine Nahrung ist Milch und magerer Käse, und er behilft sich oft wochenlang ohne Brot; zeigt aber ein Reisender, der bei ihm einkehrt, Schinken, kalten Braten oder gar eine Weinflasche, so sieht man den sonst so genügsamen Mann vor Begierde zittern, so sehr verlangts ihn nach jenen gaumenreizenden, pikanten Nahrungsmitteln, und er giebt gern Butter, Käse und Milch die Fülle für den ihm überlassen Anteil.

Die Kleidung des Sennen ist so einfach als möglich; zwillichene Hosen, die bis über die Kniee reichen, und eine blaue Blouse, hier Fulterhemd genannt; er geht barfuß oder auf hölzernen Sohlen, auf dem Kopfe sitzt ein schwarzes ledernes Käppchen, und eine kleine Pfeife läßt er selten aus dem Munde; schon die Buben rauchen, und sollten sie die Pfeife mit dürren Heublumen füllen müssen. Man trifft unter den Sennen häufig große Männer von kräftigem Körperbau, in der Regel aber ist der Appenzeller mehr untersetzt gebaut, stark geschultert, braun- oder blondhaarig; aus den grauen Augen, dem breiten Gesicht spricht Schalkheit und trotzige Derbheit. Er ist stolz auf seine Heimat, seinen Beruf und selbst auf seine Lebensweise; der Fremde, der ihn meistern oder gar seiner spotten will, wird mit einem Hagel von beißenden Witzen bombardiert und nicht allzu sanft heimgeschickt. Die Appenzeller sind durch ihren Mutterwitz in der Schweiz sprichwörtlich, und ihre Lustigkeit ist nicht geringer; eine Gesellschaft Appenzeller, besonders innerrhodischer Hirten, macht mehr Lärm, als zehnmal so viel Norddeutsche. Da heißt es laut sprechen und schnell sprechen, und das geschieht in sehr hohen Noten mit einem eigentümlich hüpfenden Accente, so daß einzelne Worte fast geschleudert werden. Schauplätze solcher Lust, wohl auch der Ausgelassenheit, sind an schönen Sonntagen einzelne Punkte, die wegen ihrer herrlichen Fernsicht von dem Wanderer aufgesucht werden. An solchen Punkten hat das kleine Land einen unglaublichen Reichtum, und von der Erhabenheit einer Aussicht in das Gebirge der Alpen, in die tiefen Flußthäler, über den Bodensee hin bis in die bläuliche Ferne des deutschen Hügellandes kann man sich gar keine Vorstellung machen; da reicht keine Beschreibung zu, selbst der Pinsel giebt nur schwache Vorstellung dieser Herrlichkeit.

Wir machen von Gais einen Ausflug an den Stoß, einen Paß nach Altstätten im Rheinthal; dort steht eine Kapelle, zu welcher alle Innerrhoder einmal im Jahr in feierlicher Prozession wallfahrten, weil da ihre Väter am Fronleichnamstage 1405 die Feinde siegreich zurückschlugen. Dem Fremden aber läßt die Aussicht nur wenig Zeit zur Erinnerung an die alten Heldenthaten. Da schaut er hinab in das breite tiefe Rheinthal, durch welches er den Fluß wohl 10 Meilen raschen Laufes daherströmen sieht. Zu beiden Seiten liegt ebenes, wohl angebautes Gelände, besäet mit Dörfern und Städtlein. In gewaltigen Massen steigt das Gebirge des Vorarlbergs und Tyrols empor, nicht allmählich, sondern plötzlich, nur wenige Stunden von dem Beschauer entfernt. Man sieht die Umrisse des Gebirges so deutlich, die Fluhen, Felsen, Schnee- und Eismassen liegen so klar da, daß man

glaubt, man müsse die Gemse sehen können, die zufällig über Fels und Eisstöcke hinwegsetzte. Und wie mannigfaltig ist die Beleuchtung dieser Landschaft! Wie dunkel der Fichtenkranz, der die untere breite Seite der Berge gürtet, wie hell strahlt Fels und Gletscher im Sonnenlicht, wie zittert das von den Bergwänden des Rheinthals vielfach zurückgeworfene Licht über dem breiten Thale tief unter uns, wie schimmert der Strom in seinen fernsten Windungen!

Von Weißbad machen wir einen Ausflug auf die Ebenalp und das Wildkirchlein; in 2 Stunden sind wir dort. Die Ebenalp ist eine Felsplatte mit schwacher Neigung gegen Norden; sie ist schön begrünt und reicher an Alpenpflanzen als der Rigi; eine trichterförmige Vertiefung von 15 m im Umfange, das Wetterloch, enthält das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis. Die Aussicht ist herrlich; sie erstreckt sich über den Bodensee, die östliche Schweiz mit den zahllosen Alpenfirsten und einen bedeutenden Teil des südlichen Baden, Württemberg und Bayern. Durch eine Felshöhle, 100 Schritte lang, 18 m breit, mit einer Wölbung von 20 m, von welcher Kalkwasser tropft, gelangt man zum Wildkirchlein, einer natürlichen Grotte in Kalkfelsen, die in eine Kapelle verwandelt ist. Ein Glockentürmchen ist daneben angebracht worden, und ein bärtiger Einsiedler verkündet mit hellem Glöcklein die Tageszeiten über die reizende Gebirgsöde entlang. Er bewohnt eine kleine Hütte; eine Felsengrotte dient ihm als Keller, aus dem er den Reisenden Speise und Trank herbeiholt. Da sitzen wir 1500 m über dem Meere, an hoher Felsenwand, und betrachten mit Entzücken die reizende Gebirgswelt. Da möchte man Tage lang weilen und scheidet mit schwerem Herzen von diesem erhabenen Schauspiele.

Wir wollen aber noch höher, auf die Säntishöhe von 2504 m, um von diesem erhabensten Punkte des Appenzell in die weite Welt zu blicken. Diese Bergfahrt dauert 6 Stunden. Gegen Abend brechen wir unter Leitung eines kundigen Führers auf, steigen vier Stunden rüstig bergan und übernachten in einer Sennhütte. Ans Schlafen ist nicht viel zu denken, und es macht Freude, das lustige Feuer von dürrem Tannenholz wohl anzuschüren. Mit dem ersten Tagesgrauen steigen wir wieder bergan, um den Gipfel vor Sonnenaufgang zu erreichen. Oder noch besser, wir steigen durch das Seealpthal über die Meglisalp schon am Abend zur Säntisspitze empor und übernachten im — Hotel Säntis, einem komfortabel eingerichteten Wirtshäuschen, das gute Betten hat. Man kann dann den Sonnenunter- und Sonnenaufgang genießen. — Schon glühen die Alpenhörner Tyrols in rosiger Pracht, immer weiter schreitet das purpurne Licht über die Berggipfel der gegen Süden und Südwesten gelagerten Alpen, während der Fuß der Berge und die Thäler noch vom nächtlichen Grau umschleiert sind. Plötzlich hebt sich die Sonne empor über die östlichen Berge, ihre Häupter mit Licht überflutend; jetzt glänzen die Firsten silberhell, das Dunkel in der Tiefe verschwindet, und eine unermeßlich weite Welt liegt ausgebreitet vor dem erstaunten Blicke. Vor allem stellt sich das Alpengebirge in seiner Groß-

artigkeit dar; von den ſteieriſchen, Salzburger und Tyroler Alpen gleitet das Auge über die Bündtner zu den Glarner und die Alpen von Uri bis zu den Rieſen des Berner Oberlandes, dem Finſteraarhorn, Schreckhorn und der Jungfrau — eine Strecke von mehr als hundert Stunden! Wenn das Weltmeer Wogen von Tauſenden von Metern auftürmte, und dieſe plötzlich überſtürzend und Flammen gleich wieder aufſteigend, gebrochen und gerundet im Augenblicke zu Eis erſtarrten, ſo möchte das einen ähnlichen Anblick gewähren. Ein Schauer überkommt uns, wenn wir auf dieſe zertrümmerte Welt blicken, und die Seele erbebt, indem ſie die Allmacht Gottes ſchaut.

Wenden wir nun das Auge nach andern Richtungen, ſo ſehen wir den tiefen Einſchnitt des Rheinthals bis Graubündten, das Thal der Ill, das wie eine dunkle Kluft aus dem Gebirge tritt, und den Spiegel des Bodenſeees, der die Breite eines Stromes zu haben ſcheint. Über die oberſchwäbiſche Hochebene von Württemberg und Bayern hin ſehen wir bis an die Alp und die Donau, und weſtlich bis an die Berge des Schwarzwaldes und die nordöſtlichen Ausläufer des Jura, und ſüdlich erblicken wir noch etwas vom See bei Zürich. Aber wie klein erſcheinen die Städte und Dörfer! Es koſtet Mühe, die ferneren mit dem Tubus zu erkennen, und doch können wir es nicht laſſen, von dieſer hohen Warte aus nach Deutſchland zu ſchauen. So vergehen Stunden wie Augenblicke; wir haben uns nicht ſatt geſehen, aber die Luft iſt empfindlich kalt, es türmen ſich Wolkenſchichten um den Gipfel herum, und der Führer prophezeit Gewitter und Sturm, die oft in dieſer Höhe toben, während in dem Thale unten kaum ein leichter Regen fällt. Raſch geht es abwärts; munter ſchreiten wir über das Schneefeld und den Gletſcher, den nördlichſten der ganzen Alpenkette; es freut uns, die ſcheue Gemſe fliehen zu ſehen, denn dieſe ſchönen Tiere ſind wieder zahlreich am Säntis, ſeitdem eine durch das Geſetz vor den ſonſt ſchonungsloſen Jägern geſchützte Kolonie derſelben hingewandert iſt. Wir ſind glücklich wieder in die Dörfer hinuntergelangt; unſere Seele iſt von einem mächtigen Gefühle ergriffen, das dem ähnlich iſt, welches wir empfinden, wenn wir Zeugen einer großen Begebenheit geworden ſind.

Inner-Rhoden verlaſſend, wandern wir nun nach Außer-Rhoden; da iſt die Bevölkerung ſo dicht, wie in wenigen Gegenden Europas, denn es kommen über 10,000 Seelen auf die □Meile, und der Reiſende, welcher gewohnt iſt, in den Berggegenden hölzerne Häuſer mit armen Bewohnern zu treffen, erſtaunt über die herrlichen Dörfer, durch welche ihn ſein Weg führt: man trifft da Gebäude, welche einer großſtädtiſchen Reſidenz wohl anſtänden. Tauſende von Häuſern liegen wie herumgeſäet an Berg und Bühel, auf Anhöhen und in Gründen, welcher Anblick jeden in Erſtaunen ſetzt, der etwa auf dem Bodenſee von Conſtanz nach Friedrichshafen fährt. Alle Häuſer, auch die kleinſten, ſind zierlich gebaut, von vielen Fenſtern freundlich glänzend, beſonders auf der Mittagsſeite. Das Dach iſt nie ſo hoch, als man es in dem benachbarten Schwaben findet, die Thür groß, mit ſchöner Schwelle, meſſingener Klinke und mit Ölfarbe angeſtrichen; ein gewöhnlich mattgrün

angeſtrichener Schindelſchirm*) ſchützt gegen den ſcharfen Wind und gegen die Näſſe, wenn Nordoſt und Weſt Schnee und kalten Regen gegen die Wohnung ſchlagen. Faſt vor jedem Hauſe iſt ein laufender Brunnen von klarem, kühlem Bergwaſſer, denn das ganze Ländchen iſt außerordentlich quellenreich. Auch im Innern ſind alle Häuſer ſauber und zierlich, die Stuben ausgetäfelt, die Geſchirre blank. Und doch ſind viele dieſer netten Häuſer und Hütten bloß aus Holz gebaut, wie in den Gebirgsgegenden überhaupt. Dort ſind ſie aber oft rauchig und rußig, in Außer-Rhoden ſchmuck, ich möchte faſt ſagen, ſo hübſch, wie ein angemalter Vogelkäfig. Freilich flammen dieſe hölzernen Häuſer bei Brandunglück wie Fackeln auf und ſind dann ſelten mehr zu löſchen. — Auch die Menſchen ſind ſauber und reinlich angezogen, und der Mann, welcher eine Kuh am Horne über die Gaſſe führt, läßt einen ſchneeweißen Hemdärmel ſehen. Die Nahrung der Außer-Rhoder iſt einfach. Das Frühſtück beſteht faſt in jedem Hauſe aus Kaffee und geröſteten Kartoffeln, bei Wohlhabenderen wird noch Butter und Käſe dazu gegeben; das Mittagsmahl bietet in guten Zeiten Fleiſch- oder Mehlſpeiſe, wobei Obſtmoſt oder Wein nicht fehlen darf; am Abend aber kommt wieder Kaffee mit Kartoffeln, und in armen Häuſern oder wenn der Verdienſt ſtockt, hat man tagaus tagein Kaffee mit Kartoffeln. Die Bäcker liefern ein ſchneeweißes Brot, denn die Appenzeller eſſen kein Roggen- oder gar Gerſten- und Haferbrot; der ſchwäbiſche Bauer aber, der das Korn gebaut hat, würde das Brot bewundern, aber ſchwerlich in die Länge ſeinem Schwarzbrote vorziehen, weil es etwas trocken und fade ſchmeckt, wenn man an Roggenbrot gewöhnt iſt.

Die Nettigkeit der Häuſer, die muſterhafte Reinlichkeit, wohl auch die übrige Lebensweiſe erklärt ſich aus dem Umſtande, daß die Außer-Rhoder zum nicht geringen Teil von ihrem Kunſtfleiße leben; von 50,000 Einwohnern beſchäftigen ſich wenigſtens 15,000 mit der Fabrikation von Baumwolle- und Seidewaren. Man webt Mouſſeline in glatten Stücken zu Vorhängen und Halstüchern, verziert ſie mit mannigfaltigen Stickereien aus weißer Baumwolle zu Chemiſetten, Hauben, Röcken, oder aus gefärbter Baumwolle zu Schürzen, Turbanen, Tapeten, Chorhemden, Manſchetten, Bettdecken, Tauftüchern, Shawls, Schleiern und Flor. Zu ähnlichen Stoffen wird die Stickerei auch gehöhlt, feſtoniert oder mit dem Plattſtich verbunden. Es giebt Fabrikanten, die einige Hundert Weber und mehrere Hundert auswärtige Stickerinnen beſchäftigen. Die beſten Stickerinnen ſind in Inner-Rhoden, und ſie verdienen jährlich von den Fabrikanten Außer-Rhodens eine Summe, die zu 60,000 Frcs. berechnet wird. Da kann man kunſtreiche Finger ſehen, die auf dem weißen Grunde Blumen entfalten, welche an Farbenſchönheit und zarten Umriſſen ihren lieblichen Schweſtern auf Wieſen und Auen nichts nachzugeben ſtreben. Jetzt hat aber die Maſchinenſtickerei bereits die Handarbeit ſehr in Schatten geſtellt. Man trifft in Außer-Rhoden nicht bloß

*) Die Häuſer ſind mit ganz kleinen Schindeln wie mit einem Schuppenpanzer umgeben.

große Fabriken, sondern es wird hauptsächlich familienweise gearbeitet, daher in jedem Hause ein Webkeller, Webgaden, ist. Die Arbeiten der Appenzeller gehen in die ganze Welt, besonders aber „übers Meer", wie die Stickerinnen sagen, wenn man sie fragt, wer denn die Mousseline kaufe. New-Yorker Handelshäuser haben ihre Kommanditen in St. Gallen und machen in Stickereiwaren sehr bedeutende Geschäfte. Der Handelsverkehr dieses Industriezweiges beläuft sich jährlich auf 3—4 Mill. Francs.

Ich habe die schmucken Häuser mit Vogelkäfigen verglichen, auch ihre Bewohner geben den Vögeln an Gesangslust nichts nach. Da jodelt der Hirte, wie überall, wo Matten grünen; aber außerdem trifft man wohl nirgends auf der Welt so viele Dörfer, wo man einen so schönen vierstimmigen Gesang hört, und man kann Außer-Rhoden mit vollem Recht ein Sängerland nennen. Seine Chöre sind daher auch bei allen Gesangfesten in Schwaben und der Schweiz, in Lindau und Ravensburg, in St. Gallen und Zürich willkommen, und bei Wettgesängen tragen sie stets einen Preis davon. Es giebt viele Familien, in denen nach vollbrachter Tagesarbeit abends Mann und Frau, Söhne und Töchter zusammensitzen und sich den Rest des Tages mit Gesang erheitern.

Das Hauptfest ist aber die Landsgemeinde, die jährlich regelmäßig einmal in Hundwyl, einmal in Trogen im Frühjahre abgehalten wird. Eine solche Landsgemeinde ist für den Fremden sehr anziehend, und wäre in Frankreich, England und Nordamerika ein Außer-Rhoden, so würde man in Deutschland viel mehr darüber lesen. Die Feier ist in folgender Weise:

Schon am Samstagabend, denn es wird immer am Sonntag landsgemeindet, finden sich die ferner wohnenden Appenzeller in Trogen,*) Speicher und den umliegenden Ortschaften ein, wo sie bei Gastfreunden wohnen oder die Wirtshäuser füllen; hier und dort läßt sich einer mit einem tüchtigen Jodler hören, zwischendrein knallen Schüsse und die Buben lassen Frösche springen oder Petermännchen sprühen. Die ernsteren Männer sitzen beim Glase Wein beisammen und besprechen dies und das, die Fabrikation, den Verdienst und vor allem die Landsgemeinde. Jeder hat das gedruckte Memoriale in der Hand, in welchem der Landrat die Gesetzesvorschläge, welche in der Landsgemeinde zur Entscheidung kommen sollen, 4 Wochen vorher öffentlich vorgelegt hat. Man spricht bescheiden, wie es ehrbaren Männern geziemt, deren Stolz ihre Landsgemeinde ist, und wenn der Fremde Auskunft über diesen oder jenen Artikel verlangt, so wird sie bereitwillig und vollständig erteilt; nur hüte man sich, von der Landsgemeinde vornehm abzuurteilen oder spöttisch zu sprechen, wenn man nicht unwillkürlich das Feld räumen will. Hat man so dem Gespräche der einen oder der andern Gesellschaft aufmerksam zugehört, so kann man den Gesetzesvorschlägen so ziemlich ihr Schicksal voraussagen, denn es werden keineswegs alle angenommen. Der Appenzeller will nicht gern etwas Neues und ist gegen die

*) Die Landsgemeinde, welche hier abgehalten wird, ist die interessanteste.

Herren, besonders gegen die „Studierten", mißtrauisch; er fürchtet nämlich, daß am Ende so viele Gesetze gemacht würden, daß der gemeine Mann gar nicht mehr daraus klug werden könne und alle Einsicht darein verliere, so daß zuletzt die Beamten thun könnten, was ihnen gefiele. Darum wird z. B. in Appenzell kein Advokat geduldet, weil man von diesen Leuten nur Verwirrung in Recht und Gericht befürchtet. So konnte es der Landrat nicht durchsetzen, daß Bürger, die 600 Frcs. Grundbesitz haben, vom Staate auch nur mit einer geringen Steuer belegt werden; die Männer meinen, mancher Fabrikarbeiter stehe durch seinen täglichen Verdienst besser, als so ein armer Grundbesitzer, und da jener nicht besteuert werden könne, dürfe es auch dieser nicht werden.

Endlich wird es Sonntag Mittag; von allen Seiten ziehen jauchzende Truppen heran; jeder ist mit einem Seitengewehr versehen; dieser hat einen Infanteriesäbel, jener einen Galanteriedegen, ein anderer einen Hirschfänger ꝛc. Wenn es schönes Wetter ist, wird die Waffe über die Schulter gelegt und daran Jacke oder Rock getragen. Doch macht sich die neue Zeit auch darin bemerklich, daß dieser primitive Aufzug mehr und mehr abkommt. Endlich ist alles auf dem schönen großen Platze in Trogen versammelt, wohl 8 bis 10,000 Männer, vom achtzehnjährigen Jünglinge bis zum Greise. Im Vordergrunde steht eine Bühne und auf ihr der Landammann im schwarzen Frack, einen aufgeschlagenen dreieckigen Hut auf dem Haupte, den Degen an der Seite; neben ihm steht der Landschreiber und der Landweibel, dieser im schwarzweißen Wappenrocke,*) kurzen schwarzen Hosen und weißen Strümpfen. Auf einer andern Bühne seitwärts haben die andern Landesobrigkeiten Platz genommen. Der Landammann eröffnet mit einer kurzen Rede die Landsgemeinde, und die Geschäfte nehmen ihren Anfang. Zuerst wird der neue regierende Landammann gewählt und auf die Bühne geführt; zwei Pfeifer und zwei Hellebardiere begleiten ihn; jene spielen einen alten Marsch auf ihren Pfeifen, die mit silbernen Denkmünzen behangen sind, ein Geschenk des jeweiligen Landammanns; diese machen langsam voranschreitend Platz durch die Menge. Eine gleiche Ehre widerfährt jedem Landrate, der auf die Bühne gerufen wird. Endlich werden die Gesetzesvorschläge des Memoriale Paragraph nach Paragraph vorgenommen: der Landweibel, das Sprachrohr des Landammanns, ruft: „Wem's wohlgefällt, daß — — (jetzt wird der betreffende Paragraph wörtlich wiederholt) — der hebe die Hand auf!" Augenblicklich fliegen die rechten Hände in die Höhe, wie es scheint, fast alle. Das sind aber zarte, kleine, weiße Hände, denen man es ansieht, daß sie nur das Webschifflein oder den Baumwollenfaden handhaben. Kämen da zufällig deutsche Bauernhände darunter, so würden sich diese ausnehmen wie aus knorrigen Eichen geschnitten. Doch es ist seit dem ersten „Mehr" (so heißt die Abstimmung durch die erhobene Rechte) kaum eine

*) Auch die Tamboure und Pfeifer tragen einen Frack, der auf der einen Seite weiß, auf der andern Hälfte schwarz ist.

Minute vergangen, so ertönt es wieder von der Bühne herab: „Wem's aber nicht so gefällt, sondern wem's besser gefällt, — — —, der hebe die Hand auf!“ und zu unserm Erstaunen erheben sich mehr Hände, als das erstemal, und der Vorschlag ist verworfen. Sind über einen und denselben Gegenstand mehrere Anträge vorgelegt, so wird einer nach dem andern ins „Mehr“ genommen, was gewöhnlich lange dauert, und oft damit endet, daß alle verworfen werden. Auch dem geübtesten Auge wird es oft schwer, zu entscheiden, für welchen Antrag das Mehr ergangen ist; dann ruft der Landammann zwei Landräte auf die Bühne und läßt noch einmal abmehren. Getrauen sich auch diese nicht, zu entscheiden, welches=mal das zahlreichere gewesen, so werden noch mehrere Räte gerufen und die Hände müssen längere Zeit in der Höhe bleiben; wenn aber das Mehr im=mer noch nicht entschieden würde, müßte die Landsgemeinde in zwei Par=teien aus einander treten und Mann für Mann abgezählt werden, wie es vor einigen Jahren in Schwyz geschah, in Appenzell aber noch nicht vor=gekommen ist. Nun könnte freilich dieser oder jener einwenden, die Herren auf der Bühne könnten leicht das Mehr als das überwiegende erklären, das ihnen gerade zusagte, denn wer will sie beaufsichtigen? Aber die Männer auf der Bühne haben einen Eid abgelegt, nach Gewissen und guter Treu zu sprechen. Verlöre das Volk sein Vertrauen zu den beeidigten Vorstehern, dann wäre es auch mit der ganzen Landsgemeinde vorbei.

Zuletzt werden auch noch die andern Landesobrigkeiten aus den vor=geschlagenen Männern gewählt, und am Ende wird allen Anwesenden ein feierlicher Eid abgenommen; sie heben die Schwurfinger in die Höhe und geloben bei Gott, die Gesetze und Satzungen des Landes zu halten. Dann geht alles aus einander, die angenommenen Gesetzesvorschläge bilden fortan einen Teil des Landbuches, und noch lange Zeit nachher ist die Lands=gemeinde ein Gegenstand des Gesprächs der Männer.

## 3. Sitten und Sagen im Kanton Glarus.

Allgemeine Freudentage sind Altjahrabend und Neujahr, Fast=nacht und Kilbi. Am Altjahrabend findet man im ganzen Lande, in den Häusern der Reichsten wie in den Hütten der Armen, die Familien um einen Nidel (geschwungenen Rahm) und selbstgebackenes Birnbrot (außer ge=trockneten fein geschnittenen Birnen noch Kirschen und dergleichen, nebst aller=lei Gewürz enthaltend) versammelt; bei vielen wiederholt sich diese Brösо=lete auch am Neujahrstage, den man auch wohl durch Auswechselung von kleinen Geschenken feiert. In mehreren Ortschaften ziehen in der Neujahrs=nacht Sängergesellschaften von Haus zu Haus und singen Neujahrslieder. Die Fastnachtsmummereien sind jetzt durch strenge Verbote untersagt, da manches Unglück dabei vorgefallen. Es ist nur noch unter jungen Leuten

die Sitte geblieben, ihren Bekannten wo möglich das Geſicht zu brämen (ſchwärzen), und am ſogenannten ſchmutzigen Donnerstage dem unvorſichtigen Nachbar, der ſeine Küchenthür nicht ſorgfältig verſchloſſen, das Fleiſch aus dem Topfe zu holen. Im Hinterland wird von den Reformierten die alte Faſtnacht (Bauernfaſtnacht), von den Katholiken die neue (Herrenfaſtnacht) gefeiert. Faſtnachtsküchli und Tanz findet man da überall. Die Gemeinde Matt hat aber das Eigentümliche, daß die jungen Leute am Faſtnachtabend an einem Bergabhange, meiſtens oberhalb eines großen Felſens, Feuer anzünden und dünne, buchene, eckig zugeſchnittene, in der Mitte mit einem runden Loche verſehene Stücke Holz (Schibe) an lange Haſelſtöcke ſtecken, ſo am Feuer anzünden, dreimal in die Luft ſchwingen und dabei ausrufen:

„Schibe, Schibe überribe, die ſol mi und N. N. (hierbei wird die Perſon genannt, der man ſie dedizieren will) blibe!"

und ſie dann auf einem ſchiefgeſtellten Brete abſchlagen. Die feurige Scheibe fliegt dann weit durch die Lüfte, und in dunkeln Nächten gewährt dies „Schiebefleuge" ein recht intereſſantes Schauſpiel. Dieſe uralte Sitte iſt vielleicht noch ein Überbleibſel aus alt-rhätiſcher Zeit, auch erinnert die Gemeinde von Matt in mancher Beziehung an die (rhätiſche) Bevölkerung von Graubündten. *)

Die Alpfahrt iſt ein Feſttag für die Älpler. Eine oder zwei der ſtärkſten Kühe ziehen mit großen Glocken (Vorſchellen) behangen und nicht ſelten mit Blumenſträußen geſchmückt der Herde voran; die Hirten, welche den Zug leiten, laſſen ihr fröhliches Juchheien oder Jodeln ertönen, und die Kinder der Dörfer ſingen ihnen zu:

„D'Raſausle, d'Raſausle, die wachſed uf der Alp,
Und wenn der Schnee zergange iſt, ſo fahret Bura z'Alp!"
(Raſausle = Alpenröschen, Bura = Bauer.)

— und freuen ſich nicht wenig der munteren Herden, die an ihnen vorbeiziehen. Im Sommer kommt es nicht ſelten und in allen Ortſchaften vor, daß die jüngeren Leute an ſchönen Sonntagen die Alpen beſuchen. Schon mitten in der Nacht brechen ſie in fröhlichen Scharen auf, um bei Sonnenaufgang einen Berggipfel zu erreichen, der eine weit ausgedehnte Ausſicht gewährt.

Der größte Freudentag des Jahres iſt aber die Kirchweih (Kilbi), auf die ſich die Kinder ſchon Monate lang vorher freuen. In der Kilbiwoche zieht der Vater auf die Alp und holt da ein Kilbiböckli oder Kilbiſchäfli, das größtenteils in dieſer Feſtwoche aufgezehrt wird; **)

*) Die Rhätier, ein Volk von eigener Sprache und nicht zum deutſchen Stamm gehörig, wohnten im Stromgebiet des Po, weit nach Italien hinein, wurden aber von den Galliern (Kelten), die von der Rhone her vordrangen, aus ihrem ruhigen Beſitze verdrängt und flüchteten zum großen Teil in die unwirtlichen Teile des Gebirges. — Der Kanton Glarus iſt (außer Matt) faſt rein deutſch, das Volk ſtammt von den Alemannen und hat das deutſche Gepräge entſchieden gewahrt.

**) Wir werden hier unwillkürlich an den beliebten Vers der deutſchen Bauernjugend erinnert:

dazu kommen noch Ankenbrüt (Butterbrot) mit Hunig (Honig) und Chriesiemuß (Kirschsaft), ohne welche keine Kilbi gefeiert werden kann. Getanzt wird gewöhnlich von Montag bis Mittwoch Tag und Nacht, beinahe ununterbrochen. Auch „Schießet" werden immer mit der Kilbi verbunden. Von Ende August bis Anfang November ist fast alle Sonntage in einer Ortschaft des Landes Kilbi, und gar viele feiern nicht bloß die ihres Dorfes, sondern ziehen von einem zum andern.

* * *

Interessant ist jenes vielleicht älteste Kinderlied, das durch die ganze Schweiz verbreitet ist und wahrscheinlich aus der Alemannenzeit stammt: „Rite, rite, Rößeli — det obe stat es Schlößeli — det obe stat es guldig Hus — lugen dri Jungfrauen drus. — Die erste spinnt Side — die ander schnetzlet Chride (auch: spinnt Goldwieden) — die drit gat ins Sonnenhus — und lat die guldig Sonne us" u. s. w. Man deutet diese drei Jungfrauen auf die drei Schicksalsschwestern der deutschen Altvordern, die Nornen, welche in der nordischen Sage als spinnende Jungfrauen vorkommen.

Die meisten Sagen der Glarner beziehen sich auf die Alpen und suchen eigentümliche Naturerscheinungen derselben zu erklären, z. B. warum in den Hochalpen statt milchreichen Grases ungenießbare Flechten und Moose, statt grüner Triften ausgedehnte Gletscher und Schneefelder sich finden. Da die Urväter aus den deutschen Ebenen in diese Gebirgsländer kamen, mußte ihnen diese Natur sehr fremdartig vorkommen und die Entstehung solcher Sagen begünstigen. Die Sage, welche die Verwilderung der Alpen erklären will und in einzelnen Fragmenten sich in allen Gebirgskantonen der Schweiz wiederfindet, tritt im Glarner Lande in zwei Formen auf.

„Vor alte Zyte — so erzählt man — ischt e prächtiges melchs Gresli bis uf die höchste Grät ufe gewachse. Jetzt find't mes nu noch wyter unde. Worum ächt? Darum, daß es d'Pure z'guet händ g'ha derby und übermüethig worde sind. Wenn sie an de—n undere Stäfle gsi sind, so sind sie viel nidsi g'gange zu tanze—n—und zu wüest thue. Ab de—n obere—n —abe hets es aber nüd möge g'gi. D's Gras ist so guet gsi, daß sie drüe Mal heid müese welche z'Tags; drum heid sie müese dobe blibe. Das het ne gar nüd g'falle. und sie heid mängmal g'seit: wenn nu der Tüfel das Gras nähm. Weget dem ist d's best Gras, das Mutteri in der Höchi obe vertüret, und es het Fideri drus g'gi."

„Vor alten Zeiten ist ein prächtiges Milchgras bis auf den höchsten Gebirgsrücken hinauf gewachsen. Jetzt findet man es nur noch weiter unten. Warum eigentlich? Darum, weil es die Bauern dabei zu gut gehabt haben und übermütig geworden sind. Wenn sie auf den unteren Stufen gewesen sind, so sind sie auch viel hinunter gegangen, um zu tanzen und zu toben.

„Wenn's Kirmße wird, wenn's Kirmße wird, da schlacht mei Vater 'nen Bock,
Da tanzt meine Mutter, da tanzt meine Mutter, da wackelt ihr der Rock."

Auf den oberen (Stufen) hat es aber keine Feste gegeben. Dort ist das Gras so gut gewesen, daß sie dreimal des Tages haben melken müssen; darum mußten sie oben bleiben. Das hat ihnen gar nicht gefallen, und sie haben manchmal gesagt: Wenn nur der Teufel das Gras holen möchte! Darum ist das beste Gras, das „Mutteri", in der Höhe oben vertrocknet und „Fideri" daraus geworden."

Nach andern haben die Älpler, durch unbarmherzige Behandlung eines alten Weibleins, die Verwandlung der milchreichen Kräuter der Hochalpen verschuldet. Dieses habe, die Älpler verwünschend, ausgerufen: „Milcherchrut und Cypriu — sölled ebig dürre stu" (Milchkraut und Cypergras sollen ewig dürr stehen!) — worauf die Verwandlung erfolgt sei. „Cypriu" nennt man hier zu Lande die auf der Erde sich ausbreitenden Flechten, besonders das isländische Moos; „Fideri" dagegen die mehr staudenartigen, mit fein zerteilten Ästen (Farnkräuter).

## 4. Der Genfersee.*)

Die Rhone, dieser herrliche, westlich vom Gotthardsknoten dem Furkagletscher entquellende Strom, stürzt sich zunächst zwischen den beiden Hochketten der Alpen, die nach Westen und Südwesten streichen, in das Thal Wallis, wo sie nicht weniger als 80 Zuflüsse erhält. Dann biegt sie fast ganz nördlich ins Waadtland und rauscht eng zusammengezwängt durch das riesige Felsenthor, das die Dent de Morcles mit der gegenüberstehenden Dent du Midi (Mittagshorn) bildet. Die Ebene, welche die Rhone nun von der Walliser Grenze bis zu ihrer Mündung in den See durchfließt, ist 6 Stunden lang und von ungleicher Breite. Je nach den Windungen der Berge rückt sie bald vor und tritt bald zurück, trifft hier auf Marmorfelsen, dort auf Weinberge und Kastanienwälder. Auf mittlerer Bergeshöhe erscheinen und verschwinden zahlreiche Dörfer, über diese erheben sich dunkle Wälder, dann grüne Weiden und einzelne Sennhütten. Auf der Walliser Seite kann sich das Auge nicht satt sehen an der schönen Form und der Großartigkeit der Gebirge, an der Anmut ihrer Krümmungen und an der Fruchtbarkeit ihrer vom schönsten Baumwuchse beschatteten Abhänge; hier an der auf einer Halde ruhenden Kapelle, dort am geheimnisvollen Thale, und überall an dem Reichtum und der Farbenpracht der Natur. Es scheinen die Alpen einen Gefallen daran gefunden zu haben, dem majestätischen Strome ein würdiges Bette zu bereiten, und bei seiner Annäherung zum See schmücken sie sich vollends, gleichsam um seine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe. In zwei Arme geteilt wälzt sich die Rhone durch die breiter gewordene Ebene fort und ergießt endlich ihre brausenden und schlammigen

*) Nach L. Vulliemin: „Der Kanton Waadt."

dazu kommen noch Ankenbrüt … er Furcht, daß bei dieſem Chriesiemuß (Kirſchſaft), ohne … wiſſers befleckt werden möchte. Getanzt wird gewöhnlich von M… …men zum Kampf. Der ſchäu- nahe ununterbrochen. Auch … …ndgemein, und eilt der Nord- bunden. Von Ende Auguſt … Wellen empor und ſtürzen von einer Ortſchaft des Lande… …den Strom, ſetzen ihm hart zu und Dorfes, ſondern ziehen … …wei kämpfenden Heeren zu begegnen; …m Streite auch den Namen „la batail- …der die wogende Fläche, ſo verſpürt er Intereſſant …der Fluten. Noch eine Viertelſtunde weit Schweiz verl… …. Endlich ergiebt ſich der Strom in die „Rite, rite … …nd hinabzuſteigen, aus dem er 20 Stunden Hus — … …wieder hervortritt. ſchne… …s des Jura und der Alpen, das Savoyerland …Waadt; ſein heller Halbmond biegt ſich von …eneuve). Von der geringen Breite bei Genf er- …nlichen zwiſchen Evian und St. Sulpice von …den Ufer mißt ſeine Länge 19 Schweizer Stunden, …den) Ufer 15 Schweizer Stunden. Der Flächeninhalt …Meilen, alſo 2 □Meilen mehr als der des Boden- …Leman über dem Meere beträgt 355 m.**) Die Tiefe …am Ufer noch unbedeutend, nimmt plötzlich zu. Bei …auf 150 m; Meillerie gegenüber auf 240—270 m; …auf 300 m. Der See bildet alſo einen großen Trichter, …den nach unten abnehmenden Umkreiſe bis auf 1½ Stun- …Der Boden dieſes Trichters liegt nicht viel höher als der …Meeres; er entſpricht faſt der Höhe der Rhone in der …Pontelimar, derjenigen des Po unterhalb Pavia, der Seine ober- …und der Donau an der niedrigſten Stelle der ungariſchen Ebene. …Eiszeit war der See nur ein Teil, ein Rieſenblock des großen …der ſich von Lyon bis Solothurn erſtreckte und ſich min- …m über die Schweizer Ebene erhob, während heutzutage die …Dicke der Gletſcher 50—60 m nicht überſteigt. Wie ſehr …dem Eis und Waſſer abgenommen!

Der Wärmegrad beträgt in einer Tiefe von 50 m 4½° R., wie dies …vorzüglichſten Schweizerſeeen überhaupt der Fall iſt,***) und Som-

---

*) Der Waadtländer nennt, mit einem gewiſſen Stolze, den See, von dem er den …Teil des Ufers beſitzt, nicht Genferſee, ſondern Leman — Lacus Lemanus der …im Mittelalter Lac Losannete, Mer du Rhone (Rhone-Meer), jetzt Lac de …(Genferſee).

**) Der Bodenſee liegt 398 m ü. d. Meere, iſt von Bregenz bis zur Mündung …nach 14 Stunden lang, gegen 3 Stunden breit und am tiefſten (zwiſchen Fried- …und Arbon) 313 m.

***) De Saussure.

mer und Winter bleibt dieſer Wärmegrad unverändert. In den Jahren 762 und 805 ſoll der See zugefroren ſein, welcher Fall ſeitdem nicht wieder vorgekommen iſt.

Der Waſſerſtand des Sees iſt von einer Jahreszeit zur andern, ja von einem Tag zum andern verſchieden. Man hat berechnet, daß das Seebecken im Sommer 18,000 Mill. Kubikmeter mehr Waſſer enthält, als im Winter. Die Zeit des höchſten Waſſerſtandes fällt gewöhnlich in die Mitte des Auguſt; jedoch ſieht man denſelben auch im Juli und September. Der Zuwachs hängt faſt ganz von der Rhone und vom Schmelzen des Schnees in den hohen Alpen ab. Abgeſehen von dieſen jährlich wiederkehrenden Veränderungen des Waſſerſtandes bemerkt man im Sommer bisweilen ein kleines Steigen und Fallen, das ſich in einem Tage oft mehreremale wiederholt und einige Stunden anhält. Von den Anwohnern des Genferſees wird dieſe Bewegung seiches, von denen des Bodenſees „Ruhß“ genannt. Die seiches gehen aber viel höher, $1^1/_2$ m, während die Rußh am Bodenſee nur wenige Centimeter beträgt. Dieſe Schwankungen ſind um ſo ſtärker, je näher die Ufer einander ſind, und wo ſie am weiteſten von einander abſtehen, iſt die Verſchiedenheit verſchwindend klein. Dieſelbe Erſcheinung wird auf allen Seeen bemerkt, die bei hinreichender Länge eine ungleiche Breite haben, und man ſchreibt ſie der durch die Elektricität erzeugten Änderung im Gewichte der Luftſäulen, die über dem See ſtehen, zu. Mitunter zeigen ſich auch Waſſerhoſen; bei heiterer Luft hat ſich plötzlich eine Wolke gebildet, die ſich trichterförmig auf den Seeſpiegel ſenkt und in ſchneller heftiger Drehung das Waſſer emporzieht. Ferner zeigt der Genferſee Strömungen (Ladières), die mitunter ſo ſtark ſind, daß die Ruder vergebens ihnen entgegenarbeiten, und die in ganz verſchiedenen Richtungen gehen. Sie werden wohl durch die unterirdiſchen Zuflüſſe hervorgerufen, welche dem See zur Sommerszeit ein Drittel, im Winter die Hälfte der Waſſermaſſe zuführen, die er an ſeinem Ausfluß abgiebt.

Unaufhörlich führt die Rhone Schlamm, Grus und Gerölle in den See und drängt ihn durch ihre allmählichen Ablagerungen immer weiter zurück; auch die ſavoyiſchen Gewäſſer ſetzen bedeutende Ablagerungen darin ab. Der dadurch eingeengte und oft vom Sturme angeſchwollene See wirft ſich auf das waadtländiſche Ufer, frißt es an und nötigt ſo durch ſeine ſteten Angriffe zur Erbauung von koſtbaren Widerlagen und Dämmen.

Obgleich der Leman weniger fiſchreich iſt als alle andern Schweizerſeeen, ſo beſitzt er doch 21 Arten Fiſche, worunter ſich beſonders die Weißwölſchen (Salmo fera), See-Forellen (Salmo lacustris) und Kaulquappen auszeichnen. Unter den Vögeln, welche die Seeufer bewohnen, bemerkt man verſchiedene Arten von Möwen, Tauchern und Enten. Im Winter laſſen ſich auch Züge von Schwänen ſehen, und was die durchreiſenden geflügelten Gäſte betrifft, ſo ſieht deren wohl kein Land ſo viel, als das Waadtland. Indem es nämlich im Weſten vom Jura, im Oſten von den waadtländiſchen und freiburgiſchen Alpen, im Süden von den ſavoyiſchen Gebirgen, welche

bei Neuſtadt und Genf einen Ausgang nach Mittag geſtatten, eingeſchloſſen iſt, und ſich nur im Norden durch den Neuenburger, Bieler und Murtener See nach dem Aarthale zu öffnet, welches in das den Quellen der Donau nahe liegende Rheinthal mündet; ſo kann dieſes Becken als der Mittelpunkt angeſehen werden, wo die von Norden, von Süden, ja ſelbſt von Oſten herkommenden Vögel zuſammentreffen.

Den verſchiedenen Winden, welche auf dem See herrſchen, haben die Schiffsleute beſondere Namen gegeben. Die Biſe oder der Nordoſtwind brauſt laut anſchwellend im öſtlichen, aber nicht im weſtlichen Teile des Leman. Die Vaudaire, die aus dem Wallis kommt, iſt wieder im kleinen See nicht fühlbar. Dieſer heftige Wind treibt die Wellen oft zu einer bedeutenden Höhe, ja er hat ſogar ſchon Gebäude umgeworfen. Der furchtbarſte von allen iſt aber der Bornand, der plötzlich und unerwartet aus den ſavoyiſchen Schluchten hervorbläſt. Der Joran kommt über den Jura. Der Genfer Wind (aus Süd) bringt Regen. Der Rebat iſt der ſanfte Wind, welcher zur Sommerszeit um Mittag weht; er kommt bald von Nordoſt, bald von Weſt, und dann bedeckt ſich der See mit Rauten und rechtwinkeligen Vierecken. Noch ein anderer Wind aus Süden, der Sechard — Austrockner — wird ſchon durch ſeinen Namen bezeichnet. Alle dieſe Winde ringen miteinander auf dem See, indem ſie bald ſcherzend über deſſen Fläche hinſtreichen, Furchen ziehen, oder andere ſtets wechſelnde Geſtalten darauf zeichnen, bald grimmig einander anfallen und den Sturm erzeugen. Am 1. Juli 1841 waren die Wellen ſo gewaltig, daß ſie einen 6000 Pfund wiegenden Block aus der Stelle hoben und einige Meter weit forttrugen. Zuweilen treibt der Joran die Wellen gleich jener grünlich ſchäumenden Brandung, welche ſich an dem ſteilen Meeresgeſtade bricht; manchmal auch, wenn die letzten Windſtöße des Sirocco über die Alpen hereindringen, wütet der See und reißt die Barken mit einer Schnelligkeit fort, als wenn Möwen mit ihren leichten Schwingen auf der Waſſerfläche hinſtreiften. Schnell iſt jedoch die Windsbraut vorüber, und der See ſpiegelt in ſeinem ſtillen, ruhig klaren Gewäſſer wieder den Frieden und die Majeſtät ſeiner Ufer ab. Kaum kräuſelt dann der Abendwind ſeine durchſichtige Fläche, und bricht die Nacht herein, ſo hüllt er ſich in Schweigen, und alle Sterne des Himmels ſtrahlen wider in ſeinem Spiegel.

Eine Menge von Kähnen und kleinen Schiffen belebt die Waſſerfläche; ſeit der Errichtung von Dampfſchiffen beſteht zwiſchen den Hauptorten des Sees eine regelmäßige alltägliche Verbindung. Im Jahre 1823 hat ein Amerikaner, Herr Church, das erſte Dampfſchiff, Wilhelm Tell, erbaut; darauf ſind mehrere nachgefolgt, und jetzt dampft es allerorten. Von Nordoſten führen zwei Eiſenbahnarme, der eine von Bern über Freiburg, der andere von Neuenburg (Neufchatel) am Weſtrande des Neuenb. Sees hin an das Ufer des Leman. Bei Lauſanne zuſammenkommend, gehen ſie dann einerſeits nach Oſten zur Einmündung der Rhone und nach Weſten zur Ausmündung derſelben, und der ganze See iſt diesſeits mit der Eiſenſchiene wie

mit einem Gürtel umgeben. Vermittelſt des Dampfes iſt bereits Genf mit Genua, Marſeille und Havre in Verbindung gekommen.

Genf iſt der mächtige Anziehungspunkt, der eigentliche Brennpunkt für alles Reiſe-, Handels- und Induſtrieleben, das ſich am Leman bewegt, aber auch für das wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Leben der Südweſtſchweiz. Genf iſt die erſte und reichſte Stadt der Schweiz mit dem Charakter einer echten Großſtadt. Seine herrliche Lage an beiden Rhoneufern mit Ausſichtspunkten, wie ſie nur wenige der europäiſchen Großſtädte bieten, die Bequemlichkeit und Eleganz, die es nebſt allen geiſtigen Hilfsmitteln dem Reiſenden bietet, bewirken, daß alljährlich 20—25,000 Fremde in ſeinen Mauern zuſammenkommen. Genf zählt gegenwärtig 68,000 Einwohner, iſt als Handels- und Induſtrieplatz eine europäiſche Stadt und namentlich durch ſeine Uhrenfabrikation und Bijouteriewaren berühmt. Wie klein erſcheint dagegen die Rheinſtadt des Bodenſees, Konſtanz, mit der Einwohnerzahl von 10,000!

Oft, und beſonders in den neueſten Zeiten, iſt das Bild des Genferſees, ſeiner Ufer und ſeines Amphitheaters entworfen worden. „Der Ozean," ſagt Boufflers, „hat einmal dieſes Thal beſucht, und da er ſich in dasſelbe verliebte, ließ er ihm ſein Bildnis zurück." „Es iſt etwas Schönes," ſagt Pezay, „um ein Land, wo es keine Gärten giebt, weil es ſelbſt einer iſt." Wirklich vereint der Genferſee die Großartigkeit einer breiten Waſſerfläche, wie ſie ſonſt nur der Bodenſee bietet, mit der reizenden Uferbildung der italieniſchen Seeen und der reichen Kultur der Ufer des Züricherſees, indem er zugleich in herrlichſter Alpenſcenerie mit dem Vierwaldſtätterſee wetteifert. Durch Rouſſeau ſind die Namen Clarens und Meillerie von ganz Europa wiederholt worden. Matthiſſon bat (in ſeinem „Genferſee") den Himmel nur um eine Hütte, ein Gärtchen am Leman, ein Grab an ſeinem Geſtade, und als Denkſtein nur das Moos, die Roſe, die Trauerweide und eines Freundes Thräne. Chenedolle hat (in ſeinem „Génie de l'homme") ſehr ſchön die Anmut beſungen, womit der Wechſel des Tages- und Nachtgeſtirns den Genferſee ſchmückt:

— — — — —

Bald ſtrömet auf den See von hoher Himmelsbahn
Der Lichtquell reichlich ſeine Fluten nieder,
Bald ſanft ſich neigend zu dem ſchimmervollſten Plan,
Bewegt er ſich in goldnen Wogen hin und wieder.

— — — — —

Und bald mit Silber ſäumend das Gewand der Nacht,
Verklärt der ſtille Mond des Lemans Waſſerauen.
Gleichwie die Täuſchung und der ſüßen Träume Macht
Noch freundlich ſcheidend auf den Lebensabend ſchauen.
Seht, ohne Regung ſchlummert hier im weichen Gras
Der Glanz, der dort auf ſchwanken Wogen ſanft ſich wieget,
Und Luna ſieht ihr holdes Bild im feuchten Gras,
Um das ſich Zephir ſchmeichelnd bald, bald zürnend ſchmieget.
Wie gerne ſeh' am Sommerabend ich des See's Kryſtall,
Woraus die Silberſcheibe mir entgegen ſtrahlet,
Und dieſe Zauberufer, jener Berge Wall,

bei Neuſtadt und Genf einen Ausgang nach Mi… Sammenſchein,
iſt, und ſich nur im Norden durch den Neuenb… ſatten.*)
See nach dem Aarthale zu öffnet, welches i… nicht vom Leman in ſeinen
nahe liegende Rheinthal mündet; ſo kann … ? Byron, Lamartine und
angeſehen werden, wo die von Norden, vo… wer vermöchte je die Pracht
kommenden Vögel zuſammentreffen. …rt des Seees, die Schönheit

Den verſchiedenen Winden, welche … und Harmonie ſeiner Ufer dar=
Schiffsleute beſondere Namen gegeben … wiederzugeben, den der Anblick der
laut anſchwellend im öſtlichen, abe… gewährt? Dieſe Savoyer Rieſen=
Die Vaudaire, die aus dem Wa… ſchen Ufer aus betrachtet und be=
fühlbar. Dieſer heftige Wind … von Savoyen aus geſehen, ganz un=
Höhe, ja er hat ſogar ſcho… den Ufern herrſcht ein durchgreifender
allen iſt aber der Bornand … Freude, auf der andern das unruhvolle
Schluchten hervorbläſt. … dort der die heilige Jungfrau feiernde
Wind (aus Süd) bring… dort das Erſtgeburtsrecht; in der Schweiz
zur Sommerszeit um … Armut. Aber auf beiden Seiten waltet die
Weſt, und dann be… ein mannigfaltiger Reichtum an ernſten
ecken. Noch ein … Anmuthe und geheimnisvolle Tiefe: überall Reiz,
wird ſchon dur… die Seele wohl zu empfinden, aber das Wort
einander auf …
Furchen zieh… Leman, König du der Seeen,
grimmig e… ſogne himmelblaue Flut,
waren d… ie oft mein naſſes Aug' geſehen,
aus der … noch höher, als mein Sang je thut.
der …
ſich … du jour, du haut de sa carrière
… le lac des torrents de lumière;
… son sein, plus radieux encore
… traine des vogues d'or.
… de la nuit argentant les rideaux,
… paisible elle enchante les eaux.
…on, de doux songes suivie,
… regard mourant sur le soir de la vie.
… le gazon dormir sans mouvement
… qui sur les eaux flottent si mollement,
… réfléchit, et le Zéphyr volage
… tour à tour et brise son image.
…eu j'aime à voir, dans un beau soir d'été,
… reproduit son croissant argenté,
… aux bords riants, ces cimes élancées,
… dans le grand miroir se peignent renversées,
… voile au front d'or et son éclat tremblant,
… l'ombrage incertain des saules vacillants.

## 5. Eine epochemachende Bergfahrt.*)

...nc, die höchste Spitze des Alpengebirges und zugleich die ... europäischen Kontinents, gehört den West-Alpen, und ...chen Savoyen an. Etwa einen Längegrad westlich ...ast unter gleicher Breite mit demselben erhebt sich sein ... noch 200 m höher, bis zu 4810 m Meereshöhe. Die ...te, nicht die ausgedehnteste, aber die kompakteste und groß... ...m Riesenwall, der sich in einem Halbbogen vom Meerbusen von ...is an die Ufer der Donau hinzieht, besteht vorherrschend aus jenem ...granit, dem grüne Talkblättchen beigemischt sind, welche ihm die charak...ristische Färbung geben. Als Herr von Saussure den Montblanc zuerst umwanderte und dann bestieg, glaubte er vor dem ältesten Gebirge der Erde zu stehen und nannte diesen Gneis-Granit Protogyn, d. h. Erstgeborner.

Die aus granitischem Gestein aufgebauten Central-Stöcke der Alpen sind zugleich von höchster vertikaler Erhebung und mit den mächtigsten Firn- und Gletschermassen umgürtet; in ihnen konzentriert sich die wilde Pracht und erhabene Schönheit des Hochgebirges.

Vorgelagert sind ihnen Berge der Kalk- und Schiefer-Formation. So ist der Protogyn der Montblancgruppe von schwarzen Kalksteinen und Schiefern der unteren Juraformation eingefaßt, und nördlich vom Montblanc lagert sich die Kalksteinkette der Alpen des Chablais, nach dem Genfersee hin abfallend.

Die Montblancgruppe hat drei Zugänge. Von Süden her führt aus der Lombardei ein Weg ins Thal der Dora baltea über Aosta nach dem piemontesischen Städtchen Courmayeur in das wildromantische, fast 11 Stunden lange Hochthal der Allée Blanche, mit wundervollen Blicken auf die Gletscherreihe des Südabhanges der Montblanckette. Die zweite Straße führt vom St. Gotthard oder von Mailand her über den Simplon ins Rhonethal (Wallis) nach Martigny, von dort südlich über den Col de Balme oder den Bergpaß der Tête noire. Der dritte bekannte und beliebteste Eingang führt von Genf ins Thal der Arve über Bonneville nach St. Martin und Salenches. Dort erscheint in kolossaler Größe und schon ganz nahe, mächtig über die Vorberge in den blauen Äther aufragend, das blendend weiße Schneehaupt des „Monarchen", wie ihn die Thalleute genannt haben.

Schon wer dies Haupt von der Rhonebrücke in Genf, die „Montblancbrücke" genannt, erblickt, bleibt wie betroffen stehen — und welcher Mensch des 19. Jahrhunderts möchte dann nicht von Sehnsucht ergriffen werden, sich die Berg-Majestät, ihren Hof und Thron und ihr Schloß näher anzuschauen und trotz aller reizenden Schönheit des Leman weiter hinaufzudringen in die Bergwildnis des Savoyer Hochlandes!

In früherer Zeit und bis durch die ganze Hälfte des vorigen Jahr-

*) „Alpenwanderungen". Vom Herausgeber. (Zürich 1876.)

**Des Firnen-Kron' im Wasserspiegel tief sich** … olcher Sehnsucht;
**Und dort den Stern mit gold'ner Stirn, w** … er wirkte mehr ab-
**Und hier der schwanken Weiden ungewiſſe** … nis des Hochgebirges

Wo ist in der neuesten Zeit ein Dichter, … Benediktiner-Abtei (le Liedern irgend eine Erinnerung zurückgelassen … das Hochthal von Cha- Viktor Hugo haben sein Lob gesungen — … Süden und von den Aiguilles dieses Gemäldes zu schildern? wer die … Bewohnern der nächsten Um- seiner Windungen, die Kühnheit, Gr… eine Wallfahrt nach der Abtei zustellen? wer mit Worten den Eind… rüsten, insbesondere auch mit Savoyer Alpen mit dem Riesen M… des Chamouny-Thales standen im pyramiden stehen da, um vom … der Fremden nicht eben genau zu wundert zu werden, während … Steintrümmer und Eisströme ringsum scheinbar erscheint. Zwischen … daß man sie les montagnes mau- Gegensatz: auf der einen S… denen zu nahen nicht ratsam sei.*) Leben; hier der Protestan… Wegen, daß es in der That wie eine Priester; hier das zer… eine freiwillig übernommene Marter der Reichtum, in Sa… Bischof Franz von Sales zu Anfang des Natur in ihrer Gr… nach Chamouny unternahm und glücklich und heitern Farbe… weithin seinen Ruf und mag sogar das Zauber — üb… sprechung beigetragen haben. nicht auszus… Menschen und insbesondere keinem Einwohner … Gedanke in den Sinn, in die Fußtapfen des …ten; für das große Reisepublikum blieb das …bekanntes als uninteressantes Land, und erst im …Engländer, die sich vor dem Abenteuer nicht fürch- … diese fremdartige Gebirgseinöde. Es waren der … berühmte Reisende Pococke, welche ins obere Arve- … am Montanvert hinaufstiegen, bis auf die mer de …", wie der obere Teil des glacier de bois oder …wird. Um die Entdecker eines der großartigsten und …auf dem Erdenrund zu ehren, hat man ihre Namen … der mer de glace eingehauen. Der Vorsicht halber … selber gut bewaffnet, sondern auch einen Trupp …er mit sich genommen, welche abends und nachts vor … mitgebracht hatten, Wachtfeuer unterhalten mußten, um …Barbaren, welche die Abhänge des Montblanc bewohnen …

… von den Naturwundern, die sie gesehen, regte wohl …ische Landsleute an, auch eine Reise ins Arvethal nach … unternehmen — sie übernachteten in dem gastfreundlichen …rers — doch kam der Besuch des Arvethales erst seit dem

*) … der zweithöchste Gipfel des Montblanc Mont Maudit. Seine Höhe

Jahre 1760 besonders durch die Schilderungen und Forschungen der Genfer Naturforscher de Saussure, de Luc, Pictet und Bourrit in Gang.

In genanntem Jahr begab sich Herr von Saussure, nachdem er am [illegible]nd in der Umgebung von Genf bereits mit Eifer Gebirgsstudien ge[illegible]llein und zu Fuß von Genf aus in das Thal von Chamouny. [illegible] ward freudig erregt beim Anblick des Riesendomes und der [illegible] und spitzen Granitnadeln an seinen Flanken, die aus ungeheuren [illegible] und Firnmeeren hervorragten. Ein glühendes Verlangen ergriff ihn, auf den Gipfel des weißen Berges zu gelangen; allein das schien ihm wie allen ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. „Bei meinen ersten Ausflügen nach Chamouny" — erzählt er in seinen berühmten Voyages dans les Alpes — „hatte ich in allen Kirchspielen des Thales bekannt machen lassen, jedem eine ansehnliche Belohnung geben zu wollen, der einen gangbaren Weg zum Gipfel ausfindig machen würde. Ich wollte auch für die Tage zahlen, an welchen man vergebliche Versuche angestellt haben würde."

Doch alle diese Versprechungen hatten keinen Erfolg. Peter Simon, ein guter Bergsteiger, versuchte das einemal auf der Seite des Taculgletschers (auch glacier du géant „Riesengletscher" genannt, an der 3175 m hohen Aiguille du Tacul), das anderemal auf der des Buissons-Gletschers emporzuklimmen; er kam aber ganz entmutigt zurück. Fünfzehn Jahre später (1775) versuchten vier kühne Führer aus Chamouny über den Berg La Côte, der einen mit dem Buissons-Gletscher fast parallel laufenden Grat bildet, zu gelangen und sich dem Gipfel zu nähern. Sie überwanden die ersten Hindernisse und kamen dann in ein enges Schneethal, von dessen Wänden die Sonnenstrahlen dermaßen zurückgeworfen wurden, daß bei völliger Windstille eine erstickende Hitze entstand. Ermattet und erschöpft kehrten sie um.

Im Jahre 1783 machten drei andere Führer aus dem Thal abermals einen Versuch, auf demselben Wege — über La Côte — vorzudringen. Sie brachten die Nacht auf diesem Berge am Rande des Gletschers zu und setzten am andern Morgen, wiederum bei sonnig heiterem Wetter, ihren Marsch fort. In ansehnlicher Höhe angelangt, klagte plötzlich der rüstigste von denen über unwiderstehliche Schlafsucht. Er wünschte, daß die beiden auch ohne ihn ihren Marsch fortsetzen möchten; doch diese wollten ihn nicht verlassen und meinten, er sei vom Sonnenstich getroffen. Sie verzichteten auf ihr Unternehmen und stiegen zusammen wieder nach Chamouny hinunter. Sobald sie in tiefere Luftschichten gelangten, hob sich die Übelkeit und Schlafsucht von selber. Der eine dieser Führer sagte zu Saussure in allem Ernst, es sei ganz unnütz, auf den Montblanc Lebensmittel mitzunehmen, denn essen könne man doch nichts, und sollte er den Weg noch einmal wagen, so würde er nur einen Sonnenschirm und ein Fläschchen mit wohlriechendem Wasser mitnehmen! Wenn das Komische darin besteht, gewisse Vorstellungen verbinden zu sollen, die sich doch nicht gut zusammen reimen wollen, so stelle man sich, um das Gefühl des Komischen zu erzeugen, den kräftigen Gebirgs-

dazu kommen noch Ankenbrüt (Butterbrot) mit Hunig (Honig) und Chriesiemuß (Kirschsaft), ohne welche keine Kilbi gefeiert werden kann. Getanzt wird gewöhnlich von Montag bis Mittwoch Tag und Nacht, beinahe ununterbrochen. Auch „Schießet" werden immer mit der Kilbi verbunden. Von Ende August bis Anfang November ist fast alle Sonntage in einer Ortschaft des Landes Kilbi, und gar viele feiern nicht bloß die ihres Dorfes, sondern ziehen von einem zum andern.

* * *

Interessant ist jenes vielleicht älteste Kinderlied, das durch die ganze Schweiz verbreitet ist und wahrscheinlich aus der Alemannenzeit stammt: „Rite, rite, Rößeli — det obe stat es Schlößeli — det obe stat es guldig Hus — lugen dri Jungfrauen drus. — Die erste spinnt Side — die ander schnetzlet Chride (auch: spinnt Goldwieden) — die drit gat ins Sonnenhus — und lat die guldig Sonne us" u. s. w. Man deutet diese drei Jungfrauen auf die drei Schicksalsschwestern der deutschen Altvordern, die Nornen, welche in der nordischen Sage als spinnende Jungfrauen vorkommen.

Die meisten Sagen der Glarner beziehen sich auf die Alpen und suchen eigentümliche Naturerscheinungen derselben zu erklären, z. B. warum in den Hochalpen statt milchreichen Grases ungenießbare Flechten und Moose, statt grüner Triften ausgedehnte Gletscher und Schneefelder sich finden. Da die Urväter aus den deutschen Ebenen in diese Gebirgsländer kamen, mußte ihnen diese Natur sehr fremdartig vorkommen und die Entstehung solcher Sagen begünstigen. Die Sage, welche die Verwilderung der Alpen erklären will und in einzelnen Fragmenten sich in allen Gebirgskantonen der Schweiz wiederfindet, tritt im Glarner Lande in zwei Formen auf.

„Vor alte Zyte — so erzählt man — isch e prächtiges melchs Gresli bis uf die höchste Grät use gewachse. Jetzt find't mes nu noch wyter unde. Worum ächt? Darum, daß es d'Pure z'guet händ g'ha derby und übermüethig worde sind. Wenn sie an de—n undere Stäfle gsi sind, so sind sie viel nidsi g'gange zu tanze—n—und zu wüest thue. Ab de—n obere—n —abe hets es aber nüd möge g'gi. D's Gras ist so guet gsi, daß sie drüe Mal heid müese welche z'Tags; drum heid sie müese dobe blibe. Das het ne gar nüd g'falle, und sie heid mängmal g'seit: wenn nu der Tüfel das Gras nähm. Weget dem ist d's best Gras, das Mutteri in der Höchi obe vertüret, und es het Fideri drus g'gi."

„Vor alten Zeiten ist ein prächtiges Milchgras bis auf den höchsten Gebirgsrücken hinauf gewachsen. Jetzt findet man es nur noch weiter unten. Warum eigentlich? Darum, weil es die Bauern dabei zu gut gehabt haben und übermütig geworden sind. Wenn sie auf den unteren Stufen gewesen sind, so sind sie auch viel hinunter gegangen, um zu tanzen und zu toben.

„Wenn's Kirmße wird, wenn's Kirmße wird, da schlacht mei Vater 'nen Bock,
Da tanzt meine Mutter, da tanzt meine Mutter, da wackelt ihr der Rock."

Auf den oberen (Stufen) hat es aber keine Feste gegeben. Dort ist das Gras so gut gewesen, daß sie dreimal des Tages haben melken müssen; darum mußten sie oben bleiben. Das hat ihnen gar nicht gefallen, und sie haben manchmal gesagt: Wenn nur der Teufel das Gras holen möchte! Darum ist das beste Gras, das „Mutteri", in der Höhe oben vertrocknet und „Fideri" daraus geworden."

Nach andern haben die Älpler, durch unbarmherzige Behandlung eines alten Weibleins, die Verwandlung der milchreichen Kräuter der Hochalpen verschuldet. Dieses habe, die Älpler verwünschend, ausgerufen: „Milcherchrut und Cypriu — sölled ebig dürre stu" (Milchkraut und Cypergras sollen ewig dürr stehen!) — worauf die Verwandlung erfolgt sei. „Cypriu" nennt man hier zu Lande die auf der Erde sich ausbreitenden Flechten, besonders das isländische Moos; „Fideri" dagegen die mehr staudenartigen, mit fein zerteilten Ästen (Farnkräuter).

## 4. Der Genfersee.*)

Die Rhone, dieser herrliche, westlich vom Gotthardsknoten dem Furkagletscher entquellende Strom, stürzt sich zunächst zwischen den beiden Hochketten der Alpen, die nach Westen und Südwesten streichen, in das Thal Wallis, wo sie nicht weniger als 80 Zuflüsse erhält. Dann biegt sie fast ganz nördlich ins Waadtland und rauscht eng zusammengezwängt durch das riesige Felsenthor, das die Dent de Morcles mit der gegenüberstehenden Dent du Midi (Mittagshorn) bildet. Die Ebene, welche die Rhone nun von der Walliser Grenze bis zu ihrer Mündung in den See durchfließt, ist 6 Stunden lang und von ungleicher Breite. Je nach den Windungen der Berge rückt sie bald vor und tritt bald zurück, trifft hier auf Marmorfelsen, dort auf Weinberge und Kastanienwälder. Auf mittlerer Bergeshöhe erscheinen und verschwinden zahlreiche Dörfer, über diese erheben sich dunkle Wälder, dann grüne Weiden und einzelne Sennhütten. Auf der Walliser Seite kann sich das Auge nicht satt sehen an der schönen Form und der Großartigkeit der Gebirge, an der Anmut ihrer Krümmungen und an der Fruchtbarkeit ihrer vom schönsten Baumwuchse beschatteten Abhänge; hier an der auf einer Halde ruhenden Kapelle, dort am geheimnisvollen Thale, und überall an dem Reichtum und der Farbenpracht der Natur. Es scheinen die Alpen einen Gefallen daran gefunden zu haben, dem majestätischen Strome ein würdiges Bette zu bereiten, und bei seiner Annäherung zum See schmücken sie sich vollends, gleichsam um seine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe. In zwei Arme geteilt wälzt sich die Rhone durch die breiter gewordene Ebene fort und ergießt endlich ihre brausenden und schlammigen

*) Nach L. Vulliemin: „Der Kanton Waadt."

dazu kommen noch Ankenbrüt (Butterbrot) mit Hunig (Honig) und Chriesiemuß (Kirschsaft), ohne welche keine Kilbi gefeiert werden kann. Getanzt wird gewöhnlich von Montag bis Mittwoch Tag und Nacht, beinahe ununterbrochen. Auch „Schießet" werden immer mit der Kilbi verbunden. Von Ende August bis Anfang November ist fast alle Sonntage in einer Ortschaft des Landes Kilbi, und gar viele feiern nicht bloß die ihres Dorfes, sondern ziehen von einem zum andern.

* * *

Interessant ist jenes vielleicht älteste Kinderlied, das durch die ganze Schweiz verbreitet ist und wahrscheinlich aus der Alemannenzeit stammt: „Rite, rite, Rößeli — det obe stat es Schlößeli — det obe stat es guldig Hus — lugen dri Jungfrauen drus. — Die erste spinnt Side — die ander schnetzlet Chride (auch: spinnt Goldwieden) — die drit gat ins Sonnenhus — und lat die guldig Sonne us" u. s. w. Man deutet diese drei Jungfrauen auf die drei Schicksalsschwestern der deutschen Altvordern, die Nornen, welche in der nordischen Sage als spinnende Jungfrauen vorkommen.

Die meisten Sagen der Glarner beziehen sich auf die Alpen und suchen eigentümliche Naturerscheinungen derselben zu erklären, z. B. warum in den Hochalpen statt milchreichen Grases ungenießbare Flechten und Moose, statt grüner Triften ausgedehnte Gletscher und Schneefelder sich finden. Da die Urväter aus den deutschen Ebenen in diese Gebirgsländer kamen, mußte ihnen diese Natur sehr fremdartig vorkommen und die Entstehung solcher Sagen begünstigen. Die Sage, welche die Verwilderung der Alpen erklären will und in einzelnen Fragmenten sich in allen Gebirgskantonen der Schweiz wiederfindet, tritt im Glarner Lande in zwei Formen auf.

„Vor alte Zyte — so erzählt man — ischt e prächtiges melchs Gresli bis us die höchste Grät ufe gewachse. Jetzt find't mes nu noch wyter unde. Worum ächt? Darum, daß es d'Pure z'guet häud g'ha derby und übermüethig worde sind. Wenn sie an de—n undere Stäfle gsi sind, so sind sie viel nidsi g'gange zu tanze—n—und zu wüest thue. Ab de—n obere—n —abe hets es aber nüd möge g'gi. D's Gras ist so guet gsi, daß sie drüe Mal heid müese welche z'Tags; drum heid sie müese dobe blibe. Das het ne gar nüd g'falle. und sie heid mängmal g'seit: wenn nu der Tüfel das Gras nähm. Weget dem ist d's best Gras, das Mutteri in der Höchi obe vertüret, und es het Fideri drus g'gi."

„Vor alten Zeiten ist ein prächtiges Milchgras bis auf den höchsten Gebirgsrücken hinauf gewachsen. Jetzt findet man es nur noch weiter unten. Warum eigentlich? Darum, weil es die Bauern dabei zu gut gehabt haben und übermütig geworden sind. Wenn sie auf den unteren Stufen gewesen sind, so sind sie auch viel hinunter gegangen, um zu tanzen und zu toben.

„Wenn's Kirmße wird, wenn's Kirmße wird, da schlacht mei Vater 'nen Bock,
Da tanzt meine Mutter, da tanzt meine Mutter, da wackelt ihr der Rock."

Auf den oberen (Stufen) hat es aber keine Feste gegeben. Dort ist das Gras so gut gewesen, daß sie dreimal des Tages haben melken müssen; darum mußten sie oben bleiben. Das hat ihnen gar nicht gefallen, und sie haben manchmal gesagt: Wenn nur der Teufel das Gras holen möchte! Darum ist das beste Gras, das „Mutteri", in der Höhe oben vertrocknet und „Fideri" daraus geworden."

Nach andern haben die Älpler, durch unbarmherzige Behandlung eines alten Weibleins, die Verwandlung der milchreichen Kräuter der Hochalpen verschuldet. Dieses habe, die Älpler verwünschend, ausgerufen: „Milcherchrut und Cypriu — sölled ebig dürre stu" (Milchkraut und Cypergras sollen ewig dürr stehen!) — worauf die Verwandlung erfolgt sei. „Cypriu" nennt man hier zu Lande die auf der Erde sich ausbreitenden Flechten, besonders das isländische Moos; „Fideri" dagegen die mehr staudenartigen, mit fein zerteilten Ästen (Farnkräuter).

## 4. Der Genfersee.*)

Die Rhone, dieser herrliche, westlich vom Gotthardsknoten dem Furkagletscher entquellende Strom, stürzt sich zunächst zwischen den beiden Hochketten der Alpen, die nach Westen und Südwesten streichen, in das Thal Wallis, wo sie nicht weniger als 80 Zuflüsse erhält. Dann biegt sie fast ganz nördlich ins Waadtland und rauscht eng zusammengezwängt durch das riesige Felsenthor, das die Dent de Morcles mit der gegenüberstehenden Dent du Midi (Mittagshorn) bildet. Die Ebene, welche die Rhone nun von der Walliser Grenze bis zu ihrer Mündung in den See durchfließt, ist 6 Stunden lang und von ungleicher Breite. Je nach den Windungen der Berge rückt sie bald vor und tritt bald zurück, trifft hier auf Marmorfelsen, dort auf Weinberge und Kastanienwälder. Auf mittlerer Bergeshöhe erscheinen und verschwinden zahlreiche Dörfer, über diese erheben sich dunkle Wälder, dann grüne Weiden und einzelne Sennhütten. Auf der Walliser Seite kann sich das Auge nicht satt sehen an der schönen Form und der Großartigkeit der Gebirge, an der Anmut ihrer Krümmungen und an der Fruchtbarkeit ihrer vom schönsten Baumwuchse beschatteten Abhänge; hier an der auf einer Halde ruhenden Kapelle, dort am geheimnisvollen Thale, und überall an dem Reichtum und der Farbenpracht der Natur. Es scheinen die Alpen einen Gefallen daran gefunden zu haben, dem majestätischen Strome ein würdiges Bette zu bereiten, und bei seiner Annäherung zum See schmücken sie sich vollends, gleichsam um seine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe. In zwei Arme geteilt wälzt sich die Rhone durch die breiter gewordene Ebene fort und ergießt endlich ihre brausenden und schlammigen

*) Nach L. Vulliemin: „Der Kanton Waadt."

dazu kommen noch Ankenbrüt (Butterbrot) mit Hunig (Honig) und Chriesiemuß (Kirschsaft), ohne welche keine Kilbi gefeiert werden kann. Getanzt wird gewöhnlich von Montag bis Mittwoch Tag und Nacht, beinahe ununterbrochen. Auch „Schießet" werden immer mit der Kilbi verbunden. Von Ende August bis Anfang November ist fast alle Sonntage in einer Ortschaft des Landes Kilbi, und gar viele feiern nicht bloß die ihres Dorfes, sondern ziehen von einem zum andern.

* * *

Interessant ist jenes vielleicht älteste Kinderlied, das durch die ganze Schweiz verbreitet ist und wahrscheinlich aus der Alemannenzeit stammt: „Rite, rite, Rößeli — det obe stat es Schlößeli — det obe stat es guldig Hus — lugen dri Jungfrauen drus. — Die erste spinnt Side — die ander schnetzlet Chride (auch: spinnt Goldwieden) — die drit gat ins Sonnenhus — und lat die guldig Sonne us" u. s. w. Man deutet diese drei Jungfrauen auf die drei Schicksalsschwestern der deutschen Altvordern, die Nornen, welche in der nordischen Sage als spinnende Jungfrauen vorkommen.

Die meisten Sagen der Glarner beziehen sich auf die Alpen und suchen eigentümliche Naturerscheinungen derselben zu erklären, z. B. warum in den Hochalpen statt milchreichen Grases ungenießbare Flechten und Moose, statt grüner Triften ausgedehnte Gletscher und Schneefelder sich finden. Da die Urväter aus den deutschen Ebenen in diese Gebirgsländer kamen, mußte ihnen diese Natur sehr fremdartig vorkommen und die Entstehung solcher Sagen begünstigen. Die Sage, welche die Verwilderung der Alpen erklären will und in einzelnen Fragmenten sich in allen Gebirgskantonen der Schweiz wiederfindet, tritt im Glarner Lande in zwei Formen auf.

„Vor alte Zyte — so erzählt man — ischt e prächtiges melchs Gresli bis uf die höchste Grät use gewachse. Jetzt find't mes nu noch wyter unde. Worum ächt? Darum, daß es d'Pure z'guet händ g'ha derby und übermüethig worde sind. Wenn sie an de—n undere Stäfle gsi sind, so sind sie viel nidsi g'gange zu tanze—n—und zu wüest thue. Ab de—n obere—n —abe hets es aber nüd möge g'gi. D's Gras ist so guet gsi, daß sie drüe Mal heid müese welche z'Tags; drum heid sie müese dobe blibe. Das het ne gar nüd g'falle. und sie heid mängmal g'seit: wenn nu der Tüfel das Gras nähm. Weget dem ist d's best Gras, das Mutteri in der Höchi obe vertüret, und es het Fideri drus g'gi."

„Vor alten Zeiten ist ein prächtiges Milchgras bis auf den höchsten Gebirgsrücken hinauf gewachsen. Jetzt findet man es nur noch weiter unten. Warum eigentlich? Darum, weil es die Bauern dabei zu gut gehabt haben und übermütig geworden sind. Wenn sie auf den unteren Stufen gewesen sind, so sind sie auch viel hinunter gegangen, um zu tanzen und zu toben.

„Wenn's Kirmße wird, wenn's Kirmße wird, da schlacht mei Vater 'nen Bock,
Da tanzt meine Mutter, da tanzt meine Mutter, da wackelt ihr der Rock."

Auf den oberen (Stufen) hat es aber keine Feste gegeben. Dort ist das Gras so gut gewesen, daß sie dreimal des Tages haben melken müssen; darum mußten sie oben bleiben. Das hat ihnen gar nicht gefallen, und sie haben manchmal gesagt: Wenn nur der Teufel das Gras holen möchte! Darum ist das beste Gras, das „Mutteri", in der Höhe oben vertrocknet und „Fideri" daraus geworden."

Nach andern haben die Älpler, durch unbarmherzige Behandlung eines alten Weibleins, die Verwandlung der milchreichen Kräuter der Hochalpen verschuldet. Dieses habe, die Älpler verwünschend, ausgerufen: „Milcherchrut und Cypriu — sölled ebig dürre stu" (Milchkraut und Cypergras sollen ewig dürr stehen!) — worauf die Verwandlung erfolgt sei. „Cypriu" nennt man hier zu Lande die auf der Erde sich ausbreitenden Flechten, besonders das isländische Moos; „Fideri" dagegen die mehr staudenartigen, mit fein zerteilten Ästen (Farnkräuter).

## 4. Der Genfersee.*)

Die Rhone, dieser herrliche, westlich vom Gotthardsknoten dem Furkagletscher entquellende Strom, stürzt sich zunächst zwischen den beiden Hochketten der Alpen, die nach Westen und Südwesten streichen, in das Thal Wallis, wo sie nicht weniger als 80 Zuflüsse erhält. Dann biegt sie fast ganz nördlich ins Waadtland und rauscht eng zusammengezwängt durch das riesige Felsenthor, das die Dent de Morcles mit der gegenüberstehenden Dent du Midi (Mittagshorn) bildet. Die Ebene, welche die Rhone nun von der Walliser Grenze bis zu ihrer Mündung in den See durchfließt, ist 6 Stunden lang und von ungleicher Breite. Je nach den Windungen der Berge rückt sie bald vor und tritt bald zurück, trifft hier auf Marmorfelsen, dort auf Weinberge und Kastanienwälder. Auf mittlerer Bergeshöhe erscheinen und verschwinden zahlreiche Dörfer, über diese erheben sich dunkle Wälder, dann grüne Weiden und einzelne Sennhütten. Auf der Walliser Seite kann sich das Auge nicht satt sehen an der schönen Form und der Großartigkeit der Gebirge, an der Anmut ihrer Krümmungen und an der Fruchtbarkeit ihrer vom schönsten Baumwuchse beschatteten Abhänge; hier an der auf einer Halde ruhenden Kapelle, dort am geheimnisvollen Thale, und überall an dem Reichtum und der Farbenpracht der Natur. Es scheinen die Alpen einen Gefallen daran gefunden zu haben, dem majestätischen Strome ein würdiges Bette zu bereiten, und bei seiner Annäherung zum See schmücken sie sich vollends, gleichsam um seine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe. In zwei Arme geteilt wälzt sich die Rhone durch die breiter gewordene Ebene fort und ergießt endlich ihre brausenden und schlammigen

*) Nach L. Vulliemin: „Der Kanton Waadt."

Fluten in den Leman,*) der zurückweicht, als hätte er Furcht, daß bei diesem Zusammentreffen der tiefblaue Kristall seines Gewässers befleckt werden möchte. Doch widersteht er, und es kommt zwischen ihnen zum Kampf. Der schäumende Strom und der blaue See werden handgemein, und eilt der Nordwind dem Leman zu Hilfe, so fahren die Wellen empor und stürzen von vorn und von der Seite auf den feindlichen Strom, setzen ihm hart zu und treiben ihn in die Enge. Man glaubt zwei kämpfenden Heeren zu begegnen; darum haben die Uferbewohner diesem Streite auch den Namen „la bataillère“ beigelegt. Fährt ein Nachen über die wogende Fläche, so verspürt er an den heftigen Stößen den Zorn der Fluten. Noch eine Viertelstunde weit vom Ufer ist der Aufruhr fühlbar. Endlich ergiebt sich der Strom in die Notwendigkeit, in das blaue Grab hinabzusteigen, aus dem er 20 Stunden weiter unten reiner und schöner wieder hervortritt.

Der See bespült den Fuß des Jura und der Alpen, das Savoyerland und den Schweizer-Kanton Waadt; sein heller Halbmond biegt sich von Genf nach Neustadt (Villeneuve). Von der geringen Breite bei Genf erweitert er sich zu der ansehnlichen zwischen Evian und St. Sulpice von 3 Stunden. Am nördlichen Ufer mißt seine Länge 19 Schweizer Stunden, am südlichen (französischen) Ufer 15 Schweizer Stunden. Der Flächeninhalt beträgt 11½ geogr. □Meilen, also 2 □Meilen mehr als der des Bodensees. Die Höhe des Leman über dem Meere beträgt 355 m.**) Die Tiefe des großen Sees, am Ufer noch unbedeutend, nimmt plötzlich zu. Bei Chillon beläuft sie sich auf 150 m; Meillerie gegenüber auf 240—270 m; nördlich von Evian auf 300 m. Der See bildet also einen großen Trichter, der in seinem von oben nach unten abnehmenden Umkreise bis auf 1½ Stunden sich verengt. Der Boden dieses Trichters liegt nicht viel höher als der Wasserspiegel des Meeres; er entspricht fast der Höhe der Rhone in der Nähe von Montelimar, derjenigen des Po unterhalb Pavia, der Seine oberhalb Paris, und der Donau an der niedrigsten Stelle der ungarischen Ebene.

In der Eiszeit war der See nur ein Teil, ein Riesenblock des großen Rhonegletschers, der sich von Lyon bis Solothurn erstreckte und sich mindestens 600 m über die Schweizer Ebene erhob, während heutzutage die durchschnittliche Dicke der Gletscher 50—60 m nicht übersteigt. Wie sehr haben seitdem Eis und Wasser abgenommen!

Der Wärmegrad beträgt in einer Tiefe von 50 m 4½° R., wie dies bei den vorzüglichsten Schweizerseeen überhaupt der Fall ist,***) und Som-

*) Der Waadtländer nennt, mit einem gewissen Stolze, den See, von dem er den größten Teil des Ufers besitzt, nicht Genfersee, sondern Leman — Lacus Lemanus der Römer, im Mittelalter Lac Losannete, Mer du Rhone (Rhone-Meer), jetzt Lac de Genève (Genfersee).

**) Der Bodensee liegt 398 m ü. d. Meere, ist von Bregenz bis zur Mündung der Stockach 14 Stunden lang, gegen 3 Stunden breit und am tiefsten (zwischen Friedrichshafen und Arbon) 313 m.

***) De Saussure.

mer und Winter bleibt dieſer Wärmegrad unverändert. In den Jahren 762 und 805 ſoll der See zugefroren ſein, welcher Fall ſeitdem nicht wieder vorgekommen iſt.

Der Waſſerſtand des Sees iſt von einer Jahreszeit zur andern, ja von einem Tag zum andern verſchieden. Man hat berechnet, daß das Seebecken im Sommer 18,000 Mill. Kubikmeter mehr Waſſer enthält, als im Winter. Die Zeit des höchſten Waſſerſtandes fällt gewöhnlich in die Mitte des Auguſt; jedoch ſieht man denſelben auch im Juli und September. Der Zuwachs hängt faſt ganz von der Rhone und vom Schmelzen des Schnees in den hohen Alpen ab. Abgeſehen von dieſen jährlich wiederkehrenden Veränderungen des Waſſerſtandes bemerkt man im Sommer bisweilen ein kleines Steigen und Fallen, das ſich in einem Tage oft mehreremale wiederholt und einige Stunden anhält. Von den Anwohnern des Genferſees wird dieſe Bewegung seiches, von denen des Bodenſees „Ruhß" genannt. Die seiches gehen aber viel höher, $1^1/_2$ m, während die Rußh am Bodenſee nur wenige Centimeter beträgt. Dieſe Schwankungen ſind um ſo ſtärker, je näher die Ufer einander ſind, und wo ſie am weiteſten von einander abſtehen, iſt die Verſchiedenheit verſchwindend klein. Dieſelbe Erſcheinung wird auf allen Seeen bemerkt, die bei hinreichender Länge eine ungleiche Breite haben, und man ſchreibt ſie der durch die Elektricität erzeugten Änderung im Gewichte der Luftſäulen, die über dem See ſtehen, zu. Mitunter zeigen ſich auch Waſſerhoſen; bei heiterer Luft hat ſich plötzlich eine Wolke gebildet, die ſich trichterförmig auf den Seeſpiegel ſenkt und in ſchneller heftiger Drehung das Waſſer emporzieht. Ferner zeigt der Genferſee Strömungen (Ladières), die mitunter ſo ſtark ſind, daß die Ruder vergebens ihnen entgegenarbeiten, und die in ganz verſchiedenen Richtungen gehen. Sie werden wohl durch die unterirdiſchen Zuflüſſe hervorgerufen, welche dem See zur Sommerszeit ein Drittel, im Winter die Hälfte der Waſſermaſſe zuführen, die er an ſeinem Ausfluß abgiebt.

Unaufhörlich führt die Rhone Schlamm, Grus und Gerölle in den See und drängt ihn durch ihre allmählichen Ablagerungen immer weiter zurück; auch die ſavoyiſchen Gewäſſer ſetzen bedeutende Ablagerungen darin ab. Der dadurch eingeengte und oft vom Sturme angeſchwollene See wirft ſich auf das waadtländiſche Ufer, frißt es an und nötigt ſo durch ſeine ſteten Angriffe zur Erbauung von koſtbaren Widerlagen und Dämmen.

Obgleich der Leman weniger fiſchreich iſt als alle andern Schweizerſeeen, ſo beſitzt er doch 21 Arten Fiſche, worunter ſich beſonders die Weißwölſchen (Salmo fera), See-Forellen (Salmo lacustris) und Kaulquappen auszeichnen. Unter den Vögeln, welche die Seeufer bewohnen, bemerkt man verſchiedene Arten von Möwen, Tauchern und Enten. Im Winter laſſen ſich auch Züge von Schwänen ſehen, und was die durchreiſenden geflügelten Gäſte betrifft, ſo ſieht deren wohl kein Land ſo viel, als das Waadtland. Indem es nämlich im Weſten vom Jura, im Oſten von den waadtländiſchen und freiburgiſchen Alpen, im Süden von den ſavoyiſchen Gebirgen, welche

bei Neuſtadt und Genf einen Ausgang nach Mittag geſtatten, eingeſchloſſen iſt, und ſich nur im Norden durch den Neuenburger, Bieler und Murtener See nach dem Aarthale zu öffnet, welches in das den Quellen der Donau nahe liegende Rheinthal mündet; ſo kann dieſes Becken als der Mittelpunkt angeſehen werden, wo die von Norden, von Süden, ja ſelbſt von Oſten herkommenden Vögel zuſammentreffen.

Den verſchiedenen Winden, welche auf dem See herrſchen, haben die Schiffsleute beſondere Namen gegeben. Die Biſe oder der Nordoſtwind brauſt laut anſchwellend im öſtlichen, aber nicht im weſtlichen Teile des Leman. Die Vaudaire, die aus dem Wallis kommt, iſt wieder im kleinen See nicht fühlbar. Dieſer heftige Wind treibt die Wellen oft zu einer bedeutenden Höhe, ja er hat ſogar ſchon Gebäude umgeworfen. Der furchtbarſte von allen iſt aber der Bornand, der plötzlich und unerwartet aus den ſavoyiſchen Schluchten hervorbläſt. Der Joran kommt über den Jura. Der Genfer Wind (aus Süd) bringt Regen. Der Rebat iſt der ſanfte Wind, welcher zur Sommerszeit um Mittag weht; er kommt bald von Nordoſt, bald von Weſt, und dann bedeckt ſich der See mit Rauten und rechtwinkeligen Vierecken. Noch ein anderer Wind aus Süden, der Sechard — Austrockner — wird ſchon durch ſeinen Namen bezeichnet. Alle dieſe Winde ringen miteinander auf dem See, indem ſie bald ſcherzend über deſſen Fläche hinſtreichen, Furchen ziehen, oder andere ſtets wechſelnde Geſtalten darauf zeichnen, bald grimmig einander anfallen und den Sturm erzeugen. Am 1. Juli 1841 waren die Wellen ſo gewaltig, daß ſie einen 6000 Pfund wiegenden Block aus der Stelle hoben und einige Meter weit forttrugen. Zuweilen treibt der Joran die Wellen gleich jener grünlich ſchäumenden Brandung, welche ſich an dem ſteilen Meeresgeſtade bricht; manchmal auch, wenn die letzten Windſtöße des Sirocco über die Alpen hereindringen, wütet der See und reißt die Barken mit einer Schnelligkeit fort, als wenn Möwen mit ihren leichten Schwingen auf der Waſſerfläche hinſtreiften. Schnell iſt jedoch die Windsbraut vorüber, und der See ſpiegelt in ſeinem ſtillen, ruhig klaren Gewäſſer wieder den Frieden und die Majeſtät ſeiner Ufer ab. Kaum kräuſelt dann der Abendwind ſeine durchſichtige Fläche, und bricht die Nacht herein, ſo hüllt er ſich in Schweigen, und alle Sterne des Himmels ſtrahlen wider in ſeinem Spiegel.

Eine Menge von Kähnen und kleinen Schiffen belebt die Waſſerfläche; ſeit der Errichtung von Dampfſchiffen beſteht zwiſchen den Hauptorten des Sees eine regelmäßige alltägliche Verbindung. Im Jahre 1823 hat ein Amerikaner, Herr Church, das erſte Dampfſchiff, Wilhelm Tell, erbaut; darauf ſind mehrere nachgefolgt, und jetzt dampft es allerorten. Von Nordoſten führen zwei Eiſenbahnarme, der eine von Bern über Freiburg, der andere von Neuenburg (Neufchatel) am Weſtrande des Neuenb. Sees hin an das Ufer des Leman. Bei Lauſanne zuſammenkommend, gehen ſie dann einerſeits nach Oſten zur Einmündung der Rhone und nach Weſten zur Ausmündung derſelben, und der ganze See iſt diesſeits mit der Eiſenſchiene wie

mit einem Gürtel umgeben. Vermittelst des Dampfes ist bereits Genf mit Genua, Marseille und Havre in Verbindung gekommen.

Genf ist der mächtige Anziehungspunkt, der eigentliche Brennpunkt für alles Reise-, Handels- und Industrieleben, das sich am Leman bewegt, aber auch für das wissenschaftliche und künstlerische Leben der Südwestschweiz. Genf ist die erste und reichste Stadt der Schweiz mit dem Charakter einer echten Großstadt. Seine herrliche Lage an beiden Rhoneufern mit Aussichtspunkten, wie sie nur wenige der europäischen Großstädte bieten, die Bequemlichkeit und Eleganz, die es nebst allen geistigen Hilfsmitteln dem Reisenden bietet, bewirken, daß alljährlich 20—25,000 Fremde in seinen Mauern zusammenkommen. Genf zählt gegenwärtig 68,000 Einwohner, ist als Handels- und Industrieplatz eine europäische Stadt und namentlich durch seine Uhrenfabrikation und Bijouteriewaren berühmt. Wie klein erscheint dagegen die Rheinstadt des Bodensees, Konstanz, mit der Einwohnerzahl von 10,000!

Oft, und besonders in den neuesten Zeiten, ist das Bild des Genfersees, seiner Ufer und seines Amphitheaters entworfen worden. „Der Ozean," sagt Boufflers, „hat einmal dieses Thal besucht, und da er sich in dasselbe verliebte, ließ er ihm sein Bildnis zurück." „Es ist etwas Schönes," sagt Pezay, „um ein Land, wo es keine Gärten giebt, weil es selbst einer ist." Wirklich vereint der Genfersee die Großartigkeit einer breiten Wasserfläche, wie sie sonst nur der Bodensee bietet, mit der reizenden Uferbildung der italienischen Seeen und der reichen Kultur der Ufer des Züricherseees, indem er zugleich in herrlichster Alpenscenerie mit dem Vierwaldstätterse wetteifert. Durch Rousseau sind die Namen Clarens und Meillerie von ganz Europa wiederholt worden. Matthisson bat (in seinem „Genfersee") den Himmel nur um eine Hütte, ein Gärtchen am Leman, ein Grab an seinem Gestade, und als Denkstein nur das Moos, die Rose, die Trauerweide und eines Freundes Thräne. Chenedolle hat (in seinem „Génie de l'homme") sehr schön die Anmut besungen, womit der Wechsel des Tages- und Nachtgestirns den Genfersee schmückt:

— — — — —

Bald strömet auf den See von hoher Himmelsbahn
Der Lichtquell reichlich seine Fluten nieder,
Bald sanft sich neigend zu dem schimmervollsten Plan,
Bewegt er sich in goldnen Wogen hin und wieder.

— — — — —

Und bald mit Silber säumend das Gewand der Nacht,
Verklärt der stille Mond des Lemans Wasserauen.
Gleichwie die Täuschung und der süßen Träume Macht
Noch freundlich scheidend auf den Lebensabend schauen.
Seht, ohne Regung schlummert hier im weichen Gras
Der Glanz, der dort auf schwanken Wogen sanft sich wieget,
Und Luna sieht ihr holdes Bild im feuchten Gras,
Um das sich Zephir schmeichelnd bald, bald zürnend schmieget.
Wie gerne seh' am Sommerabend ich des See's Krystall,
Woraus die Silberscheibe mir entgegen strahlet,
Und diese Zauberufer, jener Berge Wall,

Des Firnen-Kron' im Waſſerſpiegel tief ſich malet,
Und dort den Stern mit gold'ner Stirn, mit Flammenſchein,
Und hier der ſchwanken Weiden ungewiſſe Schatten.*)

Wo iſt in der neueſten Zeit ein Dichter, der nicht vom Leman in ſeinen Liedern irgend eine Erinnerung zurückgelaſſen hätte? Byron, Lamartine und Viktor Hugo haben ſein Lob geſungen — aber wer vermöchte je die Pracht dieſes Gemäldes zu ſchildern? wer die Reinheit des Sees, die Schönheit ſeiner Windungen, die Kühnheit, Größe und Harmonie ſeiner Ufer darzuſtellen? wer mit Worten den Eindruck wiederzugeben, den der Anblick der Savoyer Alpen mit dem Rieſen Montblanc gewährt? Dieſe Savoyer Rieſenpyramiden ſtehen da, um vom ſchweizeriſchen Ufer aus betrachtet und bewundert zu werden, während letzteres, von Savoyen aus geſehen, ganz unſcheinbar erſcheint. Zwiſchen den beiden Ufern herrſcht ein durchgreifender Gegenſatz: auf der einen Seite der Friede, auf der andern das unruhvolle Leben; hier der Proteſtantismus, dort der die heilige Jungfrau feiernde Prieſter; hier das zerſtückelte Land, dort das Erſtgeburtsrecht; in der Schweiz der Reichtum, in Savoyen die Armut. Aber auf beiden Seiten waltet die Natur in ihrer Größe und Anmut, ein mannigfaltiger Reichtum an ernſten und heitern Farben, ſcharfe Umriſſe und geheimnisvolle Tiefe: überall Reiz, Zauber — überall Gott, den die Seele wohl zu empfinden, aber das Wort nicht auszuſprechen vermag.

O heller Leman, König du der Seen,
O ſchön gelegne himmelblaue Flut,
Bezeug's, die oft mein naſſes Aug' geſehen,
Er pries dich höher, als mein Sang je thut.

*) Tantôt l'astre du jour, du haut de sa carrière
Disperse sur le lac des torrents de lumière;
Et tantôt sur son sein, plus radieux encore
A plis étincelants traine des vognes d'or.
— — Et tantôt de la nuit argentant les rideaux,
De la clarté paisible elle enchante les eaux.
Ainsi l'illusion, de doux songes suivie,
Jette un regard mourant sur le soir de la vie.
Voyez sur le gazon dormir sans mouvement
Ces feux qui sur les eaux flottent si mollement,
Phoebé s'y réfléchit, et le Zéphyr volage
Caresse tour à tour et brise son image.
O combien j'aime à voir, dans un beau soir d'été,
Sur l'onde reproduit son croissant argenté,
Ce lac aux bords riants, ces cimes élancées,
Qui dans le grand miroir se peignent renversées,
Et l'étoile au front d'or et son éclat tremblant,
Et l'ombrage incertain des saules vacillants.

## 5. Eine epochemachende Bergfahrt.*)

Der Montblanc, die höchste Spitze des Alpengebirges und zugleich die höchste Erhebung des europäischen Kontinents, gehört den West-Alpen, und zwar dem jetzt französischen Savoyen an. Etwa einen Längegrad westlich vom Monterosa und fast unter gleicher Breite mit demselben erhebt sich sein silberweißes Haupt noch 200 m höher, bis zu 4810 m Meereshöhe. Die Montblancgruppe, nicht die ausgedehnteste, aber die kompakteste und großartigste in dem Riesenwall, der sich in einem Halbbogen vom Meerbusen von Genua bis an die Ufer der Donau hinzieht, besteht vorherrschend aus jenem Alpengranit, dem grüne Talkblättchen beigemischt sind, welche ihm die charakteristische Färbung geben. Als Herr von Saussure den Montblanc zuerst umwanderte und dann bestieg, glaubte er vor dem ältesten Gebirge der Erde zu stehen und nannte diesen Gneis-Granit Protogyn, d. h. Erstgeborner.

Die aus granitischem Gestein aufgebauten Central-Stöcke der Alpen sind zugleich von höchster vertikaler Erhebung und mit den mächtigsten Firn- und Gletschermassen umgürtet; in ihnen konzentriert sich die wilde Pracht und erhabene Schönheit des Hochgebirges.

Vorgelagert sind ihnen Berge der Kalk- und Schiefer-Formation. So ist der Protogyn der Montblancgruppe von schwarzen Kalksteinen und Schiefern der unteren Juraformation eingefaßt, und nördlich vom Montblanc lagert sich die Kalksteinkette der Alpen des Chablais, nach dem Genfersee hin abfallend.

Die Montblancgruppe hat drei Zugänge. Von Süden her führt aus der Lombardei ein Weg ins Thal der Dora baltea über Aosta nach dem piemontesischen Städtchen Courmayeur in das wildromantische, fast 11 Stunden lange Hochthal der Allée Blanche, mit wundervollen Blicken auf die Gletscherreihe des Südabhanges der Montblanckette. Die zweite Straße führt vom St. Gotthard oder von Mailand her über den Simplon ins Rhonethal (Wallis) nach Martigny, von dort südlich über den Col de Balme oder den Bergpaß der Tête noire. Der dritte bekannte und beliebteste Eingang führt von Genf ins Thal der Arve über Bonneville nach St. Martin und Salenches. Dort erscheint in kolossaler Größe und schon ganz nahe, mächtig über die Vorberge in den blauen Äther aufragend, das blendend weiße Schneehaupt des „Monarchen", wie ihn die Thalleute genannt haben.

Schon wer dies Haupt von der Rhonebrücke in Genf, die „Montblancbrücke" genannt, erblickt, bleibt wie betroffen stehen — und welcher Mensch des 19. Jahrhunderts möchte dann nicht von Sehnsucht ergriffen werden, sich die Berg-Majestät, ihren Hof und Thron und ihr Schloß näher anzuschauen und trotz aller reizenden Schönheit des Leman weiter hinaufzudringen in die Bergwildnis des Savoyer Hochlandes!

In früherer Zeit und bis durch die ganze Hälfte des vorigen Jahr-

*) „Alpenwanderungen". Vom Herausgeber. (Zürich 1876.)

hunderts hindurch verspürte freilich niemand etwas von solcher Sehnsucht; der Anblick von Schnee und Eis im warmen Sommer wirkte mehr abstoßend als anziehend; der ästhetische Sinn für die Wildnis des Hochgebirges war noch nicht erschlossen. Seit der Gründung der Benediktiner-Abtei (le Prieuré) durch den Genfer Grafen Aimon war das Hochthal von Chamouny, eingerahmt von der Montblancmasse im Süden und von den Aiguilles rouges („roten Nadeln") im Norden, nur den Bewohnern der nächsten Umgebung bekannt, und wenn die Nachbarn einmal eine Wallfahrt nach der Abtei unternahmen, dann pflegten sie sich wohl zu rüsten, insbesondere auch mit Waffen zu versehen, denn die Bewohner des Chamouny-Thales standen im Ruf, es mit dem Leben und Eigentum der Fremden nicht eben genau zu nehmen. Die erschrecklichen Bergkolosse, Steintrümmer und Eisströme ringsum galten aber für so häßlich und „wüst", daß man sie les montagnes maudites (die verfluchten Berge) nannte, denen zu nahen nicht ratsam sei.*) Auch fehlte es so sehr an gangbaren Wegen, daß es in der That wie eine heldenmütige That oder vielmehr wie eine freiwillig übernommene Marter erschien, als der ehrwürdige Genfer Bischof Franz von Sales zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Fußreise nach Chamouny unternahm und glücklich ausführte. Diese Reise verbreitete weithin seinen Ruf und mag sogar das Ihre zu seiner späteren Heiligsprechung beigetragen haben.

Doch keinem gebildeten Menschen und insbesondere keinem Einwohner des schönen Genf kam der Gedanke in den Sinn, in die Fußtapfen des wanderlustigen Bischofs zu treten; für das große Reisepublikum blieb das Chamounythal ein ebenso unbekanntes als uninteressantes Land, und erst im Jahre 1741 wagten zwei Engländer, die sich vor dem Abenteuer nicht fürchteten, eine Wanderung in diese fremdartige Gebirgseinöde. Es waren der Ritter Wyndham und der berühmte Reisende Pococke, welche ins obere Arvethal hinaufdrangen und am Montanvert hinaufstiegen, bis auf die mer de glace oder „das Eismeer", wie der obere Teil des glacier de bois oder „Holzgletscher" genannt wird. Um die Entdecker eines der großartigsten und schönsten Alpenthäler auf dem Erdenrund zu ehren, hat man ihre Namen in einen Felsen an der mer de glace eingehauen. Der Vorsicht halber hatten sie sich nicht nur selber gut bewaffnet, sondern auch einen Trupp wohlbewaffneter Diener mit sich genommen, welche abends und nachts vor den Zelten, die sie mitgebracht hatten, Wachtfeuer unterhalten mußten, um die vermeintlichen Barbaren, welche die Abhänge des Montblanc bewohnen sollten, abzuschrecken.

Die Erzählung von den Naturwundern, die sie gesehen, regte wohl einige kühne englische Landsleute an, auch eine Reise ins Arvethal nach Chamouny zu unternehmen — sie übernachteten in dem gastfreundlichen Hause des Pfarrers — doch kam der Besuch des Arvethales erst seit dem

*) Noch heißt der zweithöchste Gipfel des Montblanc Mont Maudit. Seine Höhe beträgt 4771 m.

Jahre 1760 besonders durch die Schilderungen und Forschungen der Genfer Naturforscher de Saussure, de Luc, Pictet und Bourrit in Gang.

In genanntem Jahr begab sich Herr von Saussure, nachdem er am Jura und in der Umgebung von Genf bereits mit Eifer Gebirgsstudien getrieben, allein und zu Fuß von Genf aus in das Thal von Chamouny. Seine Seele ward freudig erregt beim Anblick des Riesendomes und der scharfen und spitzen Granitnadeln an seinen Flanken, die aus ungeheuren Eis- und Firnmeeren hervorragten. Ein glühendes Verlangen ergriff ihn, auf den Gipfel des weißen Berges zu gelangen; allein das schien ihm wie allen ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. „Bei meinen ersten Ausflügen nach Chamouny" — erzählt er in seinen berühmten Voyages dans les Alpes — „hatte ich in allen Kirchspielen des Thales bekannt machen lassen, jedem eine ansehnliche Belohnung geben zu wollen, der einen gangbaren Weg zum Gipfel ausfindig machen würde. Ich wollte auch für die Tage zahlen, an welchen man vergebliche Versuche angestellt haben würde."

Doch alle diese Versprechungen hatten keinen Erfolg. Peter Simon, ein guter Bergsteiger, versuchte das einemal auf der Seite des Taculgletschers (auch glacier du géant „Riesengletscher" genannt, an der 3175 m hohen Aiguille du Tacul), das anderemal auf der des Buissons-Gletschers emporzuklimmen; er kam aber ganz entmutigt zurück. Fünfzehn Jahre später (1775) versuchten vier kühne Führer aus Chamouny über den Berg La Côte, der einen mit dem Buissons-Gletscher fast parallel laufenden Grat bildet, zu gelangen und sich dem Gipfel zu nähern. Sie überwanden die ersten Hindernisse und kamen dann in ein enges Schneethal, von dessen Wänden die Sonnenstrahlen dermaßen zurückgeworfen wurden, daß bei völliger Windstille eine erstickende Hitze entstand. Ermattet und erschöpft kehrten sie um.

Im Jahre 1783 machten drei andere Führer aus dem Thal abermals einen Versuch, auf demselben Wege — über La Côte — vorzudringen. Sie brachten die Nacht auf diesem Berge am Rande des Gletschers zu und setzten am andern Morgen, wiederum bei sonnig heiterem Wetter, ihren Marsch fort. In ansehnlicher Höhe angelangt, klagte plötzlich der rüstigste von denen über unwiderstehliche Schlafsucht. Er wünschte, daß die beiden auch ohne ihn ihren Marsch fortsetzen möchten; doch diese wollten ihn nicht verlassen und meinten, er sei vom Sonnenstich getroffen. Sie verzichteten auf ihr Unternehmen und stiegen zusammen wieder nach Chamouny hinunter. Sobald sie in tiefere Luftschichten gelangten, hob sich die Übelkeit und Schlafsucht von selber. Der eine dieser Führer sagte zu Saussure in allem Ernst, es sei ganz unnütz, auf den Montblanc Lebensmittel mitzunehmen, denn essen könne man doch nichts, und sollte er den Weg noch einmal wagen, so würde er nur einen Sonnenschirm und ein Fläschchen mit wohlriechendem Wasser mitnehmen! Wenn das Komische darin besteht, gewisse Vorstellungen verbinden zu sollen, die sich doch nicht gut zusammen reimen wollen, so stelle man sich, um das Gefühl des Komischen zu erzeugen, den kräftigen Gebirgs-

ſohn vor, wie er über die hohen Gletſcher ſchreitet, den Paraſol in der einen Hand, das Riechfläſchchen in der anderen.

Trotz alledem verſuchte der Naturforſcher Bourrit aus Genf noch in demſelben Jahr eine Beſteigung. Er ſchlug auf dem Rücken von La Côte gleichfalls ſein Nachtlager auf, wurde jedoch von einem Hochgewitter überfallen und mußte zurück.

Nun kam man von dem Gedanken ab, den Weg über La Côte zu nehmen. Unterdeſſen hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß zwei Gemsjäger aus dem Dorfe Grüe über verſchiedene Felſenkämme bis nahe an die Spitze vorgedrungen ſeien, ohne von der gefürchteten Hitze beläſtigt worden zu ſein. Bourrit begab ſich ſogleich zu den beiden hin, und noch am ſelben Abend brachen ſie auf und erreichten in der Morgendämmerung den Fuß der Felſennadel, welche erklettert werden ſollte. Bourrit und einer der Führer waren jedoch von Kälte und Anſtrengung ſchon ſo matt geworden, daß ſie zurückbleiben mußten, während die beiden andern bis an den Fuß der höchſten Spitze kamen, ſie jedoch nicht zu erreichen vermochten, da eingeſtürzte Eismaſſen ihnen den Weg verlegten.

Der regneriſche und kalte Sommer des Jahres 1785 ſchreckte von einer Montblancfahrt zurück, doch als ſich der Herbſt beſſer anließ, rüſtete Bourrit ſich zu einer dritten Expedition, auf der ihn ſein Sohn und Sauſſure begleiten wollten. Herr Bourrit hatte die glückliche Idee, zwei Tage vor dem Abmarſch drei Männer von Chamouny vorauszuſchicken, welche am Fuße der Aiguille du Gouté eine Hütte aus Backſteinen erbauen mußten. Die Auffahrt begann am 12. September 1785 vom Dorfe Bionaſſay aus um 5 Uhr vormittags, es waren zuſammen 16 Mann. Sie erreichten die Hütte ſchon um $1^1/_2$ Uhr. Die Naturforſcher hatten Muße genug, Beobachtungen anzuſtellen, da man hier übernachten wollte. Zwei der Führer ſtiegen aufwärts, um den beſten Zugang zu der Nadel zu erkunden. Die Hütte ſtand 1700 m über der Thalſohle; der Blick nach Chamouny hinab und in die Gebirgswelt hinauf, der heitere Abend und ſchöne Sonnenuntergang — alles ſtimmte heiter und hoffnungsvoll. In der Nacht wurde ein Feuer angezündet und unterhalten; doch blieb die Luft mild, und nur gegen Sonnenaufgang ward es kalt. Als die Morgenſuppe verzehrt war, begann der Angriff der Nadel. Sie fällt auf beiden Seiten ſehr ſteil ab, und die Vertiefungen in den Felswänden ſind mit Eis und Schnee gefüllt. Solche Runſen oder couloirs, wie ſie in der Landesſprache heißen, ſind ſehr gefährlich zu überſchreiten. Zuerſt mußte man über einen Gletſcher gehen, um an den Fuß der Nadel zu gelangen; dann führte der Weg über ein ſteiles couloir. Um ſich vor dem Fallen und Ausgleiten zu ſchützen, nahmen je zwei Führer, das Ende eines langen Alpenſtockes feſt haltend, einen der Herren in die Mitte, der ſich auf den Stock ſtützen konnte und an demſelben eine mit ihm ſich fortbewegende Barrière hatte. Der Felsgrat, den man erreichte, war ſo ſteil, daß der Fuß des vorangehenden Führers immer gerade über dem Kopfe des ihm nachfolgenden Wanderers ſtand. Das Auf-

ſteigen ward noch mehr erſchwert durch den vor zwei Tagen friſch gefallenen Schnee, der die glatten Eisflächen verdeckte. Es waren ſchon 5 Stunden verfloſſen, und noch hatte man den Gipfel der Aiguille du Goûté nicht erreicht. Die Hänge wurden immer ſteiler, der friſch gefallene Schnee häufte ſich, und Peter Balmat, der vor Herrn von Sauſſure ging, gebot Halt, da er erſt rekognoscieren müſſe, ob weiter oben fortzukommen ſei. Nach einer Stunde kehrte er zurück mit der Nachricht, die Felsſpitze ſei nicht zu erreichen, der lockere Schnee ſei anderthalb Fuß tief!

Auf ein weiteres Vordringen mußte Verzicht geleiſtet werden; die erklommene Höhe beſtimmte Sauſſure barometriſch auf 11,442 par. Fuß (= 3520 m). Er war überzeugt, daß eine Erklimmung des Gipfels wohl noch gelingen werde: doch müſſe es ein Jahr ſein, in welchem wenig Schnee fiele.

Noch einmal thaten ſich im Juni des Jahres 1786 ſechs Thalbewohner zuſammen, um auf der Weſtſeite des Montblancgipfels den ihm nahe ſtehenden Dôme du Goûté zu erreichen und von dort aus den Gipfel zu gewinnen. Doch auch hier ſtellten ſich ihnen unüberwindliche Hinderniſſe entgegen; der Raum zwiſchen beiden Kuppen war durch breite Gletſcherſpalten zerriſſen und der Grat ſo ſcharf, daß niemand ihn zu überſchreiten wagte. Da faßte ein mutiger, eiſenharter, gewandter Chamounyard, Jacques Balmat, als Gemsjäger mit allen Schreckniſſen des Hochgebirges wohl vertraut und mit feinem Ortsſinn begabt, den Entſchluß, es koſte was es wolle, das Haupt des Monarchen zu erreichen. Seine Gefährten bemühten ſich vergebens, ihn von ſeinem Vorſatz abzubringen. Auf ſich allein angewieſen und ſeiner Kraft vertrauend, ohne Leiter und Seile, drang er, kriechend und rutſchend, über die Eisſchründe und vergletſcherten Firnkanten fort, während die andern nach Chamouny zurückkehrten. Nach unbeſchreiblichen Anſtrengungen mußte ſich aber der kühne Balmat überzeugen, daß es unmöglich ſei, von dieſer Seite die Montblanckuppe zu gewinnen. Er mußte ſich, zum Teil rückwärts kriechend, über den gefährlichen Eiskamm wieder zurückziehen und entſchloß ſich, auf das 3780 m hohe „große Plateau" hinabzuſteigen, um dort die Nacht zuzubringen und am folgenden Morgen einen neuen Angriff auf die Spitze des Gewaltigen zu unternehmen.

Um auf der Schneefläche nicht zu erfrieren, durfte er ſich gar nicht ſetzen, geſchweige niederlegen; er unternahm allerlei „lächerliche" (wie er ſelber nachher erzählte) gymnaſtiſche Übungen, um ſeine Glieder geſchmeidig zu erhalten. Aber damit erſchöpfte er auch ſeine Kraft und obwohl er mit Tagesanbruch noch einmal vorrückte, gelang es ihm doch nicht, die höchſte Spitze zu erklimmen, doch von der Zugänglichkeit derſelben hatte er ſich überzeugt. Er mußte ſich zum Rückzuge entſchließen, nahm ſich aber noch im ſchwierigen gefahrvollen Herabſteigen feſt vor, den von ihm über das große Plateau eingeſchlagenen Weg zu beendigen, ſobald das Wetter günſtig ſei.

Unverletzt kehrte er zu den Seinigen zurück, aber auch völlig erſchöpft. Er ſank aufs Krankenlager und dem Dr. Paccard, der ihn behandelte, vertraute er ſein Geheimnis des entdeckten Weges an mit dem Verſprechen, er

wolle ihn, wenn er wiederhergestellt sei, selber auf den Gipfel des Montblanc führen. Dr. Paccard war hoch erfreut, das langersehnte Ziel unter den Ersten erreichen zu können. Am Nachmittag des 7. August 1786 verließen die beiden Männer die Abtei von Chamouny, vor Einbruch der Nacht erreichten sie die Höhe des Berges La Côte und übernachteten in der von Bourrit erbauten, noch wohl erhaltenen Hütte. Das Wetter war günstig. Am 8. August mit Tagesanbruch setzten sie ihren Marsch fort und kamen um 6½ Uhr abends wirklich auf dem domartig gerundeten Gipfel des Montblanc an. Eine halbe Stunde verweilten sie oben, dann stiegen sie mit Lebensgefahr, aber ohne zu stürzen, von der luftigen Höhe herab, vom hellen Mondschein begünstigt, und um 9 Uhr morgens am folgenden Tage, am 9. August, trafen sie wieder in der Abtei ein. Ihre Gesichter waren geschwollen und tief gerötet; Dr. Paccard war schneeblind geworden und konnte erst nach einigen Tagen wieder ordentlich sehen. Ihre Ankunft auf dem Gipfel des Montblanc hatte man von Chamouny aus mit dem Fernrohr gesehen.

Es war eine Heldenthat, welche die beiden Männer vollbracht hatten, und schnell und weithin verbreitete sich ihr Ruf. Jacques Balmat wurde so zu sagen geadelt, denn er erhielt vom König von Sardinien den Beinamen Balmat „Montblanc", auf welchen seine Nachkommen noch stolz sind. Ein Alpenfreund und Naturforscher in Sachsen, Herr von Gersdorf, war so bewegt von der Kühnheit und Ausdauer des Chamounyarden, daß er ihm 17 Friedrichsdor (damals eine ansehnlichere Summe als jetzt) als Ehrengabe übersandte, die er für ihn gesammelt hatte.

Man kann sich denken, daß es nun auch Herrn von Saussure keine Ruhe mehr ließ; er gedachte, seine längst geplante Ersteigung des Montblanc noch in demselben Jahre auszuführen, allein die ungünstige Witterung hinderte ihn daran. Das nächste Jahr sollte und mußte sie aber unternommen werden. Im schönen Monat Juli traf er in Chamouny ein — doch wiederum wechselte das Wetter, und er mußte volle vier Wochen sich gedulden, bis die Führer erklärten, nun sei der Zeitpunkt günstig.

Am 1. und 2. August 1787 wagte er die Besteigung, begleitet von seinem Diener und 18 Führern, die seine physikalischen Instrumente und alles Gepäck trugen, dessen er bedurfte. Der Hauptführer war natürlich Jacques Balmat du Montblanc. Nachdem die Karawane am ersten Tage auf dem Gipfel vom La Côte-Gebirge übernachtet, begann sie den zweiten und viel beschwerlicheren Tagemarsch. Man muß zuvörderst den Gletscher von La Côte überschreiten, um den Fuß einer kleinen Felskette zu gewinnen, die aus den Schneefeldern des Montblanc hervorschaut. Dieser Gletscher ist schwierig und gefährlich zu begehen, weil er von breiten, tiefen und unregelmäßigen Schründen durchschnitten ist, über welche man oft nur auf Schneebrücken gelangen kann, die mitunter sehr dünn sich über tiefen Abgründen wölben. „Einer meiner Führer, berichtet Herr von Saussure, wäre beinahe in einer solchen Spalte umgekommen. Um den Weg zu erkunden,

war er am Abend zuvor mit zwei Begleitern vorausgegangen. Zum Glück hatten sie die Vorsicht gebraucht, sich durch ein Seil zu verbinden; eben als er eine Schneebrücke überschritt, brach diese zusammen, und er hing über einem tiefen Abgrunde, gehalten von seinen Kameraden. Wir kamen ganz nahe an der Öffnung vorbei, die sich unter ihm gebildet hatte, und es schauderte mich beim Anblicke der Gefahr, der er entronnen war. Die Überschreitung des Gletschers erforderte wegen der vielen Biegungen, die wir machen mußten, viel Zeit, so daß wir vom La Côte-Gipfel bis an den Fuß des isolierten Felsgrates 3 volle Stunden brauchten, obwohl die Entfernung in grader Linie nur eine Viertelstunde beträgt.

Nachdem wir die Felsen erreicht hatten, entfernten wir uns wieder davon, um in Schlangenlinie in einem Schneethale aufzusteigen, das sich von Nord nach Süd bis an den Fuß des höchsten Gipfels hinanzieht. Die Firnfelder sind ab und zu von ungeheuren Schründen durchfurcht, deren Durchschnitt die horizontalen Schneelagen zeigt, wie sie in den einzelnen Jahrgängen sich gebildet. Wie breit oder schmal auch die Spalten sein mögen, man kann nirgends bis auf den Grund sehen.

Meine Führer wünschten, daß wir unser Nachtlager an einem der Felsen aufschlagen möchten, denen man auf dem Emporstieg begegnet; allein da die höchsten doch noch 600—700 Toisen (1080—1260 m) unter der Spitze des Montblanc lagen, so wollte ich noch etwas höher steigen. Freilich mußten wir nun mitten im Schnee kampieren, und dazu meine Gefährten zu bestimmen, war nicht ganz leicht. Sie bildeten sich ein, daß auf dem Hochfirn während der Nacht eine geradezu unerträgliche Kälte herrsche, und fürchteten in allem Ernst, da zu erfrieren. Endlich faßte ich mich kurz und erklärte ihnen, daß ich fest entschlossen sei, hinaufzusteigen, und zwar mit denen unter ihnen, auf die ich mich verlassen könne. Wir würden uns tief in den Schnee eingraben, die Aushöhlung mit dem mitgenommenen Zeltdache überdecken, ganz nahe aneinander rücken und so jeder Kälte trotz bieten, wie grimmig sie auch sei. Dieses Arrangement beruhigte sie, und wir wanderten weiter.

Um 4 Uhr nachmittags erreichten wir das zweite von den drei großen Schnee-Plateaus, die wir zu überschreiten hatten. Und dort in einer Höhe von 2530 m über Chamouny und von 3690 m über dem Meere hielten wir Rast. Wir gingen nicht bis auf das letzte Plateau, weil man dort den Lawinen ausgesetzt ist, und das erste Plateau, das wir schon überschritten hatten, ist auch nicht frei davon. Wir mußten über zwei Lawinen klettern, die seit der letzten Reise Balmats herabgekommen waren, und deren Trümmer das Thal in seiner geringen Breite bedeckten.

Meine Leute begannen zuvörderst den Platz auszugraben, auf welchem wir die Nacht hinbringen sollten; aber sie merkten gar bald, daß es ihnen an Luft fehlte. Das Barometer stand nur 17 Zoll 10 Linien. Diese kräftigen Männer, für welche ein Marsch von 7—8 Stunden so viel wie

nichts ist, hatten kaum 5—6 Schaufeln von Schnee fortgeschafft, als sie schon wieder einhalten und Atem schöpfen mußten. Einer von ihnen, der zurückgegangen war, um in einem Fäßchen Wasser zu holen, das wir in einer Spalte bemerkt hatten, fühlte sich plötzlich so unwohl, daß er ohne Wasser zurückkam und den Abend unter peinlichster Herzbeklemmung zubrachte. Ich selbst, der ich doch an die Gebirgsluft gewöhnt bin und mich darin am wohlsten fühle, wohler als in der dicken Luft der Tiefebene, fühlte mich beim Beobachten der meteorologischen Instrumente gänzlich abgespannt. Wir verspürten alle einen brennenden Durst und konnten uns doch auf keine andere Weise Wasser verschaffen, als durch Schmelzen des Schneees. Denn wenn auch jemand nach dem Wasser zurückgegangen wäre, das wir unterwegs bemerkt hatten, so würde er es in der späten Abendstunde zu Eis erstarrt gefunden haben. Die kleine Kohlenpfanne, die ich hatte mitnehmen lassen, konnte 20 durstigen Seelen nur sehr langsam zu Hülfe kommen.

Am nächsten Morgen begannen wir das dritte und letzte Plateau hinaufzusteigen, dann hielten wir uns links, um auf den höchsten Grat im Osten von der Spitze zu gelangen. Der Abhang ist außerordentlich steil, und wir brauchten 2 Stunden, um diesen 500 m hohen Abhang zu erklettern. Nachdem wir beim letzten Felsen angelangt waren, nahmen wir unsere Richtung wieder rechts nach Westen, um den letzten Abhang zu ersteigen, dessen senkrechte Höhe ungefähr 300 m beträgt. Dieses Gehänge bietet keine Schwierigkeit; aber die Luft ist hier bereits so dünn, daß sich die Kräfte sehr bald erschöpfen. Nahe am Gipfel konnte ich nur 15—16 Schritte machen und mußte dann Atem schöpfen; ja, ich bekam hin und wieder Anwandlungen von Ohnmacht, die mich zum Niedersitzen zwangen. Doch sobald die Atmung sich wieder herstellte, fühlte ich auch die Rückkehr meiner Kraft, und indem ich mich wieder in Marsch setzte, meinte ich in einem Zuge den Gipfel des Berges erreichen zu können. Alle meine Leute waren, nach Maßgabe ihrer Rüstigkeit, in derselben Lage. Wir brauchten 2 Stunden vom letzten Felsen bis zur Kuppe, und es war 11 Uhr, als wir auf derselben anlangten.

Nun konnte ich das große Schauspiel genießen, das sich vor meinen Augen ausbreitete. Ein leichter Dunst in den tieferen Luftschichten raubte mir freilich den Anblick der am tiefsten und entferntesten gelegenen Gegenstände, also der Ebenen Frankreichs und der Lombardei; doch ich bedauerte diesen Verlust nicht allzusehr in Anbetracht dessen, das ich wirklich sah. Und was ich in vollkommener Klarheit anzuschauen das Glück hatte, das war das Miteinander aller der Hochgipfel, nach deren Bekanntschaft ich so lange mich gesehnt hatte. Ich wollte zuerst meinen Augen nicht trauen, es erschien mir wie ein Traum, als ich zu meinem Fuße diese hocherhobenen majestätischen Gipfel, diese schrecklichen Nadeln: die Aiguille du Midi, d'Argentières, du Géant — erblickte, an deren Fuß zu gelangen mir schon so schwierig und gefährlich geworden war. Ich erfaßte ihre Verhältnisse, ihre Ver-

bindung, ihren Aufbau und ein einziger Blick löſte Zweifel, welche jahrelange Arbeit nicht zu beſeitigen vermochte.

Unterdeſſen hatten meine Führer das Zelt aufgeſchlagen und richteten unter demſelben den kleinen Tiſch zu, auf dem ich meine Experimente über das Sieden des Waſſers anſtellen wollte. Doch als ich mich anſchickte, mit meinen Inſtrumenten zu hantieren, mußte ich jeden Augenblick meine Arbeit unterbrechen, um wieder Atem zu ſchöpfen.

Nachdem wir 4½ Stunden auf dem Gipfel verweilt hatten, begannen wir den Abſtieg, der viel leichter von ſtatten ging, als wir gehofft. Am anderen Tage auf dem Bergrücken von la Côte angekommen, traf ich Herrn Bourrit, der einige meiner Führer ſogleich in Dienſt nehmen wollte, um mit ihnen auf der Stelle nach dem Gipfel zurückzukehren; allein ſie fühlten ſich zu ſehr angegriffen und verlangten erſt nach Chamouny zurückzukehren, um ſich dort auszuruhen. So ſtiegen wir denn alle vergnügt zur Abtei hinunter, wo wir zum Mittageſſen anlangten. Ich hatte die Freude, alle meine Leute geſund und wohl zurückzubringen; Geſicht und Augen hatten nicht gelitten, da wir ſie mit ſchwarzem Krepp geſchützt hatten. Dieſe Vorſicht hatte uns vor dem Schickſal der erſten Beſteiger bewahrt, die halb blind, mit verbranntem und aufgeſprungenem Geſicht zurückgekehrt waren."

In Chamouny wurden bei der glücklichen Rückkehr der Karawane die Glocken des Kirchſpiels geläutet und auch ein kirchliches Dankfeſt gefeiert; hatte doch der Himmel ein Werk geſegnet, an welchem menſchliche Kraft und Geſchicklichkeit ſcheitern konnte. Es feierten aber nicht bloß menſchlicher Mut und feſter Wille, menſchliche Ausdauer und Beharrlichkeit einen Triumph, auch die Wiſſenſchaft hatte einen ihrer ſchönſten Siege erfochten, ſie hatte in der Perſon Sauſſures das Chamounythal und den Montblanc erobert und ein Ideal für alle künftigen Bergfahrten aufgeſtellt, dem die beſten Naturforſcher nacheiferten. Die Geologie hat ihre Heimat in den Bergen.

Für das arme Chamounythal wurde die Sauſſureſche Expedition, von der man in der ganzen gebildeten Welt erzählte, das größte Ereignis, denn das Hochthal wurde fortan der Magnet für zahlloſe Reiſende, die ſeine Wunder mit eigenen Augen ſehen wollten.

## 6. Der Vierwaldſtätter-See und das Grütli.*)

Was der Vierwaldſtätter-See vor allen europäiſchen Seeen voraus hat, iſt außer ſeiner großartigen und romantiſchen Uferſcenerie ſeine reiche Gliederung, in welcher ihm nur der Luganerſee, der auch in ſeinen pittoresken

*) Über den St. Gotthard. Reiſeſkizzen vom Herausg. (Berlin, 1872).

Ufern mit ihm wetteifert, nahe kommt, ohne ihn zu erreichen. Diese Gliederung macht aus dem einen See sieben unter einander verschiedene, mit eigentümlichem Charakter begabte Seebecken. Nordnordwestlich die Luzerner, nordnordöstlich die Küßnachter Bucht; in der Mitte der Kreuztrichter und die Partie zwischen der Zinne und den beiden Nasen — man könnte sie die Wäggiser Bucht nennen; südöstlich die Hergiswyler Bucht und — den Südfuß des Pilatus bespülend — die fast einen besonderen See bildende Alpnacher Bucht. Dann von Westen nach Osten gedehnt die Buochser Bucht, zwischen Gersau und Beckenried, und endlich ganz nach Süden umbiegend der Urner See, in dessen Tiefe das Reußbett plötzlich abfällt. Da darf man es den alten Autoren wie den alten Anwohnern nicht verdenken, wenn sie, bevor die Eidgenossenschaft der vier Waldstätte: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern sich gebildet hatte, diesen See den „großen" (lacus magnus) nannten und den Namen noch lange neben dem neueren des Vierwaldstätter-Sees beibehielten.

Der See erscheint seiner vielen Buchten wegen viel größer, als er ist, und man erstaunt, wenn man erfährt, daß er im ganzen nur $1\,^{7}/_{10}$ □Meilen messe. Und doch beträgt, wenn man sich eine Schnur von Luzern bis Flüelen gezogen denkt, die Länge desselben volle 10 (deutsche) Stunden, und wenn man die Linie von Alpnach bis Küßnacht als Breite betrachten will, diese Entfernung volle 5 Stunden! Indem man die Linie von Luzern nach Brunnen als den Stamm und die Alpnacher und Küßnachter Bucht als die beiden Arme betrachtet, gewinnt man die Figur eines etwas verschobenen Kreuzes, dessen Mitte der bekannte „Trichter" ist, der die überraschendsten und mannigfaltigsten Ausblicke gewährt.

Nur die Luzerner Bucht ist weniger tief; sie bildet einen durch allmähliche Auswaschung (Erosion) entstandenen See, während das entgegengesetzte Ende des Vierwaldstätter-Sees, die Urner Bucht, eine tiefe Felsspalte zum Becken hat, die nach unten zu unter spitzem Winkel zusammenläuft. Doch kann man eigentlich nie von bloßen „Erosions-Seen" reden, da das Wasser, um ein größeres Becken auswaschen und erweitern zu können, doch immer schon eine Vertiefung des Bodens vorfinden muß. Und diese ist am Ausgange der Hochgebirge entweder durch Einsturzthäler gebildet oder durch bloße Einbiegung der Gesteinsschichten oder durch Querrisse derselben, wie sie die Urner Bucht zeigt.

Die Luzerner Bucht ist nur das Ende einer Einbiegung. Der Buochser-See hingegen zeigt eine tiefere Mulde, deren Nordwand (gebildet durch die Wand des Bürgenstein, der ganz nahe an den Vitznauerstock der Rigigruppe herankommt) er durchbrochen hat. Dann wird derselbe Bürgenstein wieder zum Südrande der Bucht von Wäggis, und hier ist die bedeutendste Tiefe des Sees von 320 m; der Urner-See hat nur eine Tiefe von 240 m.

Eine Hauptaxe, wie beim Boden-, Genfer-, Thuner- oder Brienzer-See läßt sich beim Vierwaldstätter- und Luganer-See nicht ziehen; die Luzerner- und Küßnachter-Bucht, der Buochser- und Urner-See stoßen fast unter rechten

Winkeln zusammen, so daß sich eigentlich verschiedene Becken verbunden haben, die nun ein und derselbe Hauptstrom erfüllt.

Daher ist denn eine Fahrt vom Ausfluß der Reuß bis zur Einmündung derselben so wunderbar wechselvoll, überraschend, das Interesse nicht nur fortwährend in Spannung erhaltend, sondern es steigernd. Denn ehe man sichs versieht, hat man die anfänglichen Ufer verloren, ganz neue gewonnen und damit ganz neue Durchblicke und Perspektiven, d. h. Fernblicke erhalten. Aber auch die Effekte steigern sich, werden immer großartiger und schlagender. In der milden, freundlichen Luzerner-Bucht glauben wir uns noch halb in der Ebene, die Bergwelt steht noch in einer gewissen ehrfurchtgebietenden Ferne wie eine zusammengedrängte Masse vor uns. Wir nähern uns dem Kreuztrichter, und nach allen Seiten hin dehnt sich, groß und frei, der Wasserspiegel, die Berge engen ihn nicht ein, sie bilden nur seinen reich geschmückten Kranz. Wir steuern gegen Wäggis weiter nach Vitznau und sehen dort in steil ansteigenden Kurven, die an tiefer Kluft kühn den Weg gesucht und gefunden haben, die Eisenbahn zur Rigihöhe aufsteigen. Mehr und mehr empfinden wir die Wucht der Felswände auf beiden Seiten; der See verengt sich zur Breite eines Stromes, wir passieren ein Felsthor (zwischen den beiden „Nasen"), fahren wieder in ein großes, aber von allen Seiten umschlossenes Becken und schauen auf Beckenried und die herrlichen Bergspitzen des Stollens und Oberen Bauens (1960 m), deren rechte Flanke die üppig grüne Musenalp bildet.

Das Schiff wendet sich nach Südwest nach dem Unterwaldner Dorf Buochs, bei welchem die Engelberger-Aa mündet. Wir schauen in die Thalweite nach Stans hinauf, der Hauptstadt des Halbkantons Nidwalden: dann gehts wieder am grünen Fuße des Buochser Horns östlich nach dem sonnigen Beckenried und wieder nordöstlich quer über den See auf Gersau zu. Hoch oben blickt über die steilen Felswände des Rigi-Abhangs das Gasthaus von Rigi-Scheidegg herab auf das schmucke Kirchlein, das, auf dem äußersten Uferrande stehend, von den Wellen des Sees umspült wird. Einen neuen Blick nach rechts in das Muotta-Thal, auf die Rote Fluh, den großen und kleinen Mythen, von denen Schillers Berglied singt:

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft
Hoch über der Menschen Geschlechter.

Die nackten kahlen Spitzsäulen stellen ein pittoreskes Gegenbild dar zum Ufer von Beckenried, auf das wir von Gersau weiterfahrend noch einen Rückblick werfen. Es ist, als tönte von dorther Alphornklang, um uns auf die grünen Terrassen, auf die mattenreichen hohen Pyramiden zu locken, während die Schwyzer Haken und Spitzen uns wie drohend zurückschrecken.

Wir fahren an der Kindlismord-Kapelle vorbei — wo nach einer Sage ein Spielmann sein Kind, das nach Brot schrie, an dem Felsen zerschmettert haben soll —; abermals verengt sich der See zu einem schmalen Durchgange. An der „Treib" tritt der Seelisberg mit einer Landspitze

Ufern mit ihm wetteifert, nahe kommt, ohne ihn zu erreichen. derung macht aus dem einen See ſieben unter einander verſ eigentümlichem Charakter begabte Seebecken. Nordnordweſtlich nordnordöſtlich die Küßnachter Bucht; in der Mitte de und die Partie zwiſchen der Zinne und den beiden Naſen ſie die Wäggiſer Bucht nennen; ſüdöſtlich die Hergiswyle den Südfuß des Pilatus beſpülend — die faſt einen bei dende Alpnacher Bucht. Dann von Weſten nach Oſten ge Bucht, zwiſchen Gerſau und Beckenried, und endlich gan biegend der Urner See, in deſſen Tiefe das Reußbett darf man es den alten Autoren wie den alten Anwoh wenn ſie, bevor die Eidgenoſſenſchaft der vier Wald Unterwalden und Luzern ſich gebildet hatte, dieſen Se magnus) nannten und den Namen noch lange neben waldſtätter-Sees beibehielten.

Der See erſcheint ſeiner vielen Buchten weg und man erſtaunt, wenn man erfährt, daß er im meſſe. Und doch beträgt, wenn man ſich ein Flüelen gezogen denkt, die Länge desſelben volle wenn man die Linie von Alpnach bis Küßna dieſe Entfernung volle 5 Stunden! Indem n Brunnen als den Stamm und die Alpnacher beiden Arme betrachtet, gewinnt man die Kreuzes, deſſen Mitte der bekannte „Trich und mannigfaltigſten Ausblicke gewährt.

Nur die Luzerner Bucht iſt wenige mähliche Auswaſchung (Eroſion) entſta geſetzte Ende des Vierwaldſtätter-Sees, zum Becken hat, die nach unten zu Doch kann man eigentlich nie von bl das Waſſer, um ein größeres Becke doch immer ſchon eine Vertiefung iſt am Ausgange der Hochgebirge e durch bloße Einbiegung der Geſte wie ſie die Urner Bucht zeigt.

Die Luzerner Bucht iſt nur See hingegen zeigt eine tiefere Wand des Bürgenſteins, der gruppe herankommt) er dur wieder zum Südrande der Tiefe des Sees von 320

Eine Hauptaxe, wie beim Vierwaldſ achter-Bucht, d

nt- auch ren An- n Alpen- erfaßt, ſo nen von oben

ller im Eingang der Seenixe gemalt den heranziehenden

den schrecklichen Zorn und das fürchterliche Wüten
der Fischer, spricht zu seinem Buben:

Zieh die Naue ein.
dumpf brüllt der Firn,
be an,
etterloch;
h' wir's denken.

den Gotthard durch das
Fels und Thal über-
ngt und dann mit
urzt, auf den Hoch-
fflein in das Wogen-

aß, wenn der Föhn im
ein schwarzer Nachen er-
dete, totenbleiche Jungfrau
r Fahrt befindlichen Nauen.
h zuerst —

unterwegs,
rd gewiegt!
nd der Steurer,
d und Welle spielen
Wenn der Sturm
erst verfangen,
t des Raubtiers Angst,
enstäbe schlägt!
nlend sich vergebens:
ken ihn die Felsen ein,
engen Paß vermauern.

den See für größere Militärtransporte oft
mehreren Jahren*) am schroffen Abhange des
enbergs hin die neue Militärstraße angelegt, die
en wie der See-Arm selber eine Länge von
das Dampfschiff verlassen, um sie zu Fuß zu
war es 5 Uhr nachmittags; ich konnte in Brunnen
ging schnell an dem alten Susthause vorüber, an
was grell, doch weithin sichtbar, zwei Bilder al fresco

n Eidgenossen, ihre Hände zum Schwur erhebend — zum
n 19. Dezember 1315, an welchem Tage die Urkantone,
der Schlacht am Morgarten glücklich für ihre Freiheit ge-
Bundesschwur erneuerten. Das andere Bild stellt zwei schwe-
er, Swen und Swito, dar, die nach alter Überlieferung, die

und 64.

vor, gerade der Muotta-Mündung gegenüber. Wir ...rlande bis
Norden hin die Gebirgsmaſſen durchbrechende T... ...wyz be-
ganz neuen und eigentümlichen Bilde überraſch... ...lhelm
Mythenſtücke liegt mit ſeinen weithin zerſtreuten ...man
Hauptort des Kantons Schwyz, welcher der ...
Namen gegeben.

Näher, gleichfalls hinter Brunnen, das ...

Brunnen iſt der Hafen von Schwy...
Uri. Das Thal, in das die weit von ...
mündet, iſt eigentlich die Fortſetzung ...
Seeven nach Weſten um zum Lowerz...
Arth zum Becken des Zuger-Sees.

Die Gotthardbahn ſchlägt die... ...
Nordoſten umzieht, ein; es iſt der ...
nacht führt. Dieſen Weg läßt die ...
eilend Wilhelm Tell.

Es lag warme Luft auf ...
den nackten Felshöhen, ſo daß ...
wannen, und dennoch erſchi...
Blick konnte bis auf die aus... ...ſo lange ſich be-
paſſes und auf die Silber... ...gegen Angriffe von
licht wie weißer Firnſch... ...unter einander, ſelbſt
Fernſicht verſchwunden, ...ger, welche die Fahne der
ſteil abfallenden Felsw... ...burg ſo mannhaft vorantrugen,
ſteigenden Terraſſen d... ...de geworden — „die Landlüte von
erhabener Schönheit ... ein ſo eigenſinnig ſtolzer privilegierter

Ja, in majeſt... ...m in einer Monarchie ſein kann. Noch bis
freudig anſtaunt, ...ahrhunderts waren unter den 38,000 Seelen,
man ſein Erwa... ...lk zählte, kaum 15—16,000 ſtaatsbürgerlich frei;
herab auf dieſes ... „gefreiten Landleute“, ihre Wohnſitze das „abgefreite
Windhauch ge... ...hingegen, die man kaſtenartig auf gewiſſe Gewerbe be-
umarmung ſ... ...den Staatsämtern ausſchloß, hießen die „neuen Land-
ſeine Ufer ... ...blieben homines novi, mochten ſie auch mehrere Jahr-
jedes An... ...Kanton anſäſſig ſein. Erſt als im Jahre 1798 die Fran-
recht her... ...brachen und man ohne Hilfe der „neuen Landleute“ ihnen
hinab z... ...leiſten konnte, beſchloß die Landsgemeinde, daß ſie fortan
blick, ... ...Landleute“ angeſehen werden ſollten.
gipfel... ...Sturz Napoleons erhob auch die ariſtokratiſche Partei in
ziel... ...ihr Haupt und wollte die Rechte der „ſechs äußeren Be-
... ...anerkennen; ſie widerſetzte ſich, als im Jahre 1830 die Ver-
... ...Schweizer Kantone im freiheitlichen Sinne verbeſſert wurden

...ſe und nid dem Walde.

rachte im Jahre 1833 sogar 600 Mann auf die Beine, die einen An=
die „äußeren Bezirke" machten. Da schickte die Tagsatzung eine
cht von 10,000 Mann ins Land und die „Herren"=Landlüte
Doch wie in Luzern, so gewannen auch in Schwyz die Jesuiten
hand, bis auch hier die Waffengewalt der liberalen Kantone
chen Geist, der ein Geist des Rückschrittes war, dämpfte.
s all den Wirren und Kämpfen eine neue Schweiz er=
chtig in ihrem staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen
— ein Freistaat, der die Einheit des Ganzen mit
verbinden wußte. In der neuen Bundes=
rlichkeit der einzelnen Kantone zum Besten aller
Zoll=, Post=, Münz=, Maß= und Gewichts=
s Recht der freien Niederlassung unter ge=
der Schweizer Bürger gleichberechtigt und
Bundesrats, der die höchste vollziehende
ogerichts, das die höchste richterliche Gewalt

publik wäre längst zerrissen, ein Tummelplatz für die
arn, eine Beute der großen Militärmächte geworden —
Freistaat, wenn sich der Einzelwille nicht immer wieder
llen gefügt und das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht
gelüste überwunden hätte. Die alte schweizerische Sitteneinfalt
narchalische Einfachheit ist längst dahin, — doch der patriotische
er alten Eidgenossen ist von ihren Nachkommen nicht gewichen, darum
sich ihr Staatswesen behauptet, darum wird es von den Nachbarn ge=
achtet, — darum durften auch die Urkantone mit gutem Gewissen, und noch
mehr, mit edelster Begeisterung die hundertjährige Gedächtnisfeier unseres
großen deutschen Dichters Friedrich Schiller begehen, der in seinem
letzten und schönsten Drama die Heldenthaten ihrer Väter gefeiert, den echten,
lauteren Freiheitssinn der Schweizer verherrlicht und sein unsterbliches Frei=
heitslied den Völkern ins Herz gesungen hat, die gleich den Eidgenossen nach
Freiheit streben, nach einer Freiheit, die auf Recht und Sitte beruhet, die
durch Einheit Stärke giebt und dem einzelnen die Unabhängigkeit seines Vor=
wärtsstrebens sichert.

Drüben am Eingang des Urner=Seees, Brunnen gegenüber und in gleicher Linie der Mythenstöcke, ragt hart am Ufer ein einzeln stehender, etwa 25 m hoher Fels, der Mythenstein genannt. Daran steht in großen vergoldeten Lettern aus Gußeisen die einfache, weithin sichtbare und lesbare Inschrift: Dem Sänger Tells, F. Schiller, die Urkantone 1859. Schöner und sinniger ist wohl noch keinem Dichter ein Denkmal errichtet worden, als es hier geschehen! Aber kein Dichter ist auch so wie Schiller ein Dichter des Volkes im höchsten Sinne des Wortes, ein Lehrer, Priester und Prophet gewesen, für alles, was in deutscher Zunge spricht.

Ich ging raschen Schrittes zur Axenstraße hinauf, die, nicht hoch über dem See, in die Felswand der Wasiflue hineingesägt ist. Auch hier, wie

ich's früher an den Abhängen des Rigi bemerkte, finden sich erratische Blöcke in Menge, von den Granithöhen des St. Gotthard durch den Gletscherzug herabgeschleift. Gern hätte ich mir noch das auf grünsaftigen Wiesen zwischen üppigen Nußbäumen versteckte Dörfchen Morschachen näher angesehen und lieber noch wäre ich zum Axenstein, dem neuen schloßartigen Kurhaus aufgestiegen, von dessen Terrasse der Blick auf beide Seearme, den Urner- und Buochserse bis zum Pilatus hin und in Vorblick links auf den Uri-Rotstock und Blackenstock von so überwältigender Schönheit sein soll, daß mich verschiedene Besucher versicherten, sie hätten am ganzen See nichts Prächtigeres und Großartigeres gesehen und dieses Bild sei ihnen unvergeßlich. Aber wenn ich noch vor dem Dunkelwerden in Flüelen eintreffen und unterwegs zur Tellplatte hinabsteigen wollte, durfte ich nicht säumen. War doch der Uri-Rotstock auch von der Axenstraße gesehen eine landschaftlich so herrliche Erscheinung, daß vor diesem König des Urner-Sees selbst das Bild des Pilatus, der den Vierwaldstätterse bis Brunnen beherrscht, in den Hintergrund trat. Schon auf meiner Rigifahrt hatte ich diesen Uri-Rotstock lieb gewonnen und den Blick auf ihn für den schönsten Genuß der Rigi-Aussicht erklärt. Obwohl er nicht die Höhe der Häupter des Berner-Oberlandes erreicht — er ist 2710 m ü. M. — so ist er durch seine kompakte, gewaltige, scharf aufsteigende Masse, durch die vielen Zacken seiner Krone, zwischen denen in schön geschwungener Wellenlinie ein großes Becken für die Schnee- und Gletscherfelder, die auf seinem Haupte ruhen, sich eingebogen hat, einer der schönsten Berge, die ich kenne.

Leider hielt das ganze Hochgebirge nach dieser Seite hin die Wolken, welche die Gipfel umlagerten, fest, und der Blick senkte sich nun um so öfter nach unten zur Wiege der schweizerischen Freiheit, dem Rütli oder Grütli,*) der grünen Wiese, die wie eine kleine Oase am unwirtlichen steilen Ufergelände erscheint, heimlich und anheimelnd. Sie schauet nach Brunnen und den Schwyzer Bergen hinüber und am selben Ufergelände, in das sie sich einbuchtet, auf den Mythenstein, der als ihr Wächter und Schildhalter am Eingange des Sees steht. Es ist die geweihte Stätte, auf der — nach der Sage — in der Nacht vom 7. zum 8. November 1307 Walther Fürst aus Attinghausen in Uri, Werner Stauffacher aus Steinen in Schwyz und Arnold ab der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden mit dreißig Gesinnungsgenossen den Bundesschwur leisteten, den Schiller so kurz und bündig als markig und eindringlich durch den patriotischen Pfarrer Rösselmann langsam feierlich vorsprechen läßt und den die Versammelten mit aufgehobenen drei Fingern wiederholten:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen noch Gefahr —
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,

*) Diminutivform von Rüti, Reute; das G ist nur eine Verstärkung des Anlautes.

Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben —
Wir wollen trauen auf den höchſten Gott,
Und uns nicht fürchten vor der Macht des Menſchen.

Drei Quellen rieſeln aus der Bundeswieſe hervor — nach der zartſinnigen bedeutende Stätten heiligenden Sage dort, wo die drei Eidgenoſſen ſtanden. Noch im Jahr 1859 veranſtaltete die ſchweizeriſche Gemeinnützige Geſellſchaft eine Subſkription bei der geſammten Schweizerjugend, welche reichlich und wetteifernd beiſteuerte, ſo daß nun die Bundeswieſe als unveräußerliches Nationaleigentum angekauft, mit bequemen Wegen und auch einem Gaſthauſe verſehen iſt.

## 7. Der St. Gotthard-Tunnel.

Vom Herausgeber.

Ein neues Wunder iſt der Welt beſchieden,
Ein Friedenswerk im Schweizer Alpenland!
Es tönt der Wagen mit dem Feuerbrand
Im Gotthard, einend, was bis jetzt geſchieden!
Müller v. d. Werra.

Der Vierwaldſtätter-See mit ſeinem Ufergebiet wird nun, da der rieſige Granitwall durchbohrt iſt, der die deutſche Schweiz von der welſchen Schweiz und von Italien trennt, verdoppelte Anziehung erhalten, aber auch, anſtatt für viele das Endziel zu ſein für eine Schweizerreiſe, in eine Durchgangsſtraße ſich verwandeln, deren Endpunkte in Mailand und Florenz, am Adriameer und am Buſen von Genua liegen. Nordſee und Mittelmeer, Deutſchland und Italien ſind ſich um das Zehn- und Zwanzigfache näher gerückt. Die rauhe Jahreszeit wird nicht mehr wie früher den Güterverkehr hemmen, und ſelbſt für den Perſonenzug werden die Jahreszeiten nicht mehr ſo ſcharf markierte Scheidungslinien bilden. Der Strom der Vergnügungsreiſenden, die von den Ufern des herrlichen Sees zu den klaſſiſchen Punkten des Berner Oberlandes eilten, brach ſich gleichſam an den nördlichen Abhängen der Centralalpenkette; es koſtete den meiſten zu viel Mühe, Zeit und Geld, um die über den Kamm des Hochgebirges führenden Straßen zu paſſieren, die italieniſche Schweiz und weiter die Gefilde des ſchönen Italiens zu beſuchen. Lawinen und Schneeſtürme im Winter und Frühling, Glatteis im Herbſt, und oft ſchon im September Schneewehen und raſende Stürme machten die Reiſe über den Gotthardpaß nicht nur für den Fußgänger, ſondern auch für den im Poſtwagen und Schlitten wohlverpackten Paſſagier zu einem lebensgefährlichen Unternehmen. Wie ein reißender Fluß, oder ein ſtürmiſches Meer mit Felſenriffen, oder die waſſerloſe heiße Sandwüſte forderte der St. Gotthard alljährlich ſeine Opfer an Tier- und Menſchenleben ein. Die

gefährlichsten Stellen des Passes waren und sind die Felsenschlucht der Schöllinen bis zu der merkwürdigen Stelle sich hinaufziehend, wo die Reuß aus dem Urserenthal durch einen schmalen Felsspalt hervorbricht und die alte und neue Teufelsbrücke über das wild aufschäumende in die Tiefe hinabstürzende Gewässer sich wölben; ferner der steile Aufstieg vom Hospenthal an der Rodundaly vorüber zur Paßhöhe, ein Tummelplatz für die „Gurete", jene schrecklichen Schneestürme, die bei Nordwind an der Südseite, bei Südwind an der Nordseite des Paßsattels am heftigsten toben und die feinen Eis- und Schneekristalle in einen so unwiderstehlichen Wirbeltanz versetzen, daß Menschen und Tieren Hören und Sehen vergeht; und drittens die vom jungen Tessinfluß durchrauschte Felsenge. Der steile Absturz vom Gotthardhospiz nach der Südseite des Gebirges ist zwar durch kühn übereinandergemauerte „Kehren" und Schlangenwindungen überwunden, dann aber kommt ein Engpaß, der von beiden Seiten durch Lawinenstürze bedroht ist, die von den steilen Felshängen herabdonnern und die Straße verschütten. Das ist das schon in seinem Namen abschreckende Val tremola (Thal des Zitterns), vom deutschen Schweizer auch „Trümmelnthal" genannt.

Von Flüelen, dem Anfangspunkt der Gotthardstraße, bis nach Göschenen hinauf fährt man noch bequem genug; dann aber beginnen die wilden Berggeister den Menschen und Tieren ihre Schwäche fühlbar zu machen. Wenn alles gut ging, brauchte der wohlbespannte Eilwagen von Göschenen bis nach Airolo, der ersten Station am Südabhang des Gebirgs, 5 bis 6 Stunden; jetzt fliegt die Lokomotive in 30 bis 35 Minuten durch den Tunnel. Warm genug ist's in der Tiefe, ja auch schwül; während oben in den Thalschluchten und auf den Felsenhöhen eisige Sturmwinde toben und meterhohe Schneemauern auf der Poststraße den Weg absperren, schließt der in gerader Linie tief unten dahin eilende Insasse des Dampfwagens behaglich die Augen, um von der Sonne Italiens, von den Myrten- und Lorbeerstauden am blauen Lago maggiore zu träumen. Wie tanzende Irrlichter huschen die brennenden Lampen an ihm vorüber, das feuchte Steingewölbe, an das die Rauchmassen der Lokomotive anrennen, wie gefangene Bestien an die Gitterstäbe ihres Käfigs, glitzert unheimlich und der Gedanke an die furchtbare Möglichkeit, daß ein Stein aus der Wölbung sich lösen und den ganzen Zug verschütten könnte, beengt die schwerer atmende Brust. Doch schon dringt in das blinzelnde Auge ein tröstliches Dämmerlicht, ein lichter Punkt zeigt sich in der Ferne, rückt näher und wird größer, eine kleine Biegung und die Ätherwellen des holden Himmelslichtes umfangen den Reisenden, sein Herz mit neuer Hoffnung und frischem Reisemut erfüllend.

Der Bahnhof von Airolo, an der Südmündung des Riesentunnels, etwas höher als das Portal von Göschenen gelegen (1145 m über dem Meeresspiegel — Göschenen 1109 m), ist erreicht und nun geht es mit dem thalabwärts zum Langen-See eilenden Tessin um die Wette und seine Schnelligkeit weit überholend durch das enge aber reizende Livinenthal (Val Leventina) mit seinen malerischen Felswänden, grünen Matten und wilden

Sturzbächen, über kühne Felsgalerieen und Dämme, durch zahlreiche kleinere Tunnels nach Bellinzona, wo die Bahn sich teilt, einerseits zum Langensee (Magadino, Luino mit Zweigbahn nach Locarno) andrerseits zum Luganersee sich wendend.

Die ebenso großartige als reizende und liebliche italienische Schweiz ist nun dem Vierwaldstättersee, diesem Centrum der deutschen Urkantone, so nahe gerückt, daß selbst zur Winterszeit, wenn auf der Nordseite rauhe Nord- oder Ostwinde über die schneebedeckten Fluren stürmen, Vergnügungsfahrten an die oberitalienischen Seeen unternommen werden können; man wird Extrazüge nach den borromäischen Inseln und Belaggio mit Retour- und Rundreisebillets veranstalten, und mancher Brustkranke, der die Fahrt über den Alpenpaß nicht wagen durfte, wird nun vorzugsweise zur Winterszeit der milden Luft Italiens sich erfreuen können. Ein italienischer Rigi, der Monte Generose, wird Tausende von Touristen auf seinen Felskuppen versammeln, von denen man die große Alpenkette nordwärts in einem vom Montblanc bis zum Ortles ausgespannten Bogen überschaut, während zu den Füßen die Spiegel der oberitaliemischen Seeen erglänzen und südwärts das „Maienland" der Vorfahren, die lombardische Ebene — die fruchtbare, aber auch blutgetränkte — sich dehnt.

Jahrhunderte lang sind auf der ganzen Gotthardlinie blutige Kämpfe ausgefochten worden. Noch an der Scheide des vorigen Jahrhunderts tobte hier der Kampf zwischen Russen und Österreichern einerseits und Franzosen andrerseits, die um den Besitz des Passes rangen. Vor vier Jahrhunderten stürmten, um die ins Livinenthal vordringenden Herzöge von Mailand zurückzuschlagen, die kampflustigen Herren Bauern aus Uri und Unterwalden und Schwyz über den rauhen Gotthardpaß, ließen aber auch die Befreiten hart genug die Obmacht der sieghaften Eidgenossen empfinden und erst durch die französische Revolution und Napoleon ward der Kanton Tessin seinen früheren Herren ebenbürtig. Jetzt, da ein einiges Italien erstanden ist, zieht es die italienischen Schweizer wieder südwärts. Das Opfer aber, das die deutschen Kantone durch Erbauung der Gotthardbahn brachten, ward nicht zum kleinsten Teile bestimmt durch die Hoffnung, daß die Eisenschiene ein neues festes Band werden möge zwischen deutscher und welscher Schweiz, wie sie ja auch die beiden Großmächte, Italien und Deutschland, die durch große Ereignisse der letzten Jahre näher zusammengeführt wurden, durch den friedlichen Handelsverkehr fester verbinden wird.

Freilich wird auch die Eisenbahn zu einem lockeren zerreißbaren Bande, wenn sich die Herzen der Völker entfremden; die Eisenschiene trägt ebenso willig die Kanone wie den Güterwagen. Dennoch aber hilft sie mächtig dazu, daß wie die räumlichen Entfernungen schwinden, so auch die Nationen sich finden lernen und lieber freundlich als feindlich miteinander verkehren.

Nicht unbesonnen und zwecklos haben Italien und das deutsche Reich ihre Millionen beigesteuert, ohne welche die Gotthardbahn nimmer zustande gekommen wäre. Lag es in ihrem politischen Interesse, eine von Frankreich

Ufern mit ihm wetteifert, nahe kommt, ohne ihn zu erreichen. Diese Gliederung macht aus dem einen See sieben unter einander verschiedene, mit eigentümlichem Charakter begabte Seebecken. Nordnordwestlich die Luzerner, nordnordöstlich die Küßnachter Bucht; in der Mitte der Kreuztrichter und die Partie zwischen der Zinne und den beiden Nasen — man könnte sie die Wäggiser Bucht nennen; südöstlich die Hergiswyler Bucht und — den Südfuß des Pilatus bespülend — die fast einen besonderen See bildende Alpnacher Bucht. Dann von Westen nach Osten gedehnt die Buochser Bucht, zwischen Gersau und Beckenried, und endlich ganz nach Süden umbiegend der Urner See, in dessen Tiefe das Reußbett plötzlich abfällt. Da darf man es den alten Autoren wie den alten Anwohnern nicht verdenken, wenn sie, bevor die Eidgenossenschaft der vier Waldstätte: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern sich gebildet hatte, diesen See den „großen" (lacus magnus) nannten und den Namen noch lange neben dem neueren des Vierwaldstätter-Sees beibehielten.

Der See erscheint seiner vielen Buchten wegen viel größer, als er ist, und man erstaunt, wenn man erfährt, daß er im ganzen nur $1\,^{7}/_{10}$ □Meilen messe. Und doch beträgt, wenn man sich eine Schnur von Luzern bis Flüelen gezogen denkt, die Länge desselben volle 10 (deutsche) Stunden, und wenn man die Linie von Alpnach bis Küßnacht als Breite betrachten will, diese Entfernung volle 5 Stunden! Indem man die Linie von Luzern nach Brunnen als den Stamm und die Alpnacher und Küßnachter Bucht als die beiden Arme betrachtet, gewinnt man die Figur eines etwas verschobenen Kreuzes, dessen Mitte der bekannte „Trichter" ist, der die überraschendsten und mannigfaltigsten Ausblicke gewährt.

Nur die Luzerner Bucht ist weniger tief; sie bildet einen durch allmähliche Auswaschung (Erosion) entstandenen See, während das entgegengesetzte Ende des Vierwaldstätter-Sees, die Urner Bucht, eine tiefe Felsspalte zum Becken hat, die nach unten zu unter spitzem Winkel zusammenläuft. Doch kann man eigentlich nie von bloßen „Erosions-Seen" reden, da das Wasser, um ein größeres Becken auswaschen und erweitern zu können, doch immer schon eine Vertiefung des Bodens vorfinden muß. Und diese ist am Ausgange der Hochgebirge entweder durch Einsturzthäler gebildet oder durch bloße Einbiegung der Gesteinsschichten oder durch Querrisse derselben, wie sie die Urner Bucht zeigt.

Die Luzerner Bucht ist nur das Ende einer Einbiegung. Der Buochser-See hingegen zeigt eine tiefere Mulde, deren Nordwand (gebildet durch die Wand des Bürgenstein, der ganz nahe an den Vitznauerstock der Rigigruppe herankommt) er durchbrochen hat. Dann wird derselbe Bürgenstein wieder zum Südrande der Bucht von Wäggis, und hier ist die bedeutendste Tiefe des Sees von 320 m; der Urner-See hat nur eine Tiefe von 240 m.

Eine Hauptaxe, wie beim Boden-, Genfer-, Thuner- oder Brienzer-See läßt sich beim Vierwaldstätter- und Luganer-See nicht ziehen; die Luzerner- und Küßnachter-Bucht, der Buochser- und Urner-See stoßen fast unter rechten

Winkeln zusammen, so daß sich eigentlich verschiedene Becken verbunden haben, die nun ein und derselbe Hauptstrom erfüllt.

Daher ist denn eine Fahrt vom Ausfluß der Reuß bis zur Einmündung derselben so wunderbar wechselvoll, überraschend, das Interesse nicht nur fortwährend in Spannung erhaltend, sondern es steigernd. Denn ehe man sichs versieht, hat man die anfänglichen Ufer verloren, ganz neue gewonnen und damit ganz neue Durchblicke und Perspektiven, d. h. Fernblicke erhalten. Aber auch die Effekte steigern sich, werden immer großartiger und schlagender. In der milden, freundlichen Luzerner-Bucht glauben wir uns noch halb in der Ebene, die Bergwelt steht noch in einer gewissen ehrfurchtgebietenden Ferne wie eine zusammengedrängte Masse vor uns. Wir nähern uns dem Kreuztrichter, und nach allen Seiten hin dehnt sich, groß und frei, der Wasserspiegel, die Berge engen ihn nicht ein, sie bilden nur seinen reich geschmückten Kranz. Wir steuern gegen Wäggis weiter nach Vitznau und sehen dort in steil ansteigenden Kurven, die an tiefer Kluft kühn den Weg gesucht und gefunden haben, die Eisenbahn zur Rigihöhe aufsteigen. Mehr und mehr empfinden wir die Wucht der Felswände auf beiden Seiten; der See verengt sich zur Breite eines Stromes, wir passieren ein Felsthor (zwischen den beiden „Nasen"), fahren wieder in ein großes, aber von allen Seiten umschlossenes Becken und schauen auf Beckenried und die herrlichen Bergspitzen des Stollens und Oberen Bauens (1960 m), deren rechte Flanke die üppig grüne Musenalp bildet.

Das Schiff wendet sich nach Südwest nach dem Unterwaldner Dorf Buochs, bei welchem die Engelberger-Aa mündet. Wir schauen in die Thalweite nach Stans hinauf, der Hauptstadt des Halbkantons Nidwalden: dann gehts wieder am grünen Fuße des Buochser Horns östlich nach dem sonnigen Beckenried und wieder nordöstlich quer über den See auf Gersau zu. Hoch oben blickt über die steilen Felswände des Rigi-Abhangs das Gasthaus von Rigi-Scheidegg herab auf das schmucke Kirchlein, das, auf dem äußersten Uferrande stehend, von den Wellen des Sees umspült wird. Einen neuen Blick nach rechts in das Muotta-Thal, auf die Rote Fluh, den großen und kleinen Mythen, von denen Schillers Berglied singt:

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft
Hoch über der Menschen Geschlechter.

Die nackten kahlen Spitzsäulen stellen ein pittoreskes Gegenbild dar zum Ufer von Beckenried, auf das wir von Gersau weiterfahrend noch einen Rückblick werfen. Es ist, als tönte von dorther Alphornklang, um uns auf die grünen Terrassen, auf die mattenreichen hohen Pyramiden zu locken, während die Schwyzer Haken und Spitzen uns wie drohend zurückschrecken.

Wir fahren an der Kindlismord-Kapelle vorbei — wo nach einer Sage ein Spielmann sein Kind, das nach Brot schrie, an dem Felsen zerschmettert haben soll —; abermals verengt sich der See zu einem schmalen Durchgange. An der „Treib" tritt der Seelisberg mit einer Landspitze

Ufern mit ihm wetteifert, nahe kommt, ohne ihn zu erreichen. Diese Gliederung macht aus dem einen See sieben unter einander verschiedene, mit eigentümlichem Charakter begabte Seebecken. Nordnordwestlich die Luzerner, nordnordöstlich die Küßnachter Bucht; in der Mitte der Kreuztrichter und die Partie zwischen der Zinne und den beiden Nasen — man könnte sie die Wäggiser Bucht nennen; südöstlich die Hergiswyler Bucht und — den Südfuß des Pilatus bespülend — die fast einen besonderen See bildende Alpnacher Bucht. Dann von Westen nach Osten gedehnt die Buochser Bucht, zwischen Gersau und Beckenried, und endlich ganz nach Süden umbiegend der Urner See, in dessen Tiefe das Reußbett plötzlich abfällt. Da darf man es den alten Autoren wie den alten Anwohnern nicht verdenken, wenn sie, bevor die Eidgenossenschaft der vier Waldstätte: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern sich gebildet hatte, diesen See den „großen" (lacus magnus) nannten und den Namen noch lange neben dem neueren des Vierwaldstätter-Sees beibehielten.

Der See erscheint seiner vielen Buchten wegen viel größer, als er ist, und man erstaunt, wenn man erfährt, daß er im ganzen nur $1\,^{7}/_{10}$ □Meilen messe. Und doch beträgt, wenn man sich eine Schnur von Luzern bis Flüelen gezogen denkt, die Länge desselben volle 10 (deutsche) Stunden, und wenn man die Linie von Alpnach bis Küßnacht als Breite betrachten will, diese Entfernung volle 5 Stunden! Indem man die Linie von Luzern nach Brunnen als den Stamm und die Alpnacher und Küßnachter Bucht als die beiden Arme betrachtet, gewinnt man die Figur eines etwas verschobenen Kreuzes, dessen Mitte der bekannte „Trichter" ist, der die überraschendsten und mannigfaltigsten Ausblicke gewährt.

Nur die Luzerner Bucht ist weniger tief; sie bildet einen durch allmähliche Auswaschung (Erosion) entstandenen See, während das entgegengesetzte Ende des Vierwaldstätter-Sees, die Urner Bucht, eine tiefe Felsspalte zum Becken hat, die nach unten zu unter spitzem Winkel zusammenläuft. Doch kann man eigentlich nie von bloßen „Erosions-Seen" reden, da das Wasser, um ein größeres Becken auswaschen und erweitern zu können, doch immer schon eine Vertiefung des Bodens vorfinden muß. Und diese ist am Ausgange der Hochgebirge entweder durch Einsturzthäler gebildet oder durch bloße Einbiegung der Gesteinsschichten oder durch Querrisse derselben, wie sie die Urner Bucht zeigt.

Die Luzerner Bucht ist nur das Ende einer Einbiegung. Der Buochser-See hingegen zeigt eine tiefere Mulde, deren Nordwand (gebildet durch die Wand des Bürgenstein, der ganz nahe an den Vitznauerstock der Rigigruppe herankommt) er durchbrochen hat. Dann wird derselbe Bürgenstein wieder zum Südrande der Bucht von Wäggis, und hier ist die bedeutendste Tiefe des Sees von 320 m; der Urner-See hat nur eine Tiefe von 240 m.

Eine Hauptaxe, wie beim Boden-, Genfer-, Thuner- oder Brienzer-See läßt sich beim Vierwaldstätter- und Luganer-See nicht ziehen; die Luzerner- und Küßnachter-Bucht, der Buochser- und Urner-See stoßen fast unter rechten

Winkeln zusammen, so daß sich eigentlich verschiedene Becken verbunden haben, die nun ein und derselbe Hauptstrom erfüllt.

Daher ist denn eine Fahrt vom Ausfluß der Reuß bis zur Einmündung derselben so wunderbar wechselvoll, überraschend, das Interesse nicht nur fortwährend in Spannung erhaltend, sondern es steigernd. Denn ehe man sichs versieht, hat man die anfänglichen Ufer verloren, ganz neue gewonnen und damit ganz neue Durchblicke und Perspektiven, d. h. Fernblicke erhalten. Aber auch die Effekte steigern sich, werden immer großartiger und schlagender. In der milden, freundlichen Luzerner-Bucht glauben wir uns noch halb in der Ebene, die Bergwelt steht noch in einer gewissen ehrfurchtgebietenden Ferne wie eine zusammengedrängte Masse vor uns. Wir nähern uns dem Kreuztrichter, und nach allen Seiten hin dehnt sich, groß und frei, der Wasserspiegel, die Berge engen ihn nicht ein, sie bilden nur seinen reich geschmückten Kranz. Wir steuern gegen Wäggis weiter nach Vitznau und sehen dort in steil ansteigenden Kurven, die an tiefer Kluft kühn den Weg gesucht und gefunden haben, die Eisenbahn zur Rigihöhe aufsteigen. Mehr und mehr empfinden wir die Wucht der Felswände auf beiden Seiten; der See verengt sich zur Breite eines Stromes, wir passieren ein Felsthor (zwischen den beiden „Nasen"), fahren wieder in ein großes, aber von allen Seiten umschlossenes Becken und schauen auf Beckenried und die herrlichen Bergspitzen des Stollens und Oberen Bauens (1960 m), deren rechte Flanke die üppig grüne Musenalp bildet.

Das Schiff wendet sich nach Südwest nach dem Unterwaldner Dorf Buochs, bei welchem die Engelberger-Aa mündet. Wir schauen in die Thalweite nach Stans hinauf, der Hauptstadt des Halbkantons Nidwalden: dann gehts wieder am grünen Fuße des Buochser Horns östlich nach dem sonnigen Beckenried und wieder nordöstlich quer über den See auf Gersau zu. Hoch oben blickt über die steilen Felswände des Rigi-Abhangs das Gasthaus von Rigi-Scheidegg herab auf das schmucke Kirchlein, das, auf dem äußersten Uferrande stehend, von den Wellen des Seees umspült wird. Einen neuen Blick nach rechts in das Muotta-Thal, auf die Rote Fluh, den großen und kleinen Mythen, von denen Schillers Berglied singt:

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft
Hoch über der Menschen Geschlechter.

Die nackten kahlen Spitzsäulen stellen ein pittoreskes Gegenbild dar zum Ufer von Beckenried, auf das wir von Gersau weiterfahrend noch einen Rückblick werfen. Es ist, als tönte von dorther Alphornklang, um uns auf die grünen Terrassen, auf die mattenreichen hohen Pyramiden zu locken, während die Schwyzer Haken und Spitzen uns wie drohend zurückschrecken.

Wir fahren an der Kindlismord-Kapelle vorbei — wo nach einer Sage ein Spielmann sein Kind, das nach Brot schrie, an dem Felsen zerschmettert haben soll —; abermals verengt sich der See zu einem schmalen Durchgange. An der „Treib" tritt der Seelisberg mit einer Landspitze

Ufern mit ihm wetteifert, nahe kommt, ohne ihn zu erreichen. Diese Gliederung macht aus dem einen See sieben unter einander verschiedene, mit eigentümlichem Charakter begabte Seebecken. Nordnordwestlich die Luzerner, nordnordöstlich die Küßnachter Bucht; in der Mitte der Kreuztrichter und die Partie zwischen der Zinne und den beiden Nasen — man könnte sie die Wäggiser Bucht nennen; südöstlich die Hergiswyler Bucht und — den Südfuß des Pilatus bespülend — die fast einen besonderen See bildende Alpnacher Bucht. Dann von Westen nach Osten gedehnt die Buochser Bucht, zwischen Gersau und Beckenried, und endlich ganz nach Süden umbiegend der Urner See, in dessen Tiefe das Reußbett plötzlich abfällt. Da darf man es den alten Autoren wie den alten Anwohnern nicht verdenken, wenn sie, bevor die Eidgenossenschaft der vier Waldstätte: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern sich gebildet hatte, diesen See den „großen" (lacus magnus) nannten und den Namen noch lange neben dem neueren des Vierwaldstätter-Sees beibehielten.

Der See erscheint seiner vielen Buchten wegen viel größer, als er ist, und man erstaunt, wenn man erfährt, daß er im ganzen nur $1^{7}/_{10}$ □Meilen messe. Und doch beträgt, wenn man sich eine Schnur von Luzern bis Flüelen gezogen denkt, die Länge desselben volle 10 (deutsche) Stunden, und wenn man die Linie von Alpnach bis Küßnacht als Breite betrachten will, diese Entfernung volle 5 Stunden! Indem man die Linie von Luzern nach Brunnen als den Stamm und die Alpnacher und Küßnachter Bucht als die beiden Arme betrachtet, gewinnt man die Figur eines etwas verschobenen Kreuzes, dessen Mitte der bekannte „Trichter" ist, der die überraschendsten und mannigfaltigsten Ausblicke gewährt.

Nur die Luzerner Bucht ist weniger tief; sie bildet einen durch allmähliche Auswaschung (Erosion) entstandenen See, während das entgegengesetzte Ende des Vierwaldstätter-Sees, die Urner Bucht, eine tiefe Felsspalte zum Becken hat, die nach unten zu unter spitzem Winkel zusammenläuft. Doch kann man eigentlich nie von bloßen „Erosions-Seen" reden, da das Wasser, um ein größeres Becken auswaschen und erweitern zu können, doch immer schon eine Vertiefung des Bodens vorfinden muß. Und diese ist am Ausgange der Hochgebirge entweder durch Einsturzthäler gebildet oder durch bloße Einbiegung der Gesteinsschichten oder durch Querrisse derselben, wie sie die Urner Bucht zeigt.

Die Luzerner Bucht ist nur das Ende einer Einbiegung. Der Buochser-See hingegen zeigt eine tiefere Mulde, deren Nordwand (gebildet durch die Wand des Bürgenstein, der ganz nahe an den Vitznauerstock der Rigigruppe herankommt) er durchbrochen hat. Dann wird derselbe Bürgenstein wieder zum Südrande der Bucht von Wäggis, und hier ist die bedeutendste Tiefe des Sees von 320 m; der Urner-See hat nur eine Tiefe von 240 m.

Eine Hauptaxe, wie beim Boden-, Genfer-, Thuner- oder Brienzer-See läßt sich beim Vierwaldstätter- und Luganer-See nicht ziehen; die Luzerner- und Küßnachter-Bucht, der Buochser- und Urner-See stoßen fast unter rechten

Winkeln zusammen, so daß sich eigentlich verschiedene Becken verbunden haben, die nun ein und derselbe Hauptstrom erfüllt.

Daher ist denn eine Fahrt vom Ausfluß der Reuß bis zur Einmündung derselben so wunderbar wechselvoll, überraschend, das Interesse nicht nur fortwährend in Spannung erhaltend, sondern es steigernd. Denn ehe man sichs versieht, hat man die anfänglichen Ufer verloren, ganz neue gewonnen und damit ganz neue Durchblicke und Perspektiven, d. h. Fernblicke erhalten. Aber auch die Effekte steigern sich, werden immer großartiger und schlagender. In der milden, freundlichen Luzerner-Bucht glauben wir uns noch halb in der Ebene, die Bergwelt steht noch in einer gewissen ehrfurchtgebietenden Ferne wie eine zusammengedrängte Masse vor uns. Wir nähern uns dem Kreuztrichter, und nach allen Seiten hin dehnt sich, groß und frei, der Wasserspiegel, die Berge engen ihn nicht ein, sie bilden nur seinen reich geschmückten Kranz. Wir steuern gegen Wäggis weiter nach Vitznau und sehen dort in steil ansteigenden Kurven, die an tiefer Kluft kühn den Weg gesucht und gefunden haben, die Eisenbahn zur Rigihöhe aufsteigen. Mehr und mehr empfinden wir die Wucht der Felswände auf beiden Seiten; der See verengt sich zur Breite eines Stromes, wir passieren ein Felsthor (zwischen den beiden „Nasen"), fahren wieder in ein großes, aber von allen Seiten umschlossenes Becken und schauen auf Beckenried und die herrlichen Bergspitzen des Stollens und Oberen Bauens (1960 m), deren rechte Flanke die üppig grüne Musenalp bildet.

Das Schiff wendet sich nach Südwest nach dem Unterwaldner Dorf Buochs, bei welchem die Engelberger-Aa mündet. Wir schauen in die Thalweite nach Stans hinauf, der Hauptstadt des Halbkantons Nidwalden: dann gehts wieder am grünen Fuße des Buochser Horns östlich nach dem sonnigen Beckenried und wieder nordöstlich quer über den See auf Gersau zu. Hoch oben blickt über die steilen Felswände des Rigi-Abhangs das Gasthaus von Rigi-Scheidegg herab auf das schmucke Kirchlein, das, auf dem äußersten Uferrande stehend, von den Wellen des Sees umspült wird. Einen neuen Blick nach rechts in das Muotta-Thal, auf die Rote Fluh, den großen und kleinen Mythen, von denen Schillers Berglied singt:

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft
Hoch über der Menschen Geschlechter.

Die nackten kahlen Spitzsäulen stellen ein pittoreskes Gegenbild dar zum Ufer von Beckenried, auf das wir von Gersau weiterfahrend noch einen Rückblick werfen. Es ist, als tönte von dorther Alphornklang, um uns auf die grünen Terrassen, auf die mattenreichen hohen Pyramiden zu locken, während die Schwyzer Haken und Spitzen uns wie drohend zurückschrecken.

Wir fahren an der Kindlismord-Kapelle vorbei — wo nach einer Sage ein Spielmann sein Kind, das nach Brot schrie, an dem Felsen zerschmettert haben soll —; abermals verengt sich der See zu einem schmalen Durchgange. An der „Treib" tritt der Seelisberg mit einer Landspitze

vor, gerade der Muotta-Mündung gegenüber. Wir blicken tief in dies nach Norden hin die Gebirgsmaſſen durchbrechende Thal, das uns mit einem ganz neuen und eigentümlichen Bilde überraſcht. Am Fuße der kahlen Mythenſtücke liegt mit ſeinen weithin zerſtreuten weißgetünchten Häuſern der Hauptort des Kantons Schwyz, welcher der ganzen Eidgenoſſenſchaft den Namen gegeben.

Näher, gleichfalls hinter Brunnen, das freundliche Dorf Ingebohl.

Brunnen iſt der Hafen von Schwyz, wie Flüelen der Hafenort von Uri. Das Thal, in das die weit von Oſten her kommende Muotta einmündet, iſt eigentlich die Fortſetzung des Urner Seebeckens; es biegt bei Seeven nach Weſten um zum Lowerzer-See und weiter über Goldau nach Arth zum Becken des Zuger-Sees.

Die Gotthardbahn ſchlägt dieſen Thalweg, der die Rigigruppe im Nordoſten umzieht, ein; es iſt der Landweg, der von Brunnen nach Küßnacht führt. Dieſen Weg läßt die Sage auch Geßler ziehen und ihm vorauseilend Wilhelm Tell.

Es lag warme Luft auf See und Thal und warmes Sonnenlicht auf den nackten Felshöhen, ſo daß ſie einen rötlichen Anflug des Lebens gewannen, und dennoch erſchien mir die Bergſcenerie ſtreng und ernſt. Der Blick konnte bis auf die aus dem Muottathal aufſteigende Höhe des Pragelpaſſes und auf die Silberen, grauweiße öde Karrenfelder, die im Sonnenlicht wie weißer Firnſchnee glänzten, hinübergreifen. Aber ſchnell war die Fernſicht verſchwunden, eine kleine Wendung des Schiffes und zwiſchen der ſteil abfallenden Felswand des Axenberges und den nicht minder ſchroff abſteigenden Terraſſen des Seelisberges ſtreckte ſich in majeſtätiſcher Ruhe und erhabener Schönheit der Urner-See.

Ja, in majeſtätiſcher Ruhe! — wie ein ſchlafender Löwe, den man freudig anſtaunt, aber doch nicht ohne eine gewiſſe Bangigkeit betrachtet, weil man ſein Erwachen fürchtet! Wohl ſtrahlte ein ſonniger blauer Himmel herab auf dieſes grüne Gewäſſer, deſſen heller Spiegel nur durch einen leiſen Windhauch gekräuſelt wurde und deſſen Waſſermaſſe in der mächtigen Felſenumarmung feſt und ſicher zu ruhen ſchien. Aber eben dieſe Bergrieſen, die ſeine Ufer bilden, treten ſo nahe, ſo trotzig heran, als wollten ſie dem Nachen jedes Anlanden, dem Menſchen jede Anſiedelung wehren; ſie ſteigen ſo ſenkrecht herab, daß der Blick unwillkürlich an dieſen ſchroffen Uferwänden auch hinab zur Tiefe gleitet und eine Ahnung gewinnt von dem furchtbaren Anblick, wenn der Sturm dieſe Tiefe aufwühlt. Wie uns auf hohen Alpengipfeln ſchwindelt und ein unwiderſtehlicher Zug in die Tiefe erfaßt, ſo ziehen uns die Dämonen der Waſſertiefe hinab, wenn wir ihnen von oben zuſchauen und ihrem Reize uns überlaſſen.

Mit wunderbarer Pracht und Naturtreue hat uns Schiller im Eingang zum Tell ebenſo den verlockenden, ſinnumſtrickenden Reiz der Seenixe gemalt — „es lächelt der See, er ladet zum Bade“ — wie den heranziehenden

Sturm der Leidenſchaft, den ſchrecklichen Zorn und das fürchterliche Wüten desſelben Sees. Ruodi, der Fiſcher, ſpricht zu ſeinem Buben:

Mach hurtig, Jenni. Zieh die Naue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mytenſtein zieht ſeine Haube an,
Und kalt her bläſt es aus dem Wetterloch;
Der Sturm, ich mein', wird da ſein, eh' wir's denken.

Der „graue Thalvogt" iſt der Föhn, der über den Gotthard durch das Reußthal hinunter ſtürmt, der mit grauem Höhenrauch Fels und Thal überzieht, den Flanken der Berge lange Wolkenſchwerter anhängt und dann mit ſouveräner Willkür Tannen entwurzelt, Alpenhütten einſtürzt, auf den Hochalpen Lawinen rollt und unten auf dem See das Schifflein in das Wogengetümmel jagt und in die Tiefe ſtürzt.

Eine Schifferſage vom Kreuztrichter berichtet, daß, wenn der Föhn im Anzuge ſei, mitten auf dem Spiegel des Sees ein ſchwarzer Nachen erſcheine; in demſelben ſtehe aufrecht eine weißgekleidete, totenbleiche Jungfrau und winke nach allen Seiten den noch auf der Fahrt befindlichen Nauen. In die Felsſpalte des Urner-Sees wirft er ſich zuerſt —

Wehe dem Fahrzeug, das, dann unterwegs,
In dieſer furchtbar'n Wiege wird gewiegt!
Hier iſt das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm iſt Meiſter, Wind und Welle ſpielen
Ball mit dem Menſchen. — Wenn der Sturm
In dieſer Waſſerkluft ſich erſt verfangen,
Dann raſt er um ſich mit des Raubtiers Angſt,
Das an des Gitters Eiſenſtäbe ſchlägt!
Die Pforte ſucht er heulend ſich vergebens:
Denn ringsum ſchränken ihn die Felſen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Weil Wind und Wetter den See für größere Militärtransporte oft unſicher machen, hat man vor mehreren Jahren*) am ſchroffen Abhange des Fron-Alpſtockes und des Axenbergs hin die neue Militärſtraße angelegt, die von Brunnen bis Flüelen wie der See-Arm ſelber eine Länge von 2¾ St. hat. Ich hatte das Dampfſchiff verlaſſen, um ſie zu Fuß zu durchwandern. Schon war es 5 Uhr nachmittags; ich konnte in Brunnen nicht lange verweilen, ging ſchnell an dem alten Suſthauſe vorüber, an deſſen Giebelwand etwas grell, doch weithin ſichtbar, zwei Bilder al fresco gemalt ſind:

Die drei erſten Eidgenoſſen, ihre Hände zum Schwur erhebend — zum Andenken an den 19. Dezember 1315, an welchem Tage die Urkantone, nachdem ſie in der Schlacht am Morgarten glücklich für ihre Freiheit geſtritten, den Bundesſchwur erneuerten. Das andere Bild ſtellt zwei ſchwediſche Männer, Swen und Swito, dar, die nach alter Überlieferung, die

*) 1863 und 64.

freilich nicht volle Glaubwürdigkeit hat, aus ihrem nordiſchen Vaterlande bis an den Vierwaldſtätter-See gezogen und die Anſiedelung von Schwyz begründet haben ſollen. (Vergl. die Rede Stauffachers in Schillers Wilhelm Tell, II, Rütli-Scene.) Indeſſen ſo ganz aus der Luft gegriffen, wie man neuerdings meint, iſt ſie auch nicht, denn die Wahrſcheinlichkeit iſt vorhanden, daß von den geſchlagenen Cimbern und Teutonen ſich Reſte in dieſen entlegenen Thälern feſtſetzten.

In Aegidius Tſchudis helvet. Chronik (S. 276 ff.) iſt die Brunner Urkunde zu leſen, und heißt es an deren Schluß:

„Und durch das, daß die vorgeſchribene Sicherheit, und die Gedinge ewig und ſtäte beliben, ſo hant wir die Vorgenannten Landt-Lüte und Eidgenoſſen von Uri, von Schwiez und von Unterwalden unſere Sigele gehenckt an diſen Brief, der ward geben zu Brunnen, da man zalt von Gottes Geburte drüzechen hundert Jar, und darnach in dem fünffzehenden Jare, am nächſten Zinſtagg nach Sant Niclaus-Tag.

Sigillum Communitatis Vallis Uraniae.
Sigillum Universitatis in Swites.
Sigillum Universitatis Hominum de Stannes.
Vallis superioris & inferioris“ *)

Wenige Bündniſſe und Eidgelöbniſſe haben ſo gut und ſo lange ſich bewährt wie dieſes! Zwar hat es, nachdem die Kämpfe gegen Angriffe von außen nachließen, nicht an Reibungen der Kantone unter einander, ſelbſt nicht an Bürgerkriegen gefehlt. Und die Schwyzer, welche die Fahne der Freiheit im Kampfe gegen das Haus Habsburg ſo mannhaft vorantrugen, ſind ſpäter oft genug ſelber Störenfriede geworden — „die Landlüte von Schwiez“ wurden rechte Ariſtokraten, ein ſo eigenſinnig ſtolzer privilegierter Stand, wie es nur das Junkertum in einer Monarchie ſein kann. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren unter den 38,000 Seelen, welche das Schwyzer Volk zählte, kaum 15—16,000 ſtaatsbürgerlich frei; dieſe nannten ſich die „gefreiten Landleute“, ihre Wohnſitze das „abgefreite Land“; die Inſaſſen hingegen, die man kaſtenartig auf gewiſſe Gewerbe beſchränkte und von den Staatsämtern ausſchloß, hießen die „neuen Landleute“, waren und blieben homines novi, mochten ſie auch mehrere Jahrhunderte ſchon im Kanton anſäſſig ſein. Erſt als im Jahre 1798 die Franzoſen ins Land brachen und man ohne Hilfe der „neuen Landleute“ ihnen keinen Widerſtand leiſten konnte, beſchloß die Landsgemeinde, daß ſie fortan auch als „gefreite Landleute“ angeſehen werden ſollten.

Mit dem Sturz Napoleons erhob auch die ariſtokratiſche Partei in Schwyz wieder ihr Haupt und wollte die Rechte der „ſechs äußeren Bezirke“ nicht anerkennen; ſie widerſetzte ſich, als im Jahre 1830 die Verfaſſung aller Schweizer Kantone im freiheitlichen Sinne verbeſſert wurden

*) Ob und nid dem Walde.

und brachte im Jahre 1833 sogar 600 Mann auf die Beine, die einen Angriff auf die „äußeren Bezirke" machten. Da schickte die Tagsatzung eine Truppenmacht von 10,000 Mann ins Land und die „Herren"-Landlüte fügten sich. Doch wie in Luzern, so gewannen auch in Schwyz die Jesuiten wieder die Oberhand, bis auch hier die Waffengewalt der liberalen Kantone den sonderbündlerischen Geist, der ein Geist des Rückschrittes war, dämpfte. Und schließlich ist aus all den Wirren und Kämpfen eine neue Schweiz erstanden, gesund und tüchtig in ihrem staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen und industriellen Leben — ein Freistaat, der die Einheit des Ganzen mit der Freiheit der Einzelnen zu verbinden wußte. In der neuen Bundesverfassung ist die Eigenherrlichkeit der einzelnen Kantone zum Besten aller beschränkt, der Militärdienst, das Zoll-, Post-, Münz-, Maß- und Gewichtswesen ist einheitlich geordnet, das Recht der freien Niederlassung unter gesetzlichen Formen gewährleistet, jeder Schweizer Bürger gleichberechtigt und sein Anteil an der Wahl des Bundesrats, der die höchste vollziehende Gewalt, und des Bundesgerichts, das die höchste richterliche Gewalt ausübt, gesichert.

Die Schweizer Republik wäre längst zerrissen, ein Tummelplatz für die Intriguen der Nachbarn, eine Beute der großen Militärmächte geworden — wie der polnische Freistaat, wenn sich der Einzelwille nicht immer wieder dem Gesamtwillen gefügt und das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht alle Sondergelüste überwunden hätte. Die alte schweizerische Sitteneinfalt und patriarchalische Einfachheit ist längst dahin, — doch der patriotische Geist der alten Eidgenossen ist von ihren Nachkommen nicht gewichen, darum hat sich ihr Staatswesen behauptet, darum wird es von den Nachbarn geachtet, — darum durften auch die Urkantone mit gutem Gewissen, und noch mehr, mit edelster Begeisterung die hundertjährige Gedächtnisfeier unseres großen deutschen Dichters Friedrich Schiller begehen, der in seinem letzten und schönsten Drama die Heldenthaten ihrer Väter gefeiert, den echten, lauteren Freiheitssinn der Schweizer verherrlicht und sein unsterbliches Freiheitslied den Völkern ins Herz gesungen hat, die gleich den Eidgenossen nach Freiheit streben, nach einer Freiheit, die auf Recht und Sitte beruhet, die durch Einheit Stärke giebt und dem einzelnen die Unabhängigkeit seines Vorwärtsstrebens sichert.

Drüben am Eingang des Urner-Seees, Brunnen gegenüber und in gleicher Linie der Mythenstöcke, ragt hart am Ufer ein einzeln stehender, etwa 25 m hoher Fels, der Mythenstein genannt. Daran steht in großen vergoldeten Lettern aus Gußeisen die einfache, weithin sichtbare und lesbare Inschrift: Dem Sänger Tells, F. Schiller, die Urkantone 1859. Schöner und sinniger ist wohl noch keinem Dichter ein Denkmal errichtet worden, als es hier geschehen! Aber kein Dichter ist auch so wie Schiller ein Dichter des Volkes im höchsten Sinne des Wortes, ein Lehrer, Priester und Prophet gewesen, für alles, was in deutscher Zunge spricht.

Ich ging raschen Schrittes zur Axenstraße hinauf, die, nicht hoch über dem See, in die Felswand der Wasiflue hineingesägt ist. Auch hier, wie

ich's früher an den Abhängen des Rigi bemerkte, finden sich erratische Blöcke in Menge, von den Granithöhen des St. Gotthard durch den Gletscherzug herabgeschleift. Gern hätte ich mir noch das auf grünsaftigen Wiesen zwischen üppigen Nußbäumen versteckte Dörfchen Morschachen näher angesehen und lieber noch wäre ich zum Axenstein, dem neuen schloßartigen Kurhaus aufgestiegen, von dessen Terrasse der Blick auf beide Seearme, den Urner- und Buochserse bis zum Pilatus hin und in Vorblick links auf den Uri-Rotstock und Blackenstock von so überwältigender Schönheit sein soll, daß mich verschiedene Besucher versicherten, sie hätten am ganzen See nichts Prächtigeres und Großartigeres gesehen und dieses Bild sei ihnen unvergeßlich. Aber wenn ich noch vor dem Dunkelwerden in Flüelen eintreffen und unterwegs zur Tellplatte hinabsteigen wollte, durfte ich nicht säumen. War doch der Uri-Rotstock auch von der Axenstraße gesehen eine landschaftlich so herrliche Erscheinung, daß vor diesem König des Urner-Sees selbst das Bild des Pilatus, der den Vierwaldstätterse bis Brunnen beherrscht, in den Hintergrund trat. Schon auf meiner Rigifahrt hatte ich diesen Uri-Rotstock lieb gewonnen und den Blick auf ihn für den schönsten Genuß der Rigi-Aussicht erklärt. Obwohl er nicht die Höhe der Häupter des Berner-Oberlandes erreicht — er ist 2710 m ü. M. — so ist er durch seine kompakte, gewaltige, scharf aufsteigende Masse, durch die vielen Zacken seiner Krone, zwischen denen in schön geschwungener Wellenlinie ein großes Becken für die Schnee- und Gletscherfelder, die auf seinem Haupte ruhen, sich eingebogen hat, einer der schönsten Berge, die ich kenne.

Leider hielt das ganze Hochgebirge nach dieser Seite hin die Wolken, welche die Gipfel umlagerten, fest, und der Blick senkte sich nun um so öfter nach unten zur Wiege der schweizerischen Freiheit, dem Rütli oder Grütli,*) der grünen Wiese, die wie eine kleine Oase am unwirtlichen steilen Ufergelände erscheint, heimlich und anheimelnd. Sie schauet nach Brunnen und den Schwyzer Bergen hinüber und am selben Ufergelände, in das sie sich einbuchtet, auf den Mythenstein, der als ihr Wächter und Schildhalter am Eingange des Sees steht. Es ist die geweihte Stätte, auf der — nach der Sage — in der Nacht vom 7. zum 8. November 1307 Walther Fürst aus Attinghausen in Uri, Werner Stauffacher aus Steinen in Schwyz und Arnold ab der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden mit dreißig Gesinnungsgenossen den Bundesschwur leisteten, den Schiller so kurz und bündig als markig und eindringlich durch den patriotischen Pfarrer Rösselmann langsam feierlich vorsprechen läßt und den die Versammelten mit aufgehobenen drei Fingern wiederholten:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen noch Gefahr —
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,

*) Diminutivform von Rüti, Reute; das G ist nur eine Verstärkung des Anlautes.

Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben —
Wir wollen trauen auf den höchſten Gott,
Und uns nicht fürchten vor der Macht des Menſchen.

Drei Quellen rieſeln aus der Bundeswieſe hervor — nach der zartſinnigen bedeutende Stätten heiligenden Sage dort, wo die drei Eidgenoſſen ſtanden. Noch im Jahr 1859 veranſtaltete die ſchweizeriſche Gemeinnützige Geſellſchaft eine Subſkription bei der geſammten Schweizerjugend, welche reichlich und wetteifernd beiſteuerte, ſo daß nun die Bundeswieſe als unveräußerliches Nationaleigentum angekauft, mit bequemen Wegen und auch einem Gaſthauſe verſehen iſt.

## 7. Der St. Gotthard-Tunnel.

Vom Herausgeber.

Ein neues Wunder iſt der Welt beſchieden,
Ein Friedenswerk im Schweizer Alpenland!
Es tönt der Wagen mit dem Feuerbrand
Im Gotthard, einend, was bis jetzt geſchieden!
Müller v. d. Werra.

Der Vierwaldſtätter-See mit ſeinem Ufergebiet wird nun, da der rieſige Granitwall durchbohrt iſt, der die deutſche Schweiz von der welſchen Schweiz und von Italien trennt, verdoppelte Anziehung erhalten, aber auch, anſtatt für viele das Endziel zu ſein für eine Schweizerreiſe, in eine Durchgangsſtraße ſich verwandeln, deren Endpunkte in Mailand und Florenz, am Adriameer und am Buſen von Genua liegen. Nordſee und Mittelmeer, Deutſchland und Italien ſind ſich um das Zehn- und Zwanzigfache näher gerückt. Die rauhe Jahreszeit wird nicht mehr wie früher den Güterverkehr hemmen, und ſelbſt für den Perſonenzug werden die Jahreszeiten nicht mehr ſo ſcharf markierte Scheidungslinien bilden. Der Strom der Vergnügungsreiſenden, die von den Ufern des herrlichen Sees zu den klaſſiſchen Punkten des Berner Oberlandes eilten, brach ſich gleichſam an den nördlichen Abhängen der Centralalpenkette; es koſtete den meiſten zu viel Mühe, Zeit und Geld, um die über den Kamm des Hochgebirges führenden Straßen zu paſſieren, die italieniſche Schweiz und weiter die Gefilde des ſchönen Italiens zu beſuchen. Lawinen und Schneeſtürme im Winter und Frühling, Glatteis im Herbſt, und oft ſchon im September Schneewehen und raſende Stürme machten die Reiſe über den Gotthardpaß nicht nur für den Fußgänger, ſondern auch für den im Poſtwagen und Schlitten wohlverpackten Paſſagier zu einem lebensgefährlichen Unternehmen. Wie ein reißender Fluß, oder ein ſtürmiſches Meer mit Felſenriffen, oder die waſſerloſe heiße Sandwüſte forderte der St. Gotthard alljährlich ſeine Opfer an Tier- und Menſchenleben ein. Die

gefährlichsten Stellen des Passes waren und sind die Felsenschlucht der Schöllinen bis zu der merkwürdigen Stelle sich hinaufziehend, wo die Reuß aus dem Urserenthal durch einen schmalen Felsspalt hervorbricht und die alte und neue Teufelsbrücke über das wild aufschäumende in die Tiefe hinabstürzende Gewässer sich wölben; ferner der steile Aufstieg vom Hospenthal an der Rodundaly vorüber zur Paßhöhe, ein Tummelplatz für die „Gurete", jene schrecklichen Schneestürme, die bei Nordwind an der Südseite, bei Südwind an der Nordseite des Paßsattels am heftigsten toben und die feinen Eis- und Schneekristalle in einen so unwiderstehlichen Wirbeltanz versetzen, daß Menschen und Tieren Hören und Sehen vergeht; und drittens die vom jungen Tessinfluß durchrauschte Felsenge. Der steile Absturz vom Gotthardhospiz nach der Südseite des Gebirges ist zwar durch kühn übereinandergemauerte „Kehren" und Schlangenwindungen überwunden, dann aber kommt ein Engpaß, der von beiden Seiten durch Lawinenstürze bedroht ist, die von den steilen Felshängen herabdonnern und die Straße verschütten. Das ist das schon in seinem Namen abschreckende Val tremola (Thal des Zitterns), vom deutschen Schweizer auch „Trümmelnthal" genannt.

Von Flüelen, dem Anfangspunkt der Gotthardstraße, bis nach Göschenen hinauf fährt man noch bequem genug; dann aber beginnen die wilden Berggeister den Menschen und Tieren ihre Schwäche fühlbar zu machen. Wenn alles gut ging, brauchte der wohlbespannte Eilwagen von Göschenen bis nach Airolo, der ersten Station am Südabhang des Gebirgs, 5 bis 6 Stunden; jetzt fliegt die Lokomotive in 30 bis 35 Minuten durch den Tunnel. Warm genug ist's in der Tiefe, ja auch schwül; während oben in den Thalschluchten und auf den Felsenhöhen eisige Sturmwinde toben und meterhohe Schneemauern auf der Poststraße den Weg absperren, schließt der in gerader Linie tief unten dahin eilende Insasse des Dampfwagens behaglich die Augen, um von der Sonne Italiens, von den Myrten- und Lorbeerstauden am blauen Lago maggiore zu träumen. Wie tanzende Irrlichter huschen die brennenden Lampen an ihm vorüber, das feuchte Steingewölbe, an das die Rauchmassen der Lokomotive anrennen, wie gefangene Bestien an die Gitterstäbe ihres Käfigs, glitzert unheimlich und der Gedanke an die furchtbare Möglichkeit, daß ein Stein aus der Wölbung sich lösen und den ganzen Zug verschütten könnte, beengt die schwerer atmende Brust. Doch schon dringt in das blinzelnde Auge ein tröstliches Dämmerlicht, ein lichter Punkt zeigt sich in der Ferne, rückt näher und wird größer, eine kleine Biegung und die Ätherwellen des holden Himmelslichtes umfangen den Reisenden, sein Herz mit neuer Hoffnung und frischem Reisemut erfüllend.

Der Bahnhof von Airolo, an der Südmündung des Riesentunnels, etwas höher als das Portal von Göschenen gelegen (1145 m über dem Meeresspiegel — Göschenen 1109 m), ist erreicht und nun geht es mit dem thalabwärts zum Langen-See eilenden Tessin um die Wette und seine Schnelligkeit weit überholend durch das enge aber reizende Livinenthal (Val Leventina) mit seinen malerischen Felswänden, grünen Matten und wilden

Sturzbächen, über kühne Felsgalerieen und Dämme, durch zahlreiche kleinere Tunnels nach Bellinzona, wo die Bahn sich teilt, einerseits zum Langensee (Magadino, Luino mit Zweigbahn nach Locarno) andrerseits zum Luganersee sich wendend.

Die ebenso großartige als reizende und liebliche italienische Schweiz ist nun dem Vierwaldstättersee, diesem Centrum der deutschen Urkantone, so nahe gerückt, daß selbst zur Winterszeit, wenn auf der Nordseite rauhe Nord- oder Ostwinde über die schneebedeckten Fluren stürmen, Vergnügungsfahrten an die oberitalienischen Seeen unternommen werden können; man wird Extrazüge nach den borromäischen Inseln und Belaggio mit Retour- und Rundreisebillets veranstalten, und mancher Brustkranke, der die Fahrt über den Alpenpaß nicht wagen durfte, wird nun vorzugsweise zur Winterszeit der milden Luft Italiens sich erfreuen können. Ein italienischer Rigi, der Monte Generose, wird Tausende von Touristen auf seinen Felskuppen versammeln, von denen man die große Alpenkette nordwärts in einem vom Montblanc bis zum Ortles ausgespannten Bogen überschaut, während zu den Füßen die Spiegel der oberitalienischen Seeen erglänzen und südwärts das „Maienland" der Vorfahren, die lombardische Ebene — die fruchtbare, aber auch blutgetränkte — sich dehnt.

Jahrhunderte lang sind auf der ganzen Gotthardlinie blutige Kämpfe ausgefochten worden. Noch an der Scheide des vorigen Jahrhunderts tobte hier der Kampf zwischen Russen und Österreichern einerseits und Franzosen andrerseits, die um den Besitz des Passes rangen. Vor vier Jahrhunderten stürmten, um die ins Livinenthal vordringenden Herzöge von Mailand zurückzuschlagen, die kampflustigen Herren Bauern aus Uri und Unterwalden und Schwyz über den rauhen Gotthardpaß, ließen aber auch die Befreiten hart genug die Obmacht der sieghaften Eidgenossen empfinden und erst durch die französische Revolution und Napoleon ward der Kanton Tessin seinen früheren Herren ebenbürtig. Jetzt, da ein einiges Italien erstanden ist, zieht es die italienischen Schweizer wieder südwärts. Das Opfer aber, das die deutschen Kantone durch Erbauung der Gotthardbahn brachten, ward nicht zum kleinsten Teile bestimmt durch die Hoffnung, daß die Eisenschiene ein neues festes Band werden möge zwischen deutscher und welscher Schweiz, wie sie ja auch die beiden Großmächte, Italien und Deutschland, die durch große Ereignisse der letzten Jahre näher zusammengeführt wurden, durch den friedlichen Handelsverkehr fester verbinden wird.

Freilich wird auch die Eisenbahn zu einem lockeren zerreißbaren Bande, wenn sich die Herzen der Völker entfremden; die Eisenschiene trägt ebenso willig die Kanone wie den Güterwagen. Dennoch aber hilft sie mächtig dazu, daß wie die räumlichen Entfernungen schwinden, so auch die Nationen sich finden lernen und lieber freundlich als feindlich miteinander verkehren.

Nicht unbesonnen und zwecklos haben Italien und das deutsche Reich ihre Millionen beigesteuert, ohne welche die Gotthardbahn nimmer zustande gekommen wäre. Lag es in ihrem politischen Interesse, eine von Frankreich

[illegible] unabhängige Linie zu gewinnen, so sprechen nicht min[illegible] Industrieelle und Handels-Interessen zu Gunsten der durch die [illegible] und das Centrum des Alpengebirges führenden Gotthard[illegible] die Häfen der Nordsee, die industriellen Rheinprovinzen, Baden [illegible] berg in jenen größten Strom des Handelsverkehrs faßte, der [illegible] und Zürich in die lombardische Tiefebene, nach Mailand und [illegible] größten italienischen Mittelmeerhafen führt. Hätte man statt [illegible] den Lukmanier gewählt und durch diesen den Durchbruch be[illegible] so hätte wohl die Ostschweiz, namentlich das gewerbfleißige [illegible] und das weniger bedeutende Chur, auf deutschem Boden Augs[illegible] und Ulm gewonnen; aber die Rheinlinie, welche recht eigentlich die des [illegible] umfaßt im Norden nicht nur Holland und Belgien, Bremen [illegible] Hamburg, durchzieht dann die Rheinlande, die großen Handelsemporien: [illegible] Frankfurt, Mainz, Mannheim berührend, sondern sie stößt auch in der [illegible] Schweiz auf die bedeutendsten Plätze: Basel, Bern, Zürich, sodann Schaff[illegible] Winterthur, Luzern und schließlich wird sie die bedeutendste Han[illegible]stadt Italiens, Genua, in den Stand setzen, die Konkurrenz mit Mar[illegible]lle zu bestehen.

Merkwürdig, und doch wieder aus der günstigen centralen Stellung der Gotthard-Einsattelung leicht erklärlich: kein Paß hat wie der St. Gotthard den Zugang der Menschen von Norden wie von Süden her so sehr erschwert, und keiner hat es schließlich allen seinen Mitbewerbern so zuvorgethan. Die Römer mögen ihn immerhin gekannt und unter den vagen Namen „Adula" und „lepontische Berge" die Region desselben bezeichnet haben; doch sie benutzten ihn nicht, weil der Auf- und Abstieg zu viel Schwierigkeiten bot. Ihnen diente der Julier und Splügen als Übergang zum Rheinthal, nach Vindelicien und in die nördliche Schweiz, und diese Pässe waren auch im Mittelalter eine vielbesuchte Heerstraße. Nach Germanien zogen die Römer über den Brenner, und diese wenig hohe, von Lawinen nicht gefährdete Brennerstraße bildete auch im Mittelalter die große Verbindungslinie zwischen Venedig und den deutschen Reichsstädten. Im Westflügel der Alpen gehörte der Cenisius (Mont Cenis) zu den besuchtesten Pässen. Über den mons cenisius zog Pipin mit Heeresmacht nach Italien, um dem Papst Stephan III. gegen den Longobardenkönig Aistulph beizustehen. Der zweite Zug, den Pipin unternahm, ging über den Lukmanierpaß. Daß aber auch der Gotthard nicht unbekannt und unbenutzt war und schon von den Longobarden zu Einfällen nach Italien benutzt wurde, dafür scheint der bei Hospenthal nahe der Reuß auf einem Hügel erbaute Turm zu sprechen, gleichwie auf der Südseite unterhalb Airolo am Engpaß von Stalvedro Ruinen des longobardischen Marmorturmes — casa dei pagani (Heidenhaus) genannt — sich finden, welche die freilich ganz unverbürgte Sage auf den König Desiderius (774) zurückführt.

Die alte Gotthardstraße war sehr holpricht und blieb es auch, als man, nachdem sich der Bund der vier Waldstätte zum Bunde der acht alten Orte

(1353) erweitert hatte, einen 3—5 m breiten Saumpfad anlegte, der an vielen Stellen gepflastert ward. Die Warenballen und Fässer wurden auf starknochige, eigens dazu geübte Packpferde oder auch Maultiere geladen, über deren Rücken ein langer hölzerner Sattel gelegt war, auf dessen beiden Seiten man das Gepäck im Gleichgewicht aufhing. Die Last von 3 Centnern hieß ein „Saum", das damit beladene Tier „Saumtier" oder „Saumroß", der Eigentümer derselben, welcher deren sechs bis zwölf hielt, der „Säumer". Wegen der geringen Breite der Straßen gingen die Saumtiere einzeln hintereinander und wegen der an einer Seite oft überhängenden Felsen hielten sie sich, um mit ihrer Last nicht anzustoßen, hart am Rande des Weges, wo dann ein kleiner Fehltritt, namentlich bei schlüpfrigem Wege, das Tier in den Abgrund stürzte. Um an engen gefährlichen Stellen das Zusammentreffen zweier von entgegengesetzter Seite kommender Karawanen zu verhüten, war jedes Saumtier mit einem Glöckchen versehen.

So poetisch ein solcher hoch im Nebel der Wolken daherkommender Zug von Saumrossen, die mit ihrem Geläut die erhabene Stille des Hochgebirgs belebten, den von ferne zuschauenden Reisenden berühren mochte: so war doch das Leben der Säumer ein ebenso wüstes als rohes. In stetem Kampf mit den Hindernissen und Gefahren, die ihnen eine übermächtige Natur entgegensetzte, wurden sie unwirsch und jähzornig, gewöhnten sich ans Fluchen und an den Trunk und brachten ihr Leben selten hoch. Bei günstigstem Wetter brauchten sie, um von Flüelen nach Bellinzona zu gelangen, vier Tage! Doch gehörte der Gotthardpaß zu den besuchtesten und am Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen zogen alljährlich etwa 16,000 Reisende und Amtspersonen über den Gotthard und 9000 Saumtiere. Die Zolleinnahmen Uris auf seinen drei Zollstätten betrugen durchschnittlich im Jahr 20,000 Gulden.

Das neue Jahrhundert brachte aber auch für die Alpenübergänge eine neue Zeit. Das Genie und der starke Wille Napoleons brach den Kunststraßen der Alpen die Bahn, wenn auch nur zu kriegerischen Zwecken. Die prächtige, im Jahre 1801 begonnene, 1806 vollendete Simplonstraße machte den Anfang; dann folgten die zu breiten Straßen ausgebauten Linien über den Splügen und Bernhardin (1818 und 1819); unter Kaiser Franz von Österreich ward 1822 die solide und bequeme Straße über das hohe Stilfserjoch gebaut zur Verbindung Tyrols mit der Lombardei. Da sank schnell der Handelsverkehr der Gotthardlinie und nötigte die Kantone Uri und Tessin, mit dem Bau einer breiteren, auch von den schwersten Frachtwagen sicher zu befahrenden Kunststraße nicht länger zu zögern. In den Jahren 1820—24 und 1828—30 ward das große Werk vollendet, ein ehrendes Denkmal für die Thatkraft und Opferwilligkeit der wenig bemittelten Bürger Uris, denn die 19 großenteils armen Gemeinden des Bergländchens hatten die Summe von 1,260,000 Franken aufzubringen.

Im Jahre 1830 spannte man, 32 m über den Sturzwellen der aus dem Urserenthal hervorbrechenden Reuß, den kühnen Brückenbogen ob der

und Österreich völlig unabhär… dem Volke so wunderbar
der gewichtige industrielle un… fertig geworden sein konnte.
Mitte der Schweiz und de… …men Zugang durch die an der
bahn, welche die Häfen … …e Schritte aufwärts gelangt man
und Württemberg in … …Teufelsberg, durch den die Reuß ein
über Basel und Zür… …rechts abstürzenden Felsen keine Straße
Genua, dem grö… …retten einen Balkenweg über den Strom,
des Gotthard … …weil sie der Wasserstaub des Reußfalles
werkstelligt, i… …mehr! Um festen Boden für den Durch-
St. Gallen … …Bewohner des Urserenthals durch den aus-
burg und … …ter Peter Moretini im Jahr 1707, als ander-
Gotth… …che Felstunnels für Straßenanlagen gedacht hatte,
und … …nge von 66 m durchbohrt. Dies ist das berühmte
N… …gangspforte aus der wilden Schlucht der Schöllinen
… …serenthal mit dem Hauptorte Andermatt.
… …wurde nun auf 6 m Breite erweitert. Ähnliche kühne
… …auch am Südabfall des Passes in den Felsschluchten des
… …geführt und erregten die Bewunderung der Reisenden, deren
… …wieder hob, so daß die Gotthardstraße es im Verkehr am
… …Im Jahr 1874 passierten etwa 72,000 Postreisende den
… …Am Fuße des Berges, in Andermatt, unterhielt die Posthalterei
… …Oftmals wurden 50 Pferde zu einer einzigen Post benutzt.
… …Lawinen mußten aber fast 9 Monate im Jahr auf Schlitten ver-
… …werden, und wenn diese nicht mehr fahren konnten, ward die Post von
…Menschen befördert, die Gefahr liefen, in den Schneemassen umzukommen.

Doch das moderne Kulturleben schreitet mit Siebenmeilenstiefeln! Was heute noch neu, ist im nächsten Jahre vielleicht schon veraltet oder doch durch neuere Erfindungen in den Schatten gestellt. In demselben Jahr 1830, als die obere Teufelsbrücke am Gotthardpaß vollendet ward, befuhr Georg Stephenson mit der von ihm erfundenen Lokomotive die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester; bald, nachdem Fürth-Nürnberg und Leipzig-Dresden den Anfang gemacht, hatte die Eisenschiene in den Ebenen Deutschlands, Österreichs und selbst der Schweiz den Sieg über die Kunststraße (Chaussee) davon getragen, und je leichter man auch die Steigungen und Senkungen des Hügellandes überwand, desto näher trat der Gedanke, es auch mit Alpenbahnen zu versuchen. Österreich machte den Anfang im Ostflügel der Alpen mit der Überschienung des Semmering (975 m) an der Grenze der Steiermark, im Jahr 1853, deren kunstvoller Bau noch bei weitem durch die Brennerbahn in Tyrol übertroffen wurde (1367 m). Sie ward am 24. August 1867 eröffnet. Aber die Päße der Centralalpen und Westalpen steigen viel höher auf — die Paßhöhe des Gotthard beträgt 2114 m —, und an eine Überschienung konnte wegen der Schneemassen im Winter, der höheren Kämme und steileren Abstürze nach Süden nicht gedacht werden. Mit kleineren Tunnels war da nicht mehr zu helfen; an die Stelle des Über-

fahrens (Überschienens) mußte das Unterfahren treten. Es galt den Gebirgskamm selber zu durchbohren und vor der Sprengung eines meilenlangen Riesentunnels nicht zurückzuschrecken. In den Westalpen Savoyens ward zuerst das Wagnis unternommen und glücklich ausgeführt. In der Christnacht des Jahres 1870 sank die letzte Scheidewand des Mont-Cenis-Tunnels, der im Jahre 1857 im September an beiden Enden mit Handarbeit begonnen, dann aber durch Bohrmaschinen gefördert, nach 13 Jahren und 3 Monaten zur Vollendung kam. Seine Länge beträgt 12,200 m, die Breite 8 m, die Höhe 6 m; er ist fast ganz ausgemauert. In 25 Minuten fährt die Lokomotive ihre Wagenzüge hindurch.

Die reichen technischen Erfahrungen, die man bei diesem Wunderbau gesammelt, sollten einem noch größeren Unternehmen zu statten kommen. Sobald Deutschland den großen Kampf mit Frankreich glücklich beendet und Italien auch mit Österreich Frieden geschlossen hatte, ward der längst gehegte, reiflich erwogene, zwischen den drei Staaten Schweiz, Italien und Deutschland vereinbarte Plan einer Gotthard-Eisenbahn zur Ausführung gebracht. Das Centrum und Hauptstück dieser Bahn, von dessen glücklicher Vollendung Sein oder Nichtsein des ganzen großen Baues abhing, ward 1872 in Angriff genommen; in Airolo begannen die Bohrarbeiten am 1. Juli, in Göschenen schon am 4. Juni und trotz erheblichen Störungen — durch Wasserzudrang und ein lockeres Gesteinsfeld in der Mitte des Tunnels, durch den Aufstand der italienischen Arbeiter in Göschenen (27. und 28. Juli 1875), wobei das Urner Militär einschreiten mußte, sodann durch den Brand von Airolo (17. Sept. 1877) — konnte schon am Schalttage des Jahres 1880 der Telegraph aller Welt die frohe Botschaft verkünden, der Durchstich sei gelungen; die Richtstollen von Airolo und die von Göschenen trafen sich am 29. Februar, mit einer seitlichen Abweichung von nicht ganz $^2/_{10}$ m, während die Abweichung im Niveau nicht einmal $^1/_{10}$ m betrug, nach einer Arbeitszeit von 7 Jahren und 5 Monaten, also fast der Hälfte der Zeit, welche der Cenistunnel gekostet hatte. Und doch übertraf die Länge des Gotthardtunnels diesen um 2700 m, denn er hatte 14,920 m.

Täglich waren an dem Bau 3412 Arbeiter beschäftigt gewesen; die Handbohrung betrug für den Tag 0,65 m, die Maschinenbohrung dagegen auf italienischer Seite 2,05 m, auf schweizerischer Seite 2,56 m.

„Die für die Beschleunigung der Arbeit wirksamsten Gründe — so äußert sich ein gewiegter Physiker und Techniker, der sich um die Verbesserung der Bohrmaschinen und Ventilatoren die größten Verdienste erworben, Prof. D. Colladon in Genf — waren die außerordentlich glücklichen Kombinationen für die Eindämmung der Wildbäche und die Ausbeutung des in Wasserleitungen gesammelten Wassers als Bewegungskraft für die Turbinen, welche sehr hohen Fall benützten; die Erstellung von Luftkompressoren nach einem neuen System, die mit großer Schnelligkeit arbeiteten; die Erkältung der Luft, welche im Augenblick, wo sich diese durch Zusammenpressung in den Cylindern erhitzte, mittelst Einspritzung pulverisierten Wassers erzielt

wurde; die Anwendung des Dynamits als Sprengstoff; die zahlreichen und höchst wichtigen Verbesserungen an den Bohrmaschinen und ihren Gestellen; der von Anfang an vom geschickten Unternehmer L. de Favre aus Genf festgehaltene Entschluß, die Richtstollen in der First vorwärts zu treiben, sein praktischer gesunder Menschenverstand, seine hohe Einsicht, Erfahrung und unerschütterliche Energie — das waren die wesentlichen Grundlagen, welche gestatteten, die Arbeiten im Tunnel des Gotthard mit einer Schnelligkeit vorwärts zu treiben, welche diejenige im Mont Cenis um mehr als das doppelte übertraf."

Der edle Favre sollte die Vollendung seines Werks leider nicht erleben; er starb wie ein Krieger auf dem Schlachtfelde, mitten in seiner Arbeit im Tunnel, am 19. Juli 1879 vom Schlage getroffen. Noch manches Menschenleben mußte den Mächten der Tiefe geopfert werden; bleich und abgezehrt kehrte mancher Arbeiter aus der Tiefe zurück, der frisch und munter sein heißes Werk begonnen hatte. Die Ausdünstungen von Menschen und Tieren, die Schwefelgase des Dynamits, die nach der Mitte der Galerie sich der Art steigernde Hitze, daß den fast nackten Menschen der Schweiß vom Leibe rann, konnten in ihrem verderblichen Einfluß auf die Gesundheit nur mühsam durch stete Luftzufuhr vermittelst der Kompressionscylinder gemildert werden.

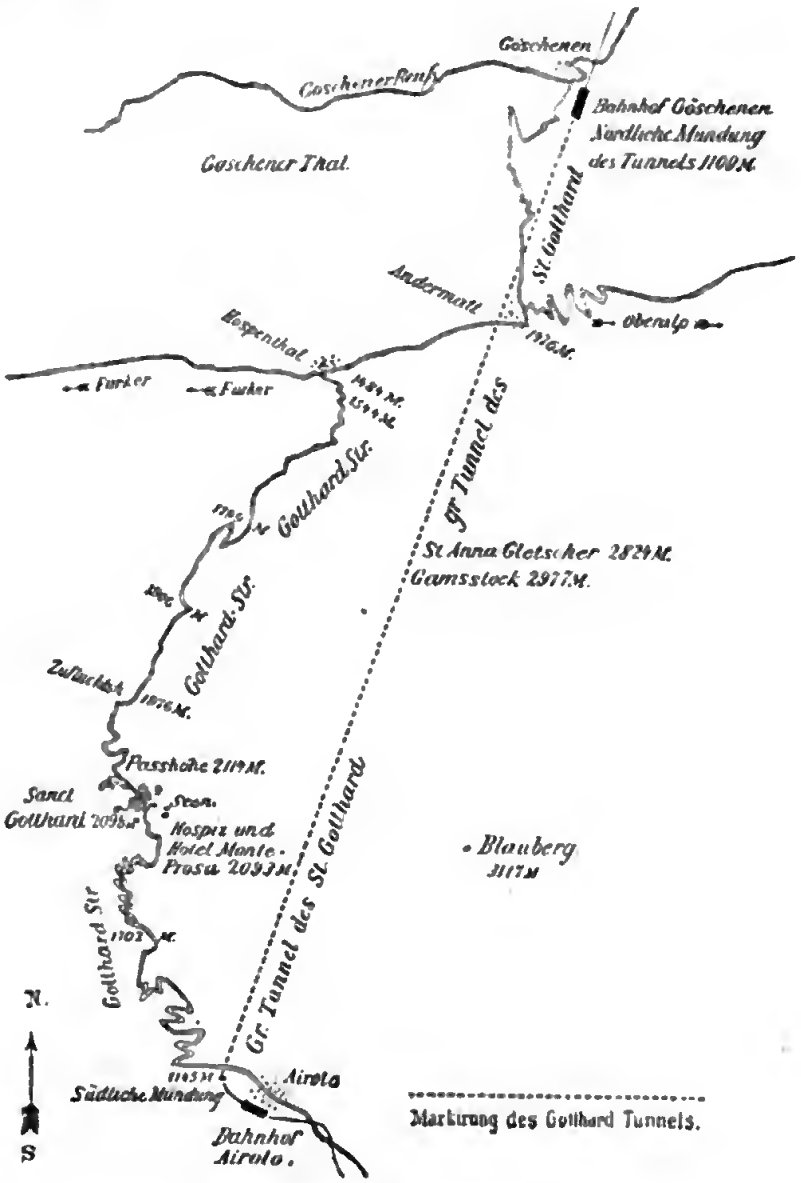
Noch bevor der Tunnel völlig ausgebaut war, beförderte man schon die Post auf seinen Eisenschienen. Die erste Postfahrt ward am 21. Dez. 1880 versucht und glücklich ausgeführt. Sie dauerte freilich noch volle 4 Stunden. Die N. Z. Z. berichtete darüber wie folgt. „Voran fuhr ein mit Briefen und Wertstücken (Valoren) beladener, eigens zu diesem Zweck konstruierter Rollwagen, dann folgten auf gewöhnlichen Rollwagen etwa 30 Ctr. Fahrpoststücke. Um $2^1/_2$ Uhr wurde in den Tunnel eingefahren. Allmählich, wie der Zug durch die düstere und nicht enden wollende Höhlung vorrückte, nahm die Hitze zu und drückte auf den Atem. Da indessen der Nordwind vorherrschte, war es zu ertragen, bis ungefähr in die Mitte des Tunnels, wo Hitze und Rauch gleichsam kondensiert waren, ganz besonders da, wo man zu Fuß ungefähr 600 m der Calotte durchschreiten mußte. Hier brachten der Rauch, die Dynamitdünste, die Anstrengung und auch die Aufregung des Neuen eine physische Mattigkeit hervor, die auch auf den Seelenzustand zurückwirkte. Zum Glück dauerte dieser Fieberzustand nicht lange: die Luft wurde besser, der Mut hob sich wieder, und stolz, zufrieden, glücklich setzte man die Fahrt in den Eingeweiden des kolossalen Berges fort. Keinerlei Gefährdung war zu bestehen: man brauchte nur die Augen offen und den Lichtern nahe zu halten und sich der Führung des mit dieser Höhle der Arbeit und des Unwetters vertrauten technischen Personals zu überlassen. Je mehr man gegen Süden vorrückte, um so mehr läuterte sich die Luft, um so geringer wurde die Hitze, um so weniger spürte man die Miasmen von den Dynamitexplosionen. Angelangt beim Ausgang in Airolo, um $6^1/_2$ Uhr abends, schlürfte man mit Behagen die frische Luft ein, die nun gewaltig ein-

ſtrömte, und vergaß der ausgeſtandenen Mühen und Beſchwerden. Diesmal hat man vier Stunden gebraucht; von Woche zu Woche wird dieſe Zeit ſich reduzieren, und in Bälde wird in zwei Stunden der Weg zurückgelegt werden. Der innere Anblick des Tunnels erfüllt die Seele mit einem beklommenen Staunen. Kein Panorama der Welt bietet etwas dem, was man jetzt in der Mitte dieſes ungeheuren Durchgangs ſieht, Vergleichbares. Nur der Pinſel eines Goya könnte dieſe Eindrücke feſthalten: dieſe halbnackten Arbeiter, von Schweiß bedeckt, mit ihren leidenden, blaſſen gelblichen Geſichtern, ihren geſchwärzten, krampfhaft angeſtrengten Händen, ihrem mühſamen Atemholen, die Tag für Tag ſeit vielen Wochen, vielen Monaten, ja ſeit Jahren ihre acht Stunden im Tunnel arbeiten! Im ganzen ſind es brave Leute, gutgeſittet, die da ihr jugendliches Leben für die Werke der Wiſſenſchaft und der Civiliſation hingeben. 2000 m unter der Oberfläche, auf eine Strecke von 15 Kilometern verſtreut, ſieht man ſie, jeden mit ſeiner Lampe an der Seite, mit ſeinem Werkzeug in der Hand oder auf der Schulter, in drückendem Dunſte ſitzend, ſtehend, kauernd, am Ausbrechen, am Laden der Dynamitſchüſſe, am Wegräumen des Schuttes beſchäftigt, die Rollwagen ein- und ausführend, durch Waſſer und Schlamm watend; fürwahr es iſt ein großartiges, unbeſchreibliches Schauſpiel! der Lärm der Rollwagen, die auf der Calotte vorgeſchoben werden, der Pferde und der Treiber, der Tauſende von Hämmern, das furchtbar ziſchende Geräuſch der Bohrmaſchinen, das Krachen der Dynamiterploſionen — ein Dante würde dazu gehören, das zu beſchreiben." —

Menſchliche Kunſt und Wiſſenſchaft, aber auch menſchliche Energie und Thatkraft haben da einen Triumph gefeiert, wie ihn das Altertum, das Mittelalter und auch die neue Zeit bis auf die jüngſte Gegenwart nicht ahnte, geſchweige denn kannte. Nach einem Bauriſſe ein Gebäude, mögen ſeine Dimenſionen auch die großartigſten ſein, auf der Oberfläche der Erde zu bauen, bleibt immer die leichtere Arbeit gegenüber einer Durchbohrung mächtiger Bergrücken. Schon der Aufriß eines ſolchen Tunnels, obwohl es nur aus ein paar geraden Linien auf einem Blatt Papier beſteht, muß dem Nichteingeweihten wie ein Wunder erſcheinen. Zwei Punkte auf entgegengeſetzten Seiten eines Gebirgszugs werden fixiert, nach ihrer Meereshöhe gemeſſen; dann einige wenige, weithin ſichtbare Bergſpitzen oder Felswände auserwählt, auf die man ein farbiges Fähnlein pflanzt, das zum Viſierpunkte dient. Mit Hilfe eines ſehr einfachen Inſtruments, des Theodoliths,*) werden einige Dreiecke verzeichnet, es wird die Grundlinie gezogen und das Perpendikel gefällt und nun beſtimmt man genau die Richtungslinie des Stollens nach ihrer Länge und ihrer horizontalen Hebung oder Senkung. Um von der geraden Richtung nicht abzuweichen und zugleich eine etwa nötige Kurve genau beſtimmen zu können (vor Airolo geht der Tunnel in einer nach Oſten

*) Er beſteht im weſentlichen aus einem Fernrohr, das um die Achſe eines ſenkrecht geſtellten Kreiſes gedreht werden kann, auf dem die Winkelgrade verzeichnet ſind.

abbiegenden Kurve aus) — trieb man in Göſchenen dem Tunneleingang gegenüber einen kleinen Stollen in den gegenüberliegenden Felſen. Indem man von dort aus vermittelſt des Theodoliths nach einem im Tunnel befindlichen Licht viſierte, erhielt man eine Linie, deren Endpunkte im Drehpunkte des Theodoliths und im Lichte lagen. Tag für Tag mußten die Berechnungen und Vermeſſungen fortgeſetzt werden, um die durch den Aufriß beſtimmte Linie genau einzuhalten, nicht tiefer, nicht höher das Geſtein abzuſprengen, als der Riß vorſchrieb. Von oben, dem Firſtſtollen, ging man dann nach unten, zur Sohle des Tunnels und arbeitete ihn zur normalen Tunnelweite aus.




Der St. Gotthard-Tunnel.

Die Bohrmaſchinen, von der zuſammengepreßten Luft in Bewegung geſetzt, hieben mit ihren Stahlmeißeln ſo wuchtig in das harte Geſtein, wie ein Röhrenbohrer in den Tannenſtamm. Das harte Urgeſtein des Gotthardſtocks, beſtehend aus Granit, Gneis, Glimmer, quarzführendem Schieſer, erwies ſich für die Bohrung viel günſtiger, als die weicheren Schichten. Die oben erwähnte „böſe Stelle", auf welche die Arbeiter Ende 1879 ſtießen, war glücklicherweiſe nur von geringer Mächtigkeit. Ihr Druck war anfangs ſo furchtbar, daß die ſtärkſten Verbolzungen (meterdicke) zermalmt wurden. Hier und da ſtürzten aus Felsſpalten ſich kreuzende Waſſerſtrahlen mit ſolcher Gewalt, daß ſie die Arbeiter niederwarfen! Am Südhange fanden ſich zerklüftete Glimmerſchiefer mit Latteneinlagerungen, welchen das Waſſer entſtrömte, ſo daß die Arbeiter oft knietief im Schlamm ſtehen und waten mußten und häufig erkrankten.

Die Zahl der Bohrlöcher, in welche die ſprengende Dynamitpatrone geſteckt wurde, wird auf 320,000 berechnet, die der verbrauchten Bohrer auf 1,650,000 und des verbrauchten Dynamits auf 490,000 Kilogramm. Eine Million und 450,000 Wagen führten das Ausbruchsmaterial zu Tage.

Die Baukoſten des Rieſentunnels belaufen ſich auf 50 Millionen Francs; er hat alſo trotz ſeiner größeren Länge 25 bis 30 Proz. weniger gekoſtet, als der Tunnel des Mont Cenis. Wie dieſer trägt er ein Doppelgleis. Seine Auswölbung wird mit größter Sorgfalt ausgeführt; große Strecken ſind mit keilförmigen Granitſtücken gewölbt. In die Tunnelhöhle iſt ein Kanal geſchnitten, welcher etwa eindringende Waſſer abzuleiten beſtimmt iſt.

In ſchnurgerader Linie zieht er von Göſchenen bis nahe vor Airolo, wo er zum Bahnhof hin den kleinen ſüdöſtlichen Bogen macht. Dieſe Linie teilt ſich in zwei Hälften, eine größere aufſteigende, eine etwas kleinere abſteigende; nur der Scheitel hat eine Horizontallinie in der kurzen Strecke von 180 m. Er geht unter Andermatt, dem St. Annagletſcher und Gemsſtock (2977 m) der höchſten Erhebung über dem Tunnel hindurch, läßt die Gotthardſtraße rechts, den Blauberg links.

Die Straße wird nun ſtill genug werden! Kein Rollen des vollbeſetzten Poſtwagens, kein Peitſchenknall des Frachtfuhrmanns, kein Schellenklang der Saumroſſe wird ſich mehr hören laſſen! Die Wirte von Andermatt, Hoſpenthal und vom Hotel Monteroſa am Hoſpiz oben werden bitter genug die Konkurrenz empfinden, die ihnen der Tunnel tief unter ihnen macht. Das Hoſpiz ſelber, das Hunderten armer Arbeiter eine warme Suppe und ein Nachtlager bot,*) iſt nun unnötig geworden, denn auch der Arme wird lieber durch den Tunnel fahren — die 14 Kilometer lange Strecke von Göſchenen nach Airolo koſtet ja nur 1 Franken Fahrgeld —, als den hohen Paß zu Fuß durchwandern.

*) Vom 1. Oktober 1879 bis 1. Oktober 1880 wurden an 18,024 arme Reiſende aller Nationen 70,395 Rationen ſamt verſchiedenen Kleidungsſtücken unentgeltlich verabreicht.

gefährlichſten Stellen des Paſſes waren und ſind die Felſenſchlucht der Schöllinen bis zu der merkwürdigen Stelle ſich hinaufziehend, wo die Reuß aus dem Urſerenthal durch einen ſchmalen Felsſpalt hervorbricht und die alte und neue Teufelsbrücke über das wild aufſchäumende in die Tiefe hinabſtürzende Gewäſſer ſich wölben; ferner der ſteile Aufſtieg vom Hoſpenthal an der Roduntaly vorüber zur Paßhöhe, ein Tummelplatz für die „Gurete“, jene ſchrecklichen Schneeſtürme, die bei Nordwind an der Südſeite, bei Südwind an der Nordſeite des Paßſattels am heftigſten toben und die feinen Eis- und Schneekriſtalle in einen ſo unwiderſtehlichen Wirbeltanz verſetzen, daß Menſchen und Tieren Hören und Sehen vergeht; und drittens die vom jungen Teſſinfluß durchrauſchte Felsenge. Der ſteile Abſturz vom Gotthardhoſpiz nach der Südſeite des Gebirges iſt zwar durch kühn übereinandergemauerte „Kehren“ und Schlangenwindungen überwunden, dann aber kommt ein Engpaß, der von beiden Seiten durch Lawinenſtürze bedroht iſt, die von den ſteilen Felshängen herabdonnern und die Straße verſchütten. Das iſt das ſchon in ſeinem Namen abſchreckende Val tremola (Thal des Zitterns), vom deutſchen Schweizer auch „Trümmelnthal“ genannt.

Von Flüelen, dem Anfangspunkt der Gotthardſtraße, bis nach Göſchenen hinauf fährt man noch bequem genug; dann aber beginnen die wilden Berggeiſter den Menſchen und Tieren ihre Schwäche fühlbar zu machen. Wenn alles gut ging, brauchte der wohlbeſpannte Eilwagen von Göſchenen bis nach Airolo, der erſten Station am Südabhang des Gebirgs, 5 bis 6 Stunden; jetzt fliegt die Lokomotive in 30 bis 35 Minuten durch den Tunnel. Warm genug iſt's in der Tiefe, ja auch ſchwül; während oben in den Thalſchluchten und auf den Felſenhöhen eiſige Sturmwinde toben und meterhohe Schneemauern auf der Poſtſtraße den Weg abſperren, ſchließt der in gerader Linie tief unten dahin eilende Inſaſſe des Dampfwagens behaglich die Augen, um von der Sonne Italiens, von den Myrten- und Lorbeerſtauden am blauen Lago maggiore zu träumen. Wie tanzende Irrlichter huſchen die brennenden Lampen an ihm vorüber, das feuchte Steingewölbe, an das die Rauchmaſſen der Lokomotive anrennen, wie gefangene Beſtien an die Gitterſtäbe ihres Käfigs, glitzert unheimlich und der Gedanke an die furchtbare Möglichkeit, daß ein Stein aus der Wölbung ſich löſen und den ganzen Zug verſchütten könnte, beengt die ſchwerer atmende Bruſt. Doch ſchon dringt in das blinzelnde Auge ein tröſtliches Dämmerlicht, ein lichter Punkt zeigt ſich in der Ferne, rückt näher und wird größer, eine kleine Biegung und die Ätherwellen des holden Himmelslichtes umfangen den Reiſenden, ſein Herz mit neuer Hoffnung und friſchem Reiſemut erfüllend.

Der Bahnhof von Airolo, an der Südmündung des Rieſentunnels, etwas höher als das Portal von Göſchenen gelegen (1145 m über dem Meeresſpiegel — Göſchenen 1109 m), iſt erreicht und nun geht es mit dem thalabwärts zum Langen-See eilenden Teſſin um die Wette und ſeine Schnelligkeit weit überholend durch das enge aber reizende Livinenthal (Val Leventina) mit ſeinen maleriſchen Felswänden, grünen Matten und wilden

Sturzbächen, über kühne Felsgalerieen und Dämme, durch zahlreiche kleinere Tunnels nach Bellinzona, wo die Bahn sich teilt, einerseits zum Langensee (Magadino, Luino mit Zweigbahn nach Locarno) andrerseits zum Luganersee sich wendend.

Die ebenso großartige als reizende und liebliche italienische Schweiz ist nun dem Vierwaldstättersee, diesem Centrum der deutschen Urkantone, so nahe gerückt, daß selbst zur Winterszeit, wenn auf der Nordseite rauhe Nord- oder Ostwinde über die schneebedeckten Fluren stürmen, Vergnügungsfahrten an die oberitalienischen Seeen unternommen werden können; man wird Extrazüge nach den borromäischen Inseln und Belaggio mit Retour- und Rundreisebillets veranstalten, und mancher Brustkranke, der die Fahrt über den Alpenpaß nicht wagen durfte, wird nun vorzugsweise zur Winterszeit der milden Luft Italiens sich erfreuen können. Ein italienischer Rigi, der Monte Generose, wird Tausende von Touristen auf seinen Felskuppen versammeln, von denen man die große Alpenkette nordwärts in einem vom Montblanc bis zum Ortles ausgespannten Bogen überschaut, während zu den Füßen die Spiegel der oberitalienischen Seeen erglänzen und südwärts das „Maienland" der Vorfahren, die lombardische Ebene — die fruchtbare, aber auch blutgetränkte — sich dehnt.

Jahrhunderte lang sind auf der ganzen Gotthardlinie blutige Kämpfe ausgefochten worden. Noch an der Scheide des vorigen Jahrhunderts tobte hier der Kampf zwischen Russen und Österreichern einerseits und Franzosen andrerseits, die um den Besitz des Passes rangen. Vor vier Jahrhunderten stürmten, um die ins Livinenthal vordringenden Herzöge von Mailand zurückzuschlagen, die kampflustigen Herren Bauern aus Uri und Unterwalden und Schwyz über den rauhen Gotthardpaß, ließen aber auch die Befreiten hart genug die Obmacht der sieghaften Eidgenossen empfinden und erst durch die französische Revolution und Napoleon ward der Kanton Tessin seinen früheren Herren ebenbürtig. Jetzt, da ein einiges Italien erstanden ist, zieht es die italienischen Schweizer wieder südwärts. Das Opfer aber, das die deutschen Kantone durch Erbauung der Gotthardbahn brachten, ward nicht zum kleinsten Teile bestimmt durch die Hoffnung, daß die Eisenschiene ein neues festes Band werden möge zwischen deutscher und welscher Schweiz, wie sie ja auch die beiden Großmächte, Italien und Deutschland, die durch große Ereignisse der letzten Jahre näher zusammengeführt wurden, durch den friedlichen Handelsverkehr fester verbinden wird.

Freilich wird auch die Eisenbahn zu einem lockeren zerreißbaren Bande, wenn sich die Herzen der Völker entfremden; die Eisenschiene trägt ebenso willig die Kanone wie den Güterwagen. Dennoch aber hilft sie mächtig dazu, daß wie die räumlichen Entfernungen schwinden, so auch die Nationen sich finden lernen und lieber freundlich als feindlich miteinander verkehren.

Nicht unbesonnen und zwecklos haben Italien und das deutsche Reich ihre Millionen beigesteuert, ohne welche die Gotthardbahn nimmer zustande gekommen wäre. Lag es in ihrem politischen Interesse, eine von Frankreich

Ufern mit ihm wetteifert, nahe kommt, ohne ihn zu erreichen. Diese Gliederung macht aus dem einen See sieben unter einander verschiedene, mit eigentümlichem Charakter begabte Seebecken. Nordnordwestlich die Luzerner, nordnordöstlich die Küßnachter Bucht; in der Mitte der Kreuztrichter und die Partie zwischen der Zinne und den beiden Nasen — man könnte sie die Wäggiser Bucht nennen; südöstlich die Hergiswyler Bucht und — den Südfuß des Pilatus bespülend — die fast einen besonderen See bildende Alpnacher Bucht. Dann von Westen nach Osten gedehnt die Buochser Bucht, zwischen Gersau und Beckenried, und endlich ganz nach Süden umbiegend der Urner See, in dessen Tiefe das Reußbett plötzlich abfällt. Da darf man es den alten Autoren wie den alten Anwohnern nicht verdenken, wenn sie, bevor die Eidgenossenschaft der vier Waldstätte: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern sich gebildet hatte, diesen See den „großen" (lacus magnus) nannten und den Namen noch lange neben dem neueren des Vierwaldstätter-Sees beibehielten.

Der See erscheint seiner vielen Buchten wegen viel größer, als er ist, und man erstaunt, wenn man erfährt, daß er im ganzen nur $1\,^{7}/_{10}$ □Meilen messe. Und doch beträgt, wenn man sich eine Schnur von Luzern bis Flüelen gezogen denkt, die Länge desselben volle 10 (deutsche) Stunden, und wenn man die Linie von Alpnach bis Küßnacht als Breite betrachten will, diese Entfernung volle 5 Stunden! Indem man die Linie von Luzern nach Brunnen als den Stamm und die Alpnacher und Küßnachter Bucht als die beiden Arme betrachtet, gewinnt man die Figur eines etwas verschobenen Kreuzes, dessen Mitte der bekannte „Trichter" ist, der die überraschendsten und mannigfaltigsten Ausblicke gewährt.

Nur die Luzerner Bucht ist weniger tief; sie bildet einen durch allmähliche Auswaschung (Erosion) entstandenen See, während das entgegengesetzte Ende des Vierwaldstätter-Sees, die Urner Bucht, eine tiefe Felsspalte zum Becken hat, die nach unten zu unter spitzem Winkel zusammenläuft. Doch kann man eigentlich nie von bloßen „Erosions-Seeen" reden, da das Wasser, um ein größeres Becken auswaschen und erweitern zu können, doch immer schon eine Vertiefung des Bodens vorfinden muß. Und diese ist am Ausgange der Hochgebirge entweder durch Einsturzthäler gebildet oder durch bloße Einbiegung der Gesteinsschichten oder durch Querrisse derselben, wie sie die Urner Bucht zeigt.

Die Luzerner Bucht ist nur das Ende einer Einbiegung. Der Buochser-See hingegen zeigt eine tiefere Mulde, deren Nordwand (gebildet durch die Wand des Bürgenstein, der ganz nahe an den Vitznauerstock der Rigigruppe herankommt) er durchbrochen hat. Dann wird derselbe Bürgenstein wieder zum Südrande der Bucht von Wäggis, und hier ist die bedeutendste Tiefe des Sees von 320 m; der Urner-See hat nur eine Tiefe von 240 m.

Eine Hauptaxe, wie beim Boden-, Genfer-, Thuner- oder Brienzer-See läßt sich beim Vierwaldstätter- und Luganer-See nicht ziehen; die Luzerner- und Küßnachter-Bucht, der Buochser- und Urner-See stoßen fast unter rechten

Winkeln zuſammen, ſo daß ſich eigentlich verſchiedene Becken verbunden haben, die nun ein und derſelbe Hauptſtrom erfüllt.

Daher iſt denn eine Fahrt vom Ausfluß der Reuß bis zur Einmündung derſelben ſo wunderbar wechſelvoll, überraſchend, das Intereſſe nicht nur fortwährend in Spannung erhaltend, ſondern es ſteigernd. Denn ehe man ſichs verſieht, hat man die anfänglichen Ufer verloren, ganz neue gewonnen und damit ganz neue Durchblicke und Perſpektiven, d. h. Fernblicke erhalten. Aber auch die Effekte ſteigern ſich, werden immer großartiger und ſchlagender. In der milden, freundlichen Luzerner-Bucht glauben wir uns noch halb in der Ebene, die Bergwelt ſteht noch in einer gewiſſen ehrfurchtgebietenden Ferne wie eine zuſammengedrängte Maſſe vor uns. Wir nähern uns dem Kreuztrichter, und nach allen Seiten hin dehnt ſich, groß und frei, der Waſſerſpiegel, die Berge engen ihn nicht ein, ſie bilden nur ſeinen reich geſchmückten Kranz. Wir ſteuern gegen Wäggis weiter nach Vitznau und ſehen dort in ſteil anſteigenden Kurven, die an tiefer Kluft kühn den Weg geſucht und gefunden haben, die Eiſenbahn zur Rigihöhe aufſteigen. Mehr und mehr empfinden wir die Wucht der Felswände auf beiden Seiten; der See verengt ſich zur Breite eines Stromes, wir paſſieren ein Felsthor (zwiſchen den beiden „Naſen"), fahren wieder in ein großes, aber von allen Seiten umſchloſſenes Becken und ſchauen auf Beckenried und die herrlichen Bergſpitzen des Stollens und Oberen Bauens (1960 m), deren rechte Flanke die üppig grüne Muſenalp bildet.

Das Schiff wendet ſich nach Südweſt nach dem Unterwaldner Dorf Buochs, bei welchem die Engelberger-Aa mündet. Wir ſchauen in die Thalweite nach Stans hinauf, der Hauptſtadt des Halbkantons Nidwalden: dann gehts wieder am grünen Fuße des Buochſer Horns öſtlich nach dem ſonnigen Beckenried und wieder nordöſtlich quer über den See auf Gerſau zu. Hoch oben blickt über die ſteilen Felswände des Rigi-Abhangs das Gaſthaus von Rigi-Scheidegg herab auf das ſchmucke Kirchlein, das, auf dem äußerſten Uferrande ſtehend, von den Wellen des Sees umſpült wird. Einen neuen Blick nach rechts in das Muotta-Thal, auf die Rote Fluh, den großen und kleinen Mythen, von denen Schillers Berglied ſingt:

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft
Hoch über der Menſchen Geſchlechter.

Die nackten kahlen Spitzſäulen ſtellen ein pittoreskes Gegenbild dar zum Ufer von Beckenried, auf das wir von Gerſau weiterfahrend noch einen Rückblick werfen. Es iſt, als tönte von dorther Alphornklang, um uns auf die grünen Terraſſen, auf die mattenreichen hohen Pyramiden zu locken, während die Schwyzer Haken und Spitzen uns wie drohend zurückſchrecken.

Wir fahren an der Kindlismord-Kapelle vorbei — wo nach einer Sage ein Spielmann ſein Kind, das nach Brot ſchrie, an dem Felſen zerſchmettert haben ſoll —; abermals verengt ſich der See zu einem ſchmalen Durchgange. An der „Treib" tritt der Seelisberg mit einer Landſpitze

Ufern mit ihm wetteifert, nahe kommt, ohne ihn zu erreichen. Diese Gliederung macht aus dem einen See sieben unter einander verschiedene, mit eigentümlichem Charakter begabte Seebecken. Nordnordwestlich die Luzerner, nordnordöstlich die Küßnachter Bucht; in der Mitte der Kreuztrichter und die Partie zwischen der Zinne und den beiden Nasen — man könnte sie die Wäggiser Bucht nennen; südöstlich die Hergiswyler Bucht und — den Südfuß des Pilatus bespülend — die fast einen besonderen See bildende Alpnacher Bucht. Dann von Westen nach Osten gedehnt die Buochser Bucht, zwischen Gersau und Beckenried, und endlich ganz nach Süden umbiegend der Urner See, in dessen Tiefe das Reußbett plötzlich abfällt. Da darf man es den alten Autoren wie den alten Anwohnern nicht verdenken, wenn sie, bevor die Eidgenossenschaft der vier Waldstätte: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern sich gebildet hatte, diesen See den „großen" (lacus magnus) nannten und den Namen noch lange neben dem neueren des Vierwaldstätter-Sees beibehielten.

Der See erscheint seiner vielen Buchten wegen viel größer, als er ist, und man erstaunt, wenn man erfährt, daß er im ganzen nur $1\,^{7}/_{10}$ □Meilen messe. Und doch beträgt, wenn man sich eine Schnur von Luzern bis Flüelen gezogen denkt, die Länge desselben volle 10 (deutsche) Stunden, und wenn man die Linie von Alpnach bis Küßnacht als Breite betrachten will, diese Entfernung volle 5 Stunden! Indem man die Linie von Luzern nach Brunnen als den Stamm und die Alpnacher und Küßnachter Bucht als die beiden Arme betrachtet, gewinnt man die Figur eines etwas verschobenen Kreuzes, dessen Mitte der bekannte „Trichter" ist, der die überraschendsten und mannigfaltigsten Ausblicke gewährt.

Nur die Luzerner Bucht ist weniger tief; sie bildet einen durch allmähliche Auswaschung (Erosion) entstandenen See, während das entgegengesetzte Ende des Vierwaldstätter-Sees, die Urner Bucht, eine tiefe Felsspalte zum Becken hat, die nach unten zu unter spitzem Winkel zusammenläuft. Doch kann man eigentlich nie von bloßen „Erosions-Seeen" reden, da das Wasser, um ein größeres Becken auswaschen und erweitern zu können, doch immer schon eine Vertiefung des Bodens vorfinden muß. Und diese ist am Ausgange der Hochgebirge entweder durch Einsturzthäler gebildet oder durch bloße Einbiegung der Gesteinsschichten oder durch Querrisse derselben, wie sie die Urner Bucht zeigt.

Die Luzerner Bucht ist nur das Ende einer Einbiegung. Der Buochser-See hingegen zeigt eine tiefere Mulde, deren Nordwand (gebildet durch die Wand des Bürgenstein, der ganz nahe an den Vitznauerstock der Rigigruppe herankommt) er durchbrochen hat. Dann wird derselbe Bürgenstein wieder zum Südrande der Bucht von Wäggis, und hier ist die bedeutendste Tiefe des Sees von 320 m; der Urner-See hat nur eine Tiefe von 240 m.

Eine Hauptaxe, wie beim Boden-, Genfer-, Thuner- oder Brienzer-See läßt sich beim Vierwaldstätter- und Luganer-See nicht ziehen; die Luzerner- und Küßnachter-Bucht, der Buochser- und Urner-See stoßen fast unter rechten

Winkeln zusammen, so daß sich eigentlich verschiedene Becken verbunden haben, die nun ein und derselbe Hauptstrom erfüllt.

Daher ist denn eine Fahrt vom Ausfluß der Reuß bis zur Einmündung derselben so wunderbar wechselvoll, überraschend, das Interesse nicht nur fortwährend in Spannung erhaltend, sondern es steigernd. Denn ehe man sichs versieht, hat man die anfänglichen Ufer verloren, ganz neue gewonnen und damit ganz neue Durchblicke und Perspektiven, d. h. Fernblicke erhalten. Aber auch die Effekte steigern sich, werden immer großartiger und schlagender. In der milden, freundlichen Luzerner-Bucht glauben wir uns noch halb in der Ebene, die Bergwelt steht noch in einer gewissen ehrfurchtgebietenden Ferne wie eine zusammengedrängte Masse vor uns. Wir nähern uns dem Kreuztrichter, und nach allen Seiten hin dehnt sich, groß und frei, der Wasserspiegel, die Berge engen ihn nicht ein, sie bilden nur seinen reich geschmückten Kranz. Wir steuern gegen Wäggis weiter nach Vitznau und sehen dort in steil ansteigenden Kurven, die an tiefer Kluft kühn den Weg gesucht und gefunden haben, die Eisenbahn zur Rigihöhe aufsteigen. Mehr und mehr empfinden wir die Wucht der Felswände auf beiden Seiten; der See verengt sich zur Breite eines Stromes, wir passieren ein Felsthor (zwischen den beiden „Nasen"), fahren wieder in ein großes, aber von allen Seiten umschlossenes Becken und schauen auf Beckenried und die herrlichen Bergspitzen des Stollens und Oberen Bauens (1960 m), deren rechte Flanke die üppig grüne Musenalp bildet.

Das Schiff wendet sich nach Südwest nach dem Unterwaldner Dorf Buochs, bei welchem die Engelberger-Aa mündet. Wir schauen in die Thalweite nach Stans hinauf, der Hauptstadt des Halbkantons Nidwalden: dann gehts wieder am grünen Fuße des Buochser Horns östlich nach dem sonnigen Beckenried und wieder nordöstlich quer über den See auf Gersau zu. Hoch oben blickt über die steilen Felswände des Rigi-Abhangs das Gasthaus von Rigi-Scheidegg herab auf das schmucke Kirchlein, das, auf dem äußersten Uferrande stehend, von den Wellen des Sees umspült wird. Einen neuen Blick nach rechts in das Muotta-Thal, auf die Rote Fluh, den großen und kleinen Mythen, von denen Schillers Berglied singt:

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft
Hoch über der Menschen Geschlechter.

Die nackten kahlen Spitzsäulen stellen ein pittoreskes Gegenbild dar zum Ufer von Beckenried, auf das wir von Gersau weiterfahrend noch einen Rückblick werfen. Es ist, als tönte von dorther Alphornklang, um uns auf die grünen Terrassen, auf die mattenreichen hohen Pyramiden zu locken, während die Schwyzer Haken und Spitzen uns wie drohend zurückschrecken.

Wir fahren an der Kindlismord-Kapelle vorbei — wo nach einer Sage ein Spielmann sein Kind, das nach Brot schrie, an dem Felsen zerschmettert haben soll —; abermals verengt sich der See zu einem schmalen Durchgange. An der „Treib" tritt der Seelisberg mit einer Landspitze

Ufern mit ihm wetteifert, nahe kommt, ohne ihn zu erreichen. Diese Gliederung macht aus dem einen See sieben unter einander verschiedene, mit eigentümlichem Charakter begabte Seebecken. Nordnordwestlich die Luzerner, nordnordöstlich die Küßnachter Bucht; in der Mitte der Kreuztrichter und die Partie zwischen der Zinne und den beiden Nasen — man könnte sie die Wäggiser Bucht nennen; südöstlich die Hergiswyler Bucht und — den Südfuß des Pilatus bespülend — die fast einen besonderen See bildende Alpnacher Bucht. Dann von Westen nach Osten gedehnt die Buochser Bucht, zwischen Gersau und Beckenried, und endlich ganz nach Süden umbiegend der Urner See, in dessen Tiefe das Reußbett plötzlich abfällt. Da darf man es den alten Autoren wie den alten Anwohnern nicht verdenken, wenn sie, bevor die Eidgenossenschaft der vier Waldstätte: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern sich gebildet hatte, diesen See den „großen" (lacus magnus) nannten und den Namen noch lange neben dem neueren des Vierwaldstätter-Sees beibehielten.

Der See erscheint seiner vielen Buchten wegen viel größer, als er ist, und man erstaunt, wenn man erfährt, daß er im ganzen nur $1\,^{7}/_{10}$ □Meilen messe. Und doch beträgt, wenn man sich eine Schnur von Luzern bis Flüelen gezogen denkt, die Länge desselben volle 10 (deutsche) Stunden, und wenn man die Linie von Alpnach bis Küßnacht als Breite betrachten will, diese Entfernung volle 5 Stunden! Indem man die Linie von Luzern nach Brunnen als den Stamm und die Alpnacher und Küßnachter Bucht als die beiden Arme betrachtet, gewinnt man die Figur eines etwas verschobenen Kreuzes, dessen Mitte der bekannte „Trichter" ist, der die überraschendsten und mannigfaltigsten Ausblicke gewährt.

Nur die Luzerner Bucht ist weniger tief; sie bildet einen durch allmähliche Auswaschung (Erosion) entstandenen See, während das entgegengesetzte Ende des Vierwaldstätter-Sees, die Urner Bucht, eine tiefe Felsspalte zum Becken hat, die nach unten zu unter spitzem Winkel zusammenläuft. Doch kann man eigentlich nie von bloßen „Erosions-Seen" reden, da das Wasser, um ein größeres Becken auswaschen und erweitern zu können, doch immer schon eine Vertiefung des Bodens vorfinden muß. Und diese ist am Ausgange der Hochgebirge entweder durch Einsturzthäler gebildet oder durch bloße Einbiegung der Gesteinsschichten oder durch Querrisse derselben, wie sie die Urner Bucht zeigt.

Die Luzerner Bucht ist nur das Ende einer Einbiegung. Der Buochser-See hingegen zeigt eine tiefere Mulde, deren Nordwand (gebildet durch die Wand des Bürgenstein, der ganz nahe an den Vitznauerstock der Rigigruppe herankommt) er durchbrochen hat. Dann wird derselbe Bürgenstein wieder zum Südrande der Bucht von Wäggis, und hier ist die bedeutendste Tiefe des Sees von 320 m; der Urner-See hat nur eine Tiefe von 240 m.

Eine Hauptaxe, wie beim Boden-, Genfer-, Thuner- oder Brienzer-See läßt sich beim Vierwaldstätter- und Luganer-See nicht ziehen; die Luzerner- und Küßnachter-Bucht, der Buochser- und Urner-See stoßen fast unter rechten

Winkeln zusammen, so daß sich eigentlich verschiedene Becken verbunden haben, die nun ein und derselbe Hauptstrom erfüllt.

Daher ist denn eine Fahrt vom Ausfluß der Reuß bis zur Einmündung derselben so wunderbar wechselvoll, überraschend, das Interesse nicht nur fortwährend in Spannung erhaltend, sondern es steigernd. Denn ehe man sichs versieht, hat man die anfänglichen Ufer verloren, ganz neue gewonnen und damit ganz neue Durchblicke und Perspektiven, d. h. Fernblicke erhalten. Aber auch die Effekte steigern sich, werden immer großartiger und schlagender. In der milden, freundlichen Luzerner-Bucht glauben wir uns noch halb in der Ebene, die Bergwelt steht noch in einer gewissen ehrfurchtgebietenden Ferne wie eine zusammengedrängte Masse vor uns. Wir nähern uns dem Kreuztrichter, und nach allen Seiten hin dehnt sich, groß und frei, der Wasserspiegel, die Berge engen ihn nicht ein, sie bilden nur seinen reich geschmückten Kranz. Wir steuern gegen Wäggis weiter nach Vitznau und sehen dort in steil ansteigenden Kurven, die an tiefer Kluft kühn den Weg gesucht und gefunden haben, die Eisenbahn zur Rigihöhe aufsteigen. Mehr und mehr empfinden wir die Wucht der Felswände auf beiden Seiten; der See verengt sich zur Breite eines Stromes, wir passieren ein Felsthor (zwischen den beiden „Nasen"), fahren wieder in ein großes, aber von allen Seiten umschlossenes Becken und schauen auf Beckenried und die herrlichen Bergspitzen des Stollens und Oberen Bauens (1960 m), deren rechte Flanke die üppig grüne Musenalp bildet.

Das Schiff wendet sich nach Südwest nach dem Unterwaldner Dorf Buochs, bei welchem die Engelberger-Aa mündet. Wir schauen in die Thalweite nach Stans hinauf, der Hauptstadt des Halbkantons Nidwalden: dann gehts wieder am grünen Fuße des Buochser Horns östlich nach dem sonnigen Beckenried und wieder nordöstlich quer über den See auf Gersau zu. Hoch oben blickt über die steilen Felswände des Rigi-Abhangs das Gasthaus von Rigi-Scheidegg herab auf das schmucke Kirchlein, das, auf dem äußersten Uferrande stehend, von den Wellen des Sees umspült wird. Einen neuen Blick nach rechts in das Muotta-Thal, auf die Rote Fluh, den großen und kleinen Mythen, von denen Schillers Berglied singt:

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft
Hoch über der Menschen Geschlechter.

Die nackten kahlen Spitzsäulen stellen ein pittoreskes Gegenbild dar zum Ufer von Beckenried, auf das wir von Gersau weiterfahrend noch einen Rückblick werfen. Es ist, als tönte von dorther Alphornklang, um uns auf die grünen Terrassen, auf die mattenreichen hohen Pyramiden zu locken, während die Schwyzer Haken und Spitzen uns wie drohend zurückschrecken.

Wir fahren an der Kindlismord-Kapelle vorbei — wo nach einer Sage ein Spielmann sein Kind, das nach Brot schrie, an dem Felsen zerschmettert haben soll —; abermals verengt sich der See zu einem schmalen Durchgange. An der „Treib" tritt der Seelisberg mit einer Landspitze

vor, gerade der Muotta-Mündung gegenüber. Wir blicken tief in dies nach Norden hin die Gebirgsmaſſen durchbrechende Thal, das uns mit einem ganz neuen und eigentümlichen Bilde überraſcht. Am Fuße der kahlen Mythenſtücke liegt mit ſeinen weithin zerſtreuten weißgetünchten Häuſern der Hauptort des Kantons Schwyz, welcher der ganzen Eidgenoſſenſchaft den Namen gegeben.

Näher, gleichfalls hinter Brunnen, das freundliche Dorf Ingebohl.

Brunnen iſt der Hafen von Schwyz, wie Flüelen der Hafenort von Uri. Das Thal, in das die weit von Oſten her kommende Muotta einmündet, iſt eigentlich die Fortſetzung des Urner Seebeckens; es biegt bei Seeven nach Weſten um zum Lowerzer-See und weiter über Goldau nach Arth zum Becken des Zuger-Sees.

Die Gotthardbahn ſchlägt dieſen Thalweg, der die Rigigruppe im Nordoſten umzieht, ein; es iſt der Landweg, der von Brunnen nach Küßnacht führt. Dieſen Weg läßt die Sage auch Geßler ziehen und ihm vorauseilend Wilhelm Tell.

Es lag warme Luft auf See und Thal und warmes Sonnenlicht auf den nackten Felshöhen, ſo daß ſie einen rötlichen Anflug des Lebens gewannen, und dennoch erſchien mir die Bergſcenerie ſtreng und ernſt. Der Blick konnte bis auf die aus dem Muottathal aufſteigende Höhe des Pragelpaſſes und auf die Silberen, grauweiße öde Karrenfelder, die im Sonnenlicht wie weißer Firnſchnee glänzten, hinübergreifen. Aber ſchnell war die Fernſicht verſchwunden, eine kleine Wendung des Schiffes und zwiſchen der ſteil abfallenden Felswand des Axenberges und den nicht minder ſchroff abſteigenden Terraſſen des Seelisberges ſtreckte ſich in majeſtätiſcher Ruhe und erhabener Schönheit der Urner-See.

Ja, in majeſtätiſcher Ruhe! — wie ein ſchlafender Löwe, den man freudig anſtaunt, aber doch nicht ohne eine gewiſſe Bangigkeit betrachtet, weil man ſein Erwachen fürchtet! Wohl ſtrahlte ein ſonniger blauer Himmel herab auf dieſes grüne Gewäſſer, deſſen heller Spiegel nur durch einen leiſen Windhauch gekräuſelt wurde und deſſen Waſſermaſſe in der mächtigen Felſenumarmung feſt und ſicher zu ruhen ſchien. Aber eben dieſe Bergrieſen, die ſeine Ufer bilden, treten ſo nahe, ſo trotzig heran, als wollten ſie dem Nachen jedes Anlanden, dem Menſchen jede Anſiedelung wehren; ſie ſteigen ſo ſenkrecht herab, daß der Blick unwillkürlich an dieſen ſchroffen Uferwänden auch hinab zur Tiefe gleitet und eine Ahnung gewinnt von dem furchtbaren Anblick, wenn der Sturm dieſe Tiefe aufwühlt. Wie uns auf hohen Alpengipfeln ſchwindelt und ein unwiderſtehlicher Zug in die Tiefe erfaßt, ſo ziehen uns die Dämonen der Waſſertiefe hinab, wenn wir ihnen von oben zuſchauen und ihrem Reize uns überlaſſen.

Mit wunderbarer Pracht und Naturtreue hat uns Schiller im Eingang zum Tell ebenſo den verlockenden, ſinnumſtrickenden Reiz der Seenixe gemalt — „es lächelt der See, er ladet zum Bade“ — wie den heranziehenden

Sturm der Leidenſchaft, den ſchrecklichen Zorn und das fürchterliche Wüten desſelben Seees. Ruodi, der Fiſcher, ſpricht zu ſeinem Buben:

Mach hurtig, Jenni. Zieh die Nauе ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mytenſtein zieht ſeine Haube an,
Und kalt her bläſt es aus dem Wetterloch;
Der Sturm, ich mein', wird da ſein, eh' wir's denken.

Der „graue Thalvogt" iſt der Föhn, der über den Gotthard durch das Reußthal hinunter ſtürmt, der mit grauem Höhenrauch Fels und Thal überzieht, den Flanken der Berge lange Wolkenſchwerter anhängt und dann mit ſouveräner Willkür Tannen entwurzelt, Alpenhütten einſtürzt, auf den Hochalpen Lawinen rollt und unten auf dem See das Schifflein in das Wogengetümmel jagt und in die Tiefe ſtürzt.

Eine Schifferſage vom Kreuztrichter berichtet, daß, wenn der Föhn im Anzuge ſei, mitten auf dem Spiegel des Sees ein ſchwarzer Nachen erſcheine; in demſelben ſtehe aufrecht eine weißgekleidete, totenbleiche Jungfrau und winke nach allen Seiten den noch auf der Fahrt befindlichen Nauen. In die Felsſpalte des Urner-Sees wirft er ſich zuerſt —

Wehe dem Fahrzeug, das, dann unterwegs,
In dieſer furchtbar'n Wiege wird gewiegt!
Hier iſt das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm iſt Meiſter, Wind und Welle ſpielen
Ball mit dem Menſchen. — Wenn der Sturm
In dieſer Waſſerkluft ſich erſt verfangen,
Dann raſt er um ſich mit des Raubtiers Angſt,
Das an des Gitters Eiſenſtäbe ſchlägt!
Die Pforte ſucht er heulend ſich vergebens:
Denn ringsum ſchränken ihn die Felſen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Weil Wind und Wetter den See für größere Militärtransporte oft unſicher machen, hat man vor mehreren Jahren*) am ſchroffen Abhange des Fron-Alpſtockes und des Axenbergs hin die neue Militärſtraße angelegt, die von Brunnen bis Flüelen wie der See-Arm ſelber eine Länge von $2^3/_4$ St. hat. Ich hatte das Dampfſchiff verlaſſen, um ſie zu Fuß zu durchwandern. Schon war es 5 Uhr nachmittags; ich konnte in Brunnen nicht lange verweilen, ging ſchnell an dem alten Suſthauſe vorüber, an deſſen Giebelwand etwas grell, doch weithin ſichtbar, zwei Bilder al fresco gemalt ſind:

Die drei erſten Eidgenoſſen, ihre Hände zum Schwur erhebend — zum Andenken an den 19. Dezember 1315, an welchem Tage die Urkantone, nachdem ſie in der Schlacht am Morgarten glücklich für ihre Freiheit geſtritten, den Bundesſchwur erneuerten. Das andere Bild ſtellt zwei ſchwediſche Männer, Swen und Swito, dar, die nach alter Überlieferung, die

*) 1863 und 64.

freilich nicht volle Glaubwürdigkeit hat, aus ihrem nordiſchen Vaterlande bis an den Vierwaldſtätter-See gezogen und die Anſiedelung von Schwyz begründet haben ſollen. (Vergl. die Rede Stauffachers in Schillers Wilhelm Tell, II, Rütli-Scene.) Indeſſen ſo ganz aus der Luft gegriffen, wie man neuerdings meint, iſt ſie auch nicht, denn die Wahrſcheinlichkeit iſt vorhanden, daß von den geſchlagenen Cimbern und Teutonen ſich Reſte in dieſen entlegenen Thälern feſtſetzten.

In Aegidius Tſchudis helvet. Chronik (S. 276 ff.) iſt die Brunner Urkunde zu leſen, und heißt es an deren Schluß:

„Und durch das, daß die vorgeſchribene Sicherheit, und die Gedinge ewig und ſtäte beliben, ſo hant wir die Vorgenannten Landt-Lüte und Eidgenoſſen von Uri, von Schwiez und von Unterwalden unſere Sigele gehenckt an diſen Brief, der ward geben zu Brunnen, da man zalt von Gottes Geburte drüzechen hundert Jar, und darnach in dem fünffzehenden Jare, am nächſten Zinſtagg nach Sant Niclaus-Tag.

Sigillum Communitatis Vallis Uraniae.
Sigillum Universitatis in Swites.
Sigillum Universitatis Hominum de Stannes.
Vallis superioris & inferioris“ *)

Wenige Bündniſſe und Eidgelöbniſſe haben ſo gut und ſo lange ſich bewährt wie dieſes! Zwar hat es, nachdem die Kämpfe gegen Angriffe von außen nachließen, nicht an Reibungen der Kantone unter einander, ſelbſt nicht an Bürgerkriegen gefehlt. Und die Schwyzer, welche die Fahne der Freiheit im Kampfe gegen das Haus Habsburg ſo mannhaft vorantrugen, ſind ſpäter oft genug ſelber Störenfriede geworden — „die Landlüte von Schwiez“ wurden rechte Ariſtokraten, ein ſo eigenſinnig ſtolzer privilegierter Stand, wie es nur das Junkertum in einer Monarchie ſein kann. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren unter den 38,000 Seelen, welche das Schwyzer Volk zählte, kaum 15—16,000 ſtaatsbürgerlich frei; dieſe nannten ſich die „gefreiten Landleute“, ihre Wohnſitze das „abgefreite Land“; die Inſaſſen hingegen, die man kaſtenartig auf gewiſſe Gewerbe beſchränkte und von den Staatsämtern ausſchloß, hießen die „neuen Landleute“, waren und blieben homines novi, mochten ſie auch mehrere Jahrhunderte ſchon im Kanton anſäſſig ſein. Erſt als im Jahre 1798 die Franzoſen ins Land brachen und man ohne Hilfe der „neuen Landleute“ ihnen keinen Widerſtand leiſten konnte, beſchloß die Landsgemeinde, daß ſie fortan auch als „gefreite Landleute“ angeſehen werden ſollten.

Mit dem Sturz Napoleons erhob auch die ariſtokratiſche Partei in Schwyz wieder ihr Haupt und wollte die Rechte der „ſechs äußeren Bezirke“ nicht anerkennen; ſie widerſetzte ſich, als im Jahre 1830 die Verfaſſung aller Schweizer Kantone im freiheitlichen Sinne verbeſſert wurden

*) Ob und nid dem Walde.

und brachte im Jahre 1833 sogar 600 Mann auf die Beine, die einen Angriff auf die „äußeren Bezirke“ machten. Da schickte die Tagsatzung eine Truppenmacht von 10,000 Mann ins Land und die „Herren“-Landlüte fügten sich. Doch wie in Luzern, so gewannen auch in Schwyz die Jesuiten wieder die Oberhand, bis auch hier die Waffengewalt der liberalen Kantone den sonderbündlerischen Geist, der ein Geist des Rückschrittes war, dämpfte. Und schließlich ist aus all den Wirren und Kämpfen eine neue Schweiz erstanden, gesund und tüchtig in ihrem staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen und industriellen Leben — ein Freistaat, der die Einheit des Ganzen mit der Freiheit der Einzelnen zu verbinden wußte. In der neuen Bundesverfassung ist die Eigenherrlichkeit der einzelnen Kantone zum Besten aller beschränkt, der Militärdienst, das Zoll-, Post-, Münz-, Maß- und Gewichtswesen ist einheitlich geordnet, das Recht der freien Niederlassung unter gesetzlichen Formen gewährleistet, jeder Schweizer Bürger gleichberechtigt und sein Anteil an der Wahl des Bundesrats, der die höchste vollziehende Gewalt, und des Bundesgerichts, das die höchste richterliche Gewalt ausübt, gesichert.

Die Schweizer Republik wäre längst zerrissen, ein Tummelplatz für die Intriguen der Nachbarn, eine Beute der großen Militärmächte geworden — wie der polnische Freistaat, wenn sich der Einzelwille nicht immer wieder dem Gesamtwillen gefügt und das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht alle Sondergelüste überwunden hätte. Die alte schweizerische Sitteneinfalt und patriarchalische Einfachheit ist längst dahin, — doch der patriotische Geist der alten Eidgenossen ist von ihren Nachkommen nicht gewichen, darum hat sich ihr Staatswesen behauptet, darum wird es von den Nachbarn geachtet, — darum durften auch die Urkantone mit gutem Gewissen, und noch mehr, mit edelster Begeisterung die hundertjährige Gedächtnisfeier unseres großen deutschen Dichters Friedrich Schiller begehen, der in seinem letzten und schönsten Drama die Heldenthaten ihrer Väter gefeiert, den echten, lauteren Freiheitssinn der Schweizer verherrlicht und sein unsterbliches Freiheitslied den Völkern ins Herz gesungen hat, die gleich den Eidgenossen nach Freiheit streben, nach einer Freiheit, die auf Recht und Sitte beruhet, die durch Einheit Stärke giebt und dem einzelnen die Unabhängigkeit seines Vorwärtsstrebens sichert.

Drüben am Eingang des Urner-Seees, Brunnen gegenüber und in gleicher Linie der Mythenstöcke, ragt hart am Ufer ein einzeln stehender, etwa 25 m hoher Fels, der Mythenstein genannt. Daran steht in großen vergoldeten Lettern aus Gußeisen die einfache, weithin sichtbare und lesbare Inschrift: Dem Sänger Tells, F. Schiller, die Urkantone 1859. Schöner und sinniger ist wohl noch keinem Dichter ein Denkmal errichtet worden, als es hier geschehen! Aber kein Dichter ist auch so wie Schiller ein Dichter des Volkes im höchsten Sinne des Wortes, ein Lehrer, Priester und Prophet gewesen, für alles, was in deutscher Zunge spricht.

Ich ging raschen Schrittes zur Axenstraße hinauf, die, nicht hoch über dem See, in die Felswand der Wasiflue hineingesägt ist. Auch hier, wie

ich's früher an den Abhängen des Rigi bemerkte, finden sich erratische Blöcke in Menge, von den Granithöhen des St. Gotthard durch den Gletscherzug herabgeschleift. Gern hätte ich mir noch das auf grünsaftigen Wiesen zwischen üppigen Nußbäumen versteckte Dörfchen Morschachen näher angesehen und lieber noch wäre ich zum Axenstein, dem neuen schloßartigen Kurhaus aufgestiegen, von dessen Terrasse der Blick auf beide Seearme, den Urner- und Buochserse bis zum Pilatus hin und in Vorblick links auf den Uri-Rotstock und Blackenstock von so überwältigender Schönheit sein soll, daß mich verschiedene Besucher versicherten, sie hätten am ganzen See nichts Prächtigeres und Großartigeres gesehen und dieses Bild sei ihnen unvergeßlich. Aber wenn ich noch vor dem Dunkelwerden in Flüelen eintreffen und unterwegs zur Tellplatte hinabsteigen wollte, durfte ich nicht säumen. War doch der Uri-Rotstock auch von der Axenstraße gesehen eine landschaftlich so herrliche Erscheinung, daß vor diesem König des Urner-Sees selbst das Bild des Pilatus, der den Vierwaldstättersee bis Brunnen beherrscht, in den Hintergrund trat. Schon auf meiner Rigifahrt hatte ich diesen Uri-Rotstock lieb gewonnen und den Blick auf ihn für den schönsten Genuß der Rigi-Aussicht erklärt. Obwohl er nicht die Höhe der Häupter des Berner-Oberlandes erreicht — er ist 2710 m ü. M. — so ist er durch seine kompakte, gewaltige, scharf aufsteigende Masse, durch die vielen Zacken seiner Krone, zwischen denen in schön geschwungener Wellenlinie ein großes Becken für die Schnee- und Gletscherfelder, die auf seinem Haupte ruhen, sich eingebogen hat, einer der schönsten Berge, die ich kenne.

Leider hielt das ganze Hochgebirge nach dieser Seite hin die Wolken, welche die Gipfel umlagerten, fest, und der Blick senkte sich nun um so öfter nach unten zur Wiege der schweizerischen Freiheit, dem Rütli oder Grütli,*) der grünen Wiese, die wie eine kleine Oase am unwirtlichen steilen Ufergelände erscheint, heimlich und anheimelnd. Sie schauet nach Brunnen und den Schwyzer Bergen hinüber und am selben Ufergelände, in das sie sich einbuchtet, auf den Mythenstein, der als ihr Wächter und Schildhalter am Eingange des Sees steht. Es ist die geweihte Stätte, auf der — nach der Sage — in der Nacht vom 7. zum 8. November 1307 Walther Fürst aus Attinghausen in Uri, Werner Stauffacher aus Steinen in Schwyz und Arnold ab der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden mit dreißig Gesinnungsgenossen den Bundesschwur leisteten, den Schiller so kurz und bündig als markig und eindringlich durch den patriotischen Pfarrer Röſſelmann langsam feierlich vorsprechen läßt und den die Versammelten mit aufgehobenen drei Fingern wiederholten:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen noch Gefahr —
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,

*) Diminutivform von Rüti, Reute; das G ist nur eine Verstärkung des Anlautes.

Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben —
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott,
Und uns nicht fürchten vor der Macht des Menschen.

Drei Quellen rieseln aus der Bundeswiese hervor — nach der zartsinnigen bedeutende Stätten heiligenden Sage dort, wo die drei Eidgenossen standen. Noch im Jahr 1859 veranstaltete die schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft eine Subskription bei der gesammten Schweizerjugend, welche reichlich und wetteifernd beisteuerte, so daß nun die Bundeswiese als unveräußerliches Nationaleigentum angekauft, mit bequemen Wegen und auch einem Gasthause versehen ist.

## 7. Der St. Gotthard-Tunnel.

Vom Herausgeber.

Ein neues Wunder ist der Welt beschieden,
Ein Friedenswerk im Schweizer Alpenland!
Es tönt der Wagen mit dem Feuerbrand
Im Gotthard, einend, was bis jetzt geschieden!
Mütler v. d. Werra.

Der Vierwaldstätter-See mit seinem Ufergebiet wird nun, da der riesige Granitwall durchbohrt ist, der die deutsche Schweiz von der welschen Schweiz und von Italien trennt, verdoppelte Anziehung erhalten, aber auch, anstatt für viele das Endziel zu sein für eine Schweizerreise, in eine Durchgangsstraße sich verwandeln, deren Endpunkte in Mailand und Florenz, am Adriameer und am Busen von Genua liegen. Nordsee und Mittelmeer, Deutschland und Italien sind sich um das Zehn- und Zwanzigfache näher gerückt. Die rauhe Jahreszeit wird nicht mehr wie früher den Güterverkehr hemmen, und selbst für den Personenzug werden die Jahreszeiten nicht mehr so scharf markierte Scheidungslinien bilden. Der Strom der Vergnügungsreisenden, die von den Ufern des herrlichen Sees zu den klassischen Punkten des Berner Oberlandes eilten, brach sich gleichsam an den nördlichen Abhängen der Centralalpenkette; es kostete den meisten zu viel Mühe, Zeit und Geld, um die über den Kamm des Hochgebirges führenden Straßen zu passieren, die italienische Schweiz und weiter die Gefilde des schönen Italiens zu besuchen. Lawinen und Schneestürme im Winter und Frühling, Glatteis im Herbst, und oft schon im September Schneewehen und rasende Stürme machten die Reise über den Gotthardpaß nicht nur für den Fußgänger, sondern auch für den im Postwagen und Schlitten wohlverpackten Passagier zu einem lebensgefährlichen Unternehmen. Wie ein reißender Fluß, oder ein stürmisches Meer mit Felsenriffen, oder die wasserlose heiße Sandwüste forderte der St. Gotthard alljährlich seine Opfer an Tier- und Menschenleben ein. Die

gefährlichsten Stellen des Passes waren und sind die Felsenschlucht der Schöllinen bis zu der merkwürdigen Stelle sich hinaufziehend, wo die Reuß aus dem Urserenthal durch einen schmalen Felsspalt hervorbricht und die alte und neue Teufelsbrücke über das wild aufschäumende in die Tiefe hinabstürzende Gewässer sich wölben; ferner der steile Aufstieg vom Hospenthal an der Roduntaly vorüber zur Paßhöhe, ein Tummelplatz für die „Gurete", jene schrecklichen Schneestürme, die bei Nordwind an der Südseite, bei Südwind an der Nordseite des Paßsattels am heftigsten toben und die feinen Eis- und Schneekristalle in einen so unwiderstehlichen Wirbeltanz versetzen, daß Menschen und Tieren Hören und Sehen vergeht; und drittens die vom jungen Tessinfluß durchrauschte Felsenge. Der steile Absturz vom Gotthardhospiz nach der Südseite des Gebirges ist zwar durch kühn übereinandergemauerte „Kehren" und Schlangenwindungen überwunden, dann aber kommt ein Engpaß, der von beiden Seiten durch Lawinenstürze bedroht ist, die von den steilen Felshängen herabdonnern und die Straße verschütten. Das ist das schon in seinem Namen abschreckende Val tremola (Thal des Zitterns), vom deutschen Schweizer auch „Trümmelnthal" genannt.

Von Flüelen, dem Anfangspunkt der Gotthardstraße, bis nach Göschenen hinauf fährt man noch bequem genug; dann aber beginnen die wilden Berggeister den Menschen und Tieren ihre Schwäche fühlbar zu machen. Wenn alles gut ging, brauchte der wohlbespannte Eilwagen von Göschenen bis nach Airolo, der ersten Station am Südabhang des Gebirgs, 5 bis 6 Stunden; jetzt fliegt die Lokomotive in 30 bis 35 Minuten durch den Tunnel. Warm genug ist's in der Tiefe, ja auch schwül; während oben in den Thalschluchten und auf den Felsenhöhen eisige Sturmwinde toben und meterhohe Schneemauern auf der Poststraße den Weg absperren, schließt der in gerader Linie tief unten dahin eilende Insasse des Dampfwagens behaglich die Augen, um von der Sonne Italiens, von den Myrten- und Lorbeerstauden am blauen Lago maggiore zu träumen. Wie tanzende Irrlichter huschen die brennenden Lampen an ihm vorüber, das feuchte Steingewölbe, an das die Rauchmassen der Lokomotive anrennen, wie gefangene Bestien an die Gitterstäbe ihres Käfigs, glitzert unheimlich und der Gedanke an die furchtbare Möglichkeit, daß ein Stein aus der Wölbung sich lösen und den ganzen Zug verschütten könnte, beengt die schwerer atmende Brust. Doch schon dringt in das blinzelnde Auge ein tröstliches Dämmerlicht, ein lichter Punkt zeigt sich in der Ferne, rückt näher und wird größer, eine kleine Biegung und die Ätherwellen des holden Himmelslichtes umfangen den Reisenden, sein Herz mit neuer Hoffnung und frischem Reisemut erfüllend.

Der Bahnhof von Airolo, an der Südmündung des Riesentunnels, etwas höher als das Portal von Göschenen gelegen (1145 m über dem Meeresspiegel — Göschenen 1109 m), ist erreicht und nun geht es mit dem thalabwärts zum Langen-See eilenden Tessin um die Wette und seine Schnelligkeit weit überholend durch das enge aber reizende Livinenthal (Val Leventina) mit seinen malerischen Felswänden, grünen Matten und wilden

Sturzbächen, über kühne Felsgalerieen und Dämme, durch zahlreiche kleinere Tunnels nach Bellinzona, wo die Bahn sich teilt, einerseits zum Langensee (Magadino, Luino mit Zweigbahn nach Locarno) andrerseits zum Luganersee sich wendend.

Die ebenso großartige als reizende und liebliche italienische Schweiz ist nun dem Vierwaldstätterse, diesem Centrum der deutschen Urkantone, so nahe gerückt, daß selbst zur Winterszeit, wenn auf der Nordseite rauhe Nord- oder Ostwinde über die schneebedeckten Fluren stürmen, Vergnügungsfahrten an die oberitalienischen Seeen unternommen werden können; man wird Extrazüge nach den borromäischen Inseln und Belaggio mit Retour- und Rundreisebillets veranstalten, und mancher Brustkranke, der die Fahrt über den Alpenpaß nicht wagen durfte, wird nun vorzugsweise zur Winterszeit der milden Luft Italiens sich erfreuen können. Ein italienischer Rigi, der Monte Generose, wird Tausende von Touristen auf seinen Felskuppen versammeln, von denen man die große Alpenkette nordwärts in einem vom Montblanc bis zum Ortles ausgespannten Bogen überschaut, während zu den Füßen die Spiegel der oberitalienischen Seeen erglänzen und südwärts das „Maienland" der Vorfahren, die lombardische Ebene — die fruchtbare, aber auch blutgetränkte — sich dehnt.

Jahrhunderte lang sind auf der ganzen Gotthardlinie blutige Kämpfe ausgefochten worden. Noch an der Scheide des vorigen Jahrhunderts tobte hier der Kampf zwischen Russen und Österreichern einerseits und Franzosen andrerseits, die um den Besitz des Passes rangen. Vor vier Jahrhunderten stürmten, um die ins Livinenthal vordringenden Herzöge von Mailand zurückzuschlagen, die kampflustigen Herren Bauern aus Uri und Unterwalden und Schwyz über den rauhen Gotthardpaß, ließen aber auch die Befreiten hart genug die Obmacht der sieghaften Eidgenossen empfinden und erst durch die französische Revolution und Napoleon ward der Kanton Tessin seinen früheren Herren ebenbürtig. Jetzt, da ein einiges Italien erstanden ist, zieht es die italienischen Schweizer wieder südwärts. Das Opfer aber, das die deutschen Kantone durch Erbauung der Gotthardbahn brachten, ward nicht zum kleinsten Teile bestimmt durch die Hoffnung, daß die Eisenschiene ein neues festes Band werden möge zwischen deutscher und welscher Schweiz, wie sie ja auch die beiden Großmächte, Italien und Deutschland, die durch große Ereignisse der letzten Jahre näher zusammengeführt wurden, durch den friedlichen Handelsverkehr fester verbinden wird.

Freilich wird auch die Eisenbahn zu einem lockeren zerreißbaren Bande, wenn sich die Herzen der Völker entfremden; die Eisenschiene trägt ebenso willig die Kanone wie den Güterwagen. Dennoch aber hilft sie mächtig dazu, daß wie die räumlichen Entfernungen schwinden, so auch die Nationen sich finden lernen und lieber freundlich als feindlich miteinander verkehren.

Nicht unbesonnen und zwecklos haben Italien und das deutsche Reich ihre Millionen beigesteuert, ohne welche die Gotthardbahn nimmer zustande gekommen wäre. Lag es in ihrem politischen Interesse, eine von Frankreich

und Öſterreich völlig unabhängige Linie zu gewinnen, ſo ſprechen nicht minder gewichtige induſtrielle und Handels-Intereſſen zu Gunſten der durch die Mitte der Schweiz und das Centrum des Alpengebirges führenden Gotthardbahn, welche die Häfen der Nordſee, die induſtriellen Rheinprovinzen, Baden und Württemberg in jenen größten Strom des Handelsverkehrs faßte, der über Baſel und Zürich in die lombardiſche Tiefebene, nach Mailand und Genua, dem größten italieniſchen Mittelmeerhafen führt. Hätte man ſtatt des Gotthard den Lukmanier gewählt und durch dieſen den Durchbruch bewerkſtelligt, ſo hätte wohl die Oſtſchweiz, namentlich das gewerbfleißige St. Gallen und das weniger bedeutende Chur, auf deutſchem Boden Augsburg und Ulm gewonnen; aber die Rheinlinie, welche recht eigentlich die des Gotthard iſt, umfaßt im Norden nicht nur Holland und Belgien, Bremen und Hamburg, durchzieht dann die Rheinlande, die großen Handelsemporien: Köln, Frankfurt, Mainz, Mannheim berührend, ſondern ſie ſtößt auch in der Schweiz auf die bedeutendſten Plätze: Baſel, Bern, Zürich, ſodann Schaffhauſen, Winterthur, Luzern und ſchließlich wird ſie die bedeutendſte Handelsſtadt Italiens, Genua, in den Stand ſetzen, die Konkurrenz mit Marſeille zu beſtehen.

Merkwürdig, und doch wieder aus der günſtigen centralen Stellung der Gotthard-Einſattelung leicht erklärlich: kein Paß hat wie der St. Gotthard den Zugang der Menſchen von Norden wie von Süden her ſo ſehr erſchwert, und keiner hat es ſchließlich allen ſeinen Mitbewerbern ſo zuvorgethan. Die Römer mögen ihn immerhin gekannt und unter den vagen Namen „Adula“ und „lepontiſche Berge“ die Region desſelben bezeichnet haben; doch ſie benutzten ihn nicht, weil der Auf- und Abſtieg zu viel Schwierigkeiten bot. Ihnen diente der Julier und Splügen als Übergang zum Rheinthal, nach Vindelicien und in die nördliche Schweiz, und dieſe Päſſe waren auch im Mittelalter eine vielbeſuchte Heerſtraße. Nach Germanien zogen die Römer über den Brenner, und dieſe wenig hohe, von Lawinen nicht gefährdete Brennerſtraße bildete auch im Mittelalter die große Verbindungslinie zwiſchen Venedig und den deutſchen Reichsſtädten. Im Weſtflügel der Alpen gehörte der Ceniſius (Mont Cenis) zu den beſuchteſten Päſſen. Über den mons cenisius zog Pipin mit Heeresmacht nach Italien, um dem Papſt Stephan III. gegen den Longobardenkönig Aiſtulph beizuſtehen. Der zweite Zug, den Pipin unternahm, ging über den Lukmanierpaß. Daß aber auch der Gotthard nicht unbekannt und unbenutzt war und ſchon von den Longobarden zu Einfällen nach Italien benutzt wurde, dafür ſcheint der bei Hoſpenthal nahe der Reuß auf einem Hügel erbaute Turm zu ſprechen, gleichwie auf der Südſeite unterhalb Airolo am Engpaß von Stalvedro Ruinen des longobardiſchen Marmorturmes — casa dei pagani (Heidenhaus) genannt — ſich finden, welche die freilich ganz unverbürgte Sage auf den König Deſiderius (774) zurückführt.

Die alte Gotthardſtraße war ſehr holpricht und blieb es auch, als man, nachdem ſich der Bund der vier Waldſtätte zum Bunde der acht alten Orte

(1353) erweitert hatte, einen 3—5 m breiten Saumpfad anlegte, der an vielen Stellen gepflastert ward. Die Warenballen und Fässer wurden auf starknochige, eigens dazu geübte Packpferde oder auch Maultiere geladen, über deren Rücken ein langer hölzerner Sattel gelegt war, auf dessen beiden Seiten man das Gepäck im Gleichgewicht aufhing. Die Last von 3 Centnern hieß ein „Saum", das damit beladene Tier „Saumtier" oder „Saumroß", der Eigentümer derselben, welcher deren sechs bis zwölf hielt, der „Säumer". Wegen der geringen Breite der Straßen gingen die Saumtiere einzeln hintereinander und wegen der an einer Seite oft überhängenden Felsen hielten sie sich, um mit ihrer Last nicht anzustoßen, hart am Rande des Weges, wo dann ein kleiner Fehltritt, namentlich bei schlüpfrigem Wege, das Tier in den Abgrund stürzte. Um an engen gefährlichen Stellen das Zusammentreffen zweier von entgegengesetzter Seite kommender Karawanen zu verhüten, war jedes Saumtier mit einem Glöckchen versehen.

So poetisch ein solcher hoch im Nebel der Wolken daherkommender Zug von Saumrossen, die mit ihrem Geläut die erhabene Stille des Hochgebirgs belebten, den von ferne zuschauenden Reisenden berühren mochte: so war doch das Leben der Säumer ein ebenso wüstes als rohes. In stetem Kampf mit den Hindernissen und Gefahren, die ihnen eine übermächtige Natur entgegensetzte, wurden sie unwirsch und jähzornig, gewöhnten sich ans Fluchen und an den Trunk und brachten ihr Leben selten hoch. Bei günstigstem Wetter brauchten sie, um von Flüelen nach Bellinzona zu gelangen, vier Tage! Doch gehörte der Gotthardpaß zu den besuchtesten und am Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen zogen alljährlich etwa 16,000 Reisende und Amtspersonen über den Gotthard und 9000 Saumtiere. Die Zolleinnahmen Uris auf seinen drei Zollstätten betrugen durchschnittlich im Jahr 20,000 Gulden.

Das neue Jahrhundert brachte aber auch für die Alpenübergänge eine neue Zeit. Das Genie und der starke Wille Napoleons brach den Kunststraßen der Alpen die Bahn, wenn auch nur zu kriegerischen Zwecken. Die prächtige, im Jahre 1801 begonnene, 1806 vollendete Simplonstraße machte den Anfang; dann folgten die zu breiten Straßen ausgebauten Linien über den Splügen und Bernhardin (1818 und 1819); unter Kaiser Franz von Österreich ward 1822 die solide und bequeme Straße über das hohe Stilfserjoch gebaut zur Verbindung Tyrols mit der Lombardei. Da sank schnell der Handelsverkehr der Gotthardlinie und nötigte die Kantone Uri und Tessin, mit dem Bau einer breiteren, auch von den schwersten Frachtwagen sicher zu befahrenden Kunststraße nicht länger zu zögern. In den Jahren 1820—24 und 1828—30 ward das große Werk vollendet, ein ehrendes Denkmal für die Thatkraft und Opferwilligkeit der wenig bemittelten Bürger Uris, denn die 19 großenteils armen Gemeinden des Bergländchens hatten die Summe von 1,260,000 Franken aufzubringen.

Im Jahre 1830 spannte man, 32 m über den Sturzwellen der aus dem Urserenthal hervorbrechenden Reuß, den kühnen Brückenbogen ob der

alten „Teufelsbrücke“, die, obwohl geringer, doch dem Volke so wunderbar erschienen war, daß sie nur mit Satans Hilfe fertig geworden sein konnte. Die neue Teufelsbrücke erhielt einen bequemen Zugang durch die an der Felswand aufgemauerten Rampen. Wenige Schritte aufwärts gelangt man an jenen Spalt zwischen Kilchberg und Teufelsberg, durch den die Reuß ein Ausfallsthor gewonnen hat. Da am senkrecht abstürzenden Felsen keine Straße erstellt werden konnte, hing man in Ketten einen Balkenweg über den Strom, die „stäubende Brücke“ genannt, weil sie der Wasserstaub des Reußfalles immer naß erhielt. Aber noch mehr! Um festen Boden für den Durchgang zu gewinnen, hatten die Bewohner des Urserenthals durch den ausgezeichneten Straßenbaumeister Peter Moretini im Jahr 1707, als anderwärts noch niemand an solche Felstunnels für Straßenanlagen gedacht hatte, den Kilchberg in einer Länge von 66 m durchbohrt. Dies ist das berühmte „Urner Loch“, die Eingangspforte aus der wilden Schlucht der Schöllinen in das grüne obere Urserenthal mit dem Hauptorte Andermatt.

Dieses Felsthor wurde nun auf 6 m Breite erweitert. Ähnliche kühne Bauten wurden auch am Südabfall des Passes in den Felsschluchten des Tessinflusses ausgeführt und erregten die Bewunderung der Reisenden, deren Zahl sich schnell wieder hob, so daß die Gotthardstraße es im Verkehr am weitesten brachte. Im Jahr 1874 passierten etwa 72,000 Postreisende den Gotthard. Am Fuße des Berges, in Andermatt, unterhielt die Posthalterei 150 Pferde. Oftmals wurden 50 Pferde zu einer einzigen Post benutzt. Die Warenballen mußten aber fast 9 Monate im Jahr auf Schlitten verteilt werden, und wenn diese nicht mehr fahren konnten, ward die Post von Menschen befördert, die Gefahr liefen, in den Schneemassen umzukommen.

Doch das moderne Kulturleben schreitet mit Siebenmeilenstiefeln! Was heute noch neu, ist im nächsten Jahre vielleicht schon veraltet oder doch durch neuere Erfindungen in den Schatten gestellt. In demselben Jahr 1830, als die obere Teufelsbrücke am Gotthardpaß vollendet ward, befuhr Georg Stephenson mit der von ihm erfundenen Lokomotive die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester; bald, nachdem Fürth-Nürnberg und Leipzig-Dresden den Anfang gemacht, hatte die Eisenschiene in den Ebenen Deutschlands, Österreichs und selbst der Schweiz den Sieg über die Kunststraße (Chaussee) davon getragen, und je leichter man auch die Steigungen und Senkungen des Hügellandes überwand, desto näher trat der Gedanke, es auch mit Alpenbahnen zu versuchen. Österreich machte den Anfang im Ostflügel der Alpen mit der Überschienung des Semmering (975 m) an der Grenze der Steiermark, im Jahr 1853, deren kunstvoller Bau noch bei weitem durch die Brennerbahn in Tyrol übertroffen wurde (1367 m). Sie ward am 24. August 1867 eröffnet. Aber die Pässe der Centralalpen und Westalpen steigen viel höher auf — die Paßhöhe des Gotthard beträgt 2114 m —, und an eine Überschienung konnte wegen der Schneemassen im Winter, der höheren Kämme und steileren Abstürze nach Süden nicht gedacht werden. Mit kleineren Tunnels war da nicht mehr zu helfen; an die Stelle des Über-

fahrens (Überschienens) mußte das Unterfahren treten. Es galt den Gebirgskamm selber zu durchbohren und vor der Sprengung eines meilenlangen Riesentunnels nicht zurückzuschrecken. In den Westalpen Savoyens ward zuerst das Wagnis unternommen und glücklich ausgeführt. In der Christnacht des Jahres 1870 sank die letzte Scheidewand des Mont-Cenis-Tunnels, der im Jahre 1857 im September an beiden Enden mit Handarbeit begonnen, dann aber durch Bohrmaschinen gefördert, nach 13 Jahren und 3 Monaten zur Vollendung kam. Seine Länge beträgt 12,200 m, die Breite 8 m, die Höhe 6 m; er ist fast ganz ausgemauert. In 25 Minuten fährt die Lokomotive ihre Wagenzüge hindurch.

Die reichen technischen Erfahrungen, die man bei diesem Wunderbau gesammelt, sollten einem noch größeren Unternehmen zu statten kommen. Sobald Deutschland den großen Kampf mit Frankreich glücklich beendet und Italien auch mit Österreich Frieden geschlossen hatte, ward der längst gehegte, reiflich erwogene, zwischen den drei Staaten Schweiz, Italien und Deutschland vereinbarte Plan einer Gotthard-Eisenbahn zur Ausführung gebracht. Das Centrum und Hauptstück dieser Bahn, von dessen glücklicher Vollendung Sein oder Nichtsein des ganzen großen Baues abhing, ward 1872 in Angriff genommen; in Airolo begannen die Bohrarbeiten am 1. Juli, in Göschenen schon am 4. Juni und trotz erheblichen Störungen — durch Wasserzudrang und ein lockeres Gesteinsfeld in der Mitte des Tunnels, durch den Aufstand der italienischen Arbeiter in Göschenen (27. und 28. Juli 1875), wobei das Urner Militär einschreiten mußte, sodann durch den Brand von Airolo (17. Sept. 1877) — konnte schon am Schalttage des Jahres 1880 der Telegraph aller Welt die frohe Botschaft verkünden, der Durchstich sei gelungen; die Richtstollen von Airolo und die von Göschenen trafen sich am 29. Februar, mit einer seitlichen Abweichung von nicht ganz $^2/_{10}$ m, während die Abweichung im Niveau nicht einmal $^1/_{10}$ m betrug, nach einer Arbeitszeit von 7 Jahren und 5 Monaten, also fast der Hälfte der Zeit, welche der Cenistunnel gekostet hatte. Und doch übertraf die Länge des Gotthardtunnels diesen um 2700 m, denn er hatte 14,920 m.

Täglich waren an dem Bau 3412 Arbeiter beschäftigt gewesen; die Handbohrung betrug für den Tag 0,65 m, die Maschinenbohrung dagegen auf italienischer Seite 2,05 m, auf schweizerischer Seite 2,56 m.

„Die für die Beschleunigung der Arbeit wirksamsten Gründe — so äußert sich ein gewiegter Physiker und Techniker, der sich um die Verbesserung der Bohrmaschinen und Ventilatoren die größten Verdienste erworben, Prof. D. Colladon in Genf — waren die außerordentlich glücklichen Kombinationen für die Eindämmung der Wildbäche und die Ausbeutung des in Wasserleitungen gesammelten Wassers als Bewegungskraft für die Turbinen, welche sehr hohen Fall benützten; die Erstellung von Luftkompressoren nach einem neuen System, die mit großer Schnelligkeit arbeiteten; die Erkältung der Luft, welche im Augenblick, wo sich diese durch Zusammenpressung in den Cylindern erhitzte, mittelst Einspritzung pulverisierten Wassers erzielt

wurde; die Anwendung des Dynamits als Sprengstoff; die zahlreichen und höchst wichtigen Verbesserungen an den Bohrmaschinen und ihren Gestellen; der von Anfang an vom geschickten Unternehmer L. de Favre aus Genf festgehaltene Entschluß, die Richtstollen in der First vorwärts zu treiben, sein praktischer gesunder Menschenverstand, seine hohe Einsicht, Erfahrung und unerschütterliche Energie — das waren die wesentlichen Grundlagen, welche gestatteten, die Arbeiten im Tunnel des Gotthard mit einer Schnelligkeit vorwärts zu treiben, welche diejenige im Mont Cenis um mehr als das doppelte übertraf."

Der edle Favre sollte die Vollendung seines Werks leider nicht erleben; er starb wie ein Krieger auf dem Schlachtfelde, mitten in seiner Arbeit im Tunnel, am 19. Juli 1879 vom Schlage getroffen. Noch manches Menschenleben mußte den Mächten der Tiefe geopfert werden; bleich und abgezehrt kehrte mancher Arbeiter aus der Tiefe zurück, der frisch und munter sein heißes Werk begonnen hatte. Die Ausdünstungen von Menschen und Tieren, die Schwefelgase des Dynamits, die nach der Mitte der Galerie sich der Art steigernde Hitze, daß den fast nackten Menschen der Schweiß vom Leibe rann, konnten in ihrem verderblichen Einfluß auf die Gesundheit nur mühsam durch stete Luftzufuhr vermittelst der Kompressionscylinder gemildert werden.

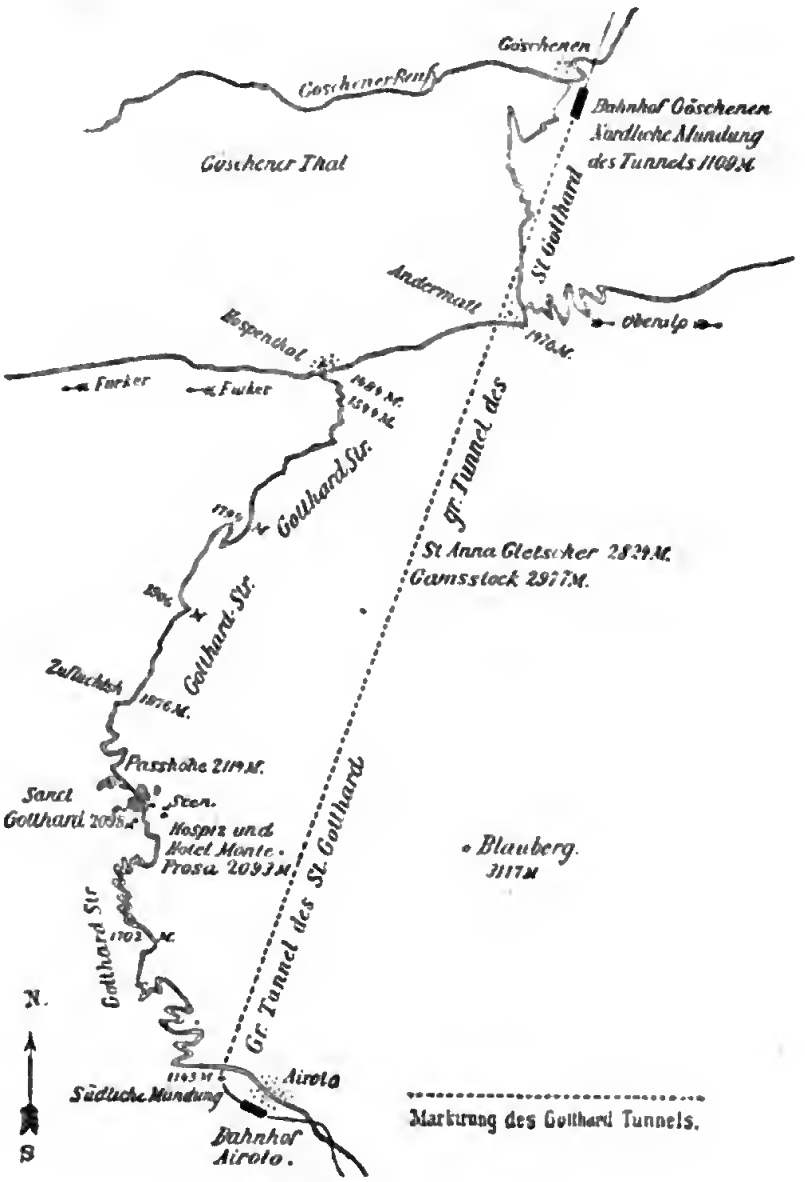
Noch bevor der Tunnel völlig ausgebaut war, beförderte man schon die Post auf seinen Eisenschienen. Die erste Postfahrt ward am 21. Dez. 1880 versucht und glücklich ausgeführt. Sie dauerte freilich noch volle 4 Stunden. Die N. Z. Z. berichtete darüber wie folgt. „Voran fuhr ein mit Briefen und Wertstücken (Valoren) beladener, eigens zu diesem Zweck konstruierter Rollwagen, dann folgten auf gewöhnlichen Rollwagen etwa 30 Ctr. Fahrpoststücke. Um $2^1/_2$ Uhr wurde in den Tunnel eingefahren. Allmählich, wie der Zug durch die düstere und nicht enden wollende Höhlung vorrückte, nahm die Hitze zu und drückte auf den Atem. Da indessen der Nordwind vorherrschte, war es zu ertragen, bis ungefähr in die Mitte des Tunnels, wo Hitze und Rauch gleichsam kondensiert waren, ganz besonders da, wo man zu Fuß ungefähr 600 m der Calotte durchschreiten mußte. Hier brachten der Rauch, die Dynamitdünste, die Anstrengung und auch die Aufregung des Neuen eine physische Mattigkeit hervor, die auch auf den Seelenzustand zurückwirkte. Zum Glück dauerte dieser Fieberzustand nicht lange: die Luft wurde besser, der Mut hob sich wieder, und stolz, zufrieden, glücklich setzte man die Fahrt in den Eingeweiden des kolossalen Berges fort. Keinerlei Gefährdung war zu bestehen: man brauchte nur die Augen offen und den Lichtern nahe zu halten und sich der Führung des mit dieser Höhle der Arbeit und des Unwetters vertrauten technischen Personals zu überlassen. Je mehr man gegen Süden vorrückte, um so mehr läuterte sich die Luft, um so geringer wurde die Hitze, um so weniger spürte man die Miasmen von den Dynamitexplosionen. Angelangt beim Ausgang in Airolo, um $6^1/_2$ Uhr abends, schlürfte man mit Behagen die frische Luft ein, die nun gewaltig ein-

strömte, und vergaß der ausgestandenen Mühen und Beschwerden. Diesmal hat man vier Stunden gebraucht; von Woche zu Woche wird diese Zeit sich reduzieren, und in Bälde wird in zwei Stunden der Weg zurückgelegt werden. Der innere Anblick des Tunnels erfüllt die Seele mit einem beklommenen Staunen. Kein Panorama der Welt bietet etwas dem, was man jetzt in der Mitte dieses ungeheuren Durchgangs sieht, Vergleichbares. Nur der Pinsel eines Goya könnte diese Eindrücke festhalten: diese halbnackten Arbeiter, von Schweiß bedeckt, mit ihren leidenden, blassen gelblichen Gesichtern, ihren geschwärzten, krampfhaft angestrengten Händen, ihrem mühsamen Atemholen, die Tag für Tag seit vielen Wochen, vielen Monaten, ja seit Jahren ihre acht Stunden im Tunnel arbeiten! Im ganzen sind es brave Leute, gutgesittet, die da ihr jugendliches Leben für die Werke der Wissenschaft und der Civilisation hingeben. 2000 m unter der Oberfläche, auf eine Strecke von 15 Kilometern verstreut, sieht man sie, jeden mit seiner Lampe an der Seite, mit seinem Werkzeug in der Hand oder auf der Schulter, in drückendem Dunste sitzend, stehend, kauernd, am Ausbrechen, am Laden der Dynamitschüsse, am Wegräumen des Schuttes beschäftigt, die Rollwagen ein- und ausführend, durch Wasser und Schlamm watend; fürwahr es ist ein großartiges, unbeschreibliches Schauspiel! der Lärm der Rollwagen, die auf der Calotte vorgeschoben werden, der Pferde und der Treiber, der Tausende von Hämmern, das furchtbar zischende Geräusch der Bohrmaschinen, das Krachen der Dynamitexplosionen — ein Dante würde dazu gehören, das zu beschreiben." —

Menschliche Kunst und Wissenschaft, aber auch menschliche Energie und Thatkraft haben da einen Triumph gefeiert, wie ihn das Altertum, das Mittelalter und auch die neue Zeit bis auf die jüngste Gegenwart nicht ahnte, geschweige denn kannte. Nach einem Bauriſſe ein Gebäude, mögen seine Dimensionen auch die großartigsten sein, auf der Oberfläche der Erde zu bauen, bleibt immer die leichtere Arbeit gegenüber einer Durchbohrung mächtiger Bergrücken. Schon der Aufriß eines solchen Tunnels, obwohl es nur aus ein paar geraden Linien auf einem Blatt Papier besteht, muß dem Nichteingeweihten wie ein Wunder erscheinen. Zwei Punkte auf entgegengesetzten Seiten eines Gebirgszugs werden fixiert, nach ihrer Meereshöhe gemessen; dann einige wenige, weithin sichtbare Bergspitzen oder Felswände auserwählt, auf die man ein farbiges Fähnlein pflanzt, das zum Visierpunkte dient. Mit Hilfe eines sehr einfachen Instruments, des Theodoliths,*) werden einige Dreiecke verzeichnet, es wird die Grundlinie gezogen und das Perpendikel gefällt und nun bestimmt man genau die Richtungslinie des Stollens nach ihrer Länge und ihrer horizontalen Hebung oder Senkung. Um von der geraden Richtung nicht abzuweichen und zugleich eine etwa nötige Kurve genau bestimmen zu können (vor Airolo geht der Tunnel in einer nach Osten

*) Er besteht im wesentlichen aus einem Fernrohr, das um die Achse eines senkrecht gestellten Kreises gedreht werden kann, auf dem die Winkelgrade verzeichnet sind.

abbiegenden Kurve aus) — trieb man in Göschenen dem Tunneleingang gegenüber einen kleinen Stollen in den gegenüberliegenden Felsen. Indem man von dort aus vermittelst des Theodoliths nach einem im Tunnel befindlichen Licht visierte, erhielt man eine Linie, deren Endpunkte im Drehpunkte des Theodoliths und im Lichte lagen. Tag für Tag mußten die Berechnungen und Vermessungen fortgesetzt werden, um die durch den Aufriß bestimmte Linie genau einzuhalten, nicht tiefer, nicht höher das Gestein abzusprengen, als der Riß vorschrieb. Von oben, dem Firststollen, ging man dann nach unten, zur Sohle des Tunnels und arbeitete ihn zur normalen Tunnelweite aus.




Der St. Gotthard-Tunnel.

Die Bohrmaſchinen, von der zuſammengepreßten Luft in Bewegung geſetzt, hieben mit ihren Stahlmeißeln ſo wuchtig in das harte Geſtein, wie ein Röhrenbohrer in den Tannenſtamm. Das harte Urgeſtein des Gotthardſtocks, beſtehend aus Granit, Gneis, Glimmer, quarzführendem Schiefer, erwies ſich für die Bohrung viel günſtiger, als die weicheren Schichten. Die oben erwähnte „böſe Stelle", auf welche die Arbeiter Ende 1879 ſtießen, war glücklicherweiſe nur von geringer Mächtigkeit. Ihr Druck war anfangs ſo furchtbar, daß die ſtärkſten Verbolzungen (meterdicke) zermalmt wurden. Hier und da ſtürzten aus Felsſpalten ſich kreuzende Waſſerſtrahlen mit ſolcher Gewalt, daß ſie die Arbeiter niederwarfen! Am Südhange fanden ſich zerklüftete Glimmerſchiefer mit Latteneinlagerungen, welchen das Waſſer entſtrömte, ſo daß die Arbeiter oft knietief im Schlamm ſtehen und waten mußten und häufig erkrankten.

Die Zahl der Bohrlöcher, in welche die ſprengende Dynamitpatrone geſteckt wurde, wird auf 320,000 berechnet, die der verbrauchten Bohrer auf 1,650,000 und des verbrauchten Dynamits auf 490,000 Kilogramm. Eine Million und 450,000 Wagen führten das Ausbruchsmaterial zu Tage.

Die Baukoſten des Rieſentunnels belaufen ſich auf 50 Millionen Francs; er hat alſo trotz ſeiner größeren Länge 25 bis 30 Proz. weniger gekoſtet, als der Tunnel des Mont Cenis. Wie dieſer trägt er ein Doppelgleis. Seine Auswölbung wird mit größter Sorgfalt ausgeführt; große Strecken ſind mit keilförmigen Granitſtücken gewölbt. In die Tunnelhöhle iſt ein Kanal geſchnitten, welcher etwa eindringende Waſſer abzuleiten beſtimmt iſt.

In ſchnurgerader Linie zieht er von Göſchenen bis nahe vor Airolo, wo er zum Bahnhof hin den kleinen ſüdöſtlichen Bogen macht. Dieſe Linie teilt ſich in zwei Hälften, eine größere aufſteigende, eine etwas kleinere abſteigende; nur der Scheitel hat eine Horizontallinie in der kurzen Strecke von 180 m. Er geht unter Andermatt, dem St. Annagletſcher und Gemsſtock (2977 m) der höchſten Erhebung über dem Tunnel hindurch, läßt die Gotthardſtraße rechts, den Blauberg links.

Die Straße wird nun ſtill genug werden! Kein Rollen des vollbeſetzten Poſtwagens, kein Peitſchenknall des Frachtfuhrmanns, kein Schellenklang der Saumroſſe wird ſich mehr hören laſſen! Die Wirte von Andermatt, Hoſpenthal und vom Hotel Monteroſa am Hoſpiz oben werden bitter genug die Konkurrenz empfinden, die ihnen der Tunnel tief unter ihnen macht. Das Hoſpiz ſelber, das Hunderten armer Arbeiter eine warme Suppe und ein Nachtlager bot,*) iſt nun unnötig geworden, denn auch der Arme wird lieber durch den Tunnel fahren — die 14 Kilometer lange Strecke von Göſchenen nach Airolo koſtet ja nur 1 Franken Fahrgeld —, als den hohen Paß zu Fuß durchwandern.

*) Vom 1. Oktober 1879 bis 1. Oktober 1880 wurden an 18,024 arme Reiſende aller Nationen 70,395 Rationen ſamt verſchiedenen Kleidungsſtücken unentgeltlich verabreicht.

Für die ganze 80 Kilometer lange Gotthardbahn, die sich von Flüelen am Vierwaldstätterſee bis nach Biaska im Teſſinthal erſtreckt, bildet der große Tunnel den Scheitel. An dieſe Bergbahn ſchließen ſich die Anſchlußbahnen, welche ihre Verbindung mit den Linien der Schweiz und Italiens herſtellen. Sie eröffnen den Fahrenden die ſchönſten Landſchaftsbilder. Auf der nördlichen Rampe berührt der Zug Arth und die reizenden Ufer des Zugerſeees, fährt (über 3 Brücken und durch 2 Tunnel) nach Goldau, kreuzt das Trümmerfeld des Bergſturzes von 1806 und die Bergbahn Arth-Rigi, dampft im Anblick der beiden Mythen-Pyramiden am Lowerzerſee vorbei über Schwyz nach Brunnen an den prächtigen Urnerſee, der ihm eine Bergumgebung eröffnet, wie ſie in ſolcher Herrlichkeit nur einmal vorhanden iſt. Mit Hilfe von 9 Tunnels und 4 Viadukten, bald über, bald unter der Alpenſtraße, gelangt er nach Flüelen, in die Thalſohle der Reuß. Im ganzen mußten außer dem Scheiteltunnel noch gebaut werden: 9 Viadukte, 48 Brücken, 8 Galerieen (die längſte von 275 m bei Biaska), 7 Kehr- oder Schraubentunnel (der längſte von 1557 m bei Fieſſo) und 52 geradlinige Tunnels, darunter 6 von mehr als 1000 m Länge. Wahrlich, ein Bauwerk, auf das unſer an ähnlichen Wunderwerken ſo reiche Jahrhundert ſtolz ſein darf.

Schließlich ſei noch erwähnt, daß, um die Telegraphendrähte vor zu raſcher Oxydation zu ſchützen, die Telegraphenlinie durch den Tunnel mittelſt Kabels hergeſtellt worden iſt. Eine Kölner Fabrik hat 15 Kabel geliefert von je 1000 m Länge, jedes 7 mit Guttapercha iſolierte Leitungsdrähte enthaltend, zuſammen 15,000 m.

---

## 8. Über den Splügen nach Chiavenna.*)

### (Charakteriſtik eines Gebirgspaſſes.)

Da, wo das Domleſchger Thal durch die mit ihren Stirnen zuſammenſtoßenden Ausläufer des Mutner Hornes und des Piz Beverin abgeſchloſſen wird, liegt Thuſis. Wir fanden dieſen kleinen uralten Ort nur ſo eben erſt wieder aus der Aſche, wie einen Phönix, neu erſtanden. Eine Feuersbrunſt hatte ihn vor kurzem vernichtet, und alle Häuſer und Straßen waren neu. Gott weiß, wie oft ihm dies ſeit der Auswanderung aus Etrurien ſchon geſchehen iſt, und wie oft er in Zukunft wohl dieſes Schickſal noch erdulden wird. Er ſcheint ſchon wieder ganz darauf gefaßt. Denn bei den neuen Wohnungen war mehr Holz als Steine verwendet.**)

*) „Alpenreiſen“ von J. G. Kohl, 2. Teil.

**) Nach dem vierten Brande ward der Ort 1845, der faſt nur eine große Straße bildet, ſchön und maſſiv wieder aufgebaut. Nur oberhalb am Ende des Fleckens ſtehen noch ältere Holzhäuſer.

**Thuſis.**
(Von der Via mala aus geſehen.)

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Den mächtigen Gebirgswall, der sich hier vorschiebt, hat der Rhein — vielleicht haben unterirdische Feuerkräfte ihm dabei vorgearbeitet und geholfen — in einer gewaltigen Spalte durchsägt. Diese Spalte ist fast eine Meile lang, nur gewandte Fußgänger konnten ehemals in ihr neben dem Rheine fortkommen. Der Hauptstraßenzug führte, das Rheinthal verlassend, hier über die Höhen am Piz Beverin vorbei in den Schamser Gebirgskessel von Schams hinauf. Alle Warenzüge des Mittelalters, alle Pilger und Kreuzfahrer, die nach dem Süden zogen, alle unsere deutschen Kaiser mit ihren Rittern auf ihren Römerfahrten mußten sich hier bei Thusis an den schroffen Bergwänden erheben, um über den riesenhaften Felsenriegel hinweg zu den oberen Thälern zu gelangen. Sie nannten dies „den guten Weg". An den Bergen hinaufblickend, erkannten wir noch Partieen und Spuren von dieser uralten ehrwürdigen Straße. Den Gemsjägersteig aber unten im Thale fort durch das Bohrloch des Rheins nannten sie „den schlechten Weg" (Via mala) und den ganzen Spalt selbst, der fast gar nicht benutzt werden konnte, „das verlorene Loch".

Der Zug über die Höhen führte natürlich allerlei Unbequemlichkeiten mit sich, zunächst das steile Anliegen, das nur durch lange Zickzackwege sich hätte vermeiden lassen, dann im Winter die dort sich anhäufenden Schneemassen. Allmählich ließ sich daher der Verkehr in die Tiefe hinab. Im Laufe von Jahrhunderten wurden wiederholte Versuche angestellt, einzelne Teile des Thalbodens wegbar zu machen. Unser Jahrhundert brach auch hier mit einer wundervollen Straße durch, die, so gut sie ist, doch noch innerhalb der schlimmsten Strecke den Namen „Via mala" beibehielt.

Der Rheinstrom selbst hat sich zuweilen so tief in die Felsen hinabgegraben, und dabei ist er stellenweise zwischen so steile und eng zusammenstehende Wände eingeklemmt, daß er mehrmals ganz darunter verschwindet. Es ist daher unmöglich gewesen, mit der Straße eben so weit in die Tiefe hinabzugehen, wie der Fluß selbst. Und eigentlich schlängelt sie sich daher in der Mitte der Höhe der Schlucht längs der Wände des Spaltes hin, bald auf dieser, bald auf jener Seite des Flusses sich anhängend, bald auf wundervollen Brücken über den Abgrund, in dessen versteckten Tiefen der Rhein braust, hinübersetzend, bald durch Felsenriegel sich Thore und Höhlengänge grabend, bald auf Vorsprünge und Absätze frei hinaustretend, bald auf künstlichen Mauergewölben am Abhange schwebend. Der grüne Rhein ist unten 90—120 m tief auf den Boden der Spalte versteckt. Zuweilen sieht man frei bis auf seine schäumende Oberfläche hinab, zuweilen kann man selbst auf den Brücken stehend zwischen allen den vortretenden Felsenköpfen, die sich von beiden Seiten her in einander verzahnen und verkeilen, nur ein grünes oder weißes Streifchen von ihm erkennen. Man fährt nahe an 2 Stunden zwischen den wundervollsten Scenen, die weder ein Autor beschreiben, noch ein Maler darstellen kann, aufwärts, bis dann auf einmal der Rhein sich aus der Tiefe wieder hervorhebt, die Schlucht sich rechts und links erweitert, und ein flacher Thalboden sich herbeiläßt, auf dem man dann

bequemen hineinrollt in das weidenreiche Schamſer Thal durch die Dörfer Zillis, Andeer und andere. Die alten Kaiſer und Ritter aber blieben immer oben auf dem Bergplateau, auf ihrer „guten Straße", und durchzogen die Reihe der oberen Schamſer Dörfer Lohn, Motton und Donat, da ſie einmal oben waren und es nun zu unbequem fanden, erſt wieder ins Thal hinabzuſteigen, mit dem ihr Weg ſie allmählich ganz von ſelbſt wieder zuſammenführte in dem wilden Paß der Roſlen oder la Roſla.

Dieſe Roſla, durch die man aus dem Schams ins Rheinwaldthal hinaufgeht, iſt etwas Ähnliches wie die Via mala zwiſchen dem Domleſchg und dem Schams, ein Gebirgsriegel-Durchbruch von einer Thalſtufe zur andern.

Der Rhein ſetzt zuweilen in ſchönen Kaskaden, zuweilen in tiefen Klüften ſchäumend, zuweilen ungeſehen, aber überall gehört, hindurch. Es türmen ſich hier Maſſen auf Maſſen, die Wildnis iſt unſäglich. Was die Natur nur Schreckliches oder Erhabenes in Felſenformen und Felſenfratzen hervorbringen kann, das hat ſie hier in hundert und aber hundert Scenen dargeſtellt. Wie auf einer Blumenwieſe unerſchöpflich im Anmutigen und Nützlichen, ſo ſcheint ſie hier unerſchöpflich ſein zu wollen im Wilden und Unnützlichen. Blickt man in die Tiefe, ſo ſteigen hier ſchaurige Gründe, der eine noch tiefer als der andere, hinab. Schaut man in die Höhe, ſo überbietet ein kahler Felſenkopf den andern, eine öde Wand hängt über der andern. Manche dieſer Wände ſind auf weite Strecken hin mit zerſtörten Wäldern bedeckt, ſei es, daß ein Waldbrand hier aufräumte, oder daß ein Wirbelwind die Bäume umknickte. Niemand kann hier den Waldbränden Einhalt thun: ja keiner giebt ſich auch nur einmal die Mühe, die Holzernte, welche der Wind fällt, zu ſammeln. Modernde Baumſtämme, chaotiſch durch einander geworfen, hängen oft ſtundenweit an allen Abhängen über einander.

Zuletzt kommt man noch durch ein Felſenthor, Sasaplana genannt, und ſchreitet dann endlich wieder in einem obern Thale fort, dem alten Thal der „Freien am Rhyn". So nannten ſich die deutſchen Bewohner dieſes alleräußerſten Rheinthales (Val Rhin), des ſogenannten Rheinwaldes. Sie wohnen bis zu den Quellen des Rheins, bis zum Hinterrheingletſcher hinauf, und ihr Hauptort iſt Splügen. Sie ſollen von einer uralten Kolonie Deutſcher abſtammen, welche ein deutſcher Kaiſer, man ſagt Friedrich der Rotbart, hier am Splügen als treue Wächter des Paſſes anſiedelte. Dieſe Deutſchen des Rheinwaldes bilden in ihren Dörfern Suvers, Splügen, Medels, Henterrhein u. ſ. w. ein kleines Staatsweſen für ſich und ſind rundherum durch romaniſche Thäler von den übrigen Deutſchen geſondert und iſoliert. Sie kommen aber als die „Freien am Rhyn" ſchon ſehr früh in der Graubündtner Geſchichte vor und werden auch mit unter denen genannt, welche die erſten Bündniſſe der „Grauen" mit beſchworen, Bündniſſe, die dauern ſollten „ſo lange als Grund und Grat ſtehen".

Wenn man mich mit verbundenen Augen in den Rheinwald brächte, ohne mir zu ſagen, wo ich wäre, ſo würde ich doch nachher ſofort erkennen, daß ich mich 1000—1200 m über dem Meere in einem jener kleinen Hohl-

keſſel befände, die ſich längs der Seiten eines Paſſes hinziehen, entweder im Rheinwald, oder im Urſeren-Thale, oder im Thale von Airolo, oder in dem von Simpeln (Simplon), oder in dem von Worms. Denn dieſe hohen Paſſagethäler ſehen ſich alle gleich wie Zwillinge. — Ihre kahlen Gründe, ihre ſpärlichen Tannen, ihre grauen hölzernen Dörfer, ihre öden Berggehänge und ſtarren Gipfel, ihr kleines, mit Waren und Reiſenden Tag und Nacht gefülltes Hauptdorf, dies iſt überall dasſelbe.

„Splügen" oder „Speluga" ſoll ſeinen Namen von dem lateiniſchen „specula" (Wachtturm) haben. Manche deuten dies auf einen dicken, alten Turm, der noch auf der Höhe des Paſſes ſteht, und der, wie viele ähnliche alte Hochalpen-Gemäuer, aus der Lombardenzeit herſtammen ſoll, den aber andere für ein Römerwerk halten. Auch im Thale ſelbſt, nahe beim Dorfe Splügen, liegen Überreſte eines alten Schloſſes, welches nun die letzte Ritterburg in dem ganzen an Ritterburgen ſo reichen Rheinthale iſt. Ganz in der Nähe von Splügen, wenige Stunden weiter weſtwärts, erblickt man die Höhen von Adula, den Piz Val Rhin und das Moſchelhorn, aus deren Eishöhlen die Quellen des Rheins hervorrauſchen. Ich ließ von hier aus meine Gedanken längs der weit ſich hinſtreckenden Thal- und Landſchaften des großen Stromes hingleiten, gedachte aller der ſchönen großen und kleinen Städte, deren Mauern er beſpült, und war froh, daß ich einſt auch das andere Ende dieſes Stromes geſehen hatte in Holland, wo er ſich in den Dünen verliert. Von dieſer eiſigen Gletſcherurne in Rheinwald bis zu der hölzernen Schleuße innerhalb der holländiſchen Dünen, welche lange Perlenſchnur von Städten, welche ſchöne Kette anmutiger Landſchaften, welche Kontraſte der Natur, die bataviſchen Marſchen und die rhätiſchen Alpen!

Das Zurüſten zu dem bevorſtehenden Alpenübergange, das Abſchirren der ankommenden, das Anſchirren der abgehenden Packpferde, die Beförderung der Poſten und Diligencen, das Schreien der Fuhrleute und Poſtillone, die Abfütterung der erfrorenen Paſſagiere, das Hin- und Herzerren des kleinen Häufleins von Warenballen — das alles nimmt in einem ſolchen kleinen Alpen-, Handels- und Paſſageort, wie es Splügen iſt, gar kein Ende, und dieſe lebhafte Wirtſchaft eines ſolchen Hochalpen-Hafens bildet einen merkwürdigen Kontraſt zu der ernſten und wilden Natur des Thales. Tag und Nacht, Sommer und Winter, Jahr aus Jahr ein geht es hier ſo fort.

Graubündtner Offiziere in fremdländiſchen Dienſten, mit langen Bärten und martialiſchen Geſichtern, die auf Urlaub einige Zeit in ihr Vaterland zurückkehren; Kapuziner, die zu Fuß aus einem Alpenthale ins andere wandern; Spekulanten, denen die Reis- und Maisſäcke, welche aus der geſegneten Lombardei herüberkommen, am Herzen liegen; romaniſche Fuhrleute, die als Mitglieder der alten eigenſinnigen, privilegierten, bündtneriſchen „Porter" (Fuhrleutegeſellſchaften) ein ſcharfes Auge darauf haben, daß niemand ihnen ins Handwerk pfuſche und keine Warenballen durch andere als ihre Hände ſpediert werden; italieniſche Viehhändler, die mit den deutſchen Herdenbeſitzern ſchachern und hantieren; Straßenarbeiter aus dem Schams,

Domleschg oder Rheinwalde, die man auf bündtnerisch „Rutner“ oder „Ruter“ nennt, und die mit ihrem Romanischen allerlei deutsche Worte mischen und besonders deutsche Spott- und Fluchwörter aufgenommen haben, z. B. „Quest umaun (Mensch) è un Esel, un verfluchter,“ oder „ègli è un simpler Taglöhner!“ — solche Elemente ungefähr bilden die Gesellschaft, unter der man sich gewöhnlich hier an den Quellen des Rheins befindet, und unter der auch wir uns herumbewegten.

In lang sich streckendem Zickzack durch öde Thäler und Felswüsteneien, mitten zwischen hochaufgetürmten Berggipfeln führt die Straße dann allmählich vom Dorfe Splügen aus auf die Höhe des Passes selbst. Alle die Berggehänge und Einschnitte und auch die Gipfel, die man hier sieht, können zu weiter nichts benutzt werden, als hier und da zur Weide für Schafe. Fast überall sind es die Bergamasker Schafhirten (Leute aus der italienischen Provinz Bergamo), welche den Bündtnern die Weide abgepachtet haben. Seit uralten Zeiten kommen diese Bergamasken mit ihren Herden; sie haben sehr große Schafe mit langer grober Wolle, mit denen sie im Frühling alle die nach Graubündten führenden Thäler, das Misox, das Bergell, das Puschlaw u. s. w. empor wandern, um die ganze Reihe der bündtnerischen Schafweiden längs der rhätischen Alpenkette im Rheinwald, im Oberwald, im Engadin, in den Bergen von Avers und Stalla abzuweiden, oder — wie es heißt — ihre Tiere da sömmern zu lassen. Sie pachten dazu den an sonstigen Alpenwiesen reichen Rhätiern die schlechtesten und dürftigsten Grasstriche ab, und die Graubündtner selbst versichern, daß die Bergamasken die Schafzucht, Schafkäsebereitung und Molkenwirtschaft mit einer Industrie und Sparsamkeit betreiben, wie sie die Einheimischen selten in Anwendung bringen.

Der höchste Rücken des Passes findet sich etwa 1890 m über dem Meere. Noch jetzt (im Sommer) lagen hier überall große Schneehaufen, und stellenweis fuhren wir noch lange Strecken zwischen zwei Schneemauern von 6 m Höhe hin. Der Weg war dazwischen tief ausgegraben. Die Leute erzählten mir, daß sie voriges Jahr beim Weggraben des Schnees erstarrte Frösche darunter gefunden hätten, die unter dem Schnee überwintert und die, nachdem sie ins Wasser geworfen und da erwacht wären, sich ganz lebendig gerührt hätten.

Die italienische Grenze geht mitten über den Rücken der Paßhöhe hin, und wir erreichten bald die Dogana, wo in dem ewigen Schmutze und Schnee eine zahllose Menge von Last- und Personenwagen, von Rinderherden und Passagieren versammelt war. Der österreichische Adler hielt noch scheinbar ruhig und kräftig seine Flügel über diesen Höhen. Wer hätte es ahnen können, daß er sie so bald schon einziehen sollte!

## Chiavenna.

Der Abfall der Alpen ist bekanntlich im ganzen auf der Südseite schroffer als auf der nördlichen. Die Höhenzweige und Arme, welche sich von ihrem mittleren Hauptrücken nach Norden ausstrecken, sind länger, die

nach Süden kürzer. Das ganze Land, welches sich im Norden längs ihres Fußes hinstreckt, die obere Schweiz, das obere Plateau von Bayern, ist fast um 300 m höher als die ebene Lombardei, die sich nur wenig über das Meer erhebt. Die Seeen auf der Südseite, der Comersee, der Lago maggiore, der Gardasee, sie alle haben ein Niveau, das etwa 200 m niedriger liegt, als die Niveaus der Schweizer Seeen, des Genfer-, des Züricher-, des Bodenseees. Alle Thäler, welche aus dem Süden zu den Alpenhöhen führen, steigen rascher empor, als die, welche aus Norden kommen, und alle Bergpässe und Einsattelungen haben auf der Nordseite einen langgedehnten Rücken, auf der Südseite einen rascheren und kürzeren Abhang. Bei Splügen z. B. ist man beim Campo Dolcino auf der Südseite schon 1000 m gefallen, während man vom Dorfe Splügen her, das auf der Nordseite eben so weit vom Gipfel entfernt liegt, wie Campo Dolcino, nur 500 m zu steigen hatte. Bei Chiavenna, in einer Entfernung von 3 Meilen vom Passe, hat man schon eine Tiefe von nur 310 m über dem Meere erreicht, während man im Norden noch nicht einmal am Bodensee so tief herabgekommen ist.

Auf der Südseite sind daher die meisten Scenerieen noch wilder, die Thäler tiefer ausgegraben, die Bergwände länger, die Klüfte und Spalten entsetzlicher, die Straßenbauten daher auch schwieriger und die Wunder, welche der chausseebauende Ingenieur vor unsern Augen entfaltet, größer.

Das italienische Thal, in das man hier zunächst hinabrollt, heißt Valle di S. Giacomo (St. Jacobsthal). Wie erhält hier sofort die ganze Natur ein anderes Aussehen! Gleich werden die Berge baumlos und kahl fast bis auf den Boden hinab, nur in den tieferen Gründen ziehen sich reizende, frischgrüne Kastaniengehölze längs des Flüßchens Maira hin. Diese verhältnismäßig außerordentliche Waldlosigkeit, der man überall, sobald man einen Alpenpaß nach Süden hin überschritten hat, begegnet, ist zum Teil eine Folge klimatischer Einflüsse, erklärt sich aber auch aus dem Laufe der Flüsse, denn Holz, als eine schwerfällige Ware, bedarf zu seinem Transporte notwendig der Flüsse, und die Waldgegenden werden daher um so mehr gelichtet werden, je mehr Holz die Länder bedürfen, zu denen ihre Waldbäche hinabführen. Auf der Südseite der Alpen liegt das alte Kulturland Italien, das schon seit Jahrtausenden so vieles Holz verbraucht hat. So weit seine Flußläufe und Bergstromadern gehen, soweit fraß es die Alpenländer weg und machte alle Berge kahl, bis zu den höchsten Höhen der Bergpässe hinauf. Den großen Waldreichtum jenseits der Bergpässe konnten sie aber nie antasten, weil die schwerfälligen Stämme und Balken sich nicht wohl über die Gebirgsrücken weg transportieren ließen. — Jenseits der Alpen im Norden lag das waldreiche Deutschland, das noch nicht nötig hatte, in dem Grade wie Italien die Wälder auszurotten. — Aus diesem Umstande erklärt sich zum Teil das Phänomen, daß die waldigen Regionen der nördlichen Alpenthäler mit den kahlen Bergen der südlichen Thäler überall so schroff absetzen und wenigstens überall da, wo die Flüsse nach verschiedenen Weltgegenden laufen, so stark mit einander kontrastieren.

[illegible] in das St. Jacobsthal bietet eine Fortsetzung der be- [illegible] Straßenbau-Konstruktionen, deren lange Reihe bei der [illegible] Domleschg beginnt und sich bis Chiavenna fortsetzt. Es ist [illegible] Werk von einem gewissen Ingenieur Baumgartner „über die [illegible] Straßen der Alpen" erschienen. Dies ist eines der interessan- [illegible] das ein Schriftsteller zu bearbeiten sich vornehmen kann. [illegible] der That, Napoleon und Kaiser Franz I., der König von Savoyen [illegible] kleinen helvetischen Völkerschaften haben hier miteinander gewetteifert, [illegible] die Menschheit verdient zu machen und sich selbst hier in den Alpen- [illegible] Monumente ihrer Ausdauer und Energie zu setzen, und die Be- [illegible] dieser Kunstwerke, der Anblick dieser Straßen und außerordentlichen [illegible], durch welche sie führen, machte mir so viel Genuß und Freude, [illegible] wohl begreife, wie ein Mann sich mit Begeisterung ihrer Unter- [illegible] und Darstellung hingeben, wie er über das Stilfser Joch, über den Splügen, über den Bernardino, über den Simplon und Brenner hinüber und herüber reisen kann, um die Sensationen und Seelenerregungen, welche solche Übergänge aus dem Norden nach dem Süden und aus der Höhe in die Tiefe und umgekehrt uns einflößen, recht oft zu genießen, und alle die mannigfaltigen Scenen und Beobachtungen, welche sie darbieten, vergleichend zusammen zu stellen.

Die Natur hat vom Splügen herab einen tiefen Schlund ausgegraben, den sogenannten „Cardinel", der auf dem kürzesten Wege in das Thal führt. Statt, wie bei der Via mala, in diesen Schlund hinab zu steigen, hat man es aber vorgezogen, die Straße über die Berge zu führen und erst später in das Thal Giacomo hinabzugehen. Wie gewöhnlich haben auch die Berge hier oben sanftere Abhänge, erst weiter unten gegen das Thal zu werden die Wände schroff, und hier haben daher die Straßenbauer alle ihre Kräfte zusammennehmen müssen.

Oben giebt es mehrere Stellen, die von Lawinen bedroht werden, und hier hat man denn die Straßen durch lange Galerieen geführt, die sich wie Festungswerke ausnehmen. Diese berühmten Galerieen bestehen nämlich aus solidem Quaderstein-Gemäuer, das sich dicht an den Berg anschließt und mit diesem verwächst. Oben sind sie mit einem schrägen Dache versehen, das mit dem Abhange des Berges ausgeglichen ist, so daß die Lawinen, die von oben herabfallen, leicht über das Dach hinwegrutschen. In der Mauer der Galerieen sind große, meistens runde Licht- und Luftlöcher angebracht, die wie Kanonenlöcher aussehen. Im Winter helfen sie freilich nicht viel, da sie sich mit Eis und Schnee vollsetzen. Wir fanden auch jetzt die Löcher einiger Galerieen verstopft. Die Chausseewächter, die in den sogenannten „Cantonieren" wohnen, sind daher mit Laternen versorgt, die sie im Winter in den Galerieen aufhängen. Dieser Cantonieras oder Zufluchtshäuser giebt es mehrere am Wege. Es sind dickmaurige Häuser, die wie Soldaten-Kasematten aussehen. Hier oben, wo Stürme, Lawinen und polternde Felsen

Digitized by Google

einen ewigen Krieg führen, müſſen alle Menſchenwerke ein kriegeriſches, feſtungsartiges Anſehen gewinnen.

Durch eine Reihe ſolcher Galerieen, auf allerlei künſtlichen Unterbauten, Gewölben und Brücken, auf zahlloſen Zickzackwegen, die überall mit Bruſtmauern geſchützt und garniert ſind, rollt man auf dieſen Höhen von einer Stufe zur andern hinab. Am außerordentlichſten und ergreifendſten iſt der Anblick da, wo man an die ſteilſte Wand des Thales gelangt. Hier blickt man in den genannten Schlund Cardinel hinunter. Ganz in der Tiefe, als läge es in einer natürlichen Katakombe der Erde, ſieht man das winzige Dörfchen Iſola. Wie ein Blitz, der ſich an den Boden anlegt, wie der Faden der Ariadne, führt die herrliche, zuverläſſige Straße in dieſes Labyrinth hinab. Bei jedem Schritt ſcheint die Natur ein „Nicht weiter!“ geſprochen zu haben, und bei jedem Schritte ſiegte der Menſch mit feſtem Ausrufe: „Vorwärts!“ Bei jeder Wendung glaubt man ängſtlich, direkt in unermeßliche Abgründe hinabzuſchießen, und bei jeder Wendung erhält man von neuem die angenehme Zuverſicht, daß man ohne Gefahr und ganz bequem hier ſchreiten, traben, galoppieren kann, wie in einer Reitbahn. Man ſieht die kühne Linie der Straße auf einer Reihe über einander getürmter Terraſſen faſt zehnmal verſchwinden und zehnmal wieder erſcheinen. Auch oben hinauf ſieht man Bruchſtücke der Straße und die durchfahrenen Galerieen und die Cantonieras an den Bergen ſich hinziehen. Wer dies nicht geſehen hat, der kann es vielleicht kaum begreifen, daß der Anblick eines ſolchen Werkes Thränen der Entzückung und Begeiſterung auszupreſſen vermag, eben ſo gut, wie der Anblick jeder andern vollkommenen und großartigen Arbeit. Man glaubt hier den Finger eines Gottes vor ſich zu ſehen, der dieſen Wegſtreifen durch die Wildnis zog, und der hier den bedrohten Menſchen vorſichtig Schritt für Schritt, wie die Vorſehung, mit Schutz und Hilfe umgab. — Wie ohne dieſen Schutz und dieſe Hilfe die deutſchen Kaiſer mit ihrem Gefolge hier herabgekommen ſind, begreift man kaum. Vermutlich hat in den Schlünden des Cardinel mancher deutſche Ritter ſein Leben eingebüßt, ſo wie auch bei dem kühnen Übergange der franzöſiſchen Armee unter Macdonald im Jahre 1800 mancher Reiter und Fußmann ſeinen Tod hier fand.

So wie man bei Campo Dolcino unten anlangt, findet man alles italieniſch, die Menſchen, die Bauart der Häuſer, die Bäume und Pflanzen. Italien ſtößt hier dichter mit Germanien zuſammen, als an anderen Alpenpunkten, als z. B. im Ticinothale, wo noch ein hochgelegener hinterer Thalteil, das Thal von Airolo, eine Art von Miſchung zwiſchen deutſcher und italieniſcher Wirtſchaft, deutſchen und italieniſchen Sitten herbeiführt. Der Hauptbaum des Thales, wie überhaupt aller dieſer nach Süden geöffneten Thäler, iſt die Kaſtanie. Die mehlige, nahrhafte Frucht dieſes überall hier verbreiteten Baumes iſt, glaube ich, die vornehmſte Urſache der Erſcheinung, daß ſich die Italiener dem Kartoffelbau viel weniger ergeben haben, als wir Deutſchen. Faſt überall und in allen Fällen, wo wir Kartoffeln

[illegible] die bei Geringen und Vornehmen faſt ganz die [illegible] einnehmen.

[illegible] noch durch zwei Kaſtanienhaine hindurch. Endlich erweitert [illegible] und da, wo ſich die Gewäſſer des Jacobsthales mit der aus [illegible] hervorrauſchenden Maira verbinden, da liegt das erſte italieniſche Städtchen, das ſeine erſten Anbauer vermutlich, und zwar mit Recht, als einen Schlüſſel zu jenen beiden Thälern betrachteten, da ſie es „Chiavenna" (Schluſſelburg) nannten. Ich erinnere mich, daß in meiner Jugend der Zeichenlehrer immer große Landſchaften und Anſichten von Städten oder Bergſcenen an die Wandtafel malte. So wie ſie unter ſeiner Hand und Kreide ſich geſtalteten, ſo mußten wir ſie in unſeren Büchern nachzeichnen. Darunter kamen auch italieniſche Anſichten vor, Häuſer mit flachen Dächern, mit einzelnen kleinen Fenſterlöchern, hohe, durchweg gleich dünne, viereckige Glockentürme, untermauerte Terraſſen, auf denen die Gebäude ſich über einander erhoben, lange Reihen von Logengängen, terraſſierte Gärten, irgend ein fremdes Gewächs zwiſchen den vielen ſteinernen Gemäuern. Ich fand dieſe Bilder ſehr eigentümlich und reich, und glaubte ſie aus der Umgegend von Neapel oder Sicilien hergeholt. Wie erſtaunte ich aber, ſchon jetzt in den Alpen bei Chiavenna die vollſtändigſten Modelle zu dieſen Gemälden zu finden. Schon dieſes Chiavenna iſt in allen Punkten eine ſo eigenartige italieniſche Stadt, wie es nur eine in Sicilien ſein kann. Man betrachtet mit Begierde alle dieſe ganz neuen und fremdartigen Formen und Scenen, die ſofort einen ganz neuen Geiſt offenbaren. Man kann behaupten, daß auf dieſer ſüdlichen Seite der Alpen alles ganz anders iſt, als auf der nördlichen. Die Straßen haben eine andere Phyſiognomie, die Häuſer und Mauern ſehen anders aus. Die Menſchen ſind nicht nur anders gekleidet, ſondern ſie ſtehen und gehen auch anders. Alles hat eine andere Form, Figur und Farbe.

# Fünfter Abschnitt.

## (Charakterbilder aus der germanischen Tiefebene.)

1. Auf der Schelde zum Rhein. — 2. Neue holländische Errungenschaften. — 3. Vergleich der Niederlande am Rhein und an der Schelde mit denen an der Weser und Elbe. — 4. Der Holländer. — 5. Bremerhaven, Bremen und die Bremer. — 6. Hamburg.

## 1. Auf der Schelde zum Rhein.*)

Die Schelde ist, wie die Themse bei London, der Tiber bei Rom, der Jordan bei Jerusalem, der Skamander bei Troja — ein sehr kleiner, aber doch weltberühmter und höchst bedeutungsvoller Strom. Obgleich sie kaum so lang ist, wie mehrere Zuflüsse der Seine, und obwohl das Ländergebiet, das sie bewässert, kaum so groß ist, wie eine der zahlreichen Provinzen des Rheins: so ist dennoch ihr Name in der Geschichte so groß und auf dem Erdboden so weit bekannt, wie der des Rheins, der Donau, der Elbe und anderer gewaltiger Ströme, mit welchen verglichen die Schelde nur zwergartig erscheint.

Die kleine Schelde verdankt ihre Berühmtheit und Bedeutung zum Teil der Fruchtbarkeit der Landstriche, welche sie bewässert und deren Ergiebigkeit sie selbst noch erhöht, zum Teil ihrer geographischen Lage und Weltstellung. Während die Maas mit ihren Armen das malerische, aber zum Teil sterile Gebirgsland der Ardennen in vielen Richtungen durchbricht, fließt die Schelde fast von ihren Quellen an mit sämtlichen Nebenflüssen entweder in völliger Ebene oder doch in einem anmutigen und fruchtbaren Hügellande. Fast die Hälfte des Scheldegebietes ist angeschwemmtes Deltaland, während sonst bei andern Flußgebieten der Delta- und Marschboden sich zu ihrem ganzen Körper nur wie der Rahm zur Milch verhält.

Während im Maasgebiete, so weit es Belgien angehört, fast durchweg der minder begabte Volksstamm der Wallonen sich verbreitete, machte die

*) Von J. G. Kohl.

viel begabtere, energiſchere und thätigere Nation der Flamänder die Schelde zu ihrem Hauptſtrom. Man kann in dieſer Beziehung ſagen, daß ganz Belgien in zwei Hauptſtücke zerfällt, in das Belgien der Maas und in das der Schelde. Jenes entſpricht dem walloniſchen, dieſes dem flamändiſchen Belgien.

Der niederländiſche Volksſtamm der Flamänder hat nun die Scheldelandſchaften mit der ſchönſten Bodenkultur, mit ſehr dichter Bevölkerung bedeckt, und an den Ufern ihrer Waſſeradern die berühmteſten und volkreichſten Centralpunkte der Kultur und Bevölkerung Belgiens angelegt. Während an der Maas nur Namur und Lüttich als ſolche zu nennen ſind, finden wir dagegen im Gebiete der Schelde faſt alle andern großen Städte des Landes: Löwen, Brüſſel, Mecheln, Antwerpen, Gent, Mons, Kortryk, Doornik, und noch dazu in Frankreich in nächſter Nachbarſchaft: Valenciennes, Arras, Douay und Lille.

Man begreift danach, welche Wichtigkeit und Bedeutung ſelbſt die kleinſten Zweige dieſes Flußſyſtems gewinnen mußten, wie gleichſam jeder kleine Faden dieſes Flußgeſpinſtes koſtbar und unſchätzbar werden mußte. Seine Fluten cirkulieren, reinigend und durſtlöſchend, beſtändig durch hunderttauſend Haushaltungen jener reichen Städte: ſie dienen zur Speiſung von hundert nützlichen Kanälen in den Städten und zur Verbindung der Länder; an jeden Faden heften ſich Tauſende von wertvollen Äckern, die aus ihm Lebenskraft und Reichtum beziehen. Alle Wellen dieſes kleinen Fluſſes thun alſo mehr Arbeit und Werk, ſpenden mehr Reichtum und Fülle umher, als viele andere große Ströme, welche thatenlos unbewohnte Wüſten durcheilen.

Schon dieſe angeführten Verhältniſſe hätten hingereicht, den Scheldegewäſſern eine ſehr hohe Bedeutung zu geben. Mehr aber als alles andere trug die Beſchaffenheit des Mündungsſtückes des Fluſſes zur Erhöhung dieſer Bedeutung bei. Obwohl ſo klein, erlangt doch die Schelde ſchon bei Antwerpen eine ſo große Breite, Tiefe und Waſſerfülle, wie ſie gewöhnlich nur großen Strömen eigen zu ſein pflegen. Zur Flutzeit iſt ſie ſchon bei Antwerpen 12—15 m tief und beſitzt dabei eine Breite von 600 m, die ſich allmählich nach dem Meere zu in beſtändiger Steigerung meerbuſenartig erweitert. Von dem genannten Punkte an hat alſo die Schelde beinahe das Anſehen, die Beſchaffenheit und Brauchbarkeit eines Meerbuſens. So wie die Hälfte ihres Gebietes Delta iſt, ſo geſtattet ein Drittel ihres ganzen Laufes Meeresſchiffahrt. Die Meeresſtrömungen und Fluten, welche in die Mündungen des Fluſſes eindringen, mögen hier das Flußwaſſer ſo aufgeſtaut und auch ſelbſt bei Ebbe und Flut ſo breit um ſich gegriffen haben, daß daraus dieſe großartigen Proportionen hervorgegangen ſind. Von der Schelde aus weithin nach Südweſten giebt es keinen Punkt, der zugleich ſo tief im Innern des Landes läge und von dem aus ſo bequeme Seeſchiffahrt ſo gut möglich wäre, wie Antwerpen. Und auch im Nordoſten ſind die Flußarme des Rheins minder mächtig, weil mehr zerſplittert und zerſpalten, wodurch eine ſolche Konzentrierung der Handelskraft, wie ſie bei Antwerpen

ſtattfindet, verhindert wird. Alle die reichen Landſchaften des ganzen innern und ſüdlichen Belgiens werden auf Antwerpen, als ihren nächſten und natürlichſten Seehafen, hingeführt, und eben ſo auch, wie ſchon oben angedeutet worden iſt, ſogar ein Teil der oberen Rheinlande.

Die Schelde fließt zuerſt aus Südweſten, bis ſie 12 Meilen vom Meere auf einmal in einem rechten Winkel nach Nordweſten umwendet. Bis zur Spitze dieſes Winkels geht die Hauptflut des Meeres, bis dahin geht die große Tiefe des Fluſſes, von da an werden alle ſeine Proportionen anders. Und eben in dieſer Winkelſpitze haben ſich die Warenmagazine, Märkte und Comptoire Antwerpens angeſetzt.

Am beſten läßt ſich die Schelde, und namentlich ihr unteres Stück, mit der Themſe vergleichen. Auch bei dieſem kleinen Fluſſe findet eine ähnliche, plötzliche und ſehr nutzbare Ausweitung und Austiefung ſtatt; auch bei ihr iſt ein ſo tiefes Eindringen der Meeresflut und der Seeſchiffahrt möglich; auch durch ſie iſt ein wundervoller Seehafen bis in die Mitte des Landes verlegt; wie auch hier iſt im innerſten Buſen dieſes Hafens eine Welthandelsſtadt entſtanden, mit der zur Zeit ihrer Hauptblüte nur wenige andere rivaliſieren konnten. In den Zeiten, als Antwerpen blühte, im 14. und 15. Jahrhunderte, als es von Tauſenden von Schiffen aller Nationen in ſeinem Hafen wimmelte, mochte auch in Bezug auf Handelsleben die Schelde der Themſe gleichen. Jetzt freilich ſteht die Schelde hinter der Themſe ſehr zurück.

Es iſt ein Unglück für die kleine Schelde, daß ſie mit ſo gewaltigen Konkurrenten, wie es Maas und Rhein ſind, in ein und dasſelbe Meeresbecken fällt, und daß ſie ſich mit ihnen bei der Mündung vermiſcht. Sie iſt dadurch mehr oder minder in Abhängigkeit von ihnen geraten. Gäbe es zwiſchen den Rhein- und Scheldemündungen etwa in der Richtung der Inſel Schouwen ein tüchtiges Gebirge, ſo hätten ſich gewiß die nördlichen Niederländer, die Bataver, hinter dieſem Gebirge gehalten, und die ſüdlichen Niederländer, die Flamänder, hätten ihre Scheldemündungen bis ans Meer bevölkert und beherrſcht. Statt deſſen iſt aber nun hier ein Archipelagus von Inſeln, die, alle ganz flach, ſich ſämtlich unter einander ſehr ähnlich ſind, und an deren Küſten die Gewäſſer der Schelde, der Maas und des Rheins ſich der Art mit einander miſchen, daß man zuweilen kaum erkennen kann, was dem einen oder dem andern gehört.

Wir ſehen daher alle dieſe Inſeln, die wir zuſammen unter dem Namen Seeland befaſſen, zu allen Zeiten und noch jetzt von Niederdeutſchen bewohnt, welche leibliche Brüder der Holländer ſind und ſich eben ſo wie dieſe von Flamändern unterſcheiden. Und eben ſo ſehen wir dieſe „Seeländer", dieſe Zeeuws", wie die Niederländer ſie nennen, bei allen politiſchen Bewegungen mehr den holländiſchen Brüdern folgen, während die mehr binnenländiſchen Flamänder von den Wallonen ſich hinreißen ließen. Mit den Holländern fallen die Zeeuws vom Katholizismus und von der ſpaniſchen Herrſchaft ab, ſo wie ſie mit ihnen dem König Wilhelm treu bleiben. Mit den Wallonen

hingegen bleiben die Flamänder bei Spanien und Rom, so wie sie sich mit ihnen vom König Wilhelm in neuester Zeit trennten.

Aber war das Zusammenhalten aller Insulaner des Rhein-, Maas- und Schelde-Archipels vom Vorgebirge De Helder im Norden bis nach Kadzand im Süden natürlich, so war es doch auch wieder eben so natürlich, daß die flamändischen Schelde-Anwohner einen Teil dieses Archipels, der hauptsächlich als das Zubehör oder Produkt ihrer kleinen Schelde betrachtet werden konnte, für sich in Anspruch zu nehmen trachteten, und aus dieser Verschmelzung und Verwirrung der Naturverhältnisse entstanden denn auch zu allen Zeiten politische Wirren und Reibungen. Wie Napoleon, wie Joseph II. im Namen Belgiens die Freiheit und Öffnung der Scheldemündung verlangten, sogar auch Seeland als ein natürliches und daher auch politisches Zubehör von Flamland erklärten: so hatten schon vor ihnen die Herzöge von Burgund und die Grafen von Flandern Ähnliches gethan. Daraus erklären sich denn die vielen Kriege und Streitigkeiten, welche zwischen den Römern und Batavern, den Grafen von Flandern und denen von Seeland und Holland, zwischen den spanischen und österreichischen Beherrschern von Belgien und der Republik der sieben Staaten um den Besitz der seeländischen Inseln und um die Öffnung der Schelde geführt wurden.

Die großen Wasserstraßen und Eisenbahnen von der holländischen Städtegruppe (Amsterdam, Rotterdam, Leyden) streben der Hauptsache nach von Westen nach Osten nach Deutschland zu. In eben der Richtung und mit ihnen parallel gehen die großen Bahnen der belgischen Städtegruppe (Brügge, Antwerpen, Gent, Brüssel). Sie ziehen auch nach Osten landeinwärts. An Bahnen, die beide Gruppen mit einander verbinden, hat man erst in jüngster Zeit gedacht. Es erklärt sich dies sehr natürlich aus der rivalisierenden Thätigkeit der Schelde- und der Rheinmündungslande, welche beide die eine Hand der See, die andere dem Binnenlande reichen, unter einander aber nicht so großen Austausch und Verkehr pflegen mochten. Es sind hier ähnliche Verhältnisse wie zwischen der Weser- und Elbmündung, zwischen Bremen und Hamburg, die auf diese Weise mit einander rivalisieren, und daher mit dem Binnenlande längst durch flüssige Eisenbahnen verknüpft waren, während von einer Nachbarstadt zur andern noch vor kurzem schlechte Pflasterstraßen nach uraltem Schnitt führten.

Der hauptsächlichste Verbindungsweg zwischen dem flamändischen Süden und dem holländischen Norden ist die Schiffahrt auf den Schelde- und Maasarmen zwischen den seeländischen Inseln hindurch. Und zwar geht der belebteste aller Verbindungswege zwischen Süd- und Nord-Niederland die Schelde hinab, dann durch die Oster-Schelde weiter im Osten der Insel Schouwen vorbei, in den Maasarm, der das Volke-Rack heißt, in den andern Maasarm des sogenannten Butter-Vliet und den Bies-Bosch, durch einen kleinen Querarm bei Dortrecht vorbei in die Merwe nach Rotterdam. Die Waren zwischen Nord und Süd gingen schon immer diesen Weg, seit der

Einrichtung der Dampfschiffahrt thun es auch die Personen. Und seitdem sind die wenigen Chausseeen und Poststraßen, die durch Nordbrabant nach Holland hinüberführen, ziemlich verlassen.

Es ist eine der interessantesten Fahrten, die man machen kann, da sie durch ein höchst eigentümliches Land führt, das von einem eben so eigentümlichen Volke bewohnt ist. Seinen Namen „Seeland" trägt es mit vollem Recht. Denn es ist so gut wie historisch ausgemacht, daß es erst in jüngerer Zeit durch die Reaktion der See gegen die ausströmenden Flüsse entstanden ist. Im Innern von Brabant und Flandern weist man noch heutigen Tages eine weitstreichende Linie von Sandhügeln oder Dünen nach, welche die ehemalige Grenze des Meeres bezeichnen, und über welche dann das Seeland hinausgewachsen ist. Jetzt und eben so vielleicht schon seit einigen tausend Jahren, streicht die Linie der äußersten Dünen etwa 12 Meilen von diesem Binnenstrich entfernt vorüber. Von dieser neuen Dünenkette hat jede der äußersten Inseln des ganzen Archipelagus ein Stück bewahrt. Die Inseln Walchern, Nord-Beveland, Schouwen, Ober-Flakkee, sie sind alle auf ihren nach dem Meere zugekehrten Seiten mit kleinen halbmondförmigen Dünenketten eingekantet, die gegen das Meer hin ihre Hauptmassen vorschieben und sich dann an den Enden landeinwärts umkrümmen, erniedrigen, abschmälern und verlieren. Die Insulaner suchen diese Dünen als ihre Hauptschutzwälle auf alle Weise zu erhalten und haben an einigen, wo Lücken in diesem Sandwalle entstanden, zur Ausfüllung derselben bewundernswürdige Erdbauten hineingekeilt. So hat z. B. namentlich die Insel Walchern an ihrem Westende eine solche Lücke in der Dünenkette, welche durch die berühmten Dämme von West-Kapelle ausgefüllt werden. Solche Lückenausfüllungen verschlangen in einem Jahrhundert Millionen auf Millionen. An ihnen arbeiteten unausgesetzt im Ringen mit der Natur die Seeländer, die vornehmsten Vorkämpfer für die Sicherheit der weiter binnenwärts liegenden Inseln, die ganz ohne Dünenschutz sind und sich mit minder kostspieligen Werken begnügen, weil sie dem ersten Anlauf der Wellen nicht ausgesetzt sind. Es giebt hier wenigstens 20 größere und kleinere Inseln, die alle mit hohen Erddämmen eingezäunt und außerdem noch mit einem dichten Netz von Dämmen überzogen sind, deren Totallänge viele hundert Meilen beträgt, und deren Errichtung mehr Mühe, Geld und Menschenleben verschlungen hat, als sämtliche Pyramiden und babylonische Turmbaue der Welt zusammengenommen.

Trotzdem, daß der Mensch hier seit unvordenklichen Zeiten ringt, haben die gewaltigen Naturkräfte ihn doch häufig übermannt, und die Gewässer sind, alle menschlichen Anstalten und Gebote mißachtend, ihre eigenen Wege gewandelt — und haben den Menschen mit samt seiner Erdscholle, an der er haftete, begraben. Man hat die An- und Einwohner der Städte und Dörfer des Ätna und Vesuv bewundert, die es wagen, in einer so gefährlichen Nähe zu hausen, Gärten und Äcker zu bauen, Ehen zu schließen und fröhlich zu sein. Hier in Seeland aber zeigt ein ganzes Volk von mehreren

Domleſchg oder Rheinwalde, die man auf bündtneriſch „Rutner“ oder „Ruter“ nennt, und die mit ihrem Romaniſchen allerlei deutſche Worte miſchen und beſonders deutſche Spott- und Fluchwörter aufgenommen haben, z. B. „Quest umaun (Menſch) è un Esel, un verfluchter,“ oder „ègli è un simpler Taglöhner!“ — ſolche Elemente ungefähr bilden die Geſellſchaft, unter der man ſich gewöhnlich hier an den Quellen des Rheins befindet, und unter der auch wir uns herumbewegten.

In lang ſich ſtreckendem Zickzack durch öde Thäler und Felswüſteneien, mitten zwiſchen hochaufgetürmten Berggipfeln führt die Straße dann allmählich vom Dorfe Splügen aus auf die Höhe des Paſſes ſelbſt. Alle die Berggehänge und Einſchnitte und auch die Gipfel, die man hier ſieht, können zu weiter nichts benutzt werden, als hier und da zur Weide für Schafe. Faſt überall ſind es die Bergamasker Schafhirten (Leute aus der italieniſchen Provinz Bergamo), welche den Bündtnern die Weide abgepachtet haben. Seit uralten Zeiten kommen dieſe Bergamasken mit ihren Herden; ſie haben ſehr große Schafe mit langer grober Wolle, mit denen ſie im Frühling alle die nach Graubündten führenden Thäler, das Miſox, das Bergell, das Puſchlaw u. ſ. w. empor wandern, um die ganze Reihe der bündtneriſchen Schafweiden längs der rhätiſchen Alpenkette im Rheinwald, im Oberwald, im Engadin, in den Bergen von Avers und Stalla abzuweiden, oder — wie es heißt — ihre Tiere da ſömmern zu laſſen. Sie pachten dazu den an ſonſtigen Alpenwieſen reichen Rhätiern die ſchlechteſten und dürftigſten Grasſtriche ab, und die Graubündtner ſelbſt verſichern, daß die Bergamasken die Schafzucht, Schafkäſebereitung und Molkenwirtſchaft mit einer Induſtrie und Sparſamkeit betreiben, wie ſie die Einheimiſchen ſelten in Anwendung bringen.

Der höchſte Rücken des Paſſes findet ſich etwa 1890 m über dem Meere. Noch jetzt (im Sommer) lagen hier überall große Schneehaufen, und ſtellenweis fuhren wir noch lange Strecken zwiſchen zwei Schneemauern von 6 m Höhe hin. Der Weg war dazwiſchen tief ausgegraben. Die Leute erzählten mir, daß ſie voriges Jahr beim Weggraben des Schnees erſtarrte Fröſche darunter gefunden hätten, die unter dem Schnee überwintert und die, nachdem ſie ins Waſſer geworfen und da erwacht wären, ſich ganz lebendig gerührt hätten.

Die italieniſche Grenze geht mitten über den Rücken der Paßhöhe hin, und wir erreichten bald die Dogana, wo in dem ewigen Schmutze und Schnee eine zahlloſe Menge von Laſt- und Perſonenwagen, von Rinderherden und Paſſagieren verſammelt war. Der öſterreichiſche Adler hielt noch ſcheinbar ruhig und kräftig ſeine Flügel über dieſen Höhen. Wer hätte es ahnen können, daß er ſie ſo bald ſchon einziehen ſollte!

## Chiavenna.

Der Abfall der Alpen iſt bekanntlich im ganzen auf der Südſeite ſchroffer als auf der nördlichen. Die Höhenzweige und Arme, welche ſich von ihrem mittleren Hauptrücken nach Norden ausſtrecken, ſind länger, die

nach Süden kürzer. Das ganze Land, welches ſich im Norden längs ihres Fußes hinſtreckt, die obere Schweiz, das obere Plateau von Bayern, iſt faſt um 300 m höher als die ebene Lombardei, die ſich nur wenig über das Meer erhebt. Die Seeen auf der Südſeite, der Comerſee, der Lago maggiore, der Gardaſee, ſie alle haben ein Niveau, das etwa 200 m niedriger liegt, als die Niveaus der Schweizer Seeen, des Genfer-, des Züricher-, des Bodenſeees. Alle Thäler, welche aus dem Süden zu den Alpenhöhen führen, ſteigen raſcher empor, als die, welche aus Norden kommen, und alle Bergpäſſe und Einſattelungen haben auf der Nordſeite einen langgedehnten Rücken, auf der Südſeite einen raſcheren und kürzeren Abhang. Bei Splügen z. B. iſt man beim Campo Dolcino auf der Südſeite ſchon 1000 m gefallen, während man vom Dorfe Splügen her, das auf der Nordſeite eben ſo weit vom Gipfel entfernt liegt, wie Campo Dolcino, nur 500 m zu ſteigen hatte. Bei Chiavenna, in einer Entfernung von 3 Meilen vom Paſſe, hat man ſchon eine Tiefe von nur 310 m über dem Meere erreicht, während man im Norden noch nicht einmal am Bodenſee ſo tief herabgekommen iſt.

Auf der Südſeite ſind daher die meiſten Scenerieen noch wilder, die Thäler tiefer ausgegraben, die Bergwände länger, die Klüfte und Spalten entſetzlicher, die Straßenbauten daher auch ſchwieriger und die Wunder, welche der chauſſeebauende Ingenieur vor unſern Augen entfaltet, größer.

Das italieniſche Thal, in das man hier zunächſt hinabrollt, heißt Valle di S. Giacomo (St. Jacobsthal). Wie erhält hier ſofort die ganze Natur ein anderes Ausſehen! Gleich werden die Berge baumlos und kahl faſt bis auf den Boden hinab, nur in den tieferen Gründen ziehen ſich reizende, friſchgrüne Kaſtaniengehölze längs des Flüßchens Maira hin. Dieſe verhältnismäßig außerordentliche Waldloſigkeit, der man überall, ſobald man einen Alpenpaß nach Süden hin überſchritten hat, begegnet, iſt zum Teil eine Folge klimatiſcher Einflüſſe, erklärt ſich aber auch aus dem Laufe der Flüſſe, denn Holz, als eine ſchwerfällige Ware, bedarf zu ſeinem Transporte notwendig der Flüſſe, und die Waldgegenden werden daher um ſo mehr gelichtet werden, je mehr Holz die Länder bedürfen, zu denen ihre Waldbäche hinabführen. Auf der Südſeite der Alpen liegt das alte Kulturland Italien, das ſchon ſeit Jahrtauſenden ſo vieles Holz verbraucht hat. So weit ſeine Flußläufe und Bergſtromadern gehen, ſoweit fraß es die Alpenländer weg und machte alle Berge kahl, bis zu den höchſten Höhen der Bergpäſſe hinauf. Den großen Waldreichtum jenſeits der Bergpäſſe konnten ſie aber nie antaſten, weil die ſchwerfälligen Stämme und Balken ſich nicht wohl über die Gebirgsrücken weg transportieren ließen. — Jenſeits der Alpen im Norden lag das waldreiche Deutſchland, das noch nicht nötig hatte, in dem Grade wie Italien die Wälder auszurotten. — Aus dieſem Umſtande erklärt ſich zum Teil das Phänomen, daß die waldigen Regionen der nördlichen Alpenthäler mit den kahlen Bergen der ſüdlichen Thäler überall ſo ſchroff abſetzen und wenigſtens überall da, wo die Flüſſe nach verſchiedenen Weltgegenden laufen, ſo ſtark mit einander kontraſtieren.

Domleſchg oder Rheinwalde, die man auf bündtneriſch „Rutner“ oder „Ruter“ nennt, und die mit ihrem Romaniſchen allerlei deutſche Worte miſchen und beſonders deutſche Spott- und Fluchwörter aufgenommen haben, z. B. „Quest umaun (Menſch) è un Esel, un verfluchter,“ oder „ègli è un simpler Taglöhner!“ — ſolche Elemente ungefähr bilden die Geſellſchaft, unter der man ſich gewöhnlich hier an den Quellen des Rheins befindet, und unter der auch wir uns herumbewegten.

In lang ſich ſtreckendem Zickzack durch öde Thäler und Felswüſteneien, mitten zwiſchen hochaufgetürmten Berggipfeln führt die Straße dann allmählich vom Dorfe Splügen aus auf die Höhe des Paſſes ſelbſt. Alle die Berggehänge und Einſchnitte und auch die Gipfel, die man hier ſieht, können zu weiter nichts benutzt werden, als hier und da zur Weide für Schafe. Faſt überall ſind es die Bergamasker Schafhirten (Leute aus der italieniſchen Provinz Bergamo), welche den Bündtnern die Weide abgepachtet haben. Seit uralten Zeiten kommen dieſe Bergamasken mit ihren Herden; ſie haben ſehr große Schafe mit langer grober Wolle, mit denen ſie im Frühling alle die nach Graubündten führenden Thäler, das Miſox, das Bergell, das Puſchlaw u. ſ. w. empor wandern, um die ganze Reihe der bündtneriſchen Schafweiden längs der rhätiſchen Alpenkette im Rheinwald, im Oberwald, im Engadin, in den Bergen von Avers und Stalla abzuweiden, oder — wie es heißt — ihre Tiere da ſömmern zu laſſen. Sie pachten dazu den an ſonſtigen Alpenwieſen reichen Rhätiern die ſchlechteſten und dürftigſten Grasſtriche ab, und die Graubündtner ſelbſt verſichern, daß die Bergamasken die Schafzucht, Schafkäſebereitung und Molkenwirtſchaft mit einer Induſtrie und Sparſamkeit betreiben, wie ſie die Einheimiſchen ſelten in Anwendung bringen.

Der höchſte Rücken des Paſſes findet ſich etwa 1890 m über dem Meere. Noch jetzt (im Sommer) lagen hier überall große Schneehaufen, und ſtellenweis fuhren wir noch lange Strecken zwiſchen zwei Schneemauern von 6 m Höhe hin. Der Weg war dazwiſchen tief ausgegraben. Die Leute erzählten mir, daß ſie voriges Jahr beim Weggraben des Schnees erſtarrte Fröſche darunter gefunden hätten, die unter dem Schnee überwintert und die, nachdem ſie ins Waſſer geworfen und da erwacht wären, ſich ganz lebendig gerührt hätten.

Die italieniſche Grenze geht mitten über den Rücken der Paßhöhe hin, und wir erreichten bald die Dogana, wo in dem ewigen Schmutze und Schnee eine zahlloſe Menge von Laſt- und Perſonenwagen, von Rinderherden und Paſſagieren verſammelt war. Der öſterreichiſche Adler hielt noch ſcheinbar ruhig und kräftig ſeine Flügel über dieſen Höhen. Wer hätte es ahnen können, daß er ſie ſo bald ſchon einziehen ſollte!

## Chiavenna.

Der Abfall der Alpen iſt bekanntlich im ganzen auf der Südſeite ſchroffer als auf der nördlichen. Die Höhenzweige und Arme, welche ſich von ihrem mittleren Hauptrücken nach Norden ausſtrecken, ſind länger, die

nach Süden kürzer. Das ganze Land, welches sich im Norden längs ihres Fußes hinstreckt, die obere Schweiz, das obere Plateau von Bayern, ist fast um 300 m höher als die ebene Lombardei, die sich nur wenig über das Meer erhebt. Die Seeen auf der Südseite, der Comersee, der Lago maggiore, der Gardasee, sie alle haben ein Niveau, das etwa 200 m niedriger liegt, als die Niveaus der Schweizer Seeen, des Genfer-, des Züricher-, des Bodenseees. Alle Thäler, welche aus dem Süden zu den Alpenhöhen führen, steigen rascher empor, als die, welche aus Norden kommen, und alle Bergpässe und Einsattelungen haben auf der Nordseite einen langgedehnten Rücken, auf der Südseite einen rascheren und kürzeren Abhang. Bei Splügen z. B. ist man beim Campo Dolcino auf der Südseite schon 1000 m gefallen, während man vom Dorfe Splügen her, das auf der Nordseite eben so weit vom Gipfel entfernt liegt, wie Campo Dolcino, nur 500 m zu steigen hatte. Bei Chiavenna, in einer Entfernung von 3 Meilen vom Passe, hat man schon eine Tiefe von nur 310 m über dem Meere erreicht, während man im Norden noch nicht einmal am Bodensee so tief herabgekommen ist.

Auf der Südseite sind daher die meisten Scenerieen noch wilder, die Thäler tiefer ausgegraben, die Bergwände länger, die Klüfte und Spalten entsetzlicher, die Straßenbauten daher auch schwieriger und die Wunder, welche der chausseebauende Ingenieur vor unsern Augen entfaltet, größer.

Das italienische Thal, in das man hier zunächst hinabrollt, heißt Valle di S. Giacomo (St. Jacobsthal). Wie erhält hier sofort die ganze Natur ein anderes Aussehen! Gleich werden die Berge baumlos und kahl fast bis auf den Boden hinab, nur in den tieferen Gründen ziehen sich reizende, frischgrüne Kastaniengehölze längs des Flüßchens Maira hin. Diese verhältnismäßig außerordentliche Waldlosigkeit, der man überall, sobald man einen Alpenpaß nach Süden hin überschritten hat, begegnet, ist zum Teil eine Folge klimatischer Einflüsse, erklärt sich aber auch aus dem Laufe der Flüsse, denn Holz, als eine schwerfällige Ware, bedarf zu seinem Transporte notwendig der Flüsse, und die Waldgegenden werden daher um so mehr gelichtet werden, je mehr Holz die Länder bedürfen, zu denen ihre Waldbäche hinabführen. Auf der Südseite der Alpen liegt das alte Kulturland Italien, das schon seit Jahrtausenden so vieles Holz verbraucht hat. So weit seine Flußläufe und Bergstromadern gehen, soweit fraß es die Alpenländer weg und machte alle Berge kahl, bis zu den höchsten Höhen der Bergpässe hinauf. Den großen Waldreichtum jenseits der Bergpässe konnten sie aber nie antasten, weil die schwerfälligen Stämme und Balken sich nicht wohl über die Gebirgsrücken weg transportieren ließen. — Jenseits der Alpen im Norden lag das waldreiche Deutschland, das noch nicht nötig hatte, in dem Grade wie Italien die Wälder auszurotten. — Aus diesem Umstande erklärt sich zum Teil das Phänomen, daß die waldigen Regionen der nördlichen Alpenthäler mit den kahlen Bergen der südlichen Thäler überall so schroff absetzen und wenigstens überall da, wo die Flüsse nach verschiedenen Weltgegenden laufen, so stark mit einander kontrastieren.

Domleſchg oder Rheinwalde, die man auf bündtneriſch „Rutner“ oder „Ruter“ nennt, und die mit ihrem Romaniſchen allerlei deutſche Worte miſchen und beſonders deutſche Spott- und Fluchwörter aufgenommen haben, z. B. „Quest umaun (Menſch) è un Esel, un verfluchter,“ oder „ègli è un simpler Taglöhner!“ — ſolche Elemente ungefähr bilden die Geſellſchaft, unter der man ſich gewöhnlich hier an den Quellen des Rheins befindet, und unter der auch wir uns herumbewegten.

In lang ſich ſtreckendem Zickzack durch öde Thäler und Felswüſteneien, mitten zwiſchen hochaufgetürmten Berggipfeln führt die Straße dann allmählich vom Dorfe Splügen aus auf die Höhe des Paſſes ſelbſt. Alle die Berggehänge und Einſchnitte und auch die Gipfel, die man hier ſieht, können zu weiter nichts benutzt werden, als hier und da zur Weide für Schafe. Faſt überall ſind es die Bergamasker Schafhirten (Leute aus der italieniſchen Provinz Bergamo), welche den Bündtnern die Weide abgepachtet haben. Seit uralten Zeiten kommen dieſe Bergamasken mit ihren Herden; ſie haben ſehr große Schafe mit langer grober Wolle, mit denen ſie im Frühling alle die nach Graubündten führenden Thäler, das Miſox, das Bergell, das Puſchlaw u. ſ. w. empor wandern, um die ganze Reihe der bündtneriſchen Schafweiden längs der rhätiſchen Alpenkette im Rheinwald, im Oberwald, im Engadin, in den Bergen von Avers und Stalla abzuweiden, oder — wie es heißt — ihre Tiere da ſömmern zu laſſen. Sie pachten dazu den an ſonſtigen Alpenwieſen reichen Rhätiern die ſchlechteſten und dürftigſten Grasſtriche ab, und die Graubündtner ſelbſt verſichern, daß die Bergamasken die Schafzucht, Schafkäſebereitung und Molkenwirtſchaft mit einer Induſtrie und Sparſamkeit betreiben, wie ſie die Einheimiſchen ſelten in Anwendung bringen.

Der höchſte Rücken des Paſſes findet ſich etwa 1890 m über dem Meere. Noch jetzt (im Sommer) lagen hier überall große Schneehaufen, und ſtellenweis fuhren wir noch lange Strecken zwiſchen zwei Schneemauern von 6 m Höhe hin. Der Weg war dazwiſchen tief ausgegraben. Die Leute erzählten mir, daß ſie voriges Jahr beim Weggraben des Schnees erſtarrte Fröſche darunter gefunden hätten, die unter dem Schnee überwintert und die, nachdem ſie ins Waſſer geworfen und da erwacht wären, ſich ganz lebendig gerührt hätten.

Die italieniſche Grenze geht mitten über den Rücken der Paßhöhe hin, und wir erreichten bald die Dogana, wo in dem ewigen Schmutze und Schnee eine zahlloſe Menge von Laſt- und Perſonenwagen, von Rinderherden und Paſſagieren verſammelt war. Der öſterreichiſche Adler hielt noch ſcheinbar ruhig und kräftig ſeine Flügel über dieſen Höhen. Wer hätte es ahnen können, daß er ſie ſo bald ſchon einziehen ſollte!

## Chiavenna.

Der Abfall der Alpen iſt bekanntlich im ganzen auf der Südſeite ſchroffer als auf der nördlichen. Die Höhenzweige und Arme, welche ſich von ihrem mittleren Hauptrücken nach Norden ausſtrecken, ſind länger, die

nach Süden kürzer. Das ganze Land, welches sich im Norden längs ihres Fußes hinstreckt, die obere Schweiz, das obere Plateau von Bayern, ist fast um 300 m höher als die ebene Lombardei, die sich nur wenig über das Meer erhebt. Die Seeen auf der Südseite, der Comersee, der Lago maggiore, der Gardasee, sie alle haben ein Niveau, das etwa 200 m niedriger liegt, als die Niveaus der Schweizer Seeen, des Genfer-, des Züricher-, des Bodenseees. Alle Thäler, welche aus dem Süden zu den Alpenhöhen führen, steigen rascher empor, als die, welche aus Norden kommen, und alle Bergpässe und Einsattelungen haben auf der Nordseite einen langgedehnten Rücken, auf der Südseite einen rascheren und kürzeren Abhang. Bei Splügen z. B. ist man beim Campo Dolcino auf der Südseite schon 1000 m gefallen, während man vom Dorfe Splügen her, das auf der Nordseite eben so weit vom Gipfel entfernt liegt, wie Campo Dolcino, nur 500 m zu steigen hatte. Bei Chiavenna, in einer Entfernung von 3 Meilen vom Passe, hat man schon eine Tiefe von nur 310 m über dem Meere erreicht, während man im Norden noch nicht einmal am Bodensee so tief herabgekommen ist.

Auf der Südseite sind daher die meisten Scenerieen noch wilder, die Thäler tiefer ausgegraben, die Bergwände länger, die Klüfte und Spalten entsetzlicher, die Straßenbauten daher auch schwieriger und die Wunder, welche der chausseebauende Ingenieur vor unsern Augen entfaltet, größer.

Das italienische Thal, in das man hier zunächst hinabrollt, heißt Valle di S. Giacomo (St. Jacobsthal). Wie erhält hier sofort die ganze Natur ein anderes Aussehen! Gleich werden die Berge baumlos und kahl fast bis auf den Boden hinab, nur in den tieferen Gründen ziehen sich reizende, frischgrüne Kastaniengehölze längs des Flüßchens Maira hin. Diese verhältnismäßig außerordentliche Waldlosigkeit, der man überall, sobald man einen Alpenpaß nach Süden hin überschritten hat, begegnet, ist zum Teil eine Folge klimatischer Einflüsse, erklärt sich aber auch aus dem Laufe der Flüsse, denn Holz, als eine schwerfällige Ware, bedarf zu seinem Transporte notwendig der Flüsse, und die Waldgegenden werden daher um so mehr gelichtet werden, je mehr Holz die Länder bedürfen, zu denen ihre Waldbäche hinabführen. Auf der Südseite der Alpen liegt das alte Kulturland Italien, das schon seit Jahrtausenden so vieles Holz verbraucht hat. So weit seine Flußläufe und Bergstromadern gehen, soweit fraß es die Alpenländer weg und machte alle Berge kahl, bis zu den höchsten Höhen der Bergpässe hinauf. Den großen Waldreichtum jenseits der Bergpässe konnten sie aber nie antasten, weil die schwerfälligen Stämme und Balken sich nicht wohl über die Gebirgsrücken weg transportieren ließen. — Jenseits der Alpen im Norden lag das waldreiche Deutschland, das noch nicht nötig hatte, in dem Grade wie Italien die Wälder auszurotten. — Aus diesem Umstande erklärt sich zum Teil das Phänomen, daß die waldigen Regionen der nördlichen Alpenthäler mit den kahlen Bergen der südlichen Thäler überall so schroff absetzen und wenigstens überall da, wo die Flüsse nach verschiedenen Weltgegenden laufen, so stark mit einander kontrastieren.

Domleschg oder Rheinwalde, die man auf bündtnerisch „Rutner" oder „Ruter" nennt, und die mit ihrem Romanischen allerlei deutsche Worte mischen und besonders deutsche Spott- und Fluchwörter aufgenommen haben. z. B. „Quest umaun (Mensch) è un Esel, un verfluchter," oder „ègli è un simpler Taglöhner!" — solche Elemente ungefähr bilden die Gesellschaft, unter der man sich gewöhnlich hier an den Quellen des Rheins befindet, und unter der auch wir uns herumbewegten.

In lang sich streckendem Zickzack durch öde Thäler und Felswüsteneien, mitten zwischen hochaufgetürmten Berggipfeln führt die Straße dann allmählich vom Dorfe Splügen aus auf die Höhe des Passes selbst. Alle die Berggehänge und Einschnitte und auch die Gipfel, die man hier sieht, können zu weiter nichts benutzt werden, als hier und da zur Weide für Schafe. Fast überall sind es die Bergamasker Schafhirten (Leute aus der italienischen Provinz Bergamo), welche den Bündtnern die Weide abgepachtet haben. Seit uralten Zeiten kommen diese Bergamasken mit ihren Herden; sie haben sehr große Schafe mit langer grober Wolle, mit denen sie im Frühling alle die nach Graubündten führenden Thäler, das Misox, das Bergell, das Puschlaw u. s. w. empor wandern, um die ganze Reihe der bündtnerischen Schafweiden längs der rhätischen Alpenkette im Rheinwald, im Oberwald, im Engadin, in den Bergen von Avers und Stalla abzuweiden, oder — wie es heißt — ihre Tiere da sömmern zu lassen. Sie pachten dazu den an sonstigen Alpenwiesen reichen Rhätiern die schlechtesten und dürftigsten Grasstriche ab, und die Graubündtner selbst versichern, daß die Bergamasken die Schafzucht, Schafkäsebereitung und Molkenwirtschaft mit einer Industrie und Sparsamkeit betreiben, wie sie die Einheimischen selten in Anwendung bringen.

Der höchste Rücken des Passes findet sich etwa 1890 m über dem Meere. Noch jetzt (im Sommer) lagen hier überall große Schneehaufen, und stellenweis fuhren wir noch lange Strecken zwischen zwei Schneemauern von 6 m Höhe hin. Der Weg war dazwischen tief ausgegraben. Die Leute erzählten mir, daß sie voriges Jahr beim Weggraben des Schnees erstarrte Frösche darunter gefunden hätten, die unter dem Schnee überwintert und die, nachdem sie ins Wasser geworfen und da erwacht wären, sich ganz lebendig gerührt hätten.

Die italienische Grenze geht mitten über den Rücken der Paßhöhe hin, und wir erreichten bald die Dogana, wo in dem ewigen Schmutze und Schnee eine zahllose Menge von Last- und Personenwagen, von Rinderherden und Passagieren versammelt war. Der österreichische Adler hielt noch scheinbar ruhig und kräftig seine Flügel über diesen Höhen. Wer hätte es ahnen können, daß er sie so bald schon einziehen sollte!

## Chiavenna.

Der Abfall der Alpen ist bekanntlich im ganzen auf der Südseite schroffer als auf der nördlichen. Die Höhenzweige und Arme, welche sich von ihrem mittleren Hauptrücken nach Norden ausstrecken, sind länger, die

nach Süden kürzer. Das ganze Land, welches ſich im Norden längs ihres Fußes hinſtreckt, die obere Schweiz, das obere Plateau von Bayern, iſt faſt um 300 m höher als die ebene Lombardei, die ſich nur wenig über das Meer erhebt. Die Seeen auf der Südſeite, der Comerſee, der Lago maggiore, der Gardaſee, ſie alle haben ein Niveau, das etwa 200 m niedriger liegt, als die Niveaus der Schweizer Seeen, des Genfer-, des Züricher-, des Bodenſeees. Alle Thäler, welche aus dem Süden zu den Alpenhöhen führen, ſteigen raſcher empor, als die, welche aus Norden kommen, und alle Bergpäſſe und Einſattelungen haben auf der Nordſeite einen langgedehnten Rücken, auf der Südſeite einen raſcheren und kürzeren Abhang. Bei Splügen z. B. iſt man beim Campo Dolcino auf der Südſeite ſchon 1000 m gefallen, während man vom Dorfe Splügen her, das auf der Nordſeite eben ſo weit vom Gipfel entfernt liegt, wie Campo Dolcino, nur 500 m zu ſteigen hatte. Bei Chiavenna, in einer Entfernung von 3 Meilen vom Paſſe, hat man ſchon eine Tiefe von nur 310 m über dem Meere erreicht, während man im Norden noch nicht einmal am Bodenſee ſo tief herabgekommen iſt.

Auf der Südſeite ſind daher die meiſten Scenerieen noch wilder, die Thäler tiefer ausgegraben, die Bergwände länger, die Klüfte und Spalten entſetzlicher, die Straßenbauten daher auch ſchwieriger und die Wunder, welche der chauſſeebauende Ingenieur vor unſern Augen entfaltet, größer.

Das italieniſche Thal, in das man hier zunächſt hinabrollt, heißt Valle di S. Giacomo (St. Jacobsthal). Wie erhält hier ſofort die ganze Natur ein anderes Ausſehen! Gleich werden die Berge baumlos und kahl faſt bis auf den Boden hinab, nur in den tieferen Gründen ziehen ſich reizende, friſchgrüne Kaſtaniengehölze längs des Flüßchens Maira hin. Dieſe verhältnismäßig außerordentliche Waldloſigkeit, der man überall, ſobald man einen Alpenpaß nach Süden hin überſchritten hat, begegnet, iſt zum Teil eine Folge klimatiſcher Einflüſſe, erklärt ſich aber auch aus dem Laufe der Flüſſe, denn Holz, als eine ſchwerfällige Ware, bedarf zu ſeinem Transporte notwendig der Flüſſe, und die Waldgegenden werden daher um ſo mehr gelichtet werden, je mehr Holz die Länder bedürfen, zu denen ihre Waldbäche hinabführen. Auf der Südſeite der Alpen liegt das alte Kulturland Italien, das ſchon ſeit Jahrtauſenden ſo vieles Holz verbraucht hat. So weit ſeine Flußläufe und Bergſtromadern gehen, ſoweit fraß es die Alpenländer weg und machte alle Berge kahl, bis zu den höchſten Höhen der Bergpäſſe hinauf. Den großen Waldreichtum jenſeits der Bergpäſſe konnten ſie aber nie antaſten, weil die ſchwerfälligen Stämme und Balken ſich nicht wohl über die Gebirgsrücken weg transportieren ließen. — Jenſeits der Alpen im Norden lag das waldreiche Deutſchland, das noch nicht nötig hatte, in dem Grade wie Italien die Wälder auszurotten. — Aus dieſem Umſtande erklärt ſich zum Teil das Phänomen, daß die waldigen Regionen der nördlichen Alpenthäler mit den kahlen Bergen der ſüdlichen Thäler überall ſo ſchroff abſetzen und wenigſtens überall da, wo die Flüſſe nach verſchiedenen Weltgegenden laufen, ſo ſtark mit einander kontraſtieren.

Die Hinabfahrt in das St. Jacobsthal bietet eine Fortsetzung der bewunderungswürdigen Straßenbau-Konstruktionen, deren lange Reihe bei der Via mala im Domleschg beginnt und sich bis Chiavenna fortsetzt. Es ist ein größeres Werk von einem gewissen Ingenieur Baumgartner „über die neuesten Kunststraßen der Alpen" erschienen. Dies ist eines der interessantesten Themen, das ein Schriftsteller zu bearbeiten sich vornehmen kann. Denn in der That, Napoleon und Kaiser Franz I., der König von Savoyen und die kleinen helvetischen Völkerschaften haben hier miteinander gewetteifert, sich um die Menschheit verdient zu machen und sich selbst hier in den Alpenwildnissen Monumente ihrer Ausdauer und Energie zu setzen, und die Betrachtung dieser Kunstwerke, der Anblick dieser Straßen und außerordentlichen Gegenden, durch welche sie führen, machte mir so viel Genuß und Freude, daß ich wohl begreife, wie ein Mann sich mit Begeisterung ihrer Untersuchung und Darstellung hingeben, wie er über das Stilfser Joch, über den Splügen, über den Bernardino, über den Simplon und Brenner hinüber und herüber reisen kann, um die Sensationen und Seelenerregungen, welche solche Übergänge aus dem Norden nach dem Süden und aus der Höhe in die Tiefe und umgekehrt uns einflößen, recht oft zu genießen, und alle die mannigfaltigen Scenen und Beobachtungen, welche sie darbieten, vergleichend zusammen zu stellen.

Die Natur hat vom Splügen herab einen tiefen Schlund ausgegraben, den sogenannten „Cardinel", der auf dem kürzesten Wege in das Thal führt. Statt, wie bei der Via mala, in diesen Schlund hinab zu steigen, hat man es aber vorgezogen, die Straße über die Berge zu führen und erst später in das Thal Giacomo hinabzugehen. Wie gewöhnlich haben auch die Berge hier oben sanftere Abhänge, erst weiter unten gegen das Thal zu werden die Wände schroff, und hier haben daher die Straßenbauer alle ihre Kräfte zusammennehmen müssen.

Oben giebt es mehrere Stellen, die von Lawinen bedroht werden, und hier hat man denn die Straßen durch lange Galerieen geführt, die sich wie Festungswerke ausnehmen. Diese berühmten Galerieen bestehen nämlich aus solidem Quaderstein-Gemäuer, das sich dicht an den Berg anschließt und mit diesem verwächst. Oben sind sie mit einem schrägen Dache versehen, das mit dem Abhange des Berges ausgeglichen ist, so daß die Lawinen, die von oben herabfallen, leicht über das Dach hinwegrutschen. In der Mauer der Galerieen sind große, meistens runde Licht- und Luftlöcher angebracht, die wie Kanonenlöcher aussehen. Im Winter helfen sie freilich nicht viel, da sie sich mit Eis und Schnee vollsetzen. Wir fanden auch jetzt die Löcher einiger Galerieen verstopft. Die Chausseewächter, die in den sogenannten „Cantonieren" wohnen, sind daher mit Laternen versorgt, die sie im Winter in den Galerieen aufhängen. Dieser Cantonieras oder Zufluchtshäuser giebt es mehrere am Wege. Es sind dickmaurige Häuser, die wie Soldaten-Kasematten aussehen. Hier oben, wo Stürme, Lawinen und polternde Felsen

einen ewigen Krieg führen, müſſen alle Menſchenwerke ein kriegeriſches, feſtungsartiges Anſehen gewinnen.

Durch eine Reihe ſolcher Galerieen, auf allerlei künſtlichen Unterbauten, Gewölben und Brücken, auf zahlloſen Zickzackwegen, die überall mit Bruſtmauern geſchützt und garniert ſind, rollt man auf dieſen Höhen von einer Stufe zur andern hinab. Am außerordentlichſten und ergreifendſten iſt der Anblick da, wo man an die ſteilſte Wand des Thales gelangt. Hier blickt man in den genannten Schlund Cardinel hinunter. Ganz in der Tiefe, als läge es in einer natürlichen Katakombe der Erde, ſieht man das winzige Dörfchen Iſola. Wie ein Blitz, der ſich an den Boden anlegt, wie der Faden der Ariadne, führt die herrliche, zuverläſſige Straße in dieſes Labyrinth hinab. Bei jedem Schritt ſcheint die Natur ein „Nicht weiter!“ geſprochen zu haben, und bei jedem Schritte ſiegte der Menſch mit feſtem Ausrufe: „Vorwärts!“ Bei jeder Wendung glaubt man ängſtlich, direkt in unermeßliche Abgründe hinabzuſchießen, und bei jeder Wendung erhält man von neuem die angenehme Zuverſicht, daß man ohne Gefahr und ganz bequem hier ſchreiten, traben, galoppieren kann, wie in einer Reitbahn. Man ſieht die kühne Linie der Straße auf einer Reihe über einander getürmter Terraſſen faſt zehnmal verſchwinden und zehnmal wieder erſcheinen. Auch oben hinauf ſieht man Bruchſtücke der Straße und die durchfahrenen Galerieen und die Cantonieras an den Bergen ſich hinziehen. Wer dies nicht geſehen hat, der kann es vielleicht kaum begreifen, daß der Anblick eines ſolchen Werkes Thränen der Entzückung und Begeiſterung auszupreſſen vermag, eben ſo gut, wie der Anblick jeder andern vollkommenen und großartigen Arbeit. Man glaubt hier den Finger eines Gottes vor ſich zu ſehen, der dieſen Wegſtreifen durch die Wildnis zog, und der hier den bedrohten Menſchen vorſichtig Schritt für Schritt, wie die Vorſehung, mit Schutz und Hilfe umgab. — Wie ohne dieſen Schutz und dieſe Hilfe die deutſchen Kaiſer mit ihrem Gefolge hier herabgekommen ſind, begreift man kaum. Vermutlich hat in den Schlünden des Cardinel mancher deutſche Ritter ſein Leben eingebüßt, ſo wie auch bei dem kühnen Übergange der franzöſiſchen Armee unter Macdonald im Jahre 1800 mancher Reiter und Fußmann ſeinen Tod hier fand.

So wie man bei Campo Dolcino unten anlangt, findet man alles italieniſch, die Menſchen, die Bauart der Häuſer, die Bäume und Pflanzen. Italien ſtößt hier dichter mit Germanien zuſammen, als an anderen Alpenpunkten, als z. B. im Ticinothale, wo noch ein hochgelegener hinterer Thalteil, das Thal von Airolo, eine Art von Miſchung zwiſchen deutſcher und italieniſcher Wirtſchaft, deutſchen und italieniſchen Sitten herbeiführt. Der Hauptbaum des Thales, wie überhaupt aller dieſer nach Süden geöffneten Thäler, iſt die Kaſtanie. Die mehlige, nahrhafte Frucht dieſes überall hier verbreiteten Baumes iſt, glaube ich, die vornehmſte Urſache der Erſcheinung, daß ſich die Italiener dem Kartoffelbau viel weniger ergeben haben, als wir Deutſchen. Faſt überall und in allen Fällen, wo wir Kartoffeln

ſpeiſen, eſſen ſie Kaſtanien, die bei Geringen und Vornehmen faſt ganz die Stelle der Erdäpfel einnehmen.

Man rollt noch durch zwei Kaſtanienhaine hindurch. Endlich erweitert ſich das Thal, und da, wo ſich die Gewäſſer des Jacobsthales mit der aus dem Bergell hervorrauſchenden Maira verbinden, da liegt das erſte italieniſche Städtchen, das ſeine erſten Anbauer vermutlich, und zwar mit Recht, als einen Schlüſſel zu jenen beiden Thälern betrachteten, da ſie es „Chiavenna" (Schlüſſelburg) nannten. Ich erinnere mich, daß in meiner Jugend der Zeichenlehrer immer große Landſchaften und Anſichten von Städten oder Bergſcenen an die Wandtafel malte. So wie ſie unter ſeiner Hand und Kreide ſich geſtalteten, ſo mußten wir ſie in unſeren Büchern nachzeichnen. Darunter kamen auch italieniſche Anſichten vor, Häuſer mit flachen Dächern, mit einzelnen kleinen Fenſterlöchern, hohe, durchweg gleich dünne, viereckige Glockentürme, untermauerte Terraſſen, auf denen die Gebäude ſich über einander erhoben, lange Reihen von Logengängen, terraſſierte Gärten, irgend ein fremdes Gewächs zwiſchen den vielen ſteinernen Gemäuern. Ich fand dieſe Bilder ſehr eigentümlich und reich, und glaubte ſie aus der Umgegend von Neapel oder Sicilien hergeholt. Wie erſtaunte ich aber, ſchon jetzt in den Alpen bei Chiavenna die vollſtändigſten Modelle zu dieſen Gemälden zu finden. Schon dieſes Chiavenna iſt in allen Punkten eine ſo eigenartige italieniſche Stadt, wie es nur eine in Sicilien ſein kann. Man betrachtet mit Begierde alle dieſe ganz neuen und fremdartigen Formen und Scenen, die ſofort einen ganz neuen Geiſt offenbaren. Man kann behaupten, daß auf dieſer ſüdlichen Seite der Alpen alles ganz anders iſt, als auf der nördlichen. Die Straßen haben eine andere Phyſiognomie, die Häuſer und Mauern ſehen anders aus. Die Menſchen ſind nicht nur anders gekleidet, ſondern ſie ſtehen und gehen auch anders. Alles hat eine andere Form, Figur und Farbe.

# Fünfter Abschnitt.

## (Charakterbilder aus der germanischen Tiefebene.)

1. Auf der Schelde zum Rhein. — 2. Neue holländische Errungenschaften. — 3. Vergleich der Niederlande am Rhein und an der Schelde mit denen an der Weser und Elbe. — 4. Der Holländer. — 5. Bremerhaven, Bremen und die Bremer. — 6. Hamburg.

## 1. Auf der Schelde zum Rhein.*)

Die Schelde ist, wie die Themse bei London, der Tiber bei Rom, der Jordan bei Jerusalem, der Skamander bei Troja — ein sehr kleiner, aber doch weltberühmter und höchst bedeutungsvoller Strom. Obgleich sie kaum so lang ist, wie mehrere Zuflüsse der Seine, und obwohl das Ländergebiet, das sie bewässert, kaum so groß ist, wie eine der zahlreichen Provinzen des Rheins: so ist dennoch ihr Name in der Geschichte so groß und auf dem Erdboden so weit bekannt, wie der des Rheins, der Donau, der Elbe und anderer gewaltiger Ströme, mit welchen verglichen die Schelde nur zwergartig erscheint.

Die kleine Schelde verdankt ihre Berühmtheit und Bedeutung zum Teil der Fruchtbarkeit der Landstriche, welche sie bewässert und deren Ergiebigkeit sie selbst noch erhöht, zum Teil ihrer geographischen Lage und Weltstellung. Während die Maas mit ihren Armen das malerische, aber zum Teil sterile Gebirgsland der Ardennen in vielen Richtungen durchbricht, fließt die Schelde fast von ihren Quellen an mit sämtlichen Nebenflüssen entweder in völliger Ebene oder doch in einem anmutigen und fruchtbaren Hügellande. Fast die Hälfte des Scheldegebietes ist angeschwemmtes Deltaland, während sonst bei andern Flußgebieten der Delta- und Marschboden sich zu ihrem ganzen Körper nur wie der Rahm zur Milch verhält.

Während im Maasgebiete, so weit es Belgien angehört, fast durchweg der minder begabte Volksstamm der Wallonen sich verbreitete, machte die

*) Von J. G. Kohl.

viel begabtere, energiſchere und thätigere Nation der Flamänder die Schelde zu ihrem Hauptſtrom. Man kann in dieſer Beziehung ſagen, daß ganz Belgien in zwei Hauptſtücke zerfällt, in das Belgien der Maas und in das der Schelde. Jenes entſpricht dem walloniſchen, dieſes dem flamändiſchen Belgien.

Der niederländiſche Volksſtamm der Flamänder hat nun die Scheldelandſchaften mit der ſchönſten Bodenkultur, mit ſehr dichter Bevölkerung bedeckt, und an den Ufern ihrer Waſseradern die berühmteſten und volkreichſten Centralpunkte der Kultur und Bevölkerung Belgiens angelegt. Während an der Maas nur Namur und Lüttich als ſolche zu nennen ſind, finden wir dagegen im Gebiete der Schelde faſt alle andern großen Städte des Landes: Löwen, Brüſſel, Mecheln, Antwerpen, Gent, Mons, Kortryk, Doornik, und noch dazu in Frankreich in nächſter Nachbarſchaft: Valenciennes, Arras, Douay und Lille.

Man begreift danach, welche Wichtigkeit und Bedeutung ſelbſt die kleinſten Zweige dieſes Flußſyſtems gewinnen mußten, wie gleichſam jeder kleine Faden dieſes Flußgeſpinſtes koſtbar und unſchätzbar werden mußte. Seine Fluten cirkulieren, reinigend und durſtlöſchend, beſtändig durch hunderttauſend Haushaltungen jener reichen Städte: ſie dienen zur Speiſung von hundert nützlichen Kanälen in den Städten und zur Verbindung der Länder; an jeden Faden heften ſich Tauſende von wertvollen Äckern, die aus ihm Lebenskraft und Reichtum beziehen. Alle Wellen dieſes kleinen Fluſſes thun alſo mehr Arbeit und Werk, ſpenden mehr Reichtum und Fülle umher, als viele andere große Ströme, welche thatenlos unbewohnte Wüſten durcheilen.

Schon dieſe angeführten Verhältniſſe hätten hingereicht, den Scheldegewäſſern eine ſehr hohe Bedeutung zu geben. Mehr aber als alles andere trug die Beſchaffenheit des Mündungsſtückes des Fluſſes zur Erhöhung dieſer Bedeutung bei. Obwohl ſo klein, erlangt doch die Schelde ſchon bei Antwerpen eine ſo große Breite, Tiefe und Waſſerfülle, wie ſie gewöhnlich nur großen Strömen eigen zu ſein pflegen. Zur Flutzeit iſt ſie ſchon bei Antwerpen 12—15 m tief und beſitzt dabei eine Breite von 600 m, die ſich allmählich nach dem Meere zu in beſtändiger Steigerung meerbuſenartig erweitert. Von dem genannten Punkte an hat alſo die Schelde beinahe das Anſehen, die Beſchaffenheit und Brauchbarkeit eines Meerbuſens. So wie die Hälfte ihres Gebietes Delta iſt, ſo geſtattet ein Drittel ihres ganzen Laufes Meeresſchiffahrt. Die Meeresſtrömungen und Fluten, welche in die Mündungen des Fluſſes eindringen, mögen hier das Flußwaſſer ſo aufgeſtaut und auch ſelbſt bei Ebbe und Flut ſo breit um ſich gegriffen haben, daß daraus dieſe großartigen Proportionen hervorgegangen ſind. Von der Schelde aus weithin nach Südweſten giebt es keinen Punkt, der zugleich ſo tief im Innern des Landes läge und von dem aus ſo bequeme Seeſchiffahrt ſo gut möglich wäre, wie Antwerpen. Und auch im Nordoſten ſind die Flußarme des Rheins minder mächtig, weil mehr zerſplittert und zerſpalten, wodurch eine ſolche Konzentrierung der Handelskraft, wie ſie bei Antwerpen

ſtattfindet, verhindert wird. Alle die reichen Landſchaften des ganzen innern und ſüdlichen Belgiens werden auf Antwerpen, als ihren nächſten und natürlichſten Seehafen, hingeführt, und eben ſo auch, wie ſchon oben angedeutet worden iſt, ſogar ein Teil der oberen Rheinlande.

Die Schelde fließt zuerſt aus Südweſten, bis ſie 12 Meilen vom Meere auf einmal in einem rechten Winkel nach Nordweſten umwendet. Bis zur Spitze dieſes Winkels geht die Hauptflut des Meeres, bis dahin geht die große Tiefe des Fluſſes, von da an werden alle ſeine Proportionen anders. Und eben in dieſer Winkelſpitze haben ſich die Warenmagazine, Märkte und Comptoire Antwerpens angeſetzt.

Am beſten läßt ſich die Schelde, und namentlich ihr unteres Stück, mit der Themſe vergleichen. Auch bei dieſem kleinen Fluſſe findet eine ähnliche, plötzliche und ſehr nutzbare Ausweitung und Austiefung ſtatt; auch bei ihr iſt ein ſo tiefes Eindringen der Meeresflut und der Seeſchiffahrt möglich; auch durch ſie iſt ein wundervoller Seehafen bis in die Mitte des Landes verlegt; wie auch hier iſt im innerſten Buſen dieſes Hafens eine Welthandelsſtadt entſtanden, mit der zur Zeit ihrer Hauptblüte nur wenige andere rivaliſieren konnten. In den Zeiten, als Antwerpen blühte, im 14. und 15. Jahrhunderte, als es von Tauſenden von Schiffen aller Nationen in ſeinem Hafen wimmelte, mochte auch in Bezug auf Handelsleben die Schelde der Themſe gleichen. Jetzt freilich ſteht die Schelde hinter der Themſe ſehr zurück.

Es iſt ein Unglück für die kleine Schelde, daß ſie mit ſo gewaltigen Konkurrenten, wie es Maas und Rhein ſind, in ein und dasſelbe Meeresbecken fällt, und daß ſie ſich mit ihnen bei der Mündung vermiſcht. Sie iſt dadurch mehr oder minder in Abhängigkeit von ihnen geraten. Gäbe es zwiſchen den Rhein- und Scheldemündungen etwa in der Richtung der Inſel Schouwen ein tüchtiges Gebirge, ſo hätten ſich gewiß die nördlichen Niederländer, die Bataver, hinter dieſem Gebirge gehalten, und die ſüdlichen Niederländer, die Flamänder, hätten ihre Scheldemündungen bis ans Meer bevölkert und beherrſcht. Statt deſſen iſt aber nun hier ein Archipelagus von Inſeln, die, alle ganz flach, ſich ſämtlich unter einander ſehr ähnlich ſind, und an deren Küſten die Gewäſſer der Schelde, der Maas und des Rheins ſich der Art mit einander miſchen, daß man zuweilen kaum erkennen kann, was dem einen oder dem andern gehört.

Wir ſehen daher alle dieſe Inſeln, die wir zuſammen unter dem Namen Seeland befaſſen, zu allen Zeiten und noch jetzt von Niederdeutſchen bewohnt, welche leibliche Brüder der Holländer ſind und ſich eben ſo wie dieſe von Flamändern unterſcheiden. Und eben ſo ſehen wir dieſe „Seeländer", dieſe Zeeuws", wie die Niederländer ſie nennen, bei allen politiſchen Bewegungen mehr den holländiſchen Brüdern folgen, während die mehr binnenländiſchen Flamänder von den Wallonen ſich hinreißen ließen. Mit den Holländern fallen die Zeeuws vom Katholizismus und von der ſpaniſchen Herrſchaft ab, ſo wie ſie mit ihnen dem König Wilhelm treu bleiben. Mit den Wallonen

hingegen bleiben die Flamänder bei Spanien und Rom, so wie sie sich mit ihnen vom König Wilhelm in neuester Zeit trennten.

Aber war das Zusammenhalten aller Insulaner des Rhein-, Maas- und Schelde-Archipels vom Vorgebirge De Helder im Norden bis nach Kadzand im Süden natürlich, so war es doch auch wieder eben so natürlich, daß die flamändischen Schelde-Anwohner einen Teil dieses Archipels, der hauptsächlich als das Zubehör oder Produkt ihrer kleinen Schelde betrachtet werden konnte, für sich in Anspruch zu nehmen trachteten, und aus dieser Verschmelzung und Verwirrung der Naturverhältnisse entstanden denn auch zu allen Zeiten politische Wirren und Reibungen. Wie Napoleon, wie Joseph II. im Namen Belgiens die Freiheit und Öffnung der Scheldemündung verlangten, sogar auch Seeland als ein natürliches und daher auch politisches Zubehör von Flamland erklärten: so hatten schon vor ihnen die Herzöge von Burgund und die Grafen von Flandern Ähnliches gethan. Daraus erklären sich denn die vielen Kriege und Streitigkeiten, welche zwischen den Römern und Batavern, den Grafen von Flandern und denen von Seeland und Holland, zwischen den spanischen und österreichischen Beherrschern von Belgien und der Republik der sieben Staaten um den Besitz der seeländischen Inseln und um die Öffnung der Schelde geführt wurden.

Die großen Wasserstraßen und Eisenbahnen von der holländischen Städtegruppe (Amsterdam, Rotterdam, Leyden) streben der Hauptsache nach von Westen nach Osten nach Deutschland zu. In eben der Richtung und mit ihnen parallel gehen die großen Bahnen der belgischen Städtegruppe (Brügge, Antwerpen, Gent, Brüssel). Sie ziehen auch nach Osten landeinwärts. An Bahnen, die beide Gruppen mit einander verbinden, hat man erst in jüngster Zeit gedacht. Es erklärt sich dies sehr natürlich aus der rivalisierenden Thätigkeit der Schelde- und der Rheinmündungslande, welche beide die eine Hand der See, die andere dem Binnenlande reichen, unter einander aber nicht so großen Austausch und Verkehr pflegen mochten. Es sind hier ähnliche Verhältnisse wie zwischen der Weser- und Elbmündung, zwischen Bremen und Hamburg, die auf diese Weise mit einander rivalisieren, und daher mit dem Binnenlande längst durch flüssige Eisenbahnen verknüpft waren, während von einer Nachbarstadt zur andern noch vor kurzem schlechte Pflasterstraßen nach uraltem Schnitt führten.

Der hauptsächlichste Verbindungsweg zwischen dem flamändischen Süden und dem holländischen Norden ist die Schiffahrt auf den Schelde- und Maasarmen zwischen den seeländischen Inseln hindurch. Und zwar geht der belebteste aller Verbindungswege zwischen Süd- und Nord-Niederland die Schelde hinab, dann durch die Oster-Schelde weiter im Osten der Insel Schouwen vorbei, in den Maasarm, der das Volke-Rack heißt, in den andern Maasarm des sogenannten Butter-Vliet und den Bies-Bosch, durch einen kleinen Querarm bei Dortrecht vorbei in die Merwe nach Rotterdam. Die Waren zwischen Nord und Süd gingen schon immer diesen Weg, seit der

Einrichtung der Dampfschiffahrt thun es auch die Personen. Und seitdem sind die wenigen Chausseeen und Poststraßen, die durch Nordbrabant nach Holland hinüberführen, ziemlich verlassen.

Es ist eine der interessantesten Fahrten, die man machen kann, da sie durch ein höchst eigentümliches Land führt, das von einem eben so eigentümlichen Volke bewohnt ist. Seinen Namen „Seeland" trägt es mit vollem Recht. Denn es ist so gut wie historisch ausgemacht, daß es erst in jüngerer Zeit durch die Reaktion der See gegen die ausströmenden Flüsse entstanden ist. Im Innern von Brabant und Flandern weist man noch heutigen Tages eine weitstreichende Linie von Sandhügeln oder Dünen nach, welche die ehemalige Grenze des Meeres bezeichnen, und über welche dann das Seeland hinausgewachsen ist. Jetzt und eben so vielleicht schon seit einigen tausend Jahren, streicht die Linie der äußersten Dünen etwa 12 Meilen von diesem Binnenstrich entfernt vorüber. Von dieser neuen Dünenkette hat jede der äußersten Inseln des ganzen Archipelagus ein Stück bewahrt. Die Inseln Walchern, Nord-Beveland, Schouwen, Ober-Flakkee, sie sind alle auf ihren nach dem Meere zugekehrten Seiten mit kleinen halbmondförmigen Dünenketten eingekantet, die gegen das Meer hin ihre Hauptmassen vorschieben und sich dann an den Enden landeinwärts umkrümmen, erniedrigen, abschmälern und verlieren. Die Insulaner suchen diese Dünen als ihre Hauptschutzwälle auf alle Weise zu erhalten und haben an einigen, wo Lücken in diesem Sandwalle entstanden, zur Ausfüllung derselben bewundernswürdige Erdbauten hineingekeilt. So hat z. B. namentlich die Insel Walchern an ihrem Westende eine solche Lücke in der Dünenkette, welche durch die berühmten Dämme von West-Kapelle ausgefüllt werden. Solche Lückenausfüllungen verschlangen in einem Jahrhundert Millionen auf Millionen. An ihnen arbeiteten unausgesetzt im Ringen mit der Natur die Seeländer, die vornehmsten Vorkämpfer für die Sicherheit der weiter binnenwärts liegenden Inseln, die ganz ohne Dünenschutz sind und sich mit minder kostspieligen Werken begnügen, weil sie dem ersten Anlauf der Wellen nicht ausgesetzt sind. Es giebt hier wenigstens 20 größere und kleinere Inseln, die alle mit hohen Erddämmen eingezäunt und außerdem noch mit einem dichten Netz von Dämmen überzogen sind, deren Totallänge viele hundert Meilen beträgt, und deren Errichtung mehr Mühe, Geld und Menschenleben verschlungen hat, als sämtliche Pyramiden und babylonische Turmbaue der Welt zusammengenommen.

Trotzdem, daß der Mensch hier seit unvordenklichen Zeiten ringt, haben die gewaltigen Naturkräfte ihn doch häufig übermannt, und die Gewässer sind, alle menschlichen Anstalten und Gebote mißachtend, ihre eigenen Wege gewandelt — und haben den Menschen mit samt seiner Erdscholle, an der er haftete, begraben. Man hat die An- und Einwohner der Städte und Dörfer des Ätna und Vesuv bewundert, die es wagen, in einer so gefährlichen Nähe zu hausen, Gärten und Äcker zu bauen, Ehen zu schließen und fröhlich zu sein. Hier in Seeland aber zeigt ein ganzes Volk von mehreren

hunderttausend Menschen, dem Meere gegenüber, keine geringere Kühnheit. Die Ausbrüche des Ozeans in den Sturmfluten, und die Ströme, mit denen er zu Zeiten tief in die Länder eingebrochen ist, sind unvergleichlich viel zerstörender und unbarmherziger als die Lavaströme jener Feuerberge. Zu Zeiten sind hier ganze Länderstriche untergegangen. Das Meer streifte Bäume, Sträucher, Menschen, Häuser, Städte von der Insel ab, wie man die Farben von einem Schmetterlingsflügel streift, und ließ bei seinem Rückzug die blühende Landschaft entweder als eine öde Sandbank oder als einen Sumpf wieder emportauchen. Ganze Inseln scheiterten hier mit ihren hunderttausend Einwohnern, gleich wie Schiffe mit Mann und Maus untergehen. Zuweilen trieb das Meer einen ganz neuen tiefen Arm ins Innere des Landes hinein. Dieser Ast hatte eine zeitlang Bestand; der Mensch benutzte ihn sofort zur Schiffahrt — blühende Handelsstädte keimten an seinen Ufern auf, bis die Gewässer sich allgemach wieder verloren, bis der Arm vertrocknete und mit ihm auch das Leben, das er gebracht hatte. So etwas ist z. B. von der westlichen Schelde aus geschehen, wo das Meer im 13. Jahrhundert in der Richtung auf Brügge bei einer großen Flut einen tiefen Kanal ausgrub, der als tief ins Land gehender Hafen der Schiffahrt außerordentliche Vorteile darbot, eine zeitlang lebhafter befahren wurde, als die Schelde selbst, an dem die reichen Städte Damme und Sluis, die selbst mit Antwerpen rivalisierten, entstanden, der dann aber wieder versandete und auch die zwei Städte mit ihren Nachbarorten wieder in Unbedeutendheit sinken ließ. Das sogenannte „verlorene Ende" (het verloren Eynde) bezeichnet noch heutigen Tages diesen Vorgang. Noch größer sind die Veränderungen in der Oster-Schelde gewesen. Noch im 11. und 12. Jahrhunderte erscheint sie als ein kleiner Flußarm zwischen bebauten kompakten Ländermassen, während sie jetzt einem breiten Meeresarme gleicht, der über viele ehemals blühende Landschaften seine Gewässer dahinrollt.

* * *

Man könnte denken, daß jene wilden Naturereignisse endlich einmal aufhören müßten, wenn das Land völlig organisiert wäre, daß sich ein Gleichgewicht herstellen müßte zwischen dem tobenden Angriff der Wogen und den Schutzwerken der Menschen. Allein dieses Gleichgewicht kommt wegen der steten Schwankung in der Meeresströmung und wegen der Ungleichheit in der Thätigkeit der Menschen niemals zu Stande.

Die Gewässer führen aus dem Innern des Landes immer neues Material herbei, das sie abzusetzen wünschen. Da, wo sie es niederschlagen, ist der Mensch bei der Hand, es mit Dämmen einzufangen und es zu seinen übrigen Acker- und Wiesenkapitalien zu schlagen. So ist z. B. im 17. Jahrhundert im Osten von Walchern eine ganz neue Insel von 5 Stunden im Umkreis entstanden, die zwischen den Jahren 1631 und 1671 stückweise dem Meere abgetrotzt und mit Dämmen umgeben wurde. — Dadurch schon veränderte sich die Gestalt der Inseln. Die Strömungen werden in Zukunft

an den Brüſtungen der aufgeworfenen Dämme abgewieſen und müſſen ſich andere Auswege ſuchen. Sie werfen ſich nun vielleicht auf die Ausläufer eines gegenüber liegenden Landes. Hier entſteht eine ſtärkere und tiefere Strömung, und kommt dann einmal eine außerordentliche Flut, ſo nimmt das Waſſer das längſt unterminierte Stück Landes hinweg. Es iſt begreiflich, daß jede Veränderung in den Ufergrenzen auch eine Veränderung in der Bewegung des Meeres hervorbringen muß.

Im ganzen ſteigt zwar die Flut immer regelmäßig auf und ab, fließt in dieſelben Thore landeinwärts und durch dieſelben Thore wieder ab. Durch den Zuſammenſtoß mit den ihnen entgegenkommenden Flußgewäſſern entſtehen große, mächtige, den Schiffen oft gefährliche Wirbel, die meiſtens Jahrhunderte lang genau an derſelben Stelle ſich drehen. Zuweilen ſtört wohl auch der Sturm dieſe regelmäßigen Bewegungen. Er treibt die Fluten und den Sand in eine Richtung, der ſie bisher nicht zuſtrebten. Er legt den Grund zu einer Sandbarre, die bisher gar nicht exiſtierte, aber ſich bald entwickelt und einen Uferteil bedroht, der bisher gefahrlos war.

Den Waſſerbewegungen ähnlich iſt auch die Thätigkeit des Menſchen ſchwankend. Die Bewohner haben zwar in ihrem ſogenannten „Waſſerſtaate“ ein bewundernswertes Beaufſichtigungs- und Leitungsſyſtem aller Deich- und Uferbauten entwickelt. Demzufolge ſtehen alle dieſe Bauten unter einer gemeinſamen Kontrole, welche alle Arbeiten an den Ufern in Harmonie zu bringen ſucht. Allein vollkommen läßt ſich das noch nicht erreichen und durchführen. Es giebt Gemeinden, ja ganze Landſtriche, in welchen die Deiche in ſchlechtem Zuſtande ſind, andere, wo alles auf das vollkommenſte und ſolideſte ausgeführt iſt. Auch täuſchen ſich oft die geſcheiteſten Direktoren des „Waſſerſtaates“. Deichbauten, die man für zweckmäßig hielt, erweiſen ſich oft nach ihrer Vollendung als nicht zweckmäßig, da ſie in den natürlichen Lauf der Gewäſſer ſtörend eingreifen, und während ſie die eine Gegend ſchützen, der andern den Feind auf den Hals ziehen.

Die meiſten dieſer Revolutionen und Umgeſtaltungen ſtellen ſich freilich dem Auge des Reiſenden nicht ſo intereſſant dar und nicht ſo maleriſch, wie die Felsſpaltungen, Bergzerklüftungen und Thalausgrabungen in den Gebirgsländern. Vielmehr erſcheint hier dem Auge des Beſchauenden alles einförmig, gleichgeſtaltet, ohne die hiſtoriſchen Narben und Runzeln, Monumente und Ruinen, wie wir ſie z. B. in den Alpen ſehen. Man ſieht nur zweierlei Flächen vor ſich, die eine bewegt, flüſſig, glänzend; die andere feſt, grün und grasig. Da iſt nichts Majeſtätiſches und Imponierendes. Und lagert ſich ein ruhiger ſonniger Tag auf die Fläche, ſo ſollte man kaum glauben, daß dieſer ſo unſchuldig blickende Grasteppich ſo viel Stoff zum Nachdenken darböte, und auf Schritt und Tritt ſo viele Narben und Spuren einer an Zerſtörungen und neuen Geburten unerſchöpflichen Geſchichte in ſich trage. Nur wenn man einige dieſer Inſeln zu Fuß durchwandert und die hundert in der Ferne unſichtbaren Kunſtwerke, die verſteckten Schleuſen, Dämme, gemauerten Ufer, Kanäle geſehen, nur wenn man einige dieſer zahl-

reichen breiten und engen Stromarme durchschifft und ihre Verzweigung bewundert hat, und wenn man dann sich vorstellt, wie das Ganze auf viele Meilen weit eben so bearbeitet wurde: nur dann dämmert im Geiste ein Bild des Landes auf, das an Interesse und Mannigfaltigkeit fast noch alles übertrifft, was die Gebirgsländer dem leiblichen Auge darbieten und so zu sagen handgreiflich geben. So vieles ist hier schon unter dem Wasser versteckt, was die Phantasie gleichsam wie ein Taucher erst herausbringen muß. Einige von den langen Sandbänken, welche in doppelten und dreifachen Reihen im Westen vor der Küste von Seeland meilenweit ins Meer hinaus liegen, sind sich gestaltende Inseln, die Jahrhunderte lang unter dem Niveau des Meeres wachsen, sich langsam verbreitern und verlängern, denen Körnchen zu Körnchen hinzugefügt wird, bis einst ihr Rücken über dem Wasser hervortaucht, und sie unter dem erwärmenden und belebenden Strahl der Sonne mit Blumen und Kräutern ergrünen. Andere aber sind Ruinen und Trümmerfetzen ehemaliger und bewohnter Inseln, tote Rumpfe und Leichname von früher lebendigen Ländern, die einst die Schiffe in sicheren Häfen beherbergten, die jetzt aber die Fahrzeuge wie treulose Sirenen stranden lassen. Du siehst es nicht, aber es ist doch eine ausgemachte Wahrheit, welche die Geschichte bezeugt, daß fast überall, wo dein rauschender Kiel die Wellen durchfurcht, er über ehemalige Wiesen und Wälder und zerstörte Felder und Gärten dahin schwebt. Die Bäume dieser Wälder und die Kirchtürme der Dörfer liegen noch neben hundertfachen Schiffstrümmern unter unsäglichem Schlamme begraben. Auch die zahllosen Pfahlwerke und Gemäuer, die bei jedem kleinen Orte als die Grundfesten seiner Existenz und die Bollwerke seines Hafens im Boden verborgen sind, muß man im Geist sich vergegenwärtigen, um das Bild dieses Kunstlandes ganz zu haben, und das Ganze erscheint dir dann einer Spitzenklöppelei im großen ähnlich. Auf jeder der hundert kleinen und größeren Inseln, aus denen das Ganze besteht, haust ein kleiner in Pfahlwerken und Festungsmauern eingewickelter Ort wie eine Spinne in ihrem Netze; alle Gräben und Deichnetze dieser Spinne ziehen sich über die Inseln hin und greifen mit ihren Fäden in einander. Wenn man bedenkt, daß jeder dieser kleinen Orte auch wohlhabend ist und oft erstaunliche Reichtümer und Menschenkräfte birgt, so glaubt man eine Seidenkammer vor sich zu haben, wo zahlreiche Kokons in Seide gehüllt sitzen und mit Seide das Land überspinnen.

Aber auch dem leiblichen Auge bieten sich der merkwürdigen und interessanten Scenen in diesem sonderbaren Lande die Fülle dar, z. B. das täglich sich zweimal wiederholende Schauspiel der Ebbe und Flut des Meeres. Ganz Seeland mit allen seinen Nebenlanden und Nachbarinseln ist gleich einem großen Schwamme, der sich täglich zweimal bis zum Überlaufen vollsaugt und zweimal sich fast bis auf den Boden entleert. Wir waren vor Antwerpen mit der ausströmenden Ebbe abgefahren, und unser Schiff schoß rasch mit den wetteifernd ablaufenden Gewässern des Flusses und des Meeres zur Schelde hinaus. Da stürzten sich in eiliger Hast mächtige Ströme durch

die Oſter- und Weſterſchelde und durch alle die andern Mündungen ins Meer hinaus. Alle Gewäſſer ſind in Bewegung, aus allen Flieten, Kanälen, Gräben und Zweigadern des Landes ſtrömt es heraus wie in den Straßen einer Stadt nach einem heftigen Regen. Es war ein Schauſpiel, wie es Noah am Ende der Sündflut hatte. Überall wuchſen trockene Länder aus dem Grund hervor und nahmen zuſehends an Umfang zu. Jede Inſel, an der wir vorüberfuhren, umgab ſich mit einem breiten Gürtel von Vorland, das ſich ſofort, wenn auch nur für einige Stunden, mit Menſchen bevölkerte, die den Krabben und andern im Schlamme zurückgebliebenen Seetieren nachſtellten. Als wir in die Oſter-Schelde hineinſegelten, tauchten lange Strecken des einſt untergegangenen Teils von Süd-Beveland wie Geſpenſter aus dem Grunde auf. Man bezeichnete uns die Stellen im Schlamme, wo einſt die blühenden Orte Kreeck, Nieuwkerke, Skodde und andere lagen. Da die Ebbe hier das Niveau des Waſſers gewöhnlich um 5 m, zuweilen auch um 6 erniedrigt, ſo kann man ſich denken, wie die darauf folgende Erhöhung und Hervorſteigung aller Dämme, Ufer- und Sandbänke ebenfalls um 5 m die Phyſiognomie verändern muß. Die Seedeiche ſcheinen rieſenhoch zu wachſen, die Bollwerke, Brücken und Pfahlreihen der Häfen ſteigen mit langen Piedeſtalen empor, die Schiffe ſinken mit dem Waſſer herab und verſtecken ſich in den hochuferigen Ruinen.

Die Fahrt in unſerm Inſelarchipel bis Rotterdam dauerte 12 Stunden. Wir wurden daher unterwegs auch wieder von der zurückkehrenden Flut erreicht, und hatten Gelegenheit, die umgekehrten Erſcheinungen, die Phänomene der Flut zu beobachten. Zuerſt entſteht eine Art von Stillſtand in den Strömen. Es ſcheint, als wären alle während der Ebbe ſo raſch eilenden Flüſſe plötzlich in ſtagnierende Seeen verwandelt. Allmählich aber kommt wieder Leben und Regſamkeit in die verſiechenden Gewäſſer, die im niedrigen Schlamme dahin ſterben zu wollen ſchienen. Doch kommt dieſe Bewegung nun von der entgegengeſetzten Seite. Das Meer drängt erſt leiſe rückwärts. Die ſüßen Gewäſſer, welche aus dem Innern des Landes her ſich einen Ausgang erringen wollen, geraten mit ihm in Streit. Aus dieſem Streit entſteht an vielen Punkten eine Menge von Wirbeln — „Walen“, wie die Kinder des Landes ſie nennen, — die erſt klein ſind, aber immer mächtiger ſich ſchwingen, je größer der Andrang des Meeres wird. Endlich ſiegt Okeanos. Seine Schulter hebt ſich gewaltig, und er zieht ſiegreich zu allen Thoren des Landes ein. Es iſt, als wollte er ſeine ihm tributpflichtigen Flußnymphen zu Paaren treiben. Sie müſſen weichen, und wie bei Aeneas Ankunft in Latium der Tiber

„rückwärts ebnete der Wellen Erguß“,

ſo fliehen ſie alle landeinwärts den Bergen zu. Alle kleinen und großen Kanäle des Landes füllen ſich mit flüſſigem Stoff, alle andern ſchwellen bis an den Rand. Man erinnert ſich des Briefes von Plinius, wie er das allmähliche Zuſickern und Wachſen des Waſſers in einer periodiſchen Quelle am Comerſee ſo intereſſant beſchreibt, und man ſtaunt, dasſelbe intereſſante

Schauſpiel hier auf eine großartige Weiſe und tauſendmal vervielfältigt vor ſich zu haben. Die weiten, kahlen Sandbänke ſchmiegen ſich gemach wieder unter die feuchte Decke des Ozeans, zu deſſen Gebiet ſie gehören, zurück, wie Unterthanen ſich den Armen ihres Herrſchers fügen. Die Menſchen, die Fiſcher-, Auſtern- und Krabbenſucher, die Strandſpaziergänger, die für ein paar Stunden dieſes Terrain in Beſitz nahmen, ergreifen die Flucht und verbergen ſich hinter ihren Dämmen und Deichen. Die Inſeln, deren Außen- und Vorwände verſchwinden, ſchmelzen auf die Hälfte ihres Territoriums zuſammen. Kleine Landesteile, die noch ſoeben mit dem Feſtlande zuſammenhingen, löſen ſich und werden zu Inſeln. Die Hafenbäume der Städte, vorher rieſengroß, ſchrumpfen faſt zu nichts zuſammen. Alle Gräben, Kanäle, alle Meeres- und Flußarme füllen ſich bis an den Rand der Deiche. Unſer Schiff hebt ſich mächtig in die Höhe und ſcheint als dominierender Rieſe durch die Gegend zu fahren. Wir ſchauen über die Dämme hinweg ins Innere des tiefen und niedrigen Landes hinein, das allmählich untergehen zu wollen ſcheint. Da überall ſich die Waſſertiefen um 4—5 m vermehren, ſo werden Gräben, die einige Stunden zuvor kaum ein Boot zu tragen vermochten, ſelbſt für große Fahrzeuge ſchiffbar. Alle Schiffe, welche die Ebbe auf den Sand ſetzte, und die, ſchief auf die Seite gebeugt, traurig dalagen wie Fiſche, die der Sturm ans Land warf, richten ſich gemach wieder empor und erholen ſich allmählich wie arme Kranke, die man der friſchen Luft zurückgab. Endlich löſen ſie ſich völlig aus dem klebrigen Boden und ſchweben beweglich und ſchwankend empor auf dem klaren Elemente, wie flüchtende Enten, die vom unbequemen Feſtland auf den glatten Teich ſich gerettet. Nun wird in allen Häfen und an allen Ufern gerüſtet. Schiffe aller Größen und Arten ſpannen die Segel auf, löſen ſich vom Strande und tragen ihre Reiſenden, ihre Waren, ihre Botſchaften von Ufer zu Ufer. Auch die großen Seefahrer, die vor den Mündungen der Ströme den Moment der Fluthöhe erwarteten, ziehen landeinwärts und ſchwimmen mit gebauſchten Segeln und vollem Waſſer in die ſicheren Thore des Feſtlandes.

Viele niederländiſche Maler haben das Anregende und Anſprechende, das in dieſem täglich ſich wiederholenden Wechſel von Ebbe und Flut liegt, ſehr wohl aufgefaßt und in zahlreichen Gemälden dargeſtellt. Es iſt aber bemerkenswert, daß es weit mehr Ebbe- als Flutbilder giebt, und in der That iſt die Ebbe auch viel ergiebiger in Erzeugung maleriſcher Scenen als die Flut. Die Ebbe iſt poetiſcher, wie die Armut, das Unglück und die Not. Da liegt das arme Schiff geſtrandet am Ufer und erweckt unſer Mitleid. Da kriecht das Bettelvolk der Küſtenſtädte — die zerlumpten Kinder und die armen Muſchelſammler und Krabbenfänger — hervor und ſchleicht an den Bollwerken der Häfen herum, an denen ſeine Ernte gereift iſt, nämlich die Muſchel, die das Meer hier ſäete und pflanzte. Mit der Flut iſt nur der Reiche und Glückliche im Bunde, der ſeine ſtolzen Schiffe auf ebener Bahn entſendet. Die Ebbe enthüllt auch eine Menge Geheimniſſe der Tiefe, welche die Flut mit dem einförmigen Teppich des Waſſers gleichmäßig über-

zieht. Da kommen die hübſchen Muſcheln und die wunderlichen Ungetüme des Meeres zutage, die ſich auf dem Grunde verſäumten, da ſieht man die verſandeten Wracks und Balken des ehemals geſtrandeten Schiffs, da zeigen ſich im Sonnenſchein die Korallen und Kräuter, die in der dunkeln Tiefe des Meeres wuchſen. Auch ſonſt iſt die Ebbe viel reicher an Kontraſten der Lichter und Farben als die Flut, die alles mit einer Farbe überzieht. Selbſt in der Luft herrſcht zur Zeit der Ebbe regeres Leben, denn die Vögel machen ſich heran, um der Ebbe zu folgen. Sie finden, wie das arme Bettelvolk der Küſtenſtädte, ihre Tafel auf den Sandbänken reichlich gedeckt. Die Strandläufer, die Möwen, ſelbſt die Schnepfen und Störche flattern oder wandeln am Strome oder auf den entblößten Lagunen, um auf das Seegewürm Jagd zu machen. Während der Flutzeit, die ihnen einen Teil ihrer Nahrung entzieht, ſitzen ſie dann ruhig am Lande, auf den Wieſen, hinter den Deichen, mit dem unpoetiſchen Geſchäfte der Verdauung beſchäftigt.

Es iſt wohl kein Zweifel, daß der Inſel-Archipel von Seeland zu den am ſeltenſten beſuchten und am wenigſten gekannten Strichen der Niederlande, man könnte ſagen Europas gehört. Sogar in Holland ſelbſt iſt Seeland eine ziemlich unbekannte und ſogar etwas verrufene Gegend. Die Holländer ſprechen von „Zeeland“ und von den „Zeeuws“ mit einer Art von Wegwerfung, etwa wie die Engländer von Irland oder die Kurländer von Semgallen. Und doch haben die Seeländer ihrem Vaterlande gerade viele ſeiner tüchtigſten Männer und Wohlthäter geliefert, die Ruyter und andere Admirale, welche die Seemacht Hollands auf den Gipfel der Blüte brachten, den Dichter und Großpenſionär Cats, welcher der Reformator der holländiſchen Litteratur und Sprache war, und den in Holland allgemein verehrten Beukels, den Begründer der holländiſchen Heringsfiſcherei. Es ſcheint den Seeländern auf ähnliche Weiſe Unrecht gethan zu werden, wie bei uns den Schwaben. Dieſes Unrecht ſcheint noch größer, wenn man bedenkt, daß auch der Ackerbau faſt in keinem Teile von Holland in einem ſo hohen Grade blüht, wie in Seeland. Der beſte und mehlreichſte Weizen in den Niederlanden iſt der ſeeländiſche. Hülſenfrüchte, Erbſen und Bohnen kommen vorzugsweiſe aus Seeland. Der Hauptſitz des Krappbaues iſt wieder Seeland, das gleichfalls wegen ſeines Flachſes und Hanfes in gutem Rufe ſteht.

Die Urſache von der geringen Schätzung der Seeländer liegt großenteils in der geographiſchen Lage ihres Landes, das wegen ſeiner vielen breiten Fluß- und Meeresarme wenig zugänglich, und deſſen Bereiſung höchſt umſtändlich, koſtſpielig und zeitraubend iſt. Um von einer Inſel zur andern zu gelangen, muß man oft Tage lang auf Gelegenheit warten, und im Innern des Landes giebt es gar keine Chauſſeeen, Diligencen, Treckſchuiten-Fahrten u. ſ. w. Auch fürchten dort die Holländer, wie alle Fremden, das Polderfieber, das nirgends gefährlicher iſt als hier, und auch unter dem beſonderen Namen des „Seeländiſchen Fiebers“ erſcheint.

Und wenn Holland auch einen Teil ſeiner beſten und tüchtigſten Genies aus Seeland bezogen hat, ſo ſind doch dieſe Genies eben in Holland ſelbſt

ausgebildet, und im ganzen genommen ist die Masse der Seeländer, eben infolge ihrer geographischen Isolierung, in Bildung und Intelligenz hinter den Festland-Niederländern zurück. Der größte Teil der Bewohner lebt in Dörfern und auf einzelnen Gehöften, und während es in der kleinen Provinz Südholland allein wenigstens ein halb Dutzend von weltberühmten Städten giebt, hat man deren auf allen den großen Inseln zwischen Rotterdam und Brügge fast keine, und selbst nur einige wenige solcher Lebens- und Bildungsmittelpunkte dritten Ranges, wie Middelburg auf Walchern, das schon zu der Römer Zeiten blühte, oder wie Zierikzee auf Schouwen, welches die alte Residenz der Grafen von Seeland war.

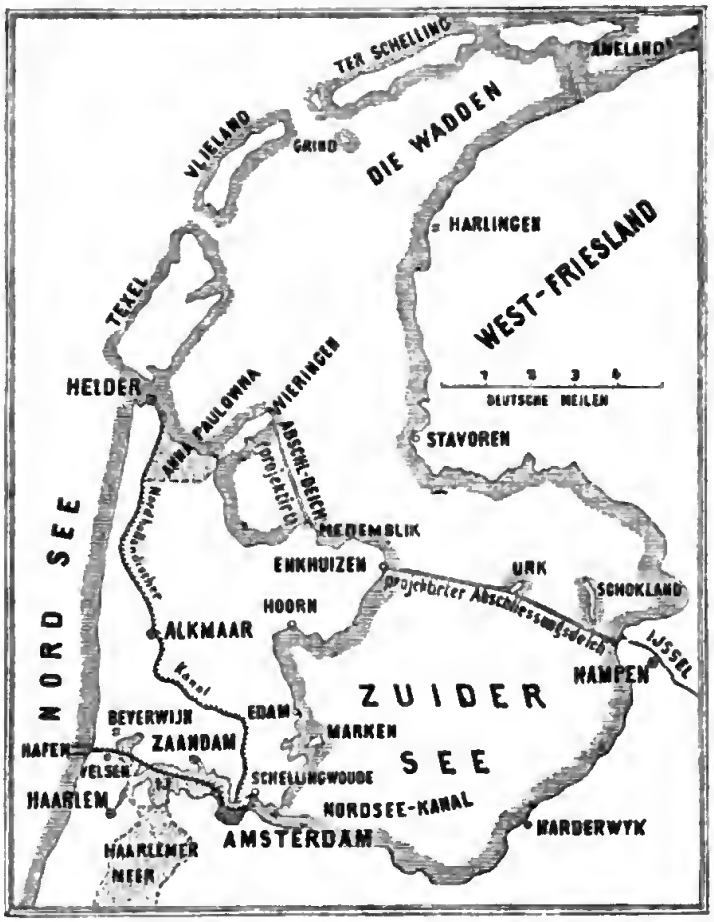
## 2. Neue holländische Errungenschaften.

Fort und fort muß der Holländer mit dem Meere kämpfen, auf daß es die Grenzen, die er ihm gezogen, nicht wieder durchbreche. Er läßt es aber nicht bei der bloßen Verteidigung bewenden, sondern geht mit ebenso viel Kühnheit als Ruhe und Besonnenheit zum Angriff über; er erobert vom Meere wieder zurück, was es ihm genommen hat und erwirbt auf seinem eigenen Grund und Boden neues Land. Alle Werke der letzten Jahrzehnte sind glückliche Eroberungen von Festland. In dem kurzen Zeitraum von 1840—52 ward das Haarlemer Meer, ein Landsee im Süden von der Stadt Haarlem, trocken gelegt und in fruchtbares Getreideland verwandelt; von 1844—50 ward die Austrocknung des Anna-Paulowna-Polders zu Stande gebracht. Jetzt ist die Austrocknung des Amsterdamer Y (sprich: Ei) und des Wyker Meeres im Werk, infolge der Anlage des Nordholland-Kanals, der 1819 begonnen und 1825 vollendet wurde.

Da nämlich die Schiffahrt durch die wegen ihrer Untiefen für größere Schiffe gefährliche Zuyder-See (spr. Seuder-See) immer unbequemer wurde, so zog man von der Nordspitze der Halbinsel Nordholland ab einen breiten und tiefen Kanal bis nach Amsterdam. Am Beginn dieses Kanals, der Insel Texel gegenüber, liegt die Stadt Helder, der stark befestigte Vorhafen von Amsterdam und Sammelplatz der Ostindienfahrer. Doch bald stellte sich heraus, daß für den immer steigenden Seeverkehr die Dimensionen des Nordholland-Kanals nicht genügten — in Amsterdam kommen jährlich über 2000 Schiffe an —, und man beschloß, sich von Amsterdam einen kurzen Weg nach Westen unmittelbar in die Nordsee zu bahnen, also die Dünenkette, welche das Y von der Nordsee trennt, zu durchstechen. Der neue Hafen mußte buchstäblich in das Meer hinein gebaut werden. Dagegen konnte der bisherige Zusammenhang des Y mit der Zuyder-See wegfallen und der betreffende Abschließungsdamm östlich bei Amsterdam-Schellingwoude ist samt den erforderlichen Schleusen bereits vollendet. Schon am 25. Sept. 1872 gelangte das erste Schiff — das Dampfboot Noordzee-Canal — auf dem

neuen Seeweg binnen 2½ Stunden von Amſterdam in die Nordſee; dem Verkehr wurde der Nordſee-Kanal am 2. Nov. 1872 übergeben. Das angrenzende Wyker Meer iſt ſchon nahezu trocken gelegt und der neue Hafenbau vollendet.

Mit der geplanten Zuyderſee-Regulierung ſtehen noch manche andere Entwäſſerungsarbeiten in Verbindung. So die Abdeichung des Wieringer Meeres, eine Fortſetzung der Anna-Paulowna-Werke, dieſes durch einen 14 Kilometer langen Sanddeich geſchützten Polders, der nun eine weite Fläche des fetteſten Ackerbodens bietet. Man verbindet nämlich nun die Zuyderſee-Inſel Wieringen ſüdweſtlich mit Anna-Paulowna und durch einen vom Oſtrande der Inſel geleiteten Damm bei Medemblik mit Nordholland; alsdann wird das eingeſchloſſene Seewaſſer ausgeſchöpft und man gewinnt abermals 19,500 Hektaren Landes.




Ferner hat man bereits die Inſel Ameland mit dem Feſtlande verbunden; ſie erſtreckt ſich in oſtweſtlicher Richtung parallel mit der Nordküſte von Weſtfriesland. Die dazwiſchen befindlichen Gewäſſer ſind kaum eine Meile breit; ſie werden kurzweg „die Wadden“ genannt. Auf dem ſeichten Grunde bricht ſich am Oſtende die Strömung der Emsmündungen, am Weſtende jene der Yſſel, in der Mitte neutraliſieren ſich beide Strömungen und gelangen zum Stillſtand. Dieſe Stelle nun hat man gewählt, um von der frieſiſchen Küſte einen 8700 m langen Damm nach dem ſüdlichen Ufer von Ameland zu leiten, wodurch die allmähliche Anſchlammung der bisherigen Waſſerſtraße bewirkt und die Gewinnung von ca. 30,000 Hektaren Land in Ausſicht geſtellt wird.

Während auf dieſe Weiſe das Gebiet der Zuyder-See im Weſten und

Norden dermaßen beſchränkt wird, daß ſie ähnlich dem Dollart nur als erweiterte Mündung der Yſſel erſcheint, geht man dem läſtigen Eindringling noch energiſcher zu Leibe, indem man, bei Enkhuizen beginnend, vom weſtlichen Ufer über die Inſeln Urk und Schokland bis zur öſtlichen Küſte bei Kampen einen Abſchließungsdamm zieht, der den ganzen ſüdlichen Teil des Meerbuſens von der Nordſee abſchließt.

Dieſer Abſchließungsdamm wird etwas ſüdlich von der Stelle, wo die waſſerreiche Yſſel dermalen in die Zuyder-See mündet, endigen, ſo daß den wechſelvollen Stromfluten ihre Ergießung in den Meerbuſen frei bleibt, dagegen das abgeſchloſſene, zur Ausſchöpfung beſtimmte Gebiet vor größeren unliebſamen Waſſerfluten bewahrt wird.

Für die Trockenlegung ſelber ſind außer einer Ringfahrt in drei Sektionen folgende Hauptkanäle projektiert: ein Buſenkanal längs dem inneren Saume des Abſchließungsdammes, ein Kanal in der Richtung von Enkhuizen nach Amſterdam, zwei Kanäle vom Y nach Edam, beziehungsweiſe Hoorn mit Einmündung in den Amſterdamer Kanal, ferner ein Seitenkanal von Amſterdam nach Kampen und zwei Kanäle durch die Inſel Urk. An der nördlichen Spitze dieſer Inſel ſollen die Leuchtfeuer angebracht werden, während bei Enkhuizen und Urk die Schleuſen nach der Zuyder-See und innerhalb derſelben große Baſſins hergeſtellt werden ſollen. Das ſind die vorläufig in Ausſicht genommenen Schifferſtraßen; hat man erſt das Land gewonnen, ſo werden auch die Eiſenbahnlinien dazu kommen.

Die materielle Arbeit der Ausſchöpfung ſoll durch eine Anzahl rieſiger Dampfmaſchinen beſorgt werden, deren Geſamtkraft auf 10,550 Pferde veranſchlagt iſt. Wenn die Holländer planen, ſo iſt auch die Ausführung ſo gut wie gewiß. In wenigen Jahren werden Hoorn, Edam, Harderwyk und viele andere Seeſtädte, die jetzt ſich in den grauen Fluten der Zuyder-See ſpiegeln, in Binnenſtädte verwandelt ſein, und die Inſeln Marken, Urk und Schokland werden keine Inſeln mehr ſein. Holland hätte dann zu ſeinen 11 Provinzen die zwölfte von 57 □Meilen Flächeninhalt gewonnen; ſie würde den Boden des Königreichs um den 18ten Teil ſeiner gegenwärtigen Ausdehnung vergrößern.

## 3. Vergleich der Niederlande am Rhein und an der Schelde mit denen an der Weser und Elbe.*)

Wenn man um den äußersten nördlichen Fuß des Ardennerwaldes und seiner Ausläufer, die Belgien mit Hügeln erfüllen, und dann weiterhin eben so um die nördlichen Ränder der mittelrheinischen Gebirge, der Eifel und Hohen Veen, alsdann des Haarstrangs, des Teutoburger Waldes und endlich des Harzes eine Linie bis zur untern Elbe zieht: so stellt sich im Nordwesten dieser Linie ein breites Flachland dar, das zwischen den genannten Gebirgsrändern und der Nordsee liegt. Es ist die nordwestliche Ecke des großen Germaniens, oder die westliche Hälfte der großen nordgermanischen Ebene, die ungefähr durch eine aus Jütland von Norden nach Süden in der Richtung der Elbe gezogene Linie von der östlichen Hälfte abgeteilt wird. Die bezeichnete Fläche enthält die Mündungen der Flüsse Schelde, Rhein, Ems, Weser und Elbe. Der ganze Verkehr der sie bewohnenden Völker ist hier gemeinsam der Nordsee zugewendet. Die lange Südküste dieses Meeres ist die große Straße, durch welche alle diese Völker von jeher mit einander verbunden waren.

Die gleiche Beschaffenheit der Küste von den Grenzen Frankreichs bis zu denen Jütlands hinauf, die überall sich bildenden Marschen, die überall ähnlichen Zerstörungen und Eingriffe des Meeres mußten die Menschen hier auf dieselben Erfindungen und Künste führen; die ebenfalls in dem ganzen Striche ähnliche Beschaffenheit des Klimas und Bodens, die großen Torfmoorstriche, die Sandstrecken, die Heidegegenden und die unvermischten fetten Niederungen (Marschen) mußten überall einen gleichen Ackerbau, gleiche Bodenprodukte, ähnliche Sitten, Gebräuche und ähnliche Gestaltung des Nationalcharakters und der Denkweise, soweit diese vom Klima und Boden abhängen, hervorrufen. Es ist in diesem bezeichneten Landstrich, der Flamland, Holland, Ostfriesland, Westfalen, Oldenburg, Hannover und das schleswig-holsteinische Nordfriesland umfaßt, die eigentliche Heimat der edeln niedersächsischen Volksstämme.

Diese mochten von Haus aus viel Ähnlichkeit mit einander haben. Durch die Gleichartigkeit des Landes, das sie besetzten, wurde jener Ähnlichkeit noch mehr Vorschub geleistet, und endlich auch durch den beständigen Austausch der Bevölkerung, der zwischen ihnen fast zu allen Zeiten stattfand. Schon Karl der Große führte aus den Elbe- und Wesergegenden große Massen von Kolonisten ins Scheldeland hinüber. Später hingegen, namentlich im 12. und 13. Jahrhundert, wanderten viele flandrische und holländische Kolonisten in die Weser- und Elbgegenden. Und wiederum jetzt finden noch viele Arten des Austausches in der Wanderung der Bevölkerung von Nordwestdeutschland nach den batavischen Niederlanden statt. Alle diese

*) Kohl a. a. O.

vielfachen Mischungen der Bevölkerung haben natürlich dazu beitragen müssen, alle moralischen Zustände und Verhältnisse in dem ganzen Nordwest-Germanien noch gleichartiger zu machen, als sie es von Haus aus und infolge der Naturverhältnisse schon sein mußten. Auch die ebenen Landstriche im Osten der Elbe sind um die Südküste des baltischen Meeres herum noch von Niedersachsen bewohnt. Doch ist dies alles bis nach Kur- und Livland hin nur niedersächsisches Kolonieenland. Die Niedersachsen haben sich hier vielfach mit den Slaven vermischt, und es haben sich andere Sitten und Nuancen des Nationalcharakters und Volksschlages ausgebildet, so wie in dieser Osthälfte, der nordgermanischen Ebene, auch schon ein anderes Klima und eine veränderte Bodenbeschaffenheit vorwalten. Im ganzen, kann man sagen, ist die westliche Hälfte zwischen Schelde und Elbe die bevorzugtere, mildere und reichere.

Von all den Stämmen, welche den bezeichneten Strich bewohnen, sind die Niederländer, die Anwohner der Rhein- und Scheldemündung, zur größten Blüte der Kultur und politischen Macht gelangt. Sie haben eine Menge der dem niedersächsischen Volksstamme eigenen Tugenden zur höchsten und vollsten Entwickelung gebracht, wobei sie von der Eigentümlichkeit und Größe ihrer Ströme, überhaupt von den großen Vorteilen ihrer geographischen Lage begünstigt wurden. Die Niederländer, die Flamänder und Holländer bilden also gleichsam die Krone und Centralmasse dieses nordwestlichen Germaniens. Sie dienten hier vielfach als Vorbild und Muster und gaben den Ton an. Von ihnen gingen unzählige Impulse für alle andern Niederdeutschen aus. Und demnach ist es kein Wunder, daß der, welcher Eigentümlichkeiten der Rhein- und Schelde-Niederländer untersucht, damit zugleich auch Eigentümlichkeiten der Nordwestdeutschen untersucht und findet. Fast jede holländische oder flandrische Frage, sei sie moralischer, politischer, ökonomischer oder klimatischer Natur, ist daher mehr oder weniger auch eine oldenburgische, westfälische, hannöverische, westfriesische, bremische und hamburgische — eine deutsche Frage.

Niedersächsische Eigenheiten, Sitten, Tugenden und Fehler sind in Friesland, Holland und Flandern am meisten und vollständigsten ausgebildet. Und jeder, der niedersächsische Zustände und niedersächsischen Volkscharakter recht erkennen will, sollte demnach vor allen zu den Friesen, Holländern und Flamändern pilgern. Er wird hier oft bis in die kleinsten Details hinab das Urbild dieses Volkscharakters erkennen, von dem die Zustände seines eigenen norddeutschen Vaterlandes nur ein Spiegelbild oder ein Analogon sind.

Ich selbst bin aus Bremen gebürtig und habe die Sitten und Denkweise, so wie die Luft und Natur dieses Weserlandes, in dem ich meine Kindheit verlebte, eingesogen und nur tiefer angeeignet, als die irgend eines andern Erdflecks; und ich habe in den rheinischen Niederlanden fast kein Verhältnis in der Natur- und Menschenwelt beobachtet, das mich nicht an ein ähnliches Verhältnis in meiner Heimat erinnert hätte.

Zunächst, wie viele gleiche Züge in der Natur des Landes! Wir haben

in Nordweſtdeutſchland wie in den Niederlanden dieſelben Moor-, Sand- und Heidegegenden, denſelben Überfluß an ſalzigem See- und trübem Flußwaſſer, denſelben Mangel an klarem Quellwaſſer. Die Urbewohner, die ſogenannten Torf- oder Moorbauern, die Heide- und Marſchbauern ſind ſich überall ähnlich. Schon der Torf, der als vornehmſtes Brennmaterial dient, hat bei den Leuten eine Menge ähnlicher Einrichtungen im Hausweſen bedingt. Die Heide bringt überall eine gleichartige Schaf- und Bienenzucht hervor, ſo wie ſie auch ſonſt den Ackerbau vielfach uniformiert. Der fette Boden, welcher den menſchlichen Fleiß ſo reichlich lohnt, und die Eingriffe der Flüſſe und des Meeres, welche das menſchliche Eigentum hier überall bedrohen, haben eine hohe und überall ziemlich gleichförmige Kultur in allen niedrigen Marſchländern hervorgebracht. Die phyſikaliſche Geſchichte iſt an der ganzen nordgermaniſchen Küſte dieſelbe. Überall der Dünenkranz, überall, in der Zuyder-See, im Dollart, in der Jahde, in den verſchiedenen nordfrieſiſchen Meerbuſen, an der ſchleswig-holſteiniſchen Küſte — dieſelben Einbrüche und Zerſtörungen des Ozeans. Überall hat der Menſch durch Dünen und Deiche, durch Polderwirtſchaft, durch Kanaliſierung und Schleuſenanlage, ſo wie durch künſtliche Erhöhung des Landes ſich dagegen zu ſchützen geſucht. Daher von Flandern bis zur Königsau in Jütland überall umdeichte oder umdünte Inſeln, ummauerte Meeresküſten und in Erdwälle eingezwängte Flüſſe und Kanäle. Am Rheindelta aber iſt ſowohl der Kampf der größte, als auch der Lohn der reichſte geweſen. Daher zeigt ſich hier die ſchönſte Entwickelung der ganzen Volkskraft und Intelligenz.

Die Naturſcenen, welche die Ländergebiete von der Schelde bis zur Königsau dem Maler und Naturfreunde darbieten, ſind überall ähnlich: Hier und da große, ſchöne, fette Weiden, mit herrlichen holländiſchen, frieſiſchen, bremiſchen oder holſteiniſchen Viehherden belebt; kleine und große Flüſſe bis an den Rand des Ufers voll Waſſer; Schiffe, die auf den Kanälen mitten durch die Wieſen zu ſegeln ſcheinen; auf künſtlich erhöhtem Boden niedliche, reinliche, einſtöckige Häuſer von durchweg ziemlich gleicher Bauart. Im Winter und Frühling ſieht man Dörfer und Städte, die in den Waſſerüberſchwemmungen zu erſaufen ſcheinen, mag es nun ſein, daß bei Bremen oder bei Emden, bei Rotterdam oder Antwerpen die Gewäſſer ihre künſtlichen Gehege durchbrachen. Die Torfmoore, ihre Birkengehölze, ihre wilden Einöden, mit hübſchen angebauten Dorf-Oaſen unterwebt, bieten ſich überall den Menſchen dar, und mit dieſen verſchwiſtert die Heidegegenden, deren geſellige Kräuter im Sommer lieblich erblühen und ganze weite Landſtriche mit Duft und Roſenſchimmer erfüllen, und deren Föhrenwälder und Eichengehölze anmutige Waldſcenen dem einförmigen, melancholiſchen Heideteppich einfügen.

Wie die Anlage des Plans der Landſchaft, ſo iſt auch die innere Einrichtung und Bauart der Häuſer überall ſehr ähnlich. Bei den Landbewohnern ſind ſie durchweg nur einſtöckig. Menſchen und Vieh wohnen faſt überall unter demſelben Dach. Stroh iſt die gewöhnliche Bedachung, und die roten

Ziegelmauern ſind hier überall zu Hauſe. Selbſt die holländiſchen Flieſenwände findet man bis nach Schleswig hinauf. Und wie in Holland, ſo findet man auch im Bremiſchen und Oldenburgiſchen die Moſaik bunter, kleiner Flußſteine, mit denen man die Flur des Hauſes überzieht, ſehr gebräuchlich.

Selbſt Einzelheiten in der Einrichtung des Haushalts, in der Form der Hausgeräte u. ſ. w. korreſpondieren auffallend mit einander. Die dumpfen Schlaflöcher des Landmanns an der Weſer, die ſogenannten „Dönſen", finden ſich eben ſo in Holland. Der Herd des Hauſes hat hier wie dort dieſelbe Einrichtung. Die Hausfrauen in Bremen, Hamburg, Huſum u. ſ. w. halten eben ſo auf blankgeputztes Kochgeſchirr, mit dem ſie ihre Küche prachtvoll ausſchmücken, wie diejenigen niederländiſchen Wirtſchafterinnen, welche den holländiſchen Malern die glänzenden Muſter von meſſingenen Schüſſeln, kupfernen Keſſeln und zinnernen Tellern lieferten. Überhaupt iſt Reinlichkeit, Nettigkeit und Ordnung in der Hauswirtſchaft überall zu Hauſe.

Die Anſicht, daß für jede Familie ein eigenes Haus ſein müſſe, herrſcht in Bremen und Hamburg, wie in Amſterdam und Antwerpen. Und die Abneigung, mehrere Familien in einem Hauſe zuſammen zu pferchen, hat daher bewirkt, daß alle dieſe Städte wie London, wohin jene Anſicht von hier aus verpflanzt wurde, meiſtens nur aus ſehr kleinen Wohngebäuden beſtehen und ſehr ähnliche Phyſiognomie darbieten. Selbſt in Belgien unterſcheiden ſich die vom niedergermaniſchen Flamänder und vom romaniſchen Wallonen bewohnten Ortſchaften und Städte dadurch, daß in jenen eine weit geringere Anzahl Individuen auf jedes Haus kommt, als in dieſen. Auch die ganze äußere Phyſiognomie der Stadt hat viel Ähnliches. In manchen Straßen Hamburgs kann man ſich einbilden, man ſei in Amſterdam. Man kann ſagen, daß es nach Oſten bis über die Elbe hinaus eine Menge kleiner Amſterdams giebt, die eben ſo wie ihr Urbild von Kanälen durchſchnitten ſind, und deren Straßen einen ganz ähnlichen Anblick gewähren. Glückſtadt in Holſtein iſt noch ſo ein Amſterdam im Nordoſten.

Die Natur hat dieſe nordgermaniſchen Niederungen nicht mit ſo mannigfaltigen Arten von Pflanzen, Kräutern, Blumen und Geſträuchen erfüllt, wie die Wälder und Thäler des mittlern oder obern Germaniens, das mit der oben bezeichneten Reihe von Gebirgen beginnt. Die Gräſer, die Heidekräuter u. ſ. w. leben in dieſem Flachlande mehr in einförmiger Geſelligkeit, wie aus gleichen Urſachen die Pflanzen in den ruſſiſchen Steppen. Dagegen hat überall der Menſch ſich bemüht, rings um ſich her mit Fleiß und Kunſt einen reichen Baumwuchs und einen Blumenflor zu verſammeln, in Gewächshäuſern, Gärten und auf den Äckern ihre Gattungen zu vermehren, und ſie zu einer beſondern Vollkommenheit zu bringen. Man findet überall in den Dörfern an der Weſer, Ems, Elbe ein gutes Stück von der berühmten holländiſchen Blumen- und Obſtbaumzucht wieder. Auch blühen hier und dort faſt ganz dieſelben Gattungen von Bäumen und Blumen. Die Gärten ſind überall nach demſelben Plan angelegt und mit derſelben Nettigkeit gehalten. Die Obſtgärten an der Elbe bei Hamburg liefern faſt eben ſo

vollkommene und zarte Früchte, als die bei Amsterdam. Auch halten die wohlhabenden Kaufleute in jeder niederdeutschen Stadt fast mit derselben passionierten Liebhaberei auf eine anmutige Zimmerflora in ihren engen Häusern, wie die von Haarlem und Alkmaer. Haarlemer Tulpen- und Hyacinthenzwiebeln werden im Winter an allen Fenstern der Häuser von Emden, Hamburg und Bremen fast mit derselben Sorgfalt gepflegt, wie in ihrem Vaterlande selbst.

Wenn Hamburger, Bremer und Oldenburger Maler uns nicht eben solche Winterlandschaften, solche Schnee- und Eisscenen geliefert haben, wie die holländischen Landschafter, so ist der Grund anderswo zu suchen als in einem Mangel an Gelegenheit. Denn die Wiesen werden im Nordwesten von Deutschland im Winter eben so überschwemmt, wie an der Issel, Merve und Waal, und überfrieren hier wie dort mit einem eben so glatten und blanken Eisspiegel, der oft in weite Fernen reicht. Nur die auf erhöhtem Terrain gebauten Dörfer ragen daraus hervor, und die ganze Fläche belebt sich mit beschlittschuhten Menschengruppen, die beflügelten Schrittes dahingleiten. Nirgends sonst ist die Natur einer untadeligen Eisfläche so günstig wie hier. Im Nordosten von Deutschland machen die kalten Stürme und der viele Schnee die Eisfläche rauh, in der gebirgigen Mitte und im Süden bieten sich nicht solche bequeme Flächen überall dar. Die Eislaufkünste werden daher auch fast eben so eifrig betrieben wie in Holland; wie dort kommen hier und da selbst Weiber auf Schiebschlitten oder Schlittschuhen zu Markte, und die Wintervergnügungen sind hier wie dort dieselben. Klopstock mußte erst aus den Harzgegenden in die nordwestlichen deutschen Niederlande — zur untern Elbe — kommen, um von Begeisterung für den Schlittschuh erfaßt zu werden und ihn in seinem „Eislauf" eben so poetisch zu verherrlichen, wie dies die niederländischen Maler auf vielen Gemälden gethan haben. Und wie diese winterlichen Naturscenen, so sind auch die Frühlings- und Sommerbilder und eben so die Herbstansichten in dem ganzen Landstrich, von dem wir reden, äußerst ähnlich.

Wie die Holländer in die Handelsbewegung der deutschen Hansa hineingezogen wurden, so wurden später die Deutschen in die holländischen Handelsunternehmungen verflochten. Die Gegenstände des Handels sind der geographischen Lage zufolge in den norddeutschen wie in den holländischen Handelsstädten fast immer dieselben gewesen, und schon daraus mußte manches Gemeinsame in dem Betrieb des Handels hervorgehen. Dieselben Schiffsformen, derselbe Charakter des Schiffsvolks, dieselbe Art in der Leitung der Schiffe herrschen von Flandern bis nach Nordfriesland in Schleswig-Holstein hin. An dem berühmten Heringsfang und an den Walfischjagden der Holländer nehmen auch die Nordwestdeutschen teil, und Heringsbuisen giebt es so gut in Bremen, Emden, Hamburg, wie in Rotterdam und Scheveningen. Überall an der germanischen Küste des Nordmeeres spürt man Thrangeruch und Walfischknochen. Und wenn wir keine holsteinische, keine stadische oder jeversche Malerschule haben, welche den „Blankeneser

Schellfischfänger", den „Helgoländer Hummerjäger", die „Hamburger Ewer, die Smack- und Heringsbuise", so wie Bremerhaven- und Fischmarktscenen, Nordseestürme und Ebbe- und Flutbilder mit Hilfe von Pinsel und Farbe eben so verherrlichten, wie der holländische Backhuysen und dessen Schüler dies gethan haben: so ist die Ursache davon nicht sowohl in einer gewissen Verschiedenheit der Entwickelung und Richtung der Thätigkeit der Leute zu suchen,*) die neben aller Gleichartigkeit ihrer Naturanlagen bestand. Heine hat die Nordsee besungen, so wie Klopstock den Eislauf; auch Voß hat uns in schöner Rede manches Nordseebild gemalt. Vielleicht, daß die Deutschen mehr in dem Worte darzustellen geneigt waren, was die Niederländer uns auf der Leinwand gaben.

Der Volkswitz, das Temperament, der Volksaberglaube, die Art der poetischen Anschauung sind bei dem niederdeutschen gemeinen Mann ganz dieselben wie in Holland und Flandern. Der Volkswitz hat überall denselben Anstrich von derbem, launigem Humor. Die flandrischen und holländischen Volkslieder tragen ganz dasselbe Gepräge wie die, welche Voß, Grimm u. A. uns aus den Elbe- und Wesergegenden gesammelt haben. Ja, auch die Musik und Gesangweise von der Lüneburger Heide bis zu den Scheldegegenden bei Antwerpen und Gent ist durchweg auf eine höchst auffallende Weise ähnlich. Ich hörte die Brügger und Genter Spitzenklöpplerinnen oft Lieder singen, die mich mit einem Zauberschlag in die Mitte meiner Heimat, ins Land der Chauker und Cherusker versetzten. Die Weisen, die Melodieen, selbst die Art des Vortrags schien mir ganz dieselbe zu sein. Dieser niedersächsische Volksgesang ist in seiner Art so eigentümlich, wie der tyrolerische und steierische, doch ist seine Charakteristik noch nirgends versucht. Selbst in den Spielen und unwichtigen Beschäftigungen des Volkes findet sich eine erstaunliche Ähnlichkeit. So ist z. B. die Kegelbahn in allen jenen Gegenden außerordentlich populär. Eben so sind hier vorzugsweise die niederländischen Ballspiele zu Hause, welche vermutlich zu den berühmten englischen Ballkünsten die erste Veranlassung gegeben haben. In Holland ist die „Kolfbahn" (wo der Ball mit einem Kolben geschlagen wird) ein sehr beliebter Erholungs- und Vergnügungsort des kleinen Bürgers. Dasselbe ist in Emden und Bremen das sogenannte „Kloppballspiel", das dort mit Eifer nicht nur von der Straßenjugend, sondern selbst von den Erwachsenen und Gebildeten geübt wird.

Wie die holländische Blumenzucht, so hat auch die niederländische Taubenzucht sich überall an der Weser und Ems den Elbemündungen verbreitet. Die Taubenzucht ist eine Lieblingsbeschäftigung der kleinen Bürger in Bremen wie in Brüssel. Man sieht hier wie dort Leute, welche halbe Tage damit zubringen, ihre Tauben in hohen und weiten Flügen zu üben, sie dabei zu

*) Die Blüte bürgerlicher Freiheit und des Kulturlebens überhaupt, wie sie in den Niederlanden hervortrat, erinnert an die mit dem Flor der italienischen Freistädte hervortretende schöne Blüte von Kunst und Wissenschaft.

beobachten, ſie mit denen ihrer Nachbarn Wettflüge anſtellen zu laſſen, und die darauf raffinieren, hochfliegende Taubenraſſen zu erzeugen oder ſich Exemplare von ſolchen Raſſen zu verſchaffen.

Aber nicht bloß in ihren Spielen, auch in ernſteren Dingen gleichen ſich Niederdeutſche, Holländer und Flamänder. Stiller, emſiger Fleiß, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, Sinn für das Echte und Solide zeichnet beide auf gleiche Weiſe aus. Über Religion denken alle dieſe Stämme ſo ziemlich gleich. Die Feier des Sonntags, die Stellung und Bedeutung der Prediger iſt überall ähnlich. Bei allen hat man zu allen Zeiten einen echten, ſoliden, freimütigen Bürgerſinn gefunden. Die hanſiſchen Freiſtädte in Niederſachſen und die bataviſchen Republiken liefern dafür Zeugnis im großen.

Die alten Kommunalverfaſſungen dieſer Landſtriche gleichen ſich ſo wie die Pläne und Grundriſſe, nach denen ihre Dörfer und Äcker angelegt und geſtaltet ſind. Die Familienliebe und der häusliche Sinn, ſo wie eine ſtarke Abneigung gegen öffentliche Vergnügungen iſt hier überall zu Hauſe. Was Reiſende über Kinderzucht, Elternliebe u. ſ. w. in Holland beobachtet und berichtet haben, kann man auch in Bremen und deſſen Nachbarſchaft gelten laſſen. Sogar manche ſpezielle Gewohnheiten und Ausdrucksweiſen gleichen ſich oft in überraſchender Weiſe. So iſt es z. B. in den holländiſchen Geſchwiſterkreiſen Sitte, den Familienvater „den Alten" zu nennen, ſtatt „mein Vater", „mein Alter" zu ſagen. Dieſe nicht ſehr gefällige Sitte beſteht auch in Bremen und Hamburg, wo auch der Prinzipal von den Handlungscommis „der Alte" genannt wird. Die ganze Art des Umgangs, des bürgerlichen und betriebſamen Lebens gleicht ſich bis in die kleinſten Züge. So z. B. ſchleppen die Obſthändlerinnen, die Gemüſeverkäufer, Fiſchfrauen u. ſ. w. ihre Waren von Haus zu Haus und bringen ſie den Hausfrauen in die Küche.

Es iſt wunderbar, daß eine ſo gleichartige Maſſe, wie die niederſächſiſchen Stämme ſie darſtellen, die in Bezug auf ihre äußere wie innere Welt ſo ſehr mit einander harmonieren, in politiſcher Hinſicht ſtets ſo ſehr geteilt war. Zu keiner Zeit hat es ein alle niederſächſiſchen Stämme umfaſſendes Staatsweſen gegeben. Stets haben ſie ſich als eine Anzahl kleiner Republiken, Freiſtädte, Grafſchaften und Fürſtentümer dargeſtellt. Aus dem Kolonialgebiet der Niederſachſen im Oſten hat ſich jetzt ein großes und ſtarkes Staatsweſen hervorgebildet, das immer mehr niederſächſiſche Stämme um ſein Centrum vereinigt hat. Preußen iſt der Kriſtalliſationspunkt geworden, an welchen nicht nur alle Niederſachſen und Norddeutſchen ſich angelegt haben, ſondern auch (1870) Bayern und Württemberger — es iſt der Schwerpunkt für ganz Deutſchland geworden.

## 4. Der Holländer.*)

Wer aus andern deutschen Landen nach Holland kommt, wenn er die Menschen und ihre Art und ihr Leben sieht, ihre Flüsse, Kanäle, Gräben, Schleusen und Deiche, ihre mächtigen Häfen, Werften, Landstraßen, Städte, Festen, Schlösser und Türme, die Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit, Nettigkeit, Sauberkeit, Klarheit in allem: so steht er still, staunt und wundert sich. Wenn er es länger gesehen und ruhig betrachtet und genauer nach allem sich erkundigt hat und vollends die Geschichte dieser Menschen näher erforscht: so steht er still, lobt und bewundert. Denn alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese blanken, freundlichen, städtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitsame Mensch aus dem Schlamm hervorgehoben und zum Teil den Wogen des Meeres abgewonnen. Am meisten aber haben Holland und Seeland diesen Niederlanden das Gepräge aufgedrückt, und darum müssen die Niederländer es sich gefallen lassen, bei den Fremden durchweg Holländer zu heißen.

Aber diesen Menschen, wie soll man ihn beschreiben? Etwa wie ihn der Schwabe oder Thüringer ausschreit: ein Kerl mit Froschblut, mehr Wasser als Blut in den Adern, langsam, klotzig, steif, kalt, pedantisch und förmlich, kurz, nichts als Steifheit, Langweiligkeit und Förmlichkeit? So ist der Schein, und so ist das erste Aussprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hineinbohren, länger und aufmerksamer betrachten und wirst dann anders sprechen müssen. Denn wer darf wohl so hinfahren über ein Volk, das ein solches Land gemacht, einen solchen Zustand geschaffen hat, das eine so große Geschichte hinter sich hat, wie diese langweiligen, steifen Holländer? Aber bei alledem, wie sehr man auch die zurückweisen muß, die von den Holländern als einer wunderlichen oder gar lächerlichen Erscheinung reden, so sitzt und steckt in der holländischen Art doch etwas Unbeschreibliches. Man muß sie lange und viel sehen, um sie von innen heraus verstehen zu lernen. Wenn man so in die holländischen Städte und Dörfer kommt, oder in die einzelnen Häuser tritt, und die Menschen so still und langsam, und doch so nett und reinlich, als hätten sie mit Arbeit und Mühe sich nur leicht zu befassen, einhergehen sieht; wenn der Bauer langsam und bedächtig wie ein Storch in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langsamer, breiter Rede dir begegnet: so könnte dir einfallen, ein so stilles, bequemes Geschlecht könne dieses Land nicht gemacht, diese gewaltigen, herrlichen Werke nicht geschaffen haben, die alten Cyklopen, welche diese Mauern, Türme, Wälle und Deiche aufgetürmt, seien längst ausgestorben und ein matteres Geschlecht habe ihre Stelle eingenommen. Der Holländer steht aber da im Bewußtsein der Wohlhäbigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möwen und Rohrdommeln ihre heisere Stimme

*) Nach E. M. Arndt, Versuche in vergleichender Völkergeschichte.

ertönen laſſen würden, wenn der Menſch nicht hinzugetreten wäre und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand „Es werde!" gerufen hätte. Es iſt der ſtille, zahme Seelöwe, der ſich auf die trockenen Klippen in die Sonne gelegt hat. Wenn man dieſen Menſchen ſieht, wie nett ſeine Kleider, wie wohl geſetzt ſeine Perücke, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art ſein Flur- und Vorhaus geziert iſt, wie er in ſeinen zierlich geſchnörkelten und mit Bildchen verzierten Wänden wochenlang ſpazieren gehen kann, ohne ein Spänchen zu verrücken; wenn man ſieht, wie er ſeine Gärten mit allerlei bunten Muſcheln und Steinen ausgelegt und die Bäume und Sträucher zu allerlei regelrechten Figuren geſchnitzt hat; wenn man in ſeinen Kuhſtall tritt, der ſo reinlich und nett gefegt iſt, daß eine Prinzeſſin mit ihrem Schleppkleide hindurchgehen könnte, ohne daß ſich etwas Ungebührliches daran hängte: dann begreift man den Inhalt des holländiſchen Wortes Moje, dieſen Inbegriff alles Zierlichen, Bequemen und Wohlgeordneten. Dieſes holländiſche Wort drückt ganz das holländiſche Weſen aus. Aber ſtöre den Seelöwen auf, jage ihn von den Klippen der ſtillen, ſonnigen Lage ins Waſſer, da ſiehſt du ihn ſpielen und plätſchern, da hörſt du ihn brauſen, da bläſt er das Waſſer aus ſeinen Nüſtern himmelan, da brüllt auch ſein Zorn mitunter auf, daß dir vor Grauſen die Haare zu Berge ſtehen. Der ſonſt ſo ſtille und ruhige Menſch wird ein ganz anderer, wenn er auf dem Meere ſchaltet und waltet, ſeine Hände und Füße regen ſich geſchwinder, wenn er den Wellen und Winden trotz bietet. Freilich iſt er ruhig und beſonnen und behaglich, aber in ſeinem Innern ſteht eine Hartnäckigkeit, eine Trotzigkeit, Feſtigkeit und Entſchloſſenheit des Willens, die der Teufel nicht beugen kann; wie ſehr auch in vielen eine gewiſſe ſtumme Trockenheit und langweilige Einerleiheit ſich zeigen mag, jeder Holländer iſt doch ein voller Menſch für ſich, mit vielem Eigenwillen verſehen, und zwar nicht bloß mit dem Eigenwillen eines Pedanten. Die Sprache iſt pedantiſcher und noch träger, als der Menſch, höchſt eintönig und unmuſikaliſch, der einförmigen Tiefebene entſprechend.

Um der Einförmigkeit ſeines Landes gleichſam zu entgehen, hat ſich der Menſch hier mit einem beſonderen Schmuck des Lebens umgeben müſſen. Die übertriebene Reinlichkeit und Sauberkeit, die uns andern Deutſchen oft peinlich wird, Blumenliebe und Blumenpflege noch mehr als bei den belgiſchen Nachbarn, ſie iſt eine holländiſche Leidenſchaft — eben ſo die Farbenfreude; daher hat hier die Malerei fröhliche Zeiten gehabt. In dieſem Lande der Sümpfe und Heiden und Marſchen, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne Baumreihen ſich erheben, und der Menſch hinter ſeinen Deichen und Wällen den Pflug und die Senſe rührt; hier, wo die Nähe des Meeres und die faſt immer naſſe Erde eine feuchte, matte Luft und einen umnebelten Himmel erzeugt; hier, wo Torf- und Moorboden und Steinkohlenſtaub alles in Schmutz verkommen laſſen würde, wenn der Menſch ſich nicht dagegen wehrte; hier mußte er ſich in der Freude am Netten, Heitern und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereiten. Man muß

[illegible] anſchlagen, je mehr man Schmutzlande ſieht, die ihre Be[illegible] Schmutzlande bleiben laſſen.

[illegible] ſtille Seelöwe, der feſt und ruhig waltet, der unter einem [illegible] mit einem dämmernden Schlummer übergoſſenen Äußern einen [illegible] und eine tiefe Leidenſchaft verbirgt, das iſt der Holländer! [illegible] ihn nur an, wo ſein Leben ſitzt, und wo er dieſes Leben bedroht [illegible] und du wirſt ſehen, mit welchen Zornflammen er auflodert, und wie [illegible] Aufruhr ſeiner Natur alles um ſich her niederwerfen will. [illegible] dich der Geſchichten von Albas Tagen, oder als die Oldenbarne[illegible] und de Witte als Opfer fielen; durchblättere die Geſchichten von Brügge, Gent, Antwerpen, Dordrecht, Leyden und anderen Städten — durch das ganze Mittelalter, und du wirſt an der Küſte dieſer Seelande immer noch ähnliche Erſcheinungen finden. Ungeſtüm und unbändig, wenn dieſer frieſiſche Mann ſeine Art und ſeine Freiheit in Gefahr glaubt, feſt und ſtill in den gewöhnlichen Zuſtänden des Lebens.

Wie geſagt, er hat das Gefühl, — und wer wagt es ihm zu beſtreiten? daß dieſes Land im eigenſten Sinne ſein Land iſt, daß er ſelbſt es ſich geſchaffen hat. Er hat im Kampf und in der Arbeit ſeiner Schöpfung alles, was Verſtand, Mut und Beſonnenheit heißt, zuſammennehmen müſſen; Zucht, Ordnung, Klarheit des Urteils, Nüchternheit der Überlegung ſind auf ſolche Weiſe ſein Weſen geworden, darum haßt er alles Verſchwimmende, Unbeſtimmte, Übertriebene in Gefühlen und Gedanken und ſchilt es gern deutſche Krausköpfigkeit, deutſche Schwärmerei.*) In ſeinen Geſetzen wie in ſeiner Religion iſt er daher gern auf dem Wege der Klarheit geblieben. Der Genfer Calvinismus war der einfachen, klaren Form ſeiner Verfaſſung angemeſſen, darum nahm er ihn an, als übereinſtimmend mit dem Demokratiſchen ſeines Charakters. Der ſtrenge, trockene holländiſche Calvinismus ſteht offenbar in einer gewiſſen Ähnlichkeit mit dem engliſchen Proteſtantismus, nur daß die engliſche Hochkirche das monarchiſche, ritterliche Element des Glanzes und der Pracht, gleichſam eine Darſtellung der äußerlichen Herrſchaft der Kirche, die dort beſteht, beibehalten hat. Denn in dem ganzen engliſchen Volke, wie demokratiſch wunderlich ſich auch der einzelne gebärden mag, herrſcht doch ein adeliger, ariſtokratiſcher Sinn vor. Es iſt dieſe Ähnlichkeit und dieſer Unterſchied gleichſam das unterſcheidende Bild der beiden Völker. Beide haben den Sinn und das Streben des Klaren, Feſten und Beſtimmten im Leben und in der Verfaſſung, beide fragen bei allem, auch bei dem Höchſten: was nützt es? wie ſteht und beſteht es auf der Erde? Sie fliegen mit dem Deutſchen nicht gern ſo hoch, daß ihnen der Boden unter den Füßen ſchwindet. Sie ſind auch im religiöſen Leben mehr auf ein Feſtſtehendes, auf die Orthodoxie hingewieſen. Darum kommt der Holländer als ein mehr trockener und klarer Menſch auch mehr mit dem Engländer überein, als mit dem Deutſchen.

*) Krollebol ſchilt er wohl den Deutſchen, wenn er eine äußere Ziererei und eine innere Verworrenheit der Gedanken bezeichnen will.

## 5. Bremerhaven, Bremen und die Bremer.*)

Bremerhaven ist jetzt im Verlauf der letzten Jahrzehnte ein hübscher blühender Ort geworden und giebt in der Schnelligkeit seines Wachstums, seiner Bauart und Anlage einen Vorgeschmack von Amerika und das treueste Bild einer neuen amerikanischen Stadt. Die Hauptstraße geht längs des Hafens, und an diese schließen sich dann, teils in parallelen Linien, teils unter rechten Winkeln, die übrigen Straßen an. Von dem schon fertigen Kern sieht man überall neue Straßen ausgesteckt und neue Häuser aufschießen, zwischen denen die Lücken sich bald ausfüllen werden. Auch das Wirtshaus, in welchem wir abstiegen, schien ganz so eingerichtet, wie eins in den neuen Städten des inneren Amerika. Es war halb Gasthof, halb Kaufhaus. Auf der einen Seite waren die Gastzimmer, auf der andern ein großer Kramladen, in welchem alle möglichen Dinge zu kaufen waren. Auch wurde hier überall von Amerika mehr gesprochen, als von Deutschland und Europa. Wirtshäuser, Straßen, Häfen, alles war gedrängt voll mit geschäftigen Menschen, unter denen viele Amerikaner und Engländer, auch schwarze Afrikaner, Matrosen eines nordamerikanischen Schiffes. Mit den Gästen, Schiffern und Auswanderern mögen hier im Sommer wohl 14,000 Menschen beisammen sein. Sonst hat der Ort jetzt über 12,000 bleibende Einwohner. Es ist der blühendste und geschäftigste Ort unter allen den kleinen Weser- und Elbestädten unterhalb Hamburg und Bremen.

Die Einwohner, welche sich hier allmählich angesiedelt haben, sind entweder Hafenarbeiter, Hafenaufseher und Beamte, oder Gastwirte und Krämer aller Art, oder zurückgezogene Schiffskapitäne, welche den Geruch der See lieben, oder Kommissionäre, Bremer Kaufleute, oder endlich auch selbständige größere Kaufleute, zum Teil ganz neue Etablissements, zum Teil solche, die von Brake und andern kleinen Hafenorten übersiedelten. Wenn gleich die Bremer nicht fürchten, daß dieser Ort ihnen über den Kopf wachsen könnte, so geht er doch offenbar einer größeren Zukunft entgegen. Seine ganze Bedeutung wird er dann erlangen, wenn erst die Eisenbahn von hier durch die hannöverschen Marschen und Heiden nach Hamburg, von der man viel spricht, ausgeführt sein wird. Es liegt in den natürlichen Verhältnissen der Umgebung, daß Bremerhaven dann auch ein Speditions- und Kommissionsort für Hamburg werden muß. Nach hundert Jahren wird man mehr von Bremerhaven hören als jetzt, und man wird dann dem Begründer dieses Orts, dem Bürgermeister Smidt von Bremen, vielleicht ein großartiges Denkmal setzen.

Bürgermeister Smidt hat hier ungefähr so verfahren, wie dereinst Dido an der Küste von Karthago. Wie diese hat er sich die Gestalt der Gewässer und des Ufers betrachtet, einen guten Punkt erwählt, dann den Meßriemen

*) Nach J. G. Kohl.

zur Hand genommen, ein Stück Land in der Nähe dieſes Punktes abgemeſſen und nun auf kluge Weiſe mit dem Könige und Beſitzer des Binnenlandes unterhandelt und ihm das Stückchen Uferland abgekauft. Auch Karthago wird in den erſten Jahrzehnten nicht viel größer als Bremerhaven, vielleicht nicht einmal ſo groß geweſen ſein.

Die Gunſt der Naturverhältniſſe, mit Rückſicht auf welche die neuen Karthaginenſer eben hier ihre Ochſenhaut ausſpannten, kann man ſich durch einen Blick auf die Karte klar machen. Die Weſer mündet in einen weiten Meerbuſen aus, der ſich nach Südoſten hinab trichterförmig zuſammenzieht. Da, wo der kleine Nebenfluß, die Geeſte, einmündet, iſt etwa der Endpunkt dieſes Trichters. Hier ziehen ſich die Gewäſſer bedeutend zuſammen, und der Fluß nimmt zugleich, einen Winkel bildend, eine andere Richtung, nämlich eine entſchieden nördlich-ſüdliche. Man kann daher hier die erſte eigentliche Binnenmündung der Weſer annehmen. Bis hierher iſt die Weſer ſo tief, daß Schiffe jeden Tiefganges hierher gelangen können. Auch ſind dann die Schiffe hier im Innern des Trichters auf der Rhede von Bremerhaven vor allen Seeſtürmen geſichert. Die Geeſte, welche eben hier einmündet, iſt zwar nur ein kleiner Fluß, aber weil die Flut und Ebbe in ſie eindringt, iſt ihre Mündung ſehr ausgetieft und zum Einlaufen großer Schiffe geeignet. Die Weſerſchiffe ſuchten daher auch ſchon ſeit alten Zeiten dieſen Zufluchtsort auf, und es lag hier ſchon immer ein kleiner Hafen, Geeſtendorf, der für die Weſer wichtig war.

Dazu kommt aber noch, daß dieſe rechte Seite der Weſer im Winter von Eisgefahren freier iſt als die linke Seite. In dieſer Beziehung muß man folgendes bemerken: Zuerſt iſt die Mündung der Weſer, als des ſüdweſtlichſten unſerer großen Flüſſe, die wir Deutſchen ganz bis zu ihrem Ausgang beherrſchen, — denn die Mündung des Rheines beherrſchen wir nicht — weniger von Froſt und Eis heimgeſucht, als irgend eine andere. Die Weſer hat in Bezug auf Klima und andere Verhältniſſe etwas mehr von den holländiſchen Gewäſſern, denen ſie benachbart iſt. Unſere Oſtſeeſtröme ſtarren noch lange von Eis, wenn die Weſer längſt frei iſt. Ja es giebt Winter, in denen die Weſer immer zugänglich bleibt; ſie hat in dieſer Beziehung ſogar von der nahen, aber etwas weiter öſtlichen Elbmündung Vorzüge, bei der größere Eismaſſen herabkommen. Man kann in Bezug auf das Zufrieren der Weſer drei Abteilungen machen. Die Weſer bei Bremen und bis hinab nach Vegeſack, bis wohin ſie noch ein ſchmaler Fluß iſt, friert faſt alle Winter zu. Von Vegeſack an bis Bremerhaven, wo ſie einen mächtigen breiten Strom darſtellt, in dem des Meeres Ebbe und Flut auf- und abzieht, friert ſie nur bei ſehr harten Wintern zu. Doch endet auch dann der Eisteppich immer eine Strecke oberhalb Bremerhavens. Von Bremerhaven abwärts, wo der Strom in einen breiten Meerbuſen eintritt, friert ſie faſt nie zu. Dieſer Umſtand iſt nicht nur für Bremerhaven, ſondern auch für die amerikaniſchen Dampfboote von großer Wichtigkeit.

Der Hafen von Bremerhaven bot einen reizenden Anblick. Es lagen

ſo viele Schiffe vor Anker, als der Hafen nur faſſen konnte, und außerdem noch viele auf der Rhede, lauter ausgezeichnete, große, treffliche Fahrzeuge, und zwar meiſtens Bremer, darunter auch einige Amerikaner, Engländer und Schweden. Die Kenner von Schiffen waren ſelber entzückt über den Anblick. „Nie in meinem Leben," ſagte mir ein Newyorker Kapitän, „ſah ich einen Hafen mit lauter ſolchen feinen, ſtattlichen Segelmaſchinen."

Den Ruhm muß jeder den Bremern laſſen: von allen Städten Deutſchlands haben ſie die größte, zahlreichſte und ſchönſte Handelsmarine, lauter ſolid gebaute, meiſt neue Schiffe, lauter gute Segler, faſt durch die Bank die kundigſte Schiffsmannſchaft. Die den Hamburgern eigen gehörende Handelsmarine iſt viel unbedeutender, als die der Bremer. Es kommen meiſtens engliſche Schiffe und Matroſen nach Hamburg. Die an den Weſerufern wohnende Bevölkerung ſcheint alſo ſegeltüchtiger zu ſein, und die ſchöne große Elbe, das reiche üppige Hamburg ſcheint mehr die Bequemlichkeit zu lieben. Die kleinere, mancher künſtlichen Nachhülfe bedürftige Weſer hat ihre Leute rühriger und ſpekulativer gemacht. Auch von den Weſerlotſen an der Mündung der Weſer ſagte man mir, daß ſie viel rühriger und wachſamer ſeien, als die Elblotſen. Sie gingen den Schiffen, die etwa in Verlegenheit wären, mit großer Aufopferung entgegen und paßten ſtets gut auf. Ein Schwede äußerte ſich im Geſpräch mit einem Engländer folgendermaßen: Zuerſt demonſtrierte er ſeinem Reiſegefährten, daß die Bremer Kaufleute in hohem Grade ausgezeichnet wären durch Bildung und Solidität des Charakters, und ſie genöſſen, ſagte er, in aller Welt des beſten Kredits. Am meiſten aber zeichne ſie, insbeſondere im Vergleich mit den Hamburgern, ihr ſpekulativer Sinn aus. Der von der Natur mehr begünſtigte Hamburger laſſe es eher an ſich kommen, er erwarte Kommiſſionen vom Auslande, die er alsdann ausführe. Auch ſei ſein Handel, obwohl dem Quantum und Werte nach größer, doch dem Handelsgebiete nach viel kleiner als der Bremer. Der Hamburger Handel ſei hauptſächlich mit den Ländern um die Oſt- und Nordſee herum, der Bremer dagegen ziehe in die ganze Welt hinaus. Der Bremer Handel ſei mehr Aktivhandel als Kommiſſion, er fahre mit eigenen Schiffen, auf eigenes Riſiko, ſpüre ſelber den Handelsaufträgen nach. Die meiſten überſeeiſchen Anſiedelungen der Hanſa rührten von Bremer Kaufleuten her. Die Bremer gingen ſchon als junge Leute in alle Welt, nach Baltimore, Havanna, Portorico, New-Orleans, Caracas, Rio-Janeiro u. ſ. w., etablierten ſich da eine zeitlang, lernten die Lage des Ortes und ſeine Verhältniſſe kennen und kämen dann nach Jahren mit mancher Kenntnis und einem kleinen oder großen Kapitale ausgerüſtet nach Bremen zurück, um nun von hier aus mit dem fremden Lande weiter zu ſpekulieren.

Und wie der Schwede ſagte, verhält ſichs auch. Die jungen Bremer Kaufleute ſind von allen am meiſten auf Reiſen. Die Stadt Bremen ſelbſt iſt ein ſo langweiliger Ort, daß jeder junge Mann froh iſt, wenn er ſie im Rücken hat. Kommt er dann wieder heim und heiratet, ſo weiß er wieder nichts anderes zu beginnen, als zu rechnen, zu ſpekulieren und zu ſinnen,

wie er sein Geschäft vergrößern will; denn keine Zerstreuungen anderer Art ziehen ihn davon ab. Die Hauptunterhaltung des Bremer besteht im gewandten Rechnen, im Anhören der Sonntagspredigt und im guten Essen und Trinken. Wer hier kein Prediger, Kaufmann oder Feinschmecker ist, muß sich furchtbar langweilen, und gar ein Fremder, der nicht genaue Bekanntschaften unter den Bürgern hat, kann nichts Besseres thun, als in den Ratskeller zur berühmten Frau Rose und den noch berühmteren Aposteln zu pilgern, oder hinauszufahren nach Vegesack und Bremerhaven.

## 6. Hamburg.

Alle großen Städte greifen mit ihren äußersten Lebensfasern über ihr Weichbild hinaus. Man ahnt sie daher nicht bloß von ferne, man fühlt sogar ihre Nähe sehr deutlich. Auch Hamburg macht von dieser allgemein gültigen Regel keine Ausnahme. Wer sich von Lübeck her dieser mächtigen Metropole der Niederelbe nähert, bemerkt ihre Nähe schon hinter Wandsbeck. Die größere Lebendigkeit der Straße, die sich mehrenden Landhäuser, später das Entgegenrollen eleganter Gigs und Kabs, alles deutet auf die Nähe einer großartigen, starkbevölkerten Welthandelsstadt. Weniger bemerklich macht sich Hamburg für Reisende, welche auf der Berliner Eisenbahn ankommen, weil der Schienenweg von Bergedorf aus durch die Niederungen zwischen Elbe und Bille fortzieht, und in diese nur durch künstliche Vorrichtungen wasserfrei zu haltenden Gegenden der Hamburger seine Landhäuser nicht vorzuschieben wagte. Nur wenn die Nacht hereinbricht, bevor der Zug Hamburg erreicht, deutet der flutende Lichtschimmer in der Luft die Gegend an, wo es liegt, bis die weißen, scharfen Lichtpunkte seiner tausend Gasflammen uns die Umrisse des riesigen Stadtkörpers deutlicher erkennen lassen.

Wien und Berlin sind ungleich größer als Hamburg, aber lebhafter sind sie nicht. In jenen Städten konzentriert sich der große Verkehr, das Menschen-, Pferde- und Wagengewühl auf gewisse Punkte, die, mögen sie auch umfangreich sein, im Verhältnis zum Ganzen doch immer nur Punkte bleiben. Hamburg dagegen ist mit alleiniger Ausnahme eines Teils der Vorstadt St. Georg von einem Ende zum andern gleich belebt. Dies giebt ihm den scharf ausgeprägten Charakter einer ausschließlich von der größten und unbegrenztesten Handelsthätigkeit seiner Bewohner lebenden Stadt. Ich will nicht behaupten, daß dies für jedermann, namentlich für Nichtkaufleute, angenehm sei, wohl aber ist es interessant, weil der erste Eindruck der Stadt immer derselbe bleibt und immer von neuem, trotz einer gewissen Stereotypie, fesselt und anzieht.

Wer Hamburg kennen lernen will, darf es nicht von der Vogelperspektive etwa eines eleganten Hotelzimmers aus oder zurückgelehnt in die

purpurroten Sammetkiſſen einer Droſchke betrachten. Hamburg iſt an verſchiedenen Orten ein anderes, obwohl derſelbe Pulsſchlag, der Handel all ſeine Teile belebt. Gegen Oſt und Süd breitet ſich auf niedrigem Sumpfſlande die Altſtadt aus. Hier am Deichthore fällt ein ſchmaler Elbarm in die Stadt und ergießt ſich, in mehrere Kanäle rinnend, durch das gewaltige Häuſerkonvolut, um weiter unten, in der Mitte des großen Stadtkörpers, ſich wieder mit dem mächtigen Strome der Vorderelbe zu vereinigen. Die Bauart der Häuſer in dieſem Stadtteile hat wenig Anziehendes, verrät aber ſehr deutlich ihren Urſprung, den auch einzelne Straßenbenennungen, wie „holländiſcher Brook“, „holländiſche Reihe“, andeuten. Die Bauart iſt holländiſchen Urſprungs, wie es denn überhaupt ſehr begreiflich iſt, daß juſt hier zwiſchen Waſſer und halbem Sumpf Holländer auf den Einfall kommen konnten, Häuſer zu bauen und Handel und Wandel zu treiben.

Ein Fremder, dem Hamburg vielleicht als eine ſchöne luxuriöſe Stadt geſchildert worden iſt, findet ſich in dieſem Stadtteile, der allein ſchon eine recht umfangreiche deutſche Mittelſtadt ausmachen würde, ſehr getäuſcht. Hier iſt nichts ſchön, hier iſt nichts, was Glanz und Luxus vermuten läßt. Die Häuſer, großenteils auf einem Unterbau von Holz ſtehend, hocken krumm und ſchief nebeneinander und ſehen nicht ſelten aus, als wollten ſie ſich mit ihren hohen Giebeln zärtlich umarmen. Vier, fünf bis ſechs Stock hoch, iſt jedes höhere Stockwerk über das niedrigere um mehrere Zoll oder Fuß weit vorgebaut, um auf ſolche Weiſe den karg zugemeſſenen Bodenraum durch Benutzung des ſteuerfreien Luftraums zweckmäßig zu erſetzen. Dies macht die äußerſt belebten langen, gewundenen Straßen ſehr düſter, weil der Himmel oft nur als blaues Band, oder als grauer, dunſtiger Nebelſtreif zwiſchen den Spitz- und Stumpfgiebeln hereinflattert. Noch trauriger anzuſehen ſind die Kehrſeiten vieler ſolcher Straßen. Wie nämlich an der Vorderſeite der gepflaſterte Weg fortläuft, ſo ſchlängelt ſich an der Hinterſeite ein bald breiterer, bald ſchmälerer Kanal durch das Häuſerlabyrinth, in Hamburg Fleet genannt. Über dieſe Fleete neigen die Häuſer ihre Giebel in oft wahrhaft bedenklicher Weiſe. Da jedoch eines das andere ſtützt und trägt, ſo hält das ſchreckhaft anzuſehende Gerümpel doch aus und trotzt allen Stürmen der Elemente.

Beim Anſchwellen der Flut, der Segenſpenderin Hamburgs, füllen ſich die Kanäle raſch mit lebendigem Waſſer, auf deſſen Wellen zahlloſe kleine Schiffe, Kähne, Flachboote, Schuten, und wie dieſe Dienerinnen der Schiffahrt alle heißen mögen, heranſchwimmen, befrachtet mit allen möglichen Schätzen der Erde. Hoch oben aber an den ſchwarzen überhängenden Giebelenden der Hinterhäuſer öffnen ſich verſchloſſene Luken, ein Tau, eine Kette ſchnurrt oder klirrt herab zum Kanal, und tauſend geſchäftige Hände ſind bemüht, hier die Erzeugniſſe der nordiſchen Erdſtriche, dort die Produkte der heißen Zone, die Schätze beider Indien emporzuheben auf die Lagerböden der geräumigen Speicher. Mag man ein Jünger Merkurs ſein oder nicht, dieſes ameiſenartige Treiben tagaus, tagein, früh und ſpät, mit Ausſchluß der

wie er sein Geschäft ...ger streng heilig hält, bleibt immer
ziehen ihn dav... ...t, an einer gewissen Monotonie leidet.
wandten Rech... ...s der Kaufmann Wohnungen, die für
und Trinken ...elegen sind, ungeachtet ihres wenig an-
muß sich f... Der Straße zugewendet ist sein Comptoir,
kauntschaft... ...les Zimmer; im Hinterhause, unmittelbar
Ratskelle ...r Speicher, auf dessen Böden die gefällige
pilgern ... Weltteilen geräuschlos, und ohne daß er sich
...raucht, zuträgt. Was Wunder, daß er das alte,
...s zahllose Treppen und Treppchen giebt, wo es
...sto häufiger aber an einer festen Wand gebricht,
...gt! Darum wimmelt es auch in diesem Straßen-
...n Menschen, wie in einem Bienenkorbe. Es schwirrt
...; und schreit, es knallt und lärmt ohne Aufhören auf
... und in Gängen; ja selbst in die Erde hinein hat sich das
... bald unter der Straße, in gleicher Höhe mit dem Ni-
...r Flutwelle gefüllten Fleets, zu handeln und vom Gewinn
... zu leben und selbst Reichtümer zu sammeln.

... sich wundern, daß viele Tausende ihr ganzes Leben in diesen
...ungen verbringen, die keine andere Annehmlichkeit besitzen, als
... Inwohner gut ernähren. Es fehlt in den meisten dieser Keller
... die moderne Welt unter dem Namen Komfort versteht. Der
... unglaublich beschränkt, finster, modrig, feucht, und die Vergünsti-
... solchen Räumen wohnen zu dürfen, obendrein kostspielig. Beginnen
... Frühjahr und im Herbst die Äquinoctialstürme, und rollen die un-
...n Flutgebirge der Nordsee gegen die flachen Küstenlande der Nieder-
... dann stauen sich die Wassermassen des Stroms zur Flutzeit zurück,
...men sich hoch auf und dringen durch die Fleeten in diese Kellerwohnungen,
...selben oft meterhoch mit trübem, schmutziggelbem Wasser füllend. Und
...nnoch verläßt der Inhaber des Kellers sein Haus nicht, es müßte denn
...folge einer Springflut seinem Leben Gefahr bei längerem Verweilen drohen.
...alle dieser Art werden durch das Lösen der Lärmkanone angezeigt.

Die Häuser in diesem Stadtteile sind mit sehr wenigen Ausnahmen schlecht gebaut. Ein hölzernes Gerippe, mit Ziegelsteinen ausgesetzt, ist so ziemlich die ganze daran verschwendete Architektur. Gewöhnlich fehlt es an sogenannten Brandmauern, welche die einzelnen Häuser von einander trennen und jedes Haus als ein für sich bestehendes von den Nachbarhäusern absondern. Hier lehnt sich Haus an Haus ohne solche Brandmauer, woraus großenteils die Verheerungen der Feuersbrunst von 1842 sich erklären. Brände in diesem eng und leicht gebauten Häusergewirr müssen, finden sie gleich beim Entstehen viel Nahrungsstoff, und treibt ein ungünstiger Wind die Flamme über die Satteldächer der Nachbarhäuser, immer gefährlich werden. Daß dennoch bei den sehr häufig vorkommenden Bränden in Hamburg selten wirklich bedeutende Feuersbrünste stattfinden, möchte nur darin seine

Erklärung finden, daß der überaus starken Bevölkerung wegen jegliche Feuersgefahr sogleich entdeckt wird. Nur einzelne Straßen, wie die große Reichenstraße, die Gröningerstraße, die Katharinenstraße ꝛc., sind besser gebaut und haben zum Teil Häuser, welche den alten stolzen Kaufmannshäusern Lübecks zwar nicht gleichkommen, aber doch ähneln.

Nicht viel besser gebaut ist der westlich gelegene Stadtteil, die Neustadt. Auch diese Region Hamburgs trägt den Stempel altholländischer Bauart, nur hat dieselbe ihrer höhern Lage wegen von den Flutbewegungen des Meeres und dem Hochwasser der Elbe nichts zu leiden. Der Verkehr ist eben so stark und auf einzelnen Straßen, wie dem alten und neuen Steinwege, der Fuhlentwiete, die sich schlangenartig durch dieses Stadtviertel windet, übertrifft er sogar noch den in der Altstadt. An Werkeltagen wogt auf diesen Straßenkanälen, welche den Verkehr mit Altona vermitteln, ein solcher Strom von Menschen, Pferden und Wagen, daß dieses ununterbrochene Gewühl hin und wieder Drängender nur etwa von dem Leben auf dem Toledo, der Hauptstraße Neapels, übertroffen wird.

Zwischen diesen beiden Städten — denn Städte muß man beide Hälften nennen — mitten inne liegt der Neubau, welchen die auflodernde Flamme des 5. Mai 1842 geschaffen hat. Drei Tage und eben so viele Nächte verwandelten genau den Kern der gewaltigen Stadt, und darunter die unbedingt schönsten Straßen, in einen glühenden Aschenhaufen. Dieser Neubau macht gegenwärtig Hamburg zur glänzendsten Stadt in Deutschland.

Man kann vielleicht Gegründetes an der Architektur dieses neuen Stadtteils auszusetzen finden, zugeben wird man immer müssen, daß der Totaleindruck dieser Stadt von Palästen großartig, überraschend, fesselnd ist. Die alten, seltsam gegiebelten Häuser Lübecks mit ihren bunten Ziegelreliefs, ihren bald verwischten, bald durch das Wetter zerstörten Zieraten sind malerischer und lassen uns glauben, es müsse in dieser steinernen Romantik auch ein wunderbar romantisch gesinntes Geschlecht wohnen. Hamburgs Prachtpaläste geben romantischen Gedanken keinen Raum, und dennoch liegt auch in ihnen etwas seltsam Fesselndes. Wenn man herabsieht auf diese Straßen, dann glaubt man eine Stadt von Burgen vor sich zu haben, so hoch getürmt steigen diese Häusermassen empor, und so mittelalterlich solid sind viele Fenster, Balkone und Giebelzinnen derselben ausgeführt. Ein bestimmter architektonischer Geschmack herrscht nicht vor, wohl aber läßt sich deutlich erkennen, daß Haltbarkeit, zweckmäßige Benutzung des vorhandenen Raumes und das Bestreben nach Komfort sich gegenseitig die Hände reichen. Ich denke mir Edinburgh ähnlich gebaut, nur daß in der schottischen Hauptstadt die terrassenartig am Berg emporsteigenden burgartigen Gebäude dieser ein ungleich imposanteres Äußere verleihen müssen. Die meisten Häuser des Neubaues haben bei einer Höhe von 4—5 Stockwerken platte Dächer, was uns bisweilen glauben machen kann, wir befinden uns in einer Stadt Südeuropas.

Den Glanzpunkt dieses von den Flammen verheerten und aus der Asche

Sonn- und Festtage, welche der Ham… …Alsterbassin, das auf
interessant, wenn es auch, wie alle… …verdammes, des alten und

Es läßt sich leicht deut… …schönen Jungfernstiege kann
seinen Geschäftsbetrieb so … …die Seite stellen. Namentlich
ziehenden Äußern, sehr h… …Paläste und Gasthäuser in der
oft genug ein unscheinb… …eum Gesang und Saitenspiel und
an dem Fleet, bei… …er die Gondeln sich schaukeln: glaubt
Woge ihm Waren … …sondern in einem Venedig oder in
viel darum zu b… …Stadt zu sein. Allerdings würde dieser
verbaute Haus… …sein, bildete er statt eines gegen Nor-
zwar nicht … …ssalen Halbkreis, was vielleicht bei der
doch nur … …are. hätten die Erbauer nicht Nützlichkeits-
knäuel v…
und sum… …em deutschen Handelsstadt ist wunderbar schön
Straß… …e plötzlich des Nachts betritt und in ein Glanz-
Lebe… …ist eingetaucht wird.
v… …und wahrhaft groß und erhaben ist der Anblick
… …von Harburg, im Glanz der Abendsonne, hinüber-
… …gegene Altona, das sich stolz zur Nebenbuhlerin der
… …aufgeworfen hat, scheint mit Hamburg in ein großes
… …reißen. Die Elbe ist ein Meer, übersäet mit grünen
… …Schiffsmaste starren empor, überall Leben und Wirken
… …Lande. Der Strom, durch einige Dutzend Inseln geteilt,
… …teils dem Königreich Preußen (Provinz Hannover) an-
… …der Billwerder, dessen 100 Windmühlen ihre Riesen-
… …Luft bewegen — mag hier immer 2 Stunden Breite haben;
… …eine gute Strecke zu fahren, bis man hinüberkommt und kann
… …des großartigsten Anblicks sich freuen.

# Sechster Abschnitt.

1. Von Gravesend bis London. — 2. Englische Bauten. Die Brücken in London. Die Docks. Häuser und Straßenbau. Verschönerungen und unterirdische Bauten. Die Stationen des Londoner Bahnnetzes. — 3. Die englischen Parks und Villas. — 4. London. Ein Gang durch die Straßen von London. Wohnungen in London. Ein Wochentag in London. Der Sonntag. Eine Londoner Schneiderwerkstätte. Zeit ist Geld. — 5. Greenwich. — 6. Ausflug nach Edinburgh. Pferderennen. — 7. a. Manchester und seine Baumwollenspinnerei. — 7. b. Ein Abend des Sonnabends in Manchester. — 8. Die schwarzen Diamanten in England. — 9. Die Volkscharaktere. — 10. Eigentümlichkeiten des englischen Volks. — 11. Engländer und Franzosen nach ihrer Häuslichkeit. — 12. Die Engländer als Handelsvolk.

## 1. Von Gravesend bis London.*)

Das ist die englische Küste! Durch den Morgennebel schimmern die Türme von Yarmouth. Ein gutes Stück Weges noch in der Richtung nach Süden, und die Themsemündung liegt vor uns. Da ist sie: Sheerneß mit seinen Baken und Tonnen taucht auf. Nun aber ist es, als wüchsen dem Dampfer die Flügel, immer rascher schlägt er mit seinen Schaufeln die hochaufspritzende Flut, und die prächtige Bucht durchfliegend, von der man nicht weiß, ob sie ein breiter Strom oder ein schmales Meer ist, trägt er uns jetzt, an Gravesend vorbei, in den eigentlichen Themsestrom hinein.

Alles Große wirkt in die Ferne: wir fühlen ein Gewitter, lange bevor es über uns ist; große Männer haben ihre Vorläufer, so auch große Städte. Gravesend ist ein solcher Herold, es ruft uns zu: „London kommt!“ und unruhig, erwartungsvoll schweifen unsere Blicke die Themse hinauf. Des Dampfers Kiel durchschneidet pfeilschnell die Flut, wir haben noch 5 Meilen bis zur alten City, noch an großen, volkreichen Städten müssen wir vorbei und doch sind wir bereits mitten im Getriebe der Riesenstadt; Greenwich, Woolwich und Gravesend gelten noch als besondere Städte und doch sind sie's nicht mehr; die Äcker und Wiesen, die zwischen ihnen und London liegen, sind nur erweiterte Hyde-Parks; von Smithfield nach Paddington, quer durch die Stadt hindurch, ist eine schlimmere Reise, wie von London-Bridge bis

*) Theod. Fontane, Ein Sommer in London.

seitde… …ist die längste Straße Londons, sondern
dre… …statt der Cabs und der Omnibus befahren
ne… …Dampfern, Greenwich und Woolwich sind
t… …ist die letzte Station.

…ist — seine Maſſenhaftigkeit. Wenn Neapel
…Himmel, Moskau durch seine funkelnden Kuppeln,
…ungen, Venedig durch den Zauber seiner meer-
…wirkt: so ist es beim Anblick Londons das Gefühl
…uns überwältigt — dasselbe Gefühl, was uns beim
…Meeres durchschauert. Die überschwengliche Fülle, die
…Masse: das ist die eigentliche Wesenheit, der Charakter Lon-
…von der Paulskirche oder der Greenwicher Sternwarte herab
…auf dies Häusermeer richtet, ob man die Cityſtraßen durch-
…von der Menschenmenge halb mit fortgerissen, den Gedanken
…drücken kann, jedes Haus sei wohl ein Theater, das eben jetzt seine
…warme wieder ins Freie strömt — überall ist es die Zahl, die
…uns Staunen abzwingt, aber auch die Kraft und Energie, die
…groß sich entfaltenden Leben zu Grunde liegt.

Gravesend liegt hinter uns; noch sehen wir das Schimmern seiner
…Häuser, und schon taucht Woolwich, die Arsenalstadt, vor unsern
Augen auf. Rechts und links liegen die Wachtschiffe; drohend weisen sie
…Zähne, hell im Sonnenschein blitzen die Geschütze aus ihren Luken her-
vor. Vorbei! Wir haben nichts zu fürchten: Altenglands Flagge weht von
unserm Mast; friedlich nur dröhnt ein Kanonenschuß über die Themse hin
und verhallt jetzt in den stillen Lüften der Grafschaft Kent. Weiter schaufelt
sich der Dampfer an Ostindienfahrern vorbei, die jetzt eben mit vollen Se-
geln und voller Hoffnung in Meer und Welt hinausziehen; seht, die Ma-
trosen grüßen und schwenken ihre Hütte! Wenn wieder Land unter ihren
Füßen ist, so sind es des Indus oder Ganges Ufer. Glückliche Fahrt! Und
jetzt ein Invalidenschiff sperrt uns fast den Weg. Alles daran ist zerschossen
es selbst und seine Bewohner. Ein Dreidecker ist's; seine Kanonenluken
sind friedliche Fenster geworden, hinter denen die Sieger von Abukir und
Trafalgar, die alte Garde Nelsons, ihre traulichen Kojen haben.

Aber lassen wir die Alten! das junge frische Leben jubelt eben jetzt an
uns vorüber. Eine wahre Flottille von Dampfbooten, nur heimisch im
Themsefahrwasser, kommt unter Sang und Klang den Fluß hinunter. In
Gravesend ist Jahrmarkt oder ein Schifferfest. Da darf der Londoner
Junggesell, der Commis und Handwerker nicht fehlen; die halbe City, scheint
es, ist flügge geworden und will in Gravesend tanzen und springen und
sich einmal gütlich thun nach der Melodie des Dudelsacks. Kein Ende nimmt
der Festzug: bis hundert habe ich die vorbeifliegenden Dampfer gezählt, ohne
zu Ende gekommen zu sein.

Nun taucht Greenwich auf, immer reger wird das Leben, immer
bunter der Strom, wie wenn Ameisen arbeiten, hierhin, dorthin, rechts

und links, vor und zurück, aber immer raſtlos, ſo lebt und webt es zwiſchen den Ufern.

Noch hat unſer Fuß London nicht betreten, noch liegt es vor uns, und ſchon haben wir ein Stück von ihm im Rücken — auf hundert Dampfbooten eilte es an uns vorbei. Die Bevölkerung ganzer Städte iſt ausgezogen aus der einen Stadt, und doch, die Tauſende, die ihr fehlen, ſie fehlen ihr nicht, es iſt das gleiche unabſehbare Getümmel.

## 2. Engliſche Bauten.*)

### Die Brücken in London.

Der Themſeſtrom teilt die etwa 4 Millionen Bewohner umfaſſende Stadt in zwei Hälften; die Stadtteile London und Weſtminſter liegen auf der Nordſeite der Themſe, Southwark und Lambeth auf der Südſeite. Beide Abteilungen ſind durch 13 Brücken (unter welchen zwei Hängebrücken) mit einander verbunden, und dieſe 13 Brücken gehören zu den architektoniſchen Glanzpunkten Londons; keine Hauptſtadt kann ſich ſolcher rühmen, und Canova erklärte nicht mit Unrecht, der Anblick der Waterloobrücke allein ſei ſchon eine Reiſe nach London wert. Paris hat mehr Brücken, aber die Seine iſt viel weniger breit und tief, als die Themſe, und dieſe noch überdies ſehr der Ebbe und Flut des Meeres ausgeſetzt.

Man kann ſich des Staunens nicht erwehren, wenn man die Southwarkbrücke mit ihren 3 Rieſenbogen, von denen der mittlere eine Spannung von 72 m hat, betrachtet. Aber das Staunen wächſt, wenn man weiter ſtromabwärts gleitet und die London-Bridge, ſchwer und maſſiv wie ein Gebirgsſtück, über den breiten Strom geworfen ſieht. Es läßt ſich nichts Soliderес denken, und man bewundert zugleich die Kühnheit, die Ausdauer und den Reichtum der Mittel, der zu ſolchem Rieſenbau erfordert wurde. Die Werke, welche auf das Praktiſche gerichtet ſind, mögen ſie auch noch ſo ſchwierig in der Ausführung ſein, werden von dem Engländer mit einer Sicherheit und einem Eifer ausgeführt, wie es bei keiner andern europäiſchen Nation der Fall iſt.

Die älteſte war die Londonbrücke (London Bridge), 1176—1206 erbaut, 1831 aber abgebrochen und durch eine neue erſetzt, aus Granit mit 5 Bogen, von 294 m Länge und 20 m Breite. Die Southwarkbrücke iſt von Gußeiſen, hat 270 m Länge und wurde 1814—19 erbaut. Die Blackfriars-Bridge (Schwarzemönchsbrücke) iſt 291 m lang, hat 5 Bogen und wurde 1864—69 an Stelle einer baufällig gewordenen alten Brücke geſchmackvoll erbaut. Die Waterloobrücke (früher Strandbrücke genannt) iſt die ſchönſte; ſie ward 1814—17 aus Granit er-

*) Erinnerungen an England und Schottland von Moritz v. Kalkſtein (Berlin).

baut in einer Länge von 372 m mit 9 elliptiſchen Bogen zu 36 m Spannung. Sie gewährt eine maleriſche Ausſicht auf den mittleren Teil der Stadt von Weſtminſter bis St. Pauls. Die Weſtminſterbrücke, 1856—62 an Stelle einer früheren Steinbrücke erbaut, iſt 335 m lang, hat 7 eiſerne, von Granitpfeilern getragene Bogen und iſt eine der eleganteſten. Sie bietet eine treffliche Ausſicht auf das Parlamentsgebäude. Sehr hübſch iſt auch die Vauxhallbrücke mit 9 Bogen, 1813—16 erbaut und die neue Alberts-Bridge; Alexander- und Victoria-Bridge ſind Eiſenbahnbrücken. Es koſtete die Erbauung der Londonbrücke 40 Mill. Mark, Southwarkbrücke 16½ Mill., Blackfriarsbrücke 7 Mill., Waterloobrücke 25 Mill., Weſtminſterbrücke 8 Mill., Vauxhallbrücke 5½ Mill. Mark.

Zur Londonbrücke führt jetzt eine prachtvolle Straße, die durch Abtragung der alten Häuſer gebahnt wurde. Man hat von ihr, die gleichſam den Knotenpunkt auf der Themſeſtraße bildet, einen wahrhaft großartigen Blick auf das weit ausgeſpannte Panorama der Rieſenſtadt. Verfolgt man abwärts die Uferkonturen des Stroms, ſo treten im Oſten die hochanſtrebenden grauen Steinmaſſen des Tower dem Blick entgegen. Die zunächſt liegenden Docks mit dem Maſtenwald ihrer zahlreichen Schiffe ſchließen den Proſpekt. Nach der entgegengeſetzten Seite ragt die ſchöne, himmelanſtrebende Kuppel der grandioſen Paulskirche empor. Weiterhin verſchwimmen aber die Umriſſe dieſes architektoniſchen Bildes in der durch Kohlendampf und Nebeldunſt getrübten Atmoſphäre; ſelbſt an ſonnenhellen Tagen ſind Fernſichten nur durch einen Schleier zu ſchauen.

## Die Docks.

In der unmittelbaren Nähe des Tower bis Blackwall, in einer Ausdehnung von einer deutſchen Meile, liegen die Docks. Wie alle Unternehmungen in England, ſo ſind auch dieſe Docks aus Anlage-Kapitalien von Aktiengeſellſchaften hervorgegangen. Es ſind künſtliche Waſſerbaſſins zur Aufnahme fremder Schiffe, mit 5—7 ſtöckigen Warenhäuſern umgeben. Alle zuſammen umfaſſen einen Flächenraum von mehr als 700 engliſchen Acres,*) in denen einige Tauſend Schiffe ganz bequem Platz finden. Die in den Warenhäuſern und auf den Lagerplätzen dieſer geräumigen Baſſins aufgeſpeicherten Frachtgüter haben den Kapitalwert von wenigſtens 20 Mill. Pfd. Sterling. Der ungeheure Verkehr auf der Themſe, in deren Hafen oft an einem Tage 300 Schiffe einlaufen, hat die Anlage dieſer Baſſins notwendig gemacht. Ohne ſie müßte der Strom wenigſtens das Dreifache ſeiner Breite haben, um für alle angekommenen Fahrzeuge hinreichenden Raum darzubieten. Auch würde, da alle Schiffsladungen vor ihrem Abſatz an die Londoner Handelshäuſer einem Zoll unterworfen ſind, die dadurch herbeigeführte Verzögerung oft mit den nachteiligſten Verluſten für die Schiffseigner verbunden ſein. Dieſem Übelſtande wurde durch Anlage der Docks abgeholfen. Sie geben

*) 1 engl. Acre = 0,4 Hektar.

den einlaufenden Schiffen eine bequeme Gelegenheit, ihre Fracht entweder auf den weiten Lagerräumen vor ihren Bassins sofort zu versteuern, oder dieselbe unter Umständen unverzollt in den Warenhäusern bis zu einer passenden Gelegenheit liegen zu lassen. Da bei den fortwährenden Schwankungen des Großhandels häufig das schnelle Ergreifen des Momentes den Ausschlag giebt, so sind diese Anlagen für die Erleichterung und Förderung des Handelsverkehrs von nicht zu berechnender Wichtigkeit.

Von den unmittelbar an den Tower grenzenden St. Katharine-Docks gelangt man durch einige schmutzige, fast ausschließlich von Matrosentavernen eingenommene Viertel zu den London-Docks. Hier spiegelt sich die bewegliche Regsamkeit des britischen Welthandels in den wechselvollsten Formen ab. An den Lagerplätzen vor den Warenhäusern bilden hoch aufgetürmte Faßreihen lange Straßen, zwischen denen sich Handkarren, Wagen, Menschen in dem dichtesten Gewühl fortbewegen. An keiner Stelle des Londoner Hafens, von Gravesend bis London-Bridge, sind die Schiffe verschiedener Nationalitäten so dicht gedrängt. In dem buntesten Gemisch erblickt man holländische Schiffe, Brasilianer mit Kaffee und Farbhölzern, Dänen mit Schlachtvieh, französische Schiffe mit Obst, Gemüse, Eiern, Amerikaner mit Tabak und Zucker, deutsche Fahrzeuge mit Getreide, englische Schiffe mit Kolonialprodukten aus Indien, Australien, Canada und dem Kap.

Jeder Handelsgegenstand hat sein besonderes Viertel. Gleich beim Eintritt liegt das Ivory-House, in welchem ungeheure Vorräte von Elefantenzähnen und Schildkrötenschalen aufgehäuft liegen: ein anderes 5 Stock hohes Magazin, schon durch einen bläulich gefärbten Dunstkreis, der es einhüllt, wahrnehmbar, umfaßt das Indigolager. Daran reihen sich die Warenhäuser für die Theevorräte, die hier in vielen tausend mit chinesischen Etiketten versehenen Kisten in einer Massenhaftigkeit aufgespeichert liegen, wie nicht leicht an einer andern Stelle der Welt. Einer der umfangreichsten Artikel der Einfuhr ist der Tabak. Man veranschlagt die Vorräte desselben auf 600,000 Centner, mit einem Kapitalwert von 4,800,000 Pfd. Sterl. In einem der Warenhäuser „the queens warehouse“ fällt ein aus roten Backsteinen gemauerter, kugelartig geformter, stets brennender Ofen auf. Der Volkswitz hat denselben mit dem pikanten Namen der „Tabakspfeife der Königin“ (the queens Tobacco-Pipe) getauft. Alle verdorbenen oder wegen Einschmuggelung mit Beschlag belegten und wegen der Höhe des Straffatzes nach einem bestimmten Zeitraum nicht abgeholten Waren werden zu möglichst schneller und am wenigsten umständlicher Spedition der rastlos arbeitenden Esse dieser queens Tobacco-Pipe übergeben, und so groß ist die Quantität des hier der Zerstörung anheimgegebenen Stoffs, daß der Ofen nun schon seit Jahren seinen Vernichtungsprozeß vollzieht und sogar die daraus gewonnene Asche für Landwirte, Seifensieder und Besitzer chemischer Fabriken der Gegenstand einer einträglichen Spekulation geworden ist.

Von einem durch ihre Massenhaftigkeit in ganz eigentümlicher Weise anregenden Interesse sind die unterirdischen Weinlager der London-Docks. Man

wie er sein Geschäft vergrößern will; denn keine Zerstreuungen anderer Art ziehen ihn davon ab. Die Hauptunterhaltung des Bremer besteht im gewandten Rechnen, im Anhören der Sonntagspredigt und im guten Essen und Trinken. Wer hier kein Prediger, Kaufmann oder Feinschmecker ist, muß sich furchtbar langweilen, und gar ein Fremder, der nicht genaue Bekanntschaften unter den Bürgern hat, kann nichts Besseres thun, als in den Ratskeller zur berühmten Frau Rose und den noch berühmteren Aposteln zu pilgern, oder hinauszufahren nach Vegesack und Bremerhaven.

## 6. Hamburg.

Alle großen Städte greifen mit ihren äußersten Lebensfasern über ihr Weichbild hinaus. Man ahnt sie daher nicht bloß von ferne, man fühlt sogar ihre Nähe sehr deutlich. Auch Hamburg macht von dieser allgemein gültigen Regel keine Ausnahme. Wer sich von Lübeck her dieser mächtigen Metropole der Niederelbe nähert, bemerkt ihre Nähe schon hinter Wandsbeck. Die größere Lebendigkeit der Straße, die sich mehrenden Landhäuser, später das Entgegenrollen eleganter Gigs und Kabs, alles deutet auf die Nähe einer großartigen, starkbevölkerten Welthandelsstadt. Weniger bemerklich macht sich Hamburg für Reisende, welche auf der Berliner Eisenbahn ankommen, weil der Schienenweg von Bergedorf aus durch die Niederungen zwischen Elbe und Bille fortzieht, und in diese nur durch künstliche Vorrichtungen wasserfrei zu haltenden Gegenden der Hamburger seine Landhäuser nicht vorzuschieben wagte. Nur wenn die Nacht hereinbricht, bevor der Zug Hamburg erreicht, deutet der flutende Lichtschimmer in der Luft die Gegend an, wo es liegt, bis die weißen, scharfen Lichtpunkte seiner tausend Gasflammen uns die Umrisse des riesigen Stadtkörpers deutlicher erkennen lassen.

Wien und Berlin sind ungleich größer als Hamburg, aber lebhafter sind sie nicht. In jenen Städten konzentriert sich der große Verkehr, das Menschen-, Pferde- und Wagengewühl auf gewisse Punkte, die, mögen sie auch umfangreich sein, im Verhältnis zum Ganzen doch immer nur Punkte bleiben. Hamburg dagegen ist mit alleiniger Ausnahme eines Teils der Vorstadt St. Georg von einem Ende zum andern gleich belebt. Dies giebt ihm den scharf ausgeprägten Charakter einer ausschließlich von der größten und unbegrenztesten Handelsthätigkeit seiner Bewohner lebenden Stadt. Ich will nicht behaupten, daß dies für jedermann, namentlich für Nichtkaufleute, angenehm sei, wohl aber ist es interessant, weil der erste Eindruck der Stadt immer derselbe bleibt und immer von neuem, trotz einer gewissen Stereotypie, fesselt und anzieht.

Wer Hamburg kennen lernen will, darf es nicht von der Vogelperspektive etwa eines eleganten Hotelzimmers aus oder zurückgelehnt in die

purpurroten Sammetkiſſen einer Droſchke betrachten. Hamburg iſt an verſchiedenen Orten ein anderes, obwohl derſelbe Pulsſchlag, der Handel all ſeine Teile belebt. Gegen Oſt und Süd breitet ſich auf niedrigem Sumpflande die Altſtadt aus. Hier am Deichthore fällt ein ſchmaler Elbarm in die Stadt und ergießt ſich, in mehrere Kanäle rinnend, durch das gewaltige Häuſerkonvolut, um weiter unten, in der Mitte des großen Stadtkörpers, ſich wieder mit dem mächtigen Strome der Vorderelbe zu vereinigen. Die Bauart der Häuſer in dieſem Stadtteile hat wenig Anziehendes, verrät aber ſehr deutlich ihren Urſprung, den auch einzelne Straßenbenennungen, wie „holländiſcher Brook", „holländiſche Reihe", andeuten. Die Bauart iſt holländiſchen Urſprungs, wie es denn überhaupt ſehr begreiflich iſt, daß juſt hier zwiſchen Waſſer und halbem Sumpf Holländer auf den Einfall kommen konnten, Häuſer zu bauen und Handel und Wandel zu treiben.

Ein Fremder, dem Hamburg vielleicht als eine ſchöne luxuriöſe Stadt geſchildert worden iſt, findet ſich in dieſem Stadtteile, der allein ſchon eine recht umfangreiche deutſche Mittelſtadt ausmachen würde, ſehr getäuſcht. Hier iſt nichts ſchön, hier iſt nichts, was Glanz und Luxus vermuten läßt. Die Häuſer, großenteils auf einem Unterbau von Holz ſtehend, hocken krumm und ſchief nebeneinander und ſehen nicht ſelten aus, als wollten ſie ſich mit ihren hohen Giebeln zärtlich umarmen. Vier, fünf bis ſechs Stock hoch, iſt jedes höhere Stockwerk über das niedrigere um mehrere Zoll oder Fuß weit vorgebaut, um auf ſolche Weiſe den karg zugemeſſenen Bodenraum durch Benutzung des ſteuerfreien Luftraums zweckmäßig zu erſetzen. Dies macht die äußerſt belebten langen, gewundenen Straßen ſehr düſter, weil der Himmel oft nur als blaues Band, oder als grauer, dunſtiger Nebelſtreif zwiſchen den Spitz- und Stumpfgiebeln hereinflattert. Noch trauriger anzuſehen ſind die Kehrſeiten vieler ſolcher Straßen. Wie nämlich an der Vorderſeite der gepflaſterte Weg fortläuft, ſo ſchlängelt ſich an der Hinterſeite ein bald breiterer, bald ſchmälerer Kanal durch das Häuſerlabyrinth, in Hamburg Fleet genannt. Über dieſe Fleete neigen die Häuſer ihre Giebel in oft wahrhaft bedenklicher Weiſe. Da jedoch eines das andere ſtützt und trägt, ſo hält das ſchreckhaft anzuſehende Gerümpel doch aus und trotzt allen Stürmen der Elemente.

Beim Anſchwellen der Flut, der Segenſpenderin Hamburgs, füllen ſich die Kanäle raſch mit lebendigem Waſſer, auf deſſen Wellen zahlloſe kleine Schiffe, Kähne, Flachboote, Schuten, und wie dieſe Dienerinnen der Schiffahrt alle heißen mögen, heranſchwimmen, befrachtet mit allen möglichen Schätzen der Erde. Hoch oben aber an den ſchwarzen überhängenden Giebelenden der Hinterhäuſer öffnen ſich verſchloſſene Luken, ein Tau, eine Kette ſchnurrt oder klirrt herab zum Kanal, und tauſend geſchäftige Hände ſind bemüht, hier die Erzeugniſſe der nordiſchen Erdſtriche, dort die Produkte der heißen Zone, die Schätze beider Indien emporzuheben auf die Lagerböden der geräumigen Speicher. Mag man ein Jünger Merkurs ſein oder nicht, dieſes ameiſenartige Treiben tagaus, tagein, früh und ſpät, mit Ausſchluß der

wie er sein Geschäft vergrößern will; denn keine Zerstreuungen anderer Art ziehen ihn davon ab. Die Hauptunterhaltung des Bremer besteht im gewandten Rechnen, im Anhören der Sonntagspredigt und im guten Essen und Trinken. Wer hier kein Prediger, Kaufmann oder Feinschmecker ist, muß sich furchtbar langweilen, und gar ein Fremder, der nicht genaue Bekanntschaften unter den Bürgern hat, kann nichts Besseres thun, als in den Ratskeller zur berühmten Frau Rose und den noch berühmteren Aposteln zu pilgern, oder hinauszufahren nach Vegesack und Bremerhaven.

## 6. Hamburg.

Alle großen Städte greifen mit ihren äußersten Lebensfasern über ihr Weichbild hinaus. Man ahnt sie daher nicht bloß von ferne, man fühlt sogar ihre Nähe sehr deutlich. Auch Hamburg macht von dieser allgemein gültigen Regel keine Ausnahme. Wer sich von Lübeck her dieser mächtigen Metropole der Niederelbe nähert, bemerkt ihre Nähe schon hinter Wandsbeck. Die größere Lebendigkeit der Straße, die sich mehrenden Landhäuser, später das Entgegenrollen eleganter Gigs und Kabs, alles deutet auf die Nähe einer großartigen, starkbevölkerten Welthandelsstadt. Weniger bemerklich macht sich Hamburg für Reisende, welche auf der Berliner Eisenbahn ankommen, weil der Schienenweg von Bergedorf aus durch die Niederungen zwischen Elbe und Bille fortzieht, und in diese nur durch künstliche Vorrichtungen wasserfrei zu haltenden Gegenden der Hamburger seine Landhäuser nicht vorzuschieben wagte. Nur wenn die Nacht hereinbricht, bevor der Zug Hamburg erreicht, deutet der flutende Lichtschimmer in der Luft die Gegend an, wo es liegt, bis die weißen, scharfen Lichtpunkte seiner tausend Gasflammen uns die Umrisse des riesigen Stadtkörpers deutlicher erkennen lassen.

Wien und Berlin sind ungleich größer als Hamburg, aber lebhafter sind sie nicht. In jenen Städten konzentriert sich der große Verkehr, das Menschen-, Pferde- und Wagengewühl auf gewisse Punkte, die, mögen sie auch umfangreich sein, im Verhältnis zum Ganzen doch immer nur Punkte bleiben. Hamburg dagegen ist mit alleiniger Ausnahme eines Teils der Vorstadt St. Georg von einem Ende zum andern gleich belebt. Dies giebt ihm den scharf ausgeprägten Charakter einer ausschließlich von der größten und unbegrenztesten Handelsthätigkeit seiner Bewohner lebenden Stadt. Ich will nicht behaupten, daß dies für jedermann, namentlich für Nichtkaufleute, angenehm sei, wohl aber ist es interessant, weil der erste Eindruck der Stadt immer derselbe bleibt und immer von neuem, trotz einer gewissen Stereotypie, fesselt und anzieht.

Wer Hamburg kennen lernen will, darf es nicht von der Vogelperspektive etwa eines eleganten Hotelzimmers aus oder zurückgelehnt in die

purpurroten Sammetkissen einer Droschke betrachten. Hamburg ist an verschiedenen Orten ein anderes, obwohl derselbe Pulsschlag, der Handel all seine Teile belebt. Gegen Ost und Süd breitet sich auf niedrigem Sumpflande die Altstadt aus. Hier am Deichthore fällt ein schmaler Elbarm in die Stadt und ergießt sich, in mehrere Kanäle rinnend, durch das gewaltige Häuserkonvolut, um weiter unten, in der Mitte des großen Stadtkörpers, sich wieder mit dem mächtigen Strome der Vorderelbe zu vereinigen. Die Bauart der Häuser in diesem Stadtteile hat wenig Anziehendes, verrät aber sehr deutlich ihren Ursprung, den auch einzelne Straßenbenennungen, wie „holländischer Brook", „holländische Reihe", andeuten. Die Bauart ist holländischen Ursprungs, wie es denn überhaupt sehr begreiflich ist, daß just hier zwischen Wasser und halbem Sumpf Holländer auf den Einfall kommen konnten, Häuser zu bauen und Handel und Wandel zu treiben.

Ein Fremder, dem Hamburg vielleicht als eine schöne luxuriöse Stadt geschildert worden ist, findet sich in diesem Stadtteile, der allein schon eine recht umfangreiche deutsche Mittelstadt ausmachen würde, sehr getäuscht. Hier ist nichts schön, hier ist nichts, was Glanz und Luxus vermuten läßt. Die Häuser, großenteils auf einem Unterbau von Holz stehend, hocken krumm und schief nebeneinander und sehen nicht selten aus, als wollten sie sich mit ihren hohen Giebeln zärtlich umarmen. Vier, fünf bis sechs Stock hoch, ist jedes höhere Stockwerk über das niedrigere um mehrere Zoll oder Fuß weit vorgebaut, um auf solche Weise den karg zugemessenen Bodenraum durch Benutzung des steuerfreien Luftraums zweckmäßig zu ersetzen. Dies macht die äußerst belebten langen, gewundenen Straßen sehr düster, weil der Himmel oft nur als blaues Band, oder als grauer, dunstiger Nebelstreif zwischen den Spitz- und Stumpfgiebeln hereinflattert. Noch trauriger anzusehen sind die Kehrseiten vieler solcher Straßen. Wie nämlich an der Vorderseite der gepflasterte Weg fortläuft, so schlängelt sich an der Hinterseite ein bald breiterer, bald schmälerer Kanal durch das Häuserlabyrinth, in Hamburg Fleet genannt. Über diese Fleete neigen die Häuser ihre Giebel in oft wahrhaft bedenklicher Weise. Da jedoch eines das andere stützt und trägt, so hält das schreckhaft anzusehende Gerümpel doch aus und trotzt allen Stürmen der Elemente.

Beim Anschwellen der Flut, der Segenspenderin Hamburgs, füllen sich die Kanäle rasch mit lebendigem Wasser, auf dessen Wellen zahllose kleine Schiffe, Kähne, Flachboote, Schuten, und wie diese Dienerinnen der Schiffahrt alle heißen mögen, heranschwimmen, befrachtet mit allen möglichen Schätzen der Erde. Hoch oben aber an den schwarzen überhängenden Giebelenden der Hinterhäuser öffnen sich verschlossene Luken, ein Tau, eine Kette schnurrt oder klirrt herab zum Kanal, und tausend geschäftige Hände sind bemüht, hier die Erzeugnisse der nordischen Erdstriche, dort die Produkte der heißen Zone, die Schätze beider Indien emporzuheben auf die Lagerböden der geräumigen Speicher. Mag man ein Jünger Merkurs sein oder nicht, dieses ameisenartige Treiben tagaus, tagein, früh und spät, mit Ausschluß der

wie er sein Geschäft vergrößern will; denn keine Zerstreuungen anderer Art ziehen ihn davon ab. Die Hauptunterhaltung des Bremer besteht im gewandten Rechnen, im Anhören der Sonntagspredigt und im guten Essen und Trinken. Wer hier kein Prediger, Kaufmann oder Feinschmecker ist, muß sich furchtbar langweilen, und gar ein Fremder, der nicht genaue Bekanntschaften unter den Bürgern hat, kann nichts Besseres thun, als in den Ratskeller zur berühmten Frau Rose und den noch berühmteren Aposteln zu pilgern, oder hinauszufahren nach Vegesack und Bremerhaven.

## 6. Hamburg.

Alle großen Städte greifen mit ihren äußersten Lebensfasern über ihr Weichbild hinaus. Man ahnt sie daher nicht bloß von ferne, man fühlt sogar ihre Nähe sehr deutlich. Auch Hamburg macht von dieser allgemein gültigen Regel keine Ausnahme. Wer sich von Lübeck her dieser mächtigen Metropole der Niederelbe nähert, bemerkt ihre Nähe schon hinter Wandsbeck. Die größere Lebendigkeit der Straße, die sich mehrenden Landhäuser, später das Entgegenrollen eleganter Gigs und Kabs, alles deutet auf die Nähe einer großartigen, starkbevölkerten Welthandelsstadt. Weniger bemerklich macht sich Hamburg für Reisende, welche auf der Berliner Eisenbahn ankommen, weil der Schienenweg von Bergedorf aus durch die Niederungen zwischen Elbe und Bille fortzieht, und in diese nur durch künstliche Vorrichtungen wasserfrei zu haltenden Gegenden der Hamburger seine Landhäuser nicht vorzuschieben wagte. Nur wenn die Nacht hereinbricht, bevor der Zug Hamburg erreicht, deutet der flutende Lichtschimmer in der Luft die Gegend an, wo es liegt, bis die weißen, scharfen Lichtpunkte seiner tausend Gasflammen uns die Umrisse des riesigen Stadtkörpers deutlicher erkennen lassen.

Wien und Berlin sind ungleich größer als Hamburg, aber lebhafter sind sie nicht. In jenen Städten konzentriert sich der große Verkehr, das Menschen-, Pferde- und Wagengewühl auf gewisse Punkte, die, mögen sie auch umfangreich sein, im Verhältnis zum Ganzen doch immer nur Punkte bleiben. Hamburg dagegen ist mit alleiniger Ausnahme eines Teils der Vorstadt St. Georg von einem Ende zum andern gleich belebt. Dies giebt ihm den scharf ausgeprägten Charakter einer ausschließlich von der größten und unbegrenztesten Handelsthätigkeit seiner Bewohner lebenden Stadt. Ich will nicht behaupten, daß dies für jedermann, namentlich für Nichtkaufleute, angenehm sei, wohl aber ist es interessant, weil der erste Eindruck der Stadt immer derselbe bleibt und immer von neuem, trotz einer gewissen Stereotypie, fesselt und anzieht.

Wer Hamburg kennen lernen will, darf es nicht von der Vogelperspektive etwa eines eleganten Hotelzimmers aus oder zurückgelehnt in die

purpurroten Sammetkissen einer Droschke betrachten. Hamburg ist an verschiedenen Orten ein anderes, obwohl derselbe Pulsschlag, der Handel all seine Teile belebt. Gegen Ost und Süd breitet sich auf niedrigem Sumpflande die Altstadt aus. Hier am Deichthore fällt ein schmaler Elbarm in die Stadt und ergießt sich, in mehrere Kanäle rinnend, durch das gewaltige Häuserkonvolut, um weiter unten, in der Mitte des großen Stadtkörpers, sich wieder mit dem mächtigen Strome der Vorderelbe zu vereinigen. Die Bauart der Häuser in diesem Stadtteile hat wenig Anziehendes, verrät aber sehr deutlich ihren Ursprung, den auch einzelne Straßenbenennungen, wie „holländischer Brook", „holländische Reihe", andeuten. Die Bauart ist holländischen Ursprungs, wie es denn überhaupt sehr begreiflich ist, daß just hier zwischen Wasser und halbem Sumpf Holländer auf den Einfall kommen konnten, Häuser zu bauen und Handel und Wandel zu treiben.

Ein Fremder, dem Hamburg vielleicht als eine schöne luxuriöse Stadt geschildert worden ist, findet sich in diesem Stadtteile, der allein schon eine recht umfangreiche deutsche Mittelstadt ausmachen würde, sehr getäuscht. Hier ist nichts schön, hier ist nichts, was Glanz und Luxus vermuten läßt. Die Häuser, großenteils auf einem Unterbau von Holz stehend, hocken krumm und schief nebeneinander und sehen nicht selten aus, als wollten sie sich mit ihren hohen Giebeln zärtlich umarmen. Vier, fünf bis sechs Stock hoch, ist jedes höhere Stockwerk über das niedrigere um mehrere Zoll oder Fuß weit vorgebaut, um auf solche Weise den karg zugemessenen Bodenraum durch Benutzung des steuerfreien Luftraums zweckmäßig zu ersetzen. Dies macht die äußerst belebten langen, gewundenen Straßen sehr düster, weil der Himmel oft nur als blaues Band, oder als grauer, dunstiger Nebelstreif zwischen den Spitz- und Stumpfgiebeln hereinflattert. Noch trauriger anzusehen sind die Kehrseiten vieler solcher Straßen. Wie nämlich an der Vorderseite der gepflasterte Weg fortläuft, so schlängelt sich an der Hinterseite ein bald breiterer, bald schmälerer Kanal durch das Häuserlabyrinth, in Hamburg Fleet genannt. Über diese Fleete neigen die Häuser ihre Giebel in oft wahrhaft bedenklicher Weise. Da jedoch eines das andere stützt und trägt, so hält das schreckhaft anzusehende Gerümpel doch aus und trotzt allen Stürmen der Elemente.

Beim Anschwellen der Flut, der Segenspenderin Hamburgs, füllen sich die Kanäle rasch mit lebendigem Wasser, auf dessen Wellen zahllose kleine Schiffe, Kähne, Flachboote, Schuten, und wie diese Dienerinnen der Schiffahrt alle heißen mögen, heranschwimmen, befrachtet mit allen möglichen Schätzen der Erde. Hoch oben aber an den schwarzen überhängenden Giebelenden der Hinterhäuser öffnen sich verschlossene Luken, ein Tau, eine Kette schnurrt oder klirrt herab zum Kanal, und tausend geschäftige Hände sind bemüht, hier die Erzeugnisse der nordischen Erdstriche, dort die Produkte der heißen Zone, die Schätze beider Indien emporzuheben auf die Lagerböden der geräumigen Speicher. Mag man ein Jünger Merkurs sein oder nicht, dieses ameisenartige Treiben tagaus, tagein, früh und spät, mit Ausschluß der

Sonn- und Festtage, welche der Hamburger streng heilig hält, bleibt immer interessant, wenn es auch, wie alles Stetige, an einer gewissen Monotonie leidet.

Es läßt sich leicht denken, daß der Kaufmann Wohnungen, die für seinen Geschäftsbetrieb so vorteilhaft gelegen sind, ungeachtet ihres wenig anziehenden Äußern, sehr hoch schätzt. Der Straße zugewendet ist sein Comptoir, oft genug ein unscheinbares, dunkles Zimmer; im Hinterhause, unmittelbar an dem Fleet, befindet sich der Speicher, auf dessen Böden die gefällige Woge ihm Waren aus allen Weltteilen geräuschlos, und ohne daß er sich viel darum zu bekümmern braucht, zuträgt. Was Wunder, daß er das alte, verbaute Haus, in dem es zahllose Treppen und Treppchen giebt, wo es zwar nicht an Fenstern, desto häufiger aber an einer festen Wand gebricht, doch nur ungern verläßt! Darum wimmelt es auch in diesem Straßenknäuel von geschäftigen Menschen, wie in einem Bienenkorbe. Es schwirrt und summt, es ruft und schreit, es knallt und lärmt ohne Aufhören auf Straßen, Brücken und in Gängen; ja selbst in die Erde hinein hat sich das Leben gewühlt, um halb unter der Straße, in gleicher Höhe mit dem Niveau des von der Flutwelle gefüllten Fleets, zu handeln und vom Gewinn dieses Handelns zu leben und selbst Reichtümer zu sammeln.

Man muß sich wundern, daß viele Tausende ihr ganzes Leben in diesen Kellerwohnungen verbringen, die keine andere Annehmlichkeit besitzen, als daß sie ihre Inwohner gut ernähren. Es fehlt in den meisten dieser Keller alles, was die moderne Welt unter dem Namen Komfort versteht. Der Raum ist unglaublich beschränkt, finster, modrig, feucht, und die Vergünstigung, in solchen Räumen wohnen zu dürfen, obendrein kostspielig. Beginnen aber im Frühjahr und im Herbst die Äquinoctialstürme, und rollen die ungeheuern Flutgebirge der Nordsee gegen die flachen Küstenlande der Niederelbe, dann stauen sich die Wassermassen des Stroms zur Flutzeit zurück, bäumen sich hoch auf und dringen durch die Fleeten in diese Kellerwohnungen, dieselben oft meterhoch mit trübem, schmutziggelbem Wasser füllend. Und dennoch verläßt der Inhaber des Kellers sein Haus nicht, es müßte denn infolge einer Springflut seinem Leben Gefahr bei längerem Verweilen drohen. Fälle dieser Art werden durch das Lösen der Lärmkanone angezeigt.

Die Häuser in diesem Stadtteile sind mit sehr wenigen Ausnahmen schlecht gebaut. Ein hölzernes Geripp, mit Ziegelsteinen ausgesetzt, ist so ziemlich die ganze daran verschwendete Architektur. Gewöhnlich fehlt es an sogenannten Brandmauern, welche die einzelnen Häuser von einander trennen und jedes Haus als ein für sich bestehendes von den Nachbarhäusern absondern. Hier lehnt sich Haus an Haus ohne solche Brandmauer, woraus großenteils die Verheerungen der Feuersbrunst von 1842 sich erklären. Brände in diesem eng und leicht gebauten Häusergewirr müssen, finden sie gleich beim Entstehen viel Nahrungsstoff, und treibt ein ungünstiger Wind die Flamme über die Satteldächer der Nachbarhäuser, immer gefährlich werden. Daß dennoch bei den sehr häufig vorkommenden Bränden in Hamburg selten wirklich bedeutende Feuersbrünste stattfinden, möchte nur darin seine

Erklärung finden, daß der überaus starken Bevölkerung wegen jegliche Feuersgefahr sogleich entdeckt wird. Nur einzelne Straßen, wie die große Reichenstraße, die Gröningerstraße, die Katharinenstraße ꝛc., sind besser gebaut und haben zum Teil Häuser, welche den alten stolzen Kaufmannshäusern Lübecks zwar nicht gleichkommen, aber doch ähneln.

Nicht viel besser gebaut ist der westlich gelegene Stadtteil, die Neustadt. Auch diese Region Hamburgs trägt den Stempel altholländischer Bauart, nur hat dieselbe ihrer höhern Lage wegen von den Flutbewegungen des Meeres und dem Hochwasser der Elbe nichts zu leiden. Der Verkehr ist eben so stark und auf einzelnen Straßen, wie dem alten und neuen Steinwege, der Fuhlentwiete, die sich schlangenartig durch dieses Stadtviertel windet, übertrifft er sogar noch den in der Altstadt. An Werkeltagen wogt auf diesen Straßenkanälen, welche den Verkehr mit Altona vermitteln, ein solcher Strom von Menschen, Pferden und Wagen, daß dieses ununterbrochene Gewühl hin und wieder Drängender nur etwa von dem Leben auf dem Toledo, der Hauptstraße Neapels, übertroffen wird.

Zwischen diesen beiden Städten — denn Städte muß man beide Hälften nennen — mitten inne liegt der Neubau, welchen die auflodernde Flamme des 5. Mai 1842 geschaffen hat. Drei Tage und eben so viele Nächte verwandelten genau den Kern der gewaltigen Stadt, und darunter die unbedingt schönsten Straßen, in einen glühenden Aschenhaufen. Dieser Neubau macht gegenwärtig Hamburg zur glänzendsten Stadt in Deutschland.

Man kann vielleicht Gegründetes an der Architektur dieses neuen Stadtteils auszusetzen finden, zugeben wird man immer müssen, daß der Totaleindruck dieser Stadt von Palästen großartig, überraschend, fesselnd ist. Die alten, seltsam gegiebelten Häuser Lübecks mit ihren bunten Ziegelreliefs, ihren bald verwischten, bald durch das Wetter zerstörten Zieraten sind malerischer und lassen uns glauben, es müsse in dieser steinernen Romantik auch ein wunderbar romantisch gesinntes Geschlecht wohnen. Hamburgs Prachtpaläste geben romantischen Gedanken keinen Raum, und dennoch liegt auch in ihnen etwas seltsam Fesselndes. Wenn man herabsieht auf diese Straßen, dann glaubt man eine Stadt von Burgen vor sich zu haben, so hoch getürmt steigen diese Häusermassen empor, und so mittelalterlich solid sind viele Fenster, Balkone und Giebelzinnen derselben ausgeführt. Ein bestimmter architektonischer Geschmack herrscht nicht vor, wohl aber läßt sich deutlich erkennen, daß Haltbarkeit, zweckmäßige Benutzung des vorhandenen Raumes und das Bestreben nach Komfort sich gegenseitig die Hände reichen. Ich denke mir Edinburgh ähnlich gebaut, nur daß in der schottischen Hauptstadt die terrassenartig am Berg emporsteigenden burgartigen Gebäude dieser ein ungleich imposanteres Äußere verleihen müssen. Die meisten Häuser des Neubaues haben bei einer Höhe von 4—5 Stockwerken platte Dächer, was uns bisweilen glauben machen kann, wir befinden uns in einer Stadt Südeuropas.

Den Glanzpunkt dieses von den Flammen verheerten und aus der Asche

ſeitdem wieder neu entſtandenen Hamburgs bildet das Alſterbaſſin, das auf drei Seiten von den langen Palaſtfronten des Alſterdammes, des alten und neuen Jungfernſtieges umrahmt wird. Dem ſchönen Jungfernſtiege kann keine andere deutſche Stadt etwas Ähnliches an die Seite ſtellen. Namentlich des Abends, wenn tauſend Lichter der nahen Paläſte und Gaſthäuſer in der blauen Alſterflut ſich ſpiegeln, wenn ringsum Geſang und Saitenſpiel und frohes Leben erſchallt und auf dem Waſſer die Gondeln ſich ſchaukeln: glaubt man nicht in einer norddeutſchen Stadt, ſondern in einem Venedig oder in einer noch lebhafteren ſüditalieniſchen Stadt zu ſein. Allerdings würde dieſer ſchönſte Teil Hamburgs noch ſchöner ſein, bildete er ſtatt eines gegen Norden zu offenen Vierecks einen koloſſalen Halbkreis, was vielleicht bei der neuen Anlage möglich geweſen wäre, hätten die Erbauer nicht Nützlichkeitsrückſichten vorwalten laſſen.

Der Anblick dieſer größten deutſchen Handelsſtadt iſt wunderbar ſchön und märchenhaft, wenn man ſie plötzlich des Nachts betritt und in ein Glanzmeer leuchtender Flammen faſt eingetaucht wird.

Doch noch viel ſchöner und wahrhaft groß und erhaben iſt der Anblick Hamburgs, wenn man von Harburg, im Glanz der Abendſonne, hinüberſchifft; das höher gelegene Altona, das ſich ſtolz zur Nebenbuhlerin der Königin der Hanſaſtädte aufgeworfen hat, ſcheint mit Hamburg in ein großes Ganzes zuſammenzufließen. Die Elbe iſt ein Meer, überſäet mit grünen Inſeln; Türme und Schiffsmaſte ſtarren empor, überall Leben und Wirken zu Waſſer und zu Lande. Der Strom, durch einige Dutzend Inſeln geteilt, die teils der Stadt, teils dem Königreich Preußen (Provinz Hannover) angehören — darunter der Billwerder, deſſen 100 Windmühlen ihre Rieſenarme in der Luft bewegen — mag hier immer 2 Stunden Breite haben; man hat alſo eine gute Strecke zu fahren, bis man hinüberkommt und kann in aller Muße des großartigſten Anblicks ſich freuen.

# Sechster Abschnitt.

1. Von Gravesend bis London. — 2. Englische Bauten. Die Brücken in London. Die Docks. Häuser und Straßenbau. Verschönerungen und unterirdische Bauten. Die Stationen des Londoner Bahnnetzes. — 3. Die englischen Parks und Villas. — 4. London. Ein Gang durch die Straßen von London. Wohnungen in London. Ein Wochentag in London. Der Sonntag. Eine Londoner Schneiderwerkstätte. Zeit ist Geld. — 5. Greenwich. — 6. Ausflug nach Edinburgh. Pferderennen. — 7. a. Manchester und seine Baumwollenspinnerei. — 7. b. Ein Abend des Sonnabends in Manchester. — 8. Die schwarzen Diamanten in England. — 9. Die Volkscharaktere. — 10. Eigentümlichkeiten des englischen Volks. — 11. Engländer und Franzosen nach ihrer Häuslichkeit. — 12. Die Engländer als Handelsvolk.

## 1. Von Gravesend bis London.*)

Das ist die englische Küste! Durch den Morgennebel schimmern die Türme von Yarmouth. Ein gutes Stück Weges noch in der Richtung nach Süden, und die Themsemündung liegt vor uns. Da ist sie: Sheerneß mit seinen Baken und Tonnen taucht auf. Nun aber ist es, als wüchsen dem Dampfer die Flügel, immer rascher schlägt er mit seinen Schaufeln die hochaufspritzende Flut, und die prächtige Bucht durchfliegend, von der man nicht weiß, ob sie ein breiter Strom oder ein schmales Meer ist, trägt er uns jetzt, an Gravesend vorbei, in den eigentlichen Themsestrom hinein.

Alles Große wirkt in die Ferne: wir fühlen ein Gewitter, lange bevor es über uns ist; große Männer haben ihre Vorläufer, so auch große Städte. Gravesend ist ein solcher Herold, es ruft uns zu: „London kommt!“ und unruhig, erwartungsvoll schweifen unsere Blicke die Themse hinauf. Des Dampfers Kiel durchschneidet pfeilschnell die Flut, wir haben noch 5 Meilen bis zur alten City, noch an großen, volkreichen Städten müssen wir vorbei und doch sind wir bereits mitten im Getriebe der Riesenstadt; Greenwich, Woolwich und Gravesend gelten noch als besondere Städte und doch sind sie's nicht mehr; die Äcker und Wiesen, die zwischen ihnen und London liegen, sind nur erweiterte Hyde-Parks; von Smithfield nach Paddington, quer durch die Stadt hindurch, ist eine schlimmere Reise, wie von London-Bridge bis

*) Theod. Fontane, Ein Sommer in London.

Gravesend; nicht mehr Milesend ist die längste Straße Londons, sondern der prächtige Themsestrom selbst: statt der Cabs und der Omnibus befahren ihn Hunderte von Booten und Dampfern, Greenwich und Woolwich sind Anhaltepunkte, und Gravesend ist die letzte Station.

Der Zauber Londons ist — seine Massenhaftigkeit. Wenn Neapel durch seinen Golf und Himmel, Moskau durch seine funkelnden Kuppeln, Rom durch seine Erinnerungen, Venedig durch den Zauber seiner meerentsteigenden Schönheit wirkt: so ist es beim Anblick Londons das Gefühl des Unendlichen, das uns überwältigt — dasselbe Gefühl, was uns beim ersten Anschauen des Meeres durchschauert. Die überschwengliche Fülle, die unerschöpfliche Masse: das ist die eigentliche Wesenheit, der Charakter Londons. Ob man von der Paulskirche oder der Greenwicher Sternwarte herab seinen Blick auf dies Häusermeer richtet, ob man die Citystraßen durchwandert und, von der Menschenmenge halb mit fortgerissen, den Gedanken nicht unterdrücken kann, jedes Haus sei wohl ein Theater, das eben jetzt seine Zuhörerschwärme wieder ins Freie strömt — überall ist es die Zahl, die Menge, die uns Staunen abzwingt, aber auch die Kraft und Energie, die all dem groß sich entfaltenden Leben zu Grunde liegt.

Gravesend liegt hinter uns; noch sehen wir das Schimmern seiner hellen Häuser, und schon taucht Woolwich, die Arsenalstadt, vor unsern Blicken auf. Rechts und links liegen die Wachtschiffe; drohend weisen sie die Zähne, hell im Sonnenschein blitzen die Geschütze aus ihren Luken hervor. Vorbei! Wir haben nichts zu fürchten: Altenglands Flagge weht von unserm Mast; friedlich nur dröhnt ein Kanonenschuß über die Themse hin und verhallt jetzt in den stillen Lüften der Grafschaft Kent. Weiter schaufelt sich der Dampfer an Ostindienfahrern vorbei, die jetzt eben mit vollen Segeln und voller Hoffnung in Meer und Welt hinausziehen; seht, die Matrosen grüßen und schwenken ihre Hütte! Wenn wieder Land unter ihren Füßen ist, so sind es des Indus oder Ganges Ufer. Glückliche Fahrt! Und jetzt ein Invalidenschiff sperrt uns fast den Weg. Alles daran ist zerschossen — es selbst und seine Bewohner. Ein Dreidecker ist's; seine Kanonenluken sind friedliche Fenster geworden, hinter denen die Sieger von Abukir und Trafalgar, die alte Garde Nelsons, ihre traulichen Kojen haben.

Aber lassen wir die Alten! das junge frische Leben jubelt eben jetzt an uns vorüber. Eine wahre Flottille von Dampfbooten, nur heimisch im Themsefahrwasser, kommt unter Sang und Klang den Fluß hinunter. In Gravesend ist Jahrmarkt oder ein Schifferfest. Da darf der Londoner Junggesell, der Commis und Handwerker nicht fehlen; die halbe City, scheint es, ist flügge geworden und will in Gravesend tanzen und springen und sich einmal gütlich thun nach der Melodie des Dudelsacks. Kein Ende nimmt der Festzug: bis hundert habe ich die vorbeifliegenden Dampfer gezählt, ohne zu Ende gekommen zu sein.

Nun taucht Greenwich auf, immer reger wird das Leben, immer bunter der Strom, wie wenn Ameisen arbeiten, hierhin, dorthin, rechts

und links, vor und zurück, aber immer rastlos, so lebt und webt es zwischen den Ufern.

Noch hat unser Fuß London nicht betreten, noch liegt es vor uns, und schon haben wir ein Stück von ihm im Rücken — auf hundert Dampfbooten eilte es an uns vorbei. Die Bevölkerung ganzer Städte ist ausgezogen aus der einen Stadt, und doch, die Tausende, die ihr fehlen, sie fehlen ihr nicht, es ist das gleiche unabsehbare Getümmel.

## 2. Englische Bauten.*)

### Die Brücken in London.

Der Themsestrom teilt die etwa 4 Millionen Bewohner umfassende Stadt in zwei Hälften; die Stadtteile London und Westminster liegen auf der Nordseite der Themse, Southwark und Lambeth auf der Südseite. Beide Abteilungen sind durch 13 Brücken (unter welchen zwei Hängebrücken) mit einander verbunden, und diese 13 Brücken gehören zu den architektonischen Glanzpunkten Londons; keine Hauptstadt kann sich solcher rühmen, und Canova erklärte nicht mit Unrecht, der Anblick der Waterloobrücke allein sei schon eine Reise nach London wert. Paris hat mehr Brücken, aber die Seine ist viel weniger breit und tief, als die Themse, und diese noch überdies sehr der Ebbe und Flut des Meeres ausgesetzt.

Man kann sich des Staunens nicht erwehren, wenn man die Southwarkbrücke mit ihren 3 Riesenbogen, von denen der mittlere eine Spannung von 72 m hat, betrachtet. Aber das Staunen wächst, wenn man weiter stromabwärts gleitet und die London-Bridge, schwer und massiv wie ein Gebirgsstück, über den breiten Strom geworfen sieht. Es läßt sich nichts Solideres denken, und man bewundert zugleich die Kühnheit, die Ausdauer und den Reichtum der Mittel, der zu solchem Riesenbau erfordert wurde. Die Werke, welche auf das Praktische gerichtet sind, mögen sie auch noch so schwierig in der Ausführung sein, werden von dem Engländer mit einer Sicherheit und einem Eifer ausgeführt, wie es bei keiner andern europäischen Nation der Fall ist.

Die älteste war die Londonbrücke (London Bridge), 1176—1206 erbaut, 1831 aber abgebrochen und durch eine neue ersetzt, aus Granit mit 5 Bogen, von 294 m Länge und 20 m Breite. Die Southwarkbrücke ist von Gußeisen, hat 270 m Länge und wurde 1814—19 erbaut. Die Blackfriars-Bridge (Schwarzemönchsbrücke) ist 291 m lang, hat 5 Bogen und wurde 1864—69 an Stelle einer baufällig gewordenen alten Brücke geschmackvoll erbaut. Die Waterloobrücke (früher Strandbrücke genannt) ist die schönste; sie ward 1814—17 aus Granit er-

*) Erinnerungen an England und Schottland von Moritz v. Kalkstein (Berlin).

baut in einer Länge von 372 m mit 9 elliptischen Bogen zu 36 m Spannung. Sie gewährt eine malerische Aussicht auf den mittleren Teil der Stadt von Westminster bis St. Pauls. Die Westminsterbrücke, 1856—62 an Stelle einer früheren Steinbrücke erbaut, ist 335 m lang, hat 7 eiserne, von Granitpfeilern getragene Bogen und ist eine der elegantesten. Sie bietet eine treffliche Aussicht auf das Parlamentsgebäude. Sehr hübsch ist auch die Vauxhallbrücke mit 9 Bogen, 1813—16 erbaut und die neue Alberts-Bridge; Alexander- und Victoria-Bridge sind Eisenbahnbrücken. Es kostete die Erbauung der Londonbrücke 40 Mill. Mark, Southwarkbrücke 16½ Mill., Blackfriarsbrücke 7 Mill., Waterloobrücke 25 Mill., Westminsterbrücke 8 Mill., Vauxhallbrücke 5½ Mill. Mark.

Zur Londonbrücke führt jetzt eine prachtvolle Straße, die durch Abtragung der alten Häuser gebahnt wurde. Man hat von ihr, die gleichsam den Knotenpunkt auf der Themsestraße bildet, einen wahrhaft großartigen Blick auf das weit ausgespannte Panorama der Riesenstadt. Verfolgt man abwärts die Uferkonturen des Stroms, so treten im Osten die hochanstrebenden grauen Steinmassen des Tower dem Blick entgegen. Die zunächst liegenden Docks mit dem Mastenwald ihrer zahlreichen Schiffe schließen den Prospekt. Nach der entgegengesetzten Seite ragt die schöne, himmelanstrebende Kuppel der grandiosen Paulskirche empor. Weiterhin verschwimmen aber die Umrisse dieses architektonischen Bildes in der durch Kohlendampf und Nebeldunst getrübten Atmosphäre; selbst an sonnenhellen Tagen sind Fernsichten nur durch einen Schleier zu schauen.

## Die Docks.

In der unmittelbaren Nähe des Tower bis Blackwall, in einer Ausdehnung von einer deutschen Meile, liegen die Docks. Wie alle Unternehmungen in England, so sind auch diese Docks aus Anlage-Kapitalien von Aktiengesellschaften hervorgegangen. Es sind künstliche Wasserbassins zur Aufnahme fremder Schiffe, mit 5—7stöckigen Warenhäusern umgeben. Alle zusammen umfassen einen Flächenraum von mehr als 700 englischen Acres,*) in denen einige Tausend Schiffe ganz bequem Platz finden. Die in den Warenhäusern und auf den Lagerplätzen dieser geräumigen Bassins aufgespeicherten Frachtgüter haben den Kapitalwert von wenigstens 20 Mill. Pfd. Sterling. Der ungeheure Verkehr auf der Themse, in deren Hafen oft an einem Tage 300 Schiffe einlaufen, hat die Anlage dieser Bassins notwendig gemacht. Ohne sie müßte der Strom wenigstens das Dreifache seiner Breite haben, um für alle angekommenen Fahrzeuge hinreichenden Raum darzubieten. Auch würde, da alle Schiffsladungen vor ihrem Absatz an die Londoner Handelshäuser einem Zoll unterworfen sind, die dadurch herbeigeführte Verzögerung oft mit den nachteiligsten Verlusten für die Schiffseigner verbunden sein. Diesem Übelstande wurde durch Anlage der Docks abgeholfen. Sie geben

*) 1 engl. Acre = 0,4 Hektar.

den einlaufenden Schiffen eine bequeme Gelegenheit, ihre Fracht entweder auf den weiten Lagerräumen vor ihren Baſſins ſofort zu verſteuern, oder dieſelbe unter Umſtänden unverzollt in den Warenhäuſern bis zu einer paſſenden Gelegenheit liegen zu laſſen. Da bei den fortwährenden Schwankungen des Großhandels häufig das ſchnelle Ergreifen des Momentes den Ausſchlag giebt, ſo ſind dieſe Anlagen für die Erleichterung und Förderung des Handelsverkehrs von nicht zu berechnender Wichtigkeit.

Von den unmittelbar an den Tower grenzenden St. Katharine-Docks gelangt man durch einige ſchmutzige, faſt ausſchließlich von Matroſentavernen eingenommene Viertel zu den London-Docks. Hier ſpiegelt ſich die bewegliche Regſamkeit des britiſchen Welthandels in den wechſelvollſten Formen ab. An den Lagerplätzen vor den Warenhäuſern bilden hoch aufgetürmte Faßreihen lange Straßen, zwiſchen denen ſich Handkarren, Wagen, Menſchen in dem dichteſten Gewühl fortbewegen. An keiner Stelle des Londoner Hafens, von Gravesend bis London-Bridge, ſind die Schiffe verſchiedener Nationalitäten ſo dicht gedrängt. In dem bunteſten Gemiſch erblickt man holländiſche Schiffe, Braſilianer mit Kaffee und Farbhölzern, Dänen mit Schlachtvieh, franzöſiſche Schiffe mit Obſt, Gemüſe, Eiern, Amerikaner mit Tabak und Zucker, deutſche Fahrzeuge mit Getreide, engliſche Schiffe mit Kolonialprodukten aus Indien, Auſtralien, Canada und dem Kap.

Jeder Handelsgegenſtand hat ſein beſonderes Viertel. Gleich beim Eintritt liegt das Ivory-Houſe, in welchem ungeheure Vorräte von Elefantenzähnen und Schildkrötenſchalen aufgehäuft liegen: ein anderes 5 Stock hohes Magazin, ſchon durch einen bläulich gefärbten Dunſtkreis, der es einhüllt, wahrnehmbar, umfaßt das Indigolager. Daran reihen ſich die Warenhäuſer für die Theevorräte, die hier in vielen tauſend mit chineſiſchen Etiketten verſehenen Kiſten in einer Maſſenhaftigkeit aufgeſpeichert liegen, wie nicht leicht an einer andern Stelle der Welt. Einer der umfangreichſten Artikel der Einfuhr iſt der Tabak. Man veranſchlagt die Vorräte desſelben auf 600,000 Centner, mit einem Kapitalwert von 4,800,000 Pfd. Sterl. In einem der Warenhäuſer „the queens warehouse“ fällt ein aus roten Backſteinen gemauerter, kugelartig geformter, ſtets brennender Ofen auf. Der Volkswitz hat denſelben mit dem pikanten Namen der „Tabakspfeife der Königin“ (the queens Tobacco-Pipe) getauft. Alle verdorbenen oder wegen Einſchmuggelung mit Beſchlag belegten und wegen der Höhe des Straſſatzes nach einem beſtimmten Zeitraum nicht abgeholten Waren werden zu möglichſt ſchneller und am wenigſten umſtändlicher Spedition der raſtlos arbeitenden Eſſe dieſer queens Tobacco-Pipe übergeben, und ſo groß iſt die Quantität des hier der Zerſtörung anheimgegebenen Stoffs, daß der Ofen nun ſchon ſeit Jahren ſeinen Vernichtungsprozeß vollzieht und ſogar die daraus gewonnene Aſche für Landwirte, Seifenſieder und Beſitzer chemiſcher Fabriken der Gegenſtand einer einträglichen Spekulation geworden iſt.

Von einem durch ihre Maſſenhaftigkeit in ganz eigentümlicher Weiſe anregenden Intereſſe ſind die unterirdiſchen Weinlager der London-Docks. Man

steigt eine breite Treppe abwärts und gelangt in ein wahres Labyrinth von Weinfässern, das durch viele sich kreuzende Schienenwege, auf welchen die Fässer fortgeschafft werden, durchschnitten wird. Die Richtung dieser Kommunikationen ist durch Öllampen angedeutet, welche besonders an den Kreuzungspunkten eine ungewöhnliche Helle entwickeln und so ein anschauliches Bild dieses Riesenkellers zurücklassen, der wohl das umfassendste unterirdische Gewölbe unserer Zeit ist. Er hat einen Flächenraum von 12 Acres und seine Schienenwege sollen eine Länge von 13 engl. Meilen erreichen. Für die Zulassung in diese unterirdischen Weinlager bedarf es einer Karte, die, mit einer tasting-order versehen, gleichzeitig die Erlaubnis des Kostens der verschiedenen Weinsorten in sich schließt. Jeder Kaufmann, der in den Docks Weinvorräte liegen hat, kann dergleichen Ordres ausstellen. Mit einem solchen passe-partout ausgerüstet und mit einem Grubenlichte versehen, wird man von den Küfern durch die verschiedenen Quartiere der Unterwelt geführt, worin die Geister der verschiedenen Weingottheiten ihren Herrschersitz aufgeschlagen haben; aber schon halb berauscht durch das Einatmen ihrer duftigen Blume versetzen nur wenige Tropfen des Xeres oder Malvasier den Kopf in den Zustand eines Traumwachens, der uns aus jener von Wein- und Lampendunst verdickten Atmosphäre und den niedrigen mit Schimmel bedeckten Gewölben wieder hinausdrängt nach der dem menschlichen Dasein befreundeten Tageshelle.

Weiter gegen Osten liegen noch die West-India-Docks, die größten aller dieser Bassins, mit einem Flächenraum von 300 Acres, in welchem 500 Westindienfahrer gemächlich nebeneinander liegen können; dann folgen bei Blackwall die East-India-Docks für die Schiffe, die nach China und Ostindien gehen. In der Nähe dieser Docks liegt die Eisenbahnstation, welche eine bequeme und schnelle Verbindung mit der City bewerkstelligt. Aber damit ist das Gebiet der Londoner Docks noch nicht abgeschlossen. Auch auf dem rechten Ufer der Themse, den West-India-Docks gegenüber, giebt es deren zwei, die Commercial-Docks und Surrey-Docks, die vorzugsweise als Häfen für Holz- und Kohlenschiffe dienen.

Sämtliche Docks können durch Schleusen, welche den Abfluß des Wassers hemmen, auch bei niedrigem Wasserstande in gehöriger Tiefe erhalten werden.

## Häuser- und Straßenbau.

London zählte 1861 2,803,034 Einw., 1867 schon 3 Millionen, 1870 betrug sie 3,215,000, im Jahre 1875: 3,445,160, 1878: 3,577,304, also über eine Million mehr als alle Großherzogtümer in Deutschland zusammengenommen oder als das Königreich Sachsen; es ist fast dreimal volkreicher als das Königreich Griechenland und doppelt volkreicher als das Königreich Norwegen. Die Stadt vermehrt sich täglich um 205 Personen, jährlich um 75,000. Jedes Jahr läßt 28 engl. Meilen neuer Straßen entstehen und 9000 neue Häuser. Auf je 4 Minuten rechnet man eine Geburt, auf je 6

einen Todesfall.*) — Es ist wohl das erste Mal in der Welt, daß eine solche Masse Menschen auf einer Fläche von 4 deutschen □Meilen zusammenwohnt. Man kann zwar kaum angeben, wo London eigentlich endigt, da es keine Art von einheitlicher Verwaltung hat und keine Behörde irgend einer Art sich auf die ganze Stadt erstreckt. Parlamentarisch genommen besteht London aus den Wahlbezirken City, Westminster, Marylebone, Finsbury, Tower Hamlets, Southwark und Lambeth, aber dies ist auch eine sehr fiktive Beschreibung der Stadt, indem eine Menge umliegender Orte nach und nach von dem wachsenden Ungeheuer verschlungen werden, jedoch ihre eigene Verwaltung behalten, und so kommt es auch, daß einzelne Angaben die Einwohnerzahl dieser Riesenstadt auf 4¼ Millionen schätzen, je nachdem man die Grenzen des Umkreises enger oder weiter zieht, weil sich schwer sagen läßt, wo London eigentlich aufhört. Die Post ist in derselben Verlegenheit über die Ausdehnung der Stadt und hat eigenmächtig dieselbe in eine innere und äußere geteilt, indem sie von dem General-Postamt aus einen inneren Zirkel von 3 engl. Meilen Radius und einen weiteren von 6 engl. Meilen Radius gezogen hat; der letztere bildet die äußere Stadt, enthält jedoch zum Teil mehr, zum Teil weniger, als man eigentlich zur Stadt zählt. Wollte man das, was gesetzlich zum Hafen von London gehört, zur Stadt rechnen, so würde sie noch viel ausgedehnter sein, denn jener geht von der Southwark-Brücke an 30 engl. Meilen am Fluß hinab; allein diese Teile gehören größtenteils nur so weit zur Stadt, als sie den Hafenbeamten und der Gerichtsbarkeit der Wasserpolizei der City unterworfen sind.

Die Größe der Bevölkerung von London und deren Zunahme erscheint im ersten Augenblick unbegreiflich, denn nicht nur ist es an und für sich ein fast unerhörtes Verhältnis, daß eine Hauptstadt den zehnten Teil der Bevölkerung eines Reiches enthalte, sondern noch mehr auch, daß sie die Hälfte der jährlichen Zunahme der Gesamtbevölkerung für sich anspreche. Es scheint um so sonderbarer, wenn man die Abneigung der Engländer gegen London kennt. In Frankreich ist es der erste Wunsch eines jeden Menschen, in Paris zu wohnen, und nur die Unmöglichkeit hindert ihn, diesen Wunsch auszuführen; in London ist es der erste Wunsch eines jeden, auf dem Lande zu wohnen; hat er sich bereichert, so kauft er einen großen oder kleinen Landbesitz und kommt nur zu Geschäften oder auf einige Wochen in der modischen Zeit im Frühjahre in die Stadt; hat er es aber noch nicht so weit gebracht, so sucht er wenigstens einige Stunden außerhalb der Stadt zu wohnen. Aber die Anziehungskraft des Reichtums und der Macht dieser unbegreiflichen Stadt, die Größe der materiellen und moralischen Interessen, die hier ihren Mittelpunkt finden, die Thätigkeit des Handels und die Leichtigkeit, Arbeiten aller Art hier obzuliegen, sind so übermächtig, daß sie notwendig viele Tausende von Menschen aller Art hierher führen. Dazu kommt, daß London nicht nur die Hauptstadt vom europäischen England, sondern von

*) Nach einer Berechnung im „Cornhill Magazine" zu Anfang 1879.

[illegible] Kolonialreiche ist, aus dem jährlich Tausende von Familien zurück[illegible], die keinen Familiensitz in England haben und es daher bei weitem [illegible] und wohlfeiler finden, sich in London niederzulassen, wo für Be[illegible]nisse aller Art gesorgt ist, als irgend wo anders in der Welt. So entstand vor einigen Jahren ein neues Quartier sehr schöner Straßen nördlich vom Park von Kensington, das den Namen Kleinasien erhielt, weil es größtenteils von ehemaligen Offizieren und Beamten von Indien bewohnt wurde, und in einem anderen neuen Quartier, das gegen Hammersmith hin gebaut worden war und sich vor kurzem bevölkerte, waren fast alle Häuser von den aus Australien zurückgekommenen Kolonisten gekauft worden. Es macht der englischen Selbstverwaltung die größte Ehre, daß für das Bedürfnis einer so zunehmenden Bevölkerung auf die natürlichste Art und wie von selbst gesorgt wird, ohne daß die Regierung oder selbst die lokale Munizipalität sich darein mischt. Wenn man bedenkt, mit welcher Gewaltthätigkeit und Verschwendung in Paris, mit welcher Langsamkeit und Schwerfälligkeit in Wien für eine unendlich kleinere Ausdehnung der Stadt gesorgt wird, so erstaunt man, zu sehen, wie in London die Dinge fast wie durch ein Naturgesetz vor sich gehen und aus dem Boden zu wachsen scheinen und überall neue Quartiere entstehen, die mit Wasser, Gas und allem versehen werden, und wie die Größe der Operationen einen Menschenverstand und eine Leichtigkeit dabei eingeführt hat, welche die Regierungsweisheit jener schreibseligen und viel geplagten Städte gänzlich zu Schanden machen. Denn das Resultat ist, daß in London der Bau der Häuser dem Bedürfnisse eher vorangeht, daß jeder in den neuen Quartieren leicht eine seinen Mitteln und Bedürfnissen angemessene Wohnung findet, daß die Straßen schöner sind als sonst irgendwo, und daß trotz der schwierigen Verhältnisse des Grundbesitzes die Wohnungen in London wohlfeiler sind als in jeder anderen großen Stadt. Der Mietzins kostet in London in dem größeren Teile der Stadt (mit Ausnahme der City) nur die Hälfte von dem, was er in Paris und in Wien (nicht nur in der inneren Stadt, sondern auch in den zugänglicheren Teilen der Vorstädte von Wien) kostet, während die Häuser bequemer und gesünder sind, als in diesen beiden Städten.

Die Häuser- oder vielmehr Städte-Fabrikation geht um den ganzen äußeren Umkreis der Stadt vor sich und das Verfahren ist überall dasselbe. Niemand oder wenigstens fast niemand baut selbst ein Haus, mit Ausnahme einiger sehr reicher Leute, deren Zahl in der Masse des hiesigen Bauwesens kaum in Betracht kommt. Es ist im Gegenteil so weit gekommen, daß es kaum noch der Mühe wert ist, eine Straße zu bauen, obgleich dies auch noch vorkommt, sondern ein rechter Bauunternehmer findet es vorteilhafter, *ein ganzes Quartier zu bauen, das Straßen für reiche, für wohlhabende, für mittlere und arme Leute enthält.* Jede Seite eines Straßenviertels stellt gewöhnlich ein architektonisches Ganzes dar, das eine Façade bildet und im Inneren in gleichförmige Häuser abgeteilt ist, mit der Ausnahme, daß die Eckhäuser gewöhnlich geräumiger sind. Häuser erster

Klaſſe bilden oft einen Square d. h. ein hohles Viereck, das in der Mitte einen Garten hat, zu dem die Anwohner des Square Schlüſſel haben, oder ſie bilden Halbmonde oder Terraſſen, d. h. ſie ſind von der großen Straße durch einen Streifen von Gartenanlagen getrennt, hinter denen die Anfahrt zu den Häuſern herumläuft. Häuſer zweiter Klaſſe ſtehen meiſtens in kleinen Gärten, die zu ihnen gehören, die dritter Klaſſe haben zwiſchen ſich und der Straße einen kleinen Garten, aber keine Anfahrt. In allen dieſen giebt es keine Kaufläden. Häuſer mit Buden bilden eigene Straßen, welche teils die großen Durchfahrten und Arterien der Stadt ſind, wo ſich die reichen Läden finden, teils kleinere Nebenſtraßen für die ärmeren. Dieſe ſyſtematiſche Verteilung der Häuſer nach Klaſſen iſt dieſelbe in allen neuen Stadtteilen, nur wechſeln, je nachdem die Gegend mehr oder weniger modiſch iſt, die Zahlverhältniſſe der Häuſer erſter und letzter Klaſſe; im Oſt- und Südende der Stadt ſind mehr Buden und Warenhäuſer, im Nord- und Weſtende mehr Privathäuſer erſter und zweiter Klaſſe. Ein Quartier dieſer Art iſt daher eher wie die Stiftung einer Kolonie, bei der man darauf ſehen muß, für alle Bedürfniſſe zu ſorgen und die Reichen und die Armen, die einander nötig haben, in gehörigen Verhältniſſen zuſammenzubringen, ſo daß ſie einander ohne zu großen Zeitverluſt finden können.

Nach einer gewiſſen Reihe von Jahren, jetzt gewöhnlich nach 99 Jahren, fallen ſämtliche Häuſer wieder dem Grundbeſitzer anheim. Dabei wird immer ausbedungen, daß die Häuſer in gutem Zuſtande zurückfallen müſſen, und dies iſt keineswegs eine bloße Formel, wie es wohl früher der Fall war, ſondern wird jetzt ſtreng eingehalten; denn gegen das Ende der Zeit kommt ein Baumeiſter von Seiten des Grundbeſitzers, beſichtigt die Häuſer und läßt ſie auf Koſten des zeitigen Beſitzers reparieren, anſtreichen u. ſ. w., und der Betrag dieſer Reparaturen wird von dem Mietbewohner bezahlt, der es ſeinerſeits an der Miete dem bisherigen Hausbeſitzer abzieht. Die Zunahme an Vermögen und Einkommen, welches die Grundbeſitzer um London herum im Verlaufe der Zeit und für die älteren Teile der Stadt ſchon ſeit langer Zeit an ſich ziehen, überſteigt alle Berechnung. Es liegt ihnen daher auch daran, daß auf ihrem Grund und Boden die möglichſt wertvollen Häuſer gebaut werden, und ſie laſſen ſich alſo, ehe ſie einen Mietvertrag über Land eingehen, immer die Pläne vorlegen, verlangen ſo viel als möglich Häuſer der beſſeren Klaſſen und möglichſt ſoliden Bau.

Je mehr ſich die Stadt ausdehnt, um ſo mehr gewinnen natürlich die ſchon gebauten Teile an Wert und dieſer ſteigt im Inneren der Stadt, wie z. B. in der City, auf das Unglaubliche. Dieſe bildet nämlich nur einen ſehr kleinen Teil von London und hat nur 600 engl. Morgen Oberfläche, und das Bedürfnis an Raum für Bureaus der Kompanieen, der Banquiers und Großhändler iſt ſo groß, daß für ganz kleine Räume und oft nur für wenige Jahre unerhörte Summen geboten werden. So ſteht z. B. in der Nähe der Börſe, in Cornhill, eine kleine Bude eines Obſtverkäufers, die an die Bureaus einer Kompanie ſtößt, welche ſich auszubreiten das Bedürfnis

hat; sie bot dem Obstverkäufer 1000 Pfd. Sterl. = 20,500 Mark jährlich für die noch übrigen Jahre seines Mietvertrages an, aber er verlangte 2500 Pfd. Sterl. jährlich und sie sind nicht handelseinig geworden. Der Advokat der City hat vor einiger Zeit bei Gelegenheit eines Prozesses erklärt, daß nach einem Durchschnitte von vielen Jahren die City, wenn sie Häuser gekauft habe, um öffentliche Verbesserungen anzubringen, wie beim Durchbruch neuer Verbindungsstraßen, den Grundbesitz zu 360,000 Pfd. Sterl. für den Morgen bezahlt habe, und es ist der Fall vorgekommen, daß ein ganz kleines Stück Land in der City zu einem Preise verkauft wurde, zu dem ein Morgen 1 Mill. Pfd. Sterl. gekostet hätte. Die Folge ist natürlich, daß die City sich nach und nach entvölkert, indem die Magazine und Bureaus den Platz einnehmen, der zu teuer zum Bewohnen geworden ist, die Kaufleute außerhalb der Stadt wohnen und niemand mehr in den Häusern schläft, als wer zu ihrer Bewachung nötig ist.

Ist der Grund und Boden von den Körperschaften (z. B. der Universität Oxford) oder von den großen Landbesitzern angekauft, so fängt der Unternehmer seine Bauten damit an, daß er die Straßen zieht und ebnet und dann den ganzen Grund und Boden, der ein Häuserviereck bildet, so wie den, welchen die Trottoirs an den Straßen hin einnehmen sollen, etwa 3 m ausgräbt. Hierauf baut er an der Chaussee hin eine fortlaufende Reihe von Gewölben aus Backsteinen, die nach dem Innern des Vierecks hin sich öffnen, etwa 2 m tief und ebenso breit, und zu Kohlenkellern für die künftigen Häuser bestimmt sind; sie werden oben mit Erde zugedeckt, geebnet, mit Steinplatten belegt und bilden das Trottoir mit einer Öffnung im Gewölbe, deren Mündung in dem Trottoir mit einer eisernen Platte geschlossen ist, durch welche die Kohlen eingeschüttet werden. Die Thür des Kellers ist natürlich gegen das Innere des Vierecks gewendet und geht in den kleinen unterirdischen Hofraum (area), der das Haus von der Straße trennt und bestimmt ist, der unterirdischen Küche Licht und Luft zu geben. Diese Area ist 1—2 m breit und gewöhnlich von der Straße aus durch eine Treppe zugänglich, welche in die Küche hinabführt und für Lieferanten und die Dienstboten bestimmt ist; die Area ist vom Trottoir durch ein eisernes Gitter getrennt, das mit einer Thür versehen ist, die auf die herabgehende Treppe führt. Sobald die Keller unter dem Trottoir gebaut sind, wird mit den Häusern angefangen und die ganze Straße erhebt sich zu gleicher Zeit; die Küche, Speisekammer u. s. w. sind unter der Erde oder vielmehr unter dem Niveau der Straße, denn sie sind nirgends von Erde umgeben. Das Erdgeschoß in einem bürgerlichen Hause enthält immer das Speisezimmer und das Arbeitszimmer des Hausherrn; der erste Stock wird von der Frau bewohnt, der zweite enthält Schlafzimmer, der dritte Kinderstuben u. s. w., der letzte Schlafzimmer der Dienerschaft, und die Bauart ist so einförmig, daß man nur bei größeren Häusern, die drei und mehr Zimmer auf jedem Stockwerk haben, einen Augenblick in Zweifel sein kann, wozu jede Thüre führen müsse. Für den inneren Ausbau der Häuser haben die großen Bau-

unternehmer eigne Fabriken, in denen alle Holz- und Metallarbeit im großen und vortrefflich gemacht wird. Das Holz zu Thüren, zu Treppengeländern, Böden, Fenstern u. s. w. wird mit Dampfsägen und Hobeln bearbeitet und Tausende von jedem Gegenstande in absolut gleicher Größe und Qualität angefertigt; so mit Schlössern, Angeln, Schrauben, Thürheben, Riegeln aller Art, die je nach Größen und Klassen so gleich produziert werden, daß jedes Exemplar in jedem Hause einer gleichen Klasse ohne weiteres angebracht werden kann. Diese Fabrikation im großen mit Maschinen aller Art macht es den großen Bauunternehmern möglich, alle diese Artikel gut und wohlfeil zu geben, neue und bequeme Einrichtungen leicht einzuführen, und man findet auch in den neuen Häusern die Verteilung des Raumes sehr zweckmäßig, die Holz- und Metallarbeit sehr solid und gut und die Wasserbehälter und Röhren mit größter Sorgfalt und Berechnung der Bequemlichkeit und Reinlichkeit angelegt.

Sobald eine Straße angelegt wird, macht der Bauherr einen Vertrag mit einer der Wasserkompanieen, welche die großen Röhren durch die neue Straße legt, und im Bau jedes Hauses wird am Anfang dafür gesorgt, daß alle Stockwerke mit Hähnen versehen werden, durch welche man eine de facto unbeschränkte Masse von Wasser entweder durch den direkten Druck aus den Hauptröhren, oder durch einen Behälter oben im Hause, der alle Morgen von den Hauptröhren aus gefüllt wird, abziehen kann. Dieser Überfluß an Wasser ist es vor allem, dem London verdankt, die gesündeste Stadt in Europa zu sein, denn die Sterblichkeit beträgt gegenwärtig nur noch 25 vom Tausend jährlich. Es giebt in den älteren und ärmeren Teilen der Stadt noch etwa 90,000 Häuser, die keinen Wasserzufluß von außen erhalten und auf Brunnen angewiesen sind, aber etwa 300,000 werden von 8 Wasserkompanieen mit täglich 60 Millionen Gallonen Wasser versehen, und man muß in London gewohnt haben, um zu begreifen, wie groß der Einfluß dieser Wassermasse auf alle Lebensgewohnheiten, auf die Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Gesundheit ist, und um das Grausen zu teilen, mit dem Engländer von dem pestilenzialen Geruch sprechen, der in den Häusern in Paris, Wien und Berlin herrscht und den man auch in London in alten und vernachlässigten Quartieren findet, wo ewiges Fieber weilt. Wenn eine Straße fertig ist, so beeilt sich der Unternehmer, die Häuser zu vermieten und wo möglich zu verkaufen, denn es liegt ihm vor allem daran, sein Kapital wieder zu erhalten, um dieselbe Operation von neuem anzufangen, und gewöhnlich verkauft er sie in nicht langer Zeit, da jeder lieber in einem eigenen Hause wohnt und man wohlfeiler kauft als mietet, weil der Verkäufer ein Häuserhändler und nicht ein Häuservermieter ist, im großen, also wohlfeil, fabriziert hat und sein Kapital zu neuen Bauten braucht. Die Spekulation ist im allgemeinen glücklich; viele der Bauunternehmer haben ein großes Vermögen erworben und die meisten gedeihen, selbst wo sie unter ungünstigeren Bedingungen arbeiten. Es geschieht nämlich bisweilen, daß ein Maurer, ein Tischler und ein Schlosser sich associeren, um eine Straße zu bauen, daß

ſie mehr unternehmen, als ihr Kapital erlaubt und genötigt ſind, auf die halbgebaute Straße Geld aufzunehmen; aber auch dieſe Spekulationen gedeihen gewöhnlich, wenn ſie mit nur gewöhnlichem Verſtande in der Wahl der Gegend und der Klaſſe der Häuſer gemacht werden.

Das Reſultat der großen Freiheit, die man hier im Hausbau genießt, hat eine Konkurrenz herbeigeführt, welche mit der ſchnellen Zunahme der Bevölkerung völlig gleichen Schritt hält und die neueren Teile von London zu der ſchönſten und geſundeſten Stadt von der Welt gemacht hat, wo man mehr Raum, breitere Straßen, mehr Bäume und Bequemlichkeit hat als irgendwo, und das alles um einen Preis, der im ganzen die Hälfte von dem nicht überſchreitet, was man in Wien und Paris für ungeſundere Logis bezahlt. Da die Stadt ſich nicht in die Bauten gemiſcht hat, ſo entgeht ſie aller der Gewaltthätigkeit und Verſchwendung, die man in Paris ſieht; ſie bricht nicht ſelbſt neue Straßen durch und braucht die Leute nicht zu zwingen, ihre Häuſer deshalb zu verkaufen; ſie hat keine Schulden und daher kein Octroi, um ſie zu bezahlen und das Leben zu verteuern, und die Folge iſt, daß das Leben in London ſehr beträchtlich wohlfeiler iſt, als in Paris. Wir ſprechen hier von allem, was wirklich zum Leben nötig iſt, von Wohnung, Feuerung, Nahrung, Kleidung und Bedienung, und wenn das Leben in London wirklich teurer und zwar viel teurer iſt, als in Paris oder Wien, ſo kommt dies einzig von dem größeren Luxus her, den der allgemeine Reichtum eingeführt und ſo allgemein gemacht hat, daß ihm auch die nicht entgehen können, die ihn gern entbehren und deren Mittel ihn ſchwer erlauben. In reichen Häuſern in der Stadt und auf dem Lande geht das Raffinement des Luxus in Equipage, in Meublen, in Bedienung, im Eſſen bis zur Abgeſchmacktheit und dieſes Beiſpiel wird von Stufe zu Stufe herab ſo viel als möglich nachgeahmt, ſo daß nach und nach die Bedürfniſſe und Gewohnheiten von jedermann geſteigert worden ſind.

## Verſchönerungen und unterirdiſche Bauten in den zwei letzten Jahrzehnten.*)

### Die unterirdiſche Eiſenbahn (Underground-Railway).

Die letzten zwanzig Jahre — man kann ſie vom Krimkriege datieren — ſind von außerordentlichem Einfluß auf das engliſche Leben überhaupt geweſen und haben namentlich in der Hauptſtadt des Landes vielfache Veränderungen vor ſich gehen ſehen.

Durch die geſteigerte Berührung mit dem Feſtlande, vor allem mit Frankreich, und durch den Vergleich mit Paris, wurde der Wunſch nach Verſchönerung hervorgerufen und allgemein laut. Unaufhörlich hat ſeitdem mit dem äußeren Wachstum Londons der innere Umbau gleichen Schritt gehalten. Die Themſe-Quais haben einen großartigen Anblick auf den Strom

*) J. Rodenberg, Ferien in England (Berlin, 1876).

eröffnet, und wo einſt zur Ebbezeit zwiſchen morſchem, in Moraſt halb verſunkenem Holz- und Mauerwerk der Schlamm an die Häuſer ſchlug und bei Hochwaſſer die Boote ruderten, da rollen jetzt Equipagen auf feſtem Granit. Die ſteilen Abhänge bei Holborn-Hill — einſt der heavy hill genannt wegen der traurigen Wagen, welche dieſen Berg hinan aus dem Gefängnis von Newgate die Opfer der Gerechtigkeit nach dem Galgen von Tyburn ſchleppten — und Snow-Hill, welche den Eintritt in die City von Oxford-Street her einſt ſo ſehr erſchwerten und gefährdeten, ſind teils abgetragen, teils durch mächtige Viadukte überbrückt; neue, weite Durchgänge ſind gebrochen, in den engen Winkelgaſſen iſt aufgeräumt worden und wenn auch manch ein gutes Stück vom alten London dabei hat geopfert werden müſſen, welches der Freund der Vergangenheit ungern vermißt, ſo iſt doch noch genug übrig geblieben, um ihn den Verluſt des altertümlich Beſchränkten weniger empfinden zu laſſen, dagegen den Gewinn an großartigen Neuſchöpfungen um ſo mehr ſchätzen zu lehren.

Diejenige Neuerung, welche zu den bedeutendſten gehört und den Fremden am meiſten überraſchen wird, obwohl ſie wenig an der Oberfläche Londons verändert hat, dürfte die ſogenannte „Unterirdiſche Eiſenbahn“ ſein. Nirgends, in keiner andern Stadt der Welt, wird man ähnliches finden, das ſich an Kühnheit des Entwurfs und Sicherheit der Ausführung mit dieſem Werke vergleichen ließe; die Bewunderung, welche ſchon die bloße Thatſache verdient und ein flüchtiger Überblick hervorruft, wird noch geſteigert, wenn man bedenkt, unter welchen unermeßlichen Schwierigkeiten dies alles zuſtande gebracht wurde. Aber in allen Dingen, welche die Verwertung der Ergebniſſe naturwiſſenſchaftlicher Forſchung für das praktiſche Leben bezwecken, oder welche die Kunſt des Ingenieurs vorausſetzen, iſt England nun einmal das führende Land. Es iſt, trotz ſeiner Richtung auf das unmittelbar Nützliche, doch ein ſtark idealer Zug, und trotz des ſtark ausgeſprochenen und ausgebildeten Sinnes für das greifbar Wirkliche zugleich eine Beimiſchung phantaſtiſchen Elements im Weſen des Engländers, welches nicht nur in ſeiner Litteratur und Dichtung, ſondern eben ſo ſehr in dieſen Anlagen rein techniſcher Natur zum Vorſcheine kommt. Bei keinem zweiten modernen Volke herrſcht ein ſo glückliches Gleichgewicht zwiſchen dem einfachen geſunden Menſchenverſtande und den höheren geiſtigen und moraliſchen Eigenſchaften, welche vor der Größe ſolcher Aufgaben nicht zurückſchrecken, ſondern von dem Schwierigen, ja ſelbſt Abenteuerlichen nur um ſo mehr angezogen werden und ihm mit ruhiger Geduld und männlicher Ausdauer begegnen. Das iſt in höchſtem Maße der Fall bei dem unterſeeiſchen Kabel, das durch den atlantiſchen Ozean gezogen ward; es iſt in einem bemerkenswerten Grade auch bei der unterirdiſchen Eiſenbahn der Fall.

London iſt in ſeiner ganzen Ausdehnung unterminiert und durchzogen mit hundert und aber hundert Meilen von Röhren und Leitungen, von Kanälen und Tunnels. Da ſind zuerſt die Röhren der Waſſerleitung, welche dem Rieſenkörper Londons alltäglich eine Maſſe von 46 Millionen Gallonen

zuführen, d. h. ein Volumen, das einem Fluſſe gleicht von 3 m Breite, 1 m Tiefe, mit einer Geſchwindigkeit von 2 engl. Meilen die Stunde. Da ſind ferner die Gasröhren, welche die 360,000 Flammen, die ſie allein auf den Straßen zu ſpeiſen haben, während des Verlaufs von 24 Stunden mit 13 Mill. Kubikfuß Gas verſorgen. Da ſind endlich die Drainage-Röhren, welche in einer Geſamtlänge von 85 engl. Meilen die täglichen Effluvien — dieſes Wort iſt ja nun ſeit der Kanaliſation Berlins und anderer großen Städte Deutſchlands auch uns ohne Kommentar verſtändlich — in einem Betrage von 14 Mill. Kubikfuß, 14 Meilen unterhalb London-Bridge, in die Themſe ausleeren.*) Man kann daher ſeit der Neugeſtaltung dieſer koloſſalen unterirdiſchen Bauten von der Themſe ſagen, daß ſie in ihrem oberen Laufe der Brunnen und in ihrem unteren die Kloake Londons ſei, deren Inhalt übrigens, 12 engl. Meilen weiter, ans Land geſpült und dazu benutzt wird, wüſtes Land urbar zu machen.

Zu dieſen vorhandenen drei Syſtemen iſt in der Tiefe von London als viertes die unterirdiſche Eiſenbahn getreten, wegen der Nachbarſchaft, in der ſie ſich befindet, mit einem populären Ausdruck auch die „Eiſenbahn der Ratten" genannt. Sie hat dem Publikum das Reich der Nacht geöffnet, welches bisher von dem eigentümlichen Reiz des Geheimnisvollen und Schauerlichen umgeben war. Allein noch immer, ſo angenehm man auf ihr fährt, und ſo geſchäftsmäßig alles zugeht, wird derjenige, welcher nicht daran gewöhnt iſt, ſich ſeltſam angeweht fühlen von dem kühlen Atem und Erdgeruch, von der Finſternis, die jäh mit Sonnenſchein und Helligkeit wechſelt, welche ihrerſeits ebenſo raſch wieder von der vorigen Dunkelheit verſchlungen werden. Nun verkündet ein lautes Gepolter über unſerm Haupte, daß ein anderer Eiſenbahnzug über uns dahin rollt; oder dumpfes Getöſe, daß wir unter den Straßen der City; nun tiefe Stille, daß wir unter den grünen Spaziergängen eines Parks, einem faſhionablen Square des Weſtends oder einem Gefängnis oder einer Kirche ſind. Nun blitzt der Strom zu unſeren Füßen, nun fahren wir in einem Tunnel zwiſchen zwei anderen Tunnels dahin, der eine unter uns iſt für die träge Maſſe des Stoffwechſels, der über uns für Waſſer, Gas und Telegraphendrähte.

Alle dieſe Kanäle der Ernährung und Ausſcheidung im Körper von London mußten von der unterirdiſchen Eiſenbahn-Kompanie überall in Betracht gezogen werden; ſie durfte dieſelben nicht verletzen, mußte alſo bald über, bald unter ihnen, bald mit ihnen parallel in einer Linie ſich einen Weg ſuchen. In der City mußte der alte Fleet-Graben in einer waſſerdichten eiſernen Leitung, und in Chelſea die große Kloake von Ranelagh auf eiſernen Säulen quer über die Linie geführt werden. Die Koſten, ſelbſt nach engliſchen Begriffen hoch, ſind nach kontinentalem Maßſtabe fabelhaft, die

*) Nach einem vorliegenden Berichte über Straßenreinigung wird die Maſſe des täglich auf den Straßen Londons abgelagerten Pferdedüngers auf 20,000 Centner angegeben; und Londons „Waſchzettel" auf mehr als 90 Mill. Mark jährlich geſchätzt.

Schwierigkeiten nicht minder. Aber englisches Kapital und englischer Unternehmungsgeist nahmen das Werk in die Hand und heute ist es fertig, die ganze Peripherie Londons von unten her umzirkelnd. Hervorgerufen durch das Bedürfnis, die Straßen Londons zu erleichtern, hat die unterirdische Eisenbahn doch nur wesentlich dazu gedient, den Personenverkehr von seinen früheren Hindernissen zu befreien und ihn demgemäß zu beschleunigen, so daß, während nun auf der Oberfläche sich die Lasten und Wagen in unverringerter Anzahl drängen, gleichzeitig unter der Erde Hunderttausende von Menschen den ganzen Tag lang sich hin und her bewegen.

Die unterirdische Eisenbahn bildet den inneren Zirkel jenes dreifachen Schienengürtels, von welchem London umspannt ist. Sie besteht aus der Metropolitan- und Distrikt-Eisenbahn, die sich von Norden nach Süden ringförmig aneinander schließen, und der London-Eisenbahn, welche den Kreis nach Westen hin erweitert. An einigen Stellen läuft sie direkt unter der oberirdischen Eisenbahn, an andern wird sie von derselben gekreuzt, überall aber stehen die beiden nicht bloß unter sich, sondern auch mit allen in London mündenden Linien in Zusammenhang, so daß man von jedem beliebigen Punkte der einen zu jedem beliebigen Punkte der andern in Stadt und Land gelangen kann.

Wenn man eine neuere Karte von London vor sich hat, auf welcher die Schienenwege unter der Erde rot und die über der Erde schwarz angegeben sind, so gewinnt man einen deutlichen Begriff, wie kunstvoll die Maschen dieses eisernen Netzes gewoben sind, wie die Stränge hier einander schneiden, dort zu kaum entwirrbaren Knäueln sich verflechten, gleich den Blutgefäßen in einem lebendigen Organismus; wie sie hier senkrecht auf einander stoßen, dort in schön geschwungenen Kurven einander ausweichen, hier über ganze Strecken von Häuserdächern fortlaufen, dort plötzlich wieder in die Tiefe zurücktauchen unter die Grundmauern der Häuser.

Die Welt hat nichts Ähnliches aufzuweisen, weder an Großartigkeit des allgemeinen Planes, noch an Bequemlichkeit für den einzelnen. Gewisse Züge, wie der City-Zug, welcher Southall in der Frühe des Morgens verläßt, gehen unmittelbar von der Hauptlinie auf die unterirdische Bahn über. Plötzlich verschwindet das Tageslicht, und alle Wagen werden erleuchtet von dem transportablen Gas, welches jeder Zug in großen Behältern mit sich führt. Kein Kohlendunst macht sich bemerkbar; die Maschinen brennen Kochkohlen (coakes) und verzehren ihren eigenen Rauch. Und nun, in Zwischenräumen von 4 zu 4 Minuten, rasselt Zug um Zug vorüber. Die Stationen, welche den Hauptadern des Verkehrs entsprechen, sind zahlreich und ganz wie die Stationen über der Erde, mit großen Plakatentafeln und Aushängeschildern der Firmen, mit einem Büffet, an welchem man Bier, Sherry und Sandwichs verabreicht und mit einem Gestell, das verschiedene Zeitungen darbietet. Alles aber ist in ein unheimliches fahles Zwielicht gehüllt. Breite Steintreppen führen nach der Oberfläche hinauf und von dort herunter. Das Gefühl, mit welchem man den Sonnenschein und die Wärme des Tages

wieder begrüßt, ist nicht minder überraschend, als das entgegengesetzte. Der Londoner freilich ist an diese Art des Reisens schon so gewöhnt, daß er in einem unterirdischen Eisenbahnwagen sitzt wie in einem Omnibus. Aber etwas Anderes ist es für einen Fremden, der eben noch grüne Wiesen, Felder und Bäume um sich sah und nun auf einmal sich mitten im Schoße der Erde befindet. Der Wechsel ist jäh und fast unvermittelt. Und welch seltsame, bisher unbekannte Empfindung, die Namen der Straßen und Plätze ausrufen zu hören, die sich über unserem Haupte befinden und von denen man nichts sieht; denn unten sieht eine Station so aus wie die andere — graue Mauern mit einem Streifen bleichen Tageslichts und dann wieder undurchdringliche Nacht!

Endlich heißt's: St. James-Park-Station! das Ziel meiner Fahrt. Ich steige aus, eile die Treppe hinauf und — bin fast geblendet von dem Glanz und der Helligkeit des lieblichen Mittags. Ein Duft und ein Zauber umfangen mich, wie wenn ich alles zum erstenmale sähe und empfände. — Fast bläulich schimmern die Bäume, die Seespiegel bewegen sich mit tausend flimmernden Flämmchen und dort hinten, aus der dichten Masse von Laub und Schatten, erhebt sich das ehrwürdige Gemäuer der Kathedrale von Westminster, zu welcher aus dem Park kleine stille Seitengassen führen.

## Die Stationen des Londoner Bahnnetzes.

Es war im vorigen Jahrzehnt, als in einem echt englisch gebauten Kopfe der Gedanke auftauchte, man könne dem englischen Gesetze, welches alle Kreuzungen von Bahnen mit Bahnen oder anderen Wegen auf gleicher Ebene verbietet und deswegen unaufhörliche kostspielige Schüttungen und Einschnitte nötig macht, sowie den großen Auslagen für den Ankauf des Baugrundes dadurch ein Schnippchen schlagen, daß man ganz und gar unterirdisch in Tunnels vorgeht, deren Herstellung seit der Anlage der Themse-Tunnels immer leichter und billiger geworden ist. Jeweilig könne man schon Öffnungen für Luft und Licht anbringen; die hauptsächlichsten müßten die ohnehin nahe bei einander liegenden Stationen sein.

Die erste Eisenbahn nach diesem Prinzipe, „Hauptstädtische Eisenbahn" — metropolitan railway — genannt, ward von der City aus unter dem Fahrdamm der City-Road und New-Road angelegt, eine Art von breitem Boulevard, welcher die nördlichen Vorstädte von der inneren Stadtregion trennt — und ward dann wieder im Kreise zur City zurückgeführt.

Diesem Unternehmen folgte das ganz ähnliche der hauptstädtischen Bezirks-Eisenbahn — metropolitan district railway — gleichfalls von der City auslaufend und zu ihr zurückkehrend, nachdem die Stadtteile am oberen Themse-Ufer, an den Brücken, und die westlichen Vorstädte bis weit hinaus von den Stationen dieser Eisenbahn dicht bedeckt sind.

Nun aber erwachte das Verlangen, zahlreichere kleinere Stationen neben den Hauptstationen im Innern Londons anzulegen, bei allen Eisen-

bahngesellschaften jener Bahnen, die ihre Köpfe in London haben. Sie bauten also Zweigbahn nach Zweigbahn für diesen Zweck, diesmal, besonders in der südlichen Hälfte Londons, überirdisch.

Man nehme eine Karte zur Hand, wie sie in des Londoners Tasche nicht fehlen darf, einen Stadtplan, der aber das gewöhnliche Straßennetz gar nicht mehr eingetragen enthält, um das innerstädtische Eisenbahnnetz desto klarer und übersichtlicher darzustellen. Das Straßennetz *kann* fehlen, weil die angegebene Lage des Stadtviertels, dessen Name *doch* demjenigen der Straße auf der Adresse anzufügen ist, für alle praktischen Zwecke ausreicht. Den Weg vom nächsten Bahnhof zur einzelnen Straße weiß der Schutzmann bei Tag und bei Nacht. Die Karte führt die bezeichnende Aufschrift: „Reisen in London leicht gemacht!“ und ist auf jedem Bahnhof zu haben. Sie stellt ein Rechteck dar, ungefähr 12 engl. miles = $2^1/_2$ deutschen Meilen lang und 9 miles = $1^4/_5$ deutschen Meilen breit und umfaßt das verstreute London immer noch nicht ganz. *Diese Karte weist nicht weniger als 177 Eisenbahn-Stationen auf.* Sie drängen sich dichter in den *inneren* Stadtlagen und treten nach außen auseinander, ganz so, wie die Bevölkerung selbst. Wo sie weiter auseinander treten, da thun es auch die an sie sich anschließenden Wohnungen der Menschen, deren Anbau immer mehr an die Bahnhöfe sich anschließt und das von denselben entfernte Feld frei läßt.

Alle Bahnhöfe, die unterirdischen wie die überirdischen, sind mit Restaurants versehen, welche sämtlich von denselben Unternehmern betrieben werden, wodurch ein besserer Ausgleich im Einkauf und Verkauf der Lebensmittel ermöglicht wird. Verkaufsgeschäfte aller Art drängen sich in ihre unmittelbare Nähe, und so, daß ihre Schilder vom Bahnhof aus sichtbar sind. Aber die Bahnhöfe sind auch für Geschäfte von nicht lokaler Natur zu höchst kräftigen Anzeigestätten geworden, desgleichen die mit Ziegelwänden ausgemauerten Durchschnitte. Große, hell lackierte Schilder wiederholen sich auf jeder neuen Strecke und zwar so, daß der vorüberfliegende Reisende den Anfang der Anzeige auf einer Strecke, das Ende auf einer andern Strecke liest. Die stets ungeschmückten, auf ihr geometrisches Element zurückgeführten Buchstaben sind, als praktisch bewährt, besonders zu beachten.

Für die Benutzung der innerstädtischen Eisenbahnen hat der Reisende keine Zeitrechnung, kein Innehalten bestimmter Zeiten mehr nötig. Auf der Karte selbst findet er bemerkt, ob die Züge alle 5, 10 oder 15 Minuten fahren, ob Wagenwechsel nötig ist, oder die Treppe vom unterirdischen zum oberirdischen Weg, der als high level sich dem low level gegenüber in der Konkurrenz nicht wenig brüstet, zu ersteigen ist.

Auf den Bahnhöfen bekümmert sich kein Schaffner mehr um den Reisenden. Wenn sie ihre Fahrkarte gelöst haben und die Treppe hinabgestiegen sind, auf der die Fahrkarte noch einmal angesehen und coupiert wird, stellen sie sich dort auf, wo die Wagen ihrer Klasse, wenn der Zug kommt, zu stehen kommen *werden*. Sobald der Zug anlangt, öffnet ein Schaffner, der herabspringt, sämtliche Thüren, schnell am Zuge entlang laufend, die

Fahrgäste steigen ein, ohne daß jemand nach der Fahrkarte fragt. Die Engländer stecken dieselbe in den Hutband, die Frauen etwa in den Gürtel. Erst nach dem Aussteigen wird die Karte auf der Brücke, die nach dem Ausgang auf der andern Seite führt, wieder abgenommen.

Die Zahl derer, welche mit einer Jahreskarte oder ihrer Photographie fahren, ist schon jetzt ungeheuer, denn die Stadtbahnen sind bereits eng mit den Wohnungsverhältnissen verbunden, so eng, wie früher die Omnibus und Penny-Dampfer auf der Themse.*)

## 3. Die englischen Parks und Villen.**)

Die Obst- und Gemüsegärten und die Treibhäuser liegen mit allen zur inneren Ökonomie des Hauses gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch allerlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich Gärten (gardens) nennt, die aber nicht mit zum Park im engeren Sinne gerechnet werden. Auch der Blumengarten, ebenfalls in der Nähe des Herrenhauses, wird nicht zum Park im engeren Sinne gerechnet. Dieser vorzugsweise zur Fußpromenade bestimmte Teil, pleasure-ground genannt, hat am meisten Ähnlichkeit mit unsern deutschen Parks; man trifft da geschmackvolle Blumenbeete, Gänge, die sich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinschlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichtum der neueren Gartenkunst. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen. Obstbäume sind aus dem pleasure-ground verbannt.

Der eigentliche Park umfaßt die zum Wohnhaus oder Schloß gehörigen Ländereien, zu seinem Bereich gehören Äcker und Wiesen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren; auch einzelne Wirtschaftsgebäude stellen sich hier und da dem Auge dar, von gefälliger, aber doch ihre Bestimmung andeutender Form. Der unvergleichlich schöne Rasen, dann die prächtigen Bäume, vornehmlich Eichen und Buchen, überall in Gruppen verteilt, bilden eine Hauptzierde der englischen Parks. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch große Gehölze sind, wie überall in England, selten. Ein mehrere Quadratmeilen großer Wald, wie der in seiner Art einzige von Fontainebleau, ist in ganz England nicht zu finden. Man möchte sagen, es fehle Schatten, wenn nicht ge-

*) Vergleichende Kulturbilder ꝛc. von Jul. Faucher (Hannover, 1877).
**) Reisen durch England und Schottland von Johanna Schopenhauer.

rade in dieſem Lande, wo bei ſehr milder Luft dennoch die Sonne ſelten recht heiß und hell ſcheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Dagegen darf es an Waſſer nie fehlen. Künſtliche Waſſerfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß oder nur ein Bach in der Nähe einer ſolchen Beſitzung, ſo muß er, wenn auch mit großen Koſten, herbeigeführt, ſich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchſchlängeln. Fehlt es an lebendigem Waſſer, ſo ſucht man wenigſtens einem ſtehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man giebt ihm eine leichte natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhangendem Gebüſch, wirft ſchöne Brücken darüber und täuſcht ſo das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teiches in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees; überall ſtrebt man nach dem Schönen, und flieht das Geſuchte, Steife.

Die verſtändige Weiſe, mit welcher alle Bäume in Rückſicht auf Höhe, Wuchs, dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet ſind, giebt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne ſich ihn gleich erklären zu können. Alles iſt zur ſchönſten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird ſogar in Hinſicht der Entfernung eines Gegenſtandes auf die angenehmſte Art getäuſcht. Die engliſchen Gärtner ſind wahre Landſchaftsmaler im großen, ja, wir möchten ſie faſt für die einzigen eigentlichen Künſtler der Nation erklären. Jeden Vorteil, den Optik und die Regeln der Perſpektive ihnen bieten, wiſſen ſie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei ins Kleinliche zu fallen.

Die Staffage vollendet den Reiz dieſer lebendigen, zum Gemälde erhobenen Landſchaft. Hunderte von halb zahmen Hirſchen und Rehen weiden auf den grünſten Wieſen der Welt, mit ihnen die ſchönſten Pferde, Kühe und Ziegen; beſonders in der Nähe des Hauſes, wo ſich die Wieſen ringsumher wie ein weicher grüner Teppich ausbreiten. Die ſchönen Geſtalten dieſer Tiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlſein geben dem Ganzen einen unbeſchreiblichen Reiz.

Der Haupteingang zum Park, ein oft ſehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thorhüters und ſeiner Familie, bei welchem ſich jeder Einlaß Begehrende vermittelſt einer Glocke meldet. Dieſes Thor mit ſeinen Gebäuden, the lodge genannt, iſt eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons ſind bald in gotiſchem, bald in ägyptiſchem Geſchmack aufgeführt; ſie ſtellen Türme, griechiſche Tempel oder auch nur nette Gartenhäuschen vor, je nach dem Geſchmack des Erbauers. Immer hat der Thorhüter eine freundliche Wohnung darin, mit Küche, Keller und allem, was er bedarf, wohl verſehen, und manche angeſehene Familie in Deutſchland würde zufrieden ſein, einen ſolchen Sommeraufenthalt zu beſitzen.

Das Wohnhaus liegt meiſt auf einer ſanften Anhöhe, alle Bäume ſind aus ſeiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hindernis finden. Dennoch iſt es nicht heiß in den Zimmern, teils weil es überhaupt in England nicht heiß iſt, teils wegen der wenigen Fenſter, die aber

daß jeder Teil des Gebäudes sein hinläng-

der englischen Landhäuser ist aus unzähligen Kupfer-
Seiten herrscht ein ganz reiner Geschmack darin, oft
mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade ist ge-
geziert. Sind diese gleich in ihren Verhältnissen nicht
scheinen sie oft müßig da zu stehen, so gewähren sie
angenehmes, schattiges Plätzchen vor dem Hause, von wel-
bequem ins Freie über den grünen Wiesenplan hinaussieht.
Diesen Säulen stehen unzählbare fremde Gesträuche und Blu-
teils auf schönen Gestellen über einander getürmt, teils auf
Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet. Der Luxus,
mit diesen Pflanzen treibt, ist unglaublich. Täglich müssen die
hinweggeschafft und andere an ihre Stelle gesetzt werden.

Höchst reizend ist der Anblick dieser Shrubberys. Floras Schätze wer-
aus allen Ländern der Welt hierher gezaubert. Doch auch über diese
schönsten Kinder der Natur herrscht in England das eiserne Scepter der Mode.

Die innere Einrichtung der Häuser richtet sich hier, wie überall, nach dem Reichtume und Geschmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem sie entstand. Die meisten Häuser haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchem sich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräte und die Bedientenzimmer befinden. Letztere sind durchaus gut möbliert, ja die der Haushälterin und des Haushofmeisters (in England butler genannt) sogar elegant zu nennen, hübsch tapeziert, mit Mahagonimöbeln und guten Fußteppichen versehen. Auch bei den Bedienten wird die englische Sitte beobachtet, daß sie außer ihren Schlafzimmern noch Wohn- und Speisezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerst in eine große, hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vasen geziert ist. Zu beiden Seiten liegen die verschiedenen Putz- oder Wohnzimmer; ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren schöne Schränke und zierliche Einbände sie zu einem der elegantesten Zimmer des Schlosses machen. In vielen Häusern ist es Sitte, daß die Familie sich hier zum Frühstück versammelt. Sonst giebt es auch noch besondere Frühstückszimmer, Arbeits-, Musik-, Gesellschaftszimmer (Drawingrooms), Wohnzimmer (Parlours), Speisezimmer, Spielzimmer in Menge, doch selten von ausgezeichneter Größe. Überall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit schönen Teppichen belegt.

In vielen Häusern wechselt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen von gemalter Wachsleinwand, welche von beträchtlicher Dicke, eigens dazu fabriziert wird. Mahagoniholz sieht man meistens nur an den Treppengeländern, großen Eßtischen, Bettstellen; die Möbel in den herrschaftlichen Zimmern sind von fremden, kostbaren oder kunstreich lackierten Hölzern.

Man findet es bürgerlich, unmodiſch, lächerlich, die Möbel an den Wänden hinzuſtellen, wie es in Deutſchland gebräuchlich iſt; in den Wohn- und Geſellſchaftszimmern ſtehen alle in einem großen Kreiſe umher, ſo daß noch ein beträchtlicher Raum zwiſchen den Stühlen, Sofas und Tiſchen und den Wänden übrig bleibt. Die Schreibtiſche ſowohl als die Pianofortes ſind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günſtigſten fällt, und man nicht von der Hitze nahe am Kamin oder vom Zuge nahe am Fenſter leidet. Noch müſſen wir der Kamine gedenken, die, künſtlich in Marmor gearbeitet, oder mit brillantiertem Stahl geſchmückt, eine der größten Zierden der Zimmer ausmachen. Schöne Vaſen und prächtige Kandelaber prangen auf ihren Geſimſen. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indeſſen den Fremden nur ſelten gezeigt werden. Dieſe ſind ein Heiligtum, in welches kein ſterbliches Auge dringen darf; beſonders gilt dies von den Schlafzimmern der Damen. Oft hörten wir die Engländerinnen mit wahrem Grauſen von der Sitte der Franzöſinnen ſprechen, welche gerade ihr Schlafzimmer zum allgemeinen Beſuchszimmer vorzugsweiſe erwählen.

## 4. London.

### Ein Gang durch die Straßen von London.

Man erzählt von einem der unzähligen kleinen Souveraine des weiland heiligen römiſchen Reichs, er habe, da er ſpät abends in London ſeinen Einzug hielt, geglaubt, die Stadt ſei ihm zu Ehren illuminiert. Wäre er bei Tage durch die volkreichſten Straßen der City, etwa durch Ludgate-Hill oder den Strand gekommen, er hätte eben ſo leicht wähnen können, ein allgemeiner gefährlicher Aufruhr ſetze die Einwohner alle in Bewegung. Niemand, der es nicht mit eigenen Augen ſah, kann ſich einen Begriff machen von dem ewigen Rollen der Fuhrwerke aller Art in der Mitte des Weges, von dem Wogen und Treiben der Fußgänger auf den an beiden Seiten der Straße hinlaufenden etwas erhöhten Trottoirs. Nicht die Leipziger Oſtermeſſe, nicht Wien, ſelbſt nicht Paris können hier zum Vergleich dienen. Dennoch geht es ſich nirgends beſſer zu Fuß, als in London, ſobald man ſich in die Art und Weiſe der Eingeborenen zu finden gelernt hat. Dies gewährt den Fremden, beſonders den reiſenden Damen, einen großen Vorteil, um alles zu ſehen und zu bemerken. Wenn man, wie in andern großen Städten, immer in ſeinem Wagen feſtgebannt bleiben muß und keinen Schritt gehen kann, lernt man den Ort kaum zur Hälfte kennen; auf den ſchönen Quaderſteinen der Londoner Trottoirs aber kommt man vortrefflich fort, ſelbſt wenn das Wetter auch nicht ganz günſtig wäre. In den Hauptſtraßen ſind dieſe breit genug, um ſechs, acht und mehr Perſonen bequem neben einander hinwandeln zu laſſen; in den engen winkeligen Gaſſen der eigentlichen

City iſts freilich nicht ſo bequem, weil die Fußpfade dort auch ſchmäler ſein müſſen. Fremde kommen indes auch wenig in jene Ameiſenhaufen ähnliche Stadtviertel, wo Handel und Wandel ſo ganz im eigentlichſten Sinne ihr Weſen treiben, und Mode und Luxus noch wenig Eingang fanden. Die prächtigen Läden, welche die ſchönſten Ausſtellungen darbieten, trifft man größtenteils in den breiten Straßen, die die Mitte halten zwiſchen der arbeitſamen City und dem vornehmern, nur genießenden Weſtminſter. Die Gewohnheit der Engländer, immer zur Rechten den Entgegenkommenden auszuweichen, erleichtert das Gehen ſehr und verhindert faſt alles Stoßen und Drängen. Den Damen läßt man immer die Seite nach den Häuſern zu, ſie mag zur rechten oder linken Hand ſein. Anfangs kommt es der Fremden wunderlich vor, wenn der ſie führende Londoner, ſo oft man eine Straße durchkreuzt, ihren Arm losläßt und hinter ihr weg auf die andere Seite tritt; doch gar bald wird man von dem Nutzen dieſer Nationalhöflichkeit überzeugt. Auf dem Mittelwege, wo Hunderte von Wagen ſich ewig durchkreuzen, iſt freilich die Ordnung nicht ſo leicht zu erhalten, als auf den Fußpfaden. So breit die Fahrwege im Durchſchnitt auch ſind, ſo entſteht dennoch oft eine Stockung, die mehrere Minuten dauert, und durch die Mannigfaltigkeit der Wagen, der Pferde, der Beweglichkeit des Ganzen einen recht intereſſanten Anblick gewährt, wenn man dem Lärme aus dem Fenſter gelaſſen zuſehen kann.*)

Etwa 50,000 Cabs oder Droſchken und 1400 Omnibus vermitteln den innern Verkehr nebſt zwei rieſigen Eiſenbahnnetzen, deren Frequenz geradezu verblüffend iſt. Das eine zieht unter den Kellern, das andere über den Dächern hin.**) Hat jemand eine Entfernung von 2 Stunden zu durcheilen, ſo verſchwindet er bei der nächſtgelegenen Station unter der Erde und kommt in 25 Minuten nahe am Ziel wieder ans Tageslicht.

Die Pferde ſind in einem außerordentlich guten Zuſtande, wenn man bedenkt, daß ſie täglich über 12 Stunden auf dem Pflaſter bleiben. Auch werden ſie ſehr gut verpflegt; ſobald ſie einen ruhigen Augenblick haben, bindet ihnen der ſorgſame Kutſcher einen langen, ſchmalen, genau um den Kopf paſſenden Beutel voll Hafer um, aus welchem ſie ſich gütlich thun. Die Polizei hält ſtrenge Aufſicht über die Wagen; alle ſind numeriert. Wehe dem Kutſcher, der ſich beigehen ließe, den feſtgeſetzten ſehr billigen Preis zu überſchreiten. Man kann ſich zu jeder Stunde der Nacht, mit den größten Schätzen beladen, einem Cab ſicher anvertrauen, wofern nur jemand aus dem Hauſe, wo man einſteigt, die Nummer ſo bemerkt, daß es der Kutſcher gewahrt.

Von der Pracht der Läden und Magazine iſt ſchon zum Überfluß ge-

*) Ohne Gefahr iſt das Wagengedränge nicht, denn ſchon nach der Statiſtik von 1864 werden in den Straßen Londons jährlich 252 Perſonen getötet, meiſtens überfahren, folglich in jeder Woche fünf.

**) Von der „Neuen Londonbrücke“ geht die Eiſenbahn über die Häuſer von Southwark nach Greenwich.

London.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ſchrieben worden. Wahr iſts, nichts ſetzt den Fremden mehr in Erſtaunen, als der Reichtum und die Eleganz derſelben. Die koſtbaren, glänzenden Ausſtellungen der Silberarbeiter, die ſchönſten Drapierungen, in welchen die Kaufleute, welche mit Mouſſelinen und anderen Zeugen handeln, ihre Waren hinter großen Spiegelſenſtern dem Publikum zeigen, der ſeeenhafte Schimmer der Glasmagazine, alles blendet und reizt.

Aber auch viele geringere Gegenſtände werden auf eine dem Auge gefällige Weiſe zum Verkauf ausgeſtellt. Die Kerzengießer z. B. wiſſen ihre Lichter recht zierlich hinter den Fenſtern aufzuputzen. Die Apotheker, hier Chemiſten genannt, verzieren ihre Läden mit großen gläſernen Vaſen, angefüllt mit Spiritus oder Waſſer in allen möglichen ſchönen und glänzenden Farben; dazwiſchen prangen große künſtliche Blumenſträuße. Abends, wenn hinter allen dieſen farbigen Gläſern Lampen brennen, ſchimmern dieſe Läden wie Aladdins Zaubergrotte.

Nichts Lockenderes kann man ſehen, als einen der vielen großen Obſtläden, in welchen die Früchte aller Jahreszeiten und Zonen, von der königlichen Ananas bis zum kleinen ſibiriſchen Staudenapfel, in zierlichen Körben mit Blumen und Orangerie geſchmückt, prangen. Die Kuchenläden, in welchen es Ton iſt, morgens einzuſprechen und einige kleine Törtchen heiß von der Pfanne weg zum Frühſtück einzunehmen, präſentieren ſich auch recht hübſch. Alles, was Kuchenbäcker und Konditoren nur erfanden, ſteht lockend angerichtet, auf ſchneeweiß behangenen Tiſchen, dazwiſchen Blumen, Gelées, Eis, Liqueurs, Dragées von allen Farben und Arten in zierlichen Kriſtallvaſen. Bald feſſeln uns wieder die Kupferſtichläden, in welchen täglich neue Gegenſtände dargeboten werden, oft wahre Kunſtwerke, öfters Ergüſſe ſatiriſcher Laune, oder Porträts berühmter Menſchen, auch wohl Tiere, wie es kommt. Immer umlagert ein Kreis Neugieriger dieſe Fenſter. Faſt iſts unmöglich, vorbeizugehen, ohne wenigſtens einige Augenblicke von der Schauluſt feſtgehalten zu werden. Die Magazine der Buchhändler gewähren ebenfalls täglich neuen Genuß. Bald ſinds Neuigkeiten, bald ſchöne Prachtausgaben älterer Schriftſteller, bald koſtbare Kupferwerke, die man ungehindert betrachten kann. Andere Kaufleute, ſogenannte Stationers, die mit allen möglichen zum Schreiben und Zeichnen brauchbaren Dingen handeln, zeigen täglich tauſend neue, uns Deutſchen faſt unbekannte Papparbeiten, Verzierungen, Kupferſtiche, Vergoldungen und dergleichen; wieder andere haben in ihren Läden Brieftaſchen, nichts als Brieftaſchen, von der rieſenmäßigſten Mappe an bis zum winzig kleinen zierlichen Neceſſaire. Dazwiſchen flimmern Magazine, wo die herrlichſten Stahlarbeiten im Sonnenglanze das Auge blenden. Die Miniaturmaler ſtellen ihre oft ſehr ſchönen Arbeiten dem Publikum vors Auge; gewöhnlich ſinds ſehr ähnliche Porträts bekannter Perſonen, Schauſpieler und Redner, um die Luſt zu erwecken, auch ſein eignes wertes Ich ſo täuſchend vervielfacht zu ſehen.

Schon der Anblick der vielen Inſchriften unterhält, welche an den Häuſern mit vollkommen ſchön gezogenen goldenen Buchſtaben glänzen. Welche

...aum kennt, werden hier als
...f. daß die königliche Familie
...Aber jeder derselben, bei dem
...gen Hauses gekauft wird, jeder
...ätlich war, für einen Prinzen einen
...er Inschrift seines Hauses dessen zu
...für dauernd auszugeben. So prangt
...und Geheimmitteln Handelnden in der
...mit dem prächtigen Titel: Bug destroyer
...ungenvertilger Ihrer Majestät der Königin.
...einer Hofliste gefunden ward!
...der Kontrast, wenn man aus dem Gewühl
...der Stadt tritt. Hier deutet alles auf bequemes,
...ender Erwerb, kein Gedränge der arbeitenden
...es scheint einzig bedacht, diese aufs angenehmste

...Laden bieten dar, was nur der raffinierteste Luxus
...in der City, aber auch schöner, moderner, eleganter.
...der City verkauft z. B. seine Waren im Laden hübsch
...in seiner, an denselben stoßenden, reinlich möblierten
...Bond-Street aber wird man in ein elegantes, mit Di-
...und seidenen Gardinen geschmücktes Boudoir zu diesem
...schwerlich würde der „Artist" (Künstler) einen Fuß be-
...aus einer Equipage gestiegen wäre. Dafür kostet aber auch
...Guineen. Nach diesem Maßstab geht alles.
...schöner als die großen Plätze in diesem Teile von London;
...sie keine Paläste, denn deren giebt es ohnehin hier wenige,
...große Häuser, alles glänzend rein, alles solid prächtig. Dazu
...die hübschen Bosketts in der Mitte der Plätze, zu welchen
...der umliegenden Häuser für eine Guinee einen Schlüssel

...fahrende Equipagen rollen, Mohren, bunte Livreeen, geputzte Herren,
...beleben die Trottoirs, ohne Gedränge, ohne Lärm. Der Fremde
...darum zu thun ist, das englische Volk kennen zu lernen, kehrt
...aus diesem vornehmen Quartiere, wo es wie überall in der
...lebt, und sucht das neue, nirgends gesehene Leben der eigent-
...London auf.

## Wohnungen in London.

...wohnt man im Durchschnitt nicht sonderlich in London. Da
...Eigentümer eines Hauses sich drei großer Vorzüge im bürgerlichen Leben
...hat, so strebt jeder eins zu besitzen. Daraus ergiebt denn, daß
...aus lauter kleinen schmalen Häusern zusammengesetzt ist. Wer

auch kein eigenes Haus hat, will doch gern sich als eigener Hausherr fühlen und für sich allein wohnen. So strebt jeder nach dem Erdboden, und die größten Häuser werden in kleine Streifen zerteilt.

In Paris schweben vier Städte über einander, in London sind sie neben einander geschichtet. An eine Reihenfolge mehrerer Zimmer ist in gewöhnlichen bürgerlichen Häusern nicht zu denken; selten, daß man zwei an einander stoßende findet, selbst bei den reichen Kaufleuten; jedes Stockwerk enthält gewöhnlich nur zwei Zimmer, eins nach der Straße, eins nach dem oft sehr engen Hofraume zu. Überall enge Treppen, wenige und kleine Zimmer. Die Küchen- und Bedientenwohnungen sind in Souterräns angebracht, die Thüren alle auffallend eng und hoch, sowohl die Hausthüren als die in den Zimmern. Jene sehen bei größeren Gebäuden oft nur wie eine enge Spalte aus; in diesen findet man fast niemals Flügelthüren. Auch die Fenster sind schmal, die Spiegelwände zwischen denselben dagegen sehr breit. Die schönen Teppiche aber, die selbst bei wohlhabenden Handwerkern nicht allein die Fußböden der Zimmer, sondern auch Treppen und Vorplätze von der Hausthür an bedecken, die zierlichen Möbel, das schöne Mahagoniholz mit seinem bescheidenen Glanze, die Reinlichkeit überall geben diesen kleinen Wohnungen einen eigenen Reiz. Alles sieht sauber, bequem, elegant aus, und ist es auch.

Die Kamine, die oft mit Marmor, Stahlarbeiten u. dgl. geschmückt sind, bilden eine nicht geringe Zierde der Zimmer; schöne Vasen aus Wedgewoods Fabrik und kristallene Kandelaber zieren den Sims; der stählerne Rost, auf welchem das Feuer brennt, Zange, Schaufel und alles Metallgerät glänzen hellpoliert; Kupferstiche schmücken die Wände, schöne Vorhänge die Fenster. Nichts in der Welt ist gemütlicher als ein englisches Wohnzimmer.

Das Schlafzimmer kann selten mehr als ein Bett fassen. Die englischen Bettstellen sind alle sehr groß, drei Personen fänden bequem darin Platz. Federdecken sind ganz unbekannt, nicht so Unterbetten von Federn; seit einiger Zeit kommen letztere sehr in Gebrauch, doch sind Matratzen gewöhnlicher. Die Decke ist auf dem Unterbett befestigt und läßt nur eine Öffnung zum Hineinschlüpfen. Betten ohne Gardinen, sowie Zimmer ohne Teppiche kennt nur die bitterste Armut.

Die Familien der meisten wohlhabenden Kaufleute, Advokaten, Richter, Beamten wohnen den größten Teil des Jahres, oft das ganze Jahr hindurch, auf dem Lande, in sehr zierlichen Landhäusern, die sie Cottages, Hütten, nennen, obwohl sie einen vornehmeren Namen verdienten. Hier genießen Frauen und Kinder die freie Luft, halten gute Nachbarschaft und erfreuen sich ganz gelassen und anständig, vielleicht etwas langweilig, des Lebens, während das Haupt der Familie den Tag in London auf seinem Comptoir zubringt und sich dann abends auf den herrlichen Wegen zu Pferde oder zu Wagen oder bei weiterer Entfernung mittelst der Eisenbahn zu den Seinigen begiebt.

Die Großartigkeit der Verkehrsmittel, namentlich der Eisenbahnen, hat

Fahrgäſte ſteigen ein, ohne daß jemand nach der Fahrkarte fragt. Die Engländer ſtecken dieſelbe in den Hutband, die Frauen etwa in den Gürtel. Erſt nach dem Ausſteigen wird die Karte auf der Brücke, die nach dem Ausgang auf der andern Seite führt, wieder abgenommen.

Die Zahl derer, welche mit einer Jahreskarte oder ihrer Photographie fahren, iſt ſchon jetzt ungeheuer, denn die Stadtbahnen ſind bereits eng mit den Wohnungsverhältniſſen verbunden, ſo eng, wie früher die Omnibus und Penny-Dampfer auf der Themſe. *)

## 3. Die engliſchen Parks und Villen. **)

Die Obſt- und Gemüſegärten und die Treibhäuſer liegen mit allen zur inneren Ökonomie des Hauſes gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrſchaftlichen Hauſe, werden aber durch allerlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Dieſe Bezirke ſind es, was der Engländer eigentlich Gärten (gardens) nennt, die aber nicht mit zum Park im engeren Sinne gerechnet werden. Auch der Blumengarten, ebenfalls in der Nähe des Herrenhauſes, wird nicht zum Park im engeren Sinne gerechnet. Dieſer vorzugsweiſe zur Fußpromenade beſtimmte Teil, pleasure-ground genannt, hat am meiſten Ähnlichkeit mit unſern deutſchen Parks; man trifft da geſchmackvolle Blumenbeete, Gänge, die ſich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinſchlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektoniſchen Reichtum der neueren Gartenkunſt. Hier blühen und grünen die vielen einheimiſchen Geſträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die ſtark genug ſind, den Winter im Freien zu ertragen. Obſtbäume ſind aus dem pleasure-ground verbannt.

Der eigentliche Park umfaßt die zum Wohnhaus oder Schloß gehörigen Ländereien, zu ſeinem Bereich gehören Äcker und Wieſen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchſchnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren; auch einzelne Wirtſchaftsgebäude ſtellen ſich hier und da dem Auge dar, von gefälliger, aber doch ihre Beſtimmung andeutender Form. Der unvergleichlich ſchöne Raſen, dann die prächtigen Bäume, vornehmlich Eichen und Buchen, überall in Gruppen verteilt, bilden eine Hauptzierde der engliſchen Parks. Enge, durch dichte Schatten und Gebüſche ſich hinſchlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch große Gehölze ſind, wie überall in England, ſelten. Ein mehrere Quadratmeilen großer Wald, wie der in ſeiner Art einzige von Fontainebleau, iſt in ganz England nicht zu finden. Man möchte ſagen, es fehle Schatten, wenn nicht ge-

*) Vergleichende Kulturbilder ꝛc. von Jul. Faucher (Hannover, 1877).
**) Reiſen durch England und Schottland von Johanna Schopenhauer.

rade in dieſem Lande, wo bei ſehr milder Luft dennoch die Sonne ſelten recht heiß und hell ſcheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Dagegen darf es an Waſſer nie fehlen. Künſtliche Waſſerfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß oder nur ein Bach in der Nähe einer ſolchen Beſitzung, ſo muß er, wenn auch mit großen Koſten, herbeigeführt, ſich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchſchlängeln. Fehlt es an lebendigem Waſſer, ſo ſucht man wenigſtens einem ſtehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man giebt ihm eine leichte natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhangendem Gebüſch, wirft ſchöne Brücken darüber und täuſcht ſo das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teiches in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees; überall ſtrebt man nach dem Schönen, und flieht das Geſuchte, Steife.

Die verſtändige Weiſe, mit welcher alle Bäume in Rückſicht auf Höhe, Wuchs, dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet ſind, giebt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne ſich ihn gleich erklären zu können. Alles iſt zur ſchönſten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird ſogar in Hinſicht der Entfernung eines Gegenſtandes auf die angenehmſte Art getäuſcht. Die engliſchen Gärtner ſind wahre Landſchaftsmaler im großen, ja, wir möchten ſie faſt für die einzigen eigentlichen Künſtler der Nation erklären. Jeden Vorteil, den Optik und die Regeln der Perſpektive ihnen bieten, wiſſen ſie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei ins Kleinliche zu fallen.

Die Staffage vollendet den Reiz dieſer lebendigen, zum Gemälde erhobenen Landſchaft. Hunderte von halb zahmen Hirſchen und Rehen weiden auf den grünſten Wieſen der Welt, mit ihnen die ſchönſten Pferde, Kühe und Ziegen; beſonders in der Nähe des Hauſes, wo ſich die Wieſen ringsumher wie ein weicher grüner Teppich ausbreiten. Die ſchönen Geſtalten dieſer Tiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlſein geben dem Ganzen einen unbeſchreiblichen Reiz.

Der Haupteingang zum Park, ein oft ſehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thorhüters und ſeiner Familie, bei welchem ſich jeder Einlaß Begehrende vermittelſt einer Glocke meldet. Dieſes Thor mit ſeinen Gebäuden, the lodge genannt, iſt eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons ſind bald in gotiſchem, bald in ägyptiſchem Geſchmack aufgeführt; ſie ſtellen Türme, griechiſche Tempel oder auch nur nette Gartenhäuschen vor, je nach dem Geſchmack des Erbauers. Immer hat der Thorhüter eine freundliche Wohnung darin, mit Küche, Keller und allem, was er bedarf, wohl verſehen, und manche angeſehene Familie in Deutſchland würde zufrieden ſein, einen ſolchen Sommeraufenthalt zu beſitzen.

Das Wohnhaus liegt meiſt auf einer ſanften Anhöhe, alle Bäume ſind aus ſeiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinderniß finden. Dennoch iſt es nicht heiß in den Zimmern, teils weil es überhaupt in England nicht heiß iſt, teils wegen der wenigen Fenſter, die aber

Fahrgäſte ſteigen ein, ohne daß jemand nach der Fahrkarte fragt. Die Engländer ſtecken dieſelbe in den Hutband, die Frauen etwa in den Gürtel. Erſt nach dem Ausſteigen wird die Karte auf der Brücke, die nach dem Ausgang auf der andern Seite führt, wieder abgenommen.

Die Zahl derer, welche mit einer Jahreskarte oder ihrer Photographie fahren, iſt ſchon jetzt ungeheuer, denn die Stadtbahnen ſind bereits eng mit den Wohnungsverhältniſſen verbunden, ſo eng, wie früher die Omnibus und Penny-Dampfer auf der Themſe. *)

## 3. Die engliſchen Parks und Villen. **)

Die Obſt- und Gemüſegärten und die Treibhäuſer liegen mit allen zur inneren Ökonomie des Hauſes gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrſchaftlichen Hauſe, werden aber durch allerlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Dieſe Bezirke ſind es, was der Engländer eigentlich Gärten (gardens) nennt, die aber nicht mit zum Park im engeren Sinne gerechnet werden. Auch der Blumengarten, ebenfalls in der Nähe des Herrenhauſes, wird nicht zum Park im engeren Sinne gerechnet. Dieſer vorzugsweiſe zur Fußpromenade beſtimmte Teil, pleasure-ground genannt, hat am meiſten Ähnlichkeit mit unſern deutſchen Parks; man trifft da geſchmackvolle Blumenbeete, Gänge, die ſich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinſchlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektoniſchen Reichtum der neueren Gartenkunſt. Hier blühen und grünen die vielen einheimiſchen Geſträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die ſtark genug ſind, den Winter im Freien zu ertragen. Obſtbäume ſind aus dem pleasure-ground verbannt.

Der eigentliche Park umfaßt die zum Wohnhaus oder Schloß gehörigen Ländereien, zu ſeinem Bereich gehören Äcker und Wieſen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchſchnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren; auch einzelne Wirtſchaftsgebäude ſtellen ſich hier und da dem Auge dar, von gefälliger, aber doch ihre Beſtimmung andeutender Form. Der unvergleichlich ſchöne Raſen, dann die prächtigen Bäume, vornehmlich Eichen und Buchen, überall in Gruppen verteilt, bilden eine Hauptzierde der engliſchen Parks. Enge, durch dichte Schatten und Gebüſche ſich hinſchlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch große Gehölze ſind, wie überall in England, ſelten. Ein mehrere Quadratmeilen großer Wald, wie der in ſeiner Art einzige von Fontainebleau, iſt in ganz England nicht zu finden. Man möchte ſagen, es fehle Schatten, wenn nicht ge-

*) Vergleichende Kulturbilder ꝛc. von Jul. Faucher (Hannover, 1877).
**) Reiſen durch England und Schottland von Johanna Schopenhauer.

rade in dieſem Lande, wo bei ſehr milder Luft dennoch die Sonne ſelten recht heiß und hell ſcheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Dagegen darf es an Waſſer nie fehlen. Künſtliche Waſſerfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß oder nur ein Bach in der Nähe einer ſolchen Beſitzung, ſo muß er, wenn auch mit großen Koſten, herbeigeführt, ſich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchſchlängeln. Fehlt es an lebendigem Waſſer, ſo ſucht man wenigſtens einem ſtehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man giebt ihm eine leichte natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhangendem Gebüſch, wirft ſchöne Brücken darüber und täuſcht ſo das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teiches in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees; überall ſtrebt man nach dem Schönen, und flieht das Geſuchte, Steife.

Die verſtändige Weiſe, mit welcher alle Bäume in Rückſicht auf Höhe, Wuchs, dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet ſind, giebt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne ſich ihn gleich erklären zu können. Alles iſt zur ſchönſten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird ſogar in Hinſicht der Entfernung eines Gegenſtandes auf die angenehmſte Art getäuſcht. Die engliſchen Gärtner ſind wahre Landſchaftsmaler im großen, ja, wir möchten ſie faſt für die einzigen eigentlichen Künſtler der Nation erklären. Jeden Vorteil, den Optik und die Regeln der Perſpektive ihnen bieten, wiſſen ſie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei ins Kleinliche zu fallen.

Die Staffage vollendet den Reiz dieſer lebendigen, zum Gemälde erhobenen Landſchaft. Hunderte von halb zahmen Hirſchen und Rehen weiden auf den grünſten Wieſen der Welt, mit ihnen die ſchönſten Pferde, Kühe und Ziegen; beſonders in der Nähe des Hauſes, wo ſich die Wieſen ringsumher wie ein weicher grüner Teppich ausbreiten. Die ſchönen Geſtalten dieſer Tiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlſein geben dem Ganzen einen unbeſchreiblichen Reiz.

Der Haupteingang zum Park, ein oft ſehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thorhüters und ſeiner Familie, bei welchem ſich jeder Einlaß Begehrende vermittelſt einer Glocke meldet. Dieſes Thor mit ſeinen Gebäuden, the lodge genannt, iſt eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons ſind bald in gotiſchem, bald in ägyptiſchem Geſchmack aufgeführt; ſie ſtellen Türme, griechiſche Tempel oder auch nur nette Gartenhäuschen vor, je nach dem Geſchmack des Erbauers. Immer hat der Thorhüter eine freundliche Wohnung darin, mit Küche, Keller und allem, was er bedarf, wohl verſehen, und manche angeſehene Familie in Deutſchland würde zufrieden ſein, einen ſolchen Sommeraufenthalt zu beſitzen.

Das Wohnhaus liegt meiſt auf einer ſanften Anhöhe, alle Bäume ſind aus ſeiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinderniß finden. Dennoch iſt es nicht heiß in den Zimmern, teils weil es überhaupt in England nicht heiß iſt, teils wegen der wenigen Fenſter, die aber

Fahrgäste steigen ein, ohne daß jemand nach der Fahrkarte fragt. Die Engländer stecken dieselbe in den Hutband, die Frauen etwa in den Gürtel. Erst nach dem Aussteigen wird die Karte auf der Brücke, die nach dem Ausgang auf der andern Seite führt, wieder abgenommen.

Die Zahl derer, welche mit einer Jahreskarte oder ihrer Photographie fahren, ist schon jetzt ungeheuer, denn die Stadtbahnen sind bereits eng mit den Wohnungsverhältnissen verbunden, so eng, wie früher die Omnibus und Penny-Dampfer auf der Themse. *)

## 3. Die englischen Parks und Villen. **)

Die Obst- und Gemüsegärten und die Treibhäuser liegen mit allen zur inneren Ökonomie des Hauses gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch allerlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich Gärten (gardens) nennt, die aber nicht mit zum Park im engeren Sinne gerechnet werden. Auch der Blumengarten, ebenfalls in der Nähe des Herrenhauses, wird nicht zum Park im engeren Sinne gerechnet. Dieser vorzugsweise zur Fußpromenade bestimmte Teil, pleasure-ground genannt, hat am meisten Ähnlichkeit mit unsern deutschen Parks; man trifft da geschmackvolle Blumenbeete, Gänge, die sich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinschlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichtum der neueren Gartenkunst. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen. Obstbäume sind aus dem pleasure-ground verbannt.

Der eigentliche Park umfaßt die zum Wohnhaus oder Schloß gehörigen Ländereien, zu seinem Bereich gehören Äcker und Wiesen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren; auch einzelne Wirtschaftsgebäude stellen sich hier und da dem Auge dar, von gefälliger, aber doch ihre Bestimmung andeutender Form. Der unvergleichlich schöne Rasen, dann die prächtigen Bäume, vornehmlich Eichen und Buchen, überall in Gruppen verteilt, bilden eine Hauptzierde der englischen Parks. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch große Gehölze sind, wie überall in England, selten. Ein mehrere Quadratmeilen großer Wald, wie der in seiner Art einzige von Fontainebleau, ist in ganz England nicht zu finden. Man möchte sagen, es fehle Schatten, wenn nicht ge-

*) Vergleichende Kulturbilder ꝛc. von Jul. Faucher (Hannover, 1877).
**) Reisen durch England und Schottland von Johanna Schopenhauer.

rade in dieſem Lande, wo bei ſehr milder Luft dennoch die Sonne ſelten recht heiß und hell ſcheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Dagegen darf es an Waſſer nie fehlen. Künſtliche Waſſerfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß oder nur ein Bach in der Nähe einer ſolchen Beſitzung, ſo muß er, wenn auch mit großen Koſten, herbeigeführt, ſich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchſchlängeln. Fehlt es an lebendigem Waſſer, ſo ſucht man wenigſtens einem ſtehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man giebt ihm eine leichte natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhangendem Gebüſch, wirft ſchöne Brücken darüber und täuſcht ſo das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teiches in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees; überall ſtrebt man nach dem Schönen, und flieht das Geſuchte, Steife.

Die verſtändige Weiſe, mit welcher alle Bäume in Rückſicht auf Höhe, Wuchs, dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet ſind, giebt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne ſich ihn gleich erklären zu können. Alles iſt zur ſchönſten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird ſogar in Hinſicht der Entfernung eines Gegenſtandes auf die angenehmſte Art getäuſcht. Die engliſchen Gärtner ſind wahre Landſchaftsmaler im großen, ja, wir möchten ſie faſt für die einzigen eigentlichen Künſtler der Nation erklären. Jeden Vorteil, den Optik und die Regeln der Perſpektive ihnen bieten, wiſſen ſie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei ins Kleinliche zu fallen.

Die Staffage vollendet den Reiz dieſer lebendigen, zum Gemälde erhobenen Landſchaft. Hunderte von halb zahmen Hirſchen und Rehen weiden auf den grünſten Wieſen der Welt, mit ihnen die ſchönſten Pferde, Kühe und Ziegen; beſonders in der Nähe des Hauſes, wo ſich die Wieſen ringsumher wie ein weicher grüner Teppich ausbreiten. Die ſchönen Geſtalten dieſer Tiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlſein geben dem Ganzen einen unbeſchreiblichen Reiz.

Der Haupteingang zum Park, ein oft ſehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thorhüters und ſeiner Familie, bei welchem ſich jeder Einlaß Begehrende vermittelſt einer Glocke meldet. Dieſes Thor mit ſeinen Gebäuden, the lodge genannt, iſt eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons ſind bald in gotiſchem, bald in ägyptiſchem Geſchmack aufgeführt; ſie ſtellen Türme, griechiſche Tempel oder auch nur nette Gartenhäuschen vor, je nach dem Geſchmack des Erbauers. Immer hat der Thorhüter eine freundliche Wohnung darin, mit Küche, Keller und allem, was er bedarf, wohl verſehen, und manche angeſehene Familie in Deutſchland würde zufrieden ſein, einen ſolchen Sommeraufenthalt zu beſitzen.

Das Wohnhaus liegt meiſt auf einer ſanften Anhöhe, alle Bäume ſind aus ſeiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinderniß finden. Dennoch iſt es nicht heiß in den Zimmern, teils weil es überhaupt in England nicht heiß iſt, teils wegen der wenigen Fenſter, die aber

ſo verſtändig angebracht ſind, daß jeder Teil des Gebäudes ſein hinlängliches Licht hat.

Die äußere Anſicht der engliſchen Landhäuſer iſt aus unzähligen Kupferſtichen bekannt genug. Selten herrſcht ein ganz reiner Geſchmack darin, oft ſind ſie ſchwer und mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade iſt gewöhnlich mit Säulen geziert. Sind dieſe gleich in ihren Verhältniſſen nicht immer die richtigſten, ſcheinen ſie oft müßig da zu ſtehen, ſo gewähren ſie doch immer ein angenehmes, ſchattiges Plätzchen vor dem Hauſe, von welchem man recht behaglich ins Freie über den grünen Wieſenplan hinausſieht. Unter und vor dieſen Säulen ſtehen unzählbare fremde Geſträuche und Blumen in Vaſen, teils auf ſchönen Geſtellen über einander getürmt, teils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet. Der Luxus, den man mit dieſen Pflanzen treibt, iſt unglaublich. Täglich müſſen die verblühten hinweggeſchafft und andere an ihre Stelle geſetzt werden.

Höchſt reizend iſt der Anblick dieſer Shrubberys. Floras Schätze werden aus allen Ländern der Welt hierher gezaubert. Doch auch über dieſe ſchönſten Kinder der Natur herrſcht in England das eiſerne Scepter der Mode.

Die innere Einrichtung der Häuſer richtet ſich hier, wie überall, nach dem Reichtume und Geſchmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem ſie entſtand. Die meiſten Häuſer haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchem ſich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräte und die Bedientenzimmer befinden. Letztere ſind durchaus gut möbliert, ja die der Haushälterin und des Haushofmeiſters (in England butler genannt) ſogar elegant zu nennen, hübſch tapeziert, mit Mahagonimöbeln und guten Fußteppichen verſehen. Auch bei den Bedienten wird die engliſche Sitte beobachtet, daß ſie außer ihren Schlafzimmern noch Wohn- und Speiſezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerſt in eine große, hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vaſen geziert iſt. Zu beiden Seiten liegen die verſchiedenen Putz- oder Wohnzimmer; ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren ſchöne Schränke und zierliche Einbände ſie zu einem der eleganteſten Zimmer des Schloſſes machen. In vielen Häuſern iſt es Sitte, daß die Familie ſich hier zum Frühſtück verſammelt. Sonſt giebt es auch noch beſondere Frühſtückszimmer, Arbeits-, Muſik-, Geſellſchaftszimmer (Drawingrooms), Wohnzimmer (Parlours), Speiſezimmer, Spielzimmer in Menge, doch ſelten von ausgezeichneter Größe. Überall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit ſchönen Teppichen belegt.

In vielen Häuſern wechſelt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen von gemalter Wachsleinwand, welche von beträchtlicher Dicke, eigens dazu fabriziert wird. Mahagoniholz ſieht man meiſtens nur an den Treppengeländern, großen Eßtiſchen, Bettſtellen; die Möbel in den herrſchaftlichen Zimmern ſind von fremden, koſtbaren oder kunſtreich lackierten Hölzern.

Man findet es bürgerlich, unmodiſch, lächerlich, die Möbel an den Wänden hinzuſtellen, wie es in Deutſchland gebräuchlich iſt; in den Wohn- und Geſellſchaftszimmern ſtehen alle in einem großen Kreiſe umher, ſo daß noch ein beträchtlicher Raum zwiſchen den Stühlen, Sofas und Tiſchen und den Wänden übrig bleibt. Die Schreibtiſche ſowohl als die Pianofortes ſind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günſtigſten fällt, und man nicht von der Hitze nahe am Kamin oder vom Zuge nahe am Fenſter leidet. Noch müſſen wir der Kamine gedenken, die, künſtlich in Marmor gearbeitet, oder mit brillantiertem Stahl geſchmückt, eine der größten Zierden der Zimmer ausmachen. Schöne Vaſen und prächtige Kandelaber prangen auf ihren Geſimſen. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indeſſen den Fremden nur ſelten gezeigt werden. Dieſe ſind ein Heiligtum, in welches kein ſterbliches Auge dringen darf; beſonders gilt dies von den Schlafzimmern der Damen. Oft hörten wir die Engländerinnen mit wahrem Grauſen von der Sitte der Franzöſinnen ſprechen, welche gerade ihr Schlafzimmer zum allgemeinen Beſuchszimmer vorzugsweiſe erwählen.

## 4. London.

### Ein Gang durch die Straßen von London.

Man erzählt von einem der unzähligen kleinen Souveraine des weiland heiligen römiſchen Reichs, er habe, da er ſpät abends in London ſeinen Einzug hielt, geglaubt, die Stadt ſei ihm zu Ehren illuminiert. Wäre er bei Tage durch die volkreichſten Straßen der City, etwa durch Ludgate-Hill oder den Strand gekommen, er hätte eben ſo leicht wähnen können, ein allgemeiner gefährlicher Aufruhr ſetze die Einwohner alle in Bewegung. Niemand, der es nicht mit eigenen Augen ſah, kann ſich einen Begriff machen von dem ewigen Rollen der Fuhrwerke aller Art in der Mitte des Weges, von dem Wogen und Treiben der Fußgänger auf den an beiden Seiten der Straße hinlaufenden etwas erhöhten Trottoirs. Nicht die Leipziger Oſtermeſſe, nicht Wien, ſelbſt nicht Paris können hier zum Vergleich dienen. Dennoch geht es ſich nirgends beſſer zu Fuß, als in London, ſobald man ſich in die Art und Weiſe der Eingeborenen zu finden gelernt hat. Dies gewährt den Fremden, beſonders den reiſenden Damen, einen großen Vorteil, um alles zu ſehen und zu bemerken. Wenn man, wie in andern großen Städten, immer in ſeinem Wagen feſtgebannt bleiben muß und keinen Schritt gehen kann, lernt man den Ort kaum zur Hälfte kennen; auf den ſchönen Quaderſteinen der Londoner Trottoirs aber kommt man vortrefflich fort, ſelbſt wenn das Wetter auch nicht ganz günſtig wäre. In den Hauptſtraßen ſind dieſe breit genug, um ſechs, acht und mehr Perſonen bequem neben einander hinwandeln zu laſſen; in den engen winkeligen Gaſſen der eigentlichen

City iſts freilich nicht ſo bequem, weil die Fußpfade dort auch ſchmäler ſein müſſen. Fremde kommen indes auch wenig in jene Ameiſenhaufen ähnliche Stadtviertel, wo Handel und Wandel ſo ganz im eigentlichſten Sinne ihr Weſen treiben, und Mode und Luxus noch wenig Eingang fanden. Die prächtigen Läden, welche die ſchönſten Ausſtellungen darbieten, trifft man größtenteils in den breiten Straßen, die die Mitte halten zwiſchen der arbeitſamen City und dem vornehmern, nur genießenden Weſtminſter. Die Gewohnheit der Engländer, immer zur Rechten den Entgegenkommenden auszuweichen, erleichtert das Gehen ſehr und verhindert faſt alles Stoßen und Drängen. Den Damen läßt man immer die Seite nach den Häuſern zu, ſie mag zur rechten oder linken Hand ſein. Anfangs kommt es der Fremden wunderlich vor, wenn der ſie führende Londoner, ſo oft man eine Straße durchkreuzt, ihren Arm losläßt und hinter ihr weg auf die andere Seite tritt; doch gar bald wird man von dem Nutzen dieſer Nationalhöflichkeit überzeugt. Auf dem Mittelwege, wo Hunderte von Wagen ſich ewig durchkreuzen, iſt freilich die Ordnung nicht ſo leicht zu erhalten, als auf den Fußpfaden. So breit die Fahrwege im Durchſchnitt auch ſind, ſo entſteht dennoch oft eine Stockung, die mehrere Minuten dauert, und durch die Mannigfaltigkeit der Wagen, der Pferde, der Beweglichkeit des Ganzen einen recht intereſſanten Anblick gewährt, wenn man dem Lärme aus dem Fenſter gelaſſen zuſehen kann.*)

Etwa 50,000 Cabs oder Droſchken und 1400 Omnibus vermitteln den innern Verkehr nebſt zwei rieſigen Eiſenbahnnetzen, deren Frequenz geradezu verblüffend iſt. Das eine zieht unter den Kellern, das andere über den Dächern hin.**) Hat jemand eine Entfernung von 2 Stunden zu durcheilen, ſo verſchwindet er bei der nächſtgelegenen Station unter der Erde und kommt in 25 Minuten nahe am Ziel wieder ans Tageslicht.

Die Pferde ſind in einem außerordentlich guten Zuſtande, wenn man bedenkt, daß ſie täglich über 12 Stunden auf dem Pflaſter bleiben. Auch werden ſie ſehr gut verpflegt; ſobald ſie einen ruhigen Augenblick haben, bindet ihnen der ſorgſame Kutſcher einen langen, ſchmalen, genau um den Kopf paſſenden Beutel voll Hafer um, aus welchem ſie ſich gütlich thun. Die Polizei hält ſtrenge Aufſicht über die Wagen; alle ſind numeriert. Wehe dem Kutſcher, der ſich beigehen ließe, den feſtgeſetzten ſehr billigen Preis zu überſchreiten. Man kann ſich zu jeder Stunde der Nacht, mit den größten Schätzen beladen, einem Cab ſicher anvertrauen, wofern nur jemand aus dem Hauſe, wo man einſteigt, die Nummer ſo bemerkt, daß es der Kutſcher gewahrt.

Von der Pracht der Läden und Magazine iſt ſchon zum Überfluß ge-

*) Ohne Gefahr iſt das Wagengedränge nicht, denn ſchon nach der Statiſtik von 1864 werden in den Straßen Londons jährlich 252 Perſonen getötet, meiſtens überfahren, folglich in jeder Woche fünf.

**) Von der „Neuen Londonbrücke“ geht die Eiſenbahn über die Häuſer von Southwark nach Greenwich.

London.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ſchrieben worden. Wahr iſts, nichts ſetzt den Fremden mehr in Erſtaunen, als der Reichtum und die Eleganz derſelben. Die koſtbaren, glänzenden Ausſtellungen der Silberarbeiter, die ſchönſten Drapierungen, in welchen die Kaufleute, welche mit Mouſſelinen und anderen Zeugen handeln, ihre Waren hinter großen Spiegelfenſtern dem Publikum zeigen, der feeenhafte Schimmer der Glasmagazine, alles blendet und reizt.

Aber auch viele geringere Gegenſtände werden auf eine dem Auge gefällige Weiſe zum Verkauf ausgeſtellt. Die Kerzengießer z. B. wiſſen ihre Lichter recht zierlich hinter den Fenſtern aufzuputzen. Die Apotheker, hier Chemiſten genannt, verzieren ihre Läden mit großen gläſernen Vaſen, angefüllt mit Spiritus oder Waſſer in allen möglichen ſchönen und glänzenden Farben; dazwiſchen prangen große künſtliche Blumenſträuße. Abends, wenn hinter allen dieſen farbigen Gläſern Lampen brennen, ſchimmern dieſe Läden wie Aladdins Zaubergrotte.

Nichts Lockenderes kann man ſehen, als einen der vielen großen Obſtläden, in welchen die Früchte aller Jahreszeiten und Zonen, von der königlichen Ananas bis zum kleinen ſibiriſchen Staudenapfel, in zierlichen Körben mit Blumen und Orangerie geſchmückt, prangen. Die Kuchenläden, in welchen es Ton iſt, morgens einzuſprechen und einige kleine Törtchen heiß von der Pfanne weg zum Frühſtück einzunehmen, präſentieren ſich auch recht hübſch. Alles, was Kuchenbäcker und Konditoren nur erfanden, ſteht lockend angerichtet, auf ſchneeweiß behangenen Tiſchen, dazwiſchen Blumen, Gelées, Eis, Liqueurs, Dragées von allen Farben und Arten in zierlichen Kriſtallvaſen. Bald feſſeln uns wieder die Kupferſtichläden, in welchen täglich neue Gegenſtände dargeboten werden, oft wahre Kunſtwerke, öfters Ergüſſe ſatiriſcher Laune, oder Porträts berühmter Menſchen, auch wohl Tiere, wie es kommt. Immer umlagert ein Kreis Neugieriger dieſe Fenſter. Faſt iſts unmöglich, vorbeizugehen, ohne wenigſtens einige Augenblicke von der Schauluſt feſtgehalten zu werden. Die Magazine der Buchhändler gewähren ebenfalls täglich neuen Genuß. Bald ſinds Neuigkeiten, bald ſchöne Prachtausgaben älterer Schriftſteller, bald koſtbare Kupferwerke, die man ungehindert betrachten kann. Andere Kaufleute, ſogenannte Stationers, die mit allen möglichen zum Schreiben und Zeichnen brauchbaren Dingen handeln, zeigen täglich tauſend neue, uns Deutſchen faſt unbekannte Papparbeiten, Verzierungen, Kupferſtiche, Vergoldungen und dergleichen; wieder andere haben in ihren Läden Brieftaſchen, nichts als Brieftaſchen, von der rieſenmäßigſten Mappe an bis zum winzig kleinen zierlichen Neceſſaire. Dazwiſchen flimmern Magazine, wo die herrlichſten Stahlarbeiten im Sonnenglanze das Auge blenden. Die Miniaturmaler ſtellen ihre oft ſehr ſchönen Arbeiten dem Publikum vors Auge; gewöhnlich ſinds ſehr ähnliche Porträts bekannter Perſonen, Schauſpieler und Redner, um die Luſt zu erwecken, auch ſein eignes wertes Ich ſo täuſchend vervielfacht zu ſehen.

Schon der Anblick der vielen Inſchriften unterhält, welche an den Häuſern mit vollkommen ſchön gezogenen goldenen Buchſtaben glänzen. Welche

Menge Bedürfniſſe, die der genügſame Deutſche kaum kennt, werden hier als unentbehrlich ausgeboten! Beſonders fällt es auf, daß die königliche Familie ſo viel Kaufleute und Handwerker beſchäftigt. Aber jeder derſelben, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauſes gekauft wird, jeder Schuſter oder Schneider, der einmal ſo glücklich war, für einen Prinzen einen Stich zu thun, hat das Recht, ſich auf der Inſchrift ſeines Hauſes deſſen zu rühmen und die Gunſt des Augenblicks für dauernd auszugeben. So prangt denn auch der Name eines mit allerhand Geheimmitteln Handelnden in der Inſchrift ſeines Hauſes am Strand mit dem prächtigen Titel: Bug destroyer to Her Majesty, the Queen, Wanzenvertilger Ihrer Majeſtät der Königin. Gewiß, ein Titel, der noch auf keiner Hofliſte gefunden ward!

Wunderbar abſtechend iſt der Kontraſt, wenn man aus dem Gewühl der City in die andern Teile der Stadt tritt. Hier deutet alles auf bequemes, ruhiges Genießen; kein rauſchender Erwerb, kein Gedränge der arbeitenden Menge. Alles hat Zeit, alles ſcheint einzig bedacht, dieſe aufs angenehmſte hinzubringen.

Die Magazine und Läden bieten dar, was nur der raffinierteſte Luxus verlangt, weit teurer als in der City, aber auch ſchöner, moderner, eleganter. Der Schuhmacher in der City verkauft z. B. ſeine Waren im Laden hübſch aufgeputzt, und nimmt in ſeiner, an denſelben ſtoßenden, reinlich möblierten Stube das Maß; in Bond-Street aber wird man in ein elegantes, mit Divan, köſtlichen Lampen und ſeidenen Gardinen geſchmücktes Boudoir zu dieſem Zwecke geführt, und ſchwerlich würde der „Artiſt“ (Künſtler) einen Fuß berühren, der nicht aus einer Equipage geſtiegen wäre. Dafür koſtet aber auch ſein Kunſtwerk zwei Guineen. Nach dieſem Maßſtab geht alles.

Nichts iſt ſchöner als die großen Plätze in dieſem Teile von London; zwar umgeben ſie keine Paläſte, denn deren giebt es ohnehin hier wenige, aber ſchöne, große Häuſer, alles glänzend rein, alles ſolid prächtig. Dazu kommen noch die hübſchen Boskett's in der Mitte der Plätze, zu welchen jeder Bewohner der umliegenden Häuſer für eine Guinee einen Schlüſſel haben kann.

Glänzende Equipagen rollen, Mohren, bunte Livreeen, geputzte Herren, und Damen beleben die Trottoirs, ohne Gedränge, ohne Lärm. Der Fremde aber, dem es darum zu thun iſt, das engliſche Volk kennen zu lernen, kehrt bald gern zurück aus dieſem vornehmen Quartiere, wo es wie überall in der großen Welt zugeht, und ſucht das neue, nirgends geſehene Leben der eigentlichen Stadt London auf.

## Wohnungen in London.

Eigentlich wohnt man im Durchſchnitt nicht ſonderlich in London. Da der Eigentümer eines Hauſes ſich hier großer Vorzüge im bürgerlichen Leben zu erfreuen hat, ſo ſtrebt jeder, eins zu beſitzen. Daraus entſteht denn, daß London faſt aus lauter kleinen, ſchmalen Häuſern zuſammengeſetzt iſt. Wer

auch kein eigenes Haus hat, will doch gern ſich als eigener Hausherr fühlen und für ſich allein wohnen. So ſtrebt jeder nach dem Erdboden, und die größten Häuſer werden in kleine Streifen zerteilt.

In Paris ſchweben vier Städte über einander, in London ſind ſie neben einander geſchichtet. An eine Reihenfolge mehrerer Zimmer iſt in gewöhnlichen bürgerlichen Häuſern nicht zu denken; ſelten, daß man zwei an einander ſtoßende findet, ſelbſt bei den reichen Kaufleuten; jedes Stockwerk enthält gewöhnlich nur zwei Zimmer, eins nach der Straße, eins nach dem oft ſehr engen Hofraume zu. Überall enge Treppen, wenige und kleine Zimmer. Die Küchen- und Bedientenwohnungen ſind in Souterräns angebracht, die Thüren alle auffallend eng und hoch, ſowohl die Hausthüren als die in den Zimmern. Jene ſehen bei größeren Gebäuden oft nur wie eine enge Spalte aus; in dieſen findet man faſt niemals Flügelthüren. Auch die Fenſter ſind ſchmal, die Spiegelwände zwiſchen denſelben dagegen ſehr breit. Die ſchönen Teppiche aber, die ſelbſt bei wohlhabenden Handwerkern nicht allein die Fußböden der Zimmer, ſondern auch Treppen und Vorplätze von der Hausthür an bedecken, die zierlichen Möbel, das ſchöne Mahagoniholz mit ſeinem beſcheidenen Glanze, die Reinlichkeit überall geben dieſen kleinen Wohnungen einen eigenen Reiz. Alles ſieht ſauber, bequem, elegant aus, und iſt es auch.

Die Kamine, die oft mit Marmor, Stahlarbeiten u. dgl. geſchmückt ſind, bilden eine nicht geringe Zierde der Zimmer; ſchöne Vaſen aus Wedgewoods Fabrik und kriſtallene Kandelaber zieren den Sims; der ſtählerne Roſt, auf welchem das Feuer brennt, Zange, Schaufel und alles Metallgerät glänzen hellpoliert; Kupferſtiche ſchmücken die Wände, ſchöne Vorhänge die Fenſter. Nichts in der Welt iſt gemütlicher als ein engliſches Wohnzimmer.

Das Schlafzimmer kann ſelten mehr als ein Bett faſſen. Die engliſchen Bettſtellen ſind alle ſehr groß, drei Perſonen fänden bequem darin Platz. Federdecken ſind ganz unbekannt, nicht ſo Unterbetten von Federn; ſeit einiger Zeit kommen letztere ſehr in Gebrauch, doch ſind Matratzen gewöhnlicher. Die Decke iſt auf dem Unterbett befeſtigt und läßt nur eine Öffnung zum Hineinſchlüpfen. Betten ohne Gardinen, ſowie Zimmer ohne Teppiche kennt nur die bitterſte Armut.

Die Familien der meiſten wohlhabenden Kaufleute, Advokaten, Richter, Beamten wohnen den größten Teil des Jahres, oft das ganze Jahr hindurch, auf dem Lande, in ſehr zierlichen Landhäuſern, die ſie Cottages, Hütten, nennen, obwohl ſie einen vornehmeren Namen verdienten. Hier genießen Frauen und Kinder die freie Luft, halten gute Nachbarſchaft und erfreuen ſich ganz gelaſſen und anſtändig, vielleicht etwas langweilig, des Lebens, während das Haupt der Familie den Tag in London auf ſeinem Comptoir zubringt und ſich dann abends auf den herrlichen Wegen zu Pferde oder zu Wagen oder bei weiterer Entfernung mittelſt der Eiſenbahn zu den Seinigen begiebt.

Die Großartigkeit der Verkehrsmittel, namentlich der Eiſenbahnen, hat

Menge Bedürfniſſe, die der genügſame Deutſche kaum kennt, werden hier als unentbehrlich ausgeboten! Beſonders fällt es auf, daß die königliche Familie ſo viel Kaufleute und Handwerker beſchäftigt. Aber jeder derſelben, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauſes gekauft wird, jeder Schuſter oder Schneider, der einmal ſo glücklich war, für einen Prinzen einen Stich zu thun, hat das Recht, ſich auf der Inſchrift ſeines Hauſes deſſen zu rühmen und die Gunſt des Augenblicks für dauernd auszugeben. So prangt denn auch der Name eines mit allerhand Geheimmitteln Handelnden in der Inſchrift ſeines Hauſes am Strand mit dem prächtigen Titel: Bug destroyer to Her Majesty, the Queen, Wanzenvertilger Ihrer Majeſtät der Königin. Gewiß, ein Titel, der noch auf keiner Hofliſte gefunden ward!

Wunderbar abſtechend iſt der Kontraſt, wenn man aus dem Gewühl der City in die andern Teile der Stadt tritt. Hier deutet alles auf bequemes, ruhiges Genießen; kein rauſchender Erwerb, kein Gedränge der arbeitenden Menge. Alles hat Zeit, alles ſcheint einzig bedacht, dieſe aufs angenehmſte hinzubringen.

Die Magazine und Läden bieten dar, was nur der raffinierteſte Luxus verlangt, weit teurer als in der City, aber auch ſchöner, moderner, eleganter. Der Schuhmacher in der City verkauft z. B. ſeine Waren im Laden hübſch aufgeputzt, und nimmt in ſeiner, an denſelben ſtoßenden, reinlich möblierten Stube das Maß; in Bond-Street aber wird man in ein elegantes, mit Divan, köſtlichen Lampen und ſeidenen Gardinen geſchmücktes Boudoir zu dieſem Zwecke geführt, und ſchwerlich würde der „Artiſt“ (Künſtler) einen Fuß berühren, der nicht aus einer Equipage geſtiegen wäre. Dafür koſtet aber auch ſein Kunſtwerk zwei Guineen. Nach dieſem Maßſtab geht alles.

Nichts iſt ſchöner als die großen Plätze in dieſem Teile von London; zwar umgeben ſie keine Paläſte, denn deren giebt es ohnehin hier wenige, aber ſchöne, große Häuſer, alles glänzend rein, alles ſolid prächtig. Dazu kommen noch die hübſchen Bosketts in der Mitte der Plätze, zu welchen jeder Bewohner der umliegenden Häuſer für eine Guinee einen Schlüſſel haben kann.

Glänzende Equipagen rollen, Mohren, bunte Livreeen, geputzte Herren, und Damen beleben die Trottoirs, ohne Gedränge, ohne Lärm. Der Fremde aber, dem es darum zu thun iſt, das engliſche Volk kennen zu lernen, kehrt bald gern zurück aus dieſem vornehmen Quartiere, wo es wie überall in der großen Welt zugeht, und ſucht das neue, nirgends geſehene Leben der eigentlichen Stadt London auf.

## Wohnungen in London.

Eigentlich wohnt man im Durchſchnitt nicht ſonderlich in London. Da der Eigentümer eines Hauſes ſich hier großer Vorzüge im bürgerlichen Leben zu erfreuen hat, ſo ſtrebt jeder, eins zu beſitzen. Daraus entſteht denn, daß London faſt aus lauter kleinen, ſchmalen Häuſern zuſammengeſetzt iſt. Wer

auch kein eigenes Haus hat, will doch gern sich als eigener Hausherr fühlen und für sich allein wohnen. So strebt jeder nach dem Erdboden, und die größten Häuser werden in kleine Streifen zerteilt.

In Paris schweben vier Städte über einander, in London sind sie neben einander geschichtet. An eine Reihenfolge mehrerer Zimmer ist in gewöhnlichen bürgerlichen Häusern nicht zu denken; selten, daß man zwei an einander stoßende findet, selbst bei den reichen Kaufleuten; jedes Stockwerk enthält gewöhnlich nur zwei Zimmer, eins nach der Straße, eins nach dem oft sehr engen Hofraume zu. Überall enge Treppen, wenige und kleine Zimmer. Die Küchen- und Bedientenwohnungen sind in Souterräns angebracht, die Thüren alle auffallend eng und hoch, sowohl die Hausthüren als die in den Zimmern. Jene sehen bei größeren Gebäuden oft nur wie eine enge Spalte aus; in diesen findet man fast niemals Flügelthüren. Auch die Fenster sind schmal, die Spiegelwände zwischen denselben dagegen sehr breit. Die schönen Teppiche aber, die selbst bei wohlhabenden Handwerkern nicht allein die Fußböden der Zimmer, sondern auch Treppen und Vorplätze von der Hausthür an bedecken, die zierlichen Möbel, das schöne Mahagoniholz mit seinem bescheidenen Glanze, die Reinlichkeit überall geben diesen kleinen Wohnungen einen eigenen Reiz. Alles sieht sauber, bequem, elegant aus, und ist es auch.

Die Kamine, die oft mit Marmor, Stahlarbeiten u. dgl. geschmückt sind, bilden eine nicht geringe Zierde der Zimmer; schöne Vasen aus Wedgewoods Fabrik und kristallene Kandelaber zieren den Sims; der stählerne Rost, auf welchem das Feuer brennt, Zange, Schaufel und alles Metallgerät glänzen hellpoliert; Kupferstiche schmücken die Wände, schöne Vorhänge die Fenster. Nichts in der Welt ist gemütlicher als ein englisches Wohnzimmer.

Das Schlafzimmer kann selten mehr als ein Bett fassen. Die englischen Bettstellen sind alle sehr groß, drei Personen fänden bequem darin Platz. Federdecken sind ganz unbekannt, nicht so Unterbetten von Federn; seit einiger Zeit kommen letztere sehr in Gebrauch, doch sind Matratzen gewöhnlicher. Die Decke ist auf dem Unterbett befestigt und läßt nur eine Öffnung zum Hineinschlüpfen. Betten ohne Gardinen, sowie Zimmer ohne Teppiche kennt nur die bitterste Armut.

Die Familien der meisten wohlhabenden Kaufleute, Advokaten, Richter, Beamten wohnen den größten Teil des Jahres, oft das ganze Jahr hindurch, auf dem Lande, in sehr zierlichen Landhäusern, die sie Cottages, Hütten, nennen, obwohl sie einen vornehmeren Namen verdienten. Hier genießen Frauen und Kinder die freie Luft, halten gute Nachbarschaft und erfreuen sich ganz gelassen und anständig, vielleicht etwas langweilig, des Lebens, während das Haupt der Familie den Tag in London auf seinem Comptoir zubringt und sich dann abends auf den herrlichen Wegen zu Pferde oder zu Wagen oder bei weiterer Entfernung mittelst der Eisenbahn zu den Seinigen begiebt.

Die Großartigkeit der Verkehrsmittel, namentlich der Eisenbahnen, hat

es dahin gebracht, daß die „innere Stadt“ zu einem großen Geſchäftslokal geworden iſt und der Umkreis von London zur Wohnung, da heutzutage jeder ſtundenweit von ſeinem Comptoir, Büreau, ſeiner Werkſtatt oder Börſe wohnen kann, ſicher, ſein „Heim“ um 2 oder 4 Pence in wenigen Minuten zu erreichen. Die Arbeiter werden täglich durch eigene Züge um einen Penny in die Stadt und nach Hauſe befördert. Das iſt ein großer Gewinn für die Geſundheit dieſes Völkerneſtes.

## Ein Wochentag in London.

Wer ſpät zu Bette geht, ſteht ſpät auf, das iſt in der Regel; daher hat die goldene Morgenſtunde nirgends weniger Verehrer als in London, wo doch ſonſt das Gold nicht zu gering geachtet wird. Vor 9—10 Uhr wirds nicht Tag. Anſtändig gekleidet verſammelt ſich dann die Familie in dem zum Frühſtück beſtimmten Zimmer, die Herren in Stiefeln und Überröcken, die Damen unbeſchreiblich reizend gekleidet, ſchneeweiß, verhüllt bis ans Kinn mit zierlichen Häubchen. Das Negligé iſt der Triumph der Engländerinnen; mit der geſchmackvollſten Einfachheit vereinigt es die höchſte Eleganz; der volle Anzug hingegen fällt oft ſteif und überladen aus.

Nichts Einladenderes in der Welt giebt es als ein engliſches Familienfrühſtück, auch wird die dabei hingebrachte Stunde durchaus für die angenehmſte des ganzen Tages gehalten, und man verlängert ſie gern. Auf dem hellpolierten ſtählernen Roſte lodert die ſtille Flamme des Steinkohlenfeuers, ſelbſt im Sommer, wenn das Wetter feucht iſt. Das elegante Theegerät ſteht in zierlicher Ordnung auf dem ſchneeweiß bedeckten Tiſche, daneben friſche, ungeſalzene, in Waſſer ſchwimmende Butter, das weißeſte Brot von der Welt, Zwieback, hartgekochte Eier, auch wohl nach ſchottiſcher Sitte Honig und Marmelade von Pomeranzen; hotrolls, ſo heißen Rollen, eine Art warmer, mit Butter beſtrichener Semmel, und toasts, Brotſchnitte, welche, von beiden Seiten mit Butter beſtrichen, langſam am Feuer geröſtet ſind, dürfen nie fehlen; letztere ſtehen auf einem dazu verfertigten ſilbernen Geſtell im Kamin, der Theekeſſel brauſt und ſiedet geſellig daneben.

Mit allem dieſen wäre dennoch das Frühſtück ohne die neueſten Zeitungsblätter ſehr unvollſtändig, ſie ſind ein Hauptſtück dabei. Ein ſelten vermißtes Stück des deutſchen Frühſtücks, die Tabakspfeife, iſt, zum Lobe der Londoner ſei es geſagt, bei ihnen ganz verbannt; dies ſchmutzige Vergnügen wird der letzten Klaſſe des Volkes überlaſſen; höchſtens ergötzt ſich noch zuweilen ein alter ausgedienter Seemann oder ein kaum halb civiliſierter Landjunker in ſeinen einſamen vier Pfählen daran.

Die Dame des Hauſes bereitet den Thee, zwar viel umſtändlicher, aber auch viel beſſer als wir. Die Taſſen werden erſt ſorgfältig mit heißem Waſſer ausgewärmt, der Thee wird abgemeſſen, das heiße Waſſer nach gewiſſen Regeln darauf gegoſſen, und um für alle dieſe Mühe den gehörigen Ruhm zu ernten, wird der Reihe nach gefragt, ob der Thee nach jedes

Wunsch geraten sei. Alles geschieht langsam und mit einer feierlichen Ruhe, welche die Engländer gern ihren Mahlzeiten geben, denn sie mögen dabei keinen andern Gedanken aufkommen lassen außer den des gegenwärtigen Genusses. Nur die Zeitungsblätter machen beim Frühstück hiervon eine Ausnahme, und Herren und Damen beschäftigen sich eifrig damit, denn nicht nur politische Neuigkeiten werden darin aufgetischt, auch Theater- und Familiennachrichten, und vor allem die neuesten Stadtgeschichten, frohe und traurige, erbauliche und skandalöse, wahre, halbwahre und ganz erdichtete. Alles wird gelesen, alles besprochen. Daß bei solchen Quellen das Gespräch seltener stockt, als sonst wohl geschieht, ist natürlich.

Nach dem Frühstück begeben sich die Männer an ihr Geschäft, ins Comptoir oder wohin der Beruf sie treibt. So viel als möglich wird den Vormittag über alle Arbeit abgethan, und trotz des späten Anfangs ist er lang genug dazu, da niemand vor 5 oder 6 Uhr zu Mittag speist. Nach Tische feiert jeder gern, wenn ihn nicht gerade ein hartes Schicksal zur Arbeit zwingt.

Viele Herren besuchen bald nach dem Frühstück ihr gewohntes Kaffeehaus, wo sie einen großen Teil ihrer Geschäfte abthun; eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Bestellungen harren ihrer schon dort; dorthin verlegen sie auch gewöhnlich ihre Zusammenkünfte mit Fremden, um über wichtige Dinge sich mündlich zu besprechen und Verabredungen zu treffen. Die Wirtin des Hauses nimmt auf ihrem erhöhten Sitze unten am Eingang alles an und bestellt es mit pünktlicher Treue an ihre Kunden, die sie alle persönlich kennt, weil sie fast nie verfehlen, sich zur nämlichen Stunde einzustellen.

Diese Gewohnheit, sich täglich an einem bestimmten Orte finden zu lassen, ist in dieser ungeheuren Stadt von dem größten Nutzen; eine Menge unnützer Gänge und viele sonst verlorene Zeit werden dadurch erspart. Obendrein gewinnt der häusliche Friede dabei, denn nächst der fleckenlosen Reinheit ihres eigenen Anzugs liegt einer Engländerin nichts so sehr am Herzen, als die Reinheit ihres Hauses, ihrer Treppen, ihrer Fußteppiche; wie sehr ist für alles dies dadurch gesorgt, daß so manches außer dem Hause abgemacht wird, was sonst in demselben Unordnung oder doch wenigstens Unruhe erregen müßte.

Die Ladies gehen nun auch an ihr Geschäft. Sie greifen zu den Morgenhüten, denn jede Tageszeit hat ihr eigenes Kostüm, und selbst im Wagen würde es auffallend erscheinen, wenn sich eine Dame in den Vormittagsstunden ohne Hut wollte sehen lassen. Wäre sie auch in siebenfache Schleier gehüllt, alles würde sie anstarren, gleich etwas nie Gesehenem. Wollte sie es vollends wagen, ohne Hut, selbst nur wenige Schritte zu Fuß über die Straße zu gehen, sie wäre ganz verloren, unbarmherzig würde sie der Pöbel verfolgen, als hätte sie die größte Unanständigkeit begangen.

Wohlversehen also mit großen Hüten, mit Halstüchern, Shawls wandern wir nun aus, denn die Mode will, daß man sich in den heißesten

Digitized by Google

Stunden des Tages am sorgfältigsten verhülle. Visiten haben wir nicht viele zu machen, der Kreis unserer eigentlichen Bekannten ist klein, man schränkt sich zum nähern Umgange auf wenige Häuser ein, wie in allen großen Städten. Das Visitenwesen wird überdies in London fast immer mit Karten abgemacht. Indessen einen Wochenbesuch haben wir doch abzustatten, denn diese sind hier wie überall unerläßlich; nur werden sie später als in Deutschland angenommen.

Wir finden die Damen in dem glänzenden Schlafzimmer. Vor allem prunkt das große Bett. Die Kissen, die Decken sind mit Spitzen und feiner Näharbeit verziert, in zierlichen Falten schwebt die weiße mousselinene, mit grüner Seide gefütterte Draperie vom thronartigen Baldachin herab, so daß man die schönen Säulen von Mahagoni oder anderm noch kostbareren Holze kaum erblickt. Das Negligé der Damen ist über und über mit den teuersten Spitzen geschmückt und gekräuselt; alles ist fein und erlesen, alles zeigt Reichtum.

Den Hauptgegenstand des Gesprächs gewährt die auf einem Seitentisch ausgestellte Garderobe des neuen Ankömmlings. Er selbst ist nicht sichtbar, sondern in der Kinderstube mit seiner Amme, denn das Selbststillen der vornehmeren Mütter ist in England nicht so allgemein wie in Deutschland.

Es giebt hier bedeutende Läden, wo nichts anderes verkauft wird, als Kinderzeug, und zwar zu sehr hohen Preisen. Alle Waren dieser Läden prunken dann in dem Wohnzimmer verschwenderisch angehäuft. Selbst ein großes Nadelkissen in der Mitte ist nicht zu vergessen, auf welchem man mit Stecknadeln von allen Größen Muster steckt, die einer schönen reichen Silberstickerei gleichen. Wahrscheinlich werden diese Dinge selten oder nie gebraucht, denn sie sind ihrer Natur nach zu zart und vergänglich, sie dienen nur zum Prunk.

Sind wir mit dem Besehen und Bewundern endlich fertig, so wandern wir weiter a shopping, d. h. wir kehren in zwanzig Läden ein, lassen uns tausend Dinge zeigen, an welchen uns nichts liegt, kehren das Unterste zu oberst und gehen vielleicht am Ende davon, ohne etwas gekauft zu haben. Die Geduld, mit der die Kaufleute sich dieses Unwesen gefallen lassen, kann nicht genug bewundert werden; keinem fällt es ein, nur eine verdrießliche Miene darüber zu zeigen. Sehr vornehme Damen *fahren* a shopping. Ohne sich aus dem Wagen zu bemühen, lassen sie sich den halben Laden in die Kutsche bringen, zur großen Beschwerde der Kaufleute sowohl als der Vorübergehenden auf dem Trottoire.

Die mannigfaltigen Ausstellungen von Kunstwerken sowohl als von Naturseltenheiten bieten uns angenehme Ruhepunkte, wenn wir es endlich müde sind, die Kaufleute in Bewegung zu setzen. Wir gedenken ihrer hier, insofern die Mode sie begünstigt, welche stets eine oder zwei davon ihres besonderen Schutzes würdigt, wo man dann sicher sein kann, immer elegante Gesellschaft zu finden.

Die Promenade im St. James-Park könnte auch eine Abwechselung

gewähren, doch wird sie im ganzen wenig besucht, so reizend sie auch ist. Zwar fehlt es nie an Spaziergängern darin, aber nur bei sehr seltenen Gelegenheiten findet man sie so bevölkert, wie es die Terrassen der Tuilerien alle Tage sind. Es giebt der müßigen Männer weit weniger in London, als in Paris. Die englischen Damen gehen nicht so viel aus, als die Pariserinnen, und wenn sie es thun, so ziehen sie eine Shoppingpartie allen anderen Promenaden vor.

Die Kuchenläden, deren wir früher gedachten, liegen gleich anderen frei und offen unten an der Straße; daher können Damen recht anständig allein dort einkehren. Nur in den berühmtesten dieser Etablissements, bei Mr. Birch, in der Nähe der Börse, geht dies nicht wohl an; hier kann man sich nicht ohne männliche Begleitung blicken lassen. Das nicht sehr geräumige Frühstückszimmer befindet sich hinten im Hause, am Ende eines langen Ganges. Kein Strahl des Tageslichtes wird darin geduldet, Wachskerzen erleuchten es, und wenn die Sonne draußen noch so hell schiene. Die übrige Einrichtung des Zimmers ist anständig, ohne sich besonders auszuzeichnen. Immer findet man Gesellschaften von Herren und Damen darin, die gewöhnlich schweigend ihre Schildkrötensuppe und ein paar warme kleine Pastetchen verzehren. Weiter wird in diesem Hause nichts zubereitet; aber die Pastetchen sollen die besten in der ganzen Welt sein, und nun vollends die Schildkrötensuppe, darüber geht nichts. Nirgends weiß man sie so gut zuzubereiten, wie hier, so behaupten die Londoner. Uns aber kam die Gelassenheit, mit welcher die Herren und Damen das von Madeirawein und Cayennepfeffer glühende, uns Zunge und Gaumen verbrennende Gemengsel genossen, weit bewundernswerter vor, als die Suppe selbst.

Der vorige Besitzer dieses Hauses, Mister (Mr.) Harton, brachte indessen bloß mit diesen Pastetchen und der Suppe in nicht gar langer Zeit ein Vermögen von 100,000 Pfd. Sterl. zusammen, und sein jetziger Nachfolger ist auf gutem Wege, es ihm nachzuthun. Dennoch sind die Preise in diesem Hause sehr billig, und wie überall ein- für allemal festgesetzt; was jeder verzehrt, ist eine Kleinigkeit, aber die Menge der Verzehrenden giebt eine ungeheure Einnahme.

Gegen 5 Uhr wird es Zeit, nach Hause und an die nötige Toilette vor Tische zu denken. Heute sind wir zu einem Diner geladen, aber wenn wir auch ganz en famille den Tag zu Hause zubrächten, so wäre es doch höchst unschicklich und bei gesunden Tagen unerhört, im Morgenkleide zu bleiben. Selbst die Männer ziehen den Börsenrock aus und mit ihm alle Gedanken an Geschäfte, um in einem eleganteren Anzuge (Frack) zu erscheinen.

Schön und etwas steif geputzt fahren wir nun um halb 7 Uhr zum Mittagsessen. Gastfrei sind die Londoner eben nicht; sie scheuen nicht sowohl die große Teuerung aller Dinge, als vielmehr die hier von allen geselligen Zusammenkünften unzertrennliche Etiquette, welche einen solchen Tag für die ohnehin Ruhe liebende Hausfrau zu einer schweren Last macht. Daher werden gewöhnlich solche Diners nur durch äußere Anlässe herbeigeführt,

Digitized by Google

wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müssen glaubt. Sonst führt der Londoner seinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei sich aufnimmt; dort, tête-à-tête, oder in einem größern, doch immer geschlossenen Cirkel, thun sie sich bei Wein, Politik und lustigen Gesprächen gütlich. Zu Hause ängstigt sie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Äußern erweist, aber ihnen auch, wie allen Respektspersonen, eben deshalb so viel als möglich aus dem Weg geht.

Doch wieder zu unserm Diner. In dem Besuchszimmer finden wir die Gesellschaft versammelt; es faßt höchstens 12—14 Personen. Nach den herkömmlichen Begrüßungsformeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnstühlen Platz, die Herren wärmen sich am Feuer, und nicht immer auf die schicklichste Weise. Schläfrig, einsilbig, langsam wankt die Konversation zwischen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf ins Speisezimmer ertönt. Dieses liegt oft eine Treppe höher oder niedriger als das Besuchszimmer, weil, wie wir schon früher bemerkten, die Wohnungen, selbst sehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem sind.

Die Tafel steht fertig und serviert da, bis auf die für das Dessert bestimmten Weingläser und Servietten, die erst auf den Tisch gesetzt werden, wenn die Tafel abgeräumt ist. Das Tischtuch hängt bis auf den Erdboden herab. Die Dame vom Hause thront in einem Lehnstuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl sitzt ihr gegenüber unten am Tisch, die Gäste nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, so viel als möglich in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauses vorgeschrieben wird. Alle Gerichte, welche zum ersten Gang gehören, stehen auf der Tafel.

Die englische Kochkunst hat auch in Deutschland ihre Verehrer, wir gehören aber nicht dazu. Uns graute vor dem blutigen Fleisch,*) vor den ohne alles Salz zubereiteten Fischen, vor dem im Wasser halb gar gekochten Gemüse, den Hasen und Rebhühnern, die, wie alle anderen Braten, ungespickt, ohne alle Butter, bloß in ihrer eigenen Brühe zubereitet werden.

Die Dame serviert die reichlich mit Cayennepfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem sie jeden Tischgenossen namentlich befragt hat, ob er welche verlange. Des Fragens von seiten der Wirte und des Antwortens von seiten der Gäste ist an einem englischen Tische kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gast, der, wenn er auch der englischen Sprache sonst ziemlich mächtig ist, dennoch unmöglich alle diese technischen Ausdrücke wissen kann. Er muß Rede und Antwort von jeder Schüssel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Teil vom Geflügel, vom Fleisch? ob er es gern stärker oder schwächer gebraten hat? eine Frage, die besonders oft die Fremden in

*) Andere Reisende können wieder nicht genug das mürbe, saftige Fleisch des Bratens rühmen, das auch in England, wo die Viehmast in so hohem Flor steht, erklärlich ist.

Verlegenheit versetzt. Man sagt nämlich: much done or under done? „viel gethan oder wenig gethan."

Diese Fragen ertönen von allen Seiten des Tisches zugleich, denn ein paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich serviert, nicht wie in Deutschland nach der Reihe. Die Gänge bestehen aus einem großen Seefisch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbutte oder dergl., der, beim Kochen gesalzen, vortrefflich wäre, so aber dem Fremden fast ungenießbar bleibt; aus Puddings, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter und fremde Zuthat in eigener Brühe geröstet, gedämpft, gebraten oder gekocht, nur der Pfeffer ist nicht daran gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen, trockenen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Namen einer Pastete.

Die halbrohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bei Tafel thut jeder auf seinen Teller nach Belieben geschmolzene Butter dazu. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, sie sind vortrefflich, bloß im Wasserdampf gekocht. Die Puddings aller Art wären auch sehr gut, nur sind sie oft zu fett, fast nur aus Ochsenmark und dergl. zusammengesetzt. Die Tarts, der Triumph der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser gekocht und mit einem Deckel von trockenem Teige versehen. Die Pickles, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Walnüsse, kleine Zwiebeln u. s. w., mit starkem Essig und vielen Gewürzen eingemacht, sind vortrefflich. Mit diesen, sowie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im großen fabriziert und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Die Saucen, Senf, Öl und Essig, stehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäste da, sowie auch immer für zwei Personen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame des Hauses über Tische mit vieler Umständlichkeit bereitet und klein geschnitten; er besteht aus einer sehr zarten, saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle lang sind; außer England sahen wir sie nirgends, dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle diese Dinge den Gästen an; dafür müssen diese wieder alles pflichtschuldigst loben und versichern, sie hätten in ihrem Leben kein besseres Kalb- oder Hammelfleisch gesehen, und es wäre auch alles ganz vortrefflich zubereitet.

Der Ceremoniell beim Trinken ist, besonders den fremden Damen, noch viel beschwerlicher und versetzte uns oft in wahre Not. Während wir betäubt und ängstlich von alle dem wunderlichen Wesen dasitzen, erhebt plötzlich der Herr vom Hause seine Stimme und bittet eine Dame — aus Höflichkeit die fremde zuerst — um die Erlaubnis, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zu bestimmen, ob sie weißen Lissaboner oder roten Portwein vorziehe. Denn die französischen, sowie die Rheinweine kommen erst zum Nachtisch. Verlegen trifft man die Wahl und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläser Wein von der bestimmten Sorte zu

wie etwa die [illegible] Verhandlung zu. Zierlich
müſſen glaub[illegible] handelnden Perſonen wie
verne, als [illegible] Madame, Ihre gute Geſundheit!“
größern. [illegible] Nach einer kleinen Weile tönt
luſtigen [illegible] Stimme, dieſelbe Ceremonie wird
denen [illegible] keine kleine Aufgabe für die, welche
auch. [illegible] Abſchlagen darf man es niemandem,
Wer [illegible] muß man noch mit dem erſten Glaſe den
[illegible] der einzelnen Perſon an der Tafel wenigſtens
[illegible] und auch genau acht geben, ob jemand der
[illegible] zeigt.

[illegible] Antworten auf die Einladungen zum Eſſen und
[illegible] und mit Achtgeben, ob niemand die unſere
[illegible] Kein intereſſantes Tiſchgeſpräch kann aufkommen,
[illegible] ſchicklich gehalten, wenn jemand den Verſuch macht,
[illegible] Der Herr des Hauſes fährt gleich mit der Bemerkung da-
[illegible] Sie verlieren Ihr Mittagseſſen; nach Tiſche wollen wir das
[illegible] Die Damen ſprechen ohnehin nur das Notwendigſte aus lauter
[illegible] Die Fremden können ſich nicht genug vor zu großer Leb-
[illegible] des Geſprächs hüten; es gehört hier gar nicht viel dazu, um für
[illegible] — monstrous bold — zu gelten.

[illegible] Iſt der erſte beſchwerliche Akt des Eſſens überſtanden, ſo wird der Tiſch
[illegible] die Brotkrumen ſorgfältig vom Tiſch abgekehrt, und es erſcheinen ver-
[illegible] Arten von Käſe, Butter, Radieschen und wieder Salat, letzterer
[illegible] ohne alle Zubereitung, bloß mit Salz zum Käſe gegeſſen.

Dieſer Zwiſchenakt dauert nicht lange; er macht einem zweiten Platz.
Jeder Gaſt bekommt nun ein kleines, ſchön geſchliffenes Kriſtallbecken voll
[illegible] zum Spülen der Zähne und Händewaſchen und eine kleine Serviette.
Man verfährt damit, als wäre man für ſich allein im Hauſe. Die ganze
[illegible] verſammelte Tiſchgeſellſchaft erinnert uns oft an einen Kreis Tritonen,
wo man ſie Waſſer ſpeiend um Fontainen ſitzen ſieht. Die Damen erman-
geln nicht, große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Finger-
ſpitzen anzubringen; die Herren gehen ſchon etwas dreiſter zu Werke.*)

Nach dieſer Reinigungsceremonie ändert ſich die ganze Dekoration. Das
Tiſchtuch mit allem was darauf ſtand, verſchwindet, und der ſchöne hell-
polierte Tiſch von Mahagoniholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaſchen
und Gläſer vor den Herrn des Hauſes hingeſtellt, das Obſt wird aufgetragen,
und jeder Gaſt erhält ein kleines Couvert zum Deſſert, ein Glas und ein
kleines, rotgewürfeltes oder auch ganz rotes, viereckig zuſammengelegtes Tuch.
Dies darf man aber nicht entfalten; man benutzt es nur, um das Glas
darauf zu ſtellen. Das Obſt wird nicht herumgereicht, ſondern wie vorher

*) Gegenwärtig iſt dieſe Sitte abgekommen, doch wollte ich den Abſatz, worin die ehrenwerte Verfaſſerin das von ihr Erlebte ſo lebendig ſchildert, nicht unterdrücken.

die andern Gerichte vorgelegt und mit vielen Fragen ausgeboten. Haſelnüſſe, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche ſie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei; ſüße Konfituren und Bonbons ſind wenig in Gebrauch.

Jetzt fangen die Flaſchen an die Hauptrolle zu ſpielen. Jeder ſchiebt ſie ſeinem Nachbar zu, nachdem er ſich ſelbſt etwas eingeſchenkt hat, viel oder wenig, wie man will; nur darf das Glas nicht leer bleiben, und bei jedem Toaſt muß das Eingeſchenkte ausgetrunken werden. Den Damen ſieht man indes durch die Finger, wenn ſie bloß ein wenig nippen. Der Wirt bringt nun einige Toaſte aus, er läßt ſeine Freunde leben, die ſich dann wieder durch ein Gegenkompliment an ihn und die Dame vom Hauſe revanchieren; die königliche Familie wird nie bei dieſer Gelegenheit vergeſſen.

Dieſe Geſundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen, die Flaſche weiter zu ſchieben, ſind alles, was man jetzt hört. Bald nachdem man der Königin die gebührende Ehre erzeigt hat, erhebt ſich die Dame des Hauſes aus ihrem Lehnſeſſel; mit einer kleinen Verbeugung giebt ſie den übrigen Damen das Signal, alle erheben ſich und trippeln ſittſamlich hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. Sogar wenn Mann und Frau tête-à-tête allein eſſen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flaſche. Ob er dann auch Toaſte ausbringt, iſt uns nicht bekannt.

Jetzt, da die Frauen fort ſind, wird es den Herren leichter ums Herz, aller Zwang iſt nun verbannt, ſie bleiben unter ſich allein bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den ſie während der Damen Gegenwart mühſam zurückhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet dem ganzen Hauſe, daß ihnen gar wohl zu Mute ſei. Die Frauen aber, die Armen, was wird aus ihnen? Da ſitzen ſie wieder am Kamin und ſehen ſich an und gähnen mit geſchloſſenem Munde. Nicht einmal Kaffee giebt es, um ſie einigermaßen munter zu erhalten; Handarbeit in Geſellſchaft wäre auch unerhört; der gegenſeitige Anzug iſt leider zu bald durchgemuſtert. In der troſtloſeſten Stimmung ſitzen ſie und ſind alle des Lebens herzlich überdrüſſig. Wie gern ſchlieſen ſie ein! Aber das ſchickt ſich nicht.

Endlich iſt eine Stunde ſo jämmerlich hingeſchlichen. Sie haben vom Wetter geſprochen, vom Theater; das iſt hier aber kein ſo gangbarer Artikel, als in anderen Orten, denn man geht viel ſeltener hin. Die Fremde iſt zehnmal gefragt worden, wie ihr London gefalle, und ſie hat zehnmal pflichtſchuldigſt geantwortet: ganz ausnehmend wohl. Da macht denn endlich die Frau vom Hauſe dem Jammer dadurch ein Ende, daß ſie die Herren zum Thee bitten läßt.

Man ſagt, die ſchnellere oder langſamere Befolgung dieſes Winkes ſei das ſicherſte Zeichen, wer im Hauſe herrſche, ob der Mann oder die Frau. Indeſſen, wenn ſie auch zögern, ſie kommen doch, die Herren, — ein wenig heiter, ein wenig redſelig; aber, zur Ehre ſei es geſagt, betrunken haben wir bei ſolchen Gelegenheiten keinen geſehen.

Die Dame macht jetzt den Thee ſehr umſtändlich. Die Fragen, wie man ihn findet, wie man ihn wünſcht, ob ſüß, ob mit viel Milch oder

wenig, werden auch hier nicht unterlaſſen. In einigen Häuſern wird er draußen ſerviert und vom Bedienten herumgereicht; doch dies ſind Ausnahmen von der Regel; die engliſchen Ladies laſſen ſich ungern den Platz am Theetiſch nehmen, den ſie ſo ehrenvoll behaupten. Neben dem Thee wird auch ſehr ſchlechter dünner Kaffee geboten.

Die Konverſation geht nun ein wenig raſcher, indeſſen die Herren haben ſich bei der Flaſche rein ausgeſprochen, die Damen ſind müde und ſprechen überhaupt wenig, es wird ſelten ein munteres, erfreuliches Geſpräch daraus. Nach dem Thee fährt man nach Hauſe, denn fürs Theater iſt es zu ſpät, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen iſt.

Whiſt iſt das einzige übliche Spiel in Geſellſchaft; von unſrer Art zu ſpielen, weicht man darin ab, daß man nur Partie simple oder double zählt, kein triple oder quadruple. Auf dieſe Weiſe kann man höchſtens ſieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei ſpielt, nie mehr oder weniger. Die Karten ſind ſehr groß und teuer, aber ungeſchickt. Dies iſt wohl das einzige Fabrikat, in welchem die Engländer anderen Nationen nachſtehen. Kartengeld iſt nicht gebräuchlich, ebenſo wenig Trinkgeld an die Bedienten.

Daß die Engländer ſehr gut, ſehr ernſt und ſchweigend dies ihr Nationalſpiel ſpielen, iſt bekannt, nicht aber, daß keineswegs die Spielenden, ſondern der Herr des Hauſes zu beſtimmen hat, wie hoch ſeine Gäſte ſpielen ſollen.

Nach dem Spiele ſetzt man ſich noch zu einem kalten Abendeſſen von Auſtern, Hummern, Tarts und dergl.; dies wird ſehr ſchnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überſtanden zu haben, fährt man ſpät nach Mitternacht durch die noch immer von Menſchen wimmelnden Straßen nach Hauſe. Alle Läden ſind noch offen und erleuchtet, die Straßenlaternen brennen ohnehin immer, bis die Sonne ſcheint.

Es giebt noch eine Art geſelliger Zuſammenkünfte, welche die erſte Klaſſe des Mittelſtandes, von dem wir hier ſprechen, dem vornehmern aus den erſten Familien des Reichs beſtehenden Zirkel abgelernt hat. Sie heißen Routs, gleichbedeutend mit unſeren Aſſembleeen in Deutſchland. Mit dem Worte assembly verbindet man in England immer die Idee einer auf Unterzeichnung gegründeten Zuſammenkunft an einem öffentlichen Orte.

Die Frau vom Hauſe macht die Honneurs dieſer Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeſchickt, und zwar ungefähr dreimal ſo vielen Perſonen, als das Lokal gemächlich faſſen kann. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man zu einem ſolchen Feſte eine beſſere Wohnung als die gewöhnlichen haben muß, die doch wenigſtens eine Reihe neben einander fortlaufender Zimmer enthält.

Um 10 Uhr, oft auch noch viel ſpäter, fängt man an ſich zu verſammeln, drängt ſich durch, um die Wirtin zu begrüßen, die gewöhnlich unfern der erſten Thür im Zimmer Poſto gefaßt hat, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltiſche, die dicht zuſammengedrängt den ganzen Raum

erfüllen. Thee und andere Erfrischungen werden herumgereicht, so lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt so voll, daß niemand mehr atmen kann, daß vor allgemeinem Geräusch kein Wort mehr zu verstehen ist, daß es an Stühlen und Raum fehlt, welche zu stellen, ja daß die zuletzt Kommenden auf Treppen und Vorplätzen stehen bleiben müssen, so hat das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht.

Um 2, 3 Uhr gegen Morgen entwickelt sich der Menschenknäuel langsam, wie er anschwoll. Man fährt nach Hause und hat einen deliziösen Abend im großen Stil hingebracht. Die Dame vom Hause zieht sich in ihre Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerschlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch mit dem stolzen Bewußtsein, die höchste Glorie des geselligen Lebens erreicht zu haben.

## Der Sonntag.

Welch ein Tag für die arbeitende Klasse auf dem festen Lande! Die Greise freuen sich schon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo sie nach sechs mühevollen Tagen die Ihrigen reinlich und festlich gekleidet in Freude und Lust um sich sehen; die Kinder rechnen schon Montag, wie lange es noch zum Sonntag sei, dann ist keine Schule, dann können sie frei und frank herumlaufen und spielen nach Herzenslust, und vollends den jungen Leuten öffnet sich ein Himmelreich bei Musik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke.

Von den Vornehmen in den Städten haben freilich viele alle Tage Sonntag, wenn sie wollen; dennoch ist für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, sondern auch ein Tag der Freude, dem geselligen Vergnügen und vor allem den Familienzusammenkünften geweiht. Wenige giebt es, die nicht diesem Tage, so oft er erscheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegensehen, und wäre es nur die, einmal ins Schauspiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war.

Ganz anders ists in London. Musik und Tanz sind hoch verpönt, ans Theater ist gar nicht zu denken erlaubt; alle Läden, alle Ausstellungen sind dicht verschlossen. Die fanatische Pedanterie, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbaths wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit untersagen, aber das Vergnügen erlauben.

Einige der vornehmsten Familien des Reichs wurden vor kurzem fast namentlich in den Kirchen als Sabbathschänder und schreckliche Sünder abgekanzelt und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil sie Sonntags unter sich Liebhaberkonzerte gaben, und weil es bisweilen vorkam, daß die Gesellschaften, welche sie Sonnabends bei sich versammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Kartenspiel verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erschienen war.

„Ists wirklich wahr, daß man in Deutschland am Sonntage Karten spielt?“ hörten wir eine Dame fragen. „Keinen Tag lieber, als Sonntags, wo man doch nichts zu thun hat!“ war die Antwort. „Good Lord!“

Dame; „aber“, setzte sie belehrend hinzu, „man kann's ... sie werden nicht besser gelehrt“, und dabei blickte sie ... werden. „Aber sie spielen doch nicht um Geld?“ fragte ... freilich um Geld, um viel Geld!“ Alle fuhren schaudernd ... bless us all!“ (Gott segne uns alle!) sagte die vierte; „ich ... mal Sonntags, und um gar nichts, Karten gespielt, und ich ... noch heute nicht vergeben.“ Alle vier hatten vorher bitterlich ... Sonntag geseufzt, der ihnen nicht erlaubte, einen Robber zu machen; ... war auf dem Lande, bei abscheulichem Wetter, und hatte die schreck... Langeweile, während die Herren bei der Flasche wie angemauert blieben.

Der echte Engländer teilt den Tag zwischen öffentlichem Gottesdienst, häuslicher Betstunde und der Flasche; seine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu und läßt den lieben Nächsten eine scharfe Revue passieren, denn das ist Sonntags erlaubt. Die Kinder sind gar übel daran, seitdem man eigene Schulen für die Sonntagsabende errichtet hat, in welche sie prozessionsweise getrieben werden, nachdem sie den Tag über zweimal in der Kirche und einmal zu Hause die sinn- und geistlose Liturgie des englischen Gottesdienstes haben herbeten müssen.

Aber wie noch erbärmlicher geht's dem des Zwangs ungewohnten Fremden! Du öffnest das Klavier, die Wirtin knickst ins Zimmer herein und bittet, den Tag des Herrn nicht zu vergessen. Du ergreifst ein Buch, da kommt ein Besuch, sieht, daß du einer weltlichen Lektüre dich überlassen hast, und hält dir eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Ärgerlich setzest du dich ans Fenster, ergreifst, ohne daran zu denken, ein Strickzeug; da versammelt sich der Pöbel vor dem Hause, mit Schimpfen und Schelten kommt die Wirtin abermals herbei und drückt sich in ihrem heiligen Eifer diesmal weniger glimpflich aus als das erstemal. Beschäftigst du dich fern von dem Fenster in deinem Zimmer, so äußern die Bedienten, so oft sie hereintreten, ihren heiligen Abscheu, wenn nicht durch Worte, doch durch Mienen. Wolltest du mit deinen eigenen Landsleuten eine Partie Whist in deinem Zimmer spielen, so hat dein eigener Bedienter das Recht, dich beim nächsten Friedensrichter zu verklagen, und du entgehst der Strafe nicht.

Was fängt man aber mit dem Tage an, der zweiundfünfzig Mal im Jahre wiederkehrt? Man macht kleine Reisen, wenn die Jahreszeit es erlaubt, und achtet es nicht, daß die Weggelder am Sabbath zur Ehre des Herrn doppelt erlegt werden müssen. Im Winter bei schlimmem Wetter faßt man sich in Geduld — und langweilt sich.

## Eine Londoner Schneiderwerkstätte.*)

Die größte Schneiderwerkstätte der Welt ist wohl die königl. Militärmonturanstalt: Royal Army Clothing-Depot in Pimlico, einer westlichen

*) Weltindustrieen. Studien von Dr. K. v. Scherzer (Stuttgart, 1880).

Vorstadt von London. Sie übertrifft an Ausdehnung, Arbeitskombination und Leistungsfähigkeit alle zu ähnlichen Zwecken gegründeten Institute und bekleidet mit ihren Erzeugnissen die Grenzwächter in Ost- und Westindien, die Polizei in London wie im Kaffernlande. Das Etablissement von Pimlico zeigt von neuem, daß bei gewissenhafter Leitung gewisse Arbeiten unter staatlicher Obsorge zweckentsprechender und besser, gleichförmiger und regelmäßiger, dauerhafter und minder kostspielig hergestellt werden, als dies erfahrungsmäßig im Wege der Privatindustrie der Fall zu sein pflegt. Als auf den Schlachtfeldern des Krimkrieges im Jahre 1855 die Energie der englischen Truppen unter dem damaligen elenden Verpflegungssystem zusammenzubrechen drohte, faßte die Militärverwaltung den Entschluß, die Anfertigung von Monturen versuchsweise in die eigene Hand zu nehmen und die Arbeitsstätten mit allen Vorrichtungen auszustatten, welche die moderne Technik für Werkstätten dieser Art zur Verfügung gestellt hat.

In einer Ausdehnung von 200 m ziehen sich zwei Reihen dreistöckiger Gebäude hin, in denen die verschiedenartigen Arbeiten ausgeführt und die fertigen Vorräte aufgespeichert werden, welche letztere aber keineswegs so enorm sind, als man anzunehmen versucht sein möchte, weil von dem praktischen Grundsatz ausgegangen wird, daß durch lange Lagerung die Haltbarkeit der Stoffe vermindert und gleichzeitig der Zinsenverlust für das totliegende Kapital unnötigerweise vermehrt wird, während doch die Arbeitskräfte und Maschinen imstande sind, die größten Bestellungen in kürzester Zeit auszuführen. Wenige Tage reichen gegenwärtig hin, ein ganzes Armeecorps vom Kopf bis zu Fuß zu equipieren, ohne zu dem berüchtigten Lieferungssystem seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Der Hauptarbeitssaal ist 78 m lang, 12 m breit und 21 m hoch, mit doppeltem Glasdach eingedeckt, das auf einer ebenso kühnen als geschmackvollen Eisenkonstruktion ruht. An den beiden Längsseiten befinden sich je 3 Galerieen übereinander, eben so lang wie der Hauptsaal, jedoch nur 8 m breit und 5 m hoch. Diese Räume werden gleichfalls zu Arbeitsstätten benutzt. In dem ebenerdigen Teile des Saales sind in zwei Reihen 58 Maschinen aufgestellt, an deren jeder eine Maschinistin mit 8 Handarbeiterinnen beschäftigt ist. Den Maschinistinnen, die in gleicher Farbe wie ein Teil der englischen Armen, nämlich in Jacken aus rotem Tuch, gekleidet sind, fällt die Hauptarbeit zu; sie führen die Oberaufsicht in ihrer Gruppe und veranlassen die Zusammenstellung der Teile zu fertigen Stücken. Außer diesen befinden sich 188 andere Nähmaschinen für besonders schwere Stoffe in Gang, sämtlich mittelst Dampfkraft in Bewegung gesetzt. Alle Equipierungsstücke der Armee: Wäsche, Kleidung, Hüte, Helme, Sattelzeug und Sporen haben dieses Depot zu passieren, wo sie mit den unter Siegel befindlichen Mustern verglichen werden, bevor sie an die Truppenabteilungen in alle Welt versandt werden, nach Hongkong, zu den Bermudas-Inseln, in die Kapkolonie ꝛc., tausende von Meilen.

Es werden wöchentlich im Durchschnitt 11,000, in manchen Jahren

wohl auch mehr als 600,000 Stück Röcke angefertigt, von welchen die billigeren auf nur 15 Shilling*) (für Fußtruppen), die kostspieligeren aber, wie die goldverbrämten Galakleider der königl. Stabstrompeter, auf 36 Pfd. Sterl. (740—800 Mark) zu stehen kommen. Von Röcken allein werden in dieser Kleiderfabrik etwa 200 verschiedene Sorten angefertigt, mit steter Rücksicht auf die Größenverhältnisse. Für die Artillerie z. B. existieren 38 Zuschnitte, für Linientruppen hingegen nur 20 Mustergrößen, wahrscheinlich weil bei der ersteren Truppengattung nicht so viel auf gleichmäßige Körperkonstitution gesehen zu werden braucht. Auch Offiziere lassen dort ihre Uniformen, meist jedoch nur nach Maßabnahme, anfertigen. Einzelne Waffengattungen, die in Spezialuniformen glänzen, wie einige Kavallerieregimenter und die Schotten (Hochländer), besorgen die Uniformierung durch Regimentsschneider, doch muß wenigstens der Stoff zu den Kleidern das General-Depot passiert haben.

Das Zuschneiden der Stoffe (je 30 Stück auf einmal) geschieht durch die Maschine. Für die kaum daumenlangen Tuchabschnitte wurden im letzten Jahr nicht weniger als 8500 Pfd. Sterl. gelöst. Die Totalspesen der Anstalt beliefen sich im Jahre 1878 auf 1,215,435 Pfd. Sterl., wovon etwas über 1 Million für Anschaffung der Stoffe, der Rest für Arbeitslöhne, Maschinenbetrieb und Direktionsspesen verausgabt wurden. Doch kamen andererseits mehr als 400,000 Pfd. Sterl. zu Gute, die von jenen Departements, welche die Kleidungsstücke aus diesem Institut beziehen (die Londoner Polizei, die Postanstalten, die englischen Freiwilligen, indische Truppen ꝛc.) zurückgezahlt wurden.

Die Anstalt beschäftigt im ganzen etwa 2000 Arbeiter, worunter 300 Männer und Knaben und 1700 weibliche Personen. In der Regel wird nach Stückarbeit gezahlt; die Frauen verdienen 20—25 sh in der Woche, was bei der Stetigkeit und Regelmäßigkeit des Verdienstes ein gesichertes Jahreseinkommen von 1000—1200 Mark ausmacht. Wie in allen größeren Fabriketablissements haben die Frauen auch hier ihre besonderen Kranken-, Sterbe- und Unterstützungskassen; außerdem erfreuen sie sich einer gemeinschaftlichen Kaffee- und Theeküche für eigene Rechnung, aus welcher sie früh und abends die gewünschten Erfrischungen zum Preise von 1 penny die Tasse beziehen können. Es werden täglich etwa 1300 Pints Thee in einem, ihnen zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellten Nebensaale serviert, und die Ersparnisse aus der in eigener Regie besorgten Küche waren so beträchtlich, daß aus der bezüglichen Kasse im Jahr 1877 noch die Unkosten für 27 nach Seebädern geschickte invalide Arbeiterinnen, sowie die Spitalkosten für 18 andere Patientinnen des Instituts bestritten werden konnten.

---

*) 1 Shilling = 1 Mark. 1 Pfd. Sterl. à 20 Shilling à 12 Pence = 20½ Mark.

## Zeit ist Geld.*)

„Zeit ist Geld", das prägt sich in der ganzen Geschäftsführung des englischen Industriellen und Handelsmannes aus. Bleibt man bei London stehen, so ist der größte Feind der nutzbar zu verwendenden Zeit die Größe der Stadt selbst, das weite Auseinanderliegen ihrer Teile, die großen Entfernungen, in denen die Geschäftsfreunde wohnen. Zur Besiegung dieser örtlichen Schwierigkeiten führen 15 Brücken über die Themse, die, wie die Westminster- und Hungerfordbrücke, nur um einige hundert Schritt von einander entfernt liegen. Um der Mühe überhoben zu sein, die aus dem europäischen Kontinent und anderen Weltteilen einlaufenden Schiffe einige englische Meilen unterhalb der City ausladen zu müssen, was bei dem Bau einer steinernen Brücke notwendig war, baute man den Tunnel (1843 eröffnet), um einen Durchgang unter der Themse zu erhalten und den Schiffsverkehr nicht zu belästigen. Derselbe dient jetzt als Eisenbahnverbindung. Ein zweiter Tunnel für Fußgänger, subway genannt, wurde kürzlich oberhalb des Towers gebaut. Er ist aus großen eisernen Röhrenstücken konstruiert, die wasserdicht auf einander passen. Nicht genug, daß in der Stadt diese beispiellose Gewerbsthätigkeit herrscht, auch in dem Tunnel selbst hat sie ihre Buden aufgeschlagen: Orgeln und Panoramas stehen am Eingange und Ausgange, eine ungeheure Halle im Tunnel ist zum Tanzsaal eingerichtet, alles um Gelegenheit zur Zeitersparnis zu geben, und in kürzester Zeit darzubieten, was Bedürfnis oder Laune fordert. Um die weitgehenden Straßenlängen in Minuten zu durchfliegen, bewegen sich an 1400 Omnibus in mathematischer Regelmäßigkeit und Bestimmtheit so rasch und sicher, wie es nur bei englischen Pferden und englischen Kutschern möglich ist. Da ist keine Unordnung, kein Zanken, kein unnötiger Aufenthalt, kein Wetteifer im Herabdrücken der Preise. Wie eine wohlgegliederte Maschine bewegt sich dieser große Verkehrsapparat; jeder einzelne Wagen durchläuft in der festgesetzten Zahl von Minuten seine Strecke, stellt sich zur Minute an seinem Ziele ein und schließt sich an die mit ihm in Verbindung stehende Fahrt pünktlich an. Auf allen öffentlichen Plätzen stehen Droschken bereit, um zu feststehenden Preisen mit größter Geschwindigkeit nach jedem Ziele zu fahren. Wer die große Oxfordstraße, den Hauptkanal der Bewegung gegen die Börse, diesen Ausgangspunkt aller Handels- und Verkehrsthätigkeit Londons, hindurchgeht, der staunt über die zahllose Menge von Wagen, über diese beständige Überfüllung derselben, über die Hast und Emsigkeit, die auf jedem Gesichte zu lesen, über die Ordnung und Regelmäßigkeit, über die Ruhe und den Ernst inmitten dieses Gewühls. Um Zeit zu sparen und Regelmäßigkeit in das Gewirre zu bringen, bewegen sich die nach einer Richtung fortströmenden Menschenmassen auf dem einen, die nach entgegengesetzter Richtung hinsteuernden auf dem anderen Trottoir; dieselbe Ordnung wird unter Wagen und

*) „Vereinsblatt für deutsche Arbeit", 1852, S. 14 ff.

wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müſſen glaubt. Sonſt führt der Londoner ſeinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei ſich aufnimmt; dort, tête-à-tête, oder in einem größern, doch immer geſchloſſenen Cirkel, thun ſie ſich bei Wein, Politik und luſtigen Geſprächen gütlich. Zu Hauſe ängſtigt ſie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Äußern erweiſt, aber ihnen auch, wie allen Reſpektsperſonen, eben deshalb ſo viel als möglich aus dem Weg geht.

Doch wieder zu unſerm Diner. In dem Beſuchszimmer finden wir die Geſellſchaft verſammelt; es faßt höchſtens 12—14 Perſonen. Nach den herkömmlichen Begrüßungsformeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnſtühlen Platz, die Herren wärmen ſich am Feuer, und nicht immer auf die ſchicklichſte Weiſe. Schläfrig, einſilbig, langſam wankt die Konverſation zwiſchen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf ins Speiſezimmer ertönt. Dieſes liegt oft eine Treppe höher oder niedriger als das Beſuchszimmer, weil, wie wir ſchon früher bemerkten, die Wohnungen, ſelbſt ſehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem ſind.

Die Tafel ſteht fertig und ſerviert da, bis auf die für das Deſſert beſtimmten Weingläſer und Servietten, die erſt auf den Tiſch geſetzt werden, wenn die Tafel abgeräumt iſt. Das Tiſchtuch hängt bis auf den Erdboden herab. Die Dame vom Hauſe thront in einem Lehnſtuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl ſitzt ihr gegenüber unten am Tiſch, die Gäſte nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, ſo viel als möglich in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauſes vorgeſchrieben wird. Alle Gerichte, welche zum erſten Gang gehören, ſtehen auf der Tafel.

Die engliſche Kochkunſt hat auch in Deutſchland ihre Verehrer, wir gehören aber nicht dazu. Uns graute vor dem blutigen Fleiſch,*) vor den ohne alles Salz zubereiteten Fiſchen, vor dem im Waſſer halb gar gekochten Gemüſe, den Haſen und Rebhühnern, die, wie alle anderen Braten, ungeſpickt, ohne alle Butter, bloß in ihrer eigenen Brühe zubereitet werden.

Die Dame ſerviert die reichlich mit Cayennepfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem ſie jeden Tiſchgenoſſen namentlich befragt hat, ob er welche verlange. Des Fragens von ſeiten der Wirte und des Antwortens von ſeiten der Gäſte iſt an einem engliſchen Tiſche kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gaſt, der, wenn er auch der engliſchen Sprache ſonſt ziemlich mächtig iſt, dennoch unmöglich alle dieſe techniſchen Ausdrücke wiſſen kann. Er muß Rede und Antwort von jeder Schüſſel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Teil vom Geflügel, vom Fleiſch? ob er es gern ſtärker oder ſchwächer gebraten hat? eine Frage, die beſonders oft die Fremden in

*) Andere Reiſende können wieder nicht genug das mürbe, ſaftige Fleiſch des Bratens rühmen, das auch in England, wo die Viehmaſt in ſo hohem Flor ſteht, erklärlich iſt.

Verlegenheit verſetzt. Man ſagt nämlich: much done or under done? „viel gethan oder wenig gethan.“

Dieſe Fragen ertönen von allen Seiten des Tiſches zugleich, denn ein paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hauſe im Vorlegen der Schüſſeln. Alle werden nach der Suppe zugleich ſerviert, nicht wie in Deutſchland nach der Reihe. Die Gänge beſtehen aus einem großen Seefiſch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbutte oder dergl., der, beim Kochen geſalzen, vortrefflich wäre, ſo aber dem Fremden faſt ungenießbar bleibt; aus Puddings, Gemüſen, Tarts und allen Gattungen von Fleiſch und Geflügel, ohne Salz, Butter und fremde Zuthat in eigener Brühe geröſtet, gedämpft, gebraten oder gekocht, nur der Pfeffer iſt nicht daran geſpart. Hat man über eine ſolche Schüſſel einen dünnen, trockenen Butterteig gelegt, ſo beehrt man ſie mit dem Namen einer Paſtete.

Die halbrohen Gemüſe müſſen ganz grün und friſch ausſehen, erſt bei Tafel thut jeder auf ſeinen Teller nach Belieben geſchmolzene Butter dazu. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, ſie ſind vortrefflich, bloß im Waſſerdampf gekocht. Die Puddings aller Art wären auch ſehr gut, nur ſind ſie oft zu fett, faſt nur aus Ochſenmark und dergl. zuſammengeſetzt. Die Tarts, der Triumph der engliſchen Kochkunſt, beſtehen aus halbreifem Obſt, in Waſſer gekocht und mit einem Deckel von trockenem Teige verſehen. Die Pickles, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüſe, Mais, unreife Walnüſſe, kleine Zwiebeln u. ſ. w., mit ſtarkem Eſſig und vielen Gewürzen eingemacht, ſind vortrefflich. Mit dieſen, ſowie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im großen fabriziert und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Die Saucen, Senf, Öl und Eſſig, ſtehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäſte da, ſowie auch immer für zwei Perſonen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame des Hauſes über Tiſche mit vieler Umſtändlichkeit bereitet und klein geſchnitten; er beſteht aus einer ſehr zarten, ſaftigen Art Lattich, deſſen Blätter ſchmal, aber wohl eine halbe Elle lang ſind; außer England ſahen wir ſie nirgends, dafür aber iſt auch unſer Kopfſalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle dieſe Dinge den Gäſten an; dafür müſſen dieſe wieder alles pflichtſchuldigſt loben und verſichern, ſie hätten in ihrem Leben kein beſſeres Kalb- oder Hammelfleiſch geſehen, und es wäre auch alles ganz vortrefflich zubereitet.

Der Ceremoniell beim Trinken iſt, beſonders den fremden Damen, noch viel beſchwerlicher und verſetzte uns oft in wahre Not. Während wir betäubt und ängſtlich von alle dem wunderlichen Weſen daſitzen, erhebt plötzlich der Herr vom Hauſe ſeine Stimme und bittet eine Dame — aus Höflichkeit die fremde zuerſt — um die Erlaubnis, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zu beſtimmen, ob ſie weißen Liſſaboner oder roten Portwein vorziehe. Denn die franzöſiſchen, ſowie die Rheinweine kommen erſt zum Nachtiſch. Verlegen trifft man die Wahl und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläſer Wein von der beſtimmten Sorte zu

wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müſſen glaubt. Sonſt führt der Londoner ſeinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei ſich aufnimmt; dort, tête-à-tête, oder in einem größern, doch immer geſchloſſenen Cirkel, thun ſie ſich bei Wein, Politik und luſtigen Geſprächen gütlich. Zu Hauſe ängſtigt ſie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Äußern erweiſt, aber ihnen auch, wie allen Reſpektsperſonen, eben deshalb ſo viel als möglich aus dem Weg geht.

Doch wieder zu unſerm Diner. In dem Beſuchszimmer finden wir die Geſellſchaft verſammelt; es faßt höchſtens 12—14 Perſonen. Nach den herkömmlichen Begrüßungsformeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnſtühlen Platz, die Herren wärmen ſich am Feuer, und nicht immer auf die ſchicklichſte Weiſe. Schläfrig, einſilbig, langſam wankt die Konverſation zwiſchen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf ins Speiſezimmer ertönt. Dieſes liegt oft eine Treppe höher oder niedriger als das Beſuchszimmer, weil, wie wir ſchon früher bemerkten, die Wohnungen, ſelbſt ſehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem ſind.

Die Tafel ſteht fertig und ſerviert da, bis auf die für das Deſſert beſtimmten Weingläſer und Servietten, die erſt auf den Tiſch geſetzt werden, wenn die Tafel abgeräumt iſt. Das Tiſchtuch hängt bis auf den Erdboden herab. Die Dame vom Hauſe thront in einem Lehnſtuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl ſitzt ihr gegenüber unten am Tiſch, die Gäſte nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, ſo viel als möglich in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauſes vorgeſchrieben wird. Alle Gerichte, welche zum erſten Gang gehören, ſtehen auf der Tafel.

Die engliſche Kochkunſt hat auch in Deutſchland ihre Verehrer, wir gehören aber nicht dazu. Uns graute vor dem blutigen Fleiſch,*) vor den ohne alles Salz zubereiteten Fiſchen, vor dem im Waſſer halb gar gekochten Gemüſe, den Haſen und Rebhühnern, die, wie alle anderen Braten, ungeſpickt, ohne alle Butter, bloß in ihrer eigenen Brühe zubereitet werden.

Die Dame ſerviert die reichlich mit Cayennepfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem ſie jeden Tiſchgenoſſen namentlich befragt hat, ob er welche verlange. Des Fragens von ſeiten der Wirte und des Antwortens von ſeiten der Gäſte iſt an einem engliſchen Tiſche kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gaſt, der, wenn er auch der engliſchen Sprache ſonſt ziemlich mächtig iſt, dennoch unmöglich alle dieſe techniſchen Ausdrücke wiſſen kann. Er muß Rede und Antwort von jeder Schüſſel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Teil vom Geflügel, vom Fleiſch? ob er es gern ſtärker oder ſchwächer gebraten hat? eine Frage, die beſonders oft die Fremden in

*) Andere Reiſende können wieder nicht genug das mürbe, ſaftige Fleiſch des Bratens rühmen, das auch in England, wo die Viehmaſt in ſo hohem Flor ſteht, erklärlich iſt.

Verlegenheit versetzt. Man sagt nämlich: much done or under done? „viel gethan oder wenig gethan."

Diese Fragen ertönen von allen Seiten des Tisches zugleich, denn ein paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich serviert, nicht wie in Deutschland nach der Reihe. Die Gänge bestehen aus einem großen Seefisch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbutte oder dergl., der, beim Kochen gesalzen, vortrefflich wäre, so aber dem Fremden fast ungenießbar bleibt; aus Puddings, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter und fremde Zuthat in eigener Brühe geröstet, gedämpft, gebraten oder gekocht, nur der Pfeffer ist nicht daran gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen, trockenen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Namen einer Pastete.

Die halbrohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bei Tafel thut jeder auf seinen Teller nach Belieben geschmolzene Butter dazu. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, sie sind vortrefflich, bloß im Wasserdampf gekocht. Die Puddings aller Art wären auch sehr gut, nur sind sie oft zu fett, fast nur aus Ochsenmark und dergl. zusammengesetzt. Die Tarts, der Triumph der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser gekocht und mit einem Deckel von trockenem Teige versehen. Die Pickles, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Walnüsse, kleine Zwiebeln u. s. w., mit starkem Essig und vielen Gewürzen eingemacht, sind vortrefflich. Mit diesen, sowie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im großen fabriziert und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Die Saucen, Senf, Öl und Essig, stehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäste da, sowie auch immer für zwei Personen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame des Hauses über Tische mit vieler Umständlichkeit bereitet und klein geschnitten; er besteht aus einer sehr zarten, saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle lang sind; außer England sahen wir sie nirgends, dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle diese Dinge den Gästen an; dafür müssen diese wieder alles pflichtschuldigst loben und versichern, sie hätten in ihrem Leben kein besseres Kalb- oder Hammelfleisch gesehen, und es wäre auch alles ganz vortrefflich zubereitet.

Der Ceremoniell beim Trinken ist, besonders den fremden Damen, noch viel beschwerlicher und versetzte uns oft in wahre Not. Während wir betäubt und ängstlich von alle dem wunderlichen Wesen dasitzen, erhebt plötzlich der Herr vom Hause seine Stimme und bittet eine Dame — aus Höflichkeit die fremde zuerst — um die Erlaubnis, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zu bestimmen, ob sie weißen Lissaboner oder roten Portwein vorziehe. Denn die französischen, sowie die Rheinweine kommen erst zum Nachtisch. Verlegen trifft man die Wahl und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläser Wein von der bestimmten Sorte zu

wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müssen glaubt. Sonst führt der Londoner seinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei sich aufnimmt; dort, tête-à-tête, oder in einem größern, doch immer geschlossenen Cirkel, thun sie sich bei Wein, Politik und lustigen Gesprächen gütlich. Zu Hause ängstigt sie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Äußern erweist, aber ihnen auch, wie allen Respektspersonen, eben deshalb so viel als möglich aus dem Weg geht.

Doch wieder zu unserm Diner. In dem Besuchszimmer finden wir die Gesellschaft versammelt; es faßt höchstens 12—14 Personen. Nach den herkömmlichen Begrüßungsformeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnstühlen Platz, die Herren wärmen sich am Feuer, und nicht immer auf die schicklichste Weise. Schläfrig, einsilbig, langsam wankt die Konversation zwischen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf ins Speisezimmer ertönt. Dieses liegt oft eine Treppe höher oder niedriger als das Besuchszimmer, weil, wie wir schon früher bemerkten, die Wohnungen, selbst sehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem sind.

Die Tafel steht fertig und serviert da, bis auf die für das Dessert bestimmten Weingläser und Servietten, die erst auf den Tisch gesetzt werden, wenn die Tafel abgeräumt ist. Das Tischtuch hängt bis auf den Erdboden herab. Die Dame vom Hause thront in einem Lehnstuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl sitzt ihr gegenüber unten am Tisch, die Gäste nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, so viel als möglich in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauses vorgeschrieben wird. Alle Gerichte, welche zum ersten Gang gehören, stehen auf der Tafel.

Die englische Kochkunst hat auch in Deutschland ihre Verehrer, wir gehören aber nicht dazu. Uns graute vor dem blutigen Fleisch,*) vor den ohne alles Salz zubereiteten Fischen, vor dem im Wasser halb gar gekochten Gemüse, den Hasen und Rebhühnern, die, wie alle anderen Braten, ungespickt, ohne alle Butter, bloß in ihrer eigenen Brühe zubereitet werden.

Die Dame serviert die reichlich mit Cayennepfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem sie jeden Tischgenossen namentlich befragt hat, ob er welche verlange. Des Fragens von seiten der Wirte und des Antwortens von seiten der Gäste ist an einem englischen Tische kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gast, der, wenn er auch der englischen Sprache sonst ziemlich mächtig ist, dennoch unmöglich alle diese technischen Ausdrücke wissen kann. Er muß Rede und Antwort von jeder Schüssel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Teil vom Geflügel, vom Fleisch? ob er es gern stärker oder schwächer gebraten hat? eine Frage, die besonders oft die Fremden in

*) Andere Reisende können wieder nicht genug das mürbe, saftige Fleisch des Bratens rühmen, das auch in England, wo die Viehmast in so hohem Flor steht, erklärlich ist.

Verlegenheit versetzt. Man sagt nämlich: much done or under done? „viel gethan oder wenig gethan."

Diese Fragen ertönen von allen Seiten des Tisches zugleich, denn ein paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich serviert, nicht wie in Deutschland nach der Reihe. Die Gänge bestehen aus einem großen Seefisch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbutte oder dergl., der, beim Kochen gesalzen, vortrefflich wäre, so aber dem Fremden fast ungenießbar bleibt; aus Puddings, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter und fremde Zuthat in eigener Brühe geröstet, gedämpft, gebraten oder gekocht, nur der Pfeffer ist nicht daran gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen, trockenen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Namen einer Pastete.

Die halbrohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bei Tafel thut jeder auf seinen Teller nach Belieben geschmolzene Butter dazu. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, sie sind vortrefflich, bloß im Wasserdampf gekocht. Die Puddings aller Art wären auch sehr gut, nur sind sie oft zu fett, fast nur aus Ochsenmark und dergl. zusammengesetzt. Die Tarts, der Triumph der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser gekocht und mit einem Deckel von trockenem Teige versehen. Die Pickles, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Walnüsse, kleine Zwiebeln u. s. w., mit starkem Essig und vielen Gewürzen eingemacht, sind vortrefflich. Mit diesen, sowie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im großen fabriziert und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Die Saucen, Senf, Öl und Essig, stehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäste da, sowie auch immer für zwei Personen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame des Hauses über Tische mit vieler Umständlichkeit bereitet und klein geschnitten; er besteht aus einer sehr zarten, saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle lang sind; außer England sahen wir sie nirgends, dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle diese Dinge den Gästen an; dafür müssen diese wieder alles pflichtschuldigst loben und versichern, sie hätten in ihrem Leben kein besseres Kalb- oder Hammelfleisch gesehen, und es wäre auch alles ganz vortrefflich zubereitet.

Der Ceremoniell beim Trinken ist, besonders den fremden Damen, noch viel beschwerlicher und versetzte uns oft in wahre Not. Während wir betäubt und ängstlich von alle dem wunderlichen Wesen dasitzen, erhebt plötzlich der Herr vom Hause seine Stimme und bittet eine Dame — aus Höflichkeit die fremde zuerst — um die Erlaubnis, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zu bestimmen, ob sie weißen Lissaboner oder roten Portwein vorziehe. Denn die französischen, sowie die Rheinweine kommen erst zum Nachtisch. Verlegen trifft man die Wahl und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläser Wein von der bestimmten Sorte zu

bringen; die übrigen Gäste sehen schweigend der Verhandlung zu. Zierlich sich gegen einander verneigend, sprechen die beiden handelnden Personen wie im Chor: „Sir, Ihre gute Gesundheit — Madame, Ihre gute Gesundheit!“ trinken die Gläser aus und geben sie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieselbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieselbe Ceremonie wird wiederholt, und immer wiederholt; — keine kleine Aufgabe für die, welche des starken Weins ungewohnt sind. Abschlagen darf man es niemandem, das wäre beleidigend; obendrein muß man noch mit dem ersten Glase den Wunsch für die Gesundheit jeder einzelnen Person an der Tafel wenigstens durch ein Kopfnicken andeuten und auch genau acht geben, ob jemand der andern Gäste uns diese Ehre erzeigt.

So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Essen und Trinken, mit Gesundheittrinken und mit Achtgeben, ob niemand die unsere trinkt, vollauf zu thun. Kein interessantes Tischgespräch kann aufkommen, es wird sogar für unschicklich gehalten, wenn jemand den Versuch macht, eins aufzubringen; der Herr des Hauses fährt gleich mit der Bemerkung dazwischen: „Sir, Sie verlieren Ihr Mittagsessen; nach Tische wollen wir das abhandeln!“ Die Damen sprechen ohnehin nur das Notwendigste aus lauter Bescheidenheit. Die Fremden können sich nicht genug vor zu großer Lebhaftigkeit des Gesprächs hüten; es gehört hier gar nicht viel dazu, um für ungeheuer dreist — monstrous bold — zu gelten.

Ist der erste beschwerliche Akt des Essens überstanden, so wird der Tisch geleert, die Brotkrumen sorgfältig vom Tisch abgekehrt, und es erscheinen verschiedene Arten von Käse, Butter, Radieschen und wieder Salat, letzterer wird ohne alle Zubereitung, bloß mit Salz zum Käse gegessen.

Dieser Zwischenakt dauert nicht lange; er macht einem zweiten Platz. Jeder Gast bekommt nun ein kleines, schön geschliffenes Kristallbecken voll Wasser zum Spülen der Zähne und Händewaschen und eine kleine Serviette. Man verfährt damit, als wäre man für sich allein im Hause. Die ganze so versammelte Tischgesellschaft erinnert uns oft an einen Kreis Tritonen, wie man sie Wasser speiend um Fontainen sitzen sieht. Die Damen ermangeln nicht, große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Fingerspitzen anzubringen; die Herren gehen schon etwas dreister zu Werke.*)

Nach dieser Reinigungsceremonie ändert sich die ganze Dekoration. Das Tischtuch mit allem was darauf stand, verschwindet, und der schöne hellpolierte Tisch von Mahagoniholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaschen und Gläser vor den Herrn des Hauses hingestellt, das Obst wird aufgetragen, und jeder Gast erhält ein kleines Couvert zum Dessert, ein Glas und ein kleines, rotgewürfeltes oder auch ganz rotes, viereckig zusammengelegtes Tuch. Dies darf man aber nicht entfalten; man benutzt es nur, um das Glas darauf zu stellen. Das Obst wird nicht herumgereicht, sondern wie vorher

*) Gegenwärtig ist diese Sitte abgekommen, doch wollte ich den Absatz, worin die ehrenwerte Verfasserin das von ihr Erlebte so lebendig schildert, nicht unterdrücken.

die andern Gerichte vorgelegt und mit vielen Fragen ausgeboten. Haſelnüſſe, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche ſie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei; ſüße Konfituren und Bonbons ſind wenig in Gebrauch.

Jetzt fangen die Flaſchen an die Hauptrolle zu ſpielen. Jeder ſchiebt ſie ſeinem Nachbar zu, nachdem er ſich ſelbſt etwas eingeſchenkt hat, viel oder wenig, wie man will; nur darf das Glas nicht leer bleiben, und bei jedem Toaſt muß das Eingeſchenkte ausgetrunken werden. Den Damen ſieht man indes durch die Finger, wenn ſie bloß ein wenig nippen. Der Wirt bringt nun einige Toaſte aus, er läßt ſeine Freunde leben, die ſich dann wieder durch ein Gegenkompliment an ihn und die Dame vom Hauſe revanchieren; die königliche Familie wird nie bei dieſer Gelegenheit vergeſſen.

Dieſe Geſundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen, die Flaſche weiter zu ſchieben, ſind alles, was man jetzt hört. Bald nachdem man der Königin die gebührende Ehre erzeigt hat, erhebt ſich die Dame des Hauſes aus ihrem Lehnſeſſel; mit einer kleinen Verbeugung giebt ſie den übrigen Damen das Signal, alle erheben ſich und trippeln ſittſamlich hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. Sogar wenn Mann und Frau tête-à-tête allein eſſen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flaſche. Ob er dann auch Toaſte ausbringt, iſt uns nicht bekannt.

Jetzt, da die Frauen fort ſind, wird es den Herren leichter ums Herz, aller Zwang iſt nun verbannt, ſie bleiben unter ſich allein bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den ſie während der Damen Gegenwart mühſam zurückhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet dem ganzen Hauſe, daß ihnen gar wohl zu Mute ſei. Die Frauen aber, die Armen, was wird aus ihnen? Da ſitzen ſie wieder am Kamin und ſehen ſich an und gähnen mit geſchloſſenem Munde. Nicht einmal Kaffee giebt es, um ſie einigermaßen munter zu erhalten; Handarbeit in Geſellſchaft wäre auch unerhört; der gegenſeitige Anzug iſt leider zu bald durchgemuſtert. In der troſtloſeſten Stimmung ſitzen ſie und ſind alle des Lebens herzlich überdrüſſig. Wie gern ſchliefen ſie ein! Aber das ſchickt ſich nicht.

Endlich iſt eine Stunde ſo jämmerlich hingeſchlichen. Sie haben vom Wetter geſprochen, vom Theater; das iſt hier aber kein ſo gangbarer Artikel, als in anderen Orten, denn man geht viel ſeltener hin. Die Fremde iſt zehnmal gefragt worden, wie ihr London gefalle, und ſie hat zehnmal pflichtſchuldigſt geantwortet: ganz ausnehmend wohl. Da macht denn endlich die Frau vom Hauſe dem Jammer dadurch ein Ende, daß ſie die Herren zum Thee bitten läßt.

Man ſagt, die ſchnellere oder langſamere Befolgung dieſes Winkes ſei das ſicherſte Zeichen, wer im Hauſe herrſche, ob der Mann oder die Frau. Indeſſen, wenn ſie auch zögern, ſie kommen doch, die Herren, — ein wenig heiter, ein wenig redſelig; aber, zur Ehre ſei es geſagt, betrunken haben wir bei ſolchen Gelegenheiten keinen geſehen.

Die Dame macht jetzt den Thee ſehr umſtändlich. Die Fragen, wie man ihn findet, wie man ihn wünſcht, ob ſüß, ob mit viel Milch oder

wenig, werden auch hier nicht unterlaſſen. In einigen Häuſern wird er draußen ſerviert und vom Bedienten herumgereicht; doch dies ſind Ausnahmen von der Regel; die engliſchen Ladies laſſen ſich ungern den Platz am Theetiſch nehmen, den ſie ſo ehrenvoll behaupten. Neben dem Thee wird auch ſehr ſchlechter dünner Kaffee geboten.

Die Konverſation geht nun ein wenig raſcher, indeſſen die Herren haben ſich bei der Flaſche rein ausgeſprochen, die Damen ſind müde und ſprechen überhaupt wenig, es wird ſelten ein munteres, erfreuliches Geſpräch daraus. Nach dem Thee fährt man nach Hauſe, denn fürs Theater iſt es zu ſpät, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen iſt.

Whiſt iſt das einzige übliche Spiel in Geſellſchaft; von unſrer Art zu ſpielen, weicht man darin ab, daß man nur Partie simple oder double zählt, kein triple oder quadruple. Auf dieſe Weiſe kann man höchſtens ſieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei ſpielt, nie mehr oder weniger. Die Karten ſind ſehr groß und teuer, aber ungeſchickt. Dies iſt wohl das einzige Fabrikat, in welchem die Engländer anderen Nationen nachſtehen. Kartengeld iſt nicht gebräuchlich, ebenſo wenig Trinkgeld an die Bedienten.

Daß die Engländer ſehr gut, ſehr ernſt und ſchweigend dies ihr Nationalſpiel ſpielen, iſt bekannt, nicht aber, daß keineswegs die Spielenden, ſondern der Herr des Hauſes zu beſtimmen hat, wie hoch ſeine Gäſte ſpielen ſollen.

Nach dem Spiele ſetzt man ſich noch zu einem kalten Abendeſſen von Auſtern, Hummern, Tarts und dergl.; dies wird ſehr ſchnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überſtanden zu haben, fährt man ſpät nach Mitternacht durch die noch immer von Menſchen wimmelnden Straßen nach Hauſe. Alle Läden ſind noch offen und erleuchtet, die Straßenlaternen brennen ohnehin immer, bis die Sonne ſcheint.

Es giebt noch eine Art geſelliger Zuſammenkünfte, welche die erſte Klaſſe des Mittelſtandes, von dem wir hier ſprechen, dem vornehmern aus den erſten Familien des Reichs beſtehenden Zirkel abgelernt hat. Sie heißen Routs, gleichbedeutend mit unſeren Aſſembleeen in Deutſchland. Mit dem Worte assembly verbindet man in England immer die Idee einer auf Unterzeichnung gegründeten Zuſammenkunft an einem öffentlichen Orte.

Die Frau vom Hauſe macht die Honneurs dieſer Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeſchickt, und zwar ungefähr dreimal ſo vielen Perſonen, als das Lokal gemächlich faſſen kann. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man zu einem ſolchen Feſte eine beſſere Wohnung als die gewöhnlichen haben muß, die doch wenigſtens eine Reihe neben einander fortlaufender Zimmer enthält.

Um 10 Uhr, oft auch noch viel ſpäter, fängt man an ſich zu verſammeln, drängt ſich durch, um die Wirtin zu begrüßen, die gewöhnlich unfern der erſten Thür im Zimmer Poſto gefaßt hat, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltiſche, die dicht zuſammengedrängt den ganzen Raum

erfüllen. Thee und andere Erfrischungen werden herumgereicht, so lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt so voll, daß niemand mehr atmen kann, daß vor allgemeinem Geräusch kein Wort mehr zu verstehen ist, daß es an Stühlen und Raum fehlt, welche zu stellen, ja daß die zuletzt Kommenden auf Treppen und Vorplätzen stehen bleiben müssen, so hat das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht.

Um 2, 3 Uhr gegen Morgen entwickelt sich der Menschenknäuel langsam, wie er anschwoll. Man fährt nach Hause und hat einen deliziösen Abend im großen Stil hingebracht. Die Dame vom Hause zieht sich in ihre Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerschlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch mit dem stolzen Bewußtsein, die höchste Glorie des geselligen Lebens erreicht zu haben.

## Der Sonntag.

Welch ein Tag für die arbeitende Klasse auf dem festen Lande! Die Greise freuen sich schon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo sie nach sechs mühevollen Tagen die Ihrigen reinlich und festlich gekleidet in Freude und Lust um sich sehen; die Kinder rechnen schon Montag, wie lange es noch zum Sonntag sei, dann ist keine Schule, dann können sie frei und frank herumlaufen und spielen nach Herzenslust, und vollends den jungen Leuten öffnet sich ein Himmelreich bei Musik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke.

Von den Vornehmen in den Städten haben freilich viele alle Tage Sonntag, wenn sie wollen; dennoch ist für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, sondern auch ein Tag der Freude, dem geselligen Vergnügen und vor allem den Familienzusammenkünften geweiht. Wenige giebt es, die nicht diesem Tage, so oft er erscheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegensehen, und wäre es nur die, einmal ins Schauspiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war.

Ganz anders ists in London. Musik und Tanz sind hoch verpönt, ans Theater ist gar nicht zu denken erlaubt; alle Läden, alle Ausstellungen sind dicht verschlossen. Die fanatische Pedanterie, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbaths wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit untersagen, aber das Vergnügen erlauben.

Einige der vornehmsten Familien des Reichs wurden vor kurzem fast namentlich in den Kirchen als Sabbathschänder und schreckliche Sünder abgekanzelt und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil sie Sonntags unter sich Liebhaberkonzerte gaben, und weil es bisweilen vorkam, daß die Gesellschaften, welche sie Sonnabends bei sich versammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Kartenspiel verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erschienen war.

„Ists wirklich wahr, daß man in Deutschland am Sonntage Karten spielt?“ hörten wir eine Dame fragen. „Keinen Tag lieber, als Sonntags, wo man doch nichts zu thun hat!“ war die Antwort. „Good Lord!“

ſeufzte die zweite Dame; „aber“, ſetzte ſie belehrend hinzu, „man kann's ihnen nicht verdenken, ſie werden nicht beſſer gelehrt“, und dabei blickte ſie mitleidig auf uns Heiden. „Aber ſie ſpielen doch nicht um Geld?“ fragte eine dritte. „Freilich um Geld, um viel Geld!“ Alle fuhren ſchaudernd zurück. „God bless us all!“ (Gott ſegne uns alle!) ſagte die vierte; „ich habe nur einmal Sonntags, und um gar nichts, Karten geſpielt, und ich kann mir's noch heute nicht vergeben.“ Alle vier hatten vorher bitterlich über den Sonntag geſeufzt, der ihnen nicht erlaubte, einen Robber zu machen; man war auf dem Lande, bei abſcheulichem Wetter, und hatte die ſchrecklichſte Langeweile, während die Herren bei der Flaſche wie angemauert blieben.

Der echte Engländer teilt den Tag zwiſchen öffentlichem Gottesdienſt, häuslicher Betſtunde und der Flaſche; ſeine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu und läßt den lieben Nächſten eine ſcharfe Revue paſſieren, denn das iſt Sonntags erlaubt. Die Kinder ſind gar übel daran, ſeitdem man eigene Schulen für die Sonntagsabende errichtet hat, in welche ſie prozeſſionsweiſe getrieben werden, nachdem ſie den Tag über zweimal in der Kirche und einmal zu Hauſe die ſinn- und geiſtloſe Liturgie des engliſchen Gottesdienſtes haben herbeten müſſen.

Aber wie noch erbärmlicher geht's dem des Zwangs ungewohnten Fremden! Du öffneſt das Klavier, die Wirtin knickſt ins Zimmer herein und bittet, den Tag des Herrn nicht zu vergeſſen. Du ergreifſt ein Buch, da kommt ein Beſuch, ſieht, daß du einer weltlichen Lektüre dich überlaſſen haſt, und hält dir eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Ärgerlich ſetzeſt du dich ans Fenſter, ergreifſt, ohne daran zu denken, ein Strickzeug; da verſammelt ſich der Pöbel vor dem Hauſe, mit Schimpfen und Schelten kommt die Wirtin abermals herbei und drückt ſich in ihrem heiligen Eifer diesmal weniger glimpflich aus als das erſtemal. Beſchäftigſt du dich fern von dem Fenſter in deinem Zimmer, ſo äußern die Bedienten, ſo oft ſie hereintreten, ihren heiligen Abſcheu, wenn nicht durch Worte, doch durch Mienen. Wollteſt du mit deinen eigenen Landsleuten eine Partie Whiſt in deinem Zimmer ſpielen, ſo hat dein eigener Bedienter das Recht, dich beim nächſten Friedensrichter zu verklagen, und du entgehſt der Strafe nicht.

Was fängt man aber mit dem Tage an, der zweiundfünfzig Mal im Jahre wiederkehrt? Man macht kleine Reiſen, wenn die Jahreszeit es erlaubt, und achtet es nicht, daß die Weggelder am Sabbath zur Ehre des Herrn doppelt erlegt werden müſſen. Im Winter bei ſchlimmem Wetter faßt man ſich in Geduld — und langweilt ſich.

## Eine Londoner Schneiderwerkſtätte.*)

Die größte Schneiderwerkſtätte der Welt iſt wohl die königl. Militärmonturanſtalt: Royal Army Clothing-Depot in Pimlico, einer weſtlichen

*) Weltinduſtrieen. Studien von Dr. K. v. Scherzer (Stuttgart, 1880).

Vorstadt von London. Sie übertrifft an Ausdehnung, Arbeitskombination und Leistungsfähigkeit alle zu ähnlichen Zwecken gegründeten Institute und bekleidet mit ihren Erzeugnissen die Grenzwächter in Ost- und Westindien, die Polizei in London wie im Kaffernlande. Das Etablissement von Pimlico zeigt von neuem, daß bei gewissenhafter Leitung gewisse Arbeiten unter staatlicher Obsorge zweckentsprechender und besser, gleichförmiger und regelmäßiger, dauerhafter und minder kostspielig hergestellt werden, als dies erfahrungsmäßig im Wege der Privatindustrie der Fall zu sein pflegt. Als auf den Schlachtfeldern des Krimkrieges im Jahre 1855 die Energie der englischen Truppen unter dem damaligen elenden Verpflegungssystem zusammenzubrechen drohte, faßte die Militärverwaltung den Entschluß, die Anfertigung von Monturen versuchsweise in die eigene Hand zu nehmen und die Arbeitsstätten mit allen Vorrichtungen auszustatten, welche die moderne Technik für Werkstätten dieser Art zur Verfügung gestellt hat.

In einer Ausdehnung von 200 m ziehen sich zwei Reihen dreistöckiger Gebäude hin, in denen die verschiedenartigen Arbeiten ausgeführt und die fertigen Vorräte aufgespeichert werden, welche letztere aber keineswegs so enorm sind, als man anzunehmen versucht sein möchte, weil von dem praktischen Grundsatz ausgegangen wird, daß durch lange Lagerung die Haltbarkeit der Stoffe vermindert und gleichzeitig der Zinsenverlust für das totliegende Kapital unnötigerweise vermehrt wird, während doch die Arbeitskräfte und Maschinen imstande sind, die größten Bestellungen in kürzester Zeit auszuführen. Wenige Tage reichen gegenwärtig hin, ein ganzes Armeecorps vom Kopf bis zu Fuß zu equipieren, ohne zu dem berüchtigten Lieferungssystem seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Der Hauptarbeitssaal ist 78 m lang, 12 m breit und 21 m hoch, mit doppeltem Glasdach eingedeckt, das auf einer ebenso kühnen als geschmackvollen Eisenkonstruktion ruht. An den beiden Längsseiten befinden sich je 3 Galerieen übereinander, eben so lang wie der Hauptsaal, jedoch nur 8 m breit und 5 m hoch. Diese Räume werden gleichfalls zu Arbeitsstätten benutzt. In dem ebenerdigen Teile des Saales sind in zwei Reihen 58 Maschinen aufgestellt, an deren jeder eine Maschinistin mit 8 Handarbeiterinnen beschäftigt ist. Den Maschinistinnen, die in gleicher Farbe wie ein Teil der englischen Armen, nämlich in Jacken aus rotem Tuch, gekleidet sind, fällt die Hauptarbeit zu; sie führen die Oberaufsicht in ihrer Gruppe und veranlassen die Zusammenstellung der Teile zu fertigen Stücken. Außer diesen befinden sich 188 andere Nähmaschinen für besonders schwere Stoffe in Gang, sämtlich mittelst Dampfkraft in Bewegung gesetzt. Alle Equipierungsstücke der Armee: Wäsche, Kleidung, Hüte, Helme, Sattelzeug und Sporen haben dieses Depot zu passieren, wo sie mit den unter Siegel befindlichen Mustern verglichen werden, bevor sie an die Truppenabteilungen in alle Welt versandt werden, nach Hongkong, zu den Bermudas-Inseln, in die Kapkolonie ꝛc., tausende von Meilen.

Es werden wöchentlich im Durchschnitt 11,000, in manchen Jahren

wohl auch mehr als 600,000 Stück Röcke angefertigt, von welchen die billigeren auf nur 15 Shilling*) (für Fußtruppen), die kostspieligeren aber, wie die goldverbrämten Galakleider der königl. Stabstrompeter, auf 36 Pfd. Sterl. (740—800 Mark) zu stehen kommen. Von Röcken allein werden in dieser Kleiderfabrik etwa 200 verschiedene Sorten angefertigt, mit steter Rücksicht auf die Größenverhältnisse. Für die Artillerie z. B. existieren 38 Zuschnitte, für Linientruppen hingegen nur 20 Mustergrößen, wahrscheinlich weil bei der ersteren Truppengattung nicht so viel auf gleichmäßige Körperkonstitution gesehen zu werden braucht. Auch Offiziere lassen dort ihre Uniformen, meist jedoch nur nach Maßabnahme, anfertigen. Einzelne Waffengattungen, die in Spezialuniformen glänzen, wie einige Kavallerieregimenter und die Schotten (Hochländer), besorgen die Uniformierung durch Regimentsschneider, doch muß wenigstens der Stoff zu den Kleidern das General-Depot passiert haben.

Das Zuschneiden der Stoffe (je 30 Stück auf einmal) geschieht durch die Maschine. Für die kaum daumenlangen Tuchabschnitte wurden im letzten Jahr nicht weniger als 8500 Pfd. Sterl. gelöst. Die Totalspesen der Anstalt beliefen sich im Jahre 1878 auf 1,215,435 Pfd. Sterl., wovon etwas über 1 Million für Anschaffung der Stoffe, der Rest für Arbeitslöhne, Maschinenbetrieb und Direktionsspesen verausgabt wurden. Doch kamen andererseits mehr als 400,000 Pfd. Sterl. zu Gute, die von jenen Departements, welche die Kleidungsstücke aus diesem Institut beziehen (die Londoner Polizei, die Postanstalten, die englischen Freiwilligen, indische Truppen ꝛc.) zurückgezahlt wurden.

Die Anstalt beschäftigt im ganzen etwa 2000 Arbeiter, worunter 300 Männer und Knaben und 1700 weibliche Personen. In der Regel wird nach Stückarbeit gezahlt; die Frauen verdienen 20—25 sh in der Woche, was bei der Stetigkeit und Regelmäßigkeit des Verdienstes ein gesichertes Jahreseinkommen von 1000—1200 Mark ausmacht. Wie in allen größeren Fabriketablissements haben die Frauen auch hier ihre besonderen Kranken-, Sterbe- und Unterstützungskassen; außerdem erfreuen sie sich einer gemeinschaftlichen Kaffee- und Theeküche für eigene Rechnung, aus welcher sie früh und abends die gewünschten Erfrischungen zum Preise von 1 penny die Tasse beziehen können. Es werden täglich etwa 1300 Pints Thee in einem, ihnen zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellten Nebensaale serviert, und die Ersparnisse aus der in eigener Regie besorgten Küche waren so beträchtlich, daß aus der bezüglichen Kasse im Jahr 1877 noch die Unkosten für 27 nach Seebädern geschickte invalide Arbeiterinnen, sowie die Spitalkosten für 18 andere Patientinnen des Instituts bestritten werden konnten.

*) 1 Shilling = 1 Mark. 1 Pfd. Sterl. à 20 Shilling à 12 Pence = 20½ Mark.

## Zeit ist Geld.*)

„Zeit ist Geld", das prägt sich in der ganzen Geschäftsführung des englischen Industriellen und Handelsmannes aus. Bleibt man bei London stehen, so ist der größte Feind der nutzbar zu verwendenden Zeit die Größe der Stadt selbst, das weite Auseinanderliegen ihrer Teile, die großen Entfernungen, in denen die Geschäftsfreunde wohnen. Zur Besiegung dieser örtlichen Schwierigkeiten führen 15 Brücken über die Themse, die, wie die Westminster- und Hungerfordbrücke, nur um einige hundert Schritt von einander entfernt liegen. Um der Mühe überhoben zu sein, die aus dem europäischen Kontinent und anderen Weltteilen einlaufenden Schiffe einige englische Meilen unterhalb der City ausladen zu müssen, was bei dem Bau einer steinernen Brücke notwendig war, baute man den Tunnel (1843 eröffnet), um einen Durchgang unter der Themse zu erhalten und den Schiffsverkehr nicht zu belästigen. Derselbe dient jetzt als Eisenbahnverbindung. Ein zweiter Tunnel für Fußgänger, subway genannt, wurde kürzlich oberhalb des Towers gebaut. Er ist aus großen eisernen Röhrenstücken konstruiert, die wasserdicht auf einander passen. Nicht genug, daß in der Stadt diese beispiellose Gewerbsthätigkeit herrscht, auch in dem Tunnel selbst hat sie ihre Buden aufgeschlagen: Orgeln und Panoramas stehen am Eingange und Ausgange, eine ungeheure Halle im Tunnel ist zum Tanzsaal eingerichtet, alles um Gelegenheit zur Zeitersparnis zu geben, und in kürzester Zeit darzubieten, was Bedürfnis oder Laune fordert. Um die weitgehenden Straßenlängen in Minuten zu durchfliegen, bewegen sich an 1400 Omnibus in mathematischer Regelmäßigkeit und Bestimmtheit so rasch und sicher, wie es nur bei englischen Pferden und englischen Kutschern möglich ist. Da ist keine Unordnung, kein Zanken, kein unnötiger Aufenthalt, kein Wetteifer im Herabdrücken der Preise. Wie eine wohlgegliederte Maschine bewegt sich dieser große Verkehrsapparat; jeder einzelne Wagen durchläuft in der festgesetzten Zahl von Minuten seine Strecke, stellt sich zur Minute an seinem Ziele ein und schließt sich an die mit ihm in Verbindung stehende Fahrt pünktlich an. Auf allen öffentlichen Plätzen stehen Droschken bereit, um zu feststehenden Preisen mit größter Geschwindigkeit nach jedem Ziele zu fahren. Wer die große Oxfordstraße, den Hauptkanal der Bewegung gegen die Börse, diesen Ausgangspunkt aller Handels- und Verkehrsthätigkeit Londons, hindurchgeht, der staunt über die zahllose Menge von Wagen, über diese beständige Überfüllung derselben, über die Hast und Emsigkeit, die auf jedem Gesichte zu lesen, über die Ordnung und Regelmäßigkeit, über die Ruhe und den Ernst inmitten dieses Gewühls. Um Zeit zu sparen und Regelmäßigkeit in das Gewirre zu bringen, bewegen sich die nach einer Richtung fortströmenden Menschenmassen auf dem einen, die nach entgegengesetzter Richtung hinsteuernden auf dem anderen Trottoir; dieselbe Ordnung wird unter Wagen und

*) „Vereinsblatt für deutsche Arbeit", 1852, S. 14 ff.

und Kutſchen eingehalten. Tritt man in die Börſe oder in die Bank, wo täglich für ſo viele Millionen Geſchäfte gemacht werden, ſo merkt man nichts von dieſer rieſenmäßigen Größe der Handelsbewegung. Wenige Worte der Verſtändigung reichen hin, und in Minuten iſt ein Geſchäft abgeſchloſſen, zu deſſen Erledigung anderwärts Tage gehören. Verweilt man einen Augenblick vor einer Werkſtätte, die ihre Erzeugniſſe mit allen erſinnlichen Mitteln ausgeſtellt hat, um die Kauflust der Vorübergehenden an ſich zu ziehen: ſo erſieht man wieder die höchſt praktiſche Richtung, den Käufer in den Stand zu ſetzen, mit einem Blicke das Ganze zu überſchauen und die feſten Preiſe zu erfahren. Von einem Feilſchen iſt da keine Rede. Tritt man in die Werkſtätte, ſo erſtaunt man über die ins Kleinſte durchgeführte Arbeitsteilung. Wie die Teile einer Maſchine arbeiten ſich hier die Arbeiter gegenſeitig in die Hände, jede Bewegung iſt geregelt und geſchieht in kürzeſter Zeit. Dieſe ſtreng gegliederte Arbeitsteilung findet ſich von der größten Fabrik herab bis in die Werkſtätte eines Schuſters.

Um den Kaufluſtigen Zeit zu ſparen, die Adreſſen der Verkäufer zu ſuchen und die Güte und Preiſe ihrer Waren zu erfragen, ſenden die einzelnen Handelshäuſer, Gaſtwirte, Kaffeehäuſer, Kramläden und Werkſtätten ihre dienſtbaren Geiſter aus, beladen mit Adreſſen jeder Art, die dem Vorübergehenden in die Hand gedrückt, dem Vorüberfahrenden in den Wagen geworfen werden. Andere tragen große Tafeln auf Bruſt und Rücken, mit mächtigen Buchſtaben beſchrieben; noch andere hohe Stangen, an deren Spitzen große Tafeln, auf beiden Seiten bedruckt, zur Schau geſtellt werden. An paſſenden Straßenplätzen werden hölzerne Wände angebracht und mit Plakaten bedeckt; ja, große Wagen fahren durch die Straßen, an deren großem, viereckigem Kaſten Ankündigungen aller Art zu leſen, die mit Figuren und Zeichnungen überzogen ſind, und die namentlich Abendunterhaltungen betreffen. Sogar mehrere Wagen mit derſelben Ankündigung fahren hinter einander, — alles, um den Vorübereilenden in kürzeſter Zeit die nötige Kenntnis zu geben. Eine bedeutende Spekulation macht die Geſellſchaft, welche den Wagenverkehr durch Omnibus und Droſchken in London beſorgt, dadurch, daß ſie die einzelnen Fenſterchen der Wagen vermietet, um darauf Plakate anzubringen; eine den Mitfahrenden trefflich zu ſtatten kommende Einrichtung.

Um Zeit zu ſparen, um das Hauptnahrungsmittel — Fleiſch — nicht in den einzelnen Fleiſchhäuſern aufſuchen zu müſſen, hat die City ihren Fleiſchmarkt. In Smithfield new meat market ſind die großartigſten Fleiſchhallen errichtet, die unmittelbar mit der unterirdiſchen Eiſenbahn in Verbindung ſtehen, ſo daß aus allen Teilen des Landes die Fleiſchſendungen ohne Umladung direkt bis an den Markt kommen. Man erſtaunt, wenn man gewahrt, wie unter den Fleiſchhallen ſich ein großer unterirdiſcher Güterbahnhof befindet, ſpeziell für den Zweck des Fleiſchhandels angelegt. Eine faſt zur Kreislinie ſich windende, allmählich anſteigende Straße geſtattet die Abfuhr der angekommenen Fleiſchmaſſen. Der Fiſchmarkt iſt wieder ein Markt

für sich und bietet den Zoologen oft mehr Merkwürdigkeiten dar, als die meisten zoologischen Kabinette. Um die Geschäfte kürzer abzumachen, erhebt sich unmittelbar am Fischmarkt hart am Ufer der Themse die „Fischbörse", Billingsgate Market.

Glaubt man, daß bei der riesigen Handelsbewegung sich auch riesenmäßige Geldsummen im Verkehr befinden müßten, so irrt man. Die Art der Zahlung ist darauf berechnet, ohne Mühe und Kosten, in kürzester Zeit und ohne verwickelte Buchführung, die Zahlung zu bewerkstelligen. Barzahlungen erfordern allzuviel Zeit zum Zählen des Geldes, daher gleicht man seine gegenseitigen Forderungen nicht in Geld aus, sondern wieder durch Anweisung (cheque genannt) auf die Bankiers, die unter sich die cheques täglich im clearing-house verrechnen. Jeder vermögliche Engländer bis auf den Krämer hinab hat ein Bank-Conto und kommt durch cheques seinen Zahlungsverbindlichkeiten nach, welche Einrichtung noch den Vorteil hat, daß der eingelöste cheque, den er später von seinem Banquier kassiert zurückerhält, ihm als Quittung seiner abgetragenen Schuld dient. So lassen sich mit den verfügbaren Fonds ungeheure Unternehmungen machen, da das Betriebskapital nicht in Monaten, sondern in Wochen umgesetzt wird.

## 5. Greenwich.

Mitten im Geräusch der in ewiger Arbeit sich bewegenden City, an der Londoner Brücke, schifften wir uns auf einem der Boote ein, die auf der Themse, sowie die Cabs in den Straßen, numeriert und unter polizeilicher Aufsicht dem Publikum zu Gebote stehen.

Unabsehbar erstreckt sich in einer langen Reihe, viele Meilen weit, der Wald von Masten, durch den wir schifften. Der Strom wimmelt, wie die befahrendste Landstraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen sich majestätisch durch sie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffsvolkes, Lebewohl und Willkommen tönen durch einander; die mit Auf- und Abladen beschäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer — alles verkündigt hier den Markt der Welt.

So wie wir uns von London entfernten, boten uns die Ufer des Stromes von beiden Seiten die mannigfaltigsten, lachendsten Aussichten. Endlich, 5 engl. Meilen von der Stadt, breitete sich prächtig und groß vor unseren Augen das Invalidenhospital von Greenwich aus, mit seiner schönsten Terrasse und allen seinen reizenden Umgebungen.

Diese Freistatt, welche die Nation dem vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, ist mit Recht ihr Stolz; denn die Welt hat dessengleichen nicht. Eigentlich sind es vier von einander ganz

und [illegible] von der Wasserseite gesehen, sich aus-
täg[illegible] Palast, geziert mit Säulen, Ballustraden
vo[illegible] Architektur. Eine große Terrasse, die eine ent-
[illegible] zu bietet, zieht sich davor hin, bis an den
[illegible] breiten steinernen Treppen hinabsteigt. Hier
[illegible] Land, über welches er herrschen sollte. Mit
[illegible] er nach St. James gefahren sein, wenn er vom
[illegible] der Könige schloß.

[illegible] ist aus schönen Quadersteinen erbaut. Vorzüglich
[illegible] mit fast verschwenderischer Pracht geschmückte Kapelle.
[illegible] Marmorsäulen, einem gut gemalten Plafond und jeder einem
[illegible] Zierde. Einige schöne, große Hallen dienen bei
[illegible] zum Spazieren, besonders zeichnet sich die größte mit einer
[illegible] Halle aus; sie ist 32 m lang und hat einen gut gemalten
[illegible] Säulen und Malereien. Ein angenehmer Park mit einer
[illegible] Hügel erbauten Sternwarte umgiebt das Gebäude von der an-
[illegible]

[illegible] war ein schöner, menschenfreundlicher Gedanke, diese Ruhestätte am
[illegible] Theinse zu erbauen, im Angesicht aller ankommenden und aus-
[illegible] Schiffe. Die abgelebten Helden haben hier den Tummelplatz ihres
[illegible] Lebens noch immer vor Augen; sie leben gleichsam noch darin,
[illegible] dem in die See stechenden Schiffer giebt der Anblick dieses Ruhehafens
Trost und Mut. Nahe an 3000 Veteranen ruhen hier von ihrem mühe-
vollen Leben aus. Sie wohnen fürstlich, werden gut genährt und gepflegt,
alle zwei Jahre neu, anständig, bequem gekleidet und erhalten wöchentlich
ein gar nicht unbedeutendes Taschengeld zu ihren kleinen Bedürfnissen und
Vergnügungen. Erkranken sie, so finden sie sorgfältige Pflege. Sie sind
nicht, wie in andern Verpflegungsanstalten, von allem, was ihr Leben be-
deutend machte, geschieden; sie leben und weben noch darin und kämpfen mit
allen Kampfgenossen nochmals alle ihre gewonnenen Schlachten in froher
Erinnerung vor Gemälden, welche diese vorstellen und die Wände ihrer
Speise- und Wohnsäle schmücken.

Besonders gut eingerichtet fanden wir die Schlafstellen. In langen,
hohen, luftigen Sälen, welche zur Winterszeit von mehreren großen Kaminen
erwärmt werden, sind auf der den Fenstern entgegenstehenden Seite eine
Reihe den Schiffskajüten ähnlicher Kabinette dicht aneinander angebracht.
Jedes derselben hat neben der nach dem Saale ausgehenden Thür zwei
Fenster und ist groß genug, um ein geräumiges Bett, einen Tisch, einen
Stuhl und einen Koffer zu enthalten. Es giebt nichts Netteres und nichts
Sauberes, als diese kleinen Zimmerchen; jedes hat einen Teppich; Fenster
und Betten sind mit reinlichen Vorhängen versehen, an den Wänden auf
dazu angebrachten Leisten stehen die zierlichen Tabaks- und Theekästchen,
Gläser, Tassen und dergleichen in gefälliger Ordnung. Kupferstiche zieren
die Wände. Jeder hängt daran, nach Gefallen, Bildnisse des Königs, der

Digitized by Google

Königin oder berühmter Seehelden auf; dazwiſchen Seeſchlachten, Häfen und wohl auch manche luſtige Karrikatur.

Hundert und vierzig Witwen verdienter Seemänner wohnen ebenfalls im Hauſe; ſie verrichten darin alle weiblichen Arbeiten, pflegen die Kranken und werden in aller Hinſicht eben ſo gut gehalten, als die Veteranen ſelbſt. Auch für die Waiſen der gebliebenen Seemänner iſt hier geſorgt; denn einige hundert Knaben werden in einem abgeſonderten Teile des Hauſes zum Gewerbe ihrer verſtorbenen Väter erzogen. Noch 3000 Invaliden, die im Hauſe nicht Platz finden, erhalten außer demſelben Penſion.

## 6. Ausflug nach Edinburgh. Pferderennen.

Von Berwick nach Edinburgh, 54 engl. Meilen weit, fuhren wir faſt immer im Angeſicht des Meeres. Wir erblickten bis dicht an die Wellen hinab die Küſte wie einen Garten angebaut; Kornfelder, Wieſen mit Herden bedeckt, Obſt- und Gemüſegärten, alles in der Pracht der üppigſten Vegetation. Dazwiſchen kleine Gehölze, duftende blühende Hecken und in ihrer Mitte Dörfer, die um ſo maleriſcher erſchienen, da ſie nun ein wirklich ländliches Anſehen trugen, und nicht den engliſchen kleinen Städten glichen.

Das Land iſt nicht bergig, aber auch nicht flach; wellenförmig erhebt es ſich zu kleinen Anhöhen und ſinkt wieder zu lieblichen Gründen hinab. Freundliche Landhäuſer liegen überall zerſtreut, ehrwürdige epheubewachſene Ruinen der Vorzeit erheben ihre alten Mauern und zeugen von vergangener Größe. Und nun noch der Anblick des Meeres, dieſes ewig wechſelnden Elementes, das jeder Gegend, auch der ödeſten, Leben und Pracht giebt.

Je mehr wir uns der ſchottiſchen Grenze näherten, deſto mehr fiel uns der Unterſchied zwiſchen dem engliſchen und ſchottiſchen Volke auf. Freundliches, gutmütiges Zuvorkommen, Treuherzigkeit, verbunden mit großer, aber ſtets fröhlicher Armut — das erinnerte uns an die Bewohner deutſcher Gebirge. Schuhe und Strümpfe, ohne welche man in England keinen Bettler antrifft, ſind hier ſchon großer Luxus. Die arbeitende Klaſſe und die Mehrzahl der Kinder, ſelbſt wohlhabender Eltern, laufen Sommer und Winter barfuß umher, vielleicht geſchieht dies faſt eben ſo oft aus Gewohnheit, als aus Armut, aber es fällt ſehr auf, wenn man aus England kommt, wo dies unerhört iſt.

Edinburgh hat viele ſchöne Gaſthöfe, aber wir konnten in keinem unterkommen, denn es waren die letzten Tage des Pferderennens, wo alle Häuſer von Fremden vollgepfropft ſind. Wir fanden indeſſen bald ein artiges Logis bei einem Kupferſtichhändler und freuten uns, das Volk einmal in ſeiner Nationalfreude zu ſehen.

Die Stadt Edinburgh, von beträchtlicher Größe, iſt eine der ſchönſten

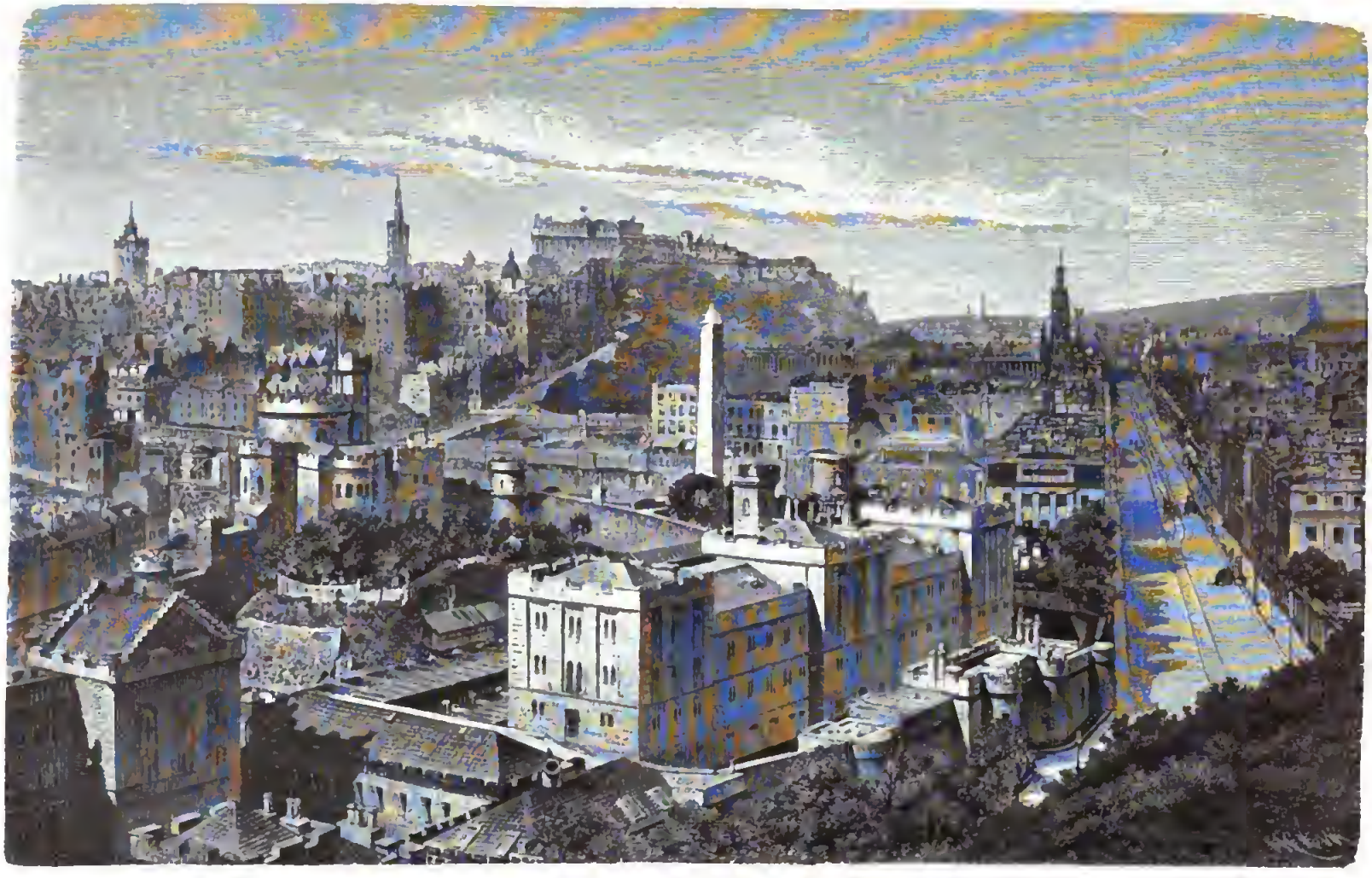
und häßlichſten Städte zugleich und verdient in dieſer Hinſicht mit Marſeille verglichen zu werden. Die Altſtadt, ein Grauen und Ekel erregender Klumpen alter, ſchmutziger, den Einſturz drohender Häuſer, die ohne Ordnung in engen, winkeligen Straßen an und übereinander geworfen zu ſein ſcheinen; die Neuſtadt dagegen wetteifernd mit den ſchönſten Städten Europas. Edinburghs ganze Lage iſt einzig in ihrer Art, von hoher romantiſcher Schönheit.

An den Seiten eines hohen Felſens, der ſich an eine lange, majeſtätiſche Reihe anderer Felſen anſchließt, liegen die Häuſer der alten Stadt, wie Schwalbenneſter angeklebt, unter und über einander; einige dieſer Häuſer haben, von der Straße aus geſehen, zehn Stockwerke, während ſie von der andern Seite deren nur zwei oder drei zählen, und man aus dem vierten oder fünften Stock der niedriger liegenden Seiten auf der hohen entgegengeſetzten geraden Fußes ins Freie geht. Wie krumm, wie eng und winklig der größte Teil dieſer Straßen iſt, läßt ſich gar nicht beſchreiben. Einige derſelben führen die ſteilſten Anhöhen hinauf und hinab auf die allerbeſchwerlichſte Weiſe. Auf dem höchſten Gipfel dieſer Felſenkette thront die uralte Wohnung der ſchottiſchen Könige, das Kaſtell, hoch über den Häuſern der übrigen Einwohner. Eine tiefe Kluft, aus welcher jene Felſen ſteil, faſt ſenkrecht emporſteigen, trennt die alte Stadt von einer Anhöhe, auf welcher die neue Stadt erbaut iſt. Einige ſchöne ſteinerne Brücken führen hinüber und vereinigen beide Städte. Von einer dieſer Brücken ſieht man tief im Abgrunde Straßen wie im Erebus verborgen, denen Sonne und Mond faſt nie ſcheinen, und deren Dächer noch lange nicht bis zur Grundmauer der Brücke hinanreichen. Die Menſchen, welche dort wandeln, erſcheinen wie Gnomen. Nur ein Teil dieſer Kluft iſt bebaut, der übrige wird zum Teil als Viehweide benutzt, zum Teil liegt er ſteinig und unfruchtbar da.

In der neuen Stadt ſind alle Straßen regelmäßig, breit, wohlgepflaſtert, auf beiden Seiten mit breiten Fußwegen verſehen; in Hinſicht auf Schönheit, Solidität und Geſchmack der aus Quaderſteinen erbauten Häuſer übertrifft dieſer Stadtteil vielleicht jede andere Stadt.

Wie in London, giebt es auch hier große Plätze, umgeben von ſchönen Gebäuden und in ihrer Mitte einen mit eiſernem Geländer eingefaßten hübſchen Garten oder einen ſchönen Grasplatz. Faſt alle Straßen bieten die Ausſicht aufs Meer. Dieſes große, ewig wechſelnde, ewig neue Schauſpiel erhält hier noch durch eine Menge kleiner, zerſtreut liegender Inſeln einen neuen Reiz. Ferne kleine Berge begrenzen von der einen Seite die große Perſpektive, die von der andern Seite ins Unendliche ſich ausbreitet.

Unvergeßlich bleibt uns ein Abend, den wir in Princes-Street bei einem unſerer Bekannten zubrachten. Dieſe eine engliſche Meile lange Straße beſteht nur aus einer Reihe ſehr ſchöner Häuſer, gegenüber begrenzt eine eiſerne Balluſtrade die Kluft, welche die alte Stadt von der neuen ſcheidet, und welche gerade hier unbebaut Kühen und Ziegen zur Weide dient. Senkrecht ſteigen daraus die ganz nackten Felſen empor, wild, zackig, in ſchönen wech-



Edinburgh.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ſelnden Formen. Hoch liegt die alte Königsburg und andere altertümliche Gebäude; ſie alle überragt, von blauen Nebeln umwoben, König Arthurs Sitz, ein wunderbar geformter Fels, faſt wie ein Thron geſtaltet. Von ihm erzählt ſich das Volk manche ſchauerliche Sage der Vorzeit. In ſeiner Nähe erblickt man auf einem andern Felſen die Ruinen eines alten Schloſſes, in welchem die unglückliche Maria Stuart von ihrem eigenen Volke gefangen gehalten wurde, ehe ſie nach England in den Tod ging. Das Meer begrenzt die Ausſicht am Ende der Straße. Hier ſahen wir die ſinkende Sonne die Spitzen der Felſen röten, ſpäter den Mond die Wellen des Meeres verſilbern, und ſchieden mit der Überzeugung, daß nicht leicht eine andere große volkreiche Stadt uns ein ähnliches Schauſpiel darbieten werde.

Die dritte Abteilung von Edinburgh iſt Leith. Eigentlich eine Stadt für ſich, aber faſt mit Edinburgh zuſammenhängend, kann ſie noch dazu gerechnet werden. Tiefe Lage, hart am Hafen, ſumpfig und unangenehm. Hier ſind die Schiffswerfte, Magazine, Comptoire und die Wohnungen derer, die es mit dem Handel und der Induſtrie zu thun haben. Hier iſt viel Gedränge, Stoßen und Treiben; wir waren froh, bald dem Gewühl zu entkommen.

Das ſchönſte Gebäude in Edinburgh iſt das Regiſter-Office; es dient zu mancherlei Zwecken des öffentlichen ſtädtiſchen Lebens. In einer durch eine Kuppel von oben erleuchteten Rotunde ſahen wir hier die marmorne Statue des Königs. Mrs. Damer, eine vornehme Dame in London, hat ſie der Stadt geſchenkt, und was das Merkwürdigſte dabei iſt, ſie hat ſie ſelbſt verfertigt. Man muß ihren guten Willen ehren; die Statue ſelbſt iſt ein unförmliches Machwerk.

Das Kaſtell ſelbſt iſt ehrwürdig durch ſeine ehemalige Beſtimmung, ſein Alter und ſeine impoſante Lage, hoch auf dem Gipfel des Felſens. Holyroodhouſe, die Reſidenz des Herrſchers von Großbritannien, wenn er einmal nach Edinburgh kommen ſollte, iſt ein großes, ganz gewöhnliches altmodiſches Schloß, welches ſich auf keine Weiſe auszeichnet, aber immer noch hübſcher iſt als St. James in London. Verſchiedene begünſtigte Privatperſonen bewohnen es jetzt; auch war es die Reſidenz des Grafen Artois. Die Wohnungen im Schloſſe und in dem zunächſt liegenden Bezirke haben das Vorrecht, daß niemand Schulden halber darin arretiert werden kann. Sie werden deshalb ſehr geſucht, beſonders — wie man uns verſicherte — vom ſchottiſchen Adel.

Der Graf Artois*) machte notgedrungen von dieſem Vorrechte Gebrauch und ging, wie die übrigen Bewohner dieſes kleinen Freiſtaats, nur Sonntags aus dem Bezirke, wo man es mit aller Sicherheit kann. Übrigens lebte er hier ſo viel als möglich wie weiland in Verſailles. Zweimal die Woche ſpeiſte er öffentlich, und zwar allein, wie es die Etikette vorſchreibt.

*) Der jüngere Bruder Ludwigs XVI., nachmaliger König Karl X. von Frankreich. Der ältere (Graf von Provence) war Ludwig XVIII.

vor einem Hofe von Emigranten, die er um
Wir ſahen ſeine Zimmer; ſie ſind ſo ganz
ihn doch an die Vergänglichkeit aller irdiſchen
müſſen.

ſchen Pracht und Schönheit eignet ſich die Lage Edin-
zu Spaziergängen. Es fehlt in der Nähe an Schatten,
keit; doch findet man auch dieſe, wenn man ſich die
will, ſie eine oder zwei Stunden weit aufzuſuchen.

In den erſten Tagen unſeres Hierſeins erfüllte während des Pferde-
des Karnevals der Briten, ungewöhnliches Leben die ganze
Die Vergnügungen jagten einander in dieſer Woche. Sonſt lebt
hier ſtiller, einfacher, mehr ein Familienleben auf deutſche Weiſe als
in London. Die Kinder werden nicht, wie es dort durchaus gewöhnlich iſt,
in Penſionen erzogen, ſie wachſen im Hauſe unter den Ältern heran.

Die äußere Frömmigkeit und beſonders die Feier des Sonntags wird
aber hier noch ſtrenger beobachtet als dort. Einer unſerer Bekannten, wel-
cher uns eines Morgens am Sonntage zu einer Spazierfahrt abholte, ſchloß
ſorgfältig die Jalouſieen an ſeinem Wagen, ſo lange wir in der Stadt
fuhren, weil er ſich ſcheute, den Leuten, die in die Kirche gingen, zu zeigen,
daß er in einer Stunde ſpazieren fahre, welche eine andere Beſtimmung hat.
Am Sonntagmorgen werden alle muſikaliſchen Inſtrumente, alle Bücher,
die nicht religiöſen Inhalts ſind, alle Spielkarten, alle Handarbeiten, auch
die unbedeutendſten, ſorgfältig weggeſchloſſen, damit ſelbſt ihr Anblick nicht
ſtörend wirke. Jedermann geht in die Kirche und hält Andachtsübungen zu
Hauſe, wobei alle Hausgenoſſen bis auf den geringſten Bedienten erſcheinen
müſſen. Jede Ergötzung iſt hoch verpönt; den Herren bleibt nur die Flaſche,
bei welcher ſie dieſen Tag möglichſt lange verweilen, und den Damen der
Theetiſch.

Zuvorkommende, gutmütige Freundlichkeit und ein gewiſſes treuherzig-
fröhliches Weſen unterſcheidet den Schotten merklich vom Engländer. Man
achtet hier die Fremden mehr als in England, iſt bekannter mit ihren Sitten
und Gebräuchen, denn die Armut zwingt den Schotten oft, in der weiten
Welt ein Fortkommen zu ſuchen, und er ſucht es lieber recht fern, als in
England, wo man ſein geliebtes Vaterland mit einer gewiſſen Verachtung
betrachtet. Die in Deutſchland und andern Ländern angeſiedelten Briten
ſind zum größten Teil Schottländer.

Frömmigkeit, Ehrlichkeit, Arbeitſamkeit iſt der Charakter des Volks im
allgemeinen; dazu eine ungemeſſene Liebe zu ihrem Lande, zu ihrer vater-
ländiſchen Litteratur. Mit ihr, wie mit den Alten, iſt jeder bekannt, der
nur einigen Anſpruch auf Bildung macht. Sie hegen hohe Ehrfurcht für
alles, was auf ihre ehemaligen beſſeren Tage hindeutet. Maria Stuart hat
hier noch unzählige warme Verehrer, und jede Reliquie, die von ihr übrig
geblieben, wird wie ein Heiligtum betrachtet und ſorgfältig aufbewahrt.

Die bildende Kunſt will unter britiſchem Himmel nicht recht gedeihen;

doch daß sie wenigstens nicht immer dort nach Brote geht, davon fanden wir den Beweis bei einem wirklich ausgezeichnet guten Künstler, Namens Reaburn. Wir besuchten ihn in seinem eigenen, elegant gebauten und möblierten Hause, in welchem er mit seiner Frau und vier Kindern auf einem sehr angenehmen Fuß lebt. Ein ähnliches Landhaus besitzt er vor der Stadt, und alles dies erwarb ihm sein Pinsel, denn er war ohne Vermögen. Freilich hat er einen Kunstzweig erwählt, der wohl nirgends so belohnt werden würde, als in Großbritannien: er malt Pferde, aber so wunderschön, mit solcher Wahrheit, daß selbst ein nichtenglisches Auge davon entzückt werden muß. Auch menschliche Porträts gelingen ihm gut, aber die Conterfeis der vierfüßigen Lieblinge manches reichen Lords haben eigentlich doch seinen Ruhm gegründet.

* * *

## Pferderennen.

Das Pferderennen, welches so viel Fremde in Edinburgh versammelt hatte, konnten wir nicht unbesucht lassen; wir wohnten noch den beiden letzten und wichtigsten bei. Gewöhnlich werden sie in andern Orten auf einer dazu eingerichteten großen Wiese gehalten; hier aber hat man, wunderlich genug, das Ufer des Meeres bei Leith dazu gewählt, den Strand, welchen das Meer zur Zeit der Flut bedeckt. Darum muß die Stunde genau abgepaßt werden. Uns schien die Expedition nicht ganz ohne Gefahr. Sollte den alten Poseidon einmal eine Laune anwandeln, und er schickte seine Wogen etwas früher zurück, so möchte wohl die Katastrophe des Königs Pharao im roten Meere nochmals wiederholt werden, und Edinburgh wäre mit einemmale verödet, denn niemand bleibt bei diesem wichtigen Feste zu Hause, wenn er nicht muß.

Auf dem nassen, pfützenreichen Sande, wo es unbegreiflich ist, wie die Pferde festen Tritt haben können, und der noch obendrein wie ein Fischmarkt riecht, ist ein Platz mit Schranken von Stricken umgeben. Alte invalide Soldaten stehen rings umher und halten auf Ordnung. An einem Ende dieses Platzes sitzen die Kampfrichter, auf einem hohen, mit Fähnchen verzierten Gerüste, gravitätisch wie Rhadamant mit seinen Kollegen; die Helden des Tages, die Pferde, stehen daneben.

Eine unzählige Menge Menschen umgiebt den Platz. Auf den Dächern, an den Fenstern der benachbarten Häuser von Leith, auf den Mauern, auf eigens dazu erbauten Gerüsten, auf dem Quai des Hafens, überall, wo nur ein Plätzchen zu finden ist, haben neugierige Fußgänger sich hingestellt. Diese bunte, fröhliche Menge giebt, vom Rennplatz aus gesehen, einen hübschen Anblick. Die Glücklichen, welche über ein Fuhrwerk oder Pferd disponieren können, tummeln sich, in Erwartung des großen Schauspiels, lustig auf der Rennbahn herum und geben selbst dem Beobachter einen sehr belustigenden Anblick. Prächtige, mit Wappen und Grafenkronen verzierte Equipagen, je

und Kutſchen eingehalten. Tritt man in die Börſe oder in die Bank, wo täglich für ſo viele Millionen Geſchäfte gemacht werden, ſo merkt man nichts von dieſer rieſenmäßigen Größe der Handelsbewegung. Wenige Worte der Verſtändigung reichen hin, und in Minuten iſt ein Geſchäft abgeſchloſſen, zu deſſen Erledigung anderwärts Tage gehören. Verweilt man einen Augenblick vor einer Werkſtätte, die ihre Erzeugniſſe mit allen erſinnlichen Mitteln ausgeſtellt hat, um die Kaufluſt der Vorübergehenden an ſich zu ziehen: ſo erſieht man wieder die höchſt praktiſche Richtung, den Käufer in den Stand zu ſetzen, mit einem Blicke das Ganze zu überſchauen und die feſten Preiſe zu erfahren. Von einem Feilſchen iſt da keine Rede. Tritt man in die Werkſtätte, ſo erſtaunt man über die ins Kleinſte durchgeführte Arbeitsteilung. Wie die Teile einer Maſchine arbeiten ſich hier die Arbeiter gegenſeitig in die Hände, jede Bewegung iſt geregelt und geſchieht in kürzeſter Zeit. Dieſe ſtreng gegliederte Arbeitsteilung findet ſich von der größten Fabrik herab bis in die Werkſtätte eines Schuſters.

Um den Kaufluſtigen Zeit zu ſparen, die Adreſſen der Verkäufer zu ſuchen und die Güte und Preiſe ihrer Waren zu erfragen, ſenden die einzelnen Handelshäuſer, Gaſtwirte, Kaffeehäuſer, Kramläden und Werkſtätten ihre dienſtbaren Geiſter aus, beladen mit Adreſſen jeder Art, die dem Vorübergehenden in die Hand gedrückt, dem Vorüberfahrenden in den Wagen geworfen werden. Andere tragen große Tafeln auf Bruſt und Rücken, mit mächtigen Buchſtaben beſchrieben; noch andere hohe Stangen, an deren Spitzen große Tafeln, auf beiden Seiten bedruckt, zur Schau geſtellt werden. An paſſenden Straßenplätzen werden hölzerne Wände angebracht und mit Plakaten bedeckt; ja, große Wagen fahren durch die Straßen, an deren großem, viereckigem Kaſten Ankündigungen aller Art zu leſen, die mit Figuren und Zeichnungen überzogen ſind, und die namentlich Abendunterhaltungen betreffen. Sogar mehrere Wagen mit derſelben Ankündigung fahren hinter einander, — alles, um den Vorübereilenden in kürzeſter Zeit die nötige Kenntnis zu geben. Eine bedeutende Spekulation macht die Geſellſchaft, welche den Wagenverkehr durch Omnibus und Droſchken in London beſorgt, dadurch, daß ſie die einzelnen Fenſterchen der Wagen vermietet, um darauf Plakate anzubringen; eine den Mitfahrenden trefflich zu ſtatten kommende Einrichtung.

Um Zeit zu ſparen, um das Hauptnahrungsmittel — Fleiſch — nicht in den einzelnen Fleiſchhäuſern aufſuchen zu müſſen, hat die City ihren Fleiſchmarkt. In Smithfield new meat market ſind die großartigſten Fleiſchhallen errichtet, die unmittelbar mit der unterirdiſchen Eiſenbahn in Verbindung ſtehen, ſo daß aus allen Teilen des Landes die Fleiſchſendungen ohne Umladung direkt bis an den Markt kommen. Man erſtaunt, wenn man gewahrt, wie unter den Fleiſchhallen ſich ein großer unterirdiſcher Güterbahnhof befindet, ſpeziell für den Zweck des Fleiſchhandels angelegt. Eine faſt zur Kreislinie ſich windende, allmählich anſteigende Straße geſtattet die Abfuhr der angekommenen Fleiſchmaſſen. Der Fiſchmarkt iſt wieder ein Markt

für sich und bietet den Zoologen oft mehr Merkwürdigkeiten dar, als die meisten zoologischen Kabinette. Um die Geschäfte kürzer abzumachen, erhebt sich unmittelbar am Fischmarkt hart am Ufer der Themse die „Fischbörse", Billingsgate Market.

Glaubt man, daß bei der riesigen Handelsbewegung sich auch riesenmäßige Geldsummen im Verkehr befinden müßten, so irrt man. Die Art der Zahlung ist darauf berechnet, ohne Mühe und Kosten, in kürzester Zeit und ohne verwickelte Buchführung, die Zahlung zu bewerkstelligen. Barzahlungen erfordern allzuviel Zeit zum Zählen des Geldes, daher gleicht man seine gegenseitigen Forderungen nicht in Geld aus, sondern wieder durch Anweisung (cheque genannt) auf die Bankiers, die unter sich die cheques täglich im clearing-house verrechnen. Jeder vermögliche Engländer bis auf den Krämer hinab hat ein Bank-Conto und kommt durch cheques seinen Zahlungsverbindlichkeiten nach, welche Einrichtung noch den Vorteil hat, daß der eingelöste cheque, den er später von seinem Banquier kassiert zurückerhält, ihm als Quittung seiner abgetragenen Schuld dient. So lassen sich mit den verfügbaren Fonds ungeheure Unternehmungen machen, da das Betriebskapital nicht in Monaten, sondern in Wochen umgesetzt wird.

## 5. Greenwich.

Mitten im Geräusch der in ewiger Arbeit sich bewegenden City, an der Londoner Brücke, schifften wir uns auf einem der Boote ein, die auf der Themse, sowie die Cabs in den Straßen, numeriert und unter polizeilicher Aufsicht dem Publikum zu Gebote stehen.

Unabsehbar erstreckt sich in einer langen Reihe, viele Meilen weit, der Wald von Masten, durch den wir schifften. Der Strom wimmelt, wie die befahrendste Landstraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen sich majestätisch durch sie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffsvolkes, Lebewohl und Willkommen tönen durch einander; die mit Auf- und Abladen beschäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer — alles verkündigt hier den Markt der Welt.

So wie wir uns von London entfernten, boten uns die Ufer des Stromes von beiden Seiten die mannigfaltigsten, lachendsten Aussichten. Endlich, 5 engl. Meilen von der Stadt, breitete sich prächtig und groß vor unseren Augen das Invalidenhospital von Greenwich aus, mit seiner schönsten Terrasse und allen seinen reizenden Umgebungen.

Diese Freistatt, welche die Nation dem vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, ist mit Recht ihr Stolz; denn die Welt hat dessengleichen nicht. Eigentlich sind es vier von einander ganz

und Kutſchen eingehalten. Tritt man in die Börſe oder in die Bank, wo täglich für ſo viele Millionen Geſchäfte gemacht werden, ſo merkt man nichts von dieſer rieſenmäßigen Größe der Handelsbewegung. Wenige Worte der Verſtändigung reichen hin, und in Minuten iſt ein Geſchäft abgeſchloſſen, zu deſſen Erledigung anderwärts Tage gehören. Verweilt man einen Augenblick vor einer Werkſtätte, die ihre Erzeugniſſe mit allen erſinnlichen Mitteln ausgeſtellt hat, um die Kaufluſt der Vorübergehenden an ſich zu ziehen: ſo erſieht man wieder die höchſt praktiſche Richtung, den Käufer in den Stand zu ſetzen, mit einem Blicke das Ganze zu überſchauen und die feſten Preiſe zu erfahren. Von einem Feilſchen iſt da keine Rede. Tritt man in die Werkſtätte, ſo erſtaunt man über die ins Kleinſte durchgeführte Arbeitsteilung. Wie die Teile einer Maſchine arbeiten ſich hier die Arbeiter gegenſeitig in die Hände, jede Bewegung iſt geregelt und geſchieht in kürzeſter Zeit. Dieſe ſtreng gegliederte Arbeitsteilung findet ſich von der größten Fabrik herab bis in die Werkſtätte eines Schuſters.

Um den Kaufluſtigen Zeit zu ſparen, die Adreſſen der Verkäufer zu ſuchen und die Güte und Preiſe ihrer Waren zu erfragen, ſenden die einzelnen Handelshäuſer, Gaſtwirte, Kaffeehäuſer, Kramläden und Werkſtätten ihre dienſtbaren Geiſter aus, beladen mit Adreſſen jeder Art, die dem Vorübergehenden in die Hand gedrückt, dem Vorüberfahrenden in den Wagen geworfen werden. Andere tragen große Tafeln auf Bruſt und Rücken, mit mächtigen Buchſtaben beſchrieben; noch andere hohe Stangen, an deren Spitzen große Tafeln, auf beiden Seiten bedruckt, zur Schau geſtellt werden. An paſſenden Straßenplätzen werden hölzerne Wände angebracht und mit Plakaten bedeckt; ja, große Wagen fahren durch die Straßen, an deren großem, viereckigem Kaſten Ankündigungen aller Art zu leſen, die mit Figuren und Zeichnungen überzogen ſind, und die namentlich Abendunterhaltungen betreffen. Sogar mehrere Wagen mit derſelben Ankündigung fahren hinter einander, — alles, um den Vorübereilenden in kürzeſter Zeit die nötige Kenntnis zu geben. Eine bedeutende Spekulation macht die Geſellſchaft, welche den Wagenverkehr durch Omnibus und Droſchken in London beſorgt, dadurch, daß ſie die einzelnen Fenſterchen der Wagen vermietet, um darauf Plakate anzubringen; eine den Mitfahrenden trefflich zu ſtatten kommende Einrichtung.

Um Zeit zu ſparen, um das Hauptnahrungsmittel — Fleiſch — nicht in den einzelnen Fleiſchhäuſern aufſuchen zu müſſen, hat die City ihren Fleiſchmarkt. In Smithfield new meat market ſind die großartigſten Fleiſchhallen errichtet, die unmittelbar mit der unterirdiſchen Eiſenbahn in Verbindung ſtehen, ſo daß aus allen Teilen des Landes die Fleiſchſendungen ohne Umladung direkt bis an den Markt kommen. Man erſtaunt, wenn man gewahrt, wie unter den Fleiſchhallen ſich ein großer unterirdiſcher Güterbahnhof befindet, ſpeziell für den Zweck des Fleiſchhandels angelegt. Eine faſt zur Kreislinie ſich windende, allmählich anſteigende Straße geſtattet die Abfuhr der angekommenen Fleiſchmaſſen. Der Fiſchmarkt iſt wieder ein Markt

für sich und bietet den Zoologen oft mehr Merkwürdigkeiten dar, als die meisten zoologischen Kabinette. Um die Geschäfte kürzer abzumachen, erhebt sich unmittelbar am Fischmarkt hart am Ufer der Themse die „Fischbörse", Billingsgate Market.

Glaubt man, daß bei der riesigen Handelsbewegung sich auch riesenmäßige Geldsummen im Verkehr befinden müßten, so irrt man. Die Art der Zahlung ist darauf berechnet, ohne Mühe und Kosten, in kürzester Zeit und ohne verwickelte Buchführung, die Zahlung zu bewerkstelligen. Barzahlungen erfordern allzuviel Zeit zum Zählen des Geldes, daher gleicht man seine gegenseitigen Forderungen nicht in Geld aus, sondern wieder durch Anweisung (cheque genannt) auf die Bankiers, die unter sich die cheques täglich im clearing-house verrechnen. Jeder vermögliche Engländer bis auf den Krämer hinab hat ein Bank-Conto und kommt durch cheques seinen Zahlungsverbindlichkeiten nach, welche Einrichtung noch den Vorteil hat, daß der eingelöste cheque, den er später von seinem Banquier kassiert zurückerhält, ihm als Quittung seiner abgetragenen Schuld dient. So lassen sich mit den verfügbaren Fonds ungeheure Unternehmungen machen, da das Betriebskapital nicht in Monaten, sondern in Wochen umgesetzt wird.

## 5. Greenwich.

Mitten im Geräusch der in ewiger Arbeit sich bewegenden City, an der Londoner Brücke, schifften wir uns auf einem der Boote ein, die auf der Themse, sowie die Cabs in den Straßen, numeriert und unter polizeilicher Aufsicht dem Publikum zu Gebote stehen.

Unabsehbar erstreckt sich in einer langen Reihe, viele Meilen weit, der Wald von Masten, durch den wir schifften. Der Strom wimmelt, wie die befahrendste Landstraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen sich majestätisch durch sie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffsvolkes, Lebewohl und Willkommen tönen durch einander; die mit Auf- und Abladen beschäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer — alles verkündigt hier den Markt der Welt.

So wie wir uns von London entfernten, boten uns die Ufer des Stromes von beiden Seiten die mannigfaltigsten, lachendsten Aussichten. Endlich, 5 engl. Meilen von der Stadt, breitete sich prächtig und groß vor unseren Augen das Invalidenhospital von Greenwich aus, mit seiner schönsten Terrasse und allen seinen reizenden Umgebungen.

Diese Freistatt, welche die Nation dem vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, ist mit Recht ihr Stolz; denn die Welt hat dessengleichen nicht. Eigentlich sind es vier von einander ganz

und Kutſchen eingehalten. Tritt man in die Börſe oder in die Bank, wo täglich für ſo viele Millionen Geſchäfte gemacht werden, ſo merkt man nichts von dieſer rieſenmäßigen Größe der Handelsbewegung. Wenige Worte der Verſtändigung reichen hin, und in Minuten iſt ein Geſchäft abgeſchloſſen, zu deſſen Erledigung anderwärts Tage gehören. Verweilt man einen Augenblick vor einer Werkſtätte, die ihre Erzeugniſſe mit allen erſinnlichen Mitteln ausgeſtellt hat, um die Kaufluſt der Vorübergehenden an ſich zu ziehen: ſo erſieht man wieder die höchſt praktiſche Richtung, den Käufer in den Stand zu ſetzen, mit einem Blicke das Ganze zu überſchauen und die feſten Preiſe zu erfahren. Von einem Feilſchen iſt da keine Rede. Tritt man in die Werkſtätte, ſo erſtaunt man über die ins Kleinſte durchgeführte Arbeitsteilung. Wie die Teile einer Maſchine arbeiten ſich hier die Arbeiter gegenſeitig in die Hände, jede Bewegung iſt geregelt und geſchieht in kürzeſter Zeit. Dieſe ſtreng gegliederte Arbeitsteilung findet ſich von der größten Fabrik herab bis in die Werkſtätte eines Schuſters.

Um den Kaufluſtigen Zeit zu ſparen, die Adreſſen der Verkäufer zu ſuchen und die Güte und Preiſe ihrer Waren zu erfragen, ſenden die einzelnen Handelshäuſer, Gaſtwirte, Kaffeehäuſer, Kramläden und Werkſtätten ihre dienſtbaren Geiſter aus, beladen mit Adreſſen jeder Art, die dem Vorübergehenden in die Hand gedrückt, dem Vorüberfahrenden in den Wagen geworfen werden. Andere tragen große Tafeln auf Bruſt und Rücken, mit mächtigen Buchſtaben beſchrieben; noch andere hohe Stangen, an deren Spitzen große Tafeln, auf beiden Seiten bedruckt, zur Schau geſtellt werden. An paſſenden Straßenplätzen werden hölzerne Wände angebracht und mit Plakaten bedeckt; ja, große Wagen fahren durch die Straßen, an deren großem, viereckigem Kaſten Ankündigungen aller Art zu leſen, die mit Figuren und Zeichnungen überzogen ſind, und die namentlich Abendunterhaltungen betreffen. Sogar mehrere Wagen mit derſelben Ankündigung fahren hinter einander, — alles, um den Vorübereilenden in kürzeſter Zeit die nötige Kenntnis zu geben. Eine bedeutende Spekulation macht die Geſellſchaft, welche den Wagenverkehr durch Omnibus und Droſchken in London beſorgt, dadurch, daß ſie die einzelnen Fenſterchen der Wagen vermietet, um darauf Plakate anzubringen; eine den Mitfahrenden trefflich zu ſtatten kommende Einrichtung.

Um Zeit zu ſparen, um das Hauptnahrungsmittel — Fleiſch — nicht in den einzelnen Fleiſchhäuſern aufſuchen zu müſſen, hat die City ihren Fleiſchmarkt. In Smithfield new meat market ſind die großartigſten Fleiſchhallen errichtet, die unmittelbar mit der unterirdiſchen Eiſenbahn in Verbindung ſtehen, ſo daß aus allen Teilen des Landes die Fleiſchſendungen ohne Umladung direkt bis an den Markt kommen. Man erſtaunt, wenn man gewahrt, wie unter den Fleiſchhallen ſich ein großer unterirdiſcher Güterbahnhof befindet, ſpeziell für den Zweck des Fleiſchhandels angelegt. Eine faſt zur Kreislinie ſich windende, allmählich anſteigende Straße geſtattet die Abfuhr der angekommenen Fleiſchmaſſen. Der Fiſchmarkt iſt wieder ein Markt

für sich und bietet den Zoologen oft mehr Merkwürdigkeiten dar, als die meisten zoologischen Kabinette. Um die Geschäfte kürzer abzumachen, erhebt sich unmittelbar am Fischmarkt hart am Ufer der Themse die „Fischbörse", Billingsgate Market.

Glaubt man, daß bei der riesigen Handelsbewegung sich auch riesenmäßige Geldsummen im Verkehr befinden müßten, so irrt man. Die Art der Zahlung ist darauf berechnet, ohne Mühe und Kosten, in kürzester Zeit und ohne verwickelte Buchführung, die Zahlung zu bewerkstelligen. Barzahlungen erfordern allzuviel Zeit zum Zählen des Geldes, daher gleicht man seine gegenseitigen Forderungen nicht in Geld aus, sondern wieder durch Anweisung (cheque genannt) auf die Bankiers, die unter sich die cheques täglich im clearing-house verrechnen. Jeder vermögliche Engländer bis auf den Krämer hinab hat ein Bank-Conto und kommt durch cheques seinen Zahlungsverbindlichkeiten nach, welche Einrichtung noch den Vorteil hat, daß der eingelöste cheque, den er später von seinem Banquier kassiert zurückerhält, ihm als Quittung seiner abgetragenen Schuld dient. So lassen sich mit den verfügbaren Fonds ungeheure Unternehmungen machen, da das Betriebskapital nicht in Monaten, sondern in Wochen umgesetzt wird.

## 5. Greenwich.

Mitten im Geräusch der in ewiger Arbeit sich bewegenden City, an der Londoner Brücke, schifften wir uns auf einem der Boote ein, die auf der Themse, sowie die Cabs in den Straßen, numeriert und unter polizeilicher Aufsicht dem Publikum zu Gebote stehen.

Unabsehbar erstreckt sich in einer langen Reihe, viele Meilen weit, der Wald von Masten, durch den wir schifften. Der Strom wimmelt, wie die befahrendste Landstraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen sich majestätisch durch sie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffsvolkes, Lebewohl und Willkommen tönen durch einander; die mit Auf- und Abladen beschäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer — alles verkündigt hier den Markt der Welt.

So wie wir uns von London entfernten, boten uns die Ufer des Stromes von beiden Seiten die mannigfaltigsten, lachendsten Aussichten. Endlich, 5 engl. Meilen von der Stadt, breitete sich prächtig und groß vor unseren Augen das Invalidenhospital von Greenwich aus, mit seiner schönsten Terrasse und allen seinen reizenden Umgebungen.

Diese Freistatt, welche die Nation dem vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, ist mit Recht ihr Stolz; denn die Welt hat dessengleichen nicht. Eigentlich sind es vier von einander ganz

abgesondert liegende Gebäude, die aber, von der Wasserseite gesehen, sich ausnehmen wie ein einziger großer Palast, geziert mit Säulen, Balluſtraden und aller Pracht der neuern Architektur. Eine große Terrasse, die eine entzückende Aussicht nach London zu bietet, zieht sich davor hin, bis an den Strom, zu welchem man auf breiten steinernen Treppen hinabsteigt. Hier bestieg Georg I. zuerst das Land, über welches er herrschen sollte. Mit welchen Erwartungen mag er nach St. James gefahren sein, wenn er vom Hospital auf die Residenz der Könige schloß.

Das ganze Gebäude ist aus schönen Quadersteinen erbaut. Vorzüglich bewundert man die mit fast verschwenderischer Pracht geschmückte Kapelle. Sie prangt mit Marmorsäulen, einem gut gemalten Plafond und jeder einem solchen Orte geziemenden Zierde. Einige schöne, große Hallen dienen bei schlechtem Wetter zum Spazieren, besonders zeichnet sich die größte mit einer Kuppel versehene Halle aus; sie ist 32 m lang und hat einen gut gemalten Plafond, schöne Säulen und Malereien. Ein angenehmer Park mit einer auf einem Hügel erbauten Sternwarte umgiebt das Gebäude von der andern Seite.

Es war ein schöner, menschenfreundlicher Gedanke, diese Ruhestätte am Ufer der Themse zu erbauen, im Angesicht aller ankommenden und auslaufenden Schiffe. Die abgelebten Helden haben hier den Tummelplatz ihres ehemaligen Lebens noch immer vor Augen; sie leben gleichsam noch darin, und dem in die See stechenden Schiffer giebt der Anblick dieses Ruhehafens Trost und Mut. Nahe an 3000 Veteranen ruhen hier von ihrem mühevollen Leben aus. Sie wohnen fürstlich, werden gut genährt und gepflegt, alle zwei Jahre neu, anständig, bequem gekleidet und erhalten wöchentlich ein gar nicht unbedeutendes Taschengeld zu ihren kleinen Bedürfnissen und Vergnügungen. Erkranken sie, so finden sie sorgfältige Pflege. Sie sind nicht, wie in andern Verpflegungsanstalten, von allem, was ihr Leben bedeutend machte, geschieden; sie leben und weben noch darin und kämpfen mit allen Kampfgenossen nochmals alle ihre gewonnenen Schlachten in froher Erinnerung vor Gemälden, welche diese vorstellen und die Wände ihrer Speise- und Wohnsäle schmücken.

Besonders gut eingerichtet fanden wir die Schlafstellen. In langen, hohen, lustigen Sälen, welche zur Winterszeit von mehreren großen Kaminen erwärmt werden, sind auf der den Fenstern entgegenstehenden Seite eine Reihe den Schiffskajüten ähnlicher Kabinette dicht aneinander angebracht. Jedes derselben hat neben der nach dem Saale ausgehenden Thür zwei Fenster und ist groß genug, um ein geräumiges Bett, einen Tisch, einen Stuhl und einen Koffer zu enthalten. Es giebt nichts Netteres und nichts Sauberes, als diese kleinen Zimmerchen; jedes hat einen Teppich; Fenster und Betten sind mit reinlichen Vorhängen versehen, an den Wänden auf dazu angebrachten Leisten stehen die zierlichen Tabaks- und Theekästchen, Gläser, Tassen und dergleichen in gefälliger Ordnung. Kupferstiche zieren die Wände. Jeder hängt daran, nach Gefallen, Bildnisse des Königs, der

Königin oder berühmter Seehelden auf; dazwiſchen Seeſchlachten, Häfen und wohl auch manche luſtige Karrikatur.

Hundert und vierzig Witwen verdienter Seemänner wohnen ebenfalls im Hauſe; ſie verrichten darin alle weiblichen Arbeiten, pflegen die Kranken und werden in aller Hinſicht eben ſo gut gehalten, als die Veteranen ſelbſt. Auch für die Waiſen der gebliebenen Seemänner iſt hier geſorgt; denn einige hundert Knaben werden in einem abgeſonderten Teile des Hauſes zum Gewerbe ihrer verſtorbenen Väter erzogen. Noch 3000 Invaliden, die im Hauſe nicht Platz finden, erhalten außer demſelben Penſion.

## 6. Ausflug nach Edinburgh. Pferderennen.

Von Berwick nach Edinburgh, 54 engl. Meilen weit, fuhren wir faſt immer im Angeſicht des Meeres. Wir erblickten bis dicht an die Wellen hinab die Küſte wie einen Garten angebaut; Kornfelder, Wieſen mit Herden bedeckt, Obſt- und Gemüſegärten, alles in der Pracht der üppigſten Vegetation. Dazwiſchen kleine Gehölze, duftende blühende Hecken und in ihrer Mitte Dörfer, die um ſo maleriſcher erſchienen, da ſie nun ein wirklich ländliches Anſehen trugen, und nicht den engliſchen kleinen Städten glichen.

Das Land iſt nicht bergig, aber auch nicht flach; wellenförmig erhebt es ſich zu kleinen Anhöhen und ſinkt wieder zu lieblichen Gründen hinab. Freundliche Landhäuſer liegen überall zerſtreut, ehrwürdige epheubewachſene Ruinen der Vorzeit erheben ihre alten Mauern und zeugen von vergangener Größe. Und nun noch der Anblick des Meeres, dieſes ewig wechſelnden Elementes, das jeder Gegend, auch der ödeſten, Leben und Pracht giebt.

Je mehr wir uns der ſchottiſchen Grenze näherten, deſto mehr fiel uns der Unterſchied zwiſchen dem engliſchen und ſchottiſchen Volke auf. Freundliches, gutmütiges Zuvorkommen, Treuherzigkeit, verbunden mit großer, aber ſtets fröhlicher Armut — das erinnerte uns an die Bewohner deutſcher Gebirge. Schuhe und Strümpfe, ohne welche man in England keinen Bettler antrifft, ſind hier ſchon großer Luxus. Die arbeitende Klaſſe und die Mehrzahl der Kinder, ſelbſt wohlhabender Eltern, laufen Sommer und Winter barfuß umher, vielleicht geſchieht dies faſt eben ſo oft aus Gewohnheit, als aus Armut, aber es fällt ſehr auf, wenn man aus England kommt, wo dies unerhört iſt.

Edinburgh hat viele ſchöne Gaſthöfe, aber wir konnten in keinem unterkommen, denn es waren die letzten Tage des Pferderennens, wo alle Häuſer von Fremden vollgepfropft ſind. Wir fanden indeſſen bald ein artiges Logis bei einem Kupferſtichhändler und freuten uns, das Volk einmal in ſeiner Nationalfreude zu ſehen.

Die Stadt Edinburgh, von beträchtlicher Größe, iſt eine der ſchönſten

und häßlichſten Städte zugleich und verdient in dieſer Hinſicht mit Marſeille verglichen zu werden. Die Altſtadt, ein Grauen und Ekel erregender Klumpen alter, ſchmutziger, den Einſturz drohender Häuſer, die ohne Ordnung in engen, winkeligen Straßen an und übereinander geworfen zu ſein ſcheinen; die Neuſtadt dagegen wetteifernd mit den ſchönſten Städten Europas. Edinburghs ganze Lage iſt einzig in ihrer Art, von hoher romantiſcher Schönheit.

An den Seiten eines hohen Felſens, der ſich an eine lange, majeſtätiſche Reihe anderer Felſen anſchließt, liegen die Häuſer der alten Stadt, wie Schwalbenneſter angeklebt, unter und über einander; einige dieſer Häuſer haben, von der Straße aus geſehen, zehn Stockwerke, während ſie von der andern Seite deren nur zwei oder drei zählen, und man aus dem vierten oder fünften Stock der niedriger liegenden Seiten auf der hohen entgegengeſetzten geraden Fußes ins Freie geht. Wie krumm, wie eng und winklig der größte Teil dieſer Straßen iſt, läßt ſich gar nicht beſchreiben. Einige derſelben führen die ſteilſten Anhöhen hinauf und hinab auf die allerbeſchwerlichſte Weiſe. Auf dem höchſten Gipfel dieſer Felſenkette thront die uralte Wohnung der ſchottiſchen Könige, das Kaſtell, hoch über den Häuſern der übrigen Einwohner. Eine tiefe Kluft, aus welcher jene Felſen ſteil, faſt ſenkrecht emporſteigen, trennt die alte Stadt von einer Anhöhe, auf welcher die neue Stadt erbaut iſt. Einige ſchöne ſteinerne Brücken führen hinüber und vereinigen beide Städte. Von einer dieſer Brücken ſieht man tief im Abgrunde Straßen wie im Erebus verborgen, denen Sonne und Mond faſt nie ſcheinen, und deren Dächer noch lange nicht bis zur Grundmauer der Brücke hinanreichen. Die Menſchen, welche dort wandeln, erſcheinen wie Gnomen. Nur ein Teil dieſer Kluft iſt bebaut, der übrige wird zum Teil als Viehweide benutzt, zum Teil liegt er ſteinig und unfruchtbar da.

In der neuen Stadt ſind alle Straßen regelmäßig, breit, wohlgepflaſtert, auf beiden Seiten mit breiten Fußwegen verſehen; in Hinſicht auf Schönheit, Solidität und Geſchmack der aus Quaderſteinen erbauten Häuſer übertrifft dieſer Stadtteil vielleicht jede andere Stadt.

Wie in London, giebt es auch hier große Plätze, umgeben von ſchönen Gebäuden und in ihrer Mitte einen mit eiſernem Geländer eingefaßten hübſchen Garten oder einen ſchönen Grasplatz. Faſt alle Straßen bieten die Ausſicht aufs Meer. Dieſes große, ewig wechſelnde, ewig neue Schauſpiel erhält hier noch durch eine Menge kleiner, zerſtreut liegender Inſeln einen neuen Reiz. Ferne kleine Berge begrenzen von der einen Seite die große Perſpektive, die von der andern Seite ins Unendliche ſich ausbreitet.

Unvergeßlich bleibt uns ein Abend, den wir in Princes-Street bei einem unſerer Bekannten zubrachten. Dieſe eine engliſche Meile lange Straße beſteht nur aus einer Reihe ſehr ſchöner Häuſer, gegenüber begrenzt eine eiſerne Balluſtrade die Kluft, welche die alte Stadt von der neuen ſcheidet, und welche gerade hier unbebaut Kühen und Ziegen zur Weide dient. Senkrecht ſteigen daraus die ganz nackten Felſen empor, wild, zackig, in ſchönen wech-

Edinburgh.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ſelnden Formen. Hoch liegt die alte Königsburg und andere altertümliche Gebäude; ſie alle überragt, von blauen Nebeln umwoben, König Arthurs Sitz, ein wunderbar geformter Fels, faſt wie ein Thron geſtaltet. Von ihm erzählt ſich das Volk manche ſchauerliche Sage der Vorzeit. In ſeiner Nähe erblickt man auf einem andern Felſen die Ruinen eines alten Schloſſes, in welchem die unglückliche Maria Stuart von ihrem eigenen Volke gefangen gehalten wurde, ehe ſie nach England in den Tod ging. Das Meer begrenzt die Ausſicht am Ende der Straße. Hier ſahen wir die ſinkende Sonne die Spitzen der Felſen röten, ſpäter den Mond die Wellen des Meeres verſilbern, und ſchieden mit der Überzeugung, daß nicht leicht eine andere große volkreiche Stadt uns ein ähnliches Schauſpiel darbieten werde.

Die dritte Abteilung von Edinburgh iſt Leith. Eigentlich eine Stadt für ſich, aber faſt mit Edinburgh zuſammenhängend, kann ſie noch dazu gerechnet werden. Tiefe Lage, hart am Hafen, ſumpfig und unangenehm. Hier ſind die Schiffswerfte, Magazine, Comptoire und die Wohnungen derer, die es mit dem Handel und der Induſtrie zu thun haben. Hier iſt viel Gedränge, Stoßen und Treiben; wir waren froh, bald dem Gewühl zu entkommen.

Das ſchönſte Gebäude in Edinburgh iſt das Regiſter-Office; es dient zu mancherlei Zwecken des öffentlichen ſtädtiſchen Lebens. In einer durch eine Kuppel von oben erleuchteten Rotunde ſahen wir hier die marmorne Statue des Königs. Mrs. Damer, eine vornehme Dame in London, hat ſie der Stadt geſchenkt, und was das Merkwürdigſte dabei iſt, ſie hat ſie ſelbſt verfertigt. Man muß ihren guten Willen ehren; die Statue ſelbſt iſt ein unförmliches Machwerk.

Das Kaſtell ſelbſt iſt ehrwürdig durch ſeine ehemalige Beſtimmung, ſein Alter und ſeine impoſante Lage, hoch auf dem Gipfel des Felſens. Holyroodhouſe, die Reſidenz des Herrſchers von Großbritannien, wenn er einmal nach Edinburgh kommen ſollte, iſt ein großes, ganz gewöhnliches altmodiſches Schloß, welches ſich auf keine Weiſe auszeichnet, aber immer noch hübſcher iſt als St. James in London. Verſchiedene begünſtigte Privatperſonen bewohnen es jetzt; auch war es die Reſidenz des Grafen Artois. Die Wohnungen im Schloſſe und in dem zunächſt liegenden Bezirke haben das Vorrecht, daß niemand Schulden halber darin arretiert werden kann. Sie werden deshalb ſehr geſucht, beſonders — wie man uns verſicherte — vom ſchottiſchen Adel.

Der Graf Artois*) machte notgedrungen von dieſem Vorrechte Gebrauch und ging, wie die übrigen Bewohner dieſes kleinen Freiſtaats, nur Sonntags aus dem Bezirke, wo man es mit aller Sicherheit kann. Übrigens lebte er hier ſo viel als möglich wie weiland in Verſailles. Zweimal die Woche ſpeiſte er öffentlich, und zwar allein, wie es die Etikette vorſchreibt.

*) Der jüngere Bruder Ludwigs XVI., nachmaliger König Karl X. von Frankreich. Der ältere (Graf von Provence) war Ludwig XVIII.

Dreimal die Woche hielt er vor einem Hofe von Emigranten, die er um ſich verſammelte, Lever u. ſ. f. Wir ſahen ſeine Zimmer; ſie ſind ſo ganz bürgerlich einfach, daß ſie ihn doch an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge erinnert haben müſſen.

Bei aller romantiſchen Pracht und Schönheit eignet ſich die Lage Edinburghs doch wenig zu Spaziergängen. Es fehlt in der Nähe an Schatten, an ländlicher Lieblichkeit; doch findet man auch dieſe, wenn man ſich die Mühe nehmen will, ſie eine oder zwei Stunden weit aufzuſuchen.

In den erſten Tagen unſeres Hierſeins erfüllte während des Pferderennens, des Karnevals der Briten, ungewöhnliches Leben die ganze Stadt. Die Vergnügungen jagten einander in dieſer Woche. Sonſt lebt man hier ſtiller, einfacher, mehr ein Familienleben auf deutſche Weiſe als in London. Die Kinder werden nicht, wie es dort durchaus gewöhnlich iſt, in Penſionen erzogen, ſie wachſen im Hauſe unter den Ältern heran.

Die äußere Frömmigkeit und beſonders die Feier des Sonntags wird aber hier noch ſtrenger beobachtet als dort. Einer unſerer Bekannten, welcher uns eines Morgens am Sonntage zu einer Spazierfahrt abholte, ſchloß ſorgfältig die Jalouſieen an ſeinem Wagen, ſo lange wir in der Stadt fuhren, weil er ſich ſcheute, den Leuten, die in die Kirche gingen, zu zeigen, daß er in einer Stunde ſpazieren fahre, welche eine andere Beſtimmung hat. Am Sonntagmorgen werden alle muſikaliſchen Inſtrumente, alle Bücher, die nicht religiöſen Inhalts ſind, alle Spielkarten, alle Handarbeiten, auch die unbedeutendſten, ſorgfältig weggeſchloſſen, damit ſelbſt ihr Anblick nicht ſtörend wirke. Jedermann geht in die Kirche und hält Andachtsübungen zu Hauſe, wobei alle Hausgenoſſen bis auf den geringſten Bedienten erſcheinen müſſen. Jede Ergötzung iſt hoch verpönt; den Herren bleibt nur die Flaſche, bei welcher ſie dieſen Tag möglichſt lange verweilen, und den Damen der Theetiſch.

Zuvorkommende, gutmütige Freundlichkeit und ein gewiſſes treuherzig-fröhliches Weſen unterſcheidet den Schotten merklich vom Engländer. Man achtet hier die Fremden mehr als in England, iſt bekannter mit ihren Sitten und Gebräuchen, denn die Armut zwingt den Schotten oft, in der weiten Welt ein Fortkommen zu ſuchen, und er ſucht es lieber recht fern, als in England, wo man ſein geliebtes Vaterland mit einer gewiſſen Verachtung betrachtet. Die in Deutſchland und andern Ländern angeſiedelten Briten ſind zum größten Teil Schottländer.

Frömmigkeit, Ehrlichkeit, Arbeitſamkeit iſt der Charakter des Volks im allgemeinen; dazu eine ungemeſſene Liebe zu ihrem Lande, zu ihrer vaterländiſchen Litteratur. Mit ihr, wie mit den Alten, iſt jeder bekannt, der nur einigen Anſpruch auf Bildung macht. Sie hegen hohe Ehrfurcht für alles, was auf ihre ehemaligen beſſeren Tage hindeutet. Maria Stuart hat hier noch unzählige warme Verehrer, und jede Reliquie, die von ihr übrig geblieben, wird wie ein Heiligtum betrachtet und ſorgfältig aufbewahrt.

Die bildende Kunſt will unter britiſchem Himmel nicht recht gedeihen;

doch daß sie wenigstens nicht immer dort nach Brote geht, davon fanden wir den Beweis bei einem wirklich ausgezeichnet guten Künstler, Namens Reaburn. Wir besuchten ihn in seinem eigenen, elegant gebauten und möblierten Hause, in welchem er mit seiner Frau und vier Kindern auf einem sehr angenehmen Fuß lebt. Ein ähnliches Landhaus besitzt er vor der Stadt, und alles dies erwarb ihm sein Pinsel, denn er war ohne Vermögen. Freilich hat er einen Kunstzweig erwählt, der wohl nirgends so belohnt werden würde, als in Großbritannien: er malt Pferde, aber so wunderschön, mit solcher Wahrheit, daß selbst ein nichtenglisches Auge davon entzückt werden muß. Auch menschliche Porträts gelingen ihm gut, aber die Conterfeis der vierfüßigen Lieblinge manches reichen Lords haben eigentlich doch seinen Ruhm gegründet.

* * *

## Pferderennen.

Das Pferderennen, welches so viel Fremde in Edinburgh versammelt hatte, konnten wir nicht unbesucht lassen; wir wohnten noch den beiden letzten und wichtigsten bei. Gewöhnlich werden sie in andern Orten auf einer dazu eingerichteten großen Wiese gehalten; hier aber hat man, wunderlich genug, das Ufer des Meeres bei Leith dazu gewählt, den Strand, welchen das Meer zur Zeit der Flut bedeckt. Darum muß die Stunde genau abgepaßt werden. Uns schien die Expedition nicht ganz ohne Gefahr. Sollte den alten Poseidon einmal eine Laune anwandeln, und er schickte seine Wogen etwas früher zurück, so möchte wohl die Katastrophe des Königs Pharao im roten Meere nochmals wiederholt werden, und Edinburgh wäre mit einemmale verödet, denn niemand bleibt bei diesem wichtigen Feste zu Hause, wenn er nicht muß.

Auf dem nassen, pfützenreichen Sande, wo es unbegreiflich ist, wie die Pferde festen Tritt haben können, und der noch obendrein wie ein Fischmarkt riecht, ist ein Platz mit Schranken von Stricken umgeben. Alte invalide Soldaten stehen rings umher und halten auf Ordnung. An einem Ende dieses Platzes sitzen die Kampfrichter, auf einem hohen, mit Fähnchen verzierten Gerüste, gravitätisch wie Rhadamant mit seinen Kollegen; die Helden des Tages, die Pferde, stehen daneben.

Eine unzählige Menge Menschen umgiebt den Platz. Auf den Dächern, an den Fenstern der benachbarten Häuser von Leith, auf den Mauern, auf eigens dazu erbauten Gerüsten, auf dem Quai des Hafens, überall, wo nur ein Plätzchen zu finden ist, haben neugierige Fußgänger sich hingestellt. Diese bunte, fröhliche Menge giebt, vom Rennplatz aus gesehen, einen hübschen Anblick. Die Glücklichen, welche über ein Fuhrwerk oder Pferd disponieren können, tummeln sich, in Erwartung des großen Schauspiels, lustig auf der Rennbahn herum und geben selbst dem Beobachter einen sehr belustigenden Anblick. Prächtige, mit Wappen und Grafenkronen verzierte Equipagen, je

mit vier ſtolzen Roſſen beſpannt, und Karren mit einem alten lebensmüden Gaul, Reiter und Reitpferde aller Art, Whiskies, Kurrikles, alle möglichen Fuhrwerke, welche der Luxus und die Luſt zu fahren nur erfinden konnten, fahren und reiten unter einander herum im bunten Gewühl. Alles patſcht ohne Zweck und Ziel die Kreuz und Quer im Schlamme und naſſen Sande luſtig darauf los.

Während der Zeit wird alles genau von den Kampfrichtern unterſucht, damit kein Betrug irgend einer Art beim Rennen vorgehe. Die Jockeys, welche ſchon geraume Zeit vorher ſich durch ſtrenge Diät auf dieſen großen Tag vorbereiten mußten, werden ſorgfältig gewogen; keiner darf ſchwerer ſein als der andere, deshalb wird dem leichtern das fehlende Gewicht durch Blei in den Taſchen erſetzt.

Die wettluſtigen Zuſchauer ſchließen indes ihre Wetten. Ein Trommelſchlag wirbelt durch die Luft, und alles eilt, ſich an den Seiten zu rangieren; jeder ſtrebt einen guten Platz zum Sehen zu bekommen, viele Männer ſteigen aus den Kutſchen heraus oben auf die Imperiale, einige Frauenzimmer ſetzen ſich auf den hohen Kutſcherſitz neben den Kutſcher; alles iſt in der geſpannteſten Erwartung. Mit dem zweiten Trommelſchlag laufen die Renner aus, man hält den Atem an vor Begierde, ſie zu ſehen; man ſieht ſie faſt nur einen Moment mit Blitzesſchnelle vorüberjagen und hernach auf der entgegengeſetzten Seite ganz in der Ferne. Sie nahen wieder, ſie ſtürmen zum zweitenmale vorbei, ſie nähern ſich zum zweitenmale dem Ziele, und nun reiten alle alten und jungen John Bulls, auf die halsbrechendſte Weiſe, und ohne auf irgend etwas zu achten, hinterdrein, um bei der Entſcheidung gegenwärtig zu ſein. Die Pferde durchlaufen zweimal, ohne anzuhalten, die Bahn, und das, welches zum zweitenmale am erſten das Ziel erreicht, hat geſiegt.

Der Weg, den die Renner zurücklegen, beträgt, genau gemeſſen, 4 engl. Meilen, von denen man fünf auf eine deutſche rechnet: die Zeit aber, in welcher ſie dieſen Raum durchmeſſen, iſt unglaublich kurz. Sowie das erſte Rennen vorüber iſt, fährt und reitet alles wieder auf dem Platze durch einander, wie zuvor, bis ein neuer Trommelſchlag verkündet, daß andere Pferde zum Laufen bereit ſind, und die Zuſchauer wieder zur Ordnung verweiſt. Jeden Morgen während der Woche des Pferderennens werden drei ſolche Wettläufe gehalten. Nach dem dritten eilt alles ſehr befriedigt nach Hauſe.

Es iſt nicht erfreulich, die Pferde am Ziel anlangen zu ſehen; ermattet, mit Schweiß bedeckt, atmen ſie kaum noch, und das Blut ſtrömt aus ihren von den Sporen zerriſſenen Seiten. Auch die Jockeys ſinken faſt hin vor Ermattung; das pfeilſchnelle Rennen benimmt ihnen den Atem, ſie müſſen unaufhörlich mit der einen Hand vor dem Munde die Luft zu zerteilen ſuchen, um nicht zu erſticken.

Die übrige Zeit des Tages, welche Toilette und die Freuden der Tafel frei laſſen, wird in dieſer Woche auf mannigfache Weiſe hingebracht. Zerſtreuung iſt genug vorhanden. Wachsfiguren, Seiltänzer, Panoramas u. ſ. w.

unterhalten die Menge. Abends wechseln Bälle, Konzerte und Assembleeen in den eigens zu diesem Zweck bestimmten schönen Sälen.

Das Theater wird stark besucht, und das Publikum darin ist laut, ungestüm und souverän herrschend, wie in London; das Haus nicht groß, aber hübsch dekoriert, gut erleuchtet und zweckmäßig eingerichtet. Nur die Schauspieler zeichnen sich auf keine Weise aus, und die Schauspielerinnen sind nicht einmal mittelmäßig.

In dem freundlichen Konzertsaale wohnte ich einem echt schottischen Konzerte bei. Es war ein Vokalkonzert angekündigt und bestand nur aus drei Singstimmen, begleitet von einem Pianoforte. Die Sänger gaben den ganzen Abend nur leichte Romanzen, Lieder und dreistimmige Kanons, hier Glees genannt. Diese Art Musik ist in England, noch mehr in Schottland sehr beliebt. Musik und Text waren ganz schottisch, letzterer oft aus Ossian entlehnt, erstere durchaus sanft und klagend, durch Molltöne sich hinwindend. Manche uralte Melodie ertönte hier und wurde mit heißer Vaterlandsliebe aufgenommen. Das Ganze wäre für eine Stunde recht angenehm gewesen, aber es hatte den Fehler aller Ergötzlichkeiten in Großbritannien, es währte zu lange. Das Auditorium war indessen aufmerksam bis ans Ende; nur einige ältliche Herren, die sich wahrscheinlich bei Tische das Wohl der Nation zu sehr zu Herzen genommen hatten, verfielen in süßen Schlummer und schnarchten überlaut den Grundbaß zu dem etwas mageren Accompagnement des Pianoforte. Die Singstimmen waren gut und sangen diese einfachen Melodieen, wie sie gesungen werden müssen, schmucklos, richtig und ausdrucksvoll.

Die lärmende Woche war nun vorüber, die Sehenswürdigkeiten wurden eingepackt, die Assembleesäle geschlossen, die Fremden reisten fort, die Einheimischen zogen zum Teil auf ihre Landhäuser, und alles kehrte zur gewohnten Ordnung und Stille zurück.

## 7. a. Manchester und seine Baumwollenspinnerei.*)

Nach London kenne ich in ganz Großbritannien keine Stadt, die auf den Fremden einen tieferen Eindruck macht als Manchester. Nie, so lange die Weltgeschichte rinnt, gab es auf dem Globus eine Stadt, welche Manchester ähnlich war, in ihrer äußern Erscheinung, in ihrer merkwürdigen Thätigkeit, in ihrer Warenfülle, in ihrer Masse wunderſamer Erfindungen, in ihren moralischen und politischen Phänomenen. Da der Leser, der Manchester nicht kennt, ein allgemeines Bild von dieser Stadt nicht verstehen kann, wenn er nicht die einzelnen Züge und Teile, aus denen dieses Bild zusammengesetzt ist, etwas näher betrachtet hat, so lade ich ihn ein, zuerst

*) J. G. Kohl.

mit mir diejenigen einzelnen Gegenstände zu besehen, welche mir dort zu sehen Gelegenheit gegeben wurde (ich muß bedauern, daß es im Vergleich zu der Menge vorhandener Dinge so wenig sind), und dann auf das Ganze dieser Stadt einen überschaulichen und umfassenden Rückblick zu thun. Wenn man in einer so außerordentlichen Stadt wie Manchester ankommt und von dem ganzen Meere neuer Dinge überschwenglich angeregt wird, so wagt man es anfangs kaum, einen Schritt und einen sichern Blick zu thun. Man scheut sich gewissermaßen, diesem Riesen gerade ins Angesicht zu blicken, bis man erst einige Stücken verstehen und dann allmählich ganze Teile und endlich das Ganze überschauen lernt. Da es im Grunde einerlei ist, in welcher Reihenfolge ich diese Beiträge gebe, so will ich diese Dinge so geben, wie sie sich mir bei meinen, wie gesagt, schüchternen Spaziergängen in dieser gewaltigen Stadt darboten.

Unter den verschiedenen bewundernswerten Dingen, die man in Manchester sehen kann, nehmen ohne Zweifel die Baumwollenfabriken mit ihren Arbeits- und Maschinenwundern den ersten Rang ein; denn sie sind es, um welche sich hier das Interesse aller Menschen dreht. Es ist schwer, alle die außerordentlichen und zuvor in der Geschichte der Menschen unerhörten Erscheinungen, welche der Kattun herbeigeführt hat, anzugeben. Die Welt hatte noch vor hundert Jahren keine Ahnung davon, daß ein solcher Riese, der die Staaten so mächtig verbinden, der so gewaltige Geldkräfte schaffen, der ein Reich wie England so enorm aufregen sollte, geboren werden würde, und jetzt steht er schon wie ein unvergleichlicher Gigant da.

Durch die Erfindungen, die in Bezug auf die Baumwolle gemacht sind, erscheint der Mensch wie mit tausend Händen gewappnet. Viele jetzt errichtete „Mules“ (Spinnräder) haben 1100 Spindeln und mehr. Im Jahre 1875 rechnete man im ganzen 441,000 Webstühle. Trotz der bedeutenden Zunahme von Baumwollspinnereien in allen übrigen Ländern, war die Zahl der Spindeln in England im Jahr 1879 noch immer viel größer als die der ganzen übrigen Welt zusammengenommen, nämlich 36,600,000, während das übrige Europa um diese Zeit circa 19½ Millionen zählte, wovon im Deutschen Reich 5,000,000, in Frankreich 4,800,000 thätig waren. In den Vereinigten Staaten waren nach neuester Zählung im Jahr 1880 10,921,000 Spindeln und 230,233 Webstühle im Betriebe.

Unter den verschiedenen Maschinen, welche für die Behandlung der Baumwolle erfunden wurden, giebt es keine, die den Wohlstand der Vereinigten Staaten so enorm gefördert hat, wie die Baumwollenreinigungsmaschine des Herrn Whitney, welche im Jahre 1793 erfunden wurde und ermöglichte, daß man gewisse Arten von Baumwolle, die bisher nicht verwendbar waren, gebrauchen konnte. Diese Erfindung allein gab den Anstoß zu der Entwickelung und dem Aufschwung dieser gewaltigen Industrie, denn während der Import von Baumwolle in England sich im Jahre 1741 auf 1,600,000 Pfund belief, im Jahre 1801 56 Millionen Pfund erreichte, wuchs er nach 100 Jahren um das 300fache, nämlich auf 490 Millionen im

Jahre 1841, und erreichte das Maximum im Jahre 1871 durch Import von 1678 Millionen Pfund, eine Zunahme, die wohl selbst der kühnste Projektenmacher des vorigen Jahrhunderts sich nicht träumen ließ. Inzwischen ist ein kleiner Rückgang eingetreten, aber der Import von 1880 erreichte immerhin die Höhe von 1578 Millionen Pfund.

Durch den Riesengeist der englischen Erfindungen, der in der Baumwolle thätig war, sind neue Länder in europäische Interessen gewissermaßen hineingesponnen, die wir früher mit gar keiner Ware gewinnen konnten. China und Ostindien, diese kunst- und warenreichen Länder, in denen Baumwollenzeuge die gewöhnliche Kleidung sind, und die uns sonst vorzugsweise baumwollene Waren sandten, haben wir, die uralte Warenströmung aus ihrer Richtung werfend und sie umkehrend, mit ihren eigenen Waffen angegriffen.

Wo haben die Baumwollenfabrikate, deren Preis die englischen Erfindungen in 20 Jahren auf den vierten Teil herunterbrachten, uns gelehrt, was uns keines unserer Kunstprodukte lehren konnte, jene Völker des fernen Ostens an europäische Waren zu gewöhnen und so von uns abhängig zu machen?

Herr M'Culloch berechnet, daß in England nicht weniger als 1,200,000 bis 1,400,000 Personen bloß mit der Fabrikation der Baumwollenwaren beschäftigt sind. Jetzt denke man an die Hunderttausende, welche mit der Verhandlung, der Transportierung und Verschiffung dieser Stoffe sich beschäftigen; man denke an solche, mit der Entwickelung der Baumwollenfabrikation schwindelnd emporgestiegenen Städte, wie Liverpool, man denke an die Meere, die von Schiffen mit Baumwolle beladen wimmeln, an die Millionen, die in Nordamerika als freie Pflanzer oder Neger, in Ägypten als Sklaven des Pascha, in Brasilien als Sklaven der Plantagenbesitzer an der Produzierung der Baumwolle arbeiten und dadurch ihr Leben fristen: man denke ferner an alle Nationen des Erdballs, die samt und sonders jetzt zwei-, drei-, zehnmal mehr Baumwollenstoffe tragen als früher: und deren Sitten und Gewohnheiten dadurch zum Teil wesentlich verändert worden sind, und man erstaune über die Resultate, welche diese merkwürdige menschliche Thätigkeit, deren Mittelpunkt Manchester ist, herbeigeführt hat.

Man sagte mir, daß ich nicht in Manchester selbst, sondern in der benachbarten Stadt Stockport die besten und vollkommensten dieser merkwürdigen Fabriken, die auf eine so dominierende Weise an dem Schicksale so vieler Millionen Menschen arbeiten, sehen könnte; ich fuhr daher eines Morgens mit der Eisenbahn zu dieser Stadt hinaus.

Ich erinnere mich, daß ich einmal in meinem Leben, ich weiß nicht mehr, in welchem Jahre, nachdem ich meine Schulzeit längst vollendet hatte, nicht wußte, wo die bekannte Stadt Burg (im Süden von Berlin) liege, und daß ich mir dadurch einen großen Tadel von seiten eines Freundes zuzog, der mich sogar über meine Unwissenheit erröten machte. „Ei, ei! Schämen Sie sich, mein Bester, Sie kennen Burg nicht, und es ist doch eine Stadt mit 12,000 Einwohnern? Das nimmt mich Wunder!" Nun, reist man ein wenig in der Welt herum, so wird man allmählich gegen solche

Vorwürfe abgehärtet, besonders hier in Lancashire, wo des Errötens kein Ende wäre, wenn man sich über jede einem unbekannte Stadt, die mehr als 10,000 Einwohner hat, schämen sollte.

Man hat berechnet, daß in einem Umkreis von 12 engl. Meilen um das Börsengebäude von Manchester herum außer Manchester nicht weniger als 280 Städte und Dörfer liegen, die auch alle mehr oder weniger mit der Baumwollenmanufaktur in Verbindung stehen, und die in Summa von mehr als einer Million Menschen bewohnt sind.

Für die meisten ist Manchester der große Marktplatz, und seine Börse ihre Gebieterin. Man nennt in Manchester diejenigen Fabrikanten, welche aus den umliegenden Distrikten zur Stadt kommen, country manufacturers, attending the Manchester market (welche den Markt von Manchester besuchen).

Die Fabrik, welche mir als die bestеingerichtete aller jetzt existierenden bezeichnet wurde, war die der Herren Orell in Stockport, „Orells Mill". (Es ist sonderbar, daß die Engländer alle ihre großen Maschinenwerke auch Mühle nennen, obgleich in ihnen an das Mahlen irgend einer Sache nicht im geringsten gedacht wird.) Bei Herren Orells „Mühle", sagte man mir, würde ich alle neuesten Verbesserungen der Welt sehen können. Bis auf die neuesten Tage herab ist nämlich die Verbesserung der Spinn- und Webemaschinen noch immer fortgegangen; und seit der Zeit Hargreaves, Arkwrights, Cromtons, Whitneys und Watts, Herren, die alle ein wesentliches Stück in das große Räderwerk einer Baumwollenmaschine hineinfügten, hat noch jedes Jahrzehnt irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfahrung gebracht. Eins der letzten dieser außerordentlichen Dinge aus dem Jahrzehnt der dreißiger Jahre ist die sogenannte „selfacting mule", nämlich ein Spindelwagen, der sich von selbst, d. h. durch die Maschinerie getrieben, ein- und auszieht. Bisher mußte dies Ein- und Ausziehen durch Menschenhände geschehen, und jetzt haben diese nun weiter gar nichts mehr beim ganzen Spinnen zu thun, als das Einschütten und Verteilen der rohen Baumwolle und das Anknüpfen der zerrissenen Fäden. Sämtliche andere Operationen, das Reinigen der Baumwolle, das Kämmen, das Spinnen, das Zwirnen, das Aufrollen, das Abhaspeln und noch mehrere andere nicht genannte Manipulationen werden samt und sonders von der Maschine übernommen. Es wäre vielleicht möglich, daß man in Zukunft auch das Magazin für rohe Baumwolle und das zur Aufbewahrung der fabrizierten Baumwollenwaren so mit der Fabrik in Verbindung setzte, daß die letztere die rohe Baumwolle auf der einen Seite von selbst, ohne Zuthun der Menschen, empfinge und auf der andern die fertige Baumwolle auch von selbst wieder packetweise in das Magazin niederlegte. Vollkommen undenkbar aber scheint es, daß man je eine Maschine so empfindlich machen könne, daß das Reißen eines der kleinen Baumwollenfäden einen Einfluß auf sie üben, und daß eine Vorrichtung dabei getroffen werden könnte, die diese kleinen Unregelmäßigkeiten wieder auszugleichen vermöchte. Das Anknüpfen der besagten

Fäden scheint also das einzige Geschäft zu sein, das immerfort in den Händen der Menschen bleiben wird.

Sogar das Füttern des Ofens in der Dampfmaschine mit Kohlen hat man jetzt den Menschen entwunden. Auch dies geschieht vermittelst Maschinen, die man „self-feeders" (Selbstfütterer) nennt. Ich hatte schon in einer Fabrik in Leeds einige solche self-feeders, die sich jetzt mehr und mehr in den englischen Fabriken verbreiten, gesehen. Den vollkommensten sah ich in der Orellschen Fabrik, wo es darauf ankam, eine ungeheure Dampfmaschine von 240 Pferdekraft regelmäßig mit der ihr nötigen Quantität von Kohlen zu versehen. Man kann sich von dieser interessanten Maschinerie ungefähr folgende Vorstellung machen: Von dem Kohlenboden gehen große hölzerne Trichter in den Raum hinab, in welchem sich die Ofenmündungen befinden; vor jeder Ofenmündung kommt das enge Ende eines Trichters herab. Die Kohlen sind in lauter kleine Stücke zerschlagen und werden oben in den Trichter hineingefüllt. Unten fallen sie in eine kleine eiserne Kapsel, und zwar auf ein rasch sich drehendes Rädchen mit Flügeln, das mit der Dampfmaschine selbst zusammenhängt und von ihr in Bewegung gesetzt wird; die Flügel die Rades ergreifen nun die Kohlenbrocken und werfen oder spritzen sie immer in gleichen Quantitäten in den Ofen hinein, und zwar ist die Sache so eingerichtet, daß sie sich nirgends im Ofen auf einer Stelle anhäufen, sondern daß sie sich, in einem gleichmäßig verteilten Regen heranfliegend, darin verteilen. Auch können die Leute das Rad so stellen, daß dieser Kohlenregen entweder stärker oder geringer wird. Die Leute haben nichts weiter dabei zu thun, als die Kohlen oben immer nachzufüllen und die Maschine zu Zeiten zu stellen. Auch geht auf diese Weise durch beständiges Öffnen und Schließen des Ofens keine Hitze verloren.

Die meisten andern großen Mills sind erst allmählich zu ihrer Größe angeschwollen, und die verschiedenen neuen Erfindungen und Verbesserungen sind erst von Zeit zu Zeit nachgetragen. Diese Orellsche aber hat den Vorzug, daß sie gleich in ihrer jetzigen Größe und mit Benutzung aller neuen Erfindungen auf einmal von einem und demselben Baumeister in einem Gusse und nach einem einzigen Plane errichtet ist. Es ist eine vollständige Baumwollenfaktorei, d. h. es wird die Baumwolle roh, wie sie aus Amerika, Ostindien oder Ägypten kommt, in Arbeit genommen, gereinigt, gesponnen und gewebt. Sie haben nicht weniger als 1300 Looms (Webestühle). Diese waren alle in einem und demselben Raume, dem weaving room (Webezimmer), und 650 Mädchen dabei beschäftigt. Das schnurrende Getriebe in dem weiten Raume eines solchen Zimmers schlug uns mit einem Geräusch wie die Brandung des Meeres entgegen.

Der power-loom, der von Dampfkraft getriebene Webstuhl — unsere Fabrikanten sollten dieses kurze Wort übersetzen und annehmen: der Kraft-Webestuhl — arbeitet nicht nur zehnmal so rasch, als der hand-loom (Handwebestuhl), sondern auch viel besser. Das Gewebe wird viel gleicher, da jeder Schlag von der Maschine viel gleichmäßiger ist als der, den die mensch-

liche Hand giebt. Jeder power-loom bringt in einem Tage ein Stück Kaliko zu Wege. Die ganze Fabrik ſtellt alſo an einem Tage 1300 Stück Kaliko oder in einem Jahre zu etwa 300 Tagen (bei Abrechnung der Feſttage) 390,000 Stück Kaliko fertig. In dem obern Raume des Hauſes wurde auch noch ſo viel geſponnen, als etwa 50,000 Spinner ſonſt mit den gewöhnlichen Spinnrädern zu ſtande bringen konnten. Es giebt Prozeſſe in der Baumwollenbearbeitung, bei denen die menſchliche Schaffungskraft durch die Maſchinen auf das Zweihundertfache geſteigert iſt.*) Allein nimmt man auch nur eine hundertfache Steigerung im Durchſchnitt für alle jene Prozeſſe an, ſo würde daraus hervorgehen, daß jene eine Million Menſchen, die ſich, mit Maſchinen bewaffnet, in England mit der Baumwollenfabrikation beſchäftigen, jetzt ſo viel ausrichten, als in früheren Zeiten 100 Mill. Menſchen ausrichteten. Es haben dieſelben ſeit 50 Jahren wahrſcheinlich ſo viel Baumwolle gewebt und geſponnen, als das geſamte frühere Menſchengeſchlecht in einer Reihe von Jahrhunderten.

Die Fabrik hat ihre eigene von Dampfkraft betriebene Waſſerſpritze, die das ganze, 6 Stock hohe Gebäude beherrſcht und es von oben bis unten in wenig Augenblicken ſogleich mit einer enormen Quantität Waſſer überſchütten kann. Dieſe Leute wollten die Spritze, um uns ihren Erfolg zu zeigen, ſpielen laſſen; kaum war aber das Waſſer in die Pumpe eingetreten, ſo ſahen wir eine Menge Menſchen zu den Fenſtern hinauswinken und ſchreien. Wir hörten auf zu pumpen, und als wir hinaufkamen, fand ſich, daß in wenigen Augenblicken eine halbe Etage überſchwemmt war. Die Öffnung der oberen durch das ganze Gebäude laufenden Röhren war nicht verſchloſſen geweſen und hatte zu unſerm Schrecken zwiſchen der Baumwolle eine arge Sündflut veranlaßt.

Wie geſagt, dieſe Fabrik war eine der beſteingerichteten. Nichtsdeſtoweniger fand ich die Luft in den Räumen abſcheulich und zum Erſticken. Dabei erſchreckte mich die ungemeine Enge der kleinen ſchmalen Gänge zwi-

---

*) Dies behauptet fürs Spinnen einer der beſten Kenner in dieſer Sache, Herr Kennedy, im Jahre 1813. Jetzt gilt dies ohne Zweifel in einem weit höhern Grade. In der Grafſchaft Lancaſter wird jährlich zu Kalikos ſo viel Baumwollengarn verwebt, als 20 Millionen Spinnerinnen mit der Spindel nicht zu produzieren vermöchten, und die Zahl der Spinner und Weber, die vor Anwendung der Dampfmaſchinen ſich nur auf 50,000 belief, iſt jetzt in England auf 1½ Millionen geſtiegen. Abgeſehen von dem, was England ausführt, iſt ſchon der heimiſche Verbrauch des Garns ſo bedeutend, daß bereits in der älteren Geſchichte der britiſchen Baumwollenmanufaktur nachgewieſen wird, wie die Länge des jährlich in England verſponnenen Garns 51 Abſtände der Erde von der Sonne erreicht, alſo das 51fache von 20,682,000 geographiſchen Meilen! Um von der Ausfuhr der Baumwollenwaren von England eine Andeutung zu geben, mögen hier folgende Angaben ſtehen:

| | 1862: | 1872: | 1880: | |
|---|---|---|---|---|
| Gewebte Waren | 1681 Millionen, | 3538 Millionen, | 4467 Millionen | Yards |
| Garne | 93 „ | 212 „ | 213 „ | Pfund |
| Strümpfe | 888,000 | 1,183,000 | 1,227,000 | Dutzend Paar. |

Der Totalwert ſämtlicher Baumwollenwaren betrug 1880: 63½ Mill. Pfund Sterl.

schen den gefährlichen Maschinen und den rollenden Rädern; der Fußboden war so glatt wie eine Eisfläche, infolge des Ölens der verschiedenen Maschinenteile, wodurch nach und nach auch der Fußboden mit Öl getränkt wird, wahrscheinlich damit sich kein Schmutz darauf festsetze. Die Körbe oder Kasten, in denen die gesponnene Baumwolle durch die Etagen weiter befördert wurde, bestanden aus Büffelhäuten, die auf dem schlüpfrigen Boden glatt dahinglitten. Ein 60 m hoher Schornstein stand auf einer kleinen Anhöhe neben der Fabrik und führte alle ihre Dämpfe in die hohen Lüfte.

Die Arbeit, ihre Dauer, die Bestimmungen über das Alter der in den Fabriken beschäftigten Kinder, kurz alle Bestimmungen über die Fabriken sind in dem sogenannten Factories-Regulation-Act (Faktorei-Regulierungs-Akt) enthalten. Und Auszüge aus diesem Akt waren in einem Vorraume der Fabrik angeschlagen, wie z. B. solche Bestimmungen, daß Good Friday, „der gute Freitag" (Charfreitag), und Christmas-day Feiertage seien, und daß es außerdem noch 8 half holy-day (Halbfeiertage) gebe, — daß Kinder unter 9 Jahren gar nicht in den Fabriken beschäftigt werden dürften, Kinder zwischen 9 und 13 Jahren nur 9 Stunden am Tage, die über 13 Jahre aber bis 12 Stunden.

Die Verteilung dieser 12 Stunden über den Tag ist natürlich dem Fabrikbesitzer selbst überlassen. In dieser von mir besuchten Fabrik war die Abteilung und Ordnung folgende: Winter: die Maschine beginnt (Engine starts) um 6 Uhr morgens. Die Maschine hält an (Engine stops) um 8 Uhr, Frühstück. Engine starts $8^1/_2$ Uhr — stops 12 Uhr, Mittagsessen — starts 1 Uhr — stops um 4 Uhr (Thee) — starts $4^1/_2$ Uhr — stops 8 Uhr abends. Sommer: Engine starts $5^1/_2$ Uhr. Das Andere wie oben. Diese Dinge wiederholen sich in allen Fabriken auf dieselbe Weise. Ein sehr kompliziertes und weitläufiges Kapitel darunter nehmen immer die Bestimmungen über „time recovered" (über nachzuholende Arbeit und Zeit) ein, wenn die Arbeiter nämlich zu spät gekommen sind, oder sonst Zeit und Arbeit versäumt haben, so können sie diese Arbeit, wenn sie dem Lohnabzuge entgehen wollen, nachholen. Da die Maschine von 240 Pferdekraft nicht für jeden Nacharbeiter sich besonders bewegen kann, so macht dies natürlich einige Schwierigkeit. Daß alle diese Dinge auch gehörig ausgeführt werden, dazu sind die Manufakturgegenden in gewisse Distrikte abgeteilt, und jeder Distrikt hat seinen eigenen Faktorei-Inspektor. Das Fabrikwesen ist so eigentümlicher Art, und es giebt so viele Gewalt über so viele Menschen in die Hände eines einzigen, daß die Engländer, die sonst so viele Abneigung gegen die Regierungseinmischung haben, sich genötigt gesehen haben, hier eine Ausnahme zu machen und eine Inspektion in Privatangelegenheiten zu dulden. Damit den armen Fabrikleuten, wenn sie sich beschweren wollen, die Sache erleichtert werden möge, stand in demselben Vorzimmer mit großen Buchstaben folgendes geschrieben: Any person desirous writing to the Inspector of the District, must address his letter in the following way: Her Majesty's secretary of state. Home Departement. Factory-Inspector.

Digitized by Google

London. Leonard Horner. Esq. (Jede Person, die da wünscht, an den Distrikts-Inspektor zu schreiben, muß ihren Brief so adressieren u. s. w.)

Es wäre sehr wünschenswert, daß dieses Beispiel der englischen Faktoreien auch in manchen andern Fällen Nachahmung fände. Wie oft wäre es gut, wenn das ungewisse Publikum in den Vorzimmern oder an den Straßenecken benachrichtigt würde, wo und wie es sich über diesen oder jenen beschweren könne. Wissen doch die meisten Leute nicht einmal, auf welche Weise sie es anzufangen haben, um eine Beschwerde an den Fürsten über seine Statthalter gelangen zu lassen.

Gäbe es nicht so viele ähnliche Dinge in England, so würde ich sagen, der Anblick von Stockport sei einzig in seiner Art. Es liegt an dem hohen Ufer eines Flusses. Das Thal dieses Flusses ist tief, und die Häuser ziehen sich auf beiden Seiten ins Thal hinab. Über das ganze Thal hinweg von einem hohen Ufer zum andern brückt sich ein riesengroßer Viadukt, der auf 22 prachtvollen Bogen die Eisenbahn nach London hinüberführt. Die 22 Bogen sind 30 m hoch, groß und weit und sie wölben sich über die Häuser und über alles, was im Thale liegt, hinweg. Unter dem einen dieser Bogen fließt der Fluß hindurch. Obgleich ähnliche Werke in England gewöhnlich sind, so zeichnet sich doch, glaube ich, der Stockporter Viadukt selbst in England unter der Zahl der übrigen aus.

Man kann alle die in Manchester fabrizierten und für den Handel bestimmten Baumwollenwaren in drei Hauptabteilungen bringen: erstlich Twist oder Garn, zweitens weiße, ungefärbte Baumwollengewebe (white cottons), drittens gedruckte und gefärbte Kattune (printed and dyed cottons).

Das Spinnen des Twists und das Weben der white cottons hatte ich in Stockport und in andern Fabriken zur Genüge gesehen, ich war daher nun begierig, ein bedeutendes Färbewerk zu besichtigen. Sie drucken jetzt hier fast durchweg mit messingenen Cylindern, auf welche die Muster eingraviert sind. Nichtsdestoweniger fand ich in einer Abteilung der großen Druckerei auch noch einen Raum, in welchem noch einige alte Blockprinters (Blockdrucker) saßen, die mit hölzernen Blöcken nach der alten Manier druckten und diese Blöcke schnitzten. Ihr altes Geschäft, auf das sie allein eingeübt sind, wird immer unbedeutender, und bald werden alle armen Blockdrucker dem Hunger und der Vergessenheit übergeben werden.

Dieses printing work arbeitet, wie viele Fabriken in Manchester, schon seit mehreren Jahren nur die halbe Zeit, d. h. es beschäftigt seine Arbeiter jeden Tag statt 12 Stunden nur 6. In mehreren Räumen dieser Druckerei fand ich daher mehrere arme unbeschäftigte Arbeiter „out of employment“ neben den Kaminen sitzen und, in traurige Stummheit versunken, sich an dem Feuer wärmen. „Es ist herzbrechend, Herr,“ sagte der Aufseher des Werks, der mich herumführte, „diese armen Leute zu sehen, die gern arbeiten möchten, die wir aber, wenn wir nicht Bankerott machen wollen, mit dem besten Willen nicht beschäftigen können. Da wir ihnen erlauben, sich hier in der kalten Jahreszeit am Feuer zu wärmen, so kommen sie denn hierher

und ſitzen da unthätig an dieſer Stelle, wo ſie ſonſt fleißig waren, und blicken neidiſch die andere Hälfte ihrer Mitgenoſſen an, denen wir Arbeit geben können. Auch haben ſie hier doch ein beſſeres Dach als in ihrer eigenen Hütte."

Wäre es nicht um dieſer armen Leute willen geweſen, ſo hätten uns die vielen intereſſanten Prozeſſe und Verrichtungen dieſes Werks viel Vergnügen gemacht; wie die weißen Zeuge unter den geſchäftigen Cylindern mit Blumen beſtreut raſch ſich hervorwickeln, wie die Farben erſt matt und dunkel ſind, und dann, durch verſchiedene Prozeſſe gehend, allmählich hell und glänzend hervortreten, und bald das ganze 60—70 m lange Tuch in 5—6 verſchiedenen Farben und in den geſchmackvollſten und prächtigſten Blumengewinden ſtrahlt. Man ſagte mir, daß bei der jetzigen Schnelligkeit des Verkehrs durch die Eiſenbahnen und bei der energiſchen Thätigkeit der Dampfmaſchine Fälle, wie folgender, nicht nur vorkommen könnten, ſondern in geſchäftigen und dringenden Zeiten auch vorgekommen ſeien. Eine Partie rohe Baumwolle wurde an der Mittagsbörſe von Mancheſter aus durch den Telegraphen in Liverpool beſtellt, wo der Mäkler den Ankauf noch im Laufe des Nachmittags beſorgte. Die Verladung erfolgte noch an demſelben Abend und bereits am andern Morgen 7 Uhr lieferte die Eiſenbahn die Ware in der Faktorei ab. Die Ballen wurden geöffnet, ausgepackt und der Maſchine übergeben, welche ſie mit zauberiſcher Geſchwindigkeit zerpflückte, auflockerte, reinigte, ſtäubte, dann erſt in breite, zarte Schleier verwandelte, dieſe Schleier in konzentrierte ſchmale Bänder, und dieſe loſen Banden zu dünnen, feinen Fäden, 30 Hanks auf ein Pfund (ein Hank hat 500 m), mit 1000 kleinen, durch Dampfkraft ſchwirrenden Röllchen auszog. Um 11 Uhr wurde das geſponnene Garn den Powerlooms übergeben, und dieſe brachten noch ſo viel davon zur rechten Zeit vor dem Abgange des letzten Trains nach Hull fertig, daß man den Herren ſo und ſo in Hull noch eine Probe von dem Zeuge ſchicken konnte, das diejenigen Qualitäten beſaß, die ſie bei ihrer geſtrigen Beſtellung gewünſcht hatten. Da am andern Morgen von Hull Nachricht zurückkam, daß das Zeug gefiele, und daß man die Beſtellung noch etwas erweitere, ſo ließen nun die beſagten Herren in Mancheſter alle ihre Powerlooms arbeiten, und gaben noch an demſelben Tage eine Partie des indes fertig gebrachten Zeuges in die Printingworks. Daſelbſt wurde es gedruckt, getrocknet, geglättet, façonniert und verpackt; und den dritten Abend nach der Beſtellung ließen ſie die erſten 1000 Stück fertigen Kalikos nach Hull abgehen; die übrigen folgten in den nächſten Tagen nach.

Unter den verſchiedenen kleinen und großen neuen Maſchinen, die ich wiederum in dieſem Werke ſah, intereſſierten mich nicht wenig die ſogenannten hydraulic extractors (hydrauliſche Extraktoren) zum Ausziehen des Waſſers aus den Kattunſtücken. Es ſind dies kupferne Büchſen, deren Seitenwände überall durchlöchert ſind. Die feuchten Tücher werden in Büchſen hineingepackt, 20—30 Stück auf einmal, und die Büchſen dann verſchloſſen und durch Dampfkraft in ſchwingende Bewegung geſetzt. Dieſe ſchwingende Be-

London. Leonard Hooner, Esq. [illegible] in der Büchse durch die Cen-
Distrikts-Inspektor zu schreiben, [illegible] kupfernen Wände gedrückt werden.

Es wäre sehr wünschens[illegible] aus den Löchern ab. Natürlich be-
toreien auch in manchen [illegible] andern Kapseln, damit das Wasser nicht
es gut, wenn das ungew[illegible] daß man diese Maschine erst seit zwei
Straßenecken benachrichti[illegible] am wenigsten angreifende und die un-
beschweren könne. Wi[illegible] der feuchten Tücher sei. Nach sehr kurzer
Weise sie es anzufan[illegible] getrocknet aus der Büchse herausgenommen.
seine Statthalter [illegible] Abteilungen der Druckerei war ihr pattern

Gäbe es [illegible] waren in demselben nicht weniger als 3000
der Anblick [illegible] eingravierten Mustern aufgestellt. Man
Ufer eines [illegible] diesen Cylindern ein Kapital von 50,000 Pfd. St.,
sich auf [illegible] andern Angaben harmonierte, daß jeder Cylinder so
einem [illegible] er daliege, 10, 15, 20 Pfd. St. koste, je nach der
22 [illegible] der Gravierung.

[illegible] steht ein Pattern nicht länger als 12 Monate, und nur
[illegible] dem Publikum besonders gefällt, und wenn es einen großen
[illegible] die Welt bekommt, steht es wohl zwei Jahre. Dies, sagten
[illegible] Höchste. Die Zeichner und Kupferstecher, welche diese Pattern
[illegible] zeichnen und eingravieren, werden am höchsten von allen Ar-
[illegible] Anzahl: denn sie müssen nicht nur Leute von origineller und uner-
[illegible] Imagination sein, sondern sie müssen auch eine genaue Kenntnis
[illegible] ihre Arbeit betreffenden chemischen Wissenschaftszweigen haben; denn
[illegible] sie letztere nicht mit ihrer Imagination verbänden, würden sie oft Zeich-
[illegible] liefern, die der Färber wegen der Unvereinbarkeit zweier nachbarlich
zusammengestellter Farben gar nicht ausführen könnte.

An der Kenntnis fehlt es den Engländern nicht, aber wohl zuweilen
an Phantasie und Geschmack. Es sind daher in den englischen Seiden- und
Baumwollendruckereien und Webereien sehr oft Franzosen angestellt. Wo
man keine Franzosen haben kann, da sucht man sich wenigstens die neuesten
französischen Muster zu verschaffen, und es soll eine Menge von Leuten ihren
Lebensunterhalt dadurch finden, daß sie sich kleine Proben von den in Frank-
reich neu erscheinenden Dessins schnell und in dem Augenblicke ihres Er-
scheinens zu verschaffen wissen und dieselben an die Manchesterschen Calico-
printers (Kattundrucker) oft zu teuern Preisen verhandeln.

---

## 7. b. Ein Abend des Sonnabends in Manchester.*)

Von allen Abenden der Woche sind die arbeitenden Klassen im allge-
meinen an dem des Sonnabends am meisten beschäftigt: es handelt sich als-

*) Aus dem Edinburgh Journal.

dann um die Verwendung des Wochenlohnes, und vielen macht die Art und Weiſe, wie dies am vorteilhafteſten geſchehen ſoll, größere Schwierigkeiten, als die Erwerbung gemacht hat. Die Anreizungen zu Ausgaben ſind aber auch am Sonnabend weit mannigfaltiger und ſtärker, als an irgend einem andern Tage. Lebensmittel jeder Gattung, Bekleidungsgegenſtände, Luxusartikel ſind zu den verführeriſcheſten Preiſen ausgeſtellt, und ihre etwaigen Unvollkommenheiten ſind oft beim Glanz des Gaslichtes nicht zu bemerken. Am Sonnabend erſcheinen alle Annoncen billiger Waren. Die Schaufenſter und die Läden der Buchhändler ſind mit vom Druck noch feuchten Blättern angefüllt, die, großenteils mit Holzſchnitten verziert, Wunder verſprechen, und in deren Lektüre die jungen, in den Fabriken beſchäftigten Leute beiderlei Geſchlechts ein Hilfsmittel gegen die Langeweile des folgenden Tages, deſſen ſonntägliche Stunden vielen von ihnen zu langſam verſtreichen, zu finden hoffen. Auf allen Seiten bieten ſich Vergnügungen zu niedrigſten Preiſen dar. Der Arbeiter, deſſen Ohren die ganze Woche hindurch von dem ununterbrochenen und monotonen Geräuſch der Maſchinen ermüdet worden ſind, beeilt ſich, Vokal- und Inſtrumentalmuſik anzuhören, die für ihn doppelt anziehend wird durch das Trinken und Rauchen, welche eine obligate Begleitung dazu bilden.

Für die arbeitenden Klaſſen in Mancheſter iſt der Sonnabend ein faſt eben ſo wichtiger Tag, als es für die Prinzipale der Dienſtag iſt, an welchem der große Baumwollmarkt abgehalten wird. Die Magazine und Comptoire ſchließen Sonnabends gewöhnlich um ein Uhr, und die Commis, die Arbeitsleute u. ſ. w., deren Zahl allein zur Bevölkerung einer Stadt von mittlerer Größe hinreichen würde, ſind bis zum Morgen des Montags frei. Die Fabriken und die anderen großen Etabliſſements ſchließen gegen 4 oder 5 Uhr, und eine Bevölkerung, die ſich mindeſtens auf 100,000 Seelen beläuft, findet ſich jetzt frei nach einer ganzen Woche Arbeit. Es giebt wenig Straßen, welche einen finſterern Anblick gewähren, als am Sonnabend-Abend eine Straße in Mancheſter, in der Magazine oder Spinnereien ſich befinden. Die ſtillſtehende, ſchweigende Dampfmaſchine iſt nichts mehr als eine träge Metallmaſſe, der hohe Schornſtein ſtößt nicht mehr ſeine Rauchſtröme aus, die Werkſtühle ſind ſtumm und unthätig, die Thüren geſchloſſen, die Lichter ausgelöſcht. Man fühlt, daß die Seele der Induſtrie nicht mehr vorhanden iſt; der letzte Tag der Woche iſt gekommen und die Arbeiter dieſer großartigen Bienenkörbe haben ſich nach allen Seiten zerſtreut, um ihre individuellen Bedürfniſſe zu befriedigen.

Thut man einige Schritte, um in die benachbarte Straße zu treten, ſo verändert ſich die Scene wie durch einen Zauberſchlag. Hier wird man von einem lauten Getümmel empfangen und von Vorübergehenden, ohne viele Umſtände, hin- und hergeſtoßen. Jedes Haus iſt ein Laden, und jeder Laden ſtrahlt von Licht. Man trifft hier eine Unzahl Bäckereien, in denen große Etiketten von verſchiedenen Farben die Preiſe der Brotſorten anzeigen, während offiziöſe Anzeigen das Publikum benachrichtigen, daß eine neue

Preisherabsetzung dieses ersten aller Nahrungsmittel stattgefunden habe, und das „beste Mehl zu Muffins“ (kuchenartiges Brot, das zum Thee gegessen wird) außerordentlich billig sei. Die günstige Lage der Fabrik-Industrie hat den Arbeitern gute Löhne geliefert, und die Lebensmittel sind niedrig im Preise, daher fehlt es den Bäckern nicht an Kunden. Man sieht ferner Fleischbänke, an der Vorderseite ganz offen, wo das Gas frei unter jedem Luftzug flackert und raucht; die Fleischniederlagen tragen gleichfalls Preisanzeigen zur Schau, und der Schlächter, der herkulische Opferpriester mit dem kupfrigem Gesicht, geht, mit der Schürze bekleidet und sein Küchenmesser an der Seite, vor seinem Laden auf und ab, mit den Händen in den Taschen, von Zeit zu Zeit schreiend: „Hier, meine Damen, machen Sie ihre Einkäufe! Kaufen Sie ein, meine Damen!“ Und jene „Damen“ säumen nicht, der Einladung folge zu leisten. Seht dort den Ehemann mit seiner Gemahlin, beide sehr jung und dem Anschein nach ziemlich fein, welche ihre Einkäufe machen; der Mann trägt einen Säugling, der sorgfältig eingehüllt ist und fest schläft, während die Frau einen Korb und den Schlüssel der Wohnung in den Händen hält. Wahrscheinlich bewohnen sie ein kleines Häuschen in einer Straße, wo die Mieten nicht teuer sind; sie haben keine Dienstboten, die Frau kann nicht eher auf den Markt gehen, bis der Ehemann seinen Lohn erhalten hat, und da sie das Kind nicht allein zu Hause lassen können, so nehmen sie es mit. Bis 11 Uhr abends begegnet man Hunderten solcher Gruppen. So wenig zuträglich die Folgen einer solchen Lebensweise für die Gesundheit des Kindes auch sein mögen, so sind sie gering in Vergleich zu den Leiden der Kinder, deren Mütter in den Fabriken arbeiten, welche daher den Tag über der bezahlten und stets sehr ungenügenden Pflege überlassen sind. Die Anzahl von Kindern, welche sich in Manchester in den Straßen umhertreiben, ist unglaublich. Während des Jahres 1848 z. B. sind 4715 Kinder der Polizei als verloren angezeigt worden; alle wurden jedoch wiedergefunden, und zwar 1681 durch die Bemühungen der Polizei. In Liverpool, dessen Bevölkerung fast eben so beträchtlich, aber welches keine Fabrikstadt ist, belief sich die Zahl der in den Straßen verirrten und durch die Polizei ihren Eltern wieder zugestellten Kinder während desselben Zeitraums nur auf 360.

Jene Straße aber, in der sich die Menge drängt, wird nicht ausschließlich von Käufern und Verkäufern eingenommen. Man sieht dort eine große Anzahl junger Männer und junger Mädchen in guten Arbeitskleidern, welche sich um die Bedürfnisse des Sonnabend-Abends sehr wenig zu bekümmern scheinen. Sie schlendern an den Buden vorüber, indem sie die Mützen und Hüte, die modernen Paletots, kurz, alle den Blicken des Publikums ausgehängten Bekleidungsgegenstände prüfen. Gewöhnlich sind die Preise aller dieser Artikel durch Zahlen bezeichnet, allein es ist notwendig, dieselben in der Nähe zu betrachten, um nicht durch irgend eine mikroskopische Zahl getäuscht zu werden, welche der in die Augen fallenden verräterischerweise beigefügt ist. Das Aussehen jener so sorglosen und so heiteren

Jugend kontraſtiert auffallend mit den vorhin erwähnten Individuen, welche nicht viel älter ſind, die aber ſich ſchon niedergelaſſen haben und einen Hausſtand beſitzen, für den ſie ſorgen müſſen.

Während im Innern der Läden die Käufe und Verkäufe ohne viel Geräuſch vor ſich gehen, wird auf den Straßen ein ununterbrochenes Geſchrei durch die Verkäufer hervorgebracht, welche ihre Waren dort feilbeiten und die Beſchaffenheit, die Vorzüge und den Preis derſelben ausrufen. Die hauptſächlichſten dieſer auf der Straße zum Kauf gebotenen Artikel ſind Apfelſinen; an einem ziemlich frequenten Punkt in Mancheſter ſind vor kurzem Sonnabend-abends zweiundzwanzig Apfelſinenverkäufer auf einer Seite der Straße allein gezählt worden. Zuweilen haben ſie ſich in irgend einem Mauerwinkel niedergelaſſen und dieſen vermittelſt einer Papierlaterne erleuchtet, die Verkäuferin kann alſo Strümpfe ſtricken oder ſich einer ähnlichen Beſchäftigung überlaſſen. Gewöhnlich aber tragen ſie die Apfelſinen in einem Korbe, die Verkäuferin geht längs dem Trottoir auf und ab mit dem Rufe: „Apfelſinen, vier für einen Penny! — vier für einen Penny!“ Es muß in Mancheſter ſehr viel von dieſen Früchten verzehrt werden, denn wo man ſich auch befinden mag, ſei es im Theater, im Cirkus, in dem Omnibus oder auf der Eiſenbahn, wird man zum Kauf von Apfelſinen aufgefordert und ſieht man das Publikum ſolche genießen. Ferner ſind in den Straßen die Verkäufer alter Regenſchirme ſehr zahlreich anzutreffen, doch iſt dieſe Induſtrie von der hygrometriſchen Beſchaffenheit der Atmoſpäre abhängig; arme Frauen bieten Hauben zum Verkauf an, mit deren Anfertigung ſie vielleicht die ganze Woche beſchäftigt waren; Kolporteure handeln mit Schreibpapier, Siegellack und Briefkouverts zu ſehr billigen Preiſen, mit Kalendern und illuſtrierten Broſchüren. Hier und da ſind Glücksräder für die Kinder aufgeſtellt, nach deren Umdrehen die Kinder eine Hand voll Nüſſe als Gewinn erhalten. Doch inmitten dieſes Lärmes giebt es auch eine Klaſſe Leute, die nur durch Stillſchweigen die Börſen in Anſpruch nehmen. An anderen Tagen trifft man ſehr wenig Bettler in Mancheſter an, aber des Sonnabends ſind ſie deſto zahlreicher. Nichts iſt ſchwieriger, als die wahren Anſprüche dieſer ſtummen Sollizitanten richtig zu beurteilen. So bemerkte ich an zwei oder drei auf einander folgenden Abenden ein Bild des Elends, welches den entſchiedenſten Feind der Bettler zum Mitleid bewegt haben würde. In einer der beſuchteſten Straßen der Stadt ſaß am Rande des Trottoirs eine ärmlich, aber reinlich in Trauer gekleidete Frau auf einem Stuhl. Sie hielt auf ihren Armen zwei Kinder, augenſcheinlich Zwillinge, und vier andere befanden ſich an ihrer Seite. Keines von ihnen ſprach ein Wort, ſie begnügten ſich damit, ergebungsvolle, aber ſprechende Blicke auf die Vorübergehenden zu richten. Unfern von ihnen waren zwei oder drei Branntweinpaläſte, um die ſich eine halbberauſchte Menge drängte, deren grobe Manieren und cyniſche Sprache ſonderbar gegen die achtungswürdige Dürftigkeit jener armen Frau abſtachen. Es war ſchwer, hier vorüberzugehen, ohne ein Almoſen fallen zu laſſen, und dennoch lag in der Zuſammenſtellung dieſer

Gruppe etwas Verdächtiges. Beiſpiele dieſer Art ſind in Mancheſter gewöhnlich, aber nur Sonnabend-abends anzutreffen.

Es giebt in dieſer Stadt eine gewiſſe Anzahl öffentlicher Märkte, von denen der bedeutendſte Smithfield heißt. Dies iſt ein großer Platz, auf dem Zelte und Buden errichtet ſind, welche regelmäßige Alleeen bilden und dieſem Markte das Anſehen eines Jahrmarktes geben. Außerdem findet man dort Sehenswürdigkeiten jeder Gattung, Menagerieen, Wachsfiguren, Seiltänzer u. dergl., jede mit ihrem Orcheſter und einem Haufen vor ihr verſammelter Müßiggänger. Hier ſieht man lange Gänge, in denen alte Kleidungsſtücke verkauft werden, andere, wo friſches und geſalzenes Fleiſch, ſowie verſchiedene andere Lebensmittel feilgeboten werden. Das Gedränge iſt auf dieſem Punkt nicht ſo dicht, wie man glauben ſollte, denn man zieht in Mancheſter die Läden den Märkten vor. Geht man aus Smithfield heraus, ſo tritt man in Shude-Hill ein, welches eine andere ſehr beſuchte Straße iſt, in der Antiquarbuden vorherrſchend ſind. Ferner befinden ſich hier Vorrichtungen, vermittelſt derer man für einen Penny ſich meſſen und wiegen läßt und das Reſultat, auf eine Karte geſchrieben, erhält; weiterhin beſchäftigt ſich ein Künſtler damit, „für einige Pence in einem Augenblick Portraits anzufertigen, für deren Ähnlichkeit er garantiert; in einer andern Bude wird der „magiſche Spiegel“ gezeigt, in dem ein junger Mann ſeine zukünftige Frau und ein junges Mädchen ſeinen zukünftigen Gatten erblicken kann. Allen dieſen Leuten, Meſſern und Wiegern, Künſtlern und Magikern, fehlt es nicht an Kunden.

Aus dieſem Viertel gelangt man nach dem alten, eben ſo einſamen als ſtillen Kirchhofe. Sein hoher, viereckiger, vom Rauch der Schornſteine Mancheſters geſchwärzter Turm erhebt ſich gleich einem ſtummen Rieſen über alles Geräuſch und Getümmel dieſer großen Stadt. Geht man quer über den Kirchhof, ſteigt eine Anzahl Stufen herab und überſchreitet einen andern Markt, ſo gelangt man nach Deans-Gate, einer der älteſten und bevölkertſten Straßen Mancheſters. An einem Sonnabend-Abend ſah ich dort in dem Zeitraum von drei Minuten 155 Perſonen an mir vorübergehen. Die in den Fabriken arbeitende Bevölkerung iſt hier nicht ſo zahlreich, als in den andern Stadtteilen, aber die Trunkenheit und das Laſter zeigen ſich hier in ihrer ganzen Nacktheit. Es gewährt einen betrübenden Anblick, zu ſehen, wie dieſe Menge von Individuen beiderlei Geſchlechts ſich um die Schenklokale drängt, während man im Innern derſelben, wenn die Thür geöffnet wird, eine noch bei weitem größere Anzahl erblickt. Der Theetotalismus hat große Fortſchritte gemacht, die Miſſionäre in den Städten haben ſich harten Arbeiten unterzogen, neue Schulen ſind zu Hunderten und Tauſenden gegründet worden, und dennoch hat es den Anſchein, als hätten alle dieſe Beſtrebungen keinen Einfluß auf eine zahlreiche Klaſſe der Bevölkerung, auf jene Klaſſe, deren Exiſtenzmittel häufig ſehr verdächtig ſind, welche durch die Polizei im Zaume gehalten wird, bei einer Emeute aber plötzlich, zum großen Erſtaunen der ehrbaren Leute, ſich zeigen würde, ohne daß

dieſe je eine Ahnung hatten, mit ähnlichen Weſen ſo nahe zuſammen gelebt zu haben.

Die Muſik bildet am Sonnabend-Abend die hauptſächlichſte Erholung der Bevölkerung Mancheſters. Jenes große Plakat an der Mauer enthält oben die Worte: „Konzerte am Sonnabend-Abend“, und zeigt an, daß im Handwerker-Inſtitut „ein muſikaliſches Divertiſſement, aus ernſten und launigen Liedern beſtehend“, ausgeführt wird, zu dem die Abonnenten für 3 Pence Zutritt haben, das übrige Publikum aber für 6 Pence. Das Programm iſt ſehr einladend, und der Eintrittspreis ſcheint mit dem Verdienſte der arbeitenden Klaſſen im Einklang zu ſtehen. Das Inſtitut liegt in einem inneren Stadtteile; der zu den Aufführungen benutzte Saal iſt groß und bequem und enthält eine ſchöne Orgel; dennoch iſt das Auditorium nicht zahlreich, der wohl mehr als tauſend Perſonen faſſende Saal iſt kaum zur Hälfte angefüllt, und vergeblich würde man in dieſer Verſammlung gut gekleideter Leute nach „Handwerkern“ ſuchen. In Mancheſter haben dieſe Sonnabends-Konzerte nicht denſelben Erfolg gehabt, als in Liverpool; das Inſtitut hat infolge dieſer Unternehmung ſogar Verluſte erlitten. Daraus geht deutlich hervor, daß die arbeitenden Klaſſen ihre Sonnabends-Vergnügungen anderswo ſuchen.

Nicht weit von dem Handwerker-Inſtitut befindet ſich ein Gebäude, „Kaſino“ genannt, das nach den öffentlichen Anzeigen ein „Tempel für Poeſie und Geſang“ ſein ſoll, zu dem der Eintritt frei iſt. Dieſes Kaſino liegt in einem ſehr anſehnlichen Stadtteile; in ſeiner Umgebung finden ſich vier Kirchen und Kapellen, ſo wie das Muſeum der naturhiſtoriſchen Geſellſchaft, eines der beſten Etabliſſements dieſer Art in England; ferner der berühmte Freihandels-Saal, das königliche Theater und der Cirkus. Auf derſelben Seite der Straße, nur wenige Schritte vom Kaſino entfernt, liegt der Konzertſaal, in dem die Elite der Bewohner Mancheſters ſich verſammelt, ſo daß die höchſten und niedrigſten Klaſſen ſich auf demſelben Punkt zur Befriedigung ihrer Vorliebe für die Tonkunſt verſammeln können. Vor dem Kaſino iſt ſtets eine Anzahl junger Leute ſtationiert, die beim jedesmaligen Aufgehen der Thür lüſterne Blicke in das Innere werfen; ein Polizeibeamter befindet ſich da zur Aufrechthaltung der Ordnung, und ein gedruckter Anſchlag zeigt an, daß man nur mit Konſumtionsbillets zugelaſſen wird. Dieſe Billets werden entweder zum Parterre oder zur Galerie, das Stück für 2 oder 3 Pence, verkauft. Der Wert eines jeden Billets wird in „Erfriſchungen von der beſten Beſchaffenheit“, welche in Äpfeln, Apfelſinen, Kuchen, Ingwerbier, Ale, Porter und Cigarren beſtehen, erſtattet. Der mit einem ziemlich großen Orcheſter verſehene Saal bildet ein langes Rechteck; an dem einen Ende iſt ein Theater mit Dekorationen errichtet, um die andern drei Seiten läuft eine ſchmale Galerie, und zur Rechten und Linken des Theaters ſind zwei beſondere Logen angebracht. Sowohl die Wände der Galerie als die Dachbalken ſind im Theaterſtil dekoriert; oben und unten befinden ſich die Büffets, wo man die erwähnten „Erfriſchungen“ als Austauſch für die Bil-

lets oder gegen Bezahlung erhält; die Bänke sind so angebracht, daß Flaschen, Gläser u. dergl. darauf gestellt werden können; auf der Galerie ist ein freier Gang zur Promenade, zwischen dem Geländer und den längs der Wände befindlichen Privat-Kabinette. Das Ganze ist glänzend mit Gas erleuchtet, und von den Lampen hängen kleinere Gasröhren herunter, in der Art wie man sie in den Apotheken findet, die aber hier zum Anzünden der Pfeifen und Cigarren gebraucht werden. Dieser Saal kann wohl 1500 bis 2000 Personen aufnehmen, und an dem Sonnabend-Abend, als ich ihn besuchte, befanden sich über 1000 dort. Die Mehrzahl bestand aus jungen Leuten, selbst Kindern beiderlei Geschlechts. Man sah hier Frauen, welche ein Glas Porter vor sich hatten und junge Kinder säugten. Die ganze Gesellschaft schien nicht zur arbeitenden Klasse zu gehören, denn auf der Galerie erblickte man Commis aus den Schreibstuben oder den Magazinen. Die meisten von den Männern hatten ihre Hüte auf dem Kopfe; alle waren mit Essen, Trinken, Rauchen oder Plaudern beschäftigt. Das Ingwerbier schien sehr beliebt zu sein; von Zeit zu Zeit wurden der Lärm des Auditoriums und die Accorde des Orchesters vom Knallen der moussierenden Getränke und dem Geschrei der Kellner unterbrochen, welche mit ihren Körben voll Erfrischungen umherliefen. Der aus dem Parterre des Saales emporsteigende Tabaksqualm und die durch die Ausdünstungen dieser Menge und der zahlreichen Gasflammen, so wie durch den Mangel einer vollständigen Ventilation verdorbene Luft machten die Atmosphäre auf der Galerie besonders unangenehm und ungesund; die Anwesenden schienen jedoch diesen Übelstand nicht zu empfinden, denn alle Welt war sehr lustig. Zuweilen verursachte ein zu unruhiges Individuum die Dazwischenkunft der Kellner oder sogar eines Polizeibeamten, aber im ganzen fand sehr wenig Unordnung statt, und ich bemerkte keinen Berauschten. Man verkaufte weder Wein, noch Spirituosen, und das Ale und der Porter, von denen sehr viel konsumiert wurde, schienen von keiner anderen Wirkung zu sein, als die Leute in gute Laune zu versetzen. Während der ganzen Zeit spielte das Orchester, doch waren die Melodieen inmitten des allgemeinen Geräusches nicht zu erkennen. Aber plötzlich ertönt eine Klingel, und der Lärm läßt ein wenig nach, alle Augen richten sich nach dem Theater, wo eine Dame in Kostüm erscheint, irgend eine volkstümliche Arie singt und sich zurückzieht; nach kurzer Zeit erscheint sie abermals und trägt eine zweite Piece vor, hierauf beginnt der Lärm und die Instrumental-Musik von neuem, bis ein Sänger auftritt, der seine Leistungen hören läßt. Hin und wieder giebt es Dialoge, eine wenig Gebärden- oder Theaterspiel, selbst Tanz; im allgemeinen ist der Charakter des Vorgetragenen anständig, mit Ausnahme einiger Zweideutigkeiten, welche mit Pfeifen oder auch Lachen aufgenommen werden.

Dieses Kasino ist in Manchester eines der größten Lokale der Art, und das eben Gesagte gilt von allen anderen. Manche derselben stehen auf einer weit geringeren Stufe und besitzen statt des Orchesters nur ein Piano oder eine Orgel; andere machen Anspruch darauf, kleine dramatische Vorstellungen

oder plastische Darstellungen zu geben. In vielen sind die Wände mit wirklich merkwürdigen Ölgemälden ausgeschmückt; die meisten sind an allen Wochentagen, mehr als ein Drittel Sonntag-Abends geöffnet, doch wird in letzterem Falle nur religiöse Musik aufgeführt, zu der man sich alsdann tragbarer Orgeln bedient. Um sich einen Begriff von der Anzahl dieser Lokale zu machen, bedenke man, daß es in Manchester allein, ohne Salfort hinzuzurechnen, 475 Kaffeehäuser und 1143 Kneipen giebt, wo man nur Bier verkauft; in 49 der ersteren und 41 der letzteren Sorte werden musikalische Vorstellungen gegeben; 26 der ersteren und 10 der letzteren haben Sonntags Musik. Die in derselben ausgegebene Geldsumme läßt sich auf wenigstens 1000 Pfd. Sterl. wöchentlich taxieren, wovon ungefähr ein Drittel auf den Sonnabend-Abend zu rechnen ist.

Gegen 11 Uhr sind alle Konzerte beendet; die Zuhörer begeben sich nach ihren Wohnungen, einige derselben kaufen unterwegs billige Flugschriften, hier und dort trifft man auf einen an die Mauer gelehnten Betrunkenen, die umherziehenden Verkäufer sind verschwunden, die Buden beginnen sich zu schließen, die Lichter erlöschen nach und nach, die Kutscher führen ihre ermüdeten Rosinanten nach den Ställen, und wenn der Sonntags-Morgen anbricht, so liegt ganz Manchester mit seinen riesigen Maschinen, seinen unermeßlichen Vorräten an Rohstoffen und fabrizierten Waren, seinen Hunderttausenden von Bewohnern in tiefem Schweigen, welches allein von Zeit zu Zeit durch das Pfeifen einer Lokomotive und das donnerähnliche Rollen des nachfolgenden Güterzuges unterbrochen wird.

## 8. Die schwarzen Diamanten Englands.*)

Wer hat nicht die Beschreibung und abenteuerliche Geschichte der „berühmten Diamanten" gelesen, auf deren Besitz gewisse Potentaten der Erde so stolz sind? Man hat diesen strahlenden Juwelen einen fabelhaften Wert verliehen, vor dem die Einbildungskraft zurückschreckt, über deren Nutzen aber hat niemand ein Wort gesagt, und der Grund hiervon ist sehr einfach. Gestehen wir es ein, daß wir unsererseits jenen anderen bescheideneren und gewöhnlicheren Diamanten, welche unser Boden in seinem Schoße einschließt, bei weitem den Vorzug geben. Zwar haben sie weder die Klarheit, noch die Durchsichtigkeit der ersteren, ihre Seltenheit verleiht ihnen keinen idealen Wert, aber gerade ihrem wirklichen Nutzen und ihrem häufigen Vorkommen verdanken sie ihren positiven Wert; wenn auch ihre Bestimmung nicht die ist, auf gekrönten Stirnen zu prangen, eine höhere Geltung verschafft es ihnen, daß sie materielles Wohlsein in die Hütte des Armen sowohl, wie in die Wohnung des Reichen bringen, daß sie zum Fortschritt der Wissenschaften

*) Nach Charles Dickens Household Words.

London. Leonard Hooner, Esq. (Jede Person, die da wünscht, an den Distrikts-Inspektor zu schreiben, muß ihren Brief so adressieren u. s. w.)

Es wäre sehr wünschenswert, daß dieses Beispiel der englischen Faktoreien auch in manchen andern Fällen Nachahmung fände. Wie oft wäre es gut, wenn das ungewisse Publikum in den Vorzimmern oder an den Straßenecken benachrichtigt würde, wo und wie es sich über diesen oder jenen beschweren könne. Wissen doch die meisten Leute nicht einmal, auf welche Weise sie es anzufangen haben, um eine Beschwerde an den Fürsten über seine Statthalter gelangen zu lassen.

Gäbe es nicht so viele ähnliche Dinge in England, so würde ich sagen, der Anblick von Stockport sei einzig in seiner Art. Es liegt an dem hohen Ufer eines Flusses. Das Thal dieses Flusses ist tief, und die Häuser ziehen sich auf beiden Seiten ins Thal hinab. Über das ganze Thal hinweg von einem hohen Ufer zum andern brückt sich ein riesengroßer Viadukt, der auf 22 prachtvollen Bogen die Eisenbahn nach London hinüberführt. Die 22 Bogen sind 30 m hoch, groß und weit und sie wölben sich über die Häuser und über alles, was im Thale liegt, hinweg. Unter dem einen dieser Bogen fließt der Fluß hindurch. Obgleich ähnliche Werke in England gewöhnlich sind, so zeichnet sich doch, glaube ich, der Stockporter Viadukt selbst in England unter der Zahl der übrigen aus.

Man kann alle die in Manchester fabrizierten und für den Handel bestimmten Baumwollenwaren in drei Hauptabteilungen bringen: erstlich Twist oder Garn, zweitens weiße, ungefärbte Baumwollengewebe (white cottons), drittens gedruckte und gefärbte Kattune (printed and dyed cottons).

Das Spinnen des Twists und das Weben der white cottons hatte ich in Stockport und in andern Fabriken zur Genüge gesehen, ich war daher nun begierig, ein bedeutendes Färbewerk zu besichtigen. Sie drucken jetzt hier fast durchweg mit messingenen Cylindern, auf welche die Muster eingraviert sind. Nichtsdestoweniger fand ich in einer Abteilung der großen Druckerei auch noch einen Raum, in welchem noch einige alte Blockprinters (Blockdrucker) saßen, die mit hölzernen Blöcken nach der alten Manier druckten und diese Blöcke schnitzten. Ihr altes Geschäft, auf das sie allein eingeübt sind, wird immer unbedeutender, und bald werden alle armen Blockdrucker dem Hunger und der Vergessenheit übergeben werden.

Dieses printing work arbeitet, wie viele Fabriken in Manchester, schon seit mehreren Jahren nur die halbe Zeit, d. h. es beschäftigt seine Arbeiter jeden Tag statt 12 Stunden nur 6. In mehreren Räumen dieser Druckerei fand ich daher mehrere arme unbeschäftigte Arbeiter „out of employment“ neben den Kaminen sitzen und, in traurige Stummheit versunken, sich an dem Feuer wärmen. „Es ist herzbrechend, Herr,“ sagte der Aufseher des Werks, der mich herumführte, „diese armen Leute zu sehen, die gern arbeiten möchten, die wir aber, wenn wir nicht Bankerott machen wollen, mit dem besten Willen nicht beschäftigen können. Da wir ihnen erlauben, sich hier in der kalten Jahreszeit am Feuer zu wärmen, so kommen sie denn hierher

und ſitzen da unthätig an dieſer Stelle, wo ſie ſonſt fleißig waren, und blicken neidiſch die andere Hälfte ihrer Mitgenoſſen an, denen wir Arbeit geben können. Auch haben ſie hier doch ein beſſeres Dach als in ihrer eigenen Hütte."

Wäre es nicht um dieſer armen Leute willen geweſen, ſo hätten uns die vielen intereſſanten Prozeſſe und Verrichtungen dieſes Werks viel Vergnügen gemacht; wie die weißen Zeuge unter den geſchäftigen Cylindern mit Blumen beſtreut raſch ſich hervorwickeln, wie die Farben erſt matt und dunkel ſind, und dann, durch verſchiedene Prozeſſe gehend, allmählich hell und glänzend hervortreten, und bald das ganze 60—70 m lange Tuch in 5—6 verſchiedenen Farben und in den geſchmackvollſten und prächtigſten Blumengewinden ſtrahlt. Man ſagte mir, daß bei der jetzigen Schnelligkeit des Verkehrs durch die Eiſenbahnen und bei der energiſchen Thätigkeit der Dampfmaſchine Fälle, wie folgender, nicht nur vorkommen könnten, ſondern in geſchäftigen und dringenden Zeiten auch vorgekommen ſeien. Eine Partie rohe Baumwolle wurde an der Mittagsbörſe von Mancheſter aus durch den Telegraphen in Liverpool beſtellt, wo der Mäkler den Ankauf noch im Laufe des Nachmittags beſorgte. Die Verladung erfolgte noch an demſelben Abend und bereits am andern Morgen 7 Uhr lieferte die Eiſenbahn die Ware in der Faktorei ab. Die Ballen wurden geöffnet, ausgepackt und der Maſchine übergeben, welche ſie mit zauberiſcher Geſchwindigkeit zerpflückte, auflockerte, reinigte, ſtäubte, dann erſt in breite, zarte Schleier verwandelte, dieſe Schleier in konzentrierte ſchmale Bänder, und dieſe loſen Banden zu dünnen, feinen Fäden, 30 Hanks auf ein Pfund (ein Hank hat 500 m), mit 1000 kleinen, durch Dampfkraft ſchwirrenden Röllchen auszog. Um 11 Uhr wurde das geſponnene Garn den Powerlooms übergeben, und dieſe brachten noch ſo viel davon zur rechten Zeit vor dem Abgange des letzten Trains nach Hull fertig, daß man den Herren ſo und ſo in Hull noch eine Probe von dem Zeuge ſchicken konnte, das diejenigen Qualitäten beſaß, die ſie bei ihrer geſtrigen Beſtellung gewünſcht hatten. Da am andern Morgen von Hull Nachricht zurückkam, daß das Zeug gefiele, und daß man die Beſtellung noch etwas erweitere, ſo ließen nun die beſagten Herren in Mancheſter alle ihre Powerlooms arbeiten, und gaben noch an demſelben Tage eine Partie des indes fertig gebrachten Zeuges in die Printingworks. Daſelbſt wurde es gedruckt, getrocknet, geglättet, façonniert und verpackt; und den dritten Abend nach der Beſtellung ließen ſie die erſten 1000 Stück fertigen Kalikos nach Hull abgehen; die übrigen folgten in den nächſten Tagen nach.

Unter den verſchiedenen kleinen und großen neuen Maſchinen, die ich wiederum in dieſem Werke ſah, intereſſierten mich nicht wenig die ſogenannten hydraulic extractors (hydrauliſche Extraktoren) zum Ausziehen des Waſſers aus den Kattunſtücken. Es ſind dies kupferne Büchſen, deren Seitenwände überall durchlöchert ſind. Die feuchten Tücher werden in Büchſen hineingepackt, 20—30 Stück auf einmal, und die Büchſen dann verſchloſſen und durch Dampfkraft in ſchwingende Bewegung geſetzt. Dieſe ſchwingende Be-

wegung ist so rasch und stark, daß die Tücher in der Büchse durch die Centrifugalkraft mit großer Gewalt gegen die kupfernen Wände gedrückt werden. Die herausgepreßte Feuchtigkeit fließt aus den Löchern ab. Natürlich befinden sich diese Büchsen wieder in andern Kapseln, damit das Wasser nicht herausgeschleudert werde. Ich erfuhr, daß man diese Maschine erst seit zwei Monaten habe, daß es die das Zeug am wenigsten angreifende und die unschädlichste Manier der Pressung der feuchten Tücher sei. Nach sehr kurzer Zeit wurden die Tücher wunderbar getrocknet aus der Büchse herausgenommen.

Eine der interessantesten Abteilungen der Druckerei war ihr pattern room (Modellzimmer). Es waren in demselben nicht weniger als 3000 kupferne Cylinder mit verschiedenen eingravierten Mustern aufgestellt. Man sagte mir, es stecke bloß in diesen Cylindern ein Kapital von 50,000 Pfd. St., was ziemlich mit den andern Angaben harmonierte, daß jeder Cylinder so fertig und graviert, wie er daliege, 10, 15, 20 Pfd. St. koste, je nach der Größe und Schwierigkeit der Gravierung.

In der Regel steht ein Pattern nicht länger als 12 Monate, und nur wenn das Muster dem Publikum besonders gefällt, und wenn es einen großen Schwung durch die Welt bekommt, steht es wohl zwei Jahre. Dies, sagten sie, wäre das Höchste. Die Zeichner und Kupferstecher, welche diese Pattern ausdenken, zeichnen und eingravieren, werden am höchsten von allen Arbeitern bezahlt: denn sie müssen nicht nur Leute von origineller und unerschöpflicher Imagination sein, sondern sie müssen auch eine genaue Kenntnis von den ihre Arbeit betreffenden chemischen Wissenschaftszweigen haben; denn wenn sie letztere nicht mit ihrer Imagination verbänden, würden sie oft Zeichnungen liefern, die der Färber wegen der Unvereinbarkeit zweier nachbarlich zusammengestellter Farben gar nicht ausführen könnte.

An der Kenntnis fehlt es den Engländern nicht, aber wohl zuweilen an Phantasie und Geschmack. Es sind daher in den englischen Seiden- und Baumwollendruckereien und Webereien sehr oft Franzosen angestellt. Wo man keine Franzosen haben kann, da sucht man sich wenigstens die neuesten französischen Muster zu verschaffen, und es soll eine Menge von Leuten ihren Lebensunterhalt dadurch finden, daß sie sich kleine Proben von den in Frankreich neu erscheinenden Dessins schnell und in dem Augenblicke ihres Erscheinens zu verschaffen wissen und dieselben an die Manchesterschen Calicoprinters (Kattundrucker) oft zu teuern Preisen verhandeln.

## 7. b. Ein Abend des Sonnabends in Manchester.*)

Von allen Abenden der Woche sind die arbeitenden Klassen im allgemeinen an dem des Sonnabends am meisten beschäftigt; es handelt sich als-

*) Aus dem Edinburgh Journal.

dann um die Verwendung des Wochenlohnes, und vielen macht die Art und Weise, wie dies am vorteilhaftesten geschehen soll, größere Schwierigkeiten, als die Erwerbung gemacht hat. Die Anreizungen zu Ausgaben sind aber auch am Sonnabend weit mannigfaltiger und stärker, als an irgend einem andern Tage. Lebensmittel jeder Gattung, Bekleidungsgegenstände, Luxusartikel sind zu den verführerischesten Preisen ausgestellt, und ihre etwaigen Unvollkommenheiten sind oft beim Glanz des Gaslichtes nicht zu bemerken. Am Sonnabend erscheinen alle Annoncen billiger Waren. Die Schaufenster und die Läden der Buchhändler sind mit vom Druck noch feuchten Blättern angefüllt, die, großenteils mit Holzschnitten verziert, Wunder versprechen, und in deren Lektüre die jungen, in den Fabriken beschäftigten Leute beiderlei Geschlechts ein Hilfsmittel gegen die Langeweile des folgenden Tages, dessen sonntägliche Stunden vielen von ihnen zu langsam verstreichen, zu finden hoffen. Auf allen Seiten bieten sich Vergnügungen zu niedrigsten Preisen dar. Der Arbeiter, dessen Ohren die ganze Woche hindurch von dem ununterbrochenen und monotonen Geräusch der Maschinen ermüdet worden sind, beeilt sich, Vokal- und Instrumentalmusik anzuhören, die für ihn doppelt anziehend wird durch das Trinken und Rauchen, welche eine obligate Begleitung dazu bilden.

Für die arbeitenden Klassen in Manchester ist der Sonnabend ein fast eben so wichtiger Tag, als es für die Prinzipale der Dienstag ist, an welchem der große Baumwollmarkt abgehalten wird. Die Magazine und Comptoire schließen Sonnabends gewöhnlich um ein Uhr, und die Commis, die Arbeitsleute u. s. w., deren Zahl allein zur Bevölkerung einer Stadt von mittlerer Größe hinreichen würde, sind bis zum Morgen des Montags frei. Die Fabriken und die anderen großen Etablissements schließen gegen 4 oder 5 Uhr, und eine Bevölkerung, die sich mindestens auf 100,000 Seelen beläuft, findet sich jetzt frei nach einer ganzen Woche Arbeit. Es giebt wenig Straßen, welche einen finsterern Anblick gewähren, als am Sonnabend-Abend eine Straße in Manchester, in der Magazine oder Spinnereien sich befinden. Die stillstehende, schweigende Dampfmaschine ist nichts mehr als eine träge Metallmasse, der hohe Schornstein stößt nicht mehr seine Rauchströme aus, die Werkstühle sind stumm und unthätig, die Thüren geschlossen, die Lichter ausgelöscht. Man fühlt, daß die Seele der Industrie nicht mehr vorhanden ist; der letzte Tag der Woche ist gekommen und die Arbeiter dieser großartigen Bienenkörbe haben sich nach allen Seiten zerstreut, um ihre individuellen Bedürfnisse zu befriedigen.

Thut man einige Schritte, um in die benachbarte Straße zu treten, so verändert sich die Scene wie durch einen Zauberschlag. Hier wird man von einem lauten Getümmel empfangen und von Vorübergehenden, ohne viele Umstände, hin- und hergestoßen. Jedes Haus ist ein Laden, und jeder Laden strahlt von Licht. Man trifft hier eine Unzahl Bäckereien, in denen große Etiketten von verschiedenen Farben die Preise der Brotsorten anzeigen, während offiziöse Anzeigen das Publikum benachrichtigen, daß eine neue

Preisherabsetzung dieses ersten aller Nahrungsmittel stattgefunden habe, und das „beste Mehl zu Muffins“ (kuchenartiges Brot, das zum Thee gegessen wird) außerordentlich billig sei. Die günstige Lage der Fabrik-Industrie hat den Arbeitern gute Löhne geliefert, und die Lebensmittel sind niedrig im Preise, daher fehlt es den Bäckern nicht an Kunden. Man sieht ferner Fleischbänke, an der Vorderseite ganz offen, wo das Gas frei unter jedem Luftzug flackert und raucht; die Fleischniederlagen tragen gleichfalls Preisanzeigen zur Schau, und der Schlächter, der herkulische Opferpriester mit dem kupfrigem Gesicht, geht, mit der Schürze bekleidet und sein Küchenmesser an der Seite, vor seinem Laden auf und ab, mit den Händen in den Taschen, von Zeit zu Zeit schreiend: „Hier, meine Damen, machen Sie ihre Einkäufe! Kaufen Sie ein, meine Damen!“ Und jene „Damen“ säumen nicht, der Einladung folge zu leisten. Seht dort den Ehemann mit seiner Gemahlin, beide sehr jung und dem Anschein nach ziemlich fein, welche ihre Einkäufe machen; der Mann trägt einen Säugling, der sorgfältig eingehüllt ist und fest schläft, während die Frau einen Korb und den Schlüssel der Wohnung in den Händen hält. Wahrscheinlich bewohnen sie ein kleines Häuschen in einer Straße, wo die Mieten nicht teuer sind; sie haben keine Dienstboten, die Frau kann nicht eher auf den Markt gehen, bis der Ehemann seinen Lohn erhalten hat, und da sie das Kind nicht allein zu Hause lassen können, so nehmen sie es mit. Bis 11 Uhr abends begegnet man Hunderten solcher Gruppen. So wenig zuträglich die Folgen einer solchen Lebensweise für die Gesundheit des Kindes auch sein mögen, so sind sie gering in Vergleich zu den Leiden der Kinder, deren Mütter in den Fabriken arbeiten, welche daher den Tag über der bezahlten und stets sehr ungenügenden Pflege überlassen sind. Die Anzahl von Kindern, welche sich in Manchester in den Straßen umhertreiben, ist unglaublich. Während des Jahres 1848 z. B. sind 4715 Kinder der Polizei als verloren angezeigt worden; alle wurden jedoch wiedergefunden, und zwar 1681 durch die Bemühungen der Polizei. In Liverpool, dessen Bevölkerung fast eben so beträchtlich, aber welches keine Fabrikstadt ist, belief sich die Zahl der in den Straßen verirrten und durch die Polizei ihren Eltern wieder zugestellten Kinder während desselben Zeitraums nur auf 360.

Jene Straße aber, in der sich die Menge drängt, wird nicht ausschließlich von Käufern und Verkäufern eingenommen. Man sieht dort eine große Anzahl junger Männer und junger Mädchen in guten Arbeitskleidern, welche sich um die Bedürfnisse des Sonnabend-Abends sehr wenig zu bekümmern scheinen. Sie schlendern an den Buden vorüber, indem sie die Mützen und Hüte, die modernen Paletots, kurz, alle den Blicken des Publikums ausgehängten Bekleidungsgegenstände prüfen. Gewöhnlich sind die Preise aller dieser Artikel durch Zahlen bezeichnet, allein es ist notwendig, dieselben in der Nähe zu betrachten, um nicht durch irgend eine mikroskopische Zahl getäuscht zu werden, welche der in die Augen fallenden verräterischerweise beigefügt ist. Das Aussehen jener so sorglosen und so heiteren

Jugend kontraſtiert auffallend mit den vorhin erwähnten Individuen, welche nicht viel älter ſind, die aber ſich ſchon niedergelaſſen haben und einen Hausſtand beſitzen, für den ſie ſorgen müſſen.

Während im Innern der Läden die Käufe und Verkäufe ohne viel Geräuſch vor ſich gehen, wird auf den Straßen ein ununterbrochenes Geſchrei durch die Verkäufer hervorgebracht, welche ihre Waren dort feilbieten und die Beſchaffenheit, die Vorzüge und den Preis derſelben ausrufen. Die hauptſächlichſten dieſer auf der Straße zum Kauf gebotenen Artikel ſind Apfelſinen; an einem ziemlich frequenten Punkt in Mancheſter ſind vor kurzem Sonnabend-abends zweiundzwanzig Apfelſinenverkäufer auf einer Seite der Straße allein gezählt worden. Zuweilen haben ſie ſich in irgend einem Mauerwinkel niedergelaſſen und dieſen vermittelſt einer Papierlaterne erleuchtet, die Verkäuferin kann alſo Strümpfe ſtricken oder ſich einer ähnlichen Beſchäftigung überlaſſen. Gewöhnlich aber tragen ſie die Apfelſinen in einem Korbe, die Verkäuferin geht längs dem Trottoir auf und ab mit dem Rufe: „Apfelſinen, vier für einen Penny! — vier für einen Penny!“ Es muß in Mancheſter ſehr viel von dieſen Früchten verzehrt werden, denn wo man ſich auch befinden mag, ſei es im Theater, im Cirkus, in dem Omnibus oder auf der Eiſenbahn, wird man zum Kauf von Apfelſinen aufgefordert und ſieht man das Publikum ſolche genießen. Ferner ſind in den Straßen die Verkäufer alter Regenſchirme ſehr zahlreich anzutreffen, doch iſt dieſe Induſtrie von der hygrometriſchen Beſchaffenheit der Atmoſpäre abhängig; arme Frauen bieten Hauben zum Verkauf an, mit deren Anfertigung ſie vielleicht die ganze Woche beſchäftigt waren; Kolporteure handeln mit Schreibpapier, Siegellack und Briefkouverts zu ſehr billigen Preiſen, mit Kalendern und illuſtrierten Broſchüren. Hier und da ſind Glücksräder für die Kinder aufgeſtellt, nach deren Umdrehen die Kinder eine Hand voll Nüſſe als Gewinn erhalten. Doch inmitten dieſes Lärmes giebt es auch eine Klaſſe Leute, die nur durch Stillſchweigen die Börſen in Anſpruch nehmen. An anderen Tagen trifft man ſehr wenig Bettler in Mancheſter an, aber des Sonnabends ſind ſie deſto zahlreicher. Nichts iſt ſchwieriger, als die wahren Anſprüche dieſer ſtummen Sollizitanten richtig zu beurteilen. So bemerkte ich an zwei oder drei auf einander folgenden Abenden ein Bild des Elends, welches den entſchiedenſten Feind der Bettler zum Mitleid bewegt haben würde. In einer der beſuchteſten Straßen der Stadt ſaß am Rande des Trottoirs eine ärmlich, aber reinlich in Trauer gekleidete Frau auf einem Stuhl. Sie hielt auf ihren Armen zwei Kinder, augenſcheinlich Zwillinge, und vier andere befanden ſich an ihrer Seite. Keines von ihnen ſprach ein Wort, ſie begnügten ſich damit, ergebungsvolle, aber ſprechende Blicke auf die Vorübergehenden zu richten. Unfern von ihnen waren zwei oder drei Branntweinpaläſte, um die ſich eine halbberauſchte Menge drängte, deren grobe Manieren und cyniſche Sprache ſonderbar gegen die achtungswürdige Dürftigkeit jener armen Frau abſtachen. Es war ſchwer, hier vorüberzugehen, ohne ein Almoſen fallen zu laſſen, und dennoch lag in der Zuſammenſtellung dieſer

Gruppe etwas Verdächtiges. Beiſpiele dieſer Art ſind in Mancheſter gewöhnlich, aber nur Sonnabend-abends anzutreffen.

Es giebt in dieſer Stadt eine gewiſſe Anzahl öffentlicher Märkte, von denen der bedeutendſte Smithfield heißt. Dies iſt ein großer Platz, auf dem Zelte und Buden errichtet ſind, welche regelmäßige Alleeen bilden und dieſem Markte das Anſehen eines Jahrmarktes geben. Außerdem findet man dort Sehenswürdigkeiten jeder Gattung, Menagerieen, Wachsfiguren, Seiltänzer u. dergl., jede mit ihrem Orcheſter und einem Haufen vor ihr verſammelter Müßiggänger. Hier ſieht man lange Gänge, in denen alte Kleidungsſtücke verkauft werden, andere, wo friſches und geſalzenes Fleiſch, ſowie verſchiedene andere Lebensmittel feilgeboten werden. Das Gedränge iſt auf dieſem Punkt nicht ſo dicht, wie man glauben ſollte, denn man zieht in Mancheſter die Läden den Märkten vor. Geht man aus Smithfield heraus, ſo tritt man in Shude-Hill ein, welches eine andere ſehr beſuchte Straße iſt, in der Antiquarbuden vorherrſchend ſind. Ferner befinden ſich hier Vorrichtungen, vermittelſt derer man für einen Penny ſich meſſen und wiegen läßt und das Reſultat, auf eine Karte geſchrieben, erhält; weiterhin beſchäftigt ſich ein Künſtler damit, „für einige Pence in einem Augenblick Portraits anzufertigen, für deren Ähnlichkeit er garantiert; in einer andern Bude wird der „magiſche Spiegel“ gezeigt, in dem ein junger Mann ſeine zukünftige Frau und ein junges Mädchen ſeinen zukünftigen Gatten erblicken kann. Allen dieſen Leuten, Meſſern und Wiegern, Künſtlern und Magikern, fehlt es nicht an Kunden.

Aus dieſem Viertel gelangt man nach dem alten, eben ſo einſamen als ſtillen Kirchhofe. Sein hoher, viereckiger, vom Rauch der Schornſteine Mancheſters geſchwärzter Turm erhebt ſich gleich einem ſtummen Rieſen über alles Geräuſch und Getümmel dieſer großen Stadt. Geht man quer über den Kirchhof, ſteigt eine Anzahl Stufen herab und überſchreitet einen andern Markt, ſo gelangt man nach Deans-Gate, einer der älteſten und bevölkertſten Straßen Mancheſters. An einem Sonnabend-Abend ſah ich dort in dem Zeitraum von drei Minuten 155 Perſonen an mir vorübergehen. Die in den Fabriken arbeitende Bevölkerung iſt hier nicht ſo zahlreich, als in den andern Stadtteilen, aber die Trunkenheit und das Laſter zeigen ſich hier in ihrer ganzen Nacktheit. Es gewährt einen betrübenden Anblick, zu ſehen, wie dieſe Menge von Individuen beiderlei Geſchlechts ſich um die Schenklokale drängt, während man im Innern derſelben, wenn die Thür geöffnet wird, eine noch bei weitem größere Anzahl erblickt. Der Theetotalismus hat große Fortſchritte gemacht, die Miſſionäre in den Städten haben ſich harten Arbeiten unterzogen, neue Schulen ſind zu Hunderten und Tauſenden gegründet worden, und dennoch hat es den Anſchein, als hätten alle dieſe Beſtrebungen keinen Einfluß auf eine zahlreiche Klaſſe der Bevölkerung, auf jene Klaſſe, deren Exiſtenzmittel häufig ſehr verdächtig ſind, welche durch die Polizei im Zaume gehalten wird, bei einer Emeute aber plötzlich, zum großen Erſtaunen der ehrbaren Leute, ſich zeigen würde, ohne daß

dieſe je eine Ahnung hatten, mit ähnlichen Weſen ſo nahe zuſammen gelebt zu haben.

Die Muſik bildet am Sonnabend-Abend die hauptſächlichſte Erholung der Bevölkerung Mancheſters. Jenes große Plakat an der Mauer enthält oben die Worte: „Konzerte am Sonnabend-Abend“, und zeigt an, daß im Handwerker-Inſtitut „ein muſikaliſches Divertiſſement, aus ernſten und launigen Liedern beſtehend“, ausgeführt wird, zu dem die Abonnenten für 3 Pence Zutritt haben, das übrige Publikum aber für 6 Pence. Das Programm iſt ſehr einladend, und der Eintrittspreis ſcheint mit dem Verdienſte der arbeitenden Klaſſen im Einklang zu ſtehen. Das Inſtitut liegt in einem inneren Stadtteile; der zu den Aufführungen benutzte Saal iſt groß und bequem und enthält eine ſchöne Orgel; dennoch iſt das Auditorium nicht zahlreich, der wohl mehr als tauſend Perſonen faſſende Saal iſt kaum zur Hälfte angefüllt, und vergeblich würde man in dieſer Verſammlung gut gekleideter Leute nach „Handwerkern“ ſuchen. In Mancheſter haben dieſe Sonnabends-Konzerte nicht denſelben Erfolg gehabt, als in Liverpool; das Inſtitut hat infolge dieſer Unternehmung ſogar Verluſte erlitten. Daraus geht deutlich hervor, daß die arbeitenden Klaſſen ihre Sonnabends-Vergnügungen anderswo ſuchen.

Nicht weit von dem Handwerker-Inſtitut befindet ſich ein Gebäude, „Kaſino“ genannt, das nach den öffentlichen Anzeigen ein „Tempel für Poeſie und Geſang“ ſein ſoll, zu dem der Eintritt frei iſt. Dieſes Kaſino liegt in einem ſehr anſehnlichen Stadtteile; in ſeiner Umgebung finden ſich vier Kirchen und Kapellen, ſo wie das Muſeum der naturhiſtoriſchen Geſellſchaft, eines der beſten Etabliſſements dieſer Art in England; ferner der berühmte Freihandels-Saal, das königliche Theater und der Cirkus. Auf derſelben Seite der Straße, nur wenige Schritte vom Kaſino entfernt, liegt der Konzertſaal, in dem die Elite der Bewohner Mancheſters ſich verſammelt, ſo daß die höchſten und niedrigſten Klaſſen ſich auf demſelben Punkt zur Befriedigung ihrer Vorliebe für die Tonkunſt verſammeln können. Vor dem Kaſino iſt ſtets eine Anzahl junger Leute ſtationiert, die beim jedesmaligen Aufgehen der Thür lüſterne Blicke in das Innere werfen; ein Polizeibeamter befindet ſich da zur Aufrechthaltung der Ordnung, und ein gedruckter Anſchlag zeigt an, daß man nur mit Konſumtionsbillets zugelaſſen wird. Dieſe Billets werden entweder zum Parterre oder zur Galerie, das Stück für 2 oder 3 Pence, verkauft. Der Wert eines jeden Billets wird in „Erfriſchungen von der beſten Beſchaffenheit“, welche in Äpfeln, Apfelſinen, Kuchen, Ingwerbier, Ale, Porter und Cigarren beſtehen, erſtattet. Der mit einem ziemlich großen Orcheſter verſehene Saal bildet ein langes Rechteck; an dem einen Ende iſt ein Theater mit Dekorationen errichtet, um die andern drei Seiten läuft eine ſchmale Galerie, und zur Rechten und Linken des Theaters ſind zwei beſondere Logen angebracht. Sowohl die Wände der Galerie als die Dachbalken ſind im Theaterſtil dekoriert; oben und unten befinden ſich die Büffets, wo man die erwähnten „Erfriſchungen“ als Austauſch für die Bil-

Digitized by Google

lets oder gegen Bezahlung erhält; die Bänke sind so angebracht, daß Flaschen, Gläser u. dergl. darauf gestellt werden können; auf der Galerie ist ein freier Gang zur Promenade, zwischen dem Geländer und den längs der Wände befindlichen Privat-Kabinette. Das Ganze ist glänzend mit Gas erleuchtet, und von den Lampen hängen kleinere Gasröhren herunter, in der Art wie man sie in den Apotheken findet, die aber hier zum Anzünden der Pfeifen und Cigarren gebraucht werden. Dieser Saal kann wohl 1500 bis 2000 Personen aufnehmen, und an dem Sonnabend-Abend, als ich ihn besuchte, befanden sich über 1000 dort. Die Mehrzahl bestand aus jungen Leuten, selbst Kindern beiderlei Geschlechts. Man sah hier Frauen, welche ein Glas Porter vor sich hatten und junge Kinder säugten. Die ganze Gesellschaft schien nicht zur arbeitenden Klasse zu gehören, denn auf der Galerie erblickte man Commis aus den Schreibstuben oder den Magazinen. Die meisten von den Männern hatten ihre Hüte auf dem Kopfe; alle waren mit Essen, Trinken, Rauchen oder Plaudern beschäftigt. Das Ingwerbier schien sehr beliebt zu sein; von Zeit zu Zeit wurden der Lärm des Auditoriums und die Accorde des Orchesters vom Knallen der moussierenden Getränke und dem Geschrei der Kellner unterbrochen, welche mit ihren Körben voll Erfrischungen umherliefen. Der aus dem Parterre des Saales emporsteigende Tabaksqualm und die durch die Ausdünstungen dieser Menge und der zahlreichen Gasflammen, so wie durch den Mangel einer vollständigen Ventilation verdorbene Luft machten die Atmosphäre auf der Galerie besonders unangenehm und ungesund; die Anwesenden schienen jedoch diesen Übelstand nicht zu empfinden, denn alle Welt war sehr lustig. Zuweilen verursachte ein zu unruhiges Individuum die Dazwischenkunft der Kellner oder sogar eines Polizeibeamten, aber im ganzen fand sehr wenig Unordnung statt, und ich bemerkte keinen Berauschten. Man verkaufte weder Wein, noch Spirituosen, und das Ale und der Porter, von denen sehr viel konsumiert wurde, schienen von keiner anderen Wirkung zu sein, als die Leute in gute Laune zu versetzen. Während der ganzen Zeit spielte das Orchester, doch waren die Melodieen inmitten des allgemeinen Geräusches nicht zu erkennen. Aber plötzlich ertönt eine Klingel, und der Lärm läßt ein wenig nach, alle Augen richten sich nach dem Theater, wo eine Dame in Kostüm erscheint, irgend eine volkstümliche Arie singt und sich zurückzieht; nach kurzer Zeit erscheint sie abermals und trägt eine zweite Piece vor, hierauf beginnt der Lärm und die Instrumental-Musik von neuem, bis ein Sänger auftritt, der seine Leistungen hören läßt. Hin und wieder giebt es Dialoge, eine wenig Gebärden- oder Theaterspiel, selbst Tanz; im allgemeinen ist der Charakter des Vorgetragenen anständig, mit Ausnahme einiger Zweideutigkeiten, welche mit Pfeifen oder auch Lachen aufgenommen werden.

Dieses Kasino ist in Manchester eines der größten Lokale der Art, und das eben Gesagte gilt von allen anderen. Manche derselben stehen auf einer weit geringeren Stufe und besitzen statt des Orchesters nur ein Piano oder eine Orgel; andere machen Anspruch darauf, kleine dramatische Vorstellungen

oder plastische Darstellungen zu geben. In vielen sind die Wände mit wirklich merkwürdigen Ölgemälden ausgeschmückt; die meisten sind an allen Wochentagen, mehr als ein Drittel Sonntag-Abends geöffnet, doch wird in letzterem Falle nur religiöse Musik aufgeführt, zu der man sich alsdann tragbarer Orgeln bedient. Um sich einen Begriff von der Anzahl dieser Lokale zu machen, bedenke man, daß es in Manchester allein, ohne Salfort hinzuzurechnen, 475 Kaffeehäuser und 1143 Kneipen giebt, wo man nur Bier verkauft; in 49 der ersteren und 41 der letzteren Sorte werden musikalische Vorstellungen gegeben; 26 der ersteren und 10 der letzteren haben Sonntags Musik. Die in derselben ausgegebene Geldsumme läßt sich auf wenigstens 1000 Pfd. Sterl. wöchentlich taxieren, wovon ungefähr ein Drittel auf den Sonnabend-Abend zu rechnen ist.

Gegen 11 Uhr sind alle Konzerte beendet; die Zuhörer begeben sich nach ihren Wohnungen, einige derselben kaufen unterwegs billige Flugschriften, hier und dort trifft man auf einen an die Mauer gelehnten Betrunkenen, die umherziehenden Verkäufer sind verschwunden, die Buden beginnen sich zu schließen, die Lichter erlöschen nach und nach, die Kutscher führen ihre ermüdeten Rosinanten nach den Ställen, und wenn der Sonntags-Morgen anbricht, so liegt ganz Manchester mit seinen riesigen Maschinen, seinen unermeßlichen Vorräten an Rohstoffen und fabrizierten Waren, seinen Hunderttausenden von Bewohnern in tiefem Schweigen, welches allein von Zeit zu Zeit durch das Pfeifen einer Lokomotive und das donnerähnliche Rollen des nachfolgenden Güterzuges unterbrochen wird.

## 8. Die schwarzen Diamanten Englands.*)

Wer hat nicht die Beschreibung und abenteuerliche Geschichte der „berühmten Diamanten" gelesen, auf deren Besitz gewisse Potentaten der Erde so stolz sind? Man hat diesen strahlenden Juwelen einen fabelhaften Wert verliehen, vor dem die Einbildungskraft zurückschreckt, über deren Nutzen aber hat niemand ein Wort gesagt, und der Grund hiervon ist sehr einfach. Gestehen wir es ein, daß wir unsererseits jenen anderen bescheideneren und gewöhnlicheren Diamanten, welche unser Boden in seinem Schoße einschließt, bei weitem den Vorzug geben. Zwar haben sie weder die Klarheit, noch die Durchsichtigkeit der ersteren, ihre Seltenheit verleiht ihnen keinen idealen Wert, aber gerade ihrem wirklichen Nutzen und ihrem häufigen Vorkommen verdanken sie ihren positiven Wert; wenn auch ihre Bestimmung nicht die ist, auf gekrönten Stirnen zu prangen, eine höhere Geltung verschafft es ihnen, daß sie materielles Wohlsein in die Hütte des Armen sowohl, wie in die Wohnung des Reichen bringen, daß sie zum Fortschritt der Wissenschaften

*) Nach Charles Dickens Household Words.

und induſtriellen Künſte, mit einem Worte, zum Gang der Civiliſation mächtig beitragen.

Unter der Regierung Eduards I. wurde die Steinkohle als Brennmaterial zuerſt in London eingeführt, zum großen Verdruß der Städter und zum allerhöchſten Mißfallen Sr. Majeſtät. Hören wir die Geſchichte — nicht des Königs, ſondern dieſer Hauptbegebenheiten ſeiner Zeit, welche nur wenige Geſchichtſchreiber einer Erwähnung gewürdigt haben.

Als man zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf den Gedanken kam, die erſten Steinkohlenblöcke von Newcaſtle nach London zu ſchicken, ſo geſchah dies nur, um an den Schmieden, Brauern und zwei oder drei anderen Induſtriellen, denen Brennmaterial unumgänglich nötig iſt, einen kleinen Verſuch zu machen — einen anderen Zweck beabſichtigte man nicht. Ein dicker, ſchwarzer Rauch begann aus einer geringen Anzahl von Schornſteinen aufzuſteigen.

Sogleich erhob ſich ganz London wie Ein Mann, indem es lautes Geſchrei ausſtieß. Im Jahre 1316 richtete das Parlament eine Bittſchrift an den König, worin es hieß, daß, wenn er den Reiz eines friſchen Gartens, den Vorzug eines reinlichen Antlitzes oder die Annehmlichkeit weißer Wäſche ſchätze; wenn er nicht wolle, daß ſeine loyalen Unterthanen erſticken oder mindeſtens gleich ſchlechten Schinken geräuchert werden ſollten — er inſtändigſt gebeten werde, den Gebrauch dieſes neuen peſtilenzialiſchen Brennmaterials, genannt „Steinkohle", gänzlich zu unterſagen.

Der König, die Wahrheit und Gerechtigkeit dieſer Vorſtellungen anerkennend, erließ unverzüglich eine Verordnung, durch welche allen ſeinen getreuen Unterthanen anbefohlen wurde, ſich fortan des Gebrauchs jener läſtigen und ungeſunden Subſtanz zu enthalten.

Die Schmiede, die Brauer und die anderen Induſtriellen, welche bei der Verwendung der Steinkohle großen Vorteil gefunden hatten, hielten Rat und beſchloſſen, ungeachtet der königlichen Verordnung, damit fortzufahren, jedoch gewiſſe Vorſichtsmaßregeln zu beobachten; aber ſie vergaßen jenen unglücklichen Rauch, welcher ſolch Geſchrei verurſacht hatte, oder dachten in ihrer Herzenseinfalt vielleicht nicht daran, daß dieſer noch einmal ſie verraten müſſe.

Jener dichte Rauch hatte aber nicht ſo bald ſeine Erhebung und Ausbreitung über die Schornſteine begonnen, als derſelbe von unzähligen Aufpaſſern bemerkt und dem Parlament die Kunde unter lauten Verwünſchungen hinterbracht wurde. Hierauf erfolgten neue Petitionen des Parlaments, infolge deren Seine darüber ſehr erzürnte Majeſtät befahl, daß alle Schmiede, Brauer und andere Schelme, die ſich erlauben würden, trotz ſeines Verbotes Steinkohlen zu brennen, mit hohen Geldſtrafen zu belegen ſeien, außerdem aber ſollten ihre Herde und Öfen demoliert und vollſtändig weggeſchafft werden.

Dieſer Befehl wurde wirklich ausgeführt, aber dennoch hatten auch die ſtrengſten Maßregeln keinen Erfolg; die Anwendung der Steinkohle hatte den

Konsumenten so ausgezeichnete Resultate geliefert, daß sie entschlossen waren, kein anderes Brennmaterial zu gebrauchen, möge daraus entstehen, was da wolle. Man sah demnach aus einer immer größeren Anzahl Rauchfänge schwarze Wolken aufsteigen, und die Behörde hatte noch mehr Herde und Öfen zu zerstören, die aber in demselben Maße wieder aufgebaut wurden, so daß die Dinge sich von beiden Seiten auf demselben Fuße erhielten.

Es stellte sich endlich bis zur Evidenz heraus, daß niemand erstickt, vergiftet oder eingeräuchert wurde, daß sogar niemand irgend welche Nachteile oder unangenehme Folgen erlitten hatte. Man sollte meinen, daß von dem Augenblicke an, wo die Vorteile der Steinkohle in ihrem vollen Umfang hervortraten, während die Nachteile sich als unbedeutend zeigten und die Gefahren verschwanden — die Anwendung derselben ohne Verbot, Kampf oder Erörterung bald ganz allgemein werden mußte.

Aber leider geht es nicht so in der Welt. Man kann die Menschen nicht zwingen, soziale Neuerungen, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, materielle und augenscheinliche Verbesserungen darbieten, ohne weiteres zu acceptieren. Wer dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht und irrt sich eben so sehr, wie die Kinder, welche da glauben, daß es den Personen, die ihnen Vernunft predigen, nie daran fehlen könne. Statt demnach die Einführung der Steinkohle in die Hauptstadt durch alle möglichen Mittel zu erleichtern, setzten die Behörden den Verbindungen zwischen London und Newcastle jedes denkbare Hindernis entgegen, indem sie die abenteuerlichsten Steuern und Abgaben ersannen. So hatte das neue Brennmaterial — die künftigen schwarzen Diamanten Englands — um seine Freiheit zu kämpfen während einer Reihe von Regierungen, welche die Geschichte nichtsdestoweniger „weise und glorreich" nennt.

Bevor eine Ladung Steinkohle in London gelandet werden durfte, mußte die Erlaubnis des Lord-Mayors eingeholt werden. Wie erhielt man aber diese Erlaubnis? Es ist leicht zu vermuten, obgleich ein offizielles Dunkel uns in Unwissenheit über den genauen Betrag des Tributs läßt. Glücklicherweise ist dasselbe nicht der Fall mit den Emolumenten der Aldermen; wir finden, daß die Mitglieder dieser Korporation befugt waren, die Steinkohle zu messen und zu wiegen, entweder in Person und in ihrer Amtskleidung, oder, wenn sie es vorziehen würden, durch einen Bevollmächtigten, und daß sie für ihre Mühe eine Summe von 8 Pence für die Tonne im voraus zu entnehmen berechtigt waren. Dieses Prärogativ ward durch einen Erlaß vom Jahre 1613 bestätigt; der City entstand dadurch, zur großen Genugthuung des hochweisen Magistrats, eine jährliche Einnahme von 50,000 Pfd. Sterl.

Dieses Schutzsystem, während langer Jahre unter verschiedenen Formen und mit mannigfachen Variationen aufrecht gehalten, wurde über ganz England ausgedehnt und lastete, dem seit undenklichen Zeiten stattfindenden Gebrauch der Regierungen gemäß, vorzugsweise auf den ärmeren Klassen. Zwar kamen manche Einwohner Londons auf den Gedanken, darüber Klage zu führen, indem sie nicht nur keinen Schutz gegen die Steinkohlen von New-

caſtle nötig hatten, ſondern im Gegenteil ſich glücklich ſchätzten, ſie bekommen zu können; wenn ſie geſchützt werden ſollten, ſo war dies eher gegen den Lord-Mayor und den Magiſtrat notwendig, welche dieſen unentbehrlichen Artikel mit allerlei Steuern und Auflagen belegten. Aber jene guten Leute wurden als Unwiſſende und Übelgeſinnte verſchrieen, und man bedeutete ihnen, daß ſie nichts weiter zu thun hätten, als gutwillig zu bezahlen — zuerſt den Schutz, dann die Steinkohlen. Sie mußten ſich fügen. Allein, da die Wichtigkeit des Gegenſtandes die Habgier des Magiſtrats überſtieg, wurde der Gebrauch der Steinkohle unter der Regierung Karls I. allgemein.

Nicht früher als im Jahre 1830 wurden die läſtigſten auf der Steinkohle ruhenden Abgaben aufgehoben; man ließ jedoch diejenigen beſtehen, welche auf Koſten der Bewohner von London und von zwei bis drei Seehäfen erhoben wurden, die gleichfalls ſich erlaubt hatten, zu reklamieren, und ſo für ihre Frechheit beſtraft wurden.

Aber wie jede Reaktion die notwendige Konſequenz eines Druckes iſt, ſo hat der Handel mit Steinkohlen, durch die Entwickelung des Dampfes, in unſern Tagen einen Aufſchwung genommen, welcher mit dem ſo langſamen und peinlichen Gange der verfloſſenen Jahrhunderte in lebhaftem Kontraſte ſteht. Man darf zwar nicht hieraus ſchließen, daß durch die ſchwarzen Diamanten zahlreiche Millionäre entſtanden ſind, oder daß es leicht ſei, durch dieſen Induſtriezweig große Reichtümer zu erwerben; die Ausbeutung der Steinkohlengruben gehört vielmehr zu den gewagten Spekulationen. Die Anlegung der Schachte iſt ſehr koſtſpielig, die Exploſionen, das Eindringen der Gewäſſer ſind ernſte Gefahren, welche die Werkleute und deren Arbeiter unaufhörlich bedrohen; keine Verſicherungsgeſellſchaft will ſich auf Aſſekuranzen dagegen einlaſſen. Es iſt wahr, daß die großen Eigentümer der Steinkohlenwerke an der Tyne, an der Wear und von noch anderen Diſtrikten eine Art Monopol ausüben, aber es iſt nicht infolge dieſes Monopols, daß die Steinkohle in London faſt das Dreifache von dem koſtet, wofür dieſelbe am Eingang des Schachtes verkauft wird. Der wirkliche Grund dieſer Thatſache liegt an den Koſten des Transportes, der oft dem Preiſe des Artikels gleichkommt oder ihn überſteigt, an dem Verluſte beim Fortſchaffen, an den Leichter- und Quaigebühren, an den Unkoſten, welche das Löſchen, die Wächter, Beamten, Träger, Karrenführer, Fuhrwerke, Pferde, Säcke u. ſ. w. verurſachen, ferner an den langen Krediten und ſchlechten Schulden, an dem Gewinne der verſchiedenen Agenten und Zwiſchenhändler, deren zahlreichſte Klaſſe aus Individuen beſteht, welche ſich für Kohlenhändler ausgeben, während ſie in der Wirklichkeit nur Mäkler ſind, endlich an der Geldgier der Detailliſten jeglicher Art.

Wie dem aber auch ſei, der Steinkohlenhandel iſt blühend, man hat ihm einen neuen Tempel in der Hauptſtadt weihen müſſen. Unweit des Zollhauſes erhebt ſich heutzutage die Kohlenhalle oder Kohlenbörſe (Coal Exchange).

Es iſt an einem Mittwoch, dem Markttage. Wir erſteigen einen Per-

ron, der uns zu einem kreisförmigen Vorsaal führt, in den wir durch eine große Flügelthür eintreten. Wir befinden uns im untersten Stock eines turmartigen Baues, an dessen Seitenwänden sich eine spiralförmige eiserne Treppe hinaufzieht. Über unserm Kopfe, dieser gewundenen Balustrade gegenüber, am Plasond des Turmes, erblickt man ein Gemälde in Rubensscher Manier koloriert, — obschon es sonst sehr wenig Analoges mit den Werken dieses großen Meisters besitzt — welches eine Dame vorstellt, die aus einem Füllhorn nicht etwa Kohlen, sondern die schönsten Südfrüchte über unser Haupt ausschüttet. Diese theatralische Göttin des Überflusses ist von kleinen Amouretten — oder wenigstens von kleinen pausbäckigen Knaben — begleitet, welche umherflattern und sich belustigen.

Aus diesem Vorsaal kommt man in die sogenannte Halle, einen großen, kreisförmigen Saal, mit Eichenbohlen gedielt, die mosaikartig abwechselnd hell und dunkel sind, und deren verlängerte Winkel in ein gemeinschaftliches Centrum zusammenlaufen, in welchem ein kolossaler Anker dargestellt ist. Drei übereinander liegende gußeiserne Galerieen befinden sich um diesen Platz, der vermittelst einer großen Glaskuppel, dessen Mitte orangenfarbige Scheiben bilden, erhellt ist. Auf dem Fußboden sind in Zwischenräumen lange Schreibpulte aufgestellt, aus poliertem Eichenholze, mit eingelegten Schreibzeugen, zur größten Bequemlichkeit der Käufer und Verkäufer. Die Wappen der City auf einer Reihe kleiner Schilde bilden die einfache Verzierung der Balustrade um die drei Galerieen, über die man zuweilen schöne Damen sich neigen sieht, welche die dunkeln Konferenzen der mit schwarzen Diamanten Handelnden neugierig beobachten.

Übrigens beschränken sich die Verzierungen der Kohlenbörse nicht allein auf die Wappen der City, noch auf die Reize der Damen, welche sie mit ihrem Besuche beehren. Um das ganze Parket und um die Galerieen sind besondere Schreibpulte und Nischen angebracht; die zwischen diesen Bureaus befindlichen Wände sind mit gemalten Emblemen bedeckt, deren lebhafte Farben von dem hellen Grunde abstechen und dem Saale ein heiteres, man könnte sagen, kontinentales Aussehen geben, das weit mehr an ein Café in Paris, als an eine Kohlenbörse erinnert. Hier sieht man „die Wachsamkeit" in Gestalt einer mit langer Robe bekleideten Dame, zu ihrer Seite eine Eule; der Fluß Severn ist mit einer poetischen Licenz durch Najaden und einen Delphin dargestellt. Weiterhin erblickt man „die Wohlthätigkeit", ein paar Kinder tragend, und darunter die Themse, zwischen Schilf dahinfließend. An einer andern Wand sieht man den Fluß Avon und „die Ausdauer", dargestellt durch eine Schnecke zu den Füßen einer brünetten Schönheit mit schwarzen Augen, wie sie der Künstler, Herr Sang, zu malen liebt. Auch die Trent und die Tyne figurieren in dieser Galerie der englischen Flüsse.

Kehren wir in den Vorsaal zurück, um von dort die erste Galerie zu ersteigen; auch hier sind die Seitenwände der Abteilungen in demselben Stil bemalt, nur die Themata bestehen größtenteils aus Scenen in Kohlenminen oder Seegegenden mit Kohlenschiffen in Sicht. Die Prosa dieses Sujets wird

durch die phantaſtiſchen Rahmen, welche weibliche Geſtalten, Tiere, Blumen, Früchte u. ſ. w. enthalten, gemildert. Dieſe Galerie iſt eben ſo, wie die anderen, aus gegoſſenem Metall.

In dem halbkreisförmigen Eingang der zweiten Galerie iſt auf der einen Seite Newcaſtle mit ſeiner eiſernen Brücke, in Verbindung mit ſeiner Eiſenbahn, dargeſtellt, während ſeine alte ſteinerne Brücke darunter abgebildet iſt. Dieſes Gemälde, in finſterem und räucherigem Tone gehalten, giebt den Charakter des Orts vollſtändig wieder. Auf der andern Seite ſieht man Durham mit ſeiner inmitten von Bäumen ſich erhebenden Kathedrale; auch dieſe Abbildung iſt voller Wahrheit. Die Zwiſchenwände dieſer Galerie ſind vorzugsweiſe mit Darſtellungen von Bergleuten, die in der Ausübung der mannigfachſten Arbeiten ihres Berufs beſchäftigt ſind, geſchmückt.

Die oberſte Galerie bietet zwei Anſichten dar, die von Shields und von Sunderland: Shields im Mondlicht, mit Kohlenſchiffen auf dem Fluſſe, mit trübem, blauem Himmel und Rauchwolken; Sunderland mit ſeiner eiſernen Brücke, auf einem einzigen Bogen ruhend, unter welcher Kohlenſchiffe durchfahren, ohne ihre Marsſtangen umzulegen. Auch hier iſt ein Nachteffekt, indem der rötliche Schein von Fackeln ſich über einen Convoi kleiner Waggons ausbreitet, welche die Steinkohle aus der Grube nach dem Einſchiffungsplatze bringen. Die Zwiſchenwände ſind durchweg mit Abbildungen von gigantiſchen Farnkräutern und jenen antediluvianiſchen Bäumen und Pflanzen verziert, welche ſpäter der Steinkohlenbildung zur Baſis dienten; hin und wieder wechſeln dieſe Abbildungen mit denen von Werkzeugen und Gerätſchaften des Bergbaues ab. Über die dritte Galerie erhebt ſich die ungeheure Glaskuppel.

Beim Durchgehen dieſer Galerieen bemerkt man nicht ohne Befremden, daß der größte Teil der Büreaus, welche doch in Hinſicht der Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Ruhe nichts zu wünſchen übrig laſſen, zu vermieten ſind, alſo von niemandem benutzt werden. Eben ſo verhält es ſich mit den im Erdgeſchoß befindlichen, von welchen nicht der vierte Teil beſetzt iſt. Die Urſache dieſer an einem Orte, wo ſich der unermeßliche Steinkohlenhandel Englands konzentriert, mindeſtens ſonderbaren Erſcheinung liegt in den übertriebenen Mietspreiſen, welche für dieſe Lokale gefordert werden. Obgleich dieſelben mit den Mitteln oder dem Wohlſtand der meiſten Geſchäftsleute und Kohlenhändler in keinem Verhältnis ſtehen, ſo weigern ſich dennoch die Behörden der City, etwas von ihren Forderungen nachzulaſſen; ſie ziehen es vor, lieber die Koſten der Heizung drei Viertel des Jahres hindurch zu tragen, als die Büreaus für einen geringeren Mietzins benutzt zu ſehen. Auf dieſe Weiſe wachſen die Koſten für ein Etabliſſement, welches ſchon ſo viel gekoſtet hat, immer mehr an.

Einige der geſamten Steinkohlen-Induſtrie Englands und des Auslandes entnommene Ziffern werden die Wichtigkeit der an der Kohlenbörſe gemachten Geſchäfte zur Genüge herausſtellen.

Im Jahre 1860 beſaß England 3009 Kohlengruben, welche 84 Mill.

Tonnen zu Tage förderten;*) i. J. 1866: 102,630,593 Tonnen; i. J. 1878: 132,655,000 Tonnen. In Centnern zu 50 Kilogramm berechnet, gewann im Jahre 1877 England (Großbritannien und Irland) 2712 Millionen, das deutsche Reich 966 Mill., Österreich und Ungarn 266 Mill. Stein- und Braunkohlen.

Beiläufig bemerken wir hier, daß die vereinigten Staaten, welche den dritten Rang einnehmen, einen Flächenraum von 196,000 (engl.) □ Meilen Steinkohlenlager besitzen, vierzigmal so viel wie Großbritannien, welches 5400 (engl.) □ Meilen enthält; aber vorläufig beziehen die vereinigten Staaten noch Kohlen aus England, circa 285,000 Tonnen in den letzten Jahren. Bald aber werden sie England überflügeln.

Der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der man zu Wasser nach den besten Steinkohlenlagern Englands, Schottlands und Wales gelangen kann, verdankt Großbritannien den Vorteil, so enorme Massen und zu solch niedrigen Preisen nicht allein für den inneren Verbrauch liefern, sondern auch nach fast allen Seegegenden Europas ausführen zu können. Es ist in dieser Hinsicht weit günstiger gelegen, als die Länder des Kontinents, welche ebenfalls dieses Brennmaterial produzieren, deren Steinkohlenlager aber vom Meere entfernt liegen.

Von Dünkirchen bis Bayonne, auf einer Küstenstrecke von 300 Lieues, giebt es nur zwei Steinkohlenlager in geringer Entfernung vom Meere. Frankreich ist gleichfalls, was die Güte des Artikels betrifft, minder begünstigt als England; denn mit Ausnahme der Gruben zu Anzin, zu St. Etienne und einiger anderen liefern die Steinkohlenwerke im Innern des Landes ein Produkt von nur untergeordneter Qualität. Diese beiden Umstände machen Frankreich hierin bis zu einem gewissen Punkt abhängig von England; die französische Regierung beschickt demgemäß alle Jahre die bedeutendsten Märkte zur Verproviantierung ihrer Dampfschiffahrts-Niederlagen mit englischen Steinkohlen. Belgien, dessen eigener Verbrauch im Steigen, dessen Produktionskraft aber geringer ist, und dessen Steinkohlenlager vom Meere entfernt liegen, ist nicht imstande, den Bedürfnissen Frankreichs Genüge zu leisten. Dieses hat darum neidische und sehnsüchtige Blicke auf das preußische Saarbrücken geworfen. Bei Spanien aber muß man abwarten, bis die vor kurzem in Asturien und an den Küsten des Meerbusens von Biscaya in Angriff genommenen unermeßlichen Steinkohlenlager in vollem Betriebe sind, um den Ertrag und die Güte der Ausbeute zu prüfen.

Die Steinkohlenlager Englands sind derartig gelegen, daß sie kaum 30 engl. Meilen von einander entfernt sind, und bilden demnach, von Schottland bis zum Süden von Wales und Somersetshire, eine Art Netz, von dessen Centralpunkten aus das Innere des ganzen Landes mit Hilfe der Eisenbahnen versorgt werden kann. Die Ost- und Westküsten sind nirgends mehr als 50 Meilen vom nächsten Steinkohlenlager entfernt, und dieser Abstand

*) Eine Tonne = 20 engl. Centner.

beträgt selbst bei den äußersten Punkten Englands, Schottlands und Irlands nicht mehr als 150 engl. Meilen.

Die Zahl der zum Transport der Steinkohlen nach London benutzten Fahrzeuge ist notwendigerweise dem Aufschwunge dieses Handelszweiges gefolgt. Vor 3 Jahrhunderten genügten zwei oder drei Schiffe zur Versorgung der Hauptstadt, im Jahre 1610 zählte man deren schon 200; i. J. 1848 aber brachten 2717 Schiffe 12,167 Ladungen, die sich auf fast 3½ Mill. Tonnen beliefen. Im Jahre 1870 erhielt London 50 Mill. Centner! Die durchschnittliche Ladung eines Kohlenschiffes ist nicht weniger als 300 Tonnen; rechnet man 8 Mann Equipage auf jedes Schiff, so liefert der Steinkohlentransport von Norden nach London die Beschäftigung für ungefähr 32,000 Individuen. Die gesamte Steinkohlen-Industrie Englands ernährt nicht weniger als 500,000 Personen.

Heutzutage hat sich der Gebrauch der Steinkohle nicht allein über die ganze civilisierte Welt verbreitet, sondern erreicht in mächtiger Dampfgestalt die entlegensten Regionen. Die Dampfschiffahrt erstreckt sich schon über Suez bis Singapore, Australien, China und Japan und reicht über den großen Ozean hinüber nach San Francisko. Denn schon seit mehreren Jahren haben die amerikanischen Lokomotiven die Ufer des stillen Ozeans berührt, die amerikanischen Dampfschiffe regelmäßige Verbindungen mit China und dem indischen Archipelagus eröffnet, und mit der Durchstechung der Landenge von Suez ist der kürzeste Weg um die Erde vollendet. Kaufleute und Touristen werden diese Reise in weniger als einem halben Jahre zurücklegen, mit Inbegriff der Aufenthaltszeit an den hauptsächlichsten Stationen, um ihre Geschäfte auszuführen und alles ihnen Wichtige kennen zu lernen.

Ehre daher diesen Diamanten ohne Preis, wie auch ihre Farbe immer sein möge, — das natürliche Schwarz, das Rot der Flamme, das Weiß des Hochofens, das Grau der Asche — und welcher Gattung ihrer großen Familie sie auch angehören, in der es 70 Arten giebt, von der bituminösen Steinkohle erster Sorte an bis zur geringsten herab, welche man in früheren Zeiten nie zu gebrauchen pflegte!

## 9. Die Volkscharaktere*).

Der Süden Englands bis an den Humber ist von dem Volk der Angeln, Sachsen und Friesen bewohnt und bezeichnet bis heute die Art und das Gemüt dieser Stämme. Hier fließt das englische Vollblut des republikanischen, demokratischen Geistes, des Sinnes für echte Freiheit und Gleichheit; hier fließt auch das kühlste Blut der Besonnenheit und Verständigkeit,

*) Nach E. M. Arndt.

wodurch allein England ist, was es ist und sein wird. London ist das Herz der 8 Millionen Engländer, die in diesem Gebiete wohnen. Dieser Teil ist das erregende und belebende Element der englischen Bewegungen und Kämpfe für Erringung einer gesetzlichen Verfassung gewesen und war in den Bürgerkriegen unter der Regierung Karls I. der Mittelpunkt der puritanisch-republikanischen Partei. In der äußern Haltung, im Leibesbau, in den vielen Blondköpfen und Blauaugen u. s. w. zeichnet sich noch heute die Herkunft aus dem Nordwesten Germaniens, besonders im Aufschlagen der Augen und in Nasen- und Mundbildung und in der Brauenwölbung wird man bei dem Anblick der Engländer dieses Südgebiets noch jetzt an die sächsischen Bauern von Paderborn, Hoya und Oldenburg erinnert.

Neben diesem Süden, gegen Westen, liegen Wales und Cornwall, die Landschaften, wohin im 5. und 6. Jahrhundert das Gälische zurückgedrängt ward. Hier hat sich die gälische Art selbst unter der Herrschaft der Sachsen noch zum Teil behauptet, doch sind natürlich manche Sachsen auch unter sie gekommen, und sie haben viel Angelsächsisches annehmen müssen. Bei alledem sind sie immer noch ausgezeichnet durch viel größere Behendigkeit, Leichtigkeit und Reizbarkeit, durch kürzere, gedrungenere Leiber, durch dunklere Augen und Haare und mehr ausgesprochene Gesichtszüge. Der Sachse sieht übrigens den Walliser immer noch mit dem Gefühl der Überlegenheit an.

Nordengland oder das Land zwischen Humber und Tweed hat neben den Sachsen vorzüglich Skandinavier erhalten, die in dem Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert als Wikinger dahin kamen und zahlreich sich dort ansiedelten. Man bemerkt nun jetzt eben keinen auffallenden Unterschied zwischen den Bewohnern dieses Landes und Südenglands, außer daß in den Sitten und Gebräuchen, in dem Aberglauben und in den Märchen mehr Nordisches, und in der Art und Gebärde mehr Munteres und Lebendiges ist. Das aber ist eine eigentümlich merkwürdige Erscheinung dieses Teils von England, daß in den bürgerlichen Kriegen zur Zeit Karls I., Cromwells und Karls II. hier vorzugsweise die Königischen, die sogenannten Kavaliere lebten, im Süden aber die Rundköpfe. Sollte Ältestes so lange nachgewirkt haben? Die Skandinavier waren von jeher königlicher Herrschaft mehr gewohnt, die Sachsen und Friesen mehr freier Volksverfassung zugewandt. Oder hat im Süden die große Lebensader Englands, die Hauptstadt London, die Neigung und Richtung der Gemüter mehr bestimmt?

In Schottland scheint das Sächsische und Skandinavische sich völlig gemischt zu haben; doch ist der Schotte durch seine Verfassung, sein Klima und die Armut seines Landes ein von dem Engländer sehr verschiedener Mensch geworden, wenn man will, ein mehr königischer und dienerischer, ein mehr biegsamer, beweglicher, mitteilender Mensch, welchem gegenüber der Engländer eine festere, stolzere und demokratischere Haltung behauptet. Er hat mehr Leichtigkeit und Lebendigkeit, mehr Geflissenheit und Bestellsamkeit, mehr Anbequemung und Ergreifung des Fremden; auch hat er von jeher mehr geabenteuert und die Fremde mehr gesucht als der Eng-

länder. Der letztere hat erst seit einem halben Jahrhundert angefangen, den Schotten als einen ebenbürtigen Bruder zu achten und zu lieben; bei dem englischen Pöbel aber besteht noch manches Vorurteil gegen den nördlichen Stammesgenossen, z. B. er sei knechtisch, habsüchtig, listig, auf jedem möglichen Wege nach Glück jagend. Wie das Land des Schotten Skandinavien ähnelt, so neigt sich auch das Wesen des Volkes dem Skandinavischen zu, namentlich auch in der Stattlichkeit, Schönheit und Haltung der Leiber, in einer gewissen Freundlichkeit und Mitteilsamkeit.

Die westlichen Schotten, die Caledonier der Römer und die Gälen der Neueren, sind durch eine lange und nahezu tausendjährige Gemeinsamkeit des Landes und der Regierung mit den germanischen Schotten viel näher verbunden worden, als die Engländer mit den verwandten Brüdern derselben, mit den Irländern; aber zusammengeflossen mit ihnen sind sie noch nicht, obschon die sich immer mehr verbreitende englische Sprache und auch die Religion — da die meisten derselben Protestanten sind — sie näher zusammengezogen hat. Sie sind noch heute das lebhafte, muntere, fröhliche, treue Völkchen, das im Gegensatz gegen die schwereren, kälteren und besonneren Germanen heiße, bewegliche, geschwinde Völkchen, als welches ihre Väter sich immer offenbart haben. Doch ist vieles von ihrem Alten, Eigentümlichen in dem letzten Jahrhundert niedergerissen und eingesunken, und sie selbst sind durch die Veränderungen, welche in Ackerbau, Gewerbe, Schiffahrt und jeglichem Verkehr der Menschen sich begeben haben, immer mehr aus ihren eigentümlichen patriarchalischen Verhältnissen und aus ihrem ganzen eigenen Leben herausgetrieben worden, und die Macht und das Übergewicht des germanischen Elements ist auch in diesem Lande selbst ohne äußere Gewalt immer mehr Herr geworden, und nach einigen Jahrhunderten wird die Art und Farbe des gälischen Lebens wohl fast ganz mit dem germanischen zusammengeflossen sein.

Der Irländer sollte eigentlich dem schottischen Caledonier ähnlich sein, und das Leichte, Bewegliche desselben hat er auch mit dem fröhlichen Mute, aber sein reiches, ebenes, milderes Land hat ihn viel weicher gemacht, die stählende Bergluft des Caledoniers hat ihm gefehlt, und er ist stets beherrscht worden, während schon die Römer den tapferen Caledonier fürchteten. Der Irländer ist ein liebenswürdiger, poetischer Mensch voll hingebender Anhänglichkeit und Treue; aber es fehlt ihm die männliche Selbstbeherrschung und Selbständigkeit, die englische Thatkraft und Ausdauer und kühle Besonnenheit. Er ist anstellig, geschickt und gewandt, aber mehr im Dienst anderer als zu eigenem Vorteil. Das unstäte Wesen des Iren in Verbindung mit ihrer Trägheit und der katholischen Priesterherrschaft haben aus dem fruchtbaren, grünen Eilande eine Stätte des Hungers und Jammers gemacht, und es sind Tausende und aber Tausende nach Amerika ausgewandert, um in der neuen Welt eine Selbständigkeit zu erringen, zu der sie es in der alten nicht bringen konnten.

Der größte Teil des Grundeigenthums der Insel gehört teils der Geist-

lichkeit, teils einer verhältnismäßig geringen Anzahl großer Besitzer, deren Rechtsanspruch auf die Eroberung begründet ist, und die sich stets als Fremde betrachten, ihre ausgedehnten Güter nur von Zeit zu Zeit besuchen und den Ertrag derselben nicht in Irland, sondern in England oder im Auslande verzehren. Nur wenige irische Familien haben eigenen Grundbesitz: die große Masse des irischen Volks lebt eigentumslos im Lande der Väter, und glücklich ist, wer von den fremden Besitzern ein kleines Streifchen Land zu pachten vermag, um durch die Kartoffeln, die er darauf baut, sich gegen den Hunger zu schützen.

Das Fazit ist also: Großbritanniens Größe und Stärke sind in dem eigentlichen England, und zwar in dem sächsischen und skandinavischen Teil. Dieser macht jetzt in England etwa 12, in Schottland 2 Millionen Seelen aus. Dies ist das weltbeherrschende Volk. Schottland war bis auf ein halbes Jahrhundert noch sowohl an Hilfsmitteln, als an Menschen arm und unbedeutend, Irland hing bis auf das jüngst vergangene Menschenalter durch eigene und durch englische Schuld wie ein toter Hund an dem starken, gesunden Leibe Englands, und dieses hat also wohl ein Recht, mit stolzem Selbstgefühl auf seine eigene Kraft zu blicken.

Der Engländer steht da stolz, fest, still und entschlossen in seinem Dasein mit sicherem Blick und festem Tritt; er geht ruhig durch die Welt hin, ohne sich umzuschauen, wer und ob ihn jemand bemerkt. Darin ist er das Gegenstück des eitlen Franzosen; der Engländer ist nicht eitel, sondern stolz, aber der englische Stolz wird nicht lästig, — man kann ihn laufen lassen, weil er seinen eigenen Weg geht. Übrigens ist das, was uns als Stolz erscheint, oft nur Unbeholfenheit, Beklommenheit und Ungewandtheit, ein Teil der Gebrechen, welche der Engländer mit dem Deutschen gemein hat. Er ist sich als Mann und Bürger seiner Festigkeit und Würdigkeit vollkommen bewußt, und erscheint deswegen nicht gern in der Lage und Stellung eines Verlegenen oder Untergeordneten, spricht nicht gern die Sprache, worin er sich noch nicht bestimmt ausdrücken kann, weiß sich über Gegenstände, welche ihm unklar und kaum halb begriffen sind, nicht mit der Leichtfertigkeit eines Franzosen, ja nicht einmal mit der Leichtigkeit eines Deutschen auszudrücken. Er ist ein Insulaner, ein abseitiger, einseitiger Mensch, der das Seinige mit tüchtigem klaren Verstande erfaßt, der seine Eigentümlichkeit voll und stark ausbildet, in fremde Eigentümlichkeiten sich aber nicht so leicht hinein zu denken und hinein zu fühlen vermag, wie der weltbürgerliche Deutsche. Es ist viel Starres, Zähes, Zopfartiges im Engländer; aber gerade diese Zähheit, dieses strenge Festhalten an der Sitte, dieses gehorsame Sichunterordnen unter den Gebrauch bedingt wieder jene Liebe zum Heimischen, jene Achtung vor dem Gesetz, wie sie weder der Deutsche noch der Franzose besitzt. Der Engländer ist ein freier Mann, weil er nicht bloß verstanden hat, sich Gesetze zu geben, sondern weil er auch versteht, das Gesetz heilig zu halten. Er hat mit dem Deutschen den Trieb ins Weite, Ferne gemein (darum sind die Engländer die reiselustigste Nation), aber dieser Trieb entfremdet ihn

nicht den vaterländiſchen Intereſſen; er reiſt in die Fremde wie einer, dem die Erde gehört, er fühlt ſich überall als Engländer, opfert nie (wie ſo oft der Deutſche) ſeine Art und Weiſe fremder Eigentümlichkeit auf. Er iſt der tapfere, kühne Seemann, die vollendete Seemannsnatur, welche ſich in ihm ausgeprägt hat, und wovon in jedem Engländer, ſelbſt im Krämer, Schneider, Schuſter, die leichte Färbung erſcheint. Er ſteht ſo feſt, ſchauet ſo klar in die Weltweite, als hätte er einen Fuß auf ſeinem Eilande, den andern auf dem Dreizacke Neptuns. Seine Flotten beherrſchen die Meere, darum gehört ihm das Land; mit ihrem Handel und ihrer Induſtrie ſind die Engländer auch die Herren Deutſchlands geworden, und wir haben erſt jetzt begonnen, von den Feſſeln dieſer Übermacht loszukommen durch eine Induſtrie, die ſich anſtrengt, mit der engliſchen zu wetteifern. Und mit der Flotte wird es uns auch gelingen, ſobald Deutſchland mit der politiſchen Einheit auch die politiſche Macht und Thatkraft gewonnen hat. Daß die norddeutſchen Stämme von beſter Seetüchtigkeit ſind, wiſſen die Engländer am beſten. Die Zeit iſt nicht mehr fern, wo die Deutſchen auch als Nation den Engländern würdig zur Seite ſtehen werden. Wir waren bisher viel zu ſehr bloß theoretiſche Menſchen; die Engländer ſind praktiſche Menſchen. Indem ſie alles auf praktiſche Zwecke ihres Landes, ihrer Macht und Größe beziehen, handeln ſie freilich oft ſehr egoiſtiſch andern Völkern gegenüber, aber ſtets patriotiſch und als freie Männer. Verſtand und wieder Verſtand und Beſonnenheit und eine unermüdliche Ausdauer und Geduld in den ſchwerſten Arbeiten und Thaten, das iſt der Engländer, das iſt England. Durch ſeinen hellen, klaren Blick, durch ſeine kalte, tapfere Beharrlichkeit, durch ſeinen Widerwillen vor allem Unklaren und Unfeſten — dadurch hat dieſer gewaltige Angelſachſe England zur Herrin der Welt gemacht.

## 10. Eigentümlichkeiten des engliſchen Volks.*)

Das engliſche Volk repräſentiert, individuell betrachtet, das Willensvermögen, die praktiſche Thatkraft; es iſt ein echtes Heldenvolk, inſofern das wahre Heldentum ſeine Lorbeeren keineswegs bloß auf dem Schlachtfelde pflückt, vielmehr überall, wo ſich dem Willen Hinderniſſe in den Weg ſtellen. Und da zum Handeln überhaupt Charakter gehört, wie zum Denken Vernunft, oder richtiger: da der Charakter nichts anderes iſt, als der lebendig ausgeſprochene Wille, ſo müſſen wir den Engländern von allen andern Eigenſchaften Charakter zuerkennen, jene elaſtiſche Stahlkraft des Willens, die wir an den alten Römern ſo hochhalten, dieſem echten Brudervolk der Engländer.

*) A. Helferich. (Vgl. Morgenblatt 1852, 1. u. 2.)

Die nationale Expansivkraft, für deren zähen Mut und unbiegsame Ausdauer es keine andere Grenze giebt, als die den Erdball umschließende, die Frucht gediegenster Charakterstärke, die das Wort „unmöglich“ nicht kennt, verleiht den Engländern ihr festes, bis ins Einzelne gehendes Gepräge. Im Bewußtsein dessen, was sein Volk wert ist und zu leisten vermag, giebt der Brite sich überall als Engländer und nur als Engländer. *Seine Individualität ist die seines Volks*; er ist, was er ist, als lebendiges Glied an dem gewaltigen Organismus seiner Nation. Wenn er ganz und gar Engländer ist, dann und nur dann weiß und fühlt er sich als Mensch.

Für das Verhältnis des Ganzen zum Teil, des Staates zum einzelnen Staatsbürger hat dies die Wirkung, daß die Nation als solche sich nur um den kümmert, der dieselbe Expansivkraft aus sich entwickelt, wie sie selbst. Jedermann weiß, daß es in England allgemeine Sitte ist, bergab gegen das Ende der Senkung recht rasch zu fahren und die Pferde sodann auch bergan im Galopp zu erhalten. Nur ein starkes, wohlgebautes Tier hält dies aus; das schwache geht darüber zu Grunde, für jenes aber ist die augenblickliche Anstrengung der Beine eine wesentliche Erleichterung darum, weil der einmal in Schuß gebrachte Wagen durch seine eigene Bewegung eine gute Strecke aufwärts rollt, wobei das Pferd nur der raschen Bewegung zu folgen, oder diese durch schwaches Anziehen im Gange zu erhalten braucht. — Wie der englische Kutscher sein Pferd, so behandelt die englische Nation ihr Individuum. Wer es zu etwas bringen, ein Ziel erreichen will, der muß alle seine Kräfte zusammennehmen; bleibt er bei dem allgemeinen Wettrennen nach Geld und Ehre keuchend auf halbem Wege stehen oder stürzt er kraftlos zusammen, unbarmherzig eilen die Nachfolgenden über seinen Leib hinweg, und keiner fragt lange, was aus dem Unglücklichen werden soll. „Tummle dich, oder du bist verloren!“ lautet der englische Wahlspruch; ein Engbrüstiger mag lieber gleich ins Bettelhaus gehen. Hat aber einer sich einmal erst tüchtig in Lauf gesetzt und seinen Glückswagen auf die halbe Weghöhe emporgeschleppt, so ist er geborgen. Sein Fuhrwerk geht von selbst, weil die ganze Nation fortan ihre Kraft für ihn einsetzt, dem rastlos Voranstrebenden alle ihre Hilfsmittel zur Verfügung stellt.

Der Engländer, der sich überhaupt fühlt, d. h. sich eine Stellung im Leben erkämpft oder ererbt hat, fühlt sich *ganz*; er hat den Schwerpunkt nur in sich selbst; weil er das Bewußtsein, das Selbstgefühl der ganzen Nation mit sich herumbringt. Dies ist die preiswürdige Seite *demokratischer* Gesinnung, wie sie ganz unzweifelhaft, trotz aller *aristokratischen* Satzungen, bei dem englischen Volke sich vorfindet und Veranlassung gab zu dem geistreichen Worte, es gebe keine demokratischere Aristokratie und keine aristokratischere Demokratie als die englische. Es eignet der Nation eine so feste, gedrungene Solidarität der Gesinnungen und Interessen, daß angesichts der allen gemeinsamen Nationalität, bei aller Verschiedenheit der Stände im Grunde jeder dem andern gleich ist. Daher mag es kommen, daß die Engländer in äußerer Erscheinung auf so überraschende Weise sich ähnlich sehen.

nicht den vaterländischen [illegible] der Schuster trägt die Stiefeln die Erde gehört, er füh[illegible] damit man ihn nicht als Schuster der Deutsche) seine [illegible] mit geringen Abwechslungen überall tapfere, kühne S[illegible] unvermeidliche Rostbeaf auf den Tisch ausgeprägt hat [illegible] Spartaner denken. Der Arbeiter, der sich der, Schuster [illegible] Ochsen, dessen Lendenstück auf der Tafel in die Wel[illegible] Kuhfleisch, wie in Berlin, oder in Hasen auf dem [illegible] bekommt man nicht. Wer wollte aber gehört [illegible] daß Großbritannien durch das Rostbeaf, dem länd[illegible] Volkshymne gewidmet, groß geworden ist? Starke, go[illegible] ein eben so starkes Nationalgefühl, durch dieselben [illegible] können schon etwas ausrichten.

[illegible] Erbaristokratie trägt ein sehr bedeutungsvolles demo- [illegible] in ihrem Schoß. Der älteste Sohn des Lords erhält den [illegible] seines Vaters, und es ist ihm die Zersplitterung des [illegible] gesetzliche Bestimmungen unmöglich gemacht. Im gleichen [illegible] sich der Erstgeborene der Baronette und unbemittelte oder [illegible] Gentleman. Es ist dies allerdings eine durch und durch [illegible] Einrichtung, aber ist sie nicht zugleich die Mutter der demo- [illegible] Anordnung, daß die jüngeren Kinder ohne Unterschied in den [illegible] Stand zurücktreten und, nicht begünstigt durch Erbansprüche, wie [illegible] nicht belästigt durch unnütze Titulaturen und kostspielige Standes- [illegible] sich eine ehrenhafte Existenz zu erringen haben? Es mag man- [illegible] Ohre widerlich klingen, wenn den reichen Lord X., der eben behaglich an der Feuerseite seine Verdauung einleitet, sein ältestes Söhnchen fragt: „Vater, wo ist denn der Onkel?“ und die trockene Antwort erfolgt: „In Kalkutta, oder auf dem Kap der guten Hoffnung, mein Kind, wo der Oheim tüchtig arbeitet, um reich zu werden, wie Du dereinst es werden wirst, ohne zu arbeiten.“ Aber ist dieses Mißverhältnis nicht ohne Vergleich besser, als wenn der deutsche Graf oder Baron einem halben Dutzend Knaben außer dem Wappen mit der Grafenkrone oder dem Baronstitel nichts hinterläßt, als ein verschuldetes Stück Land? Die englische Aristokratie hängt nicht, gleich dem deutschen Adel, zwischen Thür und Angel, zwischen Thron und Bürgertum mit halbem Einfluß und halbem Besitz; von Geschlecht zu Geschlecht verjüngt sie sich im bürgerlichen Blute, in das alle nachgeborenen Kinder eingetaucht werden, und die Bürgerstochter, die einen Lord heiratet, tritt vor ihre neuen Standesgenossen mit denselben Ansprüchen auf Achtung, als wenn ihr Urahn zur Tafelrunde König Arthurs gezählt hätte. Daher das hohe Ansehen und die bedeutende Macht, deren sich das englische Patriziat bis zu dieser Stunde erfreuet, unbeneidet von dem Bürgerstande und ein schützendes, nicht bloß verbindendes Mittelglied zwischen Thron und Volk. Scheint die Krone in ihren Vorrechten bedrohet, so hält der Adel seinen starken Schild den Pfeilen der Demokratie entgegen; zeigt aber der Thron Gelüste, die ihm von der Verfassung eingeräumten Befugnisse zu überschreiten,

Digitized by Google

dann ſtellt ſich eben dieſer Adel auf die Seite des Volkes und hilft deſſen Rechte ſchützen und wahren.

Seinerſeits hat der Bürgersſohn nicht nötig, ſcheu zu dem Adel als zu etwas Unerreichbarem hinaufzublicken. Der Weg ſteht auch ihm offen, und der Bürgerliche, der nicht von Geburt, ſondern durch ſein eigenes Verdienſt eine hervorragende Stellung in der Geſellſchaft einnimmt, tritt in das Haus der Lords und hat Sitz und Stimme neben dem älteſten Pair des Königreichs. Und nicht allein das: in England hat jeder das Recht, über freies Eigentum, ſei es ererbt, ſei es erworben, habe der Beſitzer Kinder, oder habe er keine, unbeſchränkt zu verfügen. Da nun des Briten Lieblingsſtreben nach Gründung einer Familie geht, ſo wird derſelbe, im Fall er auf irgend eine Weiſe in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens gekommen iſt, ſeinen älteſten Sohn begünſtigen und dem Hauptſtock ſeines Eigentums die Beſtimmung geben, daß derſelbe immer nur vom Erſtgeborenen ſeiner männlichen Nachkommen, oder, falls dieſe fehlen ſollten, von dem nächſten männlichen Verwandten ererbt werden kann. Der Vater Robert Peels, der durch Baumwollenſpinnerei ſich ein rieſenhaftes Vermögen erworben, ſowie der große Wundarzt Sir Aſtley Cooper können als ſprechende Belege für die Richtigkeit des Geſagten dienen.

## 11. Engländer und Franzoſen in ihrer Häuslichkeit.

Individuell, wie er ſich fühlt und weiß, erſcheint der Brite ganz beſonders in ſeiner Häuslichkeit. In den Ländern, wo Germanen mit Slaven untermiſcht ſich niedergelaſſen haben, wie namentlich in Sachſen, hat man die Bemerkung gemacht, daß bei den ſlaviſchen Völkerſchaften neben der Hufeiſenform der Dörfer die feldgemeinſchaftliche Verteilung der Ländereien ſich weſentlich von den germaniſchen Anſiedelungen unterſcheidet. Der Slave liebt das Zuſammenſein, die Gemeinſchaft; der Germane das Iſoliertſein. Letzterem iſt ſeine Hofreithe lieber als der Schutz, die Sicherheit und das geſellige Vergnügen, das er als Mitglied einer Dorfgemeinde findet. Bei ihren Wanderungen beſetzten die Deutſchen überhaupt gewöhnlich nicht zuſammenhängende Ländereien in Maſſe, ſondern ließen ſich einzeln und zerſtreut nieder, und noch immer giebt es in Schwaben und Niederſachſen Diſtrikte, wo die Bevölkerung großenteils auf einzeln ſtehenden Höfen lebt, wobei ich nur an den von Immermann ſo meiſterhaft gezeichneten weſtphäliſchen Hofſchulzen erinnern will. Zäh und ein Freund der harten Arbeit, empfand und empfindet der Deutſche gar keinen Widerwillen gegen die abgeſchloſſene Lebensweiſe; ſein Acker und ſeine Familie genügen ihm vollkommen. Schon Tacitus bemerkt von unſern Voreltern: Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est, ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut ne-

Eine … der alte Kunstfleiß der Griechen, der bloß … bekannt waren, mußte es auffallen, wie erst … der Germane auf die Bearbeitung der besseren d… …ursprünglichen Wälder und Sümpfe Germa… l… …wendete. Gleichwohl waren es germanische Kolo… …den römischen Reich beides, seine verödeten Flu… … seiner Heere ergänzen sollten. Ackerbau und … aus das eigentliche Gewerbe der Germanen. … ist auf den Agrarverhältnissen aufgebaut; die ge… … Mark, sowohl der wechselnden in Höfe geteilten Acker… …schlossenen Nutzung der Almende, war die Hauptsache.

… natürliche Fruchtbarkeit des bei weitem größten Teiles der …ischen Inseln, ihr mildes Klima, die alle Arten der Vegetation …, Feuchtigkeit der Luft, machten ihre Bewohner von den ältesten … zu einem ackerbautreibenden Volk, dessen Zahl vom Mittelalter bis … neueren Zeiten nur sehr allmählich wuchs. Bis über die Mitte des …zehnten Jahrhunderts hinaus war die Volkszahl nicht viel höher als auf … gestiegen. Unter Heinrich VII. und VIII. nahm England so … gar keinen Teil an den amerikanischen Entdeckungs- und Eroberungs… …. Heinrich VIII. bediente sich zu Seefahrten gemieteter Schiffe. Obwohl … Cromwell, durch die Eroberung Jamaicas, der englische Handel sich …mehrte, blieb doch der größte Teil des Weltverkehrs bis zu Anfang des …vorigen Jahrhunderts in den Händen der Holländer. Der Engländer blieb … dahin der altsächsischen Sitte des Ackerbaus getreu.

Wir haben etwas weit ausgeholt, um den Engländer in seinem Haus… wesen kennen zu lernen; gewiß nicht mit Unrecht: sein Haus als In… begriff der Familie ist für ihn das Wichtigste, so zu sagen die Summe seines geselligen Daseins, und insofern steht er seinem germanischen Ursprung vielleicht noch näher als der eigentliche Deutsche. Der Brite legt einen ungemeinen, uns anderen fast lächerlich vorkommenden Wert darauf, ein eigenes Haus zu haben und allein zu bewohnen. Daher in London die zahllose Menge von schmalen Häusern, hervorgegangen aus dem Streben nach Isolierung. (Vgl. oben „die Wohnungen in London".) Äußerlich gleichen sich diese Wohnungen wie ein Ei dem andern, der Backsteinbau, die Stacketeinfassung, die unterirdische Küche, die Thür ꝛc., alles ist nach ein und demselben Muster geformt. Nichts ist langweiliger, unerquicklicher für das Auge, als diese Monotonie: allein daran stößt der Engländer sich wenig, wenn er nur Herr, unbeschränkter, durch niemand behelligter Herr in seinem Hause ist.

In der Bequemlichkeit, Eleganz und Solidität der inneren Einrichtung seiner Wohnung übertrifft der Engländer alle anderen Nationen; das Wort

*) „Von den germanischen Völkerschaften ist es hinlänglich bekannt, daß sie keine Städte bewohnen, ja nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze unter sich dulden: sie bauten sich abgesondert und zerstreut an, wie ihnen eben der Quell, die Flur, der Hain zusagte."

„Komfort" hat nur der Engländer, weil er die Sache hat. So unansehnlich in der Regel selbst die Wohnungen reicher Leute von außen erscheinen, so reich, glänzend, ja prachtvoll ist die innere Ausstattung. Was der Bequemlichkeit und dem Behagen dient, ist mit verschwenderischer Hand angebracht, und diese Sorgfalt erstreckt sich auf die geringfügigsten Gegenstände des Hausbedarfs, die man sonst keiner Beachtung für wert hält. Im englischen Hause fehlt es nicht an Teppichen, an glänzender Beleuchtung, trefflicher Küche, reich besetztem Keller, massivem Silbergeschirr; am vollkommensten aber ist das Schlafkabinett ausgestattet, das jedem Bedürfnis mit der größten Liberalität entgegenkommt. An schön gebundenen Büchern und sehr oft an wertvollen Kunstgegenständen ist kein Mangel. Was Wunder, daß der Brite gern zu Hause ist, seine Häuslichkeit über alles wert und in Ehren hält! Es hat dies den unschätzbaren Gewinn, daß aus diesem soliden Grunde ein echtes Familienleben erwächst, welches am häuslichen Herde zur vollkommenen Reife gelangt. Giebt es natürlich auch viele Ausnahmen, so wird man doch weit in den meisten Fällen sagen müssen, daß er ein echter und ganzer Familienmensch ist. Eine Sommerreise, ein Ausflug nach dem Festlande abgerechnet, weilt er fast beständig im Schoße seiner Familie und nimmt an öffentlichen Vergnügungen ohne Vergleich weniger teil als der Franzose. Treue, liebevolle Anhänglichkeit unter den Familiengliedern trifft man dort allenthalben, und was noch mehr wiegt, sehr oft auch jene sittliche Achtung, welche die Eltern den Kindern erweisen. Dadurch mag es erklärlich werden, warum man in England so viele ganze Männer und ganze Frauen findet. Man sieht wohl auf Reisen Väter ihren noch nicht ganz erwachsenen Töchtern mit einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit begegnen, die man bei uns bloß von Verlobten erwartet. Um so weniger läuft die elterliche Liebe Gefahr, in blinde Affenliebe auszuarten; sie trägt durchaus einen würdigen Charakter und flößt den Kindern schon von frühester Jugend an jenes Gefühl von Selbständigkeit und Selbstachtung ein, das fest ins Leben hinaustritt. Im Hause wie in der Schule ist die Erziehung die Hauptsache — denn diese bezweckt die Bildung des Charakters — der Unterricht mehr nur Nebensache, und wenn daher die englischen Unterrichtsanstalten in Betreff der Kenntnisse mit den deutschen nicht von fern den Vergleich aushalten können, so sind sie den unsrigen in den erziehlichen Leistungen überlegen.

Die „Feuerseite" des englischen Familienzimmers, wie sie den Sinn für Häuslichkeit weckt und pflegt, so ist sie auch ganz besonders geeignet, durch das gesellige Mittel des Gesprächs die jüngeren Familienglieder zu erziehen und zu bilden. Die englische Geselligkeit ist ihrem Grundwesen nach eine häusliche, weshalb der Engländer so oft im Gespräch jene liebenswürdige Offenheit und Geradheit entfaltet, die er im Kreise der Seinigen sich aneignet. Hier ist der Ort, der gegen die Engländer so oft erhobenen Beschuldigung eines ungeselligen, gegen Fremde unfreundlichen, wenn nicht gar unhöflichen Wesens tiefer auf den Grund zu sehen. Wer einen so überaus großen Wert auf das Familienleben legt, wie der Brite, dem kann es nicht

[illegible] Einzäunung seines Familienglücks gewaltsam durchbrochen, [illegible] verunreinigt zu sehen. Es ist ganz gewiß, daß in [illegible] Empfehlungsbriefe sehr oft den erwarteten Erfolg nicht haben, daß [illegible] ungastfreundlich erscheint, indem er die Schwelle zu seinen [illegible] durch den ersten besten überschreiten läßt, selbst wenn es dieser [illegible] Werte nach vollkommen verdienen sollte. „Die erste Frage," [illegible] (Irland 1844), „die der Engländer einem Fremden, der [illegible] empfohlen wird, stellt, ist: Was kann ich für Sie thun? Wer ein [illegible] im Leibe hat, für den ist diese Frage überflüssig. Ich brachte 50 oder [illegible] Empfehlungsschreiben nach London, und ich machte zwei oder drei Bekanntschaften durch sie. In Irland dagegen habe ich nirgends angeklopft, wo man mir nicht aufgemacht hätte."

Dies mag sein, aber es beweist nur so viel, daß der Engländer jene Gutmütigkeit nicht kennt, die in einem Empfehlungsschreiben schon den Schlüssel erblickt, der das Heiligtum des Familienkreises aufschließt. Der Engländer empfängt nur den, von dem er die feste Überzeugung hat, daß er dasselbe Vertrauen in ihn setzen kann, wie in ein Mitglied der Familie oder in einen langjährigen Hausfreund. Der einmal Zugelassene genießt dann aber auch alles Recht der intimsten Freundschaft, und man begreift, daß ein solches Vertrauen nicht um den Preis eines gewöhnlichen Empfehlungsbriefes erkauft wird. Englische Sitte schreibt vor, gegen Unbekannte ein gemessenes Betragen zu beobachten, und auf dieselben ohne vorausgegangene Einführung wenig oder gar keine Rücksicht zu nehmen. Ist aber ein Fremder von guter Hand empfohlen und weiß er sich als Mann von Bildung und Erziehung zu betragen, so darf er darauf rechnen, als Freund des Hauses angesehen und mit einer Zuvorkommenheit, Urbanität und Herzlichkeit behandelt zu werden, die ihn sogleich heimisch und behaglich machen müssen.

Nur darum herrscht in England zwischen den Unverheirateten beiderlei Geschlechts eine Freiheit und Natürlichkeit des Verkehrs, wie wohl nirgend sonst: die Eltern rechnen mit der verdachtlosesten Zuversicht auf die vollkommenste Ehrenhaftigkeit der Eingeführten, versehen sich von ihrer Seite der Beobachtung eines rücksichtsvollsten Betragens und erwarten, daß sie auch nicht um eines Haares Breite die Grenzen der Schicklichkeit und des Zartsinnes überschreiten. Es liegt auf flacher Hand, daß ein derartiges Verhältnis zwar nicht der gelehrten Schulbildung, wohl aber der Charakterbildung des britischen Frauenzimmers ungemein zustatten kommt. Die Britin besitzt, außer einem feinen Gefühl für das Schickliche und einem geübten Sinn für die praktischen Verhältnisse des Lebens, einen tiefliegenden romantischen Zug des Charakters, der wohl bisweilen zu Übereilungen und Fehltritten verleitet, viel häufiger aber zur Quelle der edelmütigsten Handlungen und der hingebendsten Aufopferung wird.

Eine Erziehung, die es sich zur wesentlichen Aufgabe stellt, in dem Kinde das Gefühl eigener Würde und Liebe zur Unabhängigkeit möglichst

Digitized by Google

ſtark zu entwickeln und ſelbſtändige Menſchen zu bilden, muß auch der Liebe und Ehre ihre ganze ſittliche Würde und Freiheit laſſen, daher die Eltern ſo rückſichtsvoll und zart bei den Heiraten ihrer Kinder ſich zeigen, individueller Neigung einen ſo großen Spielraum geſtatten, und in die perſönlichſte aller Angelegenheiten ſo wenig als möglich ſich einmiſchen. Das engliſche Mädchen folgt ihrer Neigung auf eigene Verantwortlichkeit, und trifft den Mann ihrer Wahl ein harter Schlag des Schickſals, ſo erprobt ſich die wahre Liebe, die Stärke des Charakters, die uneigennützige Geſinnung, die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Gattin im glänzendſten Lichte.

In einem ſolchen häuslichen Kreiſe muß auch der Fremde ſich wohl fühlen. Wo immer nur ein Dienſt, eine Gefälligkeit zu erweiſen iſt, hält der Engländer ſich nicht bloß bereit, ſondern für verpflichtet dazu; die koſtbarſte Zeit iſt ihm nicht zu teuer, um etwas zur Belehrung und Erheiterung beizutragen, und dieſer Eifer, anſtatt mit der Zeit zu erkalten, erhält ſich ungeſchwächt. Bekanntſchaften, die man in England gemacht, dauern ſelbſt in der Ferne Jahrzehnte lang mit der alten Innigkeit fort.

Indem der Engländer ſich abſchließt, gewinnt er die Mittel, in ſeinen Kreiſen mit ungeſchwächter Kraft zu wirken. Wie der engliſche Boden, ſo iſt das engliſche Leben, zumal die engliſche Geſellſchaft, von allen Seiten *eingehegt*. Dieſe Umzäunung (fencing) erſtreckt ſich ſelbſt auf die Wirtshäuſer, weil der Brite ſeine Häuslichkeit ſo über alles hochachtet, daß er wenigſtens ein Abbild derſelben auch außerhalb ſeiner eigenen vier Wände haben will. Ein Wirtstiſch, an dem ſich ohne Unterſchied zu geſelligem Verkehr Leute verſammeln, die in ihrem Leben ſich nie zuvor geſehen haben, iſt dem Engländer ein Greuel, wenigſtens ein Unbegreifliches. Gemeinſchaft des Unbekannten verſteht er nicht, und ſelbſt wenn er betet, beanſprucht er für ſich und die Seinigen einen beſonderen Kirchenſtuhl — eine Art kirchlichen Komforts.

In den *Klubs* wird die Häuslichkeit faſt vollſtändig erſetzt. Früher waren dieſelben nur der Sammelplatz für Spieler, Politiker und Bonvivants; neuerdings haben ſie einen höheren, zum Teil politiſchen, zum Teil wiſſenſchaftlichen Charakter angenommen. Die Londoner Klubhäuſer gehören zu den glänzendſten und beſteingerichteten Paläſten der Hauptſtadt, und ihre Zahl iſt fortwährend im Wachſen begriffen. In welchem Anſehen auch in England die Ehe ſtehen mag, und wie hoch häusliches Leben dort geſchätzt wird, ſo fehlt es doch nicht an Junggeſellen. Für Leute dieſer Art erſetzt der Klub den eigenen Herd, das „Home“; und ein „single Gentleman“ kann mit einigen hundert Pfund jährlichen Einkommens als Mitglied eines Klubs ſich eben ſo viel perſönliche Genüſſe verſchaffen, als ein reicher Mann. Für ſeine 6 Guineeen jährlichen Beitrags kann er jahraus jahrein von morgens früh bis in die ſpäte Nacht von eben ſo ſchönen Möbeln Gebrauch machen, eben ſo elegant ausgeſtattete Zimmer bewohnen, eben ſo weiche Teppiche betreten, an einem eben ſo komfortablen Kamin ſitzen, eine eben ſo ausgewählte Bibliothek benutzen, noch mehr Zeitungen bei ſeinem Frühſtück leſen,

gleichgi[illegible] sehen, als der Lord, der eine
die m[illegible] hat. Und legt unser Klubist zu
Engl[illegible] Goldstücke, so frühstückt, diniert und
der [illegible] eben so guten Portwein und Claret,
Pe[illegible] bedient, als irgend ein Marquis oder
[illegible] in den Klubhäusern sogar Ankleide-
[illegible]stände der Toilette bis zur Stecknadel in
[illegible]. Zum Briefschreiben kann das vortreff-
[illegible] nicht besser eignen, als das Schreibepult im
[illegible] ist dabei bis ins kleinste vorgezeichnet, und ge-
[illegible] der Cigarrenraucher nicht überschreiten darf.
[illegible] Wirkung, welche die Vermehrung des Klubs her-
[illegible] wohlthätig; sie habe dem Hang der Eingeborenen
[illegible]gearbeitet und einen freien Verkehr mit ausgezeichneten
[illegible]

[illegible] völlig abweichenden Sinne versteht der Franzose das
[illegible] und was damit zusammenhängt.

Like blood, like goods and like ages
Make the happiest marriages*)

[illegible] englisches Sprichwort, ohne daß Mädchen und junge Männer sich
[illegible] richteten. Wie die Engländerin ihrer Neigung folgt, ohne
[illegible] zu sehen, so geschieht es wohl zum Teil durch den Einfluß
[illegible] daß namentlich Geschäftsleute sich erst in späteren Jahren ver-
[illegible] wenn sie ein Vermögen gesammelt haben und eine Familie an-
[illegible] ernähren können; sie nehmen dann oft junge, ganz unbemittelte
[illegible]zimmer. In Frankreich richtet sich das Hauptaugenmerk darauf, eine
[illegible] Partie zu machen; hier ist die Ehe mehr ein gewinnbringendes Ge-
[illegible]. Das tiefinnerliche sittliche Moment fällt dabei mehr oder weniger
[illegible] und insofern der Natur der Sache nach bei den Eltern eine bessere Ge-
[illegible]kenntnis und eine richtigere Abwägung der in Betracht kommenden
Umstände vorausgesetzt wird, liegt die Schließung der Ehe den Eltern ob.
Die bloß konventionellen Rücksichten überwiegen so sehr, daß die kontrahieren-
den Teile es oft gar nicht für notwendig halten, diejenigen, deren Lebens-
glück dabei auf dem Spiele steht, um ihre Zustimmung zu befragen. Ehen
aus Neigung werden nur ausnahmsweise geschlossen, und die meisten fügen
sich geduldig in diesen Zwang, weil sie von nichts anderem wissen und rings
um sich denselben Gang der Dinge wahrnehmen. So gleicht die Gewohn-
heit zwar manches Mißverhältnis aus, hat aber in ihrem Gefolge den großen
Übelstand, daß, wo die jugendliche Leidenschaft ihren eigenen Weg geht, aus
Übereilung insgeheim die abgeschmacktesten Ehebündnisse geschlossen werden.
Um derartigen Emanzipationsgelüsten zuvorzukommen, zeigen die französischen
Mütter gegen ihre Söhne in andern Punkten eine Nachsicht, die uns skan-

*) Gleiches Blut, gleiches Gut und Alter machen die glücklichste Ehe.

Digitized by Google

dalös erſcheint, während die Mädchen in klöſterlicher Abgeſchiedenheit gehalten werden, und die mütterlichen Vormünder keine ernſtlichere Sorge kennen, als ihre Töchter möglichſt bald unter die Haube zu bringen.

## 12. Die Engländer als Handelsvolk.*)

England ſteht jetzt auf der Höhe des Welthandels und der Seemacht, der Induſtrie und des Nationalreichtums. Das ungeheure Übergewicht, welches dies eine Volk auf allen dieſen Gebieten ausübt, läßt ſich mit einem Überblicke kaum umfaſſen; es wird erſt recht einleuchtend, wenn man ſich die Thätigkeit und Herrſchaft des engliſchen Volks in der Nähe anſieht. England beherrſcht, bloß das nordamerikaniſche Gebiet ausgenommen, in der That faſt alle Meere, Seehäfen und Küſten; ſeine Segel ſind nicht allein in jedem Großhafen am zahlreichſten, ſondern es hält auch rings um die Erde wohlgelegene Punkte beſetzt, um Schiffahrt und Handel der andern Völker zu beobachten und nach Umſtänden hemmen zu können. Englands Kriegsmacht zur See brauchte nicht zu erſchrecken, wenn alle andern Völker die ihrigen dagegen vereinten.**) Seine Kolonialherrſchaft erſtreckt ſich über halbe Weltteile, und die Schätze, welche ihm von dorther zufließen, ſind unberechenbar. Endlich beſitzt England, bloß die eigentlichen künſtleriſchen Gewerbe ausgenommen, jeden andern Induſtriezweig, und in jedem produziert es rieſenhaft.

Gleichwohl iſt dieſe Übermacht nicht viel über ein Jahrhundert alt; ſie iſt freilich ſo groß und allerwärts ſichtbar, daß man längſt vergeſſen hat, wie armſelig es um das engliſche Gewerbs- und Handelsweſen noch vor 200 Jahren beſtellt war. So raſch können Handel und Induſtrie eines Volkes in die Höhe ſteigen; ſie bedürfen ihrer natürlichen Beweglichkeit und Schwungkraft wegen nicht ſo langer Pflege und Zeitigung, als Ackerbau und Kriegstüchtigkeit, als Künſte und Wiſſenſchaften. Die Handelsgeſchichte zeigt mehrere überraſchende Beiſpiele, wie das Genie eines einzigen Mannes, wie Pombal, Colbert, Friedrich der Gr., Joſeph II., den induſtriellen Flor eines Landes hervorrief.

Die Engländer haben ihre jetzige Größe allerdings erworben erſtens durch die germaniſche Tüchtigkeit ihres Nationalcharakters, durch die religiöſe und politiſche Feſtigkeit im Hausſtand und im Staatsweſen, durch die Ener-

*) Nach Franz Löher (Im „Ausland").

**) Wenn Frankreich mit Nordamerika ſich wider England verbündete, wäre Grund genug zum Erſchrecken vorhanden; da bei der ausgebildeten Technik der Dampfſchiffahrt nicht allein mehr die Seetüchtigkeit der Matroſen, ſondern recht eigentlich die Zahl der Schiffe und ihrer Kanonen entſcheidet, wird es für England immer ſchwieriger, ſein Supremat zu behaupten. Anm. des Herausg.

nicht den vaterländiſchen Intereſſen; er reiſt in die Fremde wie einer, dem die Erde gehört, er fühlt ſich überall als Engländer, opfert nie (wie ſo oft der Deutſche) ſeine Art und Weiſe fremder Eigentümlichkeit auf. Er iſt der tapfere, kühne Seemann, die vollendete Seemannsnatur, welche ſich in ihm ausgeprägt hat, und wovon in jedem Engländer, ſelbſt im Krämer, Schneider, Schuſter, die leichte Färbung erſcheint. Er ſteht ſo feſt, ſchauet ſo klar in die Weltweite, als hätte er einen Fuß auf ſeinem Eilande, den andern auf dem Dreizacke Neptuns. Seine Flotten beherrſchen die Meere, darum gehört ihm das Land; mit ihrem Handel und ihrer Induſtrie ſind die Engländer auch die Herren Deutſchlands geworden, und wir haben erſt jetzt begonnen, von den Feſſeln dieſer Übermacht loszukommen durch eine Induſtrie, die ſich anſtrengt, mit der engliſchen zu wetteifern. Und mit der Flotte wird es uns auch gelingen, ſobald Deutſchland mit der politiſchen Einheit auch die politiſche Macht und Thatkraft gewonnen hat. Daß die norddeutſchen Stämme von beſter Seetüchtigkeit ſind, wiſſen die Engländer am beſten. Die Zeit iſt nicht mehr fern, wo die Deutſchen auch als Nation den Engländern würdig zur Seite ſtehen werden. Wir waren bisher viel zu ſehr bloß theoretiſche Menſchen; die Engländer ſind praktiſche Menſchen. Indem ſie alles auf praktiſche Zwecke ihres Landes, ihrer Macht und Größe beziehen, handeln ſie freilich oft ſehr egoiſtiſch andern Völkern gegenüber, aber ſtets patriotiſch und als freie Männer. Verſtand und wieder Verſtand und Beſonnenheit und eine unermüdliche Ausdauer und Geduld in den ſchwerſten Arbeiten und Thaten, das iſt der Engländer, das iſt England. Durch ſeinen hellen, klaren Blick, durch ſeine kalte, tapfere Beharrlichkeit, durch ſeinen Widerwillen vor allem Unklaren und Unfeſten — dadurch hat dieſer gewaltige Angelſachſe England zur Herrin der Welt gemacht.

## 10. Eigentümlichkeiten des engliſchen Volks.*)

Das engliſche Volk repräſentiert, individuell betrachtet, das Willensvermögen, die praktiſche Thatkraft; es iſt ein echtes Heldenvolk, inſofern das wahre Heldentum ſeine Lorbeeren keineswegs bloß auf dem Schlachtfelde pflückt, vielmehr überall, wo ſich dem Willen Hinderniſſe in den Weg ſtellen. Und da zum Handeln überhaupt Charakter gehört, wie zum Denken Vernunft, oder richtiger: da der Charakter nichts anderes iſt, als der lebendig ausgeſprochene Wille, ſo müſſen wir den Engländern von allen andern Eigenſchaften Charakter zuerkennen, jene elaſtiſche Stahlkraft des Willens, die wir an den alten Römern ſo hochhalten, dieſem echten Brudervolk der Engländer.

*) A. Helferich. (Vgl. Morgenblatt 1852, 1. u. 2.)

Die nationale Expansivkraft, für deren zähen Mut und unbiegsame Ausdauer es keine andere Grenze giebt, als die den Erdball umschließende, die Frucht gediegenster Charakterstärke, die das Wort „unmöglich“ nicht kennt, verleiht den Engländern ihr festes, bis ins Einzelne gehendes Gepräge. Im Bewußtsein dessen, was sein Volk wert ist und zu leisten vermag, giebt der Brite sich überall als Engländer und nur als Engländer. *Seine Individualität ist die seines Volks*; er ist, was er ist, als lebendiges Glied an dem gewaltigen Organismus seiner Nation. Wenn er ganz und gar Engländer ist, dann und nur dann weiß und fühlt er sich als Mensch.

Für das Verhältnis des Ganzen zum Teil, des Staates zum einzelnen Staatsbürger hat dies die Wirkung, daß die Nation als solche sich nur um den kümmert, der dieselbe Expansivkraft aus sich entwickelt, wie sie selbst. Jedermann weiß, daß es in England allgemeine Sitte ist, bergab gegen das Ende der Senkung recht rasch zu fahren und die Pferde sodann auch bergan im Galopp zu erhalten. Nur ein starkes, wohlgebautes Tier hält dies aus; das schwache geht darüber zu Grunde, für jenes aber ist die augenblickliche Anstrengung der Beine eine wesentliche Erleichterung darum, weil der einmal in Schuß gebrachte Wagen durch seine eigene Bewegung eine gute Strecke aufwärts rollt, wobei das Pferd nur der raschen Bewegung zu folgen, oder diese durch schwaches Anziehen im Gange zu erhalten braucht. — Wie der englische Kutscher sein Pferd, so behandelt die englische Nation ihr Individuum. Wer es zu etwas bringen, ein Ziel erreichen will, der muß alle seine Kräfte zusammennehmen; bleibt er bei dem allgemeinen Wettrennen nach Geld und Ehre keuchend auf halbem Wege stehen oder stürzt er kraftlos zusammen, unbarmherzig eilen die Nachfolgenden über seinen Leib hinweg, und keiner fragt lange, was aus dem Unglücklichen werden soll. „Tummle dich, oder du bist verloren!“ lautet der englische Wahlspruch; ein Engbrüstiger mag lieber gleich ins Bettelhaus gehen. Hat aber einer sich einmal erst tüchtig in Lauf gesetzt und seinen Glückswagen auf die halbe Weghöhe emporgeschleppt, so ist er geborgen. Sein Fuhrwerk geht von selbst, weil die ganze Nation fortan ihre Kraft für ihn einsetzt, dem rastlos Voranstrebenden alle ihre Hilfsmittel zur Verfügung stellt.

Der Engländer, der sich überhaupt fühlt, d. h. sich eine Stellung im Leben erkämpft oder ererbt hat, fühlt sich *ganz*; er hat den Schwerpunkt nur in sich selbst; weil er das Bewußtsein, das Selbstgefühl der ganzen Nation mit sich herumbringt. Dies ist die preiswürdige Seite *demokratischer* Gesinnung, wie sie ganz unzweifelhaft, trotz aller *aristokratischen* Satzungen, bei dem englischen Volke sich vorfindet und Veranlassung gab zu dem geistreichen Worte, es gebe keine demokratischere Aristokratie und keine aristokratischere Demokratie als die englische. Es eignet der Nation eine so feste, gedrungene Solidarität der Gesinnungen und Interessen, daß angesichts der allen gemeinsamen Nationalität, bei aller Verschiedenheit der Stände im Grunde jeder dem andern gleich ist. Daher mag es kommen, daß die Engländer in äußerer Erscheinung auf so überraschende Weise sich ähnlich sehen.

nicht den vaterländiſchen Intereſſen; er reiſt in die Fremde wie einer, dem die Erde gehört, er fühlt ſich überall als Engländer, opfert nie (wie ſo oft der Deutſche) ſeine Art und Weiſe fremder Eigentümlichkeit auf. Er iſt der tapfere, kühne Seemann, die vollendete Seemannsnatur, welche ſich in ihm ausgeprägt hat, und wovon in jedem Engländer, ſelbſt im Krämer, Schneider, Schuſter, die leichte Färbung erſcheint. Er ſteht ſo feſt, ſchauet ſo klar in die Weltweite, als hätte er einen Fuß auf ſeinem Eilande, den andern auf dem Dreizacke Neptuns. Seine Flotten beherrſchen die Meere, darum gehört ihm das Land; mit ihrem Handel und ihrer Induſtrie ſind die Engländer auch die Herren Deutſchlands geworden, und wir haben erſt jetzt begonnen, von den Feſſeln dieſer Übermacht loszukommen durch eine Induſtrie, die ſich anſtrengt, mit der engliſchen zu wetteifern. Und mit der Flotte wird es uns auch gelingen, ſobald Deutſchland mit der politiſchen Einheit auch die politiſche Macht und Thatkraft gewonnen hat. Daß die norddeutſchen Stämme von beſter Seetüchtigkeit ſind, wiſſen die Engländer am beſten. Die Zeit iſt nicht mehr fern, wo die Deutſchen auch als Nation den Engländern würdig zur Seite ſtehen werden. Wir waren bisher viel zu ſehr bloß theoretiſche Menſchen; die Engländer ſind praktiſche Menſchen. Indem ſie alles auf praktiſche Zwecke ihres Landes, ihrer Macht und Größe beziehen, handeln ſie freilich oft ſehr egoiſtiſch andern Völkern gegenüber, aber ſtets patriotiſch und als freie Männer. Verſtand und wieder Verſtand und Beſonnenheit und eine unermüdliche Ausdauer und Geduld in den ſchwerſten Arbeiten und Thaten, das iſt der Engländer, das iſt England. Durch ſeinen hellen, klaren Blick, durch ſeine kalte, tapfere Beharrlichkeit, durch ſeinen Widerwillen vor allem Unklaren und Unfeſten — dadurch hat dieſer gewaltige Angelſachſe England zur Herrin der Welt gemacht.

## 10. Eigentümlichkeiten des engliſchen Volks.*)

Das engliſche Volk repräſentiert, individuell betrachtet, das Willensvermögen, die praktiſche Thatkraft; es iſt ein echtes Heldenvolk, inſofern das wahre Heldentum ſeine Lorbeeren keineswegs bloß auf dem Schlachtfelde pflückt, vielmehr überall, wo ſich dem Willen Hinderniſſe in den Weg ſtellen. Und da zum Handeln überhaupt Charakter gehört, wie zum Denken Vernunft, oder richtiger: da der Charakter nichts anderes iſt, als der lebendig ausgeſprochene Wille, ſo müſſen wir den Engländern von allen andern Eigenſchaften Charakter zuerkennen, jene elaſtiſche Stahlkraft des Willens, die wir an den alten Römern ſo hochhalten, dieſem echten Brudervolk der Engländer.

*) A. Helferich. (Vgl. Morgenblatt 1852, 1. u. 2.)

Die nationale Expansivkraft, für deren zähen Mut und unbiegsame Ausdauer es keine andere Grenze giebt, als die den Erdball umschließende, die Frucht gediegenster Charakterstärke, die das Wort „unmöglich“ nicht kennt, verleiht den Engländern ihr festes, bis ins Einzelne gehendes Gepräge. Im Bewußtsein dessen, was sein Volk wert ist und zu leisten vermag, giebt der Brite sich überall als Engländer und nur als Engländer. *Seine Individualität ist die seines Volks*; er ist, was er ist, als lebendiges Glied an dem gewaltigen Organismus seiner Nation. Wenn er ganz und gar Engländer ist, dann und nur dann weiß und fühlt er sich als Mensch.

Für das Verhältnis des Ganzen zum Teil, des Staates zum einzelnen Staatsbürger hat dies die Wirkung, daß die Nation als solche sich nur um den kümmert, der dieselbe Expansivkraft aus sich entwickelt, wie sie selbst. Jedermann weiß, daß es in England allgemeine Sitte ist, bergab gegen das Ende der Senkung recht rasch zu fahren und die Pferde sodann auch bergan im Galopp zu erhalten. Nur ein starkes, wohlgebautes Tier hält dies aus; das schwache geht darüber zu Grunde, für jenes aber ist die augenblickliche Anstrengung der Beine eine wesentliche Erleichterung darum, weil der einmal in Schuß gebrachte Wagen durch seine eigene Bewegung eine gute Strecke aufwärts rollt, wobei das Pferd nur der raschen Bewegung zu folgen, oder diese durch schwaches Anziehen im Gange zu erhalten braucht. — Wie der englische Kutscher sein Pferd, so behandelt die englische Nation ihr Individuum. Wer es zu etwas bringen, ein Ziel erreichen will, der muß alle seine Kräfte zusammennehmen; bleibt er bei dem allgemeinen Wettrennen nach Geld und Ehre keuchend auf halbem Wege stehen oder stürzt er kraftlos zusammen, unbarmherzig eilen die Nachfolgenden über seinen Leib hinweg, und keiner fragt lange, was aus dem Unglücklichen werden soll. „Tummle dich, oder du bist verloren!“ lautet der englische Wahlspruch; ein Engbrüstiger mag lieber gleich ins Bettelhaus gehen. Hat aber einer sich einmal erst tüchtig in Lauf gesetzt und seinen Glückswagen auf die halbe Weghöhe emporgeschleppt, so ist er geborgen. Sein Fuhrwerk geht von selbst, weil die ganze Nation fortan ihre Kraft für ihn einsetzt, dem rastlos Voranstrebenden alle ihre Hilfsmittel zur Verfügung stellt.

Der Engländer, der sich überhaupt fühlt, d. h. sich eine Stellung im Leben erkämpft oder ererbt hat, fühlt sich *ganz*; er hat den Schwerpunkt nur in sich selbst; weil er das Bewußtsein, das Selbstgefühl der ganzen Nation mit sich herumbringt. Dies ist die preiswürdige Seite *demokratischer* Gesinnung, wie sie ganz unzweifelhaft, trotz aller *aristokratischen* Satzungen, bei dem englischen Volke sich vorfindet und Veranlassung gab zu dem geistreichen Worte, es gebe keine demokratischere Aristokratie und keine aristokratischere Demokratie als die englische. Es eignet der Nation eine so feste, gedrungene Solidarität der Gesinnungen und Interessen, daß angesichts der allen gemeinsamen Nationalität, bei aller Verschiedenheit der Stände im Grunde jeder dem andern gleich ist. Daher mag es kommen, daß die Engländer in äußerer Erscheinung auf so überraschende Weise sich ähnlich sehen.

nicht den vaterländiſchen Intereſſen; er reiſt in die Fremde wie einer, dem die Erde gehört, er fühlt ſich überall als Engländer, opfert nie (wie ſo oft der Deutſche) ſeine Art und Weiſe fremder Eigentümlichkeit auf. Er iſt der tapfere, kühne Seemann, die vollendete Seemannsnatur, welche ſich in ihm ausgeprägt hat, und wovon in jedem Engländer, ſelbſt im Krämer, Schneider, Schuſter, die leichte Färbung erſcheint. Er ſteht ſo feſt, ſchauet ſo klar in die Weltweite, als hätte er einen Fuß auf ſeinem Eilande, den andern auf dem Dreizacke Neptuns. Seine Flotten beherrſchen die Meere, darum gehört ihm das Land; mit ihrem Handel und ihrer Induſtrie ſind die Engländer auch die Herren Deutſchlands geworden, und wir haben erſt jetzt begonnen, von den Feſſeln dieſer Übermacht loszukommen durch eine Induſtrie, die ſich anſtrengt, mit der engliſchen zu wetteifern. Und mit der Flotte wird es uns auch gelingen, ſobald Deutſchland mit der politiſchen Einheit auch die politiſche Macht und Thatkraft gewonnen hat. Daß die norddeutſchen Stämme von beſter Seetüchtigkeit ſind, wiſſen die Engländer am beſten. Die Zeit iſt nicht mehr fern, wo die Deutſchen auch als Nation den Engländern würdig zur Seite ſtehen werden. Wir waren bisher viel zu ſehr bloß theoretiſche Menſchen; die Engländer ſind praktiſche Menſchen. Indem ſie alles auf praktiſche Zwecke ihres Landes, ihrer Macht und Größe beziehen, handeln ſie freilich oft ſehr egoiſtiſch andern Völkern gegenüber, aber ſtets patriotiſch und als freie Männer. Verſtand und wieder Verſtand und Beſonnenheit und eine unermüdliche Ausdauer und Geduld in den ſchwerſten Arbeiten und Thaten, das iſt der Engländer, das iſt England. Durch ſeinen hellen, klaren Blick, durch ſeine kalte, tapfere Beharrlichkeit, durch ſeinen Widerwillen vor allem Unklaren und Unfeſten — dadurch hat dieſer gewaltige Angelſachſe England zur Herrin der Welt gemacht.

## 10. Eigentümlichkeiten des engliſchen Volks.*)

Das engliſche Volk repräſentiert, individuell betrachtet, das Willensvermögen, die praktiſche Thatkraft; es iſt ein echtes Heldenvolk, inſofern das wahre Heldentum ſeine Lorbeeren keineswegs bloß auf dem Schlachtfelde pflückt, vielmehr überall, wo ſich dem Willen Hinderniſſe in den Weg ſtellen. Und da zum Handeln überhaupt Charakter gehört, wie zum Denken Vernunft, oder richtiger: da der Charakter nichts anderes iſt, als der lebendig ausgeſprochene Wille, ſo müſſen wir den Engländern von allen andern Eigenſchaften Charakter zuerkennen, jene elaſtiſche Stahlkraft des Willens, die wir an den alten Römern ſo hochhalten, dieſem echten Brudervolk der Engländer.

*) A. Helferich. (Vgl. Morgenblatt 1852, 1. u. 2.)

Die nationale Expansivkraft, für deren zähen Mut und unbiegsame Ausdauer es keine andere Grenze giebt, als die den Erdball umschließende, die Frucht gediegenster Charakterstärke, die das Wort „unmöglich“ nicht kennt, verleiht den Engländern ihr festes, bis ins Einzelne gehendes Gepräge. Im Bewußtsein dessen, was sein Volk wert ist und zu leisten vermag, giebt der Brite sich überall als Engländer und nur als Engländer. *Seine Individualität ist die seines Volks*; er ist, was er ist, als lebendiges Glied an dem gewaltigen Organismus seiner Nation. Wenn er ganz und gar Engländer ist, dann und nur dann weiß und fühlt er sich als Mensch.

Für das Verhältnis des Ganzen zum Teil, des Staates zum einzelnen Staatsbürger hat dies die Wirkung, daß die Nation als solche sich nur um den kümmert, der dieselbe Expansivkraft aus sich entwickelt, wie sie selbst. Jedermann weiß, daß es in England allgemeine Sitte ist, bergab gegen das Ende der Senkung recht rasch zu fahren und die Pferde sodann auch bergan im Galopp zu erhalten. Nur ein starkes, wohlgebautes Tier hält dies aus; das schwache geht darüber zu Grunde, für jenes aber ist die augenblickliche Anstrengung der Beine eine wesentliche Erleichterung darum, weil der einmal in Schuß gebrachte Wagen durch seine eigene Bewegung eine gute Strecke aufwärts rollt, wobei das Pferd nur der raschen Bewegung zu folgen, oder diese durch schwaches Anziehen im Gange zu erhalten braucht. — Wie der englische Kutscher sein Pferd, so behandelt die englische Nation ihr Individuum. Wer es zu etwas bringen, ein Ziel erreichen will, der muß alle seine Kräfte zusammennehmen; bleibt er bei dem allgemeinen Wettrennen nach Geld und Ehre keuchend auf halbem Wege stehen oder stürzt er kraftlos zusammen, unbarmherzig eilen die Nachfolgenden über seinen Leib hinweg, und keiner fragt lange, was aus dem Unglücklichen werden soll. „Tummle dich, oder du bist verloren!“ lautet der englische Wahlspruch; ein Engbrüstiger mag lieber gleich ins Bettelhaus gehen. Hat aber einer sich einmal erst tüchtig in Lauf gesetzt und seinen Glückswagen auf die halbe Weghöhe emporgeschleppt, so ist er geborgen. Sein Fuhrwerk geht von selbst, weil die ganze Nation fortan ihre Kraft für ihn einsetzt, dem rastlos Voranstrebenden alle ihre Hilfsmittel zur Verfügung stellt.

Der Engländer, der sich überhaupt fühlt, d. h. sich eine Stellung im Leben erkämpft oder ererbt hat, fühlt sich *ganz*; er hat den Schwerpunkt nur in sich selbst; weil er das Bewußtsein, das Selbstgefühl der ganzen Nation mit sich herumbringt. Dies ist die preiswürdige Seite *demokratischer* Gesinnung, wie sie ganz unzweifelhaft, trotz aller *aristokratischen* Satzungen, bei dem englischen Volke sich vorfindet und Veranlassung gab zu dem geistreichen Worte, es gebe keine demokratischere Aristokratie und keine aristokratischere Demokratie als die englische. Es eignet der Nation eine so feste, gedrungene Solidarität der Gesinnungen und Interessen, daß angesichts der allen gemeinsamen Nationalität, bei aller Verschiedenheit der Stände im Grunde jeder dem andern gleich ist. Daher mag es kommen, daß die Engländer in äußerer Erscheinung auf so überraschende Weise sich ähnlich sehen.

Einer kleidet ſich faſt wie der andere, und der Schuſter trägt die Stiefeln bloß darum nicht offen über die Straße, damit man ihn nicht als Schuſter erkenne. Eben ſo iſt die engliſche Küche mit geringen Abwechslungen überall dieſelbe, und oft mußte ich, wenn das unvermeidliche Roſtbeaf auf den Tiſch kam, an die ſchwarze Suppe der Spartaner denken. Der Arbeiter, der ſich gehörig nährt, kauft von demſelben Ochſen, deſſen Lendenſtück auf der Tafel eines Herzogs duftet; lederzähes Kuhfleiſch, wie in Berlin, oder in Haſen verwandelte Katzen, wie in Paris, bekommt man nicht. Wer wollte aber auch ſchlechterdings leugnen, daß Großbritannien durch das Roſtbeaf, dem Altengland eine beſondere Volkshymne gewidmet, groß geworden iſt? Starke, wohlgenährte Leiber und ein eben ſo ſtarkes Nationalgefühl, durch dieſelben Subſtanzen genährt, können ſchon etwas ausrichten.

Selbſt die engliſche Erbariſtokratie trägt ein ſehr bedeutungsvolles demokratiſches Element in ihrem Schoß. Der älteſte Sohn des Lords erhält den ganzen Grundbeſitz ſeines Vaters, und es iſt ihm die Zerſplitterung des Erbguts durch geſetzliche Beſtimmungen unmöglich gemacht. Im gleichen Falle befindet ſich der Erſtgeborene der Baronette und unbemittelte oder landbeſitzende Gentleman. Es iſt dies allerdings eine durch und durch ariſtokratiſche Einrichtung, aber iſt ſie nicht zugleich die Mutter der demokratiſchen Anordnung, daß die jüngeren Kinder ohne Unterſchied in den bürgerlichen Stand zurücktreten und, nicht begünſtigt durch Erbanſprüche, wie andererſeits, nicht beläſtigt durch unnütze Titulaturen und koſtſpielige Standesvorurteile, ſich eine ehrenhafte Exiſtenz zu erringen haben? Es mag manchem Ohre widerlich klingen, wenn den reichen Lord X., der eben behaglich an der Feuerſeite ſeine Verdauung einleitet, ſein älteſtes Söhnchen fragt: „Vater, wo iſt denn der Onkel?“ und die trockene Antwort erfolgt: „In Kalkutta, oder auf dem Kap der guten Hoffnung, mein Kind, wo der Oheim tüchtig arbeitet, um reich zu werden, wie Du dereinſt es werden wirſt, ohne zu arbeiten.“ Aber iſt dieſes Mißverhältnis nicht ohne Vergleich beſſer, als wenn der deutſche Graf oder Baron einem halben Dutzend Knaben außer dem Wappen mit der Grafenkrone oder dem Baronstitel nichts hinterläßt, als ein verſchuldetes Stück Land? Die engliſche Ariſtokratie hängt nicht, gleich dem deutſchen Adel, zwiſchen Thür und Angel, zwiſchen Thron und Bürgertum mit halbem Einfluß und halbem Beſitz; von Geſchlecht zu Geſchlecht verjüngt ſie ſich im bürgerlichen Blute, in das alle nachgeborenen Kinder eingetaucht werden, und die Bürgerstochter, die einen Lord heiratet, tritt vor ihre neuen Standesgenoſſen mit denſelben Anſprüchen auf Achtung, als wenn ihr Urahn zur Tafelrunde König Arthurs gezählt hätte. Daher das hohe Anſehen und die bedeutende Macht, deren ſich das engliſche Patriziat bis zu dieſer Stunde erfreuet, unbeneidet von dem Bürgerſtande und ein ſchützendes, nicht bloß verbindendes Mittelglied zwiſchen Thron und Volk. Scheint die Krone in ihren Vorrechten bedrohet, ſo hält der Adel ſeinen ſtarken Schild den Pfeilen der Demokratie entgegen; zeigt aber der Thron Gelüſte, die ihm von der Verfaſſung eingeräumten Befugniſſe zu überſchreiten,

dann ſtellt ſich eben dieſer Adel auf die Seite des Volkes und hilft deſſen Rechte ſchützen und wahren.

Seinerſeits hat der Bürgersſohn nicht nötig, ſcheu zu dem Adel als zu etwas Unerreichbarem hinaufzublicken. Der Weg ſteht auch ihm offen, und der Bürgerliche, der nicht von Geburt, ſondern durch ſein eigenes Verdienſt eine hervorragende Stellung in der Geſellſchaft einnimmt, tritt in das Haus der Lords und hat Sitz und Stimme neben dem älteſten Pair des Königreichs. Und nicht allein das: in England hat jeder das Recht, über freies Eigentum, ſei es ererbt, ſei es erworben, habe der Beſitzer Kinder, oder habe er keine, unbeſchränkt zu verfügen. Da nun des Briten Lieblingsſtreben nach Gründung einer Familie geht, ſo wird derſelbe, im Fall er auf irgend eine Weiſe in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens gekommen iſt, ſeinen älteſten Sohn begünſtigen und dem Hauptſtock ſeines Eigentums die Beſtimmung geben, daß derſelbe immer nur vom Erſtgeborenen ſeiner männlichen Nachkommen, oder, falls dieſe fehlen ſollten, von dem nächſten männlichen Verwandten ererbt werden kann. Der Vater Robert Peels, der durch Baumwollenſpinnerei ſich ein rieſenhaftes Vermögen erworben, ſowie der große Wundarzt Sir Aſtley Cooper können als ſprechende Belege für die Richtigkeit des Geſagten dienen.

## 11. Engländer und Franzoſen in ihrer Häuslichkeit.

Individuell, wie er ſich fühlt und weiß, erſcheint der Brite ganz beſonders in ſeiner Häuslichkeit. In den Ländern, wo Germanen mit Slaven untermiſcht ſich niedergelaſſen haben, wie namentlich in Sachſen, hat man die Bemerkung gemacht, daß bei den ſlaviſchen Völkerſchaften neben der Hufeiſenform der Dörfer die feldgemeinſchaftliche Verteilung der Ländereien ſich weſentlich von den germaniſchen Anſiedelungen unterſcheidet. Der Slave liebt das Zuſammenſein, die Gemeinſchaft; der Germane das Iſoliertſein. Letzterem iſt ſeine Hofreithe lieber als der Schutz, die Sicherheit und das geſellige Vergnügen, das er als Mitglied einer Dorfgemeinde findet. Bei ihren Wanderungen beſetzten die Deutſchen überhaupt gewöhnlich nicht zuſammenhängende Ländereien in Maſſe, ſondern ließen ſich einzeln und zerſtreut nieder, und noch immer giebt es in Schwaben und Niederſachſen Diſtrikte, wo die Bevölkerung großenteils auf einzeln ſtehenden Höfen lebt, wobei ich nur an den von Immermann ſo meiſterhaft gezeichneten weſtphäliſchen Hofſchulzen erinnern will. Zäh und ein Freund der harten Arbeit, empfand und empfindet der Deutſche gar keinen Widerwillen gegen die abgeſchloſſene Lebensweiſe; ſein Acker und ſeine Familie genügen ihm vollkommen. Schon Tacitus bemerkt von unſern Voreltern: Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est, ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut ne-

mus placuit.*) Dem Römer, dem der alte Kunſtfleiß der Griechen, der gartenmäßige Landbau des Italikers bekannt waren, mußte es auffallen, wie wenig Sorgfalt und Nachdruck der Germane auf die Bearbeitung der beſſeren Bodenteile, die gegen die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe Germaniens gewaltig abſtachen, verwendete. Gleichwohl waren es germaniſche Koloniſten, welche in dem ſinkenden römiſchen Reich beides, ſeine verödeten Fluren anbauen und die Reihen ſeiner Heere ergänzen ſollten. Ackerbau und Viehzucht waren von Hauſe aus das eigentliche *Gewerbe* der Germanen. Der germaniſche Staat iſt auf den Agrarverhältniſſen aufgebaut; die geordnete Benutzung der *Mark*, ſowohl der wechſelnden in Höfe geteilten Ackerflur, als der unterſchiedsloſen Nutzung der Almende, war die Hauptſache.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des bei weitem größten Teiles der großbritanniſchen Inſeln, ihr mildes Klima, die alle Arten der Vegetation fördernde Feuchtigkeit der Luft, machten ihre Bewohner von den älteſten Zeiten an zu einem ackerbautreibenden Volk, deſſen Zahl vom Mittelalter bis in die neueren Zeiten nur ſehr allmählich wuchs. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus war die Volkszahl nicht viel höher als auf 7 Millionen geſtiegen. Unter Heinrich VII. und VIII. nahm England ſo gut als gar keinen Teil an den amerikaniſchen Entdeckungs- und Eroberungsreiſen; Heinrich VIII. bediente ſich zu Seefahrten gemieteter Schiffe. Obwohl unter Cromwell, durch die Eroberung Jamaicas, der engliſche Handel ſich erweiterte, blieb doch der größte Teil des Weltverkehrs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den Händen der Holländer. Der Engländer blieb bis dahin der altſächſiſchen Sitte des Ackerbaus getreu.

Wir haben etwas weit ausgeholt, um den Engländer in ſeinem *Hausweſen* kennen zu lernen; gewiß nicht mit Unrecht: ſein *Haus* als Inbegriff der Familie iſt für ihn das Wichtigſte, ſo zu ſagen die Summe ſeines geſelligen Daſeins, und inſofern ſteht er ſeinem germaniſchen Urſprung vielleicht noch näher als der eigentliche Deutſche. Der Brite legt einen ungemeinen, uns anderen faſt lächerlich vorkommenden Wert darauf, ein eigenes Haus zu haben und allein zu bewohnen. Daher in London die zahlloſe Menge von ſchmalen Häuſern, hervorgegangen aus dem Streben nach Iſolierung. (Vgl. oben „die Wohnungen in London“.) Äußerlich gleichen ſich dieſe Wohnungen wie ein Ei dem andern, der Backſteinbau, die Stacketeinfaſſung, die unterirdiſche Küche, die Thür ꝛc., alles iſt nach ein und demſelben Muſter geformt. Nichts iſt langweiliger, unerquicklicher für das Auge, als dieſe Monotonie: allein daran ſtößt der Engländer ſich wenig, wenn er nur Herr, unbeſchränkter, durch niemand behelligter Herr in ſeinem Hauſe iſt.

In der Bequemlichkeit, Eleganz und Solidität der inneren Einrichtung ſeiner Wohnung übertrifft der Engländer alle anderen Nationen; das Wort

*) „Von den germaniſchen Völkerſchaften iſt es hinlänglich bekannt, daß ſie keine Städte bewohnen, ja nicht einmal zuſammenhängende Wohnſitze unter ſich dulden: ſie bauten ſich abgeſondert und zerſtreut an, wie ihnen eben der Quell, die Flur, der Hain zuſagte.“

„Komfort“ hat nur der Engländer, weil er die Sache hat. So unansehnlich in der Regel selbst die Wohnungen reicher Leute von außen erscheinen, so reich, glänzend, ja prachtvoll ist die innere Ausstattung. Was der Bequemlichkeit und dem Behagen dient, ist mit verschwenderischer Hand angebracht, und diese Sorgfalt erstreckt sich auf die geringfügigsten Gegenstände des Hausbedarfs, die man sonst keiner Beachtung für wert hält. Im englischen Hause fehlt es nicht an Teppichen, an glänzender Beleuchtung, trefflicher Küche, reich besetztem Keller, massivem Silbergeschirr; am vollkommensten aber ist das Schlafkabinett ausgestattet, das jedem Bedürfnis mit der größten Liberalität entgegenkommt. An schön gebundenen Büchern und sehr oft an wertvollen Kunstgegenständen ist kein Mangel. Was Wunder, daß der Brite gern zu Hause ist, seine Häuslichkeit über alles wert und in Ehren hält! Es hat dies den unschätzbaren Gewinn, daß aus diesem soliden Grunde ein echtes Familienleben erwächst, welches am häuslichen Herde zur vollkommenen Reife gelangt. Giebt es natürlich auch viele Ausnahmen, so wird man doch weit in den meisten Fällen sagen müssen, daß er ein echter und ganzer Familienmensch ist. Eine Sommerreise, ein Ausflug nach dem Festlande abgerechnet, weilt er fast beständig im Schoße seiner Familie und nimmt an öffentlichen Vergnügungen ohne Vergleich weniger teil als der Franzose. Treue, liebevolle Anhänglichkeit unter den Familiengliedern trifft man dort allenthalben, und was noch mehr wiegt, sehr oft auch jene sittliche Achtung, welche die Eltern den Kindern erweisen. Dadurch mag es erklärlich werden, warum man in England so viele ganze Männer und ganze Frauen findet. Man sieht wohl auf Reisen Väter ihren noch nicht ganz erwachsenen Töchtern mit einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit begegnen, die man bei uns bloß von Verlobten erwartet. Um so weniger läuft die elterliche Liebe Gefahr, in blinde Affenliebe auszuarten; sie trägt durchaus einen würdigen Charakter und flößt den Kindern schon von frühester Jugend an jenes Gefühl von Selbständigkeit und Selbstachtung ein, das fest ins Leben hinaustritt. Im Hause wie in der Schule ist die *Erziehung* die Hauptsache — denn diese bezweckt die Bildung des Charakters — der *Unterricht* mehr nur Nebensache, und wenn daher die englischen Unterrichtsanstalten in Betreff der Kenntnisse mit den deutschen nicht von fern den Vergleich aushalten können, so sind sie den unsrigen in den erziehlichen Leistungen überlegen.

Die „*Feuerseite*“ des englischen Familienzimmers, wie sie den Sinn für Häuslichkeit weckt und pflegt, so ist sie auch ganz besonders geeignet, durch das gesellige Mittel des Gesprächs die jüngeren Familienglieder zu erziehen und zu bilden. Die englische Geselligkeit ist ihrem Grundwesen nach eine häusliche, weshalb der Engländer so oft im Gespräch jene liebenswürdige Offenheit und Geradheit entfaltet, die er im Kreise der Seinigen sich aneignet. Hier ist der Ort, der gegen die Engländer so oft erhobenen Beschuldigung eines ungeselligen, gegen Fremde unfreundlichen, wenn nicht gar unhöflichen Wesens tiefer auf den Grund zu sehen. Wer einen so überaus großen Wert auf das Familienleben legt, wie der Brite, dem kann es nicht

mus placuit.*) Dem Römer, dem der alte Kunstfleiß
gartenmäßige Landbau des Italikers bekannt waren, muf
wenig Sorgfalt und Nachdruck der Germane auf die Be
Bodenteile, die gegen die undurchdringlichen Wälder
niens gewaltig abstachen, verwendete. Gleichwohl ware
nisten, welche in dem sinkenden römischen Reich beid
ren anbauen und die Reihen seiner Heere ergänzen
Viehzucht waren von Hause aus das eigentliche G
Der germanische Staat ist auf den Agrarverhäl
ordnete Benutzung der Mark, sowohl der wechsel
flur, als der unterschiedslosen Nutzung der Alm

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des be
großbritannischen Inseln, ihr mildes Klima,
fördernde Feuchtigkeit der Luft, machten ih
Zeiten an zu einem ackerbautreibenden Volk
in die neueren Zeiten nur sehr allmählich
vorigen Jahrhunderts hinaus war die
7 Millionen gestiegen. Unter Heinrich
gut als gar keinen Teil an den amerika
reisen; Heinrich VIII. bediente sich zu
unter Cromwell, durch die Eroberung
erweiterte, blieb doch der größte Teil
vorigen Jahrhunderts in den Händ
bis dahin der altsächsischen Sitte

Wir haben etwas weit aus
wesen kennen zu lernen; gewi
begriff der Familie ist für ihn
geselligen Daseins, und insofe
leicht noch näher als der e
gemeinen, uns anderen fast
Haus zu haben und allein
Menge von schmalen Häu
lierung. (Vgl. oben „di
diese Wohnungen wie e
einfassung, die unterird
selben Muster geformt.
als diese Monotonie
nur Herr, unbeschrä

In der Bequ
seiner Wohnung

daß
Familie
genießt
begreift,
lichen Empfeh-
gegen Unbekannte
ohne vorausgegan-
nehmen. Ist aber ein
er sich als Mann von
darauf rechnen, als Freund
vorkommenheit, Urbanität und
zugleich heimisch und behaglich ma-
zwischen den Unverheirateten beiderlei
keit des Verkehrs, wie wohl nirgend
verdachtlosesten Zuversicht auf die voll-
geführten, versehen sich von ihrer Seite der
en Betragens und erwarten, daß sie auch
die Grenzen der Schicklichkeit und des Zart-
auf flacher Hand, daß ein derartiges Ver-
rten Schulbildung, wohl aber der Charakter-
immers ungemein zustatten kommt. Die Britin
Gefühl für das Schickliche und einem geübten Sinn
he des Lebens, einen tiefliegenden romantischen
wohl bisweilen zu Übereilungen und Fehltritten
oder zur Quelle der edelmütigsten Handlungen und
ferung wird.
die es sich zur wesentlichen Aufgabe stellt, in dem
ener Würde und Liebe zur Unabhängigkeit möglichst

*) „Von der
Städte bewohne
bauten sich abge
Hain zusagte."

...n und selbständige Menschen zu bilden, muß auch der Liebe
...e sittliche Würde und Freiheit lassen, daher die Eltern
...t bei den Heiraten ihrer Kinder sich zeigen, indivi-
...ßen Spielraum gestatten, und in die persönlichste
...als möglich sich einmischen. Das englische
...eigene Verantwortlichkeit, und trifft den
...des Schicksals, so erprobt sich die
...die uneigennützige Gesinnung, die
...in im glänzendsten Lichte.
...ß auch der Fremde sich wohl
...Gefälligkeit zu erweisen ist, hält
...dern für verpflichtet dazu; die kost-
...etwas zur Belehrung und Erheite-
...anstatt mit der Zeit zu erkalten, erhält
...n, die man in England gemacht, dauern
...lang mit der alten Innigkeit fort.
...ch abschließt, gewinnt er die Mittel, in seinen
...Kraft zu wirken. Wie der englische Boden, so
...zumal die englische Gesellschaft, von allen Seiten
...mzäunung (fencing) erstreckt sich selbst auf die Wirts-
...te seine Häuslichkeit so über alles hochachtet, daß er
...bild derselben auch außerhalb seiner eigenen vier Wände
...n Wirtstisch, an dem sich ohne Unterschied zu geselligem Ver-
...sammeln, die in ihrem Leben sich nie zuvor gesehen haben, ist
...der ein Greuel, wenigstens ein Unbegreifliches. Gemeinschaft des
...en versteht er nicht, und selbst wenn er betet, beansprucht er für
...die Seinigen einen besonderen Kirchenstuhl — eine Art kirchlichen
...orts.

In den Klubs wird die Häuslichkeit fast vollständig ersetzt. Früher waren dieselben nur der Sammelplatz für Spieler, Politiker und Bonvivants; neuerdings haben sie einen höheren, zum Teil politischen, zum Teil wissenschaftlichen Charakter angenommen. Die Londoner Klubhäuser gehören zu den glänzendsten und besteingerichteten Palästen der Hauptstadt, und ihre Zahl ist fortwährend im Wachsen begriffen. In welchem Ansehen auch in England die Ehe stehen mag, und wie hoch häusliches Leben dort geschätzt wird, so fehlt es doch nicht an Junggesellen. Für Leute dieser Art ersetzt der Klub den eigenen Herd, das „Home“; und ein „single Gentleman“ kann mit einigen hundert Pfund jährlichen Einkommens als Mitglied eines Klubs sich eben so viel persönliche Genüsse verschaffen, als ein reicher Mann. Für seine 6 Guineeen jährlichen Beitrags kann er jahraus jahrein von morgens früh bis in die späte Nacht von eben so schönen Möbeln Gebrauch machen, eben so elegant ausgestattete Zimmer bewohnen, eben so weiche Teppiche betreten, an einem eben so komfortablen Kamin sitzen, eine eben so ausgewählte Bibliothek benutzen, noch mehr Zeitungen bei seinem Frühstück lesen,

eben so zahlreiche und elegante Gesellschaft sehen, als der Lord, der eine Rente von 50,000 Pfd. St. zu verzehren hat. Und legt unser Klubist zu diesen 6 Guineeen noch 2—300 weitere Goldstücke, so frühstückt, diniert und soupiert er alle Tage so vortrefflich, trinkt eben so guten Portwein und Claret, wird eben so aufmerksam und pünktlich bedient, als irgend ein Marquis oder Earl auf seinem Schlosse. Es giebt in den Klubhäusern sogar Ankleidezimmer, in denen sich alle Gegenstände der Toilette bis zur Stecknadel in größter Vollkommenheit vorfinden. Zum Briefschreiben kann das vortrefflichste Bureau zu Hause sich nicht besser eignen, als das Schreibepult im Klubhause. Das Reglement ist dabei bis ins kleinste vorgezeichnet, und genau der Strich gezogen, den der Cigarrenraucher nicht überschreiten darf. L. Bulwer versichert, die Wirkung, welche die Vermehrung des Klubs hervorgebracht, sei äußerst wohlthätig; sie habe dem Haug der Eingeborenen zur Isolierung entgegengearbeitet und einen freien Verkehr mit ausgezeichneten Fremden befördert.

In einem völlig abweichenden Sinne versteht der Franzose das Familienleben und was damit zusammenhängt.

Like blood, like goods and like ages
Make the happiest marriages *)

lautet ein englisches Sprichwort, ohne daß Mädchen und junge Männer sich besonders darnach richteten. Wie die Engländerin ihrer Neigung folgt, ohne auf das Geld zu sehen, so geschieht es wohl zum Teil durch den Einfluß der Klubs, daß namentlich Geschäftsleute sich erst in späteren Jahren verheiraten, wenn sie ein Vermögen gesammelt haben und eine Familie anständig ernähren können; sie nehmen dann oft junge, ganz unbemittelte Frauenzimmer. In Frankreich richtet sich das Hauptaugenmerk darauf, eine gute Partie zu machen; hier ist die Ehe mehr ein gewinnbringendes Geschäft. Das tiefinnerliche sittliche Moment fällt dabei mehr oder weniger weg, und insofern der Natur der Sache nach bei den Eltern eine bessere Geschäftskenntnis und eine richtigere Abwägung der in Betracht kommenden Umstände vorausgesetzt wird, liegt die Schließung der Ehe den Eltern ob. Die bloß konventionellen Rücksichten überwiegen so sehr, daß die kontrahierenden Teile es oft gar nicht für notwendig halten, diejenigen, deren Lebensglück dabei auf dem Spiele steht, um ihre Zustimmung zu befragen. Ehen aus Neigung werden nur ausnahmsweise geschlossen, und die meisten fügen sich geduldig in diesen Zwang, weil sie von nichts anderem wissen und rings um sich denselben Gang der Dinge wahrnehmen. So gleicht die Gewohnheit zwar manches Mißverhältnis aus, hat aber in ihrem Gefolge den großen Übelstand, daß, wo die jugendliche Leidenschaft ihren eigenen Weg geht, aus Übereilung insgeheim die abgeschmacktesten Ehebündnisse geschlossen werden. Um derartigen Emanzipationsgelüsten zuvorzukommen, zeigen die französischen Mütter gegen ihre Söhne in andern Punkten eine Nachsicht, die uns skan-

*) Gleiches Blut, gleiches Gut und Alter machen die glücklichste Ehe.

dalös erscheint, während die Mädchen in klösterlicher Abgeschiedenheit gehalten werden, und die mütterlichen Vormünder keine ernstlichere Sorge kennen, als ihre Töchter möglichst bald unter die Haube zu bringen.

## 12. Die Engländer als Handelsvolk.*)

England steht jetzt auf der Höhe des Welthandels und der Seemacht, der Industrie und des Nationalreichtums. Das ungeheure Übergewicht, welches dies eine Volk auf allen diesen Gebieten ausübt, läßt sich mit einem Überblicke kaum umfassen; es wird erst recht einleuchtend, wenn man sich die Thätigkeit und Herrschaft des englischen Volks in der Nähe ansieht. England beherrscht, bloß das nordamerikanische Gebiet ausgenommen, in der That fast alle Meere, Seehäfen und Küsten; seine Segel sind nicht allein in jedem Großhafen am zahlreichsten, sondern es hält auch rings um die Erde wohlgelegene Punkte besetzt, um Schiffahrt und Handel der andern Völker zu beobachten und nach Umständen hemmen zu können. Englands Kriegsmacht zur See brauchte nicht zu erschrecken, wenn alle andern Völker die ihrigen dagegen vereinten.**) Seine Kolonialherrschaft erstreckt sich über halbe Weltteile, und die Schätze, welche ihm von dorther zufließen, sind unberechenbar. Endlich besitzt England, bloß die eigentlichen künstlerischen Gewerbe ausgenommen, jeden andern Industriezweig, und in jedem produziert es riesenhaft.

Gleichwohl ist diese Übermacht nicht viel über ein Jahrhundert alt; sie ist freilich so groß und allerwärts sichtbar, daß man längst vergessen hat, wie armselig es um das englische Gewerbs- und Handelswesen noch vor 200 Jahren bestellt war. So rasch können Handel und Industrie eines Volkes in die Höhe steigen; sie bedürfen ihrer natürlichen Beweglichkeit und Schwungkraft wegen nicht so langer Pflege und Zeitigung, als Ackerbau und Kriegstüchtigkeit, als Künste und Wissenschaften. Die Handelsgeschichte zeigt mehrere überraschende Beispiele, wie das Genie eines einzigen Mannes, wie Pombal, Colbert, Friedrich der Gr., Joseph II., den industriellen Flor eines Landes hervorrief.

Die Engländer haben ihre jetzige Größe allerdings erworben erstens durch die germanische Tüchtigkeit ihres Nationalcharakters, durch die religiöse und politische Festigkeit im Hausstand und im Staatswesen, durch die Ener-

*) Nach Franz Löher (Im „Ausland").

**) Wenn Frankreich mit Nordamerika sich wider England verbündete, wäre Grund genug zum Erschrecken vorhanden; da bei der ausgebildeten Technik der Dampfschiffahrt nicht allein mehr die Seetüchtigkeit der Matrosen, sondern recht eigentlich die Zahl der Schiffe und ihrer Kanonen entscheidet, wird es für England immer schwieriger, sein Supremat zu behaupten. Anm. des Herausg.

gie und Klugheit, mit der ſie unverdroſſen und durch nichts wankend gemacht auf ihr Ziel hinarbeiten, durch das praktiſche Talent, womit ſie Verbeſſerungen in der Mechanik ausſannen und belohnten, und ſelbſt da, wo ſie über Staat und Weltall philoſophierten, immer die handhafte Wirklichkeit vor Augen hatten, endlich durch ihren Nationalgeiſt und Nationalſtolz, wodurch jeder Engländer angefeuert wurde, in des Landes Vorteil ſeinen eigenen zu ſuchen.

Allerdings kam zweitens die Gunſt äußerer Umſtände hinzu und die inſulare Lage. Die Revolution erſchütterte das Volk bis zu ſeinem Grunde, aber es ging aus dieſen Kämpfen erfriſcht und gereinigt hervor; jetzt begann der nationale Aufſchwung, denn alle Kräfte im Volke waren angeregt, und die Staatseinrichtungen gaben jedem Bürger Geltung und freien Raum zur Thätigkeit. England hatte ſeine Revolution längſt abgemacht, als ſie die übrigen Völker des Kontinents zu erſchüttern anfing und in endloſe Kämpfe und Kriege ſtürzte. Das engliſche Volk konnte aber von ſeiner ſichern Inſel aus den Stürmen auf dem Kontinent ſicher zuſehen, kein feindliches Heer, kein Krieg im Innern unterbrach mit ſeinen Verwüſtungen den ſtetig wachſenden Fortſchritt in Landwirtſchaft, Handel und Gewerben; jede Regierung ſetzte dem Erwerb der früheren etwas zu. England nahm an den Kontinentalkriegen teil, aber nur zu ſeinem Nutzen, denn während dort die Landheere ſich bekämpften, eroberte es mit ſeinen Flotten die Kolonieen der anderen Völker und zerſtörte eine Seemacht nach der andern. Selbſt die Subſidiengelder, die es zahlte, floſſen für Waren und Waffen in ſein Land zurück und belebten deſſen Induſtrie.

Die innere Einheit und praktiſche Klugheit des engliſchen Volkes machten drittens eine konſequente nationale Handelspolitik möglich. Hof und Adel, Städter und Bauern arbeiteten gleichmäßig im kaufmänniſchen Geiſte, ſich und dem Lande Reichtümer zu gewinnen durch Verbeſſerung der Landwirtſchaft, der Schafzucht, des Bergbaues, der Gewerbe, der Straßen, Kanäle und Häfen, und durch Eroberung und Nutzbarmachung von Kolonialländern. Jene einheitliche Politik befolgte konſequent den oft bewährten Grundſatz, nur Rohprodukte einzuführen und Manufakturen auszuführen. Jeder einzelne Gewerbszweig wurde von Regierung und Volk gepflegt, und während die einheimiſche Induſtrie ſo ſehr geſchützt wurde, daß ſelbſt Manufakturen aus den oſtindiſchen Beſitzungen der Eingang verboten und ihnen damit nur der fremde Markt angewieſen wurde, ſchloſſen ſtrenge Geſetze die ausländiſche Mit-Bewerbung von Rhederei und Fiſcherei aus. Statt deſſen trug man Sorge, fort und fort die Einwanderung von Kapitaliſten und Kaufleuten, Schiffsbauern, Tuch- und Metallfabrikanten und Gewerbverſtändigen aller Art aus Deutſchland, Holland, Flandern und Frankreich anzuziehen. Während endlich andere Regierungen durch gewagte Geldoperationen ihren Ländern und Kaſſen einen Zufluß von Schätzen verſchaffen wollten, machten die Engländer das ganze Geld in ihrem eigenen Lande zum Beſten desſelben thätig und zinsbar vermittelſt ihres Anleiheſyſtems.

Viertens griff aber diese nationale Handels- und Gewerbspolitik zugleich feindlich die Industrie jedes andern Volkes an, und zwar mit eben so viel Härte als Schlauheit. Die Engländer kennen dies Feld durch lange Übung schon so genau, daß sie nach System und Methode verfahren. Seekrieg und Kaperei, Überfall und Wegführung fremder Flotten unter allerlei Vorwänden, Schmuggelhandel im großen Maßstabe organisiert, Belästigung der Schiffahrt der Neutralen sind offene Mittel, welche die Engländer oft genug angewandt haben, um die See- und Handelsmacht anderer Völker zu zerstören. Schlimmer sind ihre geheimen Mittel, um die Manufakturkraft eines Landes zu lähmen und dessen Kapital in die Hände zu bekommen. Dahin gehören Unterstützung eines ihnen günstigen Handelssystems in fremden Ländern, Wirksamkeit in der dortigen Presse durch bezahlte Federn, Kapitalanlagen am rechten Orte, Begünstigung jeder Art von Druck, welche ein Land auf des andern Handel und Gewerbe ausübt, endlich Handelsverträge. Jeder englische Handelsvertrag lief am letzten Ende zum Ruin des davon betroffenen Landes aus, so vorteilhaft er auch anfangs sich darstellte. Es war immer ein Vertrag des großen schlauen Herrn mit dem kleinen, um diesen auszubeuten. Selbst bei anscheinend höchst humanen Maßregeln haben die Engländer ihre Hintergedanken. Ihre Missionäre und Schulen unter heidnischen Völkern machen Bahn für den englischen Handel, die Verbreitung von Kultur gewöhnt dort an englische Waren, die im Lande einheimische Manufaktur wird aber nach und nach zu Gunsten der englischen untergraben, und Gold und Schätze fließen nach England ab, ohne wiederzukehren. So verarmt das reiche Ostindien unter den Händen seiner englischen Beherrscher. Die englische Unterdrückung des Sklavenhandels erschwert den Anbau der Pflanzungen in Amerika, um in Ostindien desto bessere Ernten für den allgemeinen Markt zu bekommen.

Das sind Mittel, wie sie jedes Handelsvolk bei Gelegenheit mehr oder weniger anwendet, denn der Handel ist ein stiller Krieg gegen andere. Kein Volk aber hat jene Mittel so planmäßig und in so großem Maßstabe gebraucht, als das englische. Es ist daher wohl erklärlich, daß nächst den Russen keines bei andern Völkern so verhaßt ist, als das englische. Es mischt sich in diesen Völkerhaß nicht bloß der Neid, daß England so groß und gewaltig dasteht, nicht bloß das Gefühl, durch englische Überlegenheit auf allen Punkten gehemmt zu sein, sondern auch die Furcht vor der ränkevollen, unerbittlichen Zerstörungskraft, mit welcher England auf Handel und Gewerbe der andern Völker einwirkt. Auch der Stolz der Engländer hat seinen Anteil daran, jenen Haß zu schüren, denn in seines Herzens Grunde hält der Engländer jedes andere Volk für niedriger geartet als das seine; er bringt unter allen Zonen seine heimischen Sitten und Gebräuche mit und verhält sich kalt und abwehrend gegen das Fremde. Nur wo er herrscht, läßt er sich auf die Dauer nieder; in fremden Staaten und Kolonieen findet sich bloß der Schotte zahlreicher ein. Der Engländer weiß wohl, daß er nicht geliebt ist, läßt es sich aber wenig anfechten. Gestützt auf die Macht seines Volkes,

ſeine innere Tüchtigkeit und langjährige Erfahrung, tritt er überall als der Kaufmann in großem Zuſchnitt auf. Es finden ſich in London, Liverpool und Mancheſter auch mehrere Deutſche unter den erſten Großhändlern, Banquiers und Fabrikanten, aber ſie haben eben von jenem engliſchen Geiſt angenommen. Der engliſche Kaufmann arbeitet im großen Stil, ſein Blick fliegt über die ganze Welt, in ſeiner Geſchäftsſtube berechnet er den geſamten Staatshaushalt fremder Länder und betrachtet dort die Unternehmungen von Volk und Regierung nur wie Pläne eines Handlungshauſes. Eigene Unternehmungen beginnt er nur auf ſolider Grundlage, nichts iſt ihm fremder als windige Spekulationen. Im Verfolg ſeines Geſchäftes geht er kühl, aber nachdrucksvoll auf ſein Ziel los, nicht rechts, nicht links ſehend, mit einer gewiſſen Herbe und Trockenheit des Gemüts, aber mit voller Verſtandeskraft, die ſich weder um ſchöne Gegenden, noch um Erwerb von allerlei angenehmen Kenntniſſen kümmert, wenn ſie nicht zu ſeinem Zweck dienen. Der engliſche Kaufmann hat in der Regel weniger allgemeine Bildung als der deutſche, aber jener beſitzt mehr Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und Chemie. Er iſt nicht mitteilſam, ſondern abgeſchloſſen für ſich, und eher ſchweren und beklommenen Geiſtes, als leichten und erfinderiſchen. Ehe er einen Entſchluß faſſen kann, muß er auf ſtiller Geſchäftsſtube die Sache für ſich durchdenken und berechnen. Wenn er keinen feſten Anhalt im Geſchäft hat, iſt er ein unglücklicher Menſch, weil ihm die inneren Springquellen verſiechen. Sobald er jedoch irgendwie Fuß gefaßt, harrt er geduldig aus und arbeitet mit einer ſtillen Hartnäckigkeit. Man würde den Engländer zu hoch ſtellen, wenn man ihm eine beſondere Genialität in Geſchäften zuſchriebe; dagegen hat er ſo viele männliche Eigenſchaften der Klugheit, Energie und Ausdauer, daß dieſe ihm das Scepter des Welthandels verſchafft haben.

# Siebenter Abschnitt.

1. Frankreich. — 2. Bilder aus Paris. Zur Physiognomie der Pariser Straßen. Die Boulevards und die Zeitungs-Kiosks. Volksbelustigungen in den elisäischen Feldern. Paris und die Blague. — 3. Marseille (Charakterbild einer Handelsstadt.) Die Bastiden. Das Leben in Marseille. — 4. Griechisches Leben in Südfrankreich. — 5. Das Thal der Rhone. — 6. Blicke auf und von Lyon. — 7. Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt.

## 1. Frankreich.*)

Frankreich bildet durch seine eigentümliche geographische Lage zwar keine so vollkommen und glücklich gestaltete Halbinsel als Spanien, aber doch eine Halbinsel im eigentlichen Sinne des Wortes, indem seine gute Hälfte vom Meere umspült ist. Wenn man aber die Hochgebirge mitrechnet, welche gewöhnlich als Naturgrenzen auch die Sprachscheidungen der Völker machen, so ist Frankreich eine sehr vollkommene Halbinsel; denn vom Genfersee bis Nizza, welche Inselung oder Scheidung von Italien gegen Osten durch die höchsten Alpen! und wieder von Perpignan bis Bayonne durch die Pyrenäen von Spanien im Süden! Nur der Osten bleibt zugänglicher und bildet keine so hohe Grenzscheide; dort sind der Jura, die Vogesen, die Ardennen mit mäßigen Erhebungen; die höchsten Höhen nur 1200—1500 m hoch über dem Meere, an der Somme fortlaufend nur geringere Erhebungen, endlich in einem kurzen Strich dem Meere näher nur Ebenen und Sümpfe. Dies ist die Halbinsel Frankreich, ein großes, schönes Land, reich an mannigfaltigen Gütern, 9600 □Meilen groß, mit 36½ Millionen Menschen. Dieses große Land zerfällt, außer wo die Hochgebirge im Nordosten ein kaltes, fast nordisches Klima hervorrufen, seiner natürlichen Beschaffenheit nach in zwei Teile. Das Land nördlich der Loire und Lyons und nördlich der Berge von Auvergne gehört schon dem Norden; es neigt sich schon sehr dem Klima von einem Teile Deutschlands und Englands zu; das Land südlich der Loire und Clermonts und Lyons bis an das Mittelmeer und die Pyrenäen spielt

*) Nach E. M. Arndts „Versuch in vergleichender Völkergeschichte".

mus placuit.*) Dem Römer, dem der alte Kunstfleiß der Griechen, der gartenmäßige Landbau des Italikers bekannt waren, mußte es auffallen, wie wenig Sorgfalt und Nachdruck der Germane auf die Bearbeitung der besseren Bodenteile, die gegen die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe Germaniens gewaltig abstachen, verwendete. Gleichwohl waren es germanische Kolonisten, welche in dem sinkenden römischen Reich beides, seine verödeten Fluren anbauen und die Reihen seiner Heere ergänzen sollten. Ackerbau und Viehzucht waren von Hause aus das eigentliche Gewerbe der Germanen. Der germanische Staat ist auf den Agrarverhältnissen aufgebaut; die geordnete Benutzung der Mark, sowohl der wechselnden in Höfe geteilten Ackerflur, als der unterschiedslosen Nutzung der Almende, war die Hauptsache.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des bei weitem größten Teiles der großbritannischen Inseln, ihr mildes Klima, die alle Arten der Vegetation fördernde Feuchtigkeit der Luft, machten ihre Bewohner von den ältesten Zeiten an zu einem ackerbautreibenden Volk, dessen Zahl vom Mittelalter bis in die neueren Zeiten nur sehr allmählich wuchs. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus war die Volkszahl nicht viel höher als auf 7 Millionen gestiegen. Unter Heinrich VII. und VIII. nahm England so gut als gar keinen Teil an den amerikanischen Entdeckungs- und Eroberungsreisen; Heinrich VIII. bediente sich zu Seefahrten gemieteter Schiffe. Obwohl unter Cromwell, durch die Eroberung Jamaicas, der englische Handel sich erweiterte, blieb doch der größte Teil des Weltverkehrs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den Händen der Holländer. Der Engländer blieb bis dahin der altsächsischen Sitte des Ackerbaus getreu.

Wir haben etwas weit ausgeholt, um den Engländer in seinem Hauswesen kennen zu lernen; gewiß nicht mit Unrecht: sein Haus als Inbegriff der Familie ist für ihn das Wichtigste, so zu sagen die Summe seines geselligen Daseins, und insofern steht er seinem germanischen Ursprung vielleicht noch näher als der eigentliche Deutsche. Der Brite legt einen ungemeinen, uns anderen fast lächerlich vorkommenden Wert darauf, ein eigenes Haus zu haben und allein zu bewohnen. Daher in London die zahllose Menge von schmalen Häusern, hervorgegangen aus dem Streben nach Isolierung. (Vgl. oben „die Wohnungen in London".) Äußerlich gleichen sich diese Wohnungen wie ein Ei dem andern, der Backsteinbau, die Stacketeinfassung, die unterirdische Küche, die Thür ꝛc., alles ist nach ein und demselben Muster geformt. Nichts ist langweiliger, unerquicklicher für das Auge, als diese Monotonie: allein daran stößt der Engländer sich wenig, wenn er nur Herr, unbeschränkter, durch niemand behelligter Herr in seinem Hause ist.

In der Bequemlichkeit, Eleganz und Solidität der inneren Einrichtung seiner Wohnung übertrifft der Engländer alle anderen Nationen; das Wort

*) „Von den germanischen Völkerschaften ist es hinlänglich bekannt, daß sie keine Städte bewohnen, ja nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze unter sich dulden: sie bauten sich abgesondert und zerstreut an, wie ihnen eben der Quell, die Flur, der Hain zusagte."

„Komfort" hat nur der Engländer, weil er die Sache hat. So unansehnlich in der Regel selbst die Wohnungen reicher Leute von außen erscheinen, so reich, glänzend, ja prachtvoll ist die innere Ausstattung. Was der Bequemlichkeit und dem Behagen dient, ist mit verschwenderischer Hand angebracht, und diese Sorgfalt erstreckt sich auf die geringfügigsten Gegenstände des Hausbedarfs, die man sonst keiner Beachtung für wert hält. Im englischen Hause fehlt es nicht an Teppichen, an glänzender Beleuchtung, trefflicher Küche, reich besetztem Keller, massivem Silbergeschirr; am vollkommensten aber ist das Schlafkabinett ausgestattet, das jedem Bedürfnis mit der größten Liberalität entgegenkommt. An schön gebundenen Büchern und sehr oft an wertvollen Kunstgegenständen ist kein Mangel. Was Wunder, daß der Brite gern zu Hause ist, seine Häuslichkeit über alles wert und in Ehren hält! Es hat dies den unschätzbaren Gewinn, daß aus diesem soliden Grunde ein echtes Familienleben erwächst, welches am häuslichen Herde zur vollkommenen Reife gelangt. Giebt es natürlich auch viele Ausnahmen, so wird man doch weit in den meisten Fällen sagen müssen, daß er ein echter und ganzer Familienmensch ist. Eine Sommerreise, ein Ausflug nach dem Festlande abgerechnet, weilt er fast beständig im Schoße seiner Familie und nimmt an öffentlichen Vergnügungen ohne Vergleich weniger teil als der Franzose. Treue, liebevolle Anhänglichkeit unter den Familiengliedern trifft man dort allenthalben, und was noch mehr wiegt, sehr oft auch jene sittliche Achtung, welche die Eltern den Kindern erweisen. Dadurch mag es erklärlich werden, warum man in England so viele ganze Männer und ganze Frauen findet. Man sieht wohl auf Reisen Väter ihren noch nicht ganz erwachsenen Töchtern mit einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit begegnen, die man bei uns bloß von Verlobten erwartet. Um so weniger läuft die elterliche Liebe Gefahr, in blinde Affenliebe auszuarten; sie trägt durchaus einen würdigen Charakter und flößt den Kindern schon von frühester Jugend an jenes Gefühl von Selbständigkeit und Selbstachtung ein, das fest ins Leben hinaustritt. Im Hause wie in der Schule ist die Erziehung die Hauptsache — denn diese bezweckt die Bildung des Charakters — der Unterricht mehr nur Nebensache, und wenn daher die englischen Unterrichtsanstalten in Betreff der Kenntnisse mit den deutschen nicht von fern den Vergleich aushalten können, so sind sie den unsrigen in den erziehlichen Leistungen überlegen.

Die „Feuerseite" des englischen Familienzimmers, wie sie den Sinn für Häuslichkeit weckt und pflegt, so ist sie auch ganz besonders geeignet, durch das gesellige Mittel des Gesprächs die jüngeren Familienglieder zu erziehen und zu bilden. Die englische Geselligkeit ist ihrem Grundwesen nach eine häusliche, weshalb der Engländer so oft im Gespräch jene liebenswürdige Offenheit und Geradheit entfaltet, die er im Kreise der Seinigen sich aneignet. Hier ist der Ort, der gegen die Engländer so oft erhobenen Beschuldigung eines ungeselligen, gegen Fremde unfreundlichen, wenn nicht gar unhöflichen Wesens tiefer auf den Grund zu sehen. Wer einen so überaus großen Wert auf das Familienleben legt, wie der Brite, dem kann es nicht

mus placuit.*) Dem Römer, dem der alte Kunstfleiß der Griechen, der gartenmäßige Landbau des Italikers bekannt waren, mußte es auffallen, wie wenig Sorgfalt und Nachdruck der Germane auf die Bearbeitung der besseren Bodenteile, die gegen die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe Germaniens gewaltig abstachen, verwendete. Gleichwohl waren es germanische Kolonisten, welche in dem sinkenden römischen Reich beides, seine verödeten Fluren anbauen und die Reihen seiner Heere ergänzen sollten. Ackerbau und Viehzucht waren von Hause aus das eigentliche Gewerbe der Germanen. Der germanische Staat ist auf den Agrarverhältnissen aufgebaut; die geordnete Benutzung der Mark, sowohl der wechselnden in Höfe geteilten Ackerflur, als der unterschiedslosen Nutzung der Almende, war die Hauptsache.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des bei weitem größten Teiles der großbritannischen Inseln, ihr mildes Klima, die alle Arten der Vegetation fördernde Feuchtigkeit der Luft, machten ihre Bewohner von den ältesten Zeiten an zu einem ackerbautreibenden Volk, dessen Zahl vom Mittelalter bis in die neueren Zeiten nur sehr allmählich wuchs. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus war die Volkszahl nicht viel höher als auf 7 Millionen gestiegen. Unter Heinrich VII. und VIII. nahm England so gut als gar keinen Teil an den amerikanischen Entdeckungs- und Eroberungsreisen; Heinrich VIII. bediente sich zu Seefahrten gemieteter Schiffe. Obwohl unter Cromwell, durch die Eroberung Jamaicas, der englische Handel sich erweiterte, blieb doch der größte Teil des Weltverkehrs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den Händen der Holländer. Der Engländer blieb bis dahin der altsächsischen Sitte des Ackerbaus getreu.

Wir haben etwas weit ausgeholt, um den Engländer in seinem Hauswesen kennen zu lernen; gewiß nicht mit Unrecht: sein Haus als Inbegriff der Familie ist für ihn das Wichtigste, so zu sagen die Summe seines geselligen Daseins, und insofern steht er seinem germanischen Ursprung vielleicht noch näher als der eigentliche Deutsche. Der Brite legt einen ungemeinen, uns anderen fast lächerlich vorkommenden Wert darauf, ein eigenes Haus zu haben und allein zu bewohnen. Daher in London die zahllose Menge von schmalen Häusern, hervorgegangen aus dem Streben nach Isolierung. (Vgl. oben „die Wohnungen in London".) Äußerlich gleichen sich diese Wohnungen wie ein Ei dem andern, der Backsteinbau, die Stacketeinfassung, die unterirdische Küche, die Thür ꝛc., alles ist nach ein und demselben Muster geformt. Nichts ist langweiliger, unerquicklicher für das Auge, als diese Monotonie: allein daran stößt der Engländer sich wenig, wenn er nur Herr, unbeschränkter, durch niemand behelligter Herr in seinem Hause ist.

In der Bequemlichkeit, Eleganz und Solidität der inneren Einrichtung seiner Wohnung übertrifft der Engländer alle anderen Nationen; das Wort

*) „Von den germanischen Völkerschaften ist es hinlänglich bekannt, daß sie keine Städte bewohnen, ja nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze unter sich dulden: sie bauten sich abgesondert und zerstreut an, wie ihnen eben der Quell, die Flur, der Hain zusagte."

„Komfort“ hat nur der Engländer, weil er die Sache hat. So unansehnlich in der Regel selbst die Wohnungen reicher Leute von außen erscheinen, so reich, glänzend, ja prachtvoll ist die innere Ausstattung. Was der Bequemlichkeit und dem Behagen dient, ist mit verschwenderischer Hand angebracht, und diese Sorgfalt erstreckt sich auf die geringfügigsten Gegenstände des Hausbedarfs, die man sonst keiner Beachtung für wert hält. Im englischen Hause fehlt es nicht an Teppichen, an glänzender Beleuchtung, trefflicher Küche, reich besetztem Keller, massivem Silbergeschirr; am vollkommensten aber ist das Schlafkabinett ausgestattet, das jedem Bedürfnis mit der größten Liberalität entgegenkommt. An schön gebundenen Büchern und sehr oft an wertvollen Kunstgegenständen ist kein Mangel. Was Wunder, daß der Brite gern zu Hause ist, seine Häuslichkeit über alles wert und in Ehren hält! Es hat dies den unschätzbaren Gewinn, daß aus diesem soliden Grunde ein echtes Familienleben erwächst, welches am häuslichen Herde zur vollkommenen Reife gelangt. Giebt es natürlich auch viele Ausnahmen, so wird man doch weit in den meisten Fällen sagen müssen, daß er ein echter und ganzer Familienmensch ist. Eine Sommerreise, ein Ausflug nach dem Festlande abgerechnet, weilt er fast beständig im Schoße seiner Familie und nimmt an öffentlichen Vergnügungen ohne Vergleich weniger teil als der Franzose. Treue, liebevolle Anhänglichkeit unter den Familiengliedern trifft man dort allenthalben, und was noch mehr wiegt, sehr oft auch jene sittliche Achtung, welche die Eltern den Kindern erweisen. Dadurch mag es erklärlich werden, warum man in England so viele ganze Männer und ganze Frauen findet. Man sieht wohl auf Reisen Väter ihren noch nicht ganz erwachsenen Töchtern mit einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit begegnen, die man bei uns bloß von Verlobten erwartet. Um so weniger läuft die elterliche Liebe Gefahr, in blinde Affenliebe auszuarten; sie trägt durchaus einen würdigen Charakter und flößt den Kindern schon von frühester Jugend an jenes Gefühl von Selbständigkeit und Selbstachtung ein, das fest ins Leben hinaustritt. Im Hause wie in der Schule ist die Erziehung die Hauptsache — denn diese bezweckt die Bildung des Charakters — der Unterricht mehr nur Nebensache, und wenn daher die englischen Unterrichtsanstalten in Betreff der Kenntnisse mit den deutschen nicht von fern den Vergleich aushalten können, so sind sie den unsrigen in den erziehlichen Leistungen überlegen.

Die „Feuerseite“ des englischen Familienzimmers, wie sie den Sinn für Häuslichkeit weckt und pflegt, so ist sie auch ganz besonders geeignet, durch das gesellige Mittel des Gesprächs die jüngeren Familienglieder zu erziehen und zu bilden. Die englische Geselligkeit ist ihrem Grundwesen nach eine häusliche, weshalb der Engländer so oft im Gespräch jene liebenswürdige Offenheit und Geradheit entfaltet, die er im Kreise der Seinigen sich aneignet. Hier ist der Ort, der gegen die Engländer so oft erhobenen Beschuldigung eines ungeselligen, gegen Fremde unfreundlichen, wenn nicht gar unhöflichen Wesens tiefer auf den Grund zu sehen. Wer einen so überaus großen Wert auf das Familienleben legt, wie der Brite, dem kann es nicht

mus placuit.*) Dem Römer, dem der alte Kunstfleiß der Griechen, der gartenmäßige Landbau des Italikers bekannt waren, mußte es auffallen, wie wenig Sorgfalt und Nachdruck der Germane auf die Bearbeitung der besseren Bodenteile, die gegen die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe Germaniens gewaltig abstachen, verwendete. Gleichwohl waren es germanische Kolonisten, welche in dem sinkenden römischen Reich beides, seine verödeten Fluren anbauen und die Reihen seiner Heere ergänzen sollten. Ackerbau und Viehzucht waren von Hause aus das eigentliche Gewerbe der Germanen. Der germanische Staat ist auf den Agrarverhältnissen aufgebaut; die geordnete Benutzung der Mark, sowohl der wechselnden in Höfe geteilten Ackerflur, als der unterschiedslosen Nutzung der Almende, war die Hauptsache.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des bei weitem größten Teiles der großbritannischen Inseln, ihr mildes Klima, die alle Arten der Vegetation fördernde Feuchtigkeit der Luft, machten ihre Bewohner von den ältesten Zeiten an zu einem ackerbautreibenden Volk, dessen Zahl vom Mittelalter bis in die neueren Zeiten nur sehr allmählich wuchs. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus war die Volkszahl nicht viel höher als auf 7 Millionen gestiegen. Unter Heinrich VII. und VIII. nahm England so gut als gar keinen Teil an den amerikanischen Entdeckungs- und Eroberungsreisen; Heinrich VIII. bediente sich zu Seefahrten gemieteter Schiffe. Obwohl unter Cromwell, durch die Eroberung Jamaicas, der englische Handel sich erweiterte, blieb doch der größte Teil des Weltverkehrs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den Händen der Holländer. Der Engländer blieb bis dahin der altsächsischen Sitte des Ackerbaus getreu.

Wir haben etwas weit ausgeholt, um den Engländer in seinem Hauswesen kennen zu lernen; gewiß nicht mit Unrecht: sein Haus als Inbegriff der Familie ist für ihn das Wichtigste, so zu sagen die Summe seines geselligen Daseins, und insofern steht er seinem germanischen Ursprung vielleicht noch näher als der eigentliche Deutsche. Der Brite legt einen ungemeinen, uns anderen fast lächerlich vorkommenden Wert darauf, ein eigenes Haus zu haben und allein zu bewohnen. Daher in London die zahllose Menge von schmalen Häusern, hervorgegangen aus dem Streben nach Isolierung. (Vgl. oben „die Wohnungen in London".) Äußerlich gleichen sich diese Wohnungen wie ein Ei dem andern, der Backsteinbau, die Stacketeinfassung, die unterirdische Küche, die Thür ꝛc., alles ist nach ein und demselben Muster geformt. Nichts ist langweiliger, unerquicklicher für das Auge, als diese Monotonie: allein daran stößt der Engländer sich wenig, wenn er nur Herr, unbeschränkter, durch niemand behelligter Herr in seinem Hause ist.

In der Bequemlichkeit, Eleganz und Solidität der inneren Einrichtung seiner Wohnung übertrifft der Engländer alle anderen Nationen; das Wort

*) „Von den germanischen Völkerschaften ist es hinlänglich bekannt, daß sie keine Städte bewohnen, ja nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze unter sich dulden: sie bauten sich abgesondert und zerstreut an, wie ihnen eben der Quell, die Flur, der Hain zusagte."

„Komfort" hat nur der Engländer, weil er die Sache hat. So unansehnlich in der Regel selbst die Wohnungen reicher Leute von außen erscheinen, so reich, glänzend, ja prachtvoll ist die innere Ausstattung. Was der Bequemlichkeit und dem Behagen dient, ist mit verschwenderischer Hand angebracht, und diese Sorgfalt erstreckt sich auf die geringfügigsten Gegenstände des Hausbedarfs, die man sonst keiner Beachtung für wert hält. Im englischen Hause fehlt es nicht an Teppichen, an glänzender Beleuchtung, trefflicher Küche, reich besetztem Keller, massivem Silbergeschirr; am vollkommensten aber ist das Schlafkabinett ausgestattet, das jedem Bedürfnis mit der größten Liberalität entgegenkommt. An schön gebundenen Büchern und sehr oft an wertvollen Kunstgegenständen ist kein Mangel. Was Wunder, daß der Brite gern zu Hause ist, seine Häuslichkeit über alles wert und in Ehren hält! Es hat dies den unschätzbaren Gewinn, daß aus diesem soliden Grunde ein echtes Familienleben erwächst, welches am häuslichen Herde zur vollkommenen Reife gelangt. Giebt es natürlich auch viele Ausnahmen, so wird man doch weit in den meisten Fällen sagen müssen, daß er ein echter und ganzer Familienmensch ist. Eine Sommerreise, ein Ausflug nach dem Festlande abgerechnet, weilt er fast beständig im Schoße seiner Familie und nimmt an öffentlichen Vergnügungen ohne Vergleich weniger teil als der Franzose. Treue, liebevolle Anhänglichkeit unter den Familiengliedern trifft man dort allenthalben, und was noch mehr wiegt, sehr oft auch jene sittliche Achtung, welche die Eltern den Kindern erweisen. Dadurch mag es erklärlich werden, warum man in England so viele ganze Männer und ganze Frauen findet. Man sieht wohl auf Reisen Väter ihren noch nicht ganz erwachsenen Töchtern mit einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit begegnen, die man bei uns bloß von Verlobten erwartet. Um so weniger läuft die elterliche Liebe Gefahr, in blinde Affenliebe auszuarten; sie trägt durchaus einen würdigen Charakter und flößt den Kindern schon von frühester Jugend an jenes Gefühl von Selbständigkeit und Selbstachtung ein, das fest ins Leben hinaustritt. Im Hause wie in der Schule ist die Erziehung die Hauptsache — denn diese bezweckt die Bildung des Charakters — der Unterricht mehr nur Nebensache, und wenn daher die englischen Unterrichtsanstalten in Betreff der Kenntnisse mit den deutschen nicht von fern den Vergleich aushalten können, so sind sie den unsrigen in den erziehlichen Leistungen überlegen.

Die „Feuerseite" des englischen Familienzimmers, wie sie den Sinn für Häuslichkeit weckt und pflegt, so ist sie auch ganz besonders geeignet, durch das gesellige Mittel des Gesprächs die jüngeren Familienglieder zu erziehen und zu bilden. Die englische Geselligkeit ist ihrem Grundwesen nach eine häusliche, weshalb der Engländer so oft im Gespräch jene liebenswürdige Offenheit und Geradheit entfaltet, die er im Kreise der Seinigen sich aneignet. Hier ist der Ort, der gegen die Engländer so oft erhobenen Beschuldigung eines ungeselligen, gegen Fremde unfreundlichen, wenn nicht gar unhöflichen Wesens tiefer auf den Grund zu sehen. Wer einen so überaus großen Wert auf das Familienleben legt, wie der Brite, dem kann es nicht

gleichgültig sein, die Umzäunung seines Familienglücks gewaltsam durchbrochen, die makellose Feuerseite verunreinigt zu sehen. Es ist ganz gewiß, daß in England Empfehlungsbriefe sehr oft den erwarteten Erfolg nicht haben, daß der Engländer ungastfreundlich erscheint, indem er die Schwelle zu seinen Penaten nicht durch den ersten besten überschreiten läßt, selbst wenn es dieser seinem inneren Werte nach vollkommen verdienen sollte. „Die erste Frage," äußert Venedey (Irland 1844), „die der Engländer einem Fremden, der ihm empfohlen wird, stellt, ist: Was kann ich für Sie thun? Wer ein Herz im Leibe hat, für den ist diese Frage überflüssig. Ich brachte 50 oder 60 Empfehlungsschreiben nach London, und ich machte zwei oder drei Bekanntschaften durch sie. In Irland dagegen habe ich nirgends angeklopft, wo man mir nicht aufgemacht hätte."

Dies mag sein, aber es beweist nur so viel, daß der Engländer jene Gutmütigkeit nicht kennt, die in einem Empfehlungsschreiben schon den Schlüssel erblickt, der das Heiligtum des Familienkreises aufschließt. Der Engländer empfängt nur den, von dem er die feste Überzeugung hat, daß er dasselbe Vertrauen in ihn setzen kann, wie in ein Mitglied der Familie oder in einen langjährigen Hausfreund. Der einmal Zugelassene genießt dann aber auch alles Recht der intimsten Freundschaft, und man begreift, daß ein solches Vertrauen nicht um den Preis eines gewöhnlichen Empfehlungsbriefes erkauft wird. Englische Sitte schreibt vor, gegen Unbekannte ein gemessenes Betragen zu beobachten, und auf dieselben ohne vorausgegangene Einführung wenig oder gar keine Rücksicht zu nehmen. Ist aber ein Fremder von guter Hand empfohlen und weiß er sich als Mann von Bildung und Erziehung zu betragen, so darf er darauf rechnen, als Freund des Hauses angesehen und mit einer Zuvorkommenheit, Urbanität und Herzlichkeit behandelt zu werden, die ihn sogleich heimisch und behaglich machen müssen.

Nur darum herrscht in England zwischen den Unverheirateten beiderlei Geschlechts eine Freiheit und Natürlichkeit des Verkehrs, wie wohl nirgend sonst: die Eltern rechnen mit der verdachtlosesten Zuversicht auf die vollkommenste Ehrenhaftigkeit der Eingeführten, versehen sich von ihrer Seite der Beobachtung eines rücksichtsvollsten Betragens und erwarten, daß sie auch nicht um eines Haares Breite die Grenzen der Schicklichkeit und des Zartsinnes überschreiten. Es liegt auf flacher Hand, daß ein derartiges Verhältnis zwar nicht der gelehrten Schulbildung, wohl aber der Charakterbildung des britischen Frauenzimmers ungemein zustatten kommt. Die Britin besitzt, außer einem feinen Gefühl für das Schickliche und einem geübten Sinn für die praktischen Verhältnisse des Lebens, einen tiefliegenden romantischen Zug des Charakters, der wohl bisweilen zu Übereilungen und Fehltritten verleitet, viel häufiger aber zur Quelle der edelmütigsten Handlungen und der hingebendsten Aufopferung wird.

Eine Erziehung, die es sich zur wesentlichen Aufgabe stellt, in dem Kinde das Gefühl eigener Würde und Liebe zur Unabhängigkeit möglichst

ſtark zu entwickeln und ſelbſtändige Menſchen zu bilden, muß auch der Liebe und Ehre ihre ganze ſittliche Würde und Freiheit laſſen, daher die Eltern ſo rückſichtsvoll und zart bei den Heiraten ihrer Kinder ſich zeigen, individueller Neigung einen ſo großen Spielraum geſtatten, und in die perſönlichſte aller Angelegenheiten ſo wenig als möglich ſich einmiſchen. Das engliſche Mädchen folgt ihrer Neigung auf eigene Verantwortlichkeit, und trifft den Mann ihrer Wahl ein harter Schlag des Schickſals, ſo erprobt ſich die wahre Liebe, die Stärke des Charakters, die uneigennützige Geſinnung, die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Gattin im glänzendſten Lichte.

In einem ſolchen häuslichen Kreiſe muß auch der Fremde ſich wohl fühlen. Wo immer nur ein Dienſt, eine Gefälligkeit zu erweiſen iſt, hält der Engländer ſich nicht bloß bereit, ſondern für verpflichtet dazu; die koſtbarſte Zeit iſt ihm nicht zu teuer, um etwas zur Belehrung und Erheiterung beizutragen, und dieſer Eifer, anſtatt mit der Zeit zu erkalten, erhält ſich ungeſchwächt. Bekanntſchaften, die man in England gemacht, dauern ſelbſt in der Ferne Jahrzehnte lang mit der alten Innigkeit fort.

Indem der Engländer ſich abſchließt, gewinnt er die Mittel, in ſeinen Kreiſen mit ungeſchwächter Kraft zu wirken. Wie der engliſche Boden, ſo iſt das engliſche Leben, zumal die engliſche Geſellſchaft, von allen Seiten *eingehegt*. Dieſe Umzäunung (fencing) erſtreckt ſich ſelbſt auf die Wirtshäuſer, weil der Brite ſeine Häuslichkeit ſo über alles hochachtet, daß er wenigſtens ein Abbild derſelben auch außerhalb ſeiner eigenen vier Wände haben will. Ein Wirtstiſch, an dem ſich ohne Unterſchied zu geſelligem Verkehr Leute verſammeln, die in ihrem Leben ſich nie zuvor geſehen haben, iſt dem Engländer ein Greuel, wenigſtens ein Unbegreifliches. Gemeinſchaft des Unbekannten verſteht er nicht, und ſelbſt wenn er betet, beanſprucht er für ſich und die Seinigen einen beſonderen Kirchenſtuhl — eine Art kirchlichen Komforts.

In den *Klubs* wird die Häuslichkeit faſt vollſtändig erſetzt. Früher waren dieſelben nur der Sammelplatz für Spieler, Politiker und Bonvivants; neuerdings haben ſie einen höheren, zum Teil politiſchen, zum Teil wiſſenſchaftlichen Charakter angenommen. Die Londoner Klubhäuſer gehören zu den glänzendſten und beſteingerichteten Paläſten der Hauptſtadt, und ihre Zahl iſt fortwährend im Wachſen begriffen. In welchem Anſehen auch in England die Ehe ſtehen mag, und wie hoch häusliches Leben dort geſchätzt wird, ſo fehlt es doch nicht an Junggeſellen. Für Leute dieſer Art erſetzt der Klub den eigenen Herd, das „Home“; und ein „single Gentleman“ kann mit einigen hundert Pfund jährlichen Einkommens als Mitglied eines Klubs ſich eben ſo viel perſönliche Genüſſe verſchaffen, als ein reicher Mann. Für ſeine 6 Guineeen jährlichen Beitrags kann er jahraus jahrein von morgens früh bis in die ſpäte Nacht von eben ſo ſchönen Möbeln Gebrauch machen, eben ſo elegant ausgeſtattete Zimmer bewohnen, eben ſo weiche Teppiche betreten, an einem eben ſo komfortablen Kamin ſitzen, eine eben ſo ausgewählte Bibliothek benutzen, noch mehr Zeitungen bei ſeinem Frühſtück leſen,

eben so zahlreiche und elegante Gesellschaft sehen, als der Lord, der eine Rente von 50,000 Pfd. St. zu verzehren hat. Und legt unser Klubist zu diesen 6 Guineeen noch 2—300 weitere Goldstücke, so frühstückt, diniert und soupiert er alle Tage so vortrefflich, trinkt eben so guten Portwein und Claret, wird eben so aufmerksam und pünktlich bedient, als irgend ein Marquis oder Earl auf seinem Schlosse. Es giebt in den Klubhäusern sogar Ankleidezimmer, in denen sich alle Gegenstände der Toilette bis zur Stecknadel in größter Vollkommenheit vorfinden. Zum Briefschreiben kann das vortrefflichste Bureau zu Hause sich nicht besser eignen, als das Schreibepult im Klubhause. Das Reglement ist dabei bis ins kleinste vorgezeichnet, und genau der Strich gezogen, den der Cigarrenraucher nicht überschreiten darf. L. Bulwer versichert, die Wirkung, welche die Vermehrung des Klubs hervorgebracht, sei äußerst wohlthätig; sie habe dem Hang der Eingeborenen zur Isolierung entgegengearbeitet und einen freien Verkehr mit ausgezeichneten Fremden befördert.

In einem völlig abweichenden Sinne versteht der Franzose das Familienleben und was damit zusammenhängt.

Like blood, like goods and like ages
Make the happiest marriages*)

lautet ein englisches Sprichwort, ohne daß Mädchen und junge Männer sich besonders darnach richteten. Wie die Engländerin ihrer Neigung folgt, ohne auf das Geld zu sehen, so geschieht es wohl zum Teil durch den Einfluß der Klubs, daß namentlich Geschäftsleute sich erst in späteren Jahren verheiraten, wenn sie ein Vermögen gesammelt haben und eine Familie anständig ernähren können; sie nehmen dann oft junge, ganz unbemittelte Frauenzimmer. In Frankreich richtet sich das Hauptaugenmerk darauf, eine gute Partie zu machen; hier ist die Ehe mehr ein gewinnbringendes Geschäft. Das tiefinnerliche sittliche Moment fällt dabei mehr oder weniger weg, und insofern der Natur der Sache nach bei den Eltern eine bessere Geschäftskenntnis und eine richtigere Abwägung der in Betracht kommenden Umstände vorausgesetzt wird, liegt die Schließung der Ehe den Eltern ob. Die bloß konventionellen Rücksichten überwiegen so sehr, daß die kontrahierenden Teile es oft gar nicht für notwendig halten, diejenigen, deren Lebensglück dabei auf dem Spiele steht, um ihre Zustimmung zu befragen. Ehen aus Neigung werden nur ausnahmsweise geschlossen, und die meisten fügen sich geduldig in diesen Zwang, weil sie von nichts anderem wissen und rings um sich denselben Gang der Dinge wahrnehmen. So gleicht die Gewohnheit zwar manches Mißverhältnis aus, hat aber in ihrem Gefolge den großen Übelstand, daß, wo die jugendliche Leidenschaft ihren eigenen Weg geht, aus Übereilung insgeheim die abgeschmacktesten Ehebündnisse geschlossen werden. Um derartigen Emanzipationsgelüsten zuvorzukommen, zeigen die französischen Mütter gegen ihre Söhne in andern Punkten eine Nachsicht, die uns stan-

*) Gleiches Blut, gleiches Gut und Alter machen die glücklichste Ehe.

dalös erſcheint, während die Mädchen in klöſterlicher Abgeſchiedenheit gehalten werden, und die mütterlichen Vormünder keine ernſtlichere Sorge kennen, als ihre Töchter möglichſt bald unter die Haube zu bringen.

## 12. Die Engländer als Handelsvolk.*)

England ſteht jetzt auf der Höhe des Welthandels und der Seemacht, der Induſtrie und des Nationalreichtums. Das ungeheure Übergewicht, welches dies eine Volk auf allen dieſen Gebieten ausübt, läßt ſich mit einem Überblicke kaum umfaſſen; es wird erſt recht einleuchtend, wenn man ſich die Thätigkeit und Herrſchaft des engliſchen Volks in der Nähe anſieht. England beherrſcht, bloß das nordamerikaniſche Gebiet ausgenommen, in der That faſt alle Meere, Seehäfen und Küſten; ſeine Segel ſind nicht allein in jedem Großhafen am zahlreichſten, ſondern es hält auch rings um die Erde wohlgelegene Punkte beſetzt, um Schiffahrt und Handel der andern Völker zu beobachten und nach Umſtänden hemmen zu können. Englands Kriegsmacht zur See brauchte nicht zu erſchrecken, wenn alle andern Völker die ihrigen dagegen vereinten.**) Seine Kolonialherrſchaft erſtreckt ſich über halbe Weltteile, und die Schätze, welche ihm von dorther zufließen, ſind unberechenbar. Endlich beſitzt England, bloß die eigentlichen künſtleriſchen Gewerbe ausgenommen, jeden andern Induſtriezweig, und in jedem produziert es rieſenhaft.

Gleichwohl iſt dieſe Übermacht nicht viel über ein Jahrhundert alt; ſie iſt freilich ſo groß und allerwärts ſichtbar, daß man längſt vergeſſen hat, wie armſelig es um das engliſche Gewerbs- und Handelsweſen noch vor 200 Jahren beſtellt war. So raſch können Handel und Induſtrie eines Volkes in die Höhe ſteigen; ſie bedürfen ihrer natürlichen Beweglichkeit und Schwungkraft wegen nicht ſo langer Pflege und Zeitigung, als Ackerbau und Kriegstüchtigkeit, als Künſte und Wiſſenſchaften. Die Handelsgeſchichte zeigt mehrere überraſchende Beiſpiele, wie das Genie eines einzigen Mannes, wie Pombal, Colbert, Friedrich der Gr., Joſeph II., den induſtriellen Flor eines Landes hervorrief.

Die Engländer haben ihre jetzige Größe allerdings erworben erſtens durch die germaniſche Tüchtigkeit ihres Nationalcharakters, durch die religiöſe und politiſche Feſtigkeit im Hausſtand und im Staatsweſen, durch die Ener-

*) Nach Franz Löher (Im „Ausland").

**) Wenn Frankreich mit Nordamerika ſich wider England verbündete, wäre Grund genug zum Erſchrecken vorhanden; da bei der ausgebildeten Technik der Dampfſchiffahrt nicht allein mehr die Seetüchtigkeit der Matroſen, ſondern recht eigentlich die Zahl der Schiffe und ihrer Kanonen entſcheidet, wird es für England immer ſchwieriger, ſein Supremat zu behaupten. Anm. des Herausg.

gie und Klugheit, mit der sie unverdrossen und durch nichts wankend gemacht auf ihr Ziel hinarbeiten, durch das praktische Talent, womit sie Verbesserungen in der Mechanik aussannen und belohnten, und selbst da, wo sie über Staat und Weltall philosophierten, immer die handhafte Wirklichkeit vor Augen hatten, endlich durch ihren Nationalgeist und Nationalstolz, wodurch jeder Engländer angefeuert wurde, in des Landes Vorteil seinen eigenen zu suchen.

Allerdings kam zweitens die Gunst äußerer Umstände hinzu und die insulare Lage. Die Revolution erschütterte das Volk bis zu seinem Grunde, aber es ging aus diesen Kämpfen erfrischt und gereinigt hervor; jetzt begann der nationale Aufschwung, denn alle Kräfte im Volke waren angeregt, und die Staatseinrichtungen gaben jedem Bürger Geltung und freien Raum zur Thätigkeit. England hatte seine Revolution längst abgemacht, als sie die übrigen Völker des Kontinents zu erschüttern anfing und in endlose Kämpfe und Kriege stürzte. Das englische Volk konnte aber von seiner sichern Insel aus den Stürmen auf dem Kontinent sicher zusehen, kein feindliches Heer, kein Krieg im Innern unterbrach mit seinen Verwüstungen den stetig wachsenden Fortschritt in Landwirtschaft, Handel und Gewerben; jede Regierung setzte dem Erwerb der früheren etwas zu. England nahm an den Kontinentalkriegen teil, aber nur zu seinem Nutzen, denn während dort die Landheere sich bekämpften, eroberte es mit seinen Flotten die Kolonieen der anderen Völker und zerstörte eine Seemacht nach der andern. Selbst die Subsidiengelder, die es zahlte, flossen für Waren und Waffen in sein Land zurück und belebten dessen Industrie.

Die innere Einheit und praktische Klugheit des englischen Volkes machten drittens eine konsequente nationale Handelspolitik möglich. Hof und Adel, Städter und Bauern arbeiteten gleichmäßig im kaufmännischen Geiste, sich und dem Lande Reichtümer zu gewinnen durch Verbesserung der Landwirtschaft, der Schafzucht, des Bergbaues, der Gewerbe, der Straßen, Kanäle und Häfen, und durch Eroberung und Nutzbarmachung von Kolonialländern. Jene einheitliche Politik befolgte konsequent den oft bewährten Grundsatz, nur Rohprodukte einzuführen und Manufakturen auszuführen. Jeder einzelne Gewerbszweig wurde von Regierung und Volk gepflegt, und während die einheimische Industrie so sehr geschützt wurde, daß selbst Manufakturen aus den ostindischen Besitzungen der Eingang verboten und ihnen damit nur der fremde Markt angewiesen wurde, schlossen strenge Gesetze die ausländische Mit-Bewerbung von Rhederei und Fischerei aus. Statt dessen trug man Sorge, fort und fort die Einwanderung von Kapitalisten und Kaufleuten, Schiffsbauern, Tuch- und Metallfabrikanten und Gewerbverständigen aller Art aus Deutschland, Holland, Flandern und Frankreich anzuziehen. Während endlich andere Regierungen durch gewagte Geldoperationen ihren Ländern und Kassen einen Zufluß von Schätzen verschaffen wollten, machten die Engländer das ganze Geld in ihrem eigenen Lande zum Besten desselben thätig und zinsbar vermittelst ihres Anleihesystems.

Viertens griff aber diese nationale Handels- und Gewerbspolitik zugleich feindlich die Industrie jedes andern Volkes an, und zwar mit eben so viel Härte als Schlauheit. Die Engländer kennen dies Feld durch lange Übung schon so genau, daß sie nach System und Methode verfahren. Seekrieg und Kaperei, Überfall und Wegführung fremder Flotten unter allerlei Vorwänden, Schmuggelhandel im großen Maßstabe organisiert, Belästigung der Schiffahrt der Neutralen sind offene Mittel, welche die Engländer oft genug angewandt haben, um die See- und Handelsmacht anderer Völker zu zerstören. Schlimmer sind ihre geheimen Mittel, um die Manufakturkraft eines Landes zu lähmen und dessen Kapital in die Hände zu bekommen. Dahin gehören Unterstützung eines ihnen günstigen Handelssystems in fremden Ländern, Wirksamkeit in der dortigen Presse durch bezahlte Federn, Kapitalanlagen am rechten Orte, Begünstigung jeder Art von Druck, welche ein Land auf des andern Handel und Gewerbe ausübt, endlich Handelsverträge. Jeder englische Handelsvertrag lief am letzten Ende zum Ruin des davon betroffenen Landes aus, so vorteilhaft er auch anfangs sich darstellte. Es war immer ein Vertrag des großen schlauen Herrn mit dem kleinen, um diesen auszubeuten. Selbst bei anscheinend höchst humanen Maßregeln haben die Engländer ihre Hintergedanken. Ihre Missionäre und Schulen unter heidnischen Völkern machen Bahn für den englischen Handel, die Verbreitung von Kultur gewöhnt dort an englische Waren, die im Lande einheimische Manufaktur wird aber nach und nach zu Gunsten der englischen untergraben, und Gold und Schätze fließen nach England ab, ohne wiederzukehren. So verarmt das reiche Ostindien unter den Händen seiner englischen Beherrscher. Die englische Unterdrückung des Sklavenhandels erschwert den Anbau der Pflanzungen in Amerika, um in Ostindien desto bessere Ernten für den allgemeinen Markt zu bekommen.

Das sind Mittel, wie sie jedes Handelsvolk bei Gelegenheit mehr oder weniger anwendet, denn der Handel ist ein stiller Krieg gegen andere. Kein Volk aber hat jene Mittel so planmäßig und in so großem Maßstabe gebraucht, als das englische. Es ist daher wohl erklärlich, daß nächst den Russen keines bei andern Völkern so verhaßt ist, als das englische. Es mischt sich in diesen Völkerhaß nicht bloß der Neid, daß England so groß und gewaltig dasteht, nicht bloß das Gefühl, durch englische Überlegenheit auf allen Punkten gehemmt zu sein, sondern auch die Furcht vor der ränkevollen, unerbittlichen Zerstörungskraft, mit welcher England auf Handel und Gewerbe der andern Völker einwirkt. Auch der Stolz der Engländer hat seinen Anteil daran, jenen Haß zu schüren, denn in seines Herzens Grunde hält der Engländer jedes andere Volk für niedriger geartet als das seine; er bringt unter allen Zonen seine heimischen Sitten und Gebräuche mit und verhält sich kalt und abwehrend gegen das Fremde. Nur wo er herrscht, läßt er sich auf die Dauer nieder; in fremden Staaten und Kolonieen findet sich bloß der Schotte zahlreicher ein. Der Engländer weiß wohl, daß er nicht geliebt ist, läßt es sich aber wenig anfechten. Gestützt auf die Macht seines Volkes,

ſeine innere Tüchtigkeit und langjährige Erfahrung, tritt er überall als der Kaufmann in großem Zuſchnitt auf. Es finden ſich in London, Liverpool und Mancheſter auch mehrere Deutſche unter den erſten Großhändlern, Banquiers und Fabrikanten, aber ſie haben eben von jenem engliſchen Geiſt angenommen. Der engliſche Kaufmann arbeitet im großen Stil, ſein Blick fliegt über die ganze Welt, in ſeiner Geſchäftsſtube berechnet er den geſamten Staatshaushalt fremder Länder und betrachtet dort die Unternehmungen von Volk und Regierung nur wie Pläne eines Handlungshauſes. Eigene Unternehmungen beginnt er nur auf ſolider Grundlage, nichts iſt ihm fremder als windige Spekulationen. Im Verfolg ſeines Geſchäftes geht er kühl, aber nachdrucksvoll auf ſein Ziel los, nicht rechts, nicht links ſehend, mit einer gewiſſen Herbe und Trockenheit des Gemüts, aber mit voller Verſtandeskraft, die ſich weder um ſchöne Gegenden, noch um Erwerb von allerlei angenehmen Kenntniſſen kümmert, wenn ſie nicht zu ſeinem Zweck dienen. Der engliſche Kaufmann hat in der Regel weniger allgemeine Bildung als der deutſche, aber jener beſitzt mehr Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und Chemie. Er iſt nicht mitteilſam, ſondern abgeſchloſſen für ſich, und eher ſchweren und beklommenen Geiſtes, als leichten und erfinderiſchen. Ehe er einen Entſchluß faſſen kann, muß er auf ſtiller Geſchäftsſtube die Sache für ſich durchdenken und berechnen. Wenn er keinen feſten Anhalt im Geſchäft hat, iſt er ein unglücklicher Menſch, weil ihm die inneren Springquellen verſiechen. Sobald er jedoch irgendwie Fuß gefaßt, harrt er geduldig aus und arbeitet mit einer ſtillen Hartnäckigkeit. Man würde den Engländer zu hoch ſtellen, wenn man ihm eine beſondere Genialität in Geſchäften zuſchriebe; dagegen hat er ſo viele männliche Eigenſchaften der Klugheit, Energie und Ausdauer, daß dieſe ihm das Scepter des Welthandels verſchafft haben.

# Siebenter Abschnitt.

1. Frankreich. — 2. Bilder aus Paris. Zur Physiognomie der Pariser Straßen. Die Boulevards und die Zeitungs-Kiosks. Volksbelustigungen in den elisäischen Feldern. Paris und die Blague. — 3. Marseille (Charakterbild einer Handelsstadt.) Die Bastiden. Das Leben in Marseille. — 4. Griechisches Leben in Südfrankreich. — 5. Das Thal der Rhone. — 6. Blicke auf und von Lyon. — 7. Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt.

## 1. Frankreich.*)

Frankreich bildet durch seine eigentümliche geographische Lage zwar keine so vollkommen und glücklich gestaltete Halbinsel als Spanien, aber doch eine Halbinsel im eigentlichen Sinne des Wortes, indem seine gute Hälfte vom Meere umspült ist. Wenn man aber die Hochgebirge mitrechnet, welche gewöhnlich als Naturgrenzen auch die Sprachscheidungen der Völker machen, so ist Frankreich eine sehr vollkommene Halbinsel; denn vom Genfersee bis Nizza, welche Inselung oder Scheidung von Italien gegen Osten durch die höchsten Alpen! und wieder von Perpignan bis Bayonne durch die Pyrenäen von Spanien im Süden! Nur der Osten bleibt zugänglicher und bildet keine so hohe Grenzscheide; dort sind der Jura, die Vogesen, die Ardennen mit mäßigen Erhebungen; die höchsten Höhen nur 1200—1500 m hoch über dem Meere, an der Somme fortlaufend nur geringere Erhebungen, endlich in einem kurzen Strich dem Meere näher nur Ebenen und Sümpfe. Dies ist die Halbinsel Frankreich, ein großes, schönes Land, reich an mannigfaltigen Gütern, 9600 □Meilen groß, mit 36½ Millionen Menschen. Dieses große Land zerfällt, außer wo die Hochgebirge im Nordosten ein kaltes, fast nordisches Klima hervorrufen, seiner natürlichen Beschaffenheit nach in zwei Teile. Das Land nördlich der Loire und Lyons und nördlich der Berge von Auvergne gehört schon dem Norden; es neigt sich schon sehr dem Klima von einem Teile Deutschlands und Englands zu; das Land südlich der Loire und Clermonts und Lyons bis an das Mittelmeer und die Pyrenäen spielt

*) Nach E. M. Arndts „Versuch in vergleichender Völkergeschichte".

etwas zum Süden hin, und doch ist es noch nicht ganz Südland, wie der größte Teil Italiens und Spaniens. Frankreich bildet also ganz eigentlich die Mitte zwischen dem Norden und Süden Europas, es macht gleichsam einen Übergang. Frankreich hat auch zwei verschiedene Seelen in sich, eine nördliche und eine südliche Seele, die sich bis auf den heutigen Tag in mancherlei Hader und Zwietracht bekämpfen und das unruhige, wankelmütige, wechselvolle, wunderliche Treiben bilden, welches wir das französische Leben und Wesen nennen, und welches wie ein siedender Topf nach unserer deutschen Seite hin, wo der Rand am niedrigsten und hin und wieder abgebrochen ist, immer überschäumen und es mit seinem siedenden Brodem übersprühen und versengen will.

Dieses im ganzen fruchtbare und schöne Land mit zwei großen Meeren, dem atlantischen und mittelländischen, und dem unruhigen, sturm- und kriegvollen Kanal, und mit vortrefflichen Häfen an seinen Küsten, hat freilich nicht die hoch- und vielgestaltige Mannigfaltigkeit Deutschlands, Italiens und Spaniens, aber es ist reich an Wein, Getreide, Obstbau, Viehzucht und zieht im Süden schon den Ölbaum und einzelne Südfrüchte und den Maulbeerbaum mit dem Seidenwurme, ist auch durch Handel, Schiffahrt, Gewerbfleiß uud Kolonieen ein gesegnetes und mächtiges Reich.

Werfen wir einige Blicke auf den Charakter des Volkes. Am auffallendsten und merkwürdigsten in dem französischen Nationalcharakter ist das Gepräge, das ihm die Hauptstadt des Landes aufgedrückt hat und fortwährend aufdrückt. Ganz Frankreich würde ein anderes Frankreich sein, wenn für Paris irgend eine Stadt an der Rhone, Loire oder unmittelbar am Ozean seine Hauptstadt geworden wäre. Mit Paris sind alle Franzosen zu sehr in das gallische Element ein und untergetaucht worden. Dieses Element mußte auf die Eingewanderten auf jeden Fall den größten Einfluß haben, aber sicher würde derselbe nicht so groß gewesen sein, wenn die große Hauptstadt nicht in dem gallischen Kern gelegen hätte. Es läßt sich ziemlich genau nachweisen, wie die nachbarliche normännische Windigkeit und Abenteuerlichkeit und die gallische Leichtfertigkeit und Lustigkeit zusammen dem Ganzen die Gestalt geben, die es jetzt hat. Von Paris aus, welches schon im Mittelalter ein allgemeiner Herd war, an welchem sich Kunst und Wissenschaft wärmte, ist alles Übrige des Reichs mehr oder weniger gemacht worden. Paris ist Frankreichs Hauptstadt wie keine andere Hauptstadt irgend eines europäischen Landes, und weil sie durch das Glück, daß ihre Sprache eine Weltsprache geworden, daß alles, was Feinheit, Schönheit, Anmut und Bildung im Sinne der jüngsten Vergangenheit suchte, daß wenigstens alles Freiherrliche und Fürstliche einige Jahre nach Paris gehen mußte, um sich dort den Firnis seiner Sitten überstreichen zu lassen, die stolze Einbildung gefaßt hatte, sie sei wirklich die Hauptstadt aller Bildung und Wissenschaft; so hat diese Einbildung das ganze französische Volk wie ein wahrer Zauber ergriffen und hält es immer noch fest, nachdem die Fremden großenteils von dem frühern Wahne erlöst sind. Paris ist darum auch ein Mittelpunkt

franzöſiſcher Eitelkeit,*) welche allerdings berechtigt iſt, ſich auf ihr Volk etwas einzubilden, aber leider dieſe Einbildung nicht immer auf die edleren Eigenſchaften legt. Denn auch die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache iſt nicht bloß etwas Zufälliges, etwa allein durch das Übergewicht geworden, welches die Franzoſen ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts über die andern europäiſchen Völker bekamen: ſondern die Leichtigkeit, Lebendigkeit, Witzigkeit des Volkes, ſeine Klarheit und Feinheit, ſein leicht greifender Verſtand der äußern Dinge, und das Talent, alles Geſchaute, Empfundene, Gedachte leicht und bequem in klarer, netter Sprache auszudrücken, die gleich glatten Kieſeln durch unaufhörlichen Gebrauch geſchliffen, leicht über die Zunge hinweggleitet und fortliſpelt, der im ganzen leichte, ſtreng geſetzmäßig geordnete Bau machen ſie wirklich zu einer Weltſprache ſehr geeignet.

Merkwürdig, die Franzoſen ſind ihrem Weſen nach auf den Verſtand angewieſen, ſind durchaus ein feines, klares, verſtändiges Volk — aber ſo mächtig iſt bei ihnen die Eitelkeit, daß dieſe ſie alle Augenblicke von dem geraden, hellen Wege des Verſtandes abbringt. Denn blind wird, wer in den Spiegel der Eitelkeit ſchaut, und ſie halten ſich dieſen Spiegel immer ſelbſt vor und zürnen, wenn ein wahrhaftiger Mann ihnen denſelben wegnehmen will. Man vergleiche nur die Redner in den franzöſiſchen und engliſchen Kammern. Der Engländer haut den geraden Schwerthieb des Wortes und der Gründe, worauf ſein Wort ruht; er ſpricht friſch und gerade aus der Sache und Perſon heraus, um was es ſich eben handelt. Der Franzoſe muß bei den meiſten Sachen Quer- und Scheinhiebe thun, darf, damit er die zierlichen Nichtigkeiten der geſelligen Gewohnheiten des Volkes nicht verletze, damit er die Eitelkeit nicht verwunde, kaum in halbverblümter Rede ſprechen da, wo gerade die vollſte Wahrheit gefordert wird. Welch ein Jammer, wenn ein wahrer, tapferer Biedermann, der den Schaden Israels wohl kennt, doch nimmer das Ding bei ſeinem wahren Namen nennen, daß

*) Unſer A. M. v. Thümmel (Reiſe ins mittägige Frankreich — ſämtl. Werke 1. T.) bemerkt treffend: „Die Eigenliebe dieſer glücklichen Nation iſt doch in der That nicht von gewöhnlichem Schlage. Sie belebt, bewegt und verbindet, gleich einer allgemeinen Eroberungsſucht, jedes einzelne Mitglied des Staats zu dem gemeinſchaftlichen Endzwecke, den Beifall und die Bewunderung aller Völker der Erde zu erbeuten. Sie ziehen öffentlich zu Felde und thun geheime Ausfälle darnach und halten ſich — wodurch ſie eigentlich unüberwindlich werden — niemals für geſchlagen. Wenn der erſte, dem du auf der Straße begegneſt, auch noch ſo bettelarm iſt, daß er dir weder tabac des fermes aus einer verſchabten Doſe anbieten oder dir unter einem zerriſſenen Kittel wenigſtens ein Paar Manſchetten zur Schau geben kann: ſo iſt doch zu wetten, ihr ſeid noch keine Viertelſtunde mit einander fortgeſchlendert, ſo glaubt er dir das Geſtändnis abgenötigt zu haben, daß kein Volk ſo mächtig, ſo reich, ſo witzig, ſo artig, ſo erhaben ſei, als das ſeinige; und ſollte ſein Anteil an dieſem Nationalvermögen auch noch ſo gering ſein, ſo iſt er doch gewiß mit ſeinem Loſe zufriedener, als du mit dem deinigen. Die guten Leute wiſſen jede Einwendung, die wir dagegen merken laſſen, ſo geſchwind zu entkräften — glauben, daß jedes menſchliche Auge ſo geformt ſei wie das ihrige, und können nicht begreifen, wie ein Fremder unter ihren bunten Kleidern Armut, eine verdorbene Haut unter ihrer Schminke, und Elend und Verzweiflung in den Labyrinthen ihrer Hoffart entdecken könne."

er die Gebrechen und Untugenden seiner „großen Nation“ nicht öffentlich schelten und bekennen darf. *Wie will man aber, wo diese Duldung der Wahrheit in den Ohren und Herzen eines Volkes fehlt, wie will man zur Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit gelangen, zu dem Zustande, welchen das unglückliche Volk, das sich des freiesten menschlichen Staates würdig glaubt, jeden Tag so lautschreiend begehrt?*

So steht es denn fest: Leichtigkeit, Lebendigkeit, Heftigkeit, aber auch die gallische Unstätigkeit und Unruhe, der gallische Wankelmut und Wechsel, ein leichtes Fassen und Ergreifen, aber auch ein leichtes Loslassen. Sie sehen die einzelnen Dinge sehr geschwind, fassen das Einzelne, das Mannigfaltige auch leicht in ein bequemes Bündel zusammen, fertig für den Gebrauch des Augenblicks; darum nennt man sie auch die „praktische Nation“, was sie auch sind, wenn man die leichte und bequeme Behandlung der gewöhnlichen Dinge des Alltagslebens meint. Aber beharrlichen Sinnes zu den Grundanfängen der Dinge hinabzusteigen, hier dauernde feste Knoten zu binden und *ein großes Ziel unverwandten Blickes festzuhalten: dazu fehlt es ihnen an der Tiefe des Geistes und Gemütes.*

Es ist merkwürdig, daß der Franzose in dem Maße schlechter wird, als er sich von Hause entfernt. Das Ding, was er bei sich honneur und honnêteté nennt, worunter er aber etwas ganz anderes versteht, als was wir mit unserm deutschen „Ehre“ und „Ehrbarkeit“ bezeichnen, hält ihn daheim noch in leidlichen Schranken der Ordnung und Tüchtigkeit. Es ist gleichsam, als bedürfe er immer der Augen von vielen und auch der Reizung durch viele, um zur Redlichkeit angehalten, zur würdigen Thätigkeit angespornt zu werden. Er ist der geselligste der Menschen, der Mensch, der durch das Gefühl der Masse und Menge gehalten und getragen wird; in kleinen Haufen verkümmert er, einzeln zerbröckelt er sich in der Welt und verweht wie Sand. Geh nach Petersburg und Stockholm oder London, ja geh in die gesittete Welt hinaus, so weit sie ist, was siehst du? Du siehst die Deutschen allenthalben neben und unter den Fremden als Herren, die Franzosen als Diener. In Petersburg und Moskau leben an 40—50,000 Deutsche, in Stockholm und London leben mehrere Tausende derselben; an denselben Orten gehen auch Franzosen zu Tausenden umher. Aber der Deutsche ist der große Kaufmann, der unabhängige, tüchtige Handwerker, der Arzt, der Künstler, der Gelehrte, welcher mitherrscht und mitentscheidet; der Franzose aber springt fast durchaus nur in den kleinsten Diensten des Lebens, in den untergeordneten Stellungen der bürgerlichen Ordnung herum: Sprachmeister, Tanzmeister, Haarkräusler, Käse-, Wurst- und Salbenkrämer, kurz Umherträger und Feilscher für den Schein und Putz und die Zierlichkeit des Lebens — aber kein Mensch der einzelnen Kraft, der persönlichen Selbständigkeit. Dies offenbart er sogar in dem Artikel, worin er es am weitesten gebracht zu haben meint, in dem Artikel des *Kriegsmutes*. Wer wollte diesen Mut dem ritterlichen, ungestümen Volke streitig machen? Aber wie-

der bleibt es wahr, dieser Mensch der Massen und der Menge, dessen Zeichen mit Recht der Bienenkorb ist, wohin Napoleon die Lilien oder Hellebardenspitzen der französischen Oriflamme ausgelegt hatte, dieser Mensch kann sich nur in Massen finden und empfinden, um in voller Kraft zu wirken und zu bedeuten, er muß selbst sein à la gloire! und à l'honneur! von tausend Kehlen tönen und wiedertönen hören, damit es ihn mit dem gehörigen Feuer treibe und entflamme; er ist kein Waghals im Einzelkampfe, er will gesehen werden, um sich sehen zu lassen.

Der Deutsche, Spanier, Engländer tritt auf mit dem stillen, unbewußten: „Ich bin"; der Franzose schaut um sich und scheint jedem zuzurufen: „Me voilà!" Er macht fast immer den Feurigen, Leidenschaftlichen, wie auf dem Theater für die Darstellung. Man sehe nur die verschiedene Leidenschaft und das verschiedene Feuer bei den Jungen. Sei auf einer Gasse, einem Markt in Paris oder sonst einer welschen Stadt — wie springt, braust, lärmt, tobt da die Jugend gegen einander! Hände und Füße in fliegender Bewegung, die Zungen nicht minder; drohende Gebärden, heftige Worte! Der Deutsche schaut zu und wartet auf den Kampf; aber sie können wie die Hähne so eine Viertelstunde lang auf einander loskrähen und springen, und dabei bleibt es. Und der deutsche Junge? O wie bald geht es da in Fäuste und in die Haare. Ja, heftig sind sie, die Franzmänner. Sie heben sich wie die Wellen im Topfe und sprühen Schaum, um wieder zurückzusinken; es ist mehr Sausen und Brausen, Schäumen und Wogen, als ruhiger, starker Wellenschlag auf der Tiefe der Wasser.

Was ihre gesellige Lebensbildung, die Kunst des Umgangs betrifft, die allerdings zu den liebenswürdigsten Künsten gehört, so gestehen wir ihnen da gern eine glückliche Leichtigkeit, eine gewisse Zierlichkeit, den Ton und Geschmack des äußern Lebens zu, welche wir durch Erziehung und Nachäffung uns angewöhnt haben, als etwas Unerreichbares zu bewundern. Aber es ist unendlich viel Leerheit und gemachte Steifheit und Nichtigkeit dabei. Der gebildete Mensch, der da redlich und tapfer ist, aus welcherlei Volk er auch sei, wird in den Sitten des Lebens das Einfache, Natürliche, Menschliche, jeder in der Art und Weise seines Volkes, anmutig und liebenswürdig darstellen; und der gebildete Franzose hat da allerdings eine ihm besonders eigene Leichtigkeit und Gewandtheit. Aber man glaube nicht, daß die angenehme Geselligkeit in Frankreich etwas so ganz Gewöhnliches sei. Weil der Franzose eine heftige und auflodernde, aber keine nachhaltige, tiefglühende Natur ist, so wird er viel früher als der Deutsche trocken und mager, er versteift sich viel früher als dieser. Es fehlt ihm der Reichtum des Gemütes. Trotz aller Lebendigkeit und Beweglichkeit des Volkes ist doch eine große Anlage zur langweiligsten Einerleiheit vorhanden, zu einem Chinesentum, das bei dem ersten Anblicke bunt genug erscheint, aber endlich in seiner stereotyp ausgeprägten Form durch die fürchterlichste Einförmigkeit ermüdet und tot macht. Bei allem Drange nach Freiheit ist der Franzose ein Sklave der Form, der Mode, der Meinung, des Scheins.

## 2. Bilder aus Paris.

### Zur Physiognomie der Pariser Straßen.*)

Das Eigentümlichste und Merkwürdigste von Paris bleiben stets seine Straßen und ihr Treiben. Sie sind eine große Weltausstellung, ein Theater und Gesellschaftssaal, so glänzend und bunt zumal dadurch, daß jedes Rez-de-chaussée eine Schaustellung bietet, Laden an Laden, Scheiben bis zur Erde die langen Häuserzeilen auf und nieder. Den Häusern verleihen wieder die hochgegiebelten, möglichst architektonischen Kamine, eine Stadt von kleinen Pyramiden auf den Dächern, eigenen Charakter. Es giebt einen Augenblick, wo man das Auge besonders gern in solche Gassenperspektive senden mag: wenn ihre dunkeln Linien sich hoch oben im noch etwas tagblauen Äther zeichnen, während unten schon im Kontraste die Flammenguirlanden spielen vor einer hingebreiteten Märchenpracht Arabiens.

Zur Physiognomie der Straßen von Paris gehört, daß wenigstens der dritte Laden unfehlbar der eines Friseurs ist, oder eines Dentisten mit Zähnen, Gebissen, Kiefern aller Art, aufgezogen wie Juwelen; oder eines Korsettmachers. Lebensgroße Puppen mit Seidenmieder, Nestel in der Hand, oder Wachsdamen mit Blumen und Federn in den Locken, in rotem Sammetgewande, sich vor dem Beschauer drehend und drehend, als tanzten sie nach der an jener Ecke geleierten „Orgue de Barbarie“. Ungerechnet den „Salon épilatoire“ mit den eingerahmten Bilderbogen, auf welchen „Mademoiselle Flore“ oder „Arabelle“ Haarschmuck besorgen. Ein anderes Wahrzeichen sind die Schuhmagazine. Jeder Schuh ein Meisterstück. Ein solcher unbeschreiblich leichter, graziöser Schuh ist eigentlich schon Paris, die ganze Pariserin. Man sieht ihren Fuß, ihren unnachahmlichen Gang. Noch mehr, dieser Schuh giebt den Rhythmus der französischen Beweglichkeit und ist historische Studie. Auch der Frauenhut ist für Paris charakteristisch; jeder ist so vollendet und doch so leicht, zum Davonfliegen. Das Schaufenster einer Modistin gleicht einer Schmetterlingssammlung. Doch wir dürfen den Handschuh nicht vergessen, der sich so verräterisch um die Finger schmiegt, denn meistens liest man: Gants sur mesure. Es versteht sich, daß man in den Kleidermagazinen alles fertig trifft, bis zum Puppengewande herunter. Es ist alles Modejournal, jegliches ein Typus der Eleganz; deshalb wird auch das eigentliche Modeblatt nirgends bemerkt — man bedarf seiner nur in der Provinz und im Auslande.

Besonders lustig sind die Läden voll Kinderspielzeug. Dies ist nach etwas weiterem Zuschnitt als bei uns, nicht so kleinlich, liebevoll; aber mehr Stil, launiger, mehr Luxus, mehr Karikaturen und komische Scenen. Es ist hier vorzugsweise bloß „amusement“, keine Beschäftigung, kein Still-

*) Aus dem heutigen Paris. Von Emma Niendorf (Stuttgart).

Paris.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

leben; alles mehr äußerlich. Ein Kennzeichen der jetzigen Periode bilden jedoch die Massen von Soldaten- und Festungsspielen, unter ihnen eine ganze Schlacht von Algier. Selbst in den Konditoreien mit ihren unzählbaren Körbchen und Schatullen und Assietten voll Pasteten und Bonbons sieht man kleine Zelte mit der dreifarbigen Fahne, Erinnerungen an das Lager von Satory.

Eine Masse von Konfitüren, besonders der Aprikosen mit Kernen; denn wie zu Hamburg überall Fische, Schinken, Würste baumeln, so fällt der Blick hier neben Lebkuchen auf eingesottenes Obst in Näpfen von Porzellan. Paris hat immer das Beste aller Jahreszeiten beisammen: Erdbeeren, Kirschen, Weintrauben, Artischocken, Haufen von Blumenkohl, Rüben, Melonen und Blumen aller Art. Der Franzose ist ein Liebhaber von Geflügel; solches sieht man denn auch in goldener Bräune aufgetragen, das lebendige unter dem Budentische in kleinen Ställen, und im Hintergrunde brennt eine Hölle, in welcher sich die aufgespießte Kreatur fort und fort dreht.

Durch Reinlichkeit und einen gewissen, dieser Nation in allem nun einmal eigentümlichen Anstand, samt dem damit zusammenhängenden theatralischen Etwas zeichnen sich die Fleischerbuden aus. Sie breiten ihre Ware auf Tischplatten von weißem Marmor aus und den Hintergrund verhüllt ein Doppelvorhang — gleichsam als ob dort die Tragödie vor sich gehe. Für gebratene Hammelkeulen finden sich den Knochen bergende Handhaben von geschliffenem Holze, manche de gigot. An mehreren Bäckerfenstern, besonders der Boulevards, gewahrt man ein Schlangengeringel, das sich bei näherer Untersuchung als kolossale Kunstbretzel zu erkennen giebt. Auf dem Börsenplatze stolziert eine Spiegelscheibe: „Schwarzbrot mit und ohne Kümmel.“ Herz, was willst du mehr?

Dies ganze Schaustück kreist um uns bei dem Getöse einer betäubenden Ouvertüre. Denn wie im Chamounythale die Wasserfälle in einer Symphonie zusammenrauschen, zu welcher sich Lawinendonner mischt, so in den Straßen von Paris das unaufhörliche, zu einem Höllenkonzert schwellende Kreischen und Rasseln von Rädern. In das zermalmende, oft wie Kanonenwagen schwere Rollen gellen die Ausrufe hinein, mitten im Gewoge der Weltstadt, gleich Strandleuten an den Schrei von Seevögeln und Matrosengesang mahnend, weil allen Stimmen des Volks, wenigstens aus der Ferne eine Melancholie eigen ist.

Mit Einbruch des Abends wird es erst recht lebendig. Gleich Ungeheuern mit weißen, grünen, roten, blauen Augen funkeln die unablässig sich kreuzenden Omnibus durch die Nacht; für 6 Sous mißt man jede Entfernung in der Metropolis. Wissen Sie, was mon ver rongeur heißen will? Seinen „nagenden Wurm“ nennt der Pariser seinen Fiakre, der hier beständig Geld frißt, wenn auch die einzelne Fahrt billig genug ist. Kein seltsameres Widerspiel, als die Beduinen der Wüste mit ihrem weißen Burnus gespensterhaft im Fiakre.

Wer sollte glauben, daß man Personen begegnet, die lesen, in einem Buche lesen, durch die Straßen von Paris? Selbst der Blinde fühlt sich

noch längs den Häusern mit seinem Stabe, wie ein Schiffer im Kahn, durch die Menschenwellen, die vor ihm zurückweichen.

Plötzlich stockt alles. Man schweigt, nimmt die Hüte ab; es ist ein Trauerwagen. Unter dem schwarzen Wagenhimmel umhüllt eine weiße Decke den Sarg, hinter dem, an weißseidenen Streifen ihn haltend, wie mit Unschulds- und Liebesbanden, eine Schar halbgroßer Mädchen folgt; schneeigrein, den weißen Flor vom Haupte wallend — denn es ist ihre junge Gespielin, deren letzten Schlaf sie hüten; und hinter ihnen schlagen von neuem die Wogen über die Todesspur zusammen.

Ein anderer Kontrast. Unter launenhaften, üppigen Toiletten, totmüden oder abgespannten Physiognomieen — denn das Sein des Pariſers fiebert zwischen steter Aufregung und Erschöpfung — stillgleitende Nonnengestalten, schwarze, weiße Schleier, auch blaue Ordenstracht; rosige, junge Gesichter voll heiteren Friedens mitten in dieser Welt voll Taumel, Genuß und Schein. Es folgt, wie auf einer Redoute, der Grieche in reichgesticktem Kleide, der Orientale mit schleppendem Talar, der bärtige Rabbi, der Mohr; schwarze Kohlenbrenner aus der Auvergne und Müllerknechte gleich Schneemännern. Das schöne Geschlecht zeigt die mannigfaltigsten Häubchen, meistens kokett, fein ausgenäht, denn alles stickt hier. „Celui-ci vaut 8 Francs; mais je l'ai brodé moi-même", entgegnete die rotbackige Dirne, welche ich nach dem ihrigen fragte. Die kleinsten Mädchen, wenn sie kaum laufen, spannenlange Geschöpfe, tragen ihre Dormeuse, altklug und naseweiß. Koboldartig erscheinen die Blousenknaben. Sie haben etwas Phantastisches, vor allem aber Energie. Wenn diese Gamins mit ihren Stöcken als Schildwache vor den mit Baugerüsten umgebenen Häusern kommandieren, bramarbasieren, den Vorübergehenden schrecken, necken, gemahnen sie an Racketen oder Schwärmer, welche in den Straßen der Weltstadt aufprasseln.

Gar sehr verändert sich die Bühne an Regentagen. Wie „maussade" plötzlich dieses Paris! Durch die Kamine heult der Wind. Außen ist's, als sei das Meer in die Straßen hereingebrochen. Mühsam schiebt sich auf den Trottoirs eine mit Kot übersäte, jeden Augenblick durch das Heer der eilig rasselnden Wagen gefährdete Prozession von Regenschirmen. Das Wachstuch und der Wachstaffet regieren. Alles macht böse Gesichter. Kein Mensch schaut den andern an, weil er selbst nicht angeschaut zu werden wünscht und mit sich selbst genug zu thun hat. Im Nu sind sämtliche Spiegelfenster der Magazine bis oben hinauf mit der schwarzen Lauge bespritzt, so daß einem nur die zarten Blumen und die tausend zierlichen Dinge hinter den schmutzigen Scheiben Mitleid einflößen. Die Pariſerin feiert aber auch dabei einen Triumph; denn sie ist graziös bis auf das unnachahmliche geschickte Schürzen ihres Gewandes, ganz anders wie die Deutsche, mit einer so großartigen Anmut und Sicherheit; sie schwebt mit Leichtigkeit, fast ohne die Fußspitzen zu beflecken, durch den Schlamm, wenn schon die ältere Generation behaupten will, die jüngere verlerne das Gehen.

Man wird übrigens in Paris müßiggängerisch, vergnügungssüchtig,

äußerlich. Niemand bilde ſich ein, daß man hier noch Zeit habe, etwas anderes zu denken, als eben nur Paris. Nirgends fand ich mich noch ſo ſchnell zu Hauſe. Auch das iſt ſo bequem, daß man einen Schritt vor der Thür haben kann, was man nur wünſcht. Dieſer Weltmarkt muß in unſerem Charakter entweder ruhigſtes Entſagen oder flammende Begehrlichkeit erzeugen. Man ſieht ſich überall im Mittelpunkt. Deshalb fühlt ſich aber auch jeder ſo ſehr, weil er Mittelpunkt des Mittelpunktes iſt.

## Die Boulevards und ihre Zeitungskiosks.*)

Die Bahn von Elſaß und von Lothringen, die Oſtbahn, iſt ziemlich tief in Paris hineingeführt, und ihr Bahnhof liegt innerhalb der äußeren Boulevards, den alten inneren Boulevards nicht fern. Ich brauche hier den Ausdruck „Boulevard", der aus dem deutſchen „Bollwerk" ſtammt, noch ganz in der älteren Bedeutung einer Ringſtraße, welche an Stelle einer Umwallung entſtanden iſt. Später hat das Wort freilich eine viel umfaſſendere Bedeutung erhalten, indem es nun eine neuere, breitere, längs dem Fußwege mit kleinen Bäumen beſetzte, meiſt gerade Straße bezeichnet, wie ſie unter Haußmanns Stadtregiment in großer Zahl entſtanden ſind.

Die alten Pariſer Boulevards, die „großen Boulevards", wie ſie jetzt zur beſonderen Unterſcheidung heißen, haben durch die Konkurrenz der zahlreichen Boulevards, welche jetzt die Stadt auf beiden Seiten der Seine in allen Richtungen kreuzen, nicht das geringſte von ihrem eigentümlichen Reize eingebüßt. Noch immer ſind ſie, und ſie allein, die alles abſorbierende Hauptader der Stadt, auf welcher ſich das große Leben bewegt. Es iſt beſonders das Stück von der Magdalenenkirche bis zum Château d'eau, welches den täglichen Beſuch jedes Fremden gebieteriſch fordert, welcher Paris auskoſten und in Paris pariſeriſch leben will. Es iſt dies eine Strecke von etwa 50 Minuten, ſanft gebogen und nirgends weniger als 30 m breit. Von der Magdalenenkirche aus folgen ſich Boulevard des Capuzines, der Boulevard des Italiens, der Boulevard Montmartre, der Boulevard Poiſſonnière, der Boulevard Bonne-Nouvelle, der Boulevard St. Denis und ſchließlich der Boulevard St. Martin, welcher auf dem weiten Platze des Château d'eau anlangt, der, als Sammelplatz der öſtlichen Vorſtädte, in allen Straßenaufſtänden eine ſo große Rolle geſpielt hat. Auf den Boulevards du Temple, des Filles du Calvaire und Beaumarchais, welche dann noch bis zur Juliſäule folgen, findet eine ſehr merkliche Abnahme des Stromes der bloßen Boulevardſpaziergänger und des Glanzes der Geſchäftslokale ſtatt. Schon früh am Morgen beginnt die Bewegung auf dieſer ganzen Linie und nimmt unabläſſig zu bis zur ſtrahlenden Abendbeleuchtung. Am Nachmittage iſt das Rollen der Wagen auf dem breiten makadamiſierten Fahrwege am lebhafteſten. Die Kaffeehäuſer ſtellen Stühle und kleine Tiſche längs der Hauswand auf, und den ganzen Tag über ſitzen

*) J. Faucher, vergl. Kulturb. 1877.

hier Leute und ſchlürfen Kaffee, Orgeade, Bavaroiſe oder jetzt auch deutſches Bier, zu welchem das Straßburger Bier nun ebenfalls gerechnet werden muß, und leſen Zeitungen. Aber in viel höherem Maße, als dies bei uns oder in Öſterreich der Brauch iſt, ſuchen ſie ihre Unterhaltung in Beobachtung des vorüberbrauſenden Menſchen- und Wagenſtromes. Nur noch in Italien und Spanien gehört das tägliche Anſchauen des Menſchengewühles von Sitzen in freier Luft aus zum täglichen Bedürfnis des Volks und mag dort noch aus den Zeiten der antiken Formen ſtammen.

Die Bäume auf den Boulevards ſind ſämtlich jung, weil gewöhnlich, ſobald ſie älter werden, irgend ein Straßenaufſtand dazwiſchen kommt, bei welchem die Bäume dem Barrikadenbaue zum Opfer fallen. Aber die Gemeindeverwaltung läßt ſich die Pflege dieſer Bäumchen ſehr angelegen ſein. Sobald ein Baum auch nur die leiſeſten Anzeichen von Erkrankung verrät, wird er herausgenommen und über Nacht ein anderer von gleicher Größe eingeſetzt, in welcher Kunſt man es heutzutage weit gebracht hat, jeder dieſer Bäume ſteht in einer Art von rieſigem unterirdiſchen Blumentopfe, und ein beträchtlicher Kreis um ſeinen Stamm herum wird von der Aſphaltbelegung, welche durch den Luftabſchluß den Pflanzen ſo ſchädlich iſt, freigehalten und iſt ſtatt deſſen mit gußeißernem Gitterwerk bedeckt, welches die Tritte der Vorübergehenden vom Erdreich abhält und doch der Luft erlaubt, in dasſelbe einzudringen.

Mit den Bäumchen, die im Frühling im herrlichſten Grün prangen, wechſeln die Bedürfnisſäulen oder Veſpaſiennes und die Zeitungskiosks ab. Die Bedürfnisſäulen werden innen und außen als Anſchlagsſäulen benutzt, wobei aber die Anzeigen, nicht wie bei unſeren Litfaßſäulen darauf geklebt, ſondern auf Feldern von verſchiedener Farbe gemalt ſind, alſo nur aus ſolchen Anzeigen beſtehen, welche längere Zeit ſtehen bleiben können. Für die täglichen Anzeigen dienen die Zeitungs-Kiosks, welche mit den Veſpaſiennes auf allen Boulevards faſt umſchichtig abwechſeln. In dieſen Kiosks, die eine nicht unbedeutende Miete abwerfen, werden die Zeitungen des Tages verkauft. Auch in Paris wie in Wien und Petersburg hat der Einzelverkauf von Zeitungsnummern, der in England ausſchließlich ſtattfindet, eine beſonders große Bedeutung. Die kleinen Kiosks haben nach drei Seiten Glasſcheiben und ſind nur auf der vierten, nach dem Fußwege zu, wo ſich das Verkaufsbrett befindet, ganz offen. Die öffentlichen Anzeigen werden auf ganz dünnes Papier gedruckt und dann ringsum auf die Scheiben geklebt. Bei Tage ſind ſie von weit her ebenſo lesbar, wie die Anſchlagszettel auf unſeren Litfaßſäulen; ſie bleiben es aber auch, wenn der Abend hereingebrochen iſt. Denn nun werden ſie im durchſcheinenden Gaslicht aus dem Inneren des Kiosk lesbar. Der ganze Boulevard bekommt hierdurch ein ganz wunderbares, ungemein heiteres und feſtliches Anſehen. Er gleicht dann mit ſeiner ganzen Lichtfülle, die aus den Paläſten, Kaffeehäuſern, Verkaufsläden ꝛc. hervorſtrömt und die Bäumchen beſtrahlt, faſt einem Garten mit chineſiſcher Illumination.

## Volksbeluſtigungen in den elyſäiſchen Feldern.*)

Die elyſäiſchen Felder ſind die vom Konkordienplatz unterbrochene, aber von ihm bis zur Barrière de l'Etoile in gerader Linie eine volle halbe Stunde lange Fortſetzung des Tuileriengartens; eingerahmt zwiſchen der Vorſtadt St. Honoré zur Rechten und dem rechten Seineufer zur Linken durchſchnitten von der breiten Fahrſtraße nach Neuilly und durchkreuzt von unzähligen Baumgängen. Selbſt in der rauhen Jahreszeit unverödet, gewähren die elyſäiſchen Felder im Frühling, Sommer und Herbſt an warmen Abenden ein Bild ſo dichten, bunten und fröhlichen Treibens, als ſei ganz Paris dort verſammelt. Während die große Fahrſtraße ſich mit Wagen und Reitern füllt, welche dem Boulogner Gehölz zueilen oder aus ihm zurückkehren, füllen ſich die Seiten-Alleeen mit Fußgängern jedes Alters, und während „die Welt" ſich brüſtet, geht das Volk ſeinen Vergnügungen nach. Gehütet von den Augen ihrer Mütter oder Bonnen rollen ſauber gekleidete Kinder in Karroſſen oder Omnibus, die mit vier, ſechs, acht Ziegenböcken beſpannt ſind, auf und ab. Nebenher trabt der Führer. Auf dem Bocke ſitzen gewöhnlich zwei Knaben, der eine die Lenkſeile, der andere die Peitſche in der Hand, jener die Tiere zügelnd, dieſer ſie antreibend. Die gefahrenen Mädchen ſingen und lachen. Bei ihnen wie bei den Knaben kommt ſchon der leichte franzöſiſche Sinn zum Durchbruch.

Dort, wo Soldaten aller Waffengattungen, Männer in Blouſen und bürgerlichen Röcken, kleine und große Mädchen, große und kleine Jungen in enggeſchloſſenen Kreiſen beiſammen ſtehen, geht vielleicht ein Hanswurſt auf dem Kopfe, oder balanciert eine Frau einen Stuhl, auf welchem ein Mann ſitzt, der einen Knaben balanciert, welcher ein Kaninchen bei den Ohren emporhält; oder es wird ein Eiertanz aufgeführt, oder es machen Hunde wunderbare Kunſtſtücke, oder eine Hellſeherin ſitzt mit verbundenen Augen auf einem Seſſel und ein Mann legt ihr Fragen vor, welche die Zuſchauer ihm ſchriftlich reichen und jene zu ihrem Erſtaunen, doch nicht immer nach Wunſch, beantwortet; oder es kämmt ſich ein Mann das Haar, und wie er es kämmt, knöpft er den Rock zu oder lüftet ihn, zieht das Geſicht bald breit, bald lang, fletſcht die Zähne, blinkt mit den Augen und ſchielt, ſo daß man bald dieſe, bald jene Ähnlichkeit erkennt, Bravo ruft und aus vollem Halſe lacht. Dort ſingt ein Mann Lieder, die ihm über dem Arme hängen und fleißig gekauft werden; hier arbeitet ein elektriſcher Apparat, und der Schlag der umlaufenden Kette macht die einen ſchreien, die andern quieken. In Reihen auf Bänken und Stühlen vor einer niedrigen Schaubühne, deren Orcheſter zwei Geigen bilden, ergötzen ſich Kinder und Erwachſene an der ſtündlich wiederholten Vorſtellung eines Stückes, in welchem ein Polizeikommiſſär und ein Gendarm, ein Hanswurſt und der Teufel, der ſie alle holt, die Hauptrollen ſpielen. Auf einem Puppentheater hin-

*) Wahrnehmungen in Paris 1853 u. 1854 von W. Seiffarth.

wiederum erſchlägt der winzige David den Rieſen Goliath, eine Frau fliegt mit einem Luftballon auf, oder ein Eſel, von einer Gans geritten, galoppiert über die Bretter. Dort drängt man ſich hinter einen blauleinenen Vorhang zu einer Zauberlaterne, um für einen Sou die pièce curieuse zu ſehen. Kühne Herzen, mehr Frauen als Männer, beſteigen die ruſſiſchen Schaukeln; andere kühne Herzen, mehr Männer als Frauen, beſteigen Boote, die von Seilen getragen, Wellenberge erklimmen und von der Höhe in den Abgrund ſtürzen.

Hier wird Ball geſchlagen, dort das Kugelſpiel geſpielt. Reiſeluſtige beſehen durch die Gläſer der Guckkaſten die Haupt- und Hafenſtädte, die ſie beſuchen, die Seeen, die ſie durchſchiffen, die Alpen, die ſie beſteigen möchten. Karouſſelle mit und ohne Ringſtechen, mit Hirſchen, Schwänen und Pferden, mit Lehnſtühlen und Wagen drehen ſich pfeilgeſchwind; aus Vogelflinten wird nach nahen und fernen Zielen geſchoſſen; gegen den unſicheren Gewinn von Makronen und Glaszeug, aber gegen den ſicheren Verluſt von Souſtücken ſchieben angehende Jünglinge auf ovalen Billardtafeln elfenbeinerne oder hölzerne Kugeln unter aufgeſtellte Kegel; Mütter laſſen ihre Söhnchen, Väter ihre Töchterchen an den Tiſchen der Lebküchler hier das Glücksrad, dort den Glücksbecher ſchwingen, für die Hälfte des Einſatzes hätte man das Doppelte kaufen können, aber das Gewonnene macht Kindern und Eltern dreifache Freude. Zwiſchendurch wetten mehrere Männer aus dem Volke, welcher von ihnen ein gepolſtertes, an eiſernem Stocke in eiſerne Rohre gefugtes Kiſſen durch die Gewalt des Fauſtſchlags am weiteſten hineinzwängt. Andere ſtreiten, welcher am ſchwerſten oder leichteſten wiege, und laſſen ſich der Reihe nach auf einem der vielen unter ſtreifigen Baldachinen ſtehenden Wagſeſſel behaglich nieder. Hier ſitzt ein blinder Flötenbläſer, dort ein blinder Geiger auf niedrigem Schemel. Beiden hängt ein blechernes Büchschen vor der Bruſt. Der Flöte entſchlüpft manch falſcher Ton, und die Geige iſt verſtimmt; aber Kupfer und Silber fallen mit gutem Klange in die Näpfe, und die Ärmſten ſcheinen die bereitwilligſten Geber zu ſein.

Es ſcheint immer Jahrmarkt zu ſein, ſo groß iſt die Zahl der Buden und Zelte. Nach der Seine zu macht die Schauluſt der Eßluſt Platz. Auf glühenden Kohlenbecken oder ſcharf geheizten Öfen werden papierdünne Waffeln und improviſiertes Krausbrot oder in Fett ſchmorende Kartoffeln und duftende Bratwürſte oder die ſtets beliebten Koteletten zugerichtet, der kalten Speiſen und des unentbehrlichen Salates zu geſchweigen. Obſt von allen Sorten und Gepäck in allen Formen, in Körben umhergetragen. Wein, Bier und Kaffee fehlen nicht. Doch begnügen ſich viele mit Cocy, einem aus Waſſer und Süßholz bereiteten Getränk, dem bisweilen ein Aufguß von Citronenſchale beigemiſcht iſt. Mit Einbruch der Nacht erſcheinen überall Lichter und Lampen, nah gerückte Reverbères ſäumen beide Seiten der großen Fahrſtraße ein. Kein Verkäufer iſt ſo arm, er zündet ein Lichtchen an; auch vor dem Geiger und Flötenbläſer brennt eins zu ſeinen Füßen. — Die Marionettentheater und alle Schauſtellungen ſchmücken ſich mit weißem

und buntem Lichte, je nach Verhältnis ihrer Größe und der Zahl ihrer Gäste. Die drei großen Cafés aber, die zugleich Restaurationen sind, hängen ihre prächtigen Lampenguirlanden auf, oder es erscheint ein gewaltiger Adler mit gebreiteten Flügeln in Brillantenschmuck, und aus den blumengeschmückten Pavillons erschallen lockend die Stimmen der Sänger und Sängerinnen, das Lachen und Geplauder der Menge einen Augenblick unterbrechend.

## Paris und die Blague.

Ich schlug den Mantel fester um die Schultern, denn der Wind blies kalt aus Nordwest und fegte mir den Sprühregen ins Gesicht, da ich, um nach der Passage de l'Opéra zu gehen, den Pont au Change vom Palais de Justice her passierte. Nichts treibt mehr zur Eile an als solch feuchtes Januarwetter, dessen unbehagliches Zwitterwesen uns am Winter irre werden läßt; man möchte, wie der Meister in Maria Magdalena, zur Natur sagen: ich verstehe die Welt nicht mehr. Aber indem ich den Platz du Chatelet kreuzte, wurde unwillkürlich meine Aufmerksamkeit durch eine dichte Gruppe angezogen, die sich unweit der Siegessäule um ein mit zwei Schimmeln bespanntes Fuhrwerk drängte. Es war ein Wagen mit zwei Abteilungen, wie man ihn wohl im Gefolge von Kunstreitern sieht, der vordere Teil ein Mittelding zwischen einem Kutscherbocke und einer kleinen Tribüne, von der herab ein Mann im schwarzen Frack die Menge haranguierte. Oben, auf der Imperiale des Gefährtes, schlug ein kleiner, in eine Hanswurstjacke gesteckter Bube die Trommel und gab damit den Takt und Grundton für zwei erwachsenere Musikanten in ähnlichem Kostüm an, die auf ausgedienten Blechinstrumenten ohrenzerreißende Studien trieben. Ihre künstlerischen Bemühungen wurden mit glänzendem Erfolg gekrönt, denn sie machten, trotzdem daß die Luft mit Wasserdampf übersättigt war, also einen außerordentlich schlechten Schallleiter abgab, einen Lärm, daß man auf dem Platze sein eigenes Wort hätte nicht verstehen können, wenn das Hören dazu notwendig gewesen wäre. Der Mann auf der Tribüne, der Kapellmeister dieses Normal-Orchesters, sofern er es mittelst einer Klingel dirigierte, bald es dadurch zum Schweigen bringend, bald zu verdoppeltem Eifer anspornend, schonte auch seine Lungen, während dem Publikum solche euphonistische Genüsse geboten wurden, und ich war erst versucht, ihn für einen armen Stummen zu halten.

Dieser Herr trug zu Frack und weißer Kravatte eine Brille mit großen blauen Gläsern und eine mit Sternen und Goldtroddeln gezierte Kappe, auf der, wenn ich nicht irre, die Worte: Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, in Silber gestickt waren. Aus dem Fond des Bockes nahm er nach und nach die einzelnen Teile zweier Skelette, von welchen bei dem einen die glänzend weißen Knochen durch Messingdrähte zusammengeheftet waren, bei dem andern die getrockneten Bänder und Muskeln selbst diesen Dienst versahen. Mit einem großen Aufwande von geheimnisvollen Gebärden und verdeutlichenden Fingerzeichen legte der ci-devant

[illegible] chirurgien de l'Empereur de Maroc, die Knochen an die [illegible] Teile seines Körpers, und ließ die Glieder einzeln und [illegible] dienen, dann zeigte er ein Dutzend hinter Glas und Rahmen be[illegible] Zeugnisse vor, bei denen es wenigstens an Stempeln nicht fehlte; [illegible] demonstrierte er einzelne Knochenmißbildungen und durchschnittene Ge[illegible], wies auf die korrespondierenden Teile hin, stellte mimisch Schmerzen, [illegible] Einreiben einer Salbe und endlich die vollendete Heilung dar. Wenn [illegible] diese Weise die Menge gehörig vorbereitet und in die nötige Stimmung [illegible] worden war, schwieg auf seinen Wink das Orchester, und er begann [illegible] in folgender Weise die Versammelten anzureden:

„Meine Herren! Wer von Ihnen hat Schmerzen? Keiner! Ach, dann wird er sie noch kennen lernen. Denn der Mensch ist zum Leiden geboren ... Schmerzen erregen kann jeder, aber ich kann sie stillen. Wenn Sie leiden, kommen Sie zu mir, und sagen: Monsieur Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, ich habe Schmerzen; gut, ich werde Sie heilen, denn ich bin Arzt; ich bin ein großer Arzt. Ja, denn ich habe studiert, viel studiert. Ich habe geheilt in Algier auf dem Schlachtfelde. Sehen Sie hier diese Zeugnisse von den Herren Generalen unserer unüberwindlichen, ruhmbedeckten Armee ... Ja, unsere brave Armee, sie schlägt Wunden, aber ich heile sie ... Bloß 50 Centimes, meine Herren und meine Damen; ich heile beide, Frauen und Männer. Sehen Sie dieses Fläschchen, es enthält einen Balsam. Ah, ob es einen Balsam enthält! Wollen Sie riechen? Nicht? Es riecht schlecht. Gute Medizin riecht stets schlecht. Ich verkaufe kein Eau de Cologne. Wenn Sie Ihr Arm schmerzt, oder Ihr Kopf, oder Ihr Fuß, oder Ihr Leib, oder Ihr Magen, oder ... nehmen Sie 5 Tropfen von meinem Balsam und reiben Sie damit die Stelle einmal des Tages: die Männer am Morgen, die Frauen am Abend. Das ist der einzige Unterschied, je nach den Geschlechtern; denn die Männer stehen unter dem Einfluß der Sonne und die Frauen unter dem des Mondes. Nur 50 Centimes! Ich bin ein Arzt des Volkes; ich will nichts mit den Reichen zu thun haben! ..."

In diesem Tone ging es fort, unermüdlich, so lange der Atem ausreichte; dann fiel die Musik ein und verschaffte dem Arzt des Kaisers von Marokko Zeit, sich zu erholen, aber er benutzte sie nur, um seine Stimmorgane zu schonen; denn das stumme Spiel begann sofort mit dem ersten Trommelschlag wieder. Man sollte meinen, daß die Mühe die Ernte nicht lohnte, aber man würde sich irren; ich habe viele Fläschchen in wenig Augenblicken verkaufen sehen. Auch ist das kein vereinzeltes Beispiel, sondern man begegnet diesen wandernden Wunderdoktoren überall. Zahnbrecher, die unentgeltlich die Zähne ausziehen, kann man an jedem Feiertag in den Champs Elysées sehen. Der Vordersitz auf ihrem Wagen wird fast nicht leer, die Zähne fliegen nur umher, viele Tausende ausgerissener Kauwerkzeuge liegen meist vorn auf der Tribüne aufgeschüttet. Wenn der eine Patient hinabsteigt, steigt schon ein anderer wieder hinauf. Das alles ist nur, um irgend

ein Mittel gegen Zahnſchmerzen oder ein Zahnreinigungsmittel an den Mann zu bringen. Die Suade dieſer Leute iſt oft wahrhaft großartig, ſie können ſtundenlang ſprechen, ohne ſich zu wiederholen; je toller ſie aufſchneiden, je unverſchämter ſie lügen, deſto beſſer geht ihr Geſchäft. Vielleicht zweifelt ein Zuſchauer an der ungeheuern Praxis des Wunderdoktors . . . „Ah," fährt er fort, „Sie glauben, ich bin hierher gekommen, bloß um Geld zu verdienen? Als wenn ich davon nicht genug hätte! Ich verkaufe ja täglich für viele tauſend Franken; ſehen Sie (und damit ſchüttet er einen Sack mit Geld in eine Schwinge und wühlt mit den Händen darin), das iſt, was ich ſchon heute eingenommen habe. Sie glauben, es ſind Rechenpfennige? . . . Da, da, da, prüfen Sie, unterſuchen Sie . . . Nicht? Es iſt Gold, gutes Gold. Wollen Sie Silber, hier iſt mehr, als Sie alle in der Taſche tragen!" ꝛc. Oder es entſteht ein Gelächter über die bodenloſe Unverſchämtheit, was ihn eben ſo wenig aus der Faſſung bringt. „Sie lachen, Sie denken, welch ein Charlatan! Ja, meine Herren, ich bin ein Charlatan, ein großer Charlatan! Aber würden Sie mich anhören, wenn ich keiner wäre? Und was ſind Sie denn? Was iſt die ganze Welt? Überall finden Sie nur Charlatans! Sehen Sie dort die Frau mit den Erdbeeren, hat ſie nicht die ſchönſten obenauf in den Korb gelegt?" u. ſ. w.

Dergleichen Bemerkungen verfehlen nie ihren Zweck; die Geheimmittel werden in Maſſen verkauft, und das Geſchäft nährt offenbar reichlich ſeinen Mann. Die Wirkungen der Medizin ſind erlogen, aber es iſt wie beim Kaufmann, der einen geringeren Preis auf die Ware am Ladenfenſter geſchrieben hat, als den, wozu er ſie verkauft. „Pour attirer le public." Iſt man einmal im Magazin, ſo kauft man doch.

Es ſind dies nur einige der extremſten Fälle „der Blague" von Paris; aber wenn man mit der Diogenes-Laterne die Stadt durchſtreift, ſo findet man ſie überall. Sie findet ſich in der Preſſe wie im Kaufmannsladen, im Modemagazin wie im Atelier des Künſtlers. Hier bietet jemand die abſcheulichſten Stahlfedern von der Welt aus und ſchreibt, um ihre Güte zu beweiſen, die ſchönſt verſchlungenen Buchſtaben auf das Papier. Er ſagt nicht: „Sehen Sie, ſo kann ich ſchreiben," ſondern „ſehen Sie, meine Herren, ſo ſchreiben dieſe Federn." Dort zieht ein armer Rattengiftverkäufer umher, und um die Wirkſamkeit ſeiner Mittel zu erweiſen, hat er ein Dutzend tote Ratten an eine Stange gebunden, mit der Überſchrift: „Pas de pardon, guerre implacable aux rats." Leſen Sie einen Leitartikel in der Preſſe, hören Sie eine Vorleſung in dem Collège de France, wohnen Sie einer öffentlichen Sitzung der Akademie bei — überall wird Ihnen die Blague begegnen. Überall Übertreibung, Entſtellung, Selbſtvergötterung.

Derſelbe Menſch, der ſich von dieſer Blague hinreißen läßt, ſei es zum Ankauf eines Balſamfläſchchens für 10 Sous oder zu lauter Beifallsäußerung oder zur Abgabe eines Oui-Votums, ſagt gleichwohl: quelle blague!

Kein Volk der Welt hat ſo viel hochtönende und pompöſe Namen für die allergewöhnlichſten Dinge als das franzöſiſche; jeder Küchenzettel eines

... ein Musterrezept für die Blague dienen.
... verbirgt sich ein Restchen Wahrheit.

... Gemeingut, ein Bedürfnis aller geworden:
... schneiderei findet sich hinter dem Ladentisch, wie
... dampf und dem Lehrstuhl. Sie ist so berechnet und
... auf Täuschung berechnet, daß man sie leicht erkennt;
... nicht ohne Einfluß. Jede große Stadt giebt mehr
... zu dieser „blauen Dunstmacherei", denn es ist immer
... dem ungeheuren Gewimmel bemerkbar zu machen, eine
... findet sich daher auch in London wie in Berlin, aber
... die „Blagueurs" sind spezifisch französisch. Zum Teil
... der Sprache der Franzosen, deren konventioneller Ton viel zu
... unausweichlich vorgeschriebene Touren hat, um jemand zu ge-
... natürlich zu sein; zum größten Teil liegt es aber in dem
... des Volks. Die größte Unverschämtheit wird verziehen,
... wenn sie witzig, rundweg vorgetragen wird. Man kann nicht leug-
... die Blague von Paris es an Eleganz der Form nicht fehlen läßt.
... sie diese wäre sie verloren. Langweilig und plump darf sie nie
... wenn sie witzig sein soll. Jeder Blagueur hat daher irgend eine
... in welcher er eine besondere Meisterschaft besitzt; vielleicht steht
... in gar keinem Zusammenhange zu dem Gegenstand, über den er bla-
... aber dann singt er doch die Melodie, damit lockt er sie an, wie der
... Rattenfänger von Hameln. Das moderne Börsenwesen ist ein Paradies
... für die Kinder der Blague.

Wenn bei uns jemand durch eine Kombination der finanziellen Konjunktur auf sich selbst wollte, so würde derselbe schon im Beginne sein Ziel verfehlen: dort ist jedes Mittel recht, wenn man benutzt wird, ist die Hauptsache. Die Börsen sind im Laufe der Zeit so an die äußersten Maßregeln gewöhnt worden, daß ohne sie selbst der ehrliche Mann nicht mehr bestehen kann*. Jeder verdächtigt mehr als er zu beweisen vermag. Einer übervorteilt den anderen; es nützen damit daß das Publikum nur selbst mit einem Teil daran sie nicht und sie nicht „beim Barte" hält. Im großen wie im kleinen läßt der Blagueur der Börsen nur so viel selbst kommen, um den Köder zu bilden, während er nur dem einen Fische, denn er dann auf das nächste. Ist er gefährlich, so verschlingt er seinen Köder mit, denn oft, wenn er erwischt ist, muß die Gesellschaft ran. Es liegt dies übrigens nur zum geringen Teil in der Gesetzgebung der Börsen, sondern mehr darin, daß Gesetze, Börse und Blague bei, die gegen in der modernen Gesellschaft so wie in der früheren an die

* Anders ist es in der Art und Weise, wie in einem bestimmten Land der Kaufmann seine Ware anpreist, wie er einem unbekannten Käufer zu der Art „Zumutung" kommt und wie er den Käufer hinters Licht führt.

nationale Eitelkeit appelliert; vorzugsweise gründet der Blagueur aber seinen Erfolg auf den Mangel an Vorsicht, der einen Grundzug des französischen Nationalcharakters bildet. Argwöhnisch, mißtrauisch, berechnend zu sein, ist der Natur des Volkes fremd; die Erfahrungen machen es nicht weiser; daß aber die Pariser Bevölkerung noch mit dem Leichtsinn der Jugend jedem ersten Impuls folgt, beweist, wie wenig die äußern Einflüsse die Grundzüge der Massen zu ändern vermögen.

## 3. Marseille.*)

### (Charakterbild einer Handelsstadt.)

Zwischen Aix und Marseille liegt nur eine Station; denn beide Städte sind etwa 2 Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix ist die Gegend sehr angebaut und freundlich, dann kommen wieder dürre, öde Felsen bis gegen Marseille, wo alles in blühendem Leben aufsproßt, weil die hohe Kultur des Landes den sonst unfruchtbaren Kalkstein besiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Postillon auf einer Anhöhe und machte uns auf die Vista aufmerksam. So heißt dieser Platz vorzugsweise mit vollem Recht, denn eine schönere Aussicht als die, welche jetzt im funkelnden Abendstrahle der Sonne vor uns lag, sahen wir nie. Zur rechten Hand erblickten wir das weite mittelländische Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns herüber schimmerten; wunderbar gezackte Felsen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben so schöner Felsen; und linker Hand eine weite Ebene, besäet mit mehreren Tausenden weißer, zerstreut liegender Landhäuser, den berühmten „Bastiden" der Einwohner von Marseille.

Der erste Eintritt in Marseille von Aix ist wirklich imposant. Gleich am Thore beginnt der herrliche breite Cours, welcher die ganze neue Stadt vom Aix-Thore an bis zum römischen Thore durchschneidet. Er ist eine gute Viertelmeile lang, und da er an den äußeren Enden höher liegt und gegen die Mitte sich allmählich hinabsenkt, so kann man ihn an beiden Thoren seiner ganzen Länge nach bequem übersehen; hohe, schattige Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und ansehnliche Häuser umgeben ihn an beiden Seiten, deren unterer Stock fast durchgängig zierlich aufgeputzte Warenmagazine enthält, wie wir sie in London und Paris sahen. Die zum Hafen führende, mit schönen, ganz gleichförmig erbauten Häusern besetzte Straße Cannebière durchschneidet den Cours in der Mitte, und schon von hier aus erblickt man den Wald von Mastbäumen der im Hafen liegenden Schiffe.

*) J. Schopenhauer: „Reise von Paris durch d. südl. Frankreich bis Chamouny," 2 Tle.

Pariſer R… …gende Straße Beauvau mit ihren palaſt-
Hinter d… …gen Wohnhäuſern. Wir wohnten dort im
wie in … …hatten alle Urſache, ſowohl mit der Be-
T… …des Wirtes zufrieden zu ſein. Das große
das … …Straße auf einem ganz freien Platze, mit der
hint… …ndet. Die Säulen und der übrige architektoniſche
ha… …nen ſehr ſchönen Effekt. Im ganzen iſt der neuere
a… …den ſchönſten Straßen und Plätzen des beſten Teils
…ichen und übertrifft ſie wohl noch durch die regel-
…durchgängig maſſiv aus Quaderſteinen erbauten Häuſer.
…der iſt ganz vortrefflich, und die zu beiden Seiten ſich hin-
…mit Steinplatten belegten Fußpfade (Trottoirs) machen das
…Stadt ſehr bequem und angenehm. Klares, friſches Waſſer
…ſteinernen Kanälen durch alle Straßen; zwar muß man
…Rinnale hinüberſteigen, und dies macht ſie ein wenig unbe-
…tragen ſie aber auch ſehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung
…aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne ſie in den
…Sommermonaten, wo faſt kein Tropfen Regen fällt, unerträglich wer-
…würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen iſt vortrefflich, auch
…die Polizei ſehr ſtreng auf Reinlichkeit, ſo daß die Damen mit weißen
…zu Fuß gehen können. Dieſe Reinlichkeit fiel uns beſonders auf,
…die ſchöne zierliche Stadt, in welcher ſogar die Straßen zuweilen ge-
…waſchen werden, gefiel uns um ſo beſſer, je länger wir auf unſerer Reiſe
…Freude entbehrt hatten, alles um uns her ſauber zu ſehen.

Ganz von dem neuern Teile der Stadt verſchieden iſt der auf einer beträchtlichen Felſenhöhe erbaute ältere Teil derſelben, und der Kontraſt zwiſchen beiden erinnerte uns auf das lebhafteſte an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Orte, unter ganz andern Menſchen zu ſein. Im alten Marſeille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen, engen, winkeligen Straßen, die alten hohen, düſteren Häuſer wieder und eine durch die furchtbarſte Unreinlichkeit verpeſtete, kaum zu atmende Luft. Das Pflaſter der bald auf-, bald abwärts führenden Straßen iſt abſcheulich, und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwiſchen elenden, mit Einſturz drohenden Hütten.

Die Menſchen, welche dieſen alten, an den Hafen grenzenden Teil der Stadt bewohnen, ſind die ärmſten in Marſeille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eigenen Kaſte, welche ſich ſowohl in der Sprache, als in der Sitte, Kleidung und den übrigen Gebräuchen von allen andern Franzoſen unterſcheidet. Die groben Lumpen, von denen ſie notdürftig bedeckt ſind, und ihre kümmerliche Nahrung, mit der ſie ihr Leben friſten, erwerben ſie einzig mit ihren Fiſchernetzen. Von den übrigen Bewohnern Marſeilles wegen ſeiner Wildheit, die oft in Raub und Mord ausartet, gemieden, lebt dieſes wunderliche Volk bloß für ſich und verlangt nach keiner Gemeinſchaft

mit seinen Nachbarn. Die dunkeln, düstern Gesichtszüge zeichnen es auf eine unverkennbare Weise aus. Manche wohnen des Fischfangs willen den größten Teil des Jahres hindurch fast ganz in den Höhlen und Klüften der Felsen, die den Hafen an dieser Seite begrenzen. In Marseille glaubt man, diese Leute wären Abkömmlinge der ersten Bewohner, der Phokier,*) die hier in grauer Vorzeit eine Art von Kolonie anlegten, und das Gepräge ihres Ursprunges durch alle Jahrhunderte hindurch rein und echt erhalten haben, da sie bloß Töchter ihres eigenen Stammes heiraten.

Der Hafen von Marseille ist einer der schönsten von der Welt; 900 Schiffe können darin, vor Sturm gesichert, liegen; hohe, schützende Felsen umgeben ihn und die Rhede, auf welcher mehrere Inseln den Eingang in das weite Meer zu bewachen scheinen. Täglich wandelten wir auf den den Hafen umgebenden Quais und ergötzten uns an der köstlichen Aussicht und an dem fröhlich-lebendigen Gewühle zu Wasser und zu Lande, ohne dessen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedensten Nationen flattern hier lustig gegen den dunkelblauen Äther hinauf; kleine, sonderbar gestaltete Schiffe von der Küste des mittelländischen Meeres, beladen mit Orangen, Kastanien, sogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen großen Kauffahrteischiffen des fernen Nordens und den ganz fremdartig aussehenden Fahrzeugen der levantischen Küsten. Viele hundert Boote, Schaluppen und Fischernachen kreuzen lustig dazwischen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Lustfahrt auf den smaragdgrünen, oft kaum sich kräuselnden Wogen am Ufer bereit liegt.

Auf den mit ansehnlichen Häusern umgebenen Quais herrscht das mannigfaltigste Leben, wie auf dem Wasser daneben; alle europäischen Nationen versammeln sich hier neben den Bewohnern von Asien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannigfaltigsten Trachten und Nationalphysiognomieen aller gebildeten Völker sieht man vielleicht nirgends so auf einem Punkte vereint. Oft glauben wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben maskenartigen Gesichtern, jeden in der Tracht seines Vaterlandes — unter den schönen geputzten Marseillerinnen umher wandeln sahen, dazwischen die schwarzen Gesichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, denen man überall begegnet. Diese stimmten indessen unsern Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aspasia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands müssen denn doch ganz anders ausgesehen haben, als diese orangegelben, langnasigen Damen, deren geschmacklos bunte, mit Verzierungen überladene Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit ins grellste Licht stellt.

---

*) Marseille gehört zu den ältesten Städten Europas; sie war von einer vor Cyrus aus Kleinasien um 550 v. Chr. geflohenen griechischen Kolonie gegründet worden und war dann bis Cäsar eine Handelsrepublik, von den Römern unter den Namen Massilia gekannt und geachtet.

Noch schöner beinah[illegible] Stadt sieht zum Teil wie ein orien-
ähnlichen Gasthöf[illegible] als der ihm gegenüberliegende an
Hôtel des A[illegible] noch viel lebhafter; denn der untere
dienung alo[illegible] Magazine, in welchen sowohl die
Theater liegt[illegible] die unbedeutendsten zum Verkauf aus-
Hauptfront[illegible] halten hier die kostbarsten Erzeugnisse
Schmuck[illegible] prächtige orientalische Stoffe, echt türkische
Teil vor[illegible] den, mit so grellen, wunderlichen Blumen,
von V[illegible] sie sich nur wünschen kann, damit jedermann
mäßig[illegible] bunte Hülle viel Geld kosten muß. Rosenduft
Da[illegible] aus andern, mit den köstlichsten Essenzen ange-
[illegible] einem Magazin daneben schauen Papageien, Ka-
[illegible] südlicher Zonen in der bunten Farbenpracht ihrer
[illegible] Welt hinein, während possierliche Affen neben ihnen
[illegible] Verkäufer schneiden. Alles ist hier zu haben. Juwelen
[illegible] und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferstiche: die
[illegible] des Südens, Orangen, Granatäpfel, Kokosnüsse, Pista-
[illegible] Datteln, in langen Trauben noch an einander hängend, und
[illegible] Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

[illegible] ungeheizten Quai nehmen große, verschlossene Magazine
[illegible] glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie sind mit Kaufmanns-
[illegible] mit Holz, Hanf und allem, was zum Schiffbau gehört.
[illegible] verirren sich die bloßen Spaziergänger schwer hierher.
[illegible] zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit schöner ist, als

[illegible] Schaluppen, welche auf den Strömen der den Hafen umgebenden
[illegible] bald vermehrt antreffen, belästigen den Eingang beständig.
[illegible] Am breiteren Quai ist zwar viel mehr, aber nur verhältnismäßig
[illegible] an der Seite der alten Stadt. Dieser gegenüber müssen alle der Gefahr
[illegible] wegen verdächtigen Schiffe während der Zeit der Quarantaine vor Anker
[illegible] und das Verbot, vor Anker bei Nacht eine Stunde zu kommen,
[illegible] wird hier eben so streng als in Genua gehalten. Die Passagiere müssen alle
[illegible] Schiffsmannschaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben oder sich in die,
[illegible] einige Entfernung von der Stadt am Ufer der Rhede errichtete Quarantaine-
[illegible] anstalt zu begeben. Die Passagiere müssen gewöhnlich den Aufenthalt auf
[illegible] den Schiffen vorziehen, weil sie auf dem Verdeck wenn nicht durch
[illegible] den Hafen hinaus, wo sie mit langen Gesichtern herumstehen und die Ver-
[illegible] wandten und Freunden, welche zum Land und zu ihnen herüberwandeln dürfen. Die Langeweile eines solchen gezwungenen Aufenthalts
[illegible] den lange erwünschten Hafen gegenüber muß entsetzlich sein, besonders auch
[illegible] wenn Personen von mehreren Nationen, mit der Sehnsucht nach den Wieder-
[illegible] sehen von Verwandten und Freunden in Genua, die an vielen Orten woh-
[illegible] nend denken. Dennoch ist dieser Aufenthalt auf dem Meer in der Quarantaine-
[illegible] anstalt eine Wohlthat. Es dient dieselbe auf mannichfache Weise

grenzende Ordnung, um jeder möglichen Gefahr einer Ansteckung in dieser Anstalt selbst vorzubeugen. Und doch versicherte man uns, daß fast immer Pestkranke in einem Teil dieser Gebäude sich befänden. Selbst aus der Ferne war uns der Anblick dieser Gebäude immer grauenvoll, obgleich sie am Fuße hoher Felsen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen scheinen. Sie nehmen sich fast wie eine kleine Stadt aus, so viele Wohnhäuser, Magazine für Waren und Ställe für die mitankommenden Tiere sind dort neben einander erbaut.

Außer den vielen schönen Häusern schmücken auch noch zwei ansehnliche öffentliche Gebäude den Quai, nämlich das Rathaus und die Consigne. Die Front des Rathauses war ursprünglich recht schön, nur vielleicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergl. etwas überladen. Diese wurden in der Revolution größtenteils heruntergeschlagen, und Jakobinermützen, schlechte Freiheitsbilde, republikanische Inschriften im Geiste jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den untern Stock des Gebäudes nimmt die Börse ein, den obern ein großer Saal, zu Ratsversammlungen bestimmt, und mehrere Büreaus für öffentliche Angelegenheiten. Die zu ihm führende Treppe ist dicht neben dem Rathause in einem andern Gebäude angebracht, entweder aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man sie auf gut Schöppenstädtisch bei ersten Grundrisse vergaß. Sie wäre eine der schönsten, wenn nicht ein elendes hölzernes Geländer die breiten, kühn gewundenen Stufen entstellte; denn das eiserne, welches sonst sie schmückte, ward während der Revolution abgerissen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildsäule eines in früheren Zeiten um Marseille hochverdienten Mannes, Pierre Libertat mit Namen, zu keiner besondern Zierde. Etwas Ungestaltetres und Geschmackloseres giebt es nicht leicht im Gebiete der plastischen Kunst; zum Überfluß hält Herr Libertat auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer in dem Rathaussaale zogen zwei sehr große Gemälde unsere Aufmerksamkeit an. Sie enthalten eine gräßlich wahre Darstellung der Pest, die im Jahre 1720 Marseille zur Totengruft machte. Der Maler (Serres) erlebte jenes fürchterliche Elend dort selbst und wagte mit wahrem Heldenmute und äußerster Aufopferung sein Leben, um zu retten, zu helfen, zu trösten, wie es irgend möglich war. Und weil eben diese Gemälde treue Kopieen dessen sind, was er sah und erlebte, so ergreift ihre schauderhafte Wahrheit jeden, der sie erblickt, mit unaussprechlichem Grausen, obgleich sie als Kunstwerke keineswegs vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon stellt den Cours, ein anderes den Hafen vor, beide angefüllt mit Kindern, Müttern, Greisen in wilder Verzweiflung; überall erblickt man das hereindringende entsetzliche Elend in tausend verschiedenen Gestalten, überall den furchtbarsten Tod in all seiner Gräßlichkeit; dazwischen Ärzte und Geistliche gleich tröstenden, rettenden Engeln, die heldenmütig den Kranken beistehen. Die Köpfe sind zum Teil Portraits von edlen, zu jener Zeit lebenden Männern, besonders von Ärzten, welche in der allgemeinen Not

... der Kopf des Erzbischofs, der sich damals be-
... t Portrait.
... wunderbaften Phantasiegebilden, welche diese Gemälde
... gen wir zur nahen Consigne. So heißt das Gebäude,
... Gesundheitspässe der Schiffe genau untersucht werden, ehe
... im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Diese
... Vorsorge, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen
... von einer halben Welt abwendet, ist mit wenig Abände-
... rungen wie in Cette, nur das Gebäude hier ist größer und präch-
... als das dort das Gesundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive,
... Zimmer, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marseille
... verweilenden Schiffe notwendig macht. Von dem einen der beiden großen
... Balkone über dem Hafen werden die Schiffe examiniert, von dem andern
... darf frische Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter
... den Balkonen ist so eingerichtet, daß das frische Wasser gleich in die mit-
... gebrachten Fässer geleitet werden kann. In einem Saale der Consigne sahen
... wir das berühmte Gemälde, welches der bekannte Künstler David, ein ge-
... borner Marseiller, in Rom zum Andenken jener seine Vaterstadt zerstören-
... den Pest malte. Es ist eine seiner früheren Arbeiten, noch frei von der
... theatralischen Manier, der er sich nachher ergeben hat. Der Farbenton ist
... weniger grell, die Beleuchtung weniger gesucht, die ganze Komposition einfacher
... und natürlicher als an allen seinen späteren Werken. Auf glänzenden Wolken
... thront die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, der heilige Rochus kniet
... vor ihr, Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im
... Vordergrunde; seitwärts, etwas höher, sieht man zwei Jünglinge eben ver-
... scheiden; der Kopf des heiligen Rochus ist besonders edel und ausdrucksvoll.

Nunmehr setzen wir unsern Spaziergang auf dem Wasser fort, d. h. wir machten ihn zu einer Spazierfahrt in einer Gondel, und ruderten den Hafen hindurch auf der Rhede hinaus, denn hier war ja das Herrlichste zu sehen, was Marseille den Reisenden zu bieten vermag. Die Aussicht von der oft spiegelglatten, smaragdenen Wasserfläche der Rhede auf die Inseln, die an ihrem Eingange liegen, und über diese hinaus auf das ewig bewegte Meer ist eine der erhabensten. Nicht minder herrlich ist es, wenn man sich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns, die ihn umgebenden malerischen Felsen, mit ihren Citadellen, die schöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umschirmt von den weiter hinaus sich erhebenden zackigen Felsen, die Vista mit ihren Bastiden, und überall der reichste Überfluß der Gaben des günstigen Himmels. Marseille gewährt von diesem Standpunkte aus einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seestadt schöner aufzuweisen hat; auch benutzen die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig, um sich seiner zu erfreuen, und dann nach einer der Inseln zu fahren, wo sie Meerfrüchte frisch aus den Wellen kaufen. „Fruits de mer" nennen sie alle die frisch aus dem Meere kommenden eßbaren

Muſcheln, Auſtern und ſonſtigen Schaltiere, die hier im größten Überfluß von den Fiſchern gefangen werden.

Dem Hafen am nächſten liegt die maleriſche Felſeninſel, auf deren Gipfel das bekannte traurige Château d'If erbaut iſt, dieſes faſt unzugängliche fürchterliche Staatsgefängnis. Mehr ſeitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Inſel Ratonneau. Die Überbleibſel eines alten verödeten Schloſſes und eine kleine Citadelle, in welcher ein paar Invaliden die Wache haben, ſind die einzigen Gebäude; arme Fiſcher, die zuweilen in Felſenklüften und elenden Baracken dort hauſen, die einzigen Bewohner dieſes ganz unfruchtbaren Felſenklumpens, der dennoch einem ehrgeizigen Menſchen den Kopf in ſo weit verrückte, daß er ſich einbildete, als König desſelben zu den wichtigſten Monarchen der Erde zu gehören. Es war ein alter Korporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden beſtehende Beſatzung kommandierte und den erhabenen Plan faßte, von dieſer als König von Ratonneau ſich huldigen zu laſſen. Aber die Unterthanen bezeigten ſich widerſpenſtig. Da beſchloß der König, ſie ſamt und ſonders zu verbannen; und da ſie einmal alle vier nach Marſeille gefahren waren, um Lebensmittel zu holen, ließ er ſie bei ihrer Rückkunft nicht wieder landen, richtete das Geſchütz auf ſie und ſchoß, wenn ſie den Verſuch machten, die Inſel zu beſteigen. So blieb er eine Weile allein, als unumſchränkter Herrſcher in ſeinem Gebiete. In Marſeille nahm man die Sache nicht ernſtlich, ſondern lachte über den neuen Monarchen und ließ ihn im ruhigen Beſitz ſeiner Staaten, in denen er bald vor Hunger hätte ſterben müſſen. Er bat endlich die herankommenden Fiſcher um Lebensmittel; da aber ſeine Bitten oder vielmehr Befehle ſich öfters wiederholten, erſannen ſie eine Liſt, um ſeiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedene vom feſten Lande zu ihm und verlangten, daß ſie ihm als ihrem König huldigen dürften, was er denn auch in Gnaden gewährte; aber im Schlaf überfielen die Treuloſen ihren Monarchen und brachten ihn gebunden nach Marſeille, wo er als entthronte Majeſtät in ein Irrenhaus geſperrt wurde.

Die Inſel Pomègue iſt die größte und von Marſeille am weiteſten entfernt. Sie beſteht aus einem einzigen großen Felſen, öde und unfruchtbar voll tiefer Spalten und Klüfte. Sie iſt indeſſen mit verſchiedenen Gebäuden geziert, denn die Quarantäneanſtalten beginnen ſchon hier. Jedes von der Levante kommende Schiff muß auf Pomègue zuerſt ſeine Päſſe zeigen und erhält die Stelle angewieſen, wo es auf der Rhede oder im Hafen ankern darf. Mehrere kleinere Inſeln liegen noch um die größere her, aber unbewohnt. Alle dieſe im Meere zerſtreuten Felſenmaſſen gewähren trotz ihrer Öde doch einen höchſt maleriſchen, die weite Meeresfläche belebenden Anblick; ſie gleichen ſchwimmenden Feſtungen, von der mächtigen Hand der Natur mitten im wildeſten Elemente erbaut.

Die übrigen Spaziergänge um Marſeille ſind zwar auch ſehr angenehm, aber die eben erwähnte Waſſerfahrt möchten wir doch allen andern vorziehen. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragenen Wälle ange-

attaché, jetzt chirurgien de l'Empereur de Maroc, die Knochen an die korrespondierenden Teile seines Körpers, und ließ die Glieder einzeln und verbunden spielen, dann zeigte er ein Dutzend hinter Glas und Rahmen befindliche Zeugnisse vor, bei denen es wenigstens an Stempeln nicht fehlte; dann präsentierte er einzelne Knochenmißbildungen und durchschnittene Gelenke; wies auf die korrespondierenden Teile hin, stellte mimisch Schmerzen, das Einreiben einer Salbe und endlich die vollendete Heilung dar. Wenn auf diese Weise die Menge gehörig vorbereitet und in die nötige Stimmung versetzt worden war, schwieg auf seinen Wink das Orchester, und er begann ungefähr in folgender Weise die Versammelten anzureden:

„Meine Herren! Wer von Ihnen hat Schmerzen? Keiner! Ach, dann wird er sie noch kennen lernen. Denn der Mensch ist zum Leiden geboren ... Schmerzen erregen kann jeder, aber ich kann sie stillen. Wenn Sie leiden, kommen Sie zu mir, und sagen: Monsieur Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, ich habe Schmerzen; gut, ich werde Sie heilen, denn ich bin Arzt; ich bin ein großer Arzt. Ja, denn ich habe studiert, viel studiert. Ich habe geheilt in Algier auf dem Schlachtfelde. Sehen Sie hier diese Zeugnisse von den Herren Generalen unserer unüberwindlichen, ruhmbedeckten Armee ... Ja, unsere brave Armee, sie schlägt Wunden, aber ich heile sie ... Bloß 50 Centimes, meine Herren und meine Damen; ich heile beide, Frauen und Männer. Sehen Sie dieses Fläschchen, es enthält einen Balsam. Ah, ob es einen Balsam enthält! Wollen Sie riechen? Nicht? Es riecht schlecht. Gute Medizin riecht stets schlecht. Ich verkaufe kein Eau de Cologne. Wenn Sie Ihr Arm schmerzt, oder Ihr Kopf, oder Ihr Fuß, oder Ihr Leib, oder Ihr Magen, oder ... nehmen Sie 5 Tropfen von meinem Balsam und reiben Sie damit die Stelle einmal des Tages: die Männer am Morgen, die Frauen am Abend. Das ist der einzige Unterschied, je nach den Geschlechtern; denn die Männer stehen unter dem Einfluß der Sonne und die Frauen unter dem des Mondes. Nur 50 Centimes! Ich bin ein Arzt des Volkes; ich will nichts mit den Reichen zu thun haben! ..."

In diesem Tone ging es fort, unermüdlich, so lange der Atem ausreichte; dann fiel die Musik ein und verschaffte dem Arzt des Kaisers von Marokko Zeit, sich zu erholen, aber er benutzte sie nur, um seine Stimmorgane zu schonen; denn das stumme Spiel begann sofort mit dem ersten Trommelschlag wieder. Man sollte meinen, daß die Mühe die Ernte nicht lohnte, aber man würde sich irren; ich habe viele Fläschchen in wenig Augenblicken verkaufen sehen. Auch ist das kein vereinzeltes Beispiel, sondern man begegnet diesen wandernden Wunderdoktoren überall. Zahnbrecher, die unentgeltlich die Zähne ausziehen, kann man an jedem Feiertag in den Champs Elysées sehen. Der Vordersitz auf ihrem Wagen wird fast nicht leer, die Zähne fliegen nur umher, viele Tausende ausgerissener Kauwerkzeuge liegen meist vorn auf der Tribüne aufgeschüttet. Wenn der eine Patient hinabsteigt, steigt schon ein anderer wieder hinauf. Das alles ist nur, um irgend

ein Mittel gegen Zahnſchmerzen oder ein Zahnreinigungsmittel an den Mann zu bringen. Die Suade dieſer Leute iſt oft wahrhaft großartig, ſie können ſtundenlang ſprechen, ohne ſich zu wiederholen; je toller ſie aufſchneiden, je unverſchämter ſie lügen, deſto beſſer geht ihr Geſchäft. Vielleicht zweifelt ein Zuſchauer an der ungeheuern Praxis des Wunderdoktors . . . „Ah," fährt er fort, „Sie glauben, ich bin hierher gekommen, bloß um Geld zu verdienen? Als wenn ich davon nicht genug hätte! Ich verkaufe ja täglich für viele tauſend Franken; ſehen Sie (und damit ſchüttet er einen Sack mit Geld in eine Schwinge und wühlt mit den Händen darin), das iſt, was ich ſchon heute eingenommen habe. Sie glauben, es ſind Rechenpfennige? . . . Da, da, da, prüfen Sie, unterſuchen Sie . . . Nicht? Es iſt Gold, gutes Gold. Wollen Sie Silber, hier iſt mehr, als Sie alle in der Taſche tragen!" ꝛc. Oder es entſteht ein Gelächter über die bodenloſe Unverſchämtheit, was ihn eben ſo wenig aus der Faſſung bringt. „Sie lachen, Sie denken, welch ein Charlatan! Ja, meine Herren, ich bin ein Charlatan, ein großer Charlatan! Aber würden Sie mich anhören, wenn ich keiner wäre? Und was ſind Sie denn? Was iſt die ganze Welt? Überall finden Sie nur Charlatans! Sehen Sie dort die Frau mit den Erdbeeren, hat ſie nicht die ſchönſten obenauf in den Korb gelegt?" u. ſ. w.

Dergleichen Bemerkungen verfehlen nie ihren Zweck; die Geheimmittel werden in Maſſen verkauft, und das Geſchäft nährt offenbar reichlich ſeinen Mann. Die Wirkungen der Medizin ſind erlogen, aber es iſt wie beim Kaufmann, der einen geringeren Preis auf die Ware am Ladenfenſter geſchrieben hat, als den, wozu er ſie verkauft. „Pour attirer le public." Iſt man einmal im Magazin, ſo kauft man doch.

Es ſind dies nur einige der extremſten Fälle „der Blague" von Paris; aber wenn man mit der Diogenes-Laterne die Stadt durchſtreift, ſo findet man ſie überall. Sie findet ſich in der Preſſe wie im Kaufmannsladen, im Modemagazin wie im Atelier des Künſtlers. Hier bietet jemand die abſcheulichſten Stahlfedern von der Welt aus und ſchreibt, um ihre Güte zu beweiſen, die ſchönſt verſchlungenen Buchſtaben auf das Papier. Er ſagt nicht: „Sehen Sie, ſo kann ich ſchreiben," ſondern „ſehen Sie, meine Herren, ſo ſchreiben dieſe Federn." Dort zieht ein armer Rattengiftverkäufer umher, und um die Wirkſamkeit ſeiner Mittel zu erweiſen, hat er ein Dutzend tote Ratten an eine Stange gebunden, mit der Überſchrift: „Pas de pardon, guerre implacable aux rats." Leſen Sie einen Leitartikel in der Preſſe, hören Sie eine Vorleſung in dem Collège de France, wohnen Sie einer öffentlichen Sitzung der Akademie bei — überall wird Ihnen die Blague begegnen. Überall Übertreibung, Entſtellung, Selbſtvergötterung.

Derſelbe Menſch, der ſich von dieſer Blague hinreißen läßt, ſei es zum Ankauf eines Balſamfläſchchens für 10 Sous oder zu lauter Beifallsäußerung oder zur Abgabe eines Oui-Votums, ſagt gleichwohl: quelle blague!

Kein Volk der Welt hat ſo viel hochtönende und pompöſe Namen für die allergewöhnlichſten Dinge als das franzöſiſche; jeder Küchenzettel eines

attaché, jetzt chirurgien de l'Empereur de Maroc, die Knochen an die korrespondierenden Teile seines Körpers, und ließ die Glieder einzeln und verbunden spielen, dann zeigte er ein Dutzend hinter Glas und Rahmen befindliche Zeugnisse vor, bei denen es wenigstens an Stempeln nicht fehlte; dann präsentierte er einzelne Knochenmißbildungen und durchschnittene Gelenke; wies auf die korrespondierenden Teile hin, stellte mimisch Schmerzen, das Einreiben einer Salbe und endlich die vollendete Heilung dar. Wenn auf diese Weise die Menge gehörig vorbereitet und in die nötige Stimmung versetzt worden war, schwieg auf seinen Wink das Orchester, und er begann ungefähr in folgender Weise die Versammelten anzureden:

„Meine Herren! Wer von Ihnen hat Schmerzen? Keiner! Ach, dann wird er sie noch kennen lernen. Denn der Mensch ist zum Leiden geboren ... Schmerzen erregen kann jeder, aber ich kann sie stillen. Wenn Sie leiden, kommen Sie zu mir, und sagen: Monsieur Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, ich habe Schmerzen; gut, ich werde sie heilen, denn ich bin Arzt; ich bin ein großer Arzt. Ja, denn ich habe studiert, viel studiert. Ich habe geheilt in Algier auf dem Schlachtfelde. Sehen Sie hier diese Zeugnisse von den Herren Generalen unserer unüberwindlichen, ruhmbedeckten Armee ... Ja, unsere brave Armee, sie schlägt Wunden, aber ich heile sie ... Bloß 50 Centimes, meine Herren und meine Damen; ich heile beide, Frauen und Männer. Sehen Sie dieses Fläschchen, es enthält einen Balsam. Ah, ob es einen Balsam enthält! Wollen Sie riechen? Nicht? Es riecht schlecht. Gute Medizin riecht stets schlecht. Ich verkaufe kein Eau de Cologne. Wenn Sie Ihr Arm schmerzt, oder Ihr Kopf, oder Ihr Fuß, oder Ihr Leib, oder Ihr Magen, oder ... nehmen Sie 5 Tropfen von meinem Balsam und reiben Sie damit die Stelle einmal des Tages: die Männer am Morgen, die Frauen am Abend. Das ist der einzige Unterschied, je nach den Geschlechtern; denn die Männer stehen unter dem Einfluß der Sonne und die Frauen unter dem des Mondes. Nur 50 Centimes! Ich bin ein Arzt des Volkes; ich will nichts mit den Reichen zu thun haben! ..."

In diesem Tone ging es fort, unermüdlich, so lange der Atem ausreichte; dann fiel die Musik ein und verschaffte dem Arzt des Kaisers von Marokko Zeit, sich zu erholen, aber er benutzte sie nur, um seine Stimmorgane zu schonen; denn das stumme Spiel begann sofort mit dem ersten Trommelschlag wieder. Man sollte meinen, daß die Mühe die Ernte nicht lohnte, aber man würde sich irren; ich habe viele Fläschchen in wenig Augenblicken verkaufen sehen. Auch ist das kein vereinzeltes Beispiel, sondern man begegnet diesen wandernden Wunderdoktoren überall. Zahnbrecher, die unentgeltlich die Zähne ausziehen, kann man an jedem Feiertag in den Champs Elysées sehen. Der Vordersitz auf ihrem Wagen wird fast nicht leer, die Zähne fliegen nur umher, viele Tausende ausgerissener Kauwerkzeuge liegen meist vorn auf der Tribüne aufgeschüttet. Wenn der eine Patient hinabsteigt, steigt schon ein anderer wieder hinauf. Das alles ist nur, um irgend

ein Mittel gegen Zahnschmerzen oder ein Zahnreinigungsmittel an den Mann zu bringen. Die Suade dieser Leute ist oft wahrhaft großartig, sie können stundenlang sprechen, ohne sich zu wiederholen; je toller sie aufschneiden, je unverschämter sie lügen, desto besser geht ihr Geschäft. Vielleicht zweifelt ein Zuschauer an der ungeheuern Praxis des Wunderdoktors . . . „Ah," fährt er fort, „Sie glauben, ich bin hierher gekommen, bloß um Geld zu verdienen? Als wenn ich davon nicht genug hätte! Ich verkaufe ja täglich für viele tausend Franken; sehen Sie (und damit schüttet er einen Sack mit Geld in eine Schwinge und wühlt mit den Händen darin), das ist, was ich schon heute eingenommen habe. Sie glauben, es sind Rechenpfennige? . . . Da, da, da, prüfen Sie, untersuchen Sie . . . Nicht? Es ist Gold, gutes Gold. Wollen Sie Silber, hier ist mehr, als Sie alle in der Tasche tragen!" ꝛc. Oder es entsteht ein Gelächter über die bodenlose Unverschämtheit, was ihn eben so wenig aus der Fassung bringt. „Sie lachen, Sie denken, welch ein Charlatan! Ja, meine Herren, ich bin ein Charlatan, ein großer Charlatan! Aber würden Sie mich anhören, wenn ich keiner wäre? Und was sind Sie denn? Was ist die ganze Welt? Überall finden Sie nur Charlatans! Sehen Sie dort die Frau mit den Erdbeeren, hat sie nicht die schönsten obenauf in den Korb gelegt?" u. s. w.

Dergleichen Bemerkungen verfehlen nie ihren Zweck; die Geheimmittel werden in Massen verkauft, und das Geschäft nährt offenbar reichlich seinen Mann. Die Wirkungen der Medizin sind erlogen, aber es ist wie beim Kaufmann, der einen geringeren Preis auf die Ware am Ladenfenster geschrieben hat, als den, wozu er sie verkauft. „Pour attirer le public." Ist man einmal im Magazin, so kauft man doch.

Es sind dies nur einige der extremsten Fälle „der Blague" von Paris; aber wenn man mit der Diogenes-Laterne die Stadt durchstreift, so findet man sie überall. Sie findet sich in der Presse wie im Kaufmannsladen, im Modemagazin wie im Atelier des Künstlers. Hier bietet jemand die abscheulichsten Stahlfedern von der Welt aus und schreibt, um ihre Güte zu beweisen, die schönst verschlungenen Buchstaben auf das Papier. Er sagt nicht: „Sehen Sie, so kann ich schreiben," sondern „sehen Sie, meine Herren, so schreiben diese Federn." Dort zieht ein armer Rattengiftverkäufer umher, und um die Wirksamkeit seiner Mittel zu erweisen, hat er ein Dutzend tote Ratten an eine Stange gebunden, mit der Überschrift: „Pas de pardon, guerre implacable aux rats." Lesen Sie einen Leitartikel in der Presse, hören Sie eine Vorlesung in dem Collège de France, wohnen Sie einer öffentlichen Sitzung der Akademie bei — überall wird Ihnen die Blague begegnen. Überall Übertreibung, Entstellung, Selbstvergötterung.

Derselbe Mensch, der sich von dieser Blague hinreißen läßt, sei es zum Ankauf eines Balsamfläschchens für 10 Sous oder zu lauter Beifallsäußerung oder zur Abgabe eines Oui-Votums, sagt gleichwohl: quelle blague!

Kein Volk der Welt hat so viel hochtönende und pompöse Namen für die allergewöhnlichsten Dinge als das französische; jeder Küchenzettel eines

attaché, jetzt chirurgien de l'Empereur de Maroc, die Knochen an die korreſpondierenden Teile ſeines Körpers, und ließ die Glieder einzeln und verbunden ſpielen, dann zeigte er ein Dutzend hinter Glas und Rahmen befindliche Zeugniſſe vor, bei denen es wenigſtens an Stempeln nicht fehlte; dann präſentierte er einzelne Knochenmißbildungen und durchſchnittene Gelenke; wies auf die korreſpondierenden Teile hin, ſtellte mimiſch Schmerzen, das Einreiben einer Salbe und endlich die vollendete Heilung dar. Wenn auf dieſe Weiſe die Menge gehörig vorbereitet und in die nötige Stimmung verſetzt worden war, ſchwieg auf ſeinen Wink das Orcheſter, und er begann ungefähr in folgender Weiſe die Verſammelten anzureden:

„Meine Herren! Wer von Ihnen hat Schmerzen? Keiner! Ach, dann wird er ſie noch kennen lernen. Denn der Menſch iſt zum Leiden geboren ... Schmerzen erregen kann jeder, aber ich kann ſie ſtillen. Wenn Sie leiden, kommen Sie zu mir, und ſagen: Monsieur Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, ich habe Schmerzen; gut, ich werde Sie heilen, denn ich bin Arzt; ich bin ein großer Arzt. Ja, denn ich habe ſtudiert, viel ſtudiert. Ich habe geheilt in Algier auf dem Schlachtfelde. Sehen Sie hier dieſe Zeugniſſe von den Herren Generalen unſerer unüberwindlichen, ruhmbedeckten Armee ... Ja, unſere brave Armee, ſie ſchlägt Wunden, aber ich heile ſie ... Bloß 50 Centimes, meine Herren und meine Damen; ich heile beide, Frauen und Männer. Sehen Sie dieſes Fläſchchen, es enthält einen Balſam. Ah, ob es einen Balſam enthält! Wollen Sie riechen? Nicht? Es riecht ſchlecht. Gute Medizin riecht ſtets ſchlecht. Ich verkaufe kein Eau de Cologne. Wenn Sie Ihr Arm ſchmerzt, oder Ihr Kopf, oder Ihr Fuß, oder Ihr Leib, oder Ihr Magen, oder ... nehmen Sie 5 Tropfen von meinem Balſam und reiben Sie damit die Stelle einmal des Tages: die Männer am Morgen, die Frauen am Abend. Das iſt der einzige Unterſchied, je nach den Geſchlechtern; denn die Männer ſtehen unter dem Einfluß der Sonne und die Frauen unter dem des Mondes. Nur 50 Centimes! Ich bin ein Arzt des Volkes; ich will nichts mit den Reichen zu thun haben! ..."

In dieſem Tone ging es fort, unermüdlich, ſo lange der Atem ausreichte; dann fiel die Muſik ein und verſchaffte dem Arzt des Kaiſers von Marokko Zeit, ſich zu erholen, aber er benutzte ſie nur, um ſeine Stimmorgane zu ſchonen; denn das ſtumme Spiel begann ſofort mit dem erſten Trommelſchlag wieder. Man ſollte meinen, daß die Mühe die Ernte nicht lohnte, aber man würde ſich irren; ich habe viele Fläſchchen in wenig Augenblicken verkaufen ſehen. Auch iſt das kein vereinzeltes Beiſpiel, ſondern man begegnet dieſen wandernden Wunderdoktoren überall. Zahnbrecher, die unentgeltlich die Zähne ausziehen, kann man an jedem Feiertag in den Champs Elyſées ſehen. Der Vorderſitz auf ihrem Wagen wird faſt nicht leer, die Zähne fliegen nur umher, viele Tauſende ausgeriſſener Kauwerkzeuge liegen meiſt vorn auf der Tribüne aufgeſchüttet. Wenn der eine Patient hinabſteigt, ſteigt ſchon ein anderer wieder hinauf. Das alles iſt nur, um irgend

ein Mittel gegen Zahnschmerzen oder ein Zahnreinigungsmittel an den Mann zu bringen. Die Suade dieser Leute ist oft wahrhaft großartig, sie können stundenlang sprechen, ohne sich zu wiederholen; je toller sie aufschneiden, je unverschämter sie lügen, desto besser geht ihr Geschäft. Vielleicht zweifelt ein Zuschauer an der ungeheuern Praxis des Wunderdoktors . . . „Ah," fährt er fort, „Sie glauben, ich bin hierher gekommen, bloß um Geld zu verdienen? Als wenn ich davon nicht genug hätte! Ich verkaufe ja täglich für viele tausend Franken; sehen Sie (und damit schüttet er einen Sack mit Geld in eine Schwinge und wühlt mit den Händen darin), das ist, was ich schon heute eingenommen habe. Sie glauben, es sind Rechenpfennige? . . . Da, da, da, prüfen Sie, untersuchen Sie . . . Nicht? Es ist Gold, gutes Gold. Wollen Sie Silber, hier ist mehr, als Sie alle in der Tasche tragen!" ꝛc. Oder es entsteht ein Gelächter über die bodenlose Unverschämtheit, was ihn eben so wenig aus der Fassung bringt. „Sie lachen, Sie denken, welch ein Charlatan! Ja, meine Herren, ich bin ein Charlatan, ein großer Charlatan! Aber würden Sie mich anhören, wenn ich keiner wäre? Und was sind Sie denn? Was ist die ganze Welt? Überall finden Sie nur Charlatans! Sehen Sie dort die Frau mit den Erdbeeren, hat sie nicht die schönsten obenauf in den Korb gelegt?" u. s. w.

Dergleichen Bemerkungen verfehlen nie ihren Zweck; die Geheimmittel werden in Massen verkauft, und das Geschäft nährt offenbar reichlich seinen Mann. Die Wirkungen der Medizin sind erlogen, aber es ist wie beim Kaufmann, der einen geringeren Preis auf die Ware am Ladenfenster geschrieben hat, als den, wozu er sie verkauft. „Pour attirer le public." Ist man einmal im Magazin, so kauft man doch.

Es sind dies nur einige der extremsten Fälle „der Blague" von Paris; aber wenn man mit der Diogenes-Laterne die Stadt durchstreift, so findet man sie überall. Sie findet sich in der Presse wie im Kaufmannsladen, im Modemagazin wie im Atelier des Künstlers. Hier bietet jemand die abscheulichsten Stahlfedern von der Welt aus und schreibt, um ihre Güte zu beweisen, die schönst verschlungenen Buchstaben auf das Papier. Er sagt nicht: „Sehen Sie, so kann ich schreiben," sondern „sehen Sie, meine Herren, so schreiben diese Federn." Dort zieht ein armer Rattengiftverkäufer umher, und um die Wirksamkeit seiner Mittel zu erweisen, hat er ein Dutzend tote Ratten an eine Stange gebunden, mit der Überschrift: „Pas de pardon, guerre implacable aux rats." Lesen Sie einen Leitartikel in der Presse, hören Sie eine Vorlesung in dem Collège de France, wohnen Sie einer öffentlichen Sitzung der Akademie bei — überall wird Ihnen die Blague begegnen. Überall Übertreibung, Entstellung, Selbstvergötterung.

Derselbe Mensch, der sich von dieser Blague hinreißen läßt, sei es zum Ankauf eines Balsamfläschchens für 10 Sous oder zu lauter Beifallsäußerung oder zur Abgabe eines Oui-Votums, sagt gleichwohl: quelle blague!

Kein Volk der Welt hat so viel hochtönende und pompöse Namen für die allergewöhnlichsten Dinge als das französische; jeder Küchenzettel eines

Pariſer Reſtaurateurs kann als ein Muſterrezept für die Blague dienen. Hinter dem ungeheuren Wortſchwall verbirgt ſich ein Reſtchen Wahrheit, wie in gewiſſen Siegesbulletins.

Dieſe Charlatanerie iſt ein Gemeingut, ein Bedürfnis aller geworden; das falſche Pathos, die Aufſchneiderei findet ſich hinter dem Ladentiſch, wie hinter der Tribüne, der Kanzel und dem Lehrſtuhl. Sie iſt ſo deutlich und handgreiflich, ſo wenig auf Täuſchung berechnet, daß man ſie leicht erkennt; aber ſie iſt darum doch nicht ohne Einfluß. Jede große Stadt giebt mehr oder weniger Anlaß zu dieſer „blauen Dunſtmacherei", denn es iſt ſchwer, ſich ohne dieſelbe in dem ungeheuren Gewimmel bemerkbar zu machen, eine gewiſſe Charlatanerie findet ſich daher auch in London wie in Berlin, aber die „Blague" und die „Blagueurs" ſind ſpezifiſch franzöſiſch. Zum Teil liegt das in der Sprache der Franzoſen, deren konventioneller Bau viel zu künſtliche und tanzmeiſteriſch vorgeſchriebene Touren hat, um jemand zu geſtatten, wirklich natürlich zu ſein; zum größten Teil liegt es aber in dem Grundcharakter des Volkes. Die größte Unverſchämtheit wird verziehen, wenn ſie geiſtreich, witzig, rundweg vorgetragen wird. Man kann nicht leugnen, daß die Blague von Paris es an Eleganz der Form nicht fehlen läßt, denn ohne dieſe wäre ſie verloren. Langweilig und plump darf ſie nie werden, wenn ſie wirkſam ſein ſoll. Jeder Blagueur hat daher irgend eine Richtung, in welcher er eine beſondere Meiſterſchaft beſitzt; vielleicht ſteht dieſelbe in gar keinem Zuſammenhange zu dem Gegenſtand, über den er blaguiert, aber daran fängt er doch die Menge, damit lockt er ſie an, wie der Rattenfänger von Hameln. Das moderne Virtuoſentum iſt ein Vorläufer oder ein Kind der Blague.

Wenn bei uns jemand durch eine Narrenjacke die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen wollte, ſo würde dadurch ſchon im voraus ſein Ziel verfehlt ſein; hier iſt jedes Mittel recht, denn *warum* man beachtet wird, iſt die Hauptſache. Die Pariſer ſind im Laufe der Zeit ſo an die äußern Reizmittel gewöhnt worden, daß ohne ſie ſelbſt der ehrliche Mann nicht mehr beſtehen kann.*) Jeder verſpricht mehr, als er zu halten vermag. Einer überbietet darin den andern; er rechnet darauf, daß das Publikum von ſelbſt nur einen Teil davon für wahr und ihn nicht „beim Worte" hält. Im großen wie im kleinen läßt der Blagueur ſein Publikum nie zu ſich ſelbſt kommen, immer bietet er ihm etwas anderes dar; während er von dem einen ſpricht, deutet er ſchon auf das nächſte. Iſt er geſchickt, ſo verfehlt er ſeinen Zweck nicht, denn erſt, wenn er erreicht iſt, tritt die Enttäuſchung ein. Es liegt dies offenbar nur zum geringen Teil in der Leichtgläubigkeit der Pariſer, vielmehr trägt dazu die ſchmeichelnde, pikante Form der Blague bei, die zugleich in den niederen Sphären an die individuelle, in den höhern an die

*) Leider iſt dies hin und wieder auch ſchon im lieben deutſchen Reich der Fall; wir treiben mehr und mehr jenem nordamerikaniſchen Weſen zu, das man „Humbug" nennt und das mit der Pariſer blague identiſch iſt.

nationale Eitelkeit appelliert; vorzugsweise gründet der Blagueur aber seinen Erfolg auf den Mangel an Vorsicht, der einen Grundzug des französischen Nationalcharakters bildet. Argwöhnisch, mißtrauisch, berechnend zu sein, ist der Natur des Volkes fremd; die Erfahrungen machen es nicht weiser; daß aber die Pariser Bevölkerung noch mit dem Leichtsinn der Jugend jedem ersten Impuls folgt, beweist, wie wenig die äußern Einflüsse die Grundzüge der Massen zu ändern vermögen.

## 3. Marseille.*)

### (Charakterbild einer Handelsstadt.)

Zwischen Aix und Marseille liegt nur eine Station; denn beide Städte sind etwa 2 Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix ist die Gegend sehr angebaut und freundlich, dann kommen wieder dürre, öde Felsen bis gegen Marseille, wo alles in blühendem Leben aufsproßt, weil die hohe Kultur des Landes den sonst unfruchtbaren Kalkstein besiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Postillon auf einer Anhöhe und machte uns auf die Vista aufmerksam. So heißt dieser Platz vorzugsweise mit vollem Recht, denn eine schönere Aussicht als die, welche jetzt im funkelnden Abendstrahle der Sonne vor uns lag, sahen wir nie. Zur rechten Hand erblickten wir das weite mittelländische Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns herüber schimmerten; wunderbar gezackte Felsen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben so schöner Felsen; und linker Hand eine weite Ebene, besäet mit mehreren Tausenden weißer, zerstreut liegender Landhäuser, den berühmten „Bastiden" der Einwohner von Marseille.

Der erste Eintritt in Marseille von Aix ist wirklich imposant. Gleich am Thore beginnt der herrliche breite Cours, welcher die ganze neue Stadt vom Aix-Thore an bis zum römischen Thore durchschneidet. Er ist eine gute Viertelmeile lang, und da er an den äußeren Enden höher liegt und gegen die Mitte sich allmählich hinabsenkt, so kann man ihn an beiden Thoren seiner ganzen Länge nach bequem übersehen; hohe, schattige Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und ansehnliche Häuser umgeben ihn an beiden Seiten, deren unterer Stock fast durchgängig zierlich aufgeputzte Warenmagazine enthält, wie wir sie in London und Paris sahen. Die zum Hafen führende, mit schönen, ganz gleichförmig erbauten Häusern besetzte Straße Cannebière durchschneidet den Cours in der Mitte, und schon von hier aus erblickt man den Wald von Mastbäumen der im Hafen liegenden Schiffe.

*) J. Schopenhauer: „Reise von Paris durch d. südl. Frankreich bis Chamouny," 2 Tle.

Noch ſchöner beinahe iſt die nahe liegende Straße Beauvau mit ihren palaſtähnlichen Gaſthöfen und prächtigen Wohnhäuſern. Wir wohnten dort im Hôtel des Ambassadeurs und hatten alle Urſache, ſowohl mit der Bedienung als mit der Billigkeit des Wirtes zufrieden zu ſein. Das große Theater liegt am Ende dieſer Straße auf einem ganz freien Platze, mit der Hauptfronte gegen jene gewendet. Die Säulen und der übrige architektoniſche Schmuck daran machen einen ſehr ſchönen Effekt. Im ganzen iſt der neuere Teil von Marſeille mit den ſchönſten Straßen und Plätzen des beſten Teils von London zu vergleichen und übertrifft ſie wohl noch durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig maſſiv aus Quaderſteinen erbauten Häuſer. Das Straßenpflaſter iſt ganz vortrefflich, und die zu beiden Seiten ſich hinziehenden breiten, mit Steinplatten belegten Fußpfade (Trottoirs) machen das Gehen in der Stadt ſehr bequem und angenehm. Klares, friſches Waſſer ſtrömt in ſchmalen ſteinernen Kanälen durch alle Straßen; zwar muß man oft über dieſe Kanäle hinüberſteigen, und dies macht ſie ein wenig unbequem; dafür tragen ſie aber auch ſehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, namentlich aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne ſie in den heißen Sommermonaten, wo faſt kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen iſt vortrefflich, auch hält die Polizei ſehr ſtreng auf Reinlichkeit, ſo daß die Damen mit weißen Schuhen zu Fuß gehen können. Dieſe Reinlichkeit fiel uns beſonders auf, und die ſchöne zierliche Stadt, in welcher ſogar die Straßen zuweilen gewaſchen werden, gefiel uns um ſo beſſer, je länger wir auf unſerer Reiſe die Freude entbehrt hatten, alles um uns her ſauber zu ſehen.

Ganz von dem neuern Teile der Stadt verſchieden iſt der auf einer beträchtlichen Felſenhöhe erbaute ältere Teil derſelben, und der Kontraſt zwiſchen beiden erinnerte uns auf das lebhafteſte an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Orte, unter ganz andern Menſchen zu ſein. Im alten Marſeille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen, engen, winkeligen Straßen, die alten hohen, düſteren Häuſer wieder und eine durch die furchtbarſte Unreinlichkeit verpeſtete, kaum zu atmende Luft. Das Pflaſter der bald auf-, bald abwärts führenden Straßen iſt abſcheulich, und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwiſchen elenden, mit Einſturz drohenden Hütten.

Die Menſchen, welche dieſen alten, an den Hafen grenzenden Teil der Stadt bewohnen, ſind die ärmſten in Marſeille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eigenen Kaſte, welche ſich ſowohl in der Sprache, als in der Sitte, Kleidung und den übrigen Gebräuchen von allen andern Franzoſen unterſcheidet. Die groben Lumpen, von denen ſie notdürftig bedeckt ſind, und ihre kümmerliche Nahrung, mit der ſie ihr Leben friſten, erwerben ſie einzig mit ihren Fiſchernetzen. Von den übrigen Bewohnern Marſeilles wegen ſeiner Wildheit, die oft in Raub und Mord ausartet, gemieden, lebt dieſes wunderliche Volk bloß für ſich und verlangt nach keiner Gemeinſchaft

mit ſeinen Nachbarn. Die dunkeln, düſtern Geſichtszüge zeichnen es auf eine unverkennbare Weiſe aus. Manche wohnen des Fiſchfangs willen den größten Teil des Jahres hindurch faſt ganz in den Höhlen und Klüften der Felſen, die den Hafen an dieſer Seite begrenzen. In Marſeille glaubt man, dieſe Leute wären Abkömmlinge der erſten Bewohner, der Phokier,*) die hier in grauer Vorzeit eine Art von Kolonie anlegten, und das Gepräge ihres Urſprunges durch alle Jahrhunderte hindurch rein und echt erhalten haben, da ſie bloß Töchter ihres eigenen Stammes heiraten.

Der Hafen von Marſeille iſt einer der ſchönſten von der Welt; 900 Schiffe können darin, vor Sturm geſichert, liegen; hohe, ſchützende Felſen umgeben ihn und die Rhede, auf welcher mehrere Inſeln den Eingang in das weite Meer zu bewachen ſcheinen. Täglich wandelten wir auf den den Hafen umgebenden Quais und ergötzten uns an der köſtlichen Ausſicht und an dem fröhlich-lebendigen Gewühle zu Waſſer und zu Lande, ohne deſſen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verſchiedenſten Nationen flattern hier luſtig gegen den dunkelblauen Äther hinauf; kleine, ſonderbar geſtaltete Schiffe von der Küſte des mittelländiſchen Meeres, beladen mit Orangen, Kaſtanien, ſogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen großen Kauffahrteiſchiffen des fernen Nordens und den ganz fremdartig ausſehenden Fahrzeugen der levantiſchen Küſten. Viele hundert Boote, Schaluppen und Fiſchernachen kreuzen luſtig dazwiſchen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Luſtfahrt auf den ſmaragdgrünen, oft kaum ſich kräuſelnden Wogen am Ufer bereit liegt.

Auf den mit anſehnlichen Häuſern umgebenen Quais herrſcht das mannigfaltigſte Leben, wie auf dem Waſſer daneben; alle europäiſchen Nationen verſammeln ſich hier neben den Bewohnern von Aſien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannigfaltigſten Trachten und Nationalphyſiognomieen aller gebildeten Völker ſieht man vielleicht nirgends ſo auf einem Punkte vereint. Oft glauben wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben maskenartigen Geſichtern, jeden in der Tracht ſeines Vaterlandes — unter den ſchönen geputzten Marſeillerinnen umher wandeln ſahen, dazwiſchen die ſchwarzen Geſichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, denen man überall begegnet. Dieſe ſtimmten indeſſen unſern Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aſpaſia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands müſſen denn doch ganz anders ausgeſehen haben, als dieſe orangegelben, langnaſigen Damen, deren geſchmacklos bunte, mit Verzierungen überladene Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit ins grellſte Licht ſtellt.

---

*) Marſeille gehört zu den älteſten Städten Europas; ſie war von einer vor Cyrus aus Kleinaſien um 550 v. Chr. geflohenen griechiſchen Kolonie gegründet worden und war dann bis Cäſar eine Handelsrepublik, von den Römern unter den Namen Maſſilia gekannt und geachtet.

Der Quai an der Seite der alten Stadt sieht zum Teil wie ein orientalischer Bazar aus; er ist viel schmäler, als der ihm gegenüberliegende an der andern Seite des Hafens, aber auch viel lebhafter; denn der untere Stock der ihn umgebenden Häuser enthält Magazine, in welchen sowohl die seltensten, teuersten Waren, als auch die unbedeutendsten zum Verkauf ausgestellt sind. Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Orients feil, reiche Teppiche, prächtige orientalische Stoffe, echt türkische Shawls in den glänzendsten Farben, mit so grellen, wunderlichen Blumen, Palmen und Streifen, als man sie sich nur wünschen kann, damit jedermann von weitem sehe, daß diese bunte Hülle viel Geld kosten muß. Rosenduft strömt schon von weitem aus andern, mit den köstlichsten Essenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazin daneben schauen Papageien, Kakadus und andere Vögel südlicher Zonen in der bunten Farbenpracht ihrer Federn gar fremd in die Welt hinein, während possierliche Affen neben ihnen den Vorübergehenden Gesichter schneiden. Alles ist hier zu haben. Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferstiche; die herrlichsten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel, Kokosnüsse, Pistazien, fast frische Datteln, in langen Trauben noch an einander hängend, und die köstlichsten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

An dem entgegengesetzten Quai nehmen große, verschlossene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie sind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und allem, was zum Schiffbau gehört, angefüllt; deshalb verirren sich die bloßen Spaziergänger seltener hierher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit schöner ist, als der andere.

Zwei Citadellen, welche auf den Spitzen der den Hafen umgebenden Felsen sich höchst pittoresk ausnehmen, beschützen den Eingang desselben. Die an dem breiteren Quai ist zwar viel neuer, aber weit verfallener als die an der Seite der alten Stadt. Dieser gegenüber müssen alle der Gesundheit wegen verdächtigen Schiffe während der Zeit der Quarantäne vor Anker liegen, und das Verbot, vor Ablauf derselben nicht ans Land zu kommen, wird hier eben so streng als in Cette gehalten. Die Passagiere sowohl als die Schiffsmannschaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben oder sich in die, in einiger Entfernung von der Stadt am Ufer der Rhede erbaute Quarantäneanstalt zu begeben; die Passagiere wählen gewöhnlich den Aufenthalt auf den Schiffen; oft sahen wir sie auf dem Verdeck, wenn wir fröhlich durch den Hafen schifften, wie sie mit langen Fernröhren sehnsuchtsvoll die Ufer und die glücklichen Menschen anblickten, welche dort frank und frei herumwandeln durften. Die Langweile eines solchen gezwungenen Aufenthalts, dem lange erwünschten Hafen gegenüber, muß entsetzlich sein, besonders nach einer Seereise von mehreren Monaten, mit der Sehnsucht nach dem Wiedersehen von Verwandten und Freunden im Herzen, die am nahen Ufer mondenlang harren. Dennoch hat jener Aufenthalt vor dem in den Quarantänehäusern viele Vorzüge. In diesen herrscht eine an peinlichen Zwang

grenzende Ordnung, um jeder möglichen Gefahr einer Anſteckung in dieſer Anſtalt ſelbſt vorzubeugen. Und doch verſicherte man uns, daß faſt immer Peſtkranke in einem Teil dieſer Gebäude ſich befänden. Selbſt aus der Ferne war uns der Anblick dieſer Gebäude immer grauenvoll, obgleich ſie am Fuße hoher Felſen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen ſcheinen. Sie nehmen ſich faſt wie eine kleine Stadt aus, ſo viele Wohnhäuſer, Magazine für Waren und Ställe für die mitankommenden Tiere ſind dort neben einander erbaut.

Außer den vielen ſchönen Häuſern ſchmücken auch noch zwei anſehnliche öffentliche Gebäude den Quai, nämlich das Rathaus und die Conſigne. Die Front des Rathauſes war urſprünglich recht ſchön, nur vielleicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergl. etwas überladen. Dieſe wurden in der Revolution größtenteils heruntergeſchlagen, und Jakobinermützen, ſchlechte Freiheitsbilde, republikaniſche Inſchriften im Geiſte jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den untern Stock des Gebäudes nimmt die Börſe ein, den obern ein großer Saal, zu Ratsverſammlungen beſtimmt, und mehrere Büreaus für öffentliche Angelegenheiten. Die zu ihm führende Treppe iſt dicht neben dem Rathauſe in einem andern Gebäude angebracht, entweder aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man ſie auf gut Schöppenſtädtiſch bei erſten Grundriſſe vergaß. Sie wäre eine der ſchönſten, wenn nicht ein elendes hölzernes Geländer die breiten, kühn gewundenen Stufen entſtellte; denn das eiſerne, welches ſonſt ſie ſchmückte, ward während der Revolution abgeriſſen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildſäule eines in früheren Zeiten um Marſeille hochverdienten Mannes, Pierre Libertat mit Namen, zu keiner beſondern Zierde. Etwas Ungeſtaltetres und Geſchmackloſeres giebt es nicht leicht im Gebiete der plaſtiſchen Kunſt; zum Überfluß hält Herr Libertat auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer in dem Rathausſaale zogen zwei ſehr große Gemälde unſere Aufmerkſamkeit an. Sie enthalten eine gräßlich wahre Darſtellung der Peſt, die im Jahre 1720 Marſeille zur Totengruft machte. Der Maler (Serres) erlebte jenes fürchterliche Elend dort ſelbſt und wagte mit wahrem Heldenmute und äußerſter Aufopferung ſein Leben, um zu retten, zu helfen, zu tröſten, wie es irgend möglich war. Und weil eben dieſe Gemälde treue Kopieen deſſen ſind, was er ſah und erlebte, ſo ergreift ihre ſchauderhafte Wahrheit jeden, der ſie erblickt, mit unausſprechlichem Grauſen, obgleich ſie als Kunſtwerke keineswegs vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon ſtellt den Cours, ein anderes den Hafen vor, beide angefüllt mit Kindern, Müttern, Greiſen in wilder Verzweiflung; überall erblickt man das hereindringende entſetzliche Elend in tauſend verſchiedenen Geſtalten, überall den furchtbarſten Tod in all ſeiner Gräßlichkeit; dazwiſchen Ärzte und Geiſtliche gleich tröſtenden, rettenden Engeln, die heldenmütig den Kranken beiſtehen. Die Köpfe ſind zum Teil Portraits von edlen, zu jener Zeit lebenden Männern, beſonders von Ärzten, welche in der allgemeinen Not

ihr Leben daran ſetzten; auch der Kopf des Erzbiſchofs, der ſich damals beſonders hilfreich erwies, iſt Portrait.

Noch voll von ſchauderhaften Phantaſiegebilden, welche dieſe Gemälde in uns aufriefen, gingen wir zur nahen Conſigne. So heißt das Gebäude, vor welchem die Geſundheitspäſſe der Schiffe genau unterſucht werden, ehe ihnen vergönnt iſt, im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Dieſe wohlthätige Einrichtung, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen Scenen vielleicht von einer halben Welt abwendet, iſt mit wenig Abänderungen dieſelbe wie in Cette, nur das Gebäude hier iſt größer und prächtiger als dort das Geſundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive, Magazine, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marſeille einlaufenden Schiffe notwendig macht. Von dem einen der beiden großen Balkone über dem Hafen werden die Schiffe examiniert, von dem andern ihnen friſche Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter den Balkonen iſt ſo eingerichtet, daß das friſche Waſſer gleich in die mitgebrachten Fäſſer geleitet werden kann. In einem Saale der Conſigne ſahen wir das berühmte Gemälde, welches der bekannte Künſtler David, ein geborner Marſeiller, in Rom zum Andenken jener ſeine Vaterſtadt zerſtörenden Peſt malte. Es iſt eine ſeiner früheren Arbeiten, noch frei von der theatraliſchen Manier, der er ſich nachher ergeben hat. Der Farbenton iſt weniger grell, die Beleuchtung weniger geſucht, die ganze Kompoſition einfacher und natürlicher als an allen ſeinen ſpäteren Werken. Auf glänzenden Wolken thront die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, der heilige Rochus kniet vor ihr, Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im Vordergrunde; ſeitwärts, etwas höher, ſieht man zwei Jünglinge eben verſcheiden; der Kopf des heiligen Rochus iſt beſonders edel und ausdrucksvoll.

Nunmehr ſetzen wir unſern Spaziergang auf dem Waſſer fort, d. h. wir machten ihn zu einer Spazierfahrt in einer Gondel, und ruderten den Hafen hindurch auf der Rhede hinaus, denn hier war ja das Herrlichſte zu ſehen, was Marſeille den Reiſenden zu bieten vermag. Die Ausſicht von der oft ſpiegelglatten, ſmaragdenen Waſſerfläche der Rhede auf die Inſeln, die an ihrem Eingange liegen, und über dieſe hinaus auf das ewig bewegte Meer iſt eine der erhabenſten. Nicht minder herrlich iſt es, wenn man ſich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns, die ihn umgebenden maleriſchen Felſen, mit ihren Citadellen, die ſchöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umſchirmt von den weiter hinaus ſich erhebenden zackigen Felſen, die Viſta mit ihren Baſtiden, und überall der reichſte Überfluß der Gaben des günſtigen Himmels. Marſeille gewährt von dieſem Standpunkte aus einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seeſtadt ſchöner aufzuweiſen hat; auch benutzen die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig, um ſich ſeiner zu erfreuen, und dann nach einer der Inſeln zu fahren, wo ſie Meerfrüchte friſch aus den Wellen kaufen. „Fruits de mer“ nennen ſie alle die friſch aus dem Meere kommenden eßbaren

Muſcheln, Auſtern und ſonſtigen Schaltiere, die hier im größten Überfluß von den Fiſchern gefangen werden.

Dem Hafen am nächſten liegt die maleriſche Felſeninſel, auf deren Gipfel das bekannte traurige Château d'If erbaut iſt, dieſes faſt unzugängliche fürchterliche Staatsgefängnis. Mehr ſeitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Inſel Ratonneau. Die Überbleibſel eines alten verödeten Schloſſes und eine kleine Citadelle, in welcher ein paar Invaliden die Wache haben, ſind die einzigen Gebäude; arme Fiſcher, die zuweilen in Felſenklüften und elenden Baracken dort hauſen, die einzigen Bewohner dieſes ganz unfruchtbaren Felſenklumpens, der dennoch einem ehrgeizigen Menſchen den Kopf in ſo weit verrückte, daß er ſich einbildete, als König desſelben zu den wichtigſten Monarchen der Erde zu gehören. Es war ein alter Korporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden beſtehende Beſatzung kommandierte und den erhabenen Plan faßte, von dieſer als König von Ratonneau ſich huldigen zu laſſen. Aber die Unterthanen bezeigten ſich widerſpenſtig. Da beſchloß der König, ſie ſamt und ſonders zu verbannen; und da ſie einmal alle vier nach Marſeille gefahren waren, um Lebensmittel zu holen, ließ er ſie bei ihrer Rückkunft nicht wieder landen, richtete das Geſchütz auf ſie und ſchoß, wenn ſie den Verſuch machten, die Inſel zu beſteigen. So blieb er eine Weile allein, als unumſchränkter Herrſcher in ſeinem Gebiete. In Marſeille nahm man die Sache nicht ernſtlich, ſondern lachte über den neuen Monarchen und ließ ihn im ruhigen Beſitz ſeiner Staaten, in denen er bald vor Hunger hätte ſterben müſſen. Er bat endlich die herankommenden Fiſcher um Lebensmittel; da aber ſeine Bitten oder vielmehr Befehle ſich öfters wiederholten, erſannen ſie eine Liſt, um ſeiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedene vom feſten Lande zu ihm und verlangten, daß ſie ihm als ihrem König huldigen dürften, was er denn auch in Gnaden gewährte; aber im Schlaf überfielen die Treuloſen ihren Monarchen und brachten ihn gebunden nach Marſeille, wo er als entthronte Majeſtät in ein Irrenhaus geſperrt wurde.

Die Inſel Pomègue iſt die größte und von Marſeille am weiteſten entfernt. Sie beſteht aus einem einzigen großen Felſen, öde und unfruchtbar voll tiefer Spalten und Klüfte. Sie iſt indeſſen mit verſchiedenen Gebäuden geziert, denn die Quarantäneanſtalten beginnen ſchon hier. Jedes von der Levante kommende Schiff muß auf Pomègue zuerſt ſeine Päſſe zeigen und erhält die Stelle angewieſen, wo es auf der Rhede oder im Hafen ankern darf. Mehrere kleinere Inſeln liegen noch um die größere her, aber unbewohnt. Alle dieſe im Meere zerſtreuten Felſenmaſſen gewähren trotz ihrer Öde doch einen höchſt maleriſchen, die weite Meeresfläche belebenden Anblick; ſie gleichen ſchwimmenden Feſtungen, von der mächtigen Hand der Natur mitten im wildeſten Elemente erbaut.

Die übrigen Spaziergänge um Marſeille ſind zwar auch ſehr angenehm, aber die eben erwähnte Waſſerfahrt möchten wir doch allen andern vorziehen. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragenen Wälle ange-

legte Boulevard und gewährt manche erfreuliche Aussicht auf die nächste Umgebung. Die jungen Platanen und Sykomoren, welche ihn einfassen, wachsen lustig empor und werden bald einen der schattigsten Spaziergänge bilden, die in diesem heißen Lande eine wahre Wohlthat sind. Abends wird der Cours in der Stadt von unzähligen Spaziergängern besucht, so auch die an die Straße Cannebière grenzende, mit zwölf Reihen Bäumen bepflanzte und mit schönen Gebäuden umgebene Allee Meillan.

Interessant, aber auch beschwerlich, ist der Weg nach Notre dame de la garde, einem steilen Felsen, ebenfalls nahe an der Stadt, der sich 150 m hoch über die Meeresfläche erhebt. Eine Citadelle und eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze desselben; von letzterer trägt er den Namen.

Die herrliche Aussicht lohnte uns reichlich für den steilen, unbequemen Weg, der hinauf führt. Die ganze Stadt liegt zu unsern Füßen; die breiten, regelmäßigen Straßen und die großen Plätze der Neustadt sehen wie das mit bunten Steinen ausgelegte Parterre eines holländischen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuserklumpen der Altstadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude; man könnte fast die Fenster darin zählen. Weit hinaus liegen all die tausend auf Höhen und in Thälern zerstreueten Bastiden mitten in den Gärten vor uns, die pittoresken Felsenufer mit ihren Citadellen, die Quarantänegebäude, der Hafen, die Rhede mit ihren Inseln und das weite Meer, dessen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erschien uns die Insel, auf welcher Château d'If steht, noch kleiner die vielen Eilande, welche um sie her zu schwimmen scheinen. Auf der Insel Pomègue konnten wir deutlich die von der Abendsonne geröteten Gebäude erkennen. Das Meer war still, glatt wie ein Spiegel und dunkelblau; unzählige Fischerboote kreuzten darauf umher und erschienen uns auf dieser Höhe wie kleine glänzende Punkte; großen majestätischen Schwänen ähnlich schwammen mächtige, dem ersehnten Hafen sich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwischen ihnen hindurch. Am herrlichsten ist der Blick von der Terrasse vor der Citadelle. Ein Wächter sitzt hier, so lange der Tag währt, vor einem großen Fernglase, um jedes am Horizont erscheinende Schiff zu beobachten und durch Signale dessen Ankunft und Flagge der Stadt kund zu thun. Ganz in der Ferne zeigte er uns ein englisches Kriegsschiff; am vorigen Abend hatte er dreizehn an der Rhede kreuzende Schiffe der englischen Flotte bemerkt.

Die Citadelle ist nicht bedeutend. Ihre Gewölbe umschlossen sonst viele unterirdische Gefängnisse, und noch vor wenigen Jahren mußte Orleans Egalité eins derselben mehrere Monate lang bewohnen, ehe er zum wohlverdienten Lohne seiner Unthaten nach Paris abgeführt ward. Durch eine kleine Öffnung in der Thür blickten wir in den hochgewölbten, feuchten Kerker, den nur ein matter Lichtstrahl durch eine ganz kleine, oben angebrachte vergitterte Öffnung erhellt.

Nahe an diesem Kerker ist die uralte, der Mutter Gottes geweihte Kapelle erbaut. Klein und dunkel steht das fromme Gebäude da, das sonst

ein wunderthätiges Marienbild von gediegenem Silber enthielt, welches aber die Carmagnolen in die Münze trugen, um seine Wunderkraft recht gemeinnützig zu machen. Das Bild ist fort, der Glaube ist geblieben; noch immer empfehlen sich die Schiffer dem mächtigen Schutz von Notre dame de la garde, die ihnen hoch vom Felsen noch lange entgegen leuchtet, wenn sie ihre gefahrvollen Reisen antreten, und die Kapelle hängt voll Dankopfer derer, die in Sturm, Schiffbruch und Sklaverei von ihr gerettet zu sein glaubten.

## Die Bastiden.

Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfnis, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigstens vom Sonnabende bis zum Montage sich im Freien von der Arbeit der andern Tage zu erholen und frische Luft zu atmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt liegenden Landhäuser, hier Bastiden genannt, welche die Gegend umher beleben und ihr einen ganz eigentümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl auf 10,000 an; sie schien uns zuerst unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umher schaut und rings, so weit das Auge reicht, alle die großen und kleinen blendend weißen Häuser zwischen Myrten, Granaten und Pinien hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Vista an bis hinab an das Gestade des Meeres; so fängt man an, die große Anzahl derselben wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr von einander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein; doch darf man auch bei den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser bei Hamburg, Amsterdam und andern großen deutschen und holländischen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren stolzen Villas Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden ist das ganz anders; da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und zum Schutz gegen den sengenden Mittagsstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die in unserm Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, schönes Haus unentbehrlich machen, aus dessen Fenstern man wenigstens ins Grüne blicken kann, wenn es draußen unfreundlich regnet und stürmt. Der größte Teil der Bastiden ist daher sehr klein und enthält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzimmer; die wenigen größeren könnten freilich überall für recht artige Landhäuser gelten, aber auch unter diesen würde man vergeblich das Feeenschloß suchen, welches die reiche Phantasie eines deutschen Reisenden (Herrn v. Thümmels) hier erbaute; keins ist zu finden, das nur die entfernteste Ähnlichkeit damit hätte. Jede Bastide hat ihren eigenen Garten, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich übrigens mit dem so unendlich reichen Schmucke,

welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume, die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild; da bedarf es nicht der Kunst des Gärtners, um sie mühsam zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen und geben diesen ein langweiliges Ansehen, wie die Weinbergsmauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieser Gärten stoßen im Innern an einander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigentums. Die ganze Nachbarschaft benutzt sie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles übrige ist gemeinschaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhängen erbaute Bastiden gewähren eine ausgebreitete herrliche Aussicht auf Land und Meer, bei vielen scheint man einzig auf diesen Genuß bedacht gewesen zu sein, da man sie auf steilen, unwirtbaren Felsen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andere stark duftende Kräuter wachsen, die fast keiner Nahrung bedürfen. Andere in Thälern erbaute erfreuen sich des Schattens der Felsen in dieser von Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obstbäume, Reben, Maulbeerbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichst blühenden Blumen und Sträucher erfüllen die Luft mit einem Balsamdufte, der abends, wenn der Tau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weithin schattenden Linden unsers Vaterlandes können hier nicht fortkommen, weil der sengende Mittagsstrahl sie schon im Keime zu Staub brennt.

Die provençalische Sonne ist ganz etwas Anderes als die unsrige. Hoch steht sie am dunkelblauen Himmel, und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendtau sie wieder einigermaßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon am Ende des Monats April fanden wir es in Marseille fast so heiß, als bei uns in den wärmsten Sommertagen, aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünsten bleibt. Im Mai begann man schon die Fußpfade um den Hafen, den Cours und die besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinwand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich, oft tödlich. Eine aus Neapel gebürtige Dame, die Gattin eines sehr angesehenen Kaufmanns, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsstunde in den Garten hinauslief, getroffen vom Sonnenstich sogleich niedersank und wenige Stunden darauf starb, ein Opfer der Pfeile des zürnenden Helios. Diese Dame versicherte uns auch, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer sind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft und alles entnervt und ermattet niedersinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Seewind, der regelmäßig von 10 Uhr morgens bis gegen abend anhält, aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr, darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie

freier umweht, wenngleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt, mit einer Pracht, von der uns unsere kältesten Winternächte eine Vorstellung geben können. Auch eilt dann alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der trefflichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schöne Jahreszeit. Mild und segensreich herrscht er vom Oktober an bis spät in den Dezember; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und selten merkt man morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling schließt sich so eng an den Winter, daß man kaum seinen Anfang, wohl aber sein Fortschreiten bemerkt; er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der schneidend kalte, alles austrocknende Mistral gerade in dieser Zeit am heftigsten wehete.

Die hohe pittoreske Schönheit des Landes um Marseille entzückte uns jeden Tag aufs neue. Obgleich es der Gegend ganz an ländlichem Reize frischer Wiesen und schattender, großer Bäume fehlt, so wurden wir es doch nicht müde, uns der prächtigen Felsen, des Meeres, der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen; die Marseiller hingegen konnten gar nicht begreifen, was uns an dem nackten Gestein entzückte. Ihr Ideal von Schönheit der Natur ist gerade das, was ihnen als das Seltenste erscheint. Wo sie nur ein frisches, grünes Plätzchen, von ein paar großen Platanen oder Ulmen beschattet, und eine kühle Quelle wissen, da wallfahrten sie hin, betrachten es als ein Wunder, und freuen sich darüber ohne Ende, und lachten über uns, die wir in der Begeisterung für ihre große Natur uns fast zu Asche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly und Eygalades müssen Sie sehen, wenn Sie unsere Gegend in ihrer höchsten Schönheit kennen lernen wollen," war das ewige Lied unserer Marseiller Freunde; auch ruhten sie nicht, bis sie uns hingebracht hatten. Beide Orte sind in nicht sehr weiter Entfernung von der Stadt; wir kamen zuerst nach Eygalades und fanden zu unserm Erstaunen eine ganz deutsche Gegend. Eine kleine grüne Wiese, durch welche sich ein lustiges Bächlein windet, ein kleines Weizenfeld, dessen Ähren aber schon jetzt, im Anfange des Monat Mai, so groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten, und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, daneben ein recht hübsches Landhaus, um das wir uns aber weiter nicht bekümmerten.

Im Schlosse Borelly fanden wir es ungefähr eben so; das Gebäude ist viel weitläufiger und in größerem, vornehmerem Stil erbaut, nach Art aller französischen Schlösser auf dem Lande. Es enthält sogar eine der Zahl

nach ziemlich anſehnliche Gemäldeſammlung, durch welche wir aber von dem uns umherführenden Bedienten dermaßen gejagt wurden, daß wir wenig davon ſahen. Der Schloßgarten iſt unbedeutend, deſto reizender ein von Weiden und Erlen dunkel beſchatteter Fußpfad, der längs des kleinen Fluſſes Huveaune hinführt, bis dahin, wo dieſer ins Meer fällt, welches beim Austritt aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller ſeiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Schloß Borelly gewährt übrigens gar keine Ausſicht; hohe Felſen umgeben es von der einen Seite, an der andern iſt die Gegend zu flach, um weit ſehen zu können; aber die friſche Kühlung der hohen, ſchattigen Bäume, die von ſilberhellem Waſſer durchſtrömten Grasplätze erheben es in den Augen der Marſeiller zu einem paradieſiſchen Aufenthalt, und wir ſtimmten ihnen gern an dieſem heißen Tage bei. Einen Sommer hier zu verleben, muß freilich etwas Köſtliches ſein.

## Das Leben in Marſeille.

Man lebt in Marſeille weit teurer als in Montpellier und andern Städten des ſüdlichen Frankreichs, wahrſcheinlich wegen der größern auf einem Punkte hier verſammelten Anzahl von Menſchen; denn das Land umher iſt reich an allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Wir nehmen das Brot aus, da auf dieſem felſigen Boden kein Weizen fortkommt. Dieſer muß aus der Ferne herbeigeſchafft werden, was indeſſen durch die Schiffahrt wieder ſehr erleichtert wird. Gemüſe iſt das ganze Jahr hindurch im Überfluß zu haben, beſonders mehrere Arten Blumenkohl, die in Deutſchland nicht wachſen, und ganz vortreffliche Artiſchocken. Die köſtlichſten Früchte ſtehen überall zum Verkauf; die Marſeiller Feigen ſind berühmt, aber auch alle andern Gattungen des ausgeſuchteſten Obſtes, Melonen, Trauben, Pfirſiche, Aprikoſen, Granatäpfel und Mandeln bietet das Land im Überfluß. Kaſtanien wachſen nicht viel hier, aber ſie werden aus benachbarten Provinzen und Ländern in ſolcher Menge eingeführt, daß ſie beim Volk die Stelle der Kartoffeln vertreten. Hyères und die ſpaniſchen und italieniſchen Küſten ſchicken Orangen, Citronen und Arbuſen; die Levante Datteln, Piſtaziennüſſe und viele andere Früchte; alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preiſen verkauft, und es iſt eine wahre Freude, ſie überall in großen Körben, maleriſch gruppiert, in der höchſten Vollkommenheit zu erblicken. Bei der Nachbarſchaft des Meeres fehlt es auch nicht an vortrefflichen Fiſchen aller Art; ſie ſind im Überfluß vorhanden, ſo auch Auſtern, Muſcheln und alle Gattungen eßbarer Schaltiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schalen vieler dieſer uns bis dahin unbekannt gebliebenen Tiere, die uns einſt ſamt und ſonders am Tiſche eines Freundes vorgeſtellt wurden, machten die ganze Tafel einem Konchylienkabinette gleich; aber die unſcheinbare Auſter behielt doch den Preis. Einige Molluskenarten, die auch gegeſſen werden, mochten wir gar nicht berühren, ſo ſehr ſie uns auch angeprieſen wurden; ſie ſehen gar zu widerwärtig aus. Deſto beſſer aber behagten uns die Krabben, die Taſchenkrebſe und die rieſengroßen Hummern.

An wildem und zahmem Geflügel aller Art ist ebenfalls kein Mangel, aber Rindfleisch ist selten zu haben, noch seltener Kalbfleisch, weil das Rind in der Nähe von Marseille kein Futter findet. Man muß sich mit dem Fleische von jungen Ziegen, Schaflämmern und Hammeln begnügen, welche aber auf den mit würzigen Kräutern bewachsenen Felsen trefflich gedeihen. Viele Menschen in Marseille haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh gesehen, und in der Nähe der Stadt leben kaum zehn dieser nützlichen Tiere, die als eine Seltenheit mit großen Kosten erhalten werden müssen, da es keine Wiesen giebt. Eine Schweizerin, die Gattin eines Marseiller Kaufmanns, beschenkte uns zuweilen mit frischem Rahm und frischer Butter von den zwei Kühen, die sie auf ihrer Bastide mit großer Mühe hielt; sonst hätten wir beide Genüsse ganz entbehren müssen. Die Marseiller kennen nur die Milch von Schafen und Ziegen, woraus auch Butter bereitet wird, die aber sehr widrig riecht und ekelhaft weiß ist. Man macht fast gar keinen Gebrauch davon; die Speisen werden fast alle mit dem hier im Überfluß vorhandenen trefflichen Olivenöl bereitet. Sie schmecken deshalb nicht schlechter, und wir gewöhnten uns bald daran. Zum Braten, Backen, zur Bereitung der Gemüse fanden wir das Öl sogar vortrefflich.

Große Kleiderpracht wird in Marseille nicht getrieben, obgleich die Damen sich sehr geschmackvoll und vorteilhaft anzukleiden wissen. Der Hitze wegen werden viele leichte, seidene Zeuge getragen, die als Produkte des Landes nicht teuer sind. Viele Verzierungen daran würde die Wärme des Klimas beschwerlich machen, da man sich oft umkleiden muß und durchaus nichts Beengendes ertragen kann. Der Orient liefert schöne Shawls und leichte gedruckte Musseline, die man sehr schätzt; Italien die feinen Strohhüte und damit ist gewöhnlich der ganze Putz vollendet. Auch die Männer tragen im Sommer seidene Kleider und leicht überzogene Strohhüte.

Bei der Einrichtung der Häuser strebt man vor allem nach möglichster Kühlung. Tische und ähnliche Möbeln haben gewöhnlich marmorne Platten; die Stühle sind häufig von geflochtenem Rohr, die Fußböden der sehr hohen, geräumigen Zimmer mit zierlich glasierten Backsteinen belegt, seltener mit Marmor oder Stein, weil diese in der Wärme oft feucht werden. Die Treppen bestehen alle aus Stein, mit eisernen Geländern versehen, und die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenster haben außer den inneren Jalousieen noch von außen angebrachte leinene Schirme, um jeden Sonnenstrahl so viel als möglich abzuhalten. Die breiten, mit Matratzen belegten Bettgestelle sind immer mit leichten Vorhängen versehen, zum Schutz gegen Mücken und ähnliche Ruhestörer. Diese sind hier sehr grimmig und blutdürstig; auch schleichen sich zuweilen Skorpione ein, doch hält man gegen diese gefährlichen Feinde strenge Wache, eben so gegen die Schlangen, die wohl zuweilen in den Bastiden sich einfinden, aber doch nicht sehr giftiger Art sind. Überhaupt bringt hier die Sonne allerlei buntes Gewürm hervor: es ist ein ewiges Rauschen und Zischen und Rascheln in den Kräutern und Gebüschen, besonders während der Mittagszeit; ungeheuer große Eidechsen fahren oft

plötzlich hervor und erſchrecken durch ihre Ungeſtalt, und ewig zirpen die Cikaden und klingeln wie mit ſilbernen Glöckchen.

Eigene Equipage iſt in Marſeille ein faſt unbekannter Luxus; kaum mögen in der ganzen Stadt ihrer zwanzig gezählt werden können. Kein einziger der vielen angeſehenen reichen Kaufleute hält ſich Wagen und Pferde, und außer denen des Präfekten,*) der dort den kleinen Kaiſer ſpielte, und einiger ruſſiſchen Familien, die ſich eben in Marſeille aufhielten, haben wir während der ganzen Zeit, die wir dort zubrachten, keine geſehen. Selbſt die wenigen Fiaker, die an einigen Plätzen halten, ſtehen ewig müßig da; denn es geht ſich ſo angenehm auf den bequemen Steinplatten der reinlichen Straßen, daß niemand fahren mag. Auch den gewöhnlich ſehr kurzen Weg zu den Baſtiden legt man gern zu Fuß zurück, da kein Regen im Sommer das Gehen unangenehm macht, und man ohnehin nur abends und in den ganz frühen Morgenſtunden ſich hinauswagt. Bei vielen Baſtiden wäre es ſogar ihrer Lage wegen unmöglich, bis an die Thür derſelben zu fahren. Zu weiten Landpartieen nimmt die Hitze den Mut; doch kann man recht gut Pferde und Wagen zur Miete haben, wenn man in einzelnen ſeltenen Fällen ihrer bedarf.

Zum geſelligen Leben wäre in Marſeille eine Equipage ſehr überflüſſig, denn es giebt dort eigentlich keine Geſellſchaft. Alle die vielen angeſehenen Kaufleute, welche dieſe dem Handel ſo günſtig gelegene Stadt bewohnen, ſowie auch alle anderen bedeutenden Familien leben für ſich allein. Höchſtens beſchränkt ſich ihr Umgang auf zehn oder zwölf Perſonen, die zuweilen des Abends einander auf eine Stunde beſuchen. Das im übrigen Frankreich übliche Viſitengeben findet in Marſeille nur bei ſehr ſeltenen Anläſſen ſtatt; Geſellſchaften zu Mittag oder zu Abend, Thees, Soirees, wie in Paris, in Bordeaux und im übrigen Frankreich, exiſtieren gar nicht; nur der damalige Präfekt machte hiervon eine Ausnahme und lud ſeine Erwählten zu ſich ein. Als Fremde hatten wir mancherlei Empfehlungen an angeſehene Familien, wurden von allen freundlich empfangen, und mehrmals bald in der Stadt, bald nach der Baſtide von ihnen eingeladen; aber immer fanden wir ſie allein, höchſtens mit ein paar Hausfreunden oder Fremden, wie wir, und ſahen aus allem, daß dies die allgemeine Lebensweiſe ſei. Unſere Abende brachten wir deshalb nicht minder angenehm im Hauſe der früher erwähnten Dame aus Neapel zu und fanden bei dieſer liebenswürdigen Frau immer einen zwar ſehr kleinen, aber deſto anziehenderen Kreis ihrer gewählten Freunde. Ihr ausgezeichnet muſikaliſches Talent, ihre Porteſeuilles, angefüllt mit Zeichnungen von ihr ſelbſt, auf ihren vielen Reiſen geiſtvoll von ihr entworfen, das immer lebendige Geſpräch gaben den Stunden Flügel, und es fiel uns nie dabei ein, größere Geſellſchaften herbeizuwünſchen.

Nicht Vorliebe für ſtilles, häusliches Glück iſt der Grund dieſes Mangels an Geſellſchaft in Marſeille, ſondern der größte Hang der Männer zu

*) Die Würde e. Regierungspräſidenten in Preußen od. e. Kreishauptmanns in Öſterreich.

rauſchenden Vergnügungen und zu ausſchweifendem Leben. Die wenigen, welche hiervon eine Ausnahme machen, ſind größtenteils Ausländer, und dieſe leben mit den Ihrigen ganz in der Stille, wie ſie es müſſen, wenn ſie nicht mit dem Strome ſchwimmen wollen.

So wenig Reiz aber auch das geſellige Leben in Marſeille dem an gute häusliche Sitte gewöhnten Deutſchen bieten mag, der Aufenthalt in der ſchönen Stadt machte uns dennoch viele Freude. Überall iſt munteres, frohes Leben zu ſchauen, deſſen Details man nur vermeiden muß, um ſich an der Außenſeite desſelben erfreuen zu können. Abends iſt es ein Leben und Wogen in den Straßen; viele Leute ſitzen vor den Häuſern; die Läden ſind erleuchtet; überhaupt wird das Leben im Süden weit öffentlicher betrieben als bei uns. Man ißt und trinkt im Freien; man geht in den Straßen ſpazieren, ohne Furcht, damit etwas Unſchickliches zu begehen, und manche Handwerker arbeiten in offenen Läden dicht an der Straße.

Die Menſchen ſehen in Marſeille ganz anders aus, als in der Gascogne; ſo häßlich das Volk dort iſt, ſo ſchön iſt es hier. In allen Klaſſen bemerkten wir im Durchſchnitte große, herrliche Geſtalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Geſichtern, ſchwarzen blitzenden Augen, und weit weniger braun von Farbe, als man es in dieſem Klima vermuten ſollte. Unter den Frauen der höhern Stände ſahen wir ſogar viele blendend weiße Blondinen mit goldenen Locken und ſchwarzen Augen, überhaupt viele auffallend ſchöne Weiber, welchen die dem Süden eigene Lebhaftigkeit etwas unwiderſtehlich Reizendes giebt. Dieſe Lebhaftigkeit des Volkes in Sprache und Bewegung iſt nicht minder groß, als in der Gascogne, nur weniger unangenehm; die Leute ſehen nicht immer aus, als zankten ſie mit einander und wollten ſich totſchlagen, ſondern als ob ſie mit einander tanzen wollten. Überhaupt ſpielt der Tanz in Marſeille eine große Rolle; das Schauſpiel fanden wir ſehr mittelmäßig, aber das Ballett vorzüglich, und daran iſt den Bewohnern das meiſte gelegen. Der volle ſchöne Klang des provençaliſchen Dialektes trägt auch viel dazu bei, ihr Thun und Treiben angenehmer zu machen. Doch darf man dem gemeinen Volk nicht ſehr trauen; im Zorn iſt es jeder Unthat fähig, und die Jahre der Revolution haben wenig Keime des Guten in der jetzigen Generation aufkommen laſſen, manche Stütze der Sittlichkeit wankend gemacht.

Bei dem allgemein herrſchenden Streben, ſich zu vergnügen, vernachläſſigen die Marſeiller doch keineswegs ihr Intereſſe, und ſie ſuchen durch Thätigkeit und Induſtrie ſich die Mittel zu verſchaffen, jeden Tag nach gethaner Arbeit auf ihre beliebte Weiſe zu beſchließen. Handel und Fabriken blühen und werden eifrig betrieben; Spiel aber und ein ausſchweifendes Leben thun dem Kredit des Kaufmanns hier keinen Abbruch, weil keiner in dieſer Hinſicht eine Ausnahme macht, und faſt jeder ſich einbildet, daß man anders gar nicht leben könne.

## 4. Griechisches Leben in Südfrankreich.*)

Der Weg von Avignon nach Marseille, welchen man jetzt in 4—5 Stunden zurücklegt, früher in einer vollen Tagereise, zeigt uns die Provence von ihrer wenigst erfreulichen Seite. Rasch durchschneidet man die quer sich vorschiebenden, nackten Felsenrippen, die letzten Ausklänge der Alpen; Tarascon mit seinem hochragenden Schlosse, Arles lassen wir zur Seite, da beginnt jenes öde, kieselbedeckte Steinfeld (la Crau), das, fast 10 □Meilen im Umfange haltend, bis vor kurzem nur den Schafherden eine vollkommene Weide bot, jetzt aber von betriebsamen Lyonnesern zu bewässern und zu bebauen begonnen ist. Ich kenne kaum einen düstereren und unangenehmeren Anblick als diese wüste Strecke. In einiger Entfernung zieht sich allerdings eine Wasserfläche hin; schon begrüßt man freudig das ewig jugendliche Meer des Südens, doch bittere Täuschung: es ist ein kaum bewegtes flaches Haff, hinter den Sanddünen geborgen, mit dem Meere nur an einer Stelle in Berührung, eine reiche Salzablagerung und als solche wohl benützt. Es ist interessant zu hören, wie diese Naturbeschaffenheit des Landstriches, die man mit Recht wohl schon im Altertum als eine Versandung eines früheren Meerbusens durch die von der Durance und Rhone mitgeführten Kies- und Geröllmassen erklärt hat, schon frühzeitig von den Griechen bemerkt wurde und in griechischer Dichtung sich wiedergespiegelt hat. Bekanntlich werden solche gewaltsam verödete Gefilde meist als Schauplatz gewaltiger Götterkämpfe mit den untergeordneten furchtbaren Erdmächten, den Titanen, betrachtet; hier ist es der Sohn des Zeus, Herakles, welcher gegenüber der barbarischen Übermacht der Ureinwohner diese Mission erfüllt. Äschylus läßt Prometheus in einem Fragmente des für uns verloren gegangenen Stückes seinen Helden Herakles die Punkte der Wanderung zu den Säulen des Atlas, zu dem riesigen Geryoneus verkünden. Da heißt es:

Dann wirst du kommen zu der Ligyer unerschrocknem Heer,
den Kampf mißachten wirst du nicht, so groß dein Mut,
das weiß ich; denn das Schicksal will, daß jed' Geschoß
dir mangelt, und nicht einen Stein du lesen kannst
vom Boden, ist doch schwellend weich ringsum das Land.
Doch Zeus erbarmt sich dein, den ratlos er erblickt,
in einer Wolke niederstöbernd rund Gestein
läßt überschütten er das Erdreich, und mit dem
vernichtest leicht im Kampfe du der Ligyer Heer.

Es kann die Lage einer Stadt bei ihrem Eintritte nicht leicht einen überraschenderen Anblick gewähren, als die von Marseille. Dumpf braust die Maschine in den Eingeweiden des Berges fort; fast scheint es, daß wir nie wieder diesem infernalen Aufenthalte entrinnen, immer noch neun lange Minuten reihen sich den bereits in der Dunkelheit zugebrachten an. Da tagt

*) Reisestudien aus Frankreich von K. B. Stark.

es, und wir treten auf einmal aus der öden la Crau in einen reich bebauten, großen Garten Gottes. Baſtide reiht ſich an Baſtide, dichtgedrängt ſtehen die ſüdlichen Fruchtbäume. Die Pinie wiegt ſich auf den Anhöhen, ein Kranz gewaltiger Berge umſchließt das rechte Bild, und ſiehe, rechts auf der bläulichen Höhe regt ſich's und lebt es, wie ein Vogelſchwarm mit weißem, glänzendem Gefieder: es iſt das Meer mit ſeinen Schiffen, die alle einem Ziele zuſtreben oder von ihm ausgehen. Vor uns breitet ſich die gewaltige Stadt, um die Seiten eines dichten, ſchmalen Maſtenwaldes gelagert, nach drei Seiten aufſteigend und in die unzähligen Landhäuſer allmählich ſich auflöſend.

Marſeille, die erſte Handelsſtadt Frankreichs, am Mittelmeer in ſeiner Bedeutung für den ſüdlichen und öſtlichen Verkehr nur von Trieſt ſiegreich bekämpft, macht, wenn irgend eine Stadt in Frankreich, den Eindruck eines thätigen, aber auch in dieſer Thätigkeit ganz aufgegangenen Lebens. Welcher Menſchenverkehr in den Straßen, wie rollen die Omnibus — es iſt Sonntag vormittags — angefüllt die großen, breiten Straßen, ſo zur Pforte de Rome hinaus! Überall ſind die Kaffeehäuſer gefüllt, auf und nieder wandelt es auf dem Grand Cours und der Cannebière. Zwar iſt die Alt- und Neuſtadt auf das ſchärfſte geſchieden, aber jene ſcheint mir ihr Alter in enge Gaſſen, ſchmutzige Wohnungen, oft wahre Höhlen der Armut und Verwilderung, zu ſetzen; nur die größere Zahl dunkler Kloſtermauern und Kirchen, unter denen aber keine an Größe und Bauſtil hervortritt, kündigt uns hier eine Vergangenheit an. Und dieſe, die Neuſtadt, hat allerdings gerade, breite, regelmäßig ſich ſchneidende Straßen, unter denen die bergangehenden als verſchiedene Caladen (unſer Stieg) mit Zahlen bezeichnet werden; man iſt wohl bedacht, ſchattige Alleeen anzupflanzen und ſo gleichſam mit mehreren Boulevards die Stadt zu umgürten, aber nirgends zeigt ſich ein Bau, ein Palaſt, wie wir ihn in Genua oder Venedig als Zeugnis alten, merkantilen Reichtums finden, nirgendwo großartige öffentliche Gebäude; ſelbſt die Börſe, dieſes pulſierende Herz der Stadt, muß ſich noch mit einem proviſoriſchen Bau begnügen. Kein hoher Glockenturm, keine Kuppel hebt ſich aus der Maſſe empor. Die einzige öffentliche Statue, die ich geſehen, war die eines heiligen Biſchofs, in Gips eilfertig gegoſſen und bronziert, um der neuen kaiſerlichen Hoheit vor der kleinen Kathedrale einen Willkommen zu bieten und dieſelbe der kaiſerlichen Freigebigkeit zu empfehlen. Selbſt die große Triumphpforte von Aix, erbaut zu Ehren der großen Siege des Kaiſers bei Marengo, Auſterlitz, Fleurus, Heliopolis, hat man geſchwind jetzt dem Erben ſeines Namens durch eine große Inſchrift geweiht. In der That wird dieſer Eindruck einer allein im Geſchäftsleben ſich ausprägenden Gegenwart ſich jedem Fremden aufdrängen, der nicht rein um des Geſchäftes willen oder mit der nur des Dampfſchiffes harrenden Ungeduld nach Marſeille gekommen iſt, um wie viel mehr dem, der mit Liebe und Intereſſe von Station zu Station ſich dieſer uralten Metropolis menſchlicher Kultur genaht hat!

Verlaſſen wir das enge Straßenleben; dort am Hafen, deſſen Maſtenwald uns ganz in der Nähe winkt, weht uns friſche See- und Lebensluft zu, dort liegt die jetzige Größe der Stadt, dort tritt uns unmittelbar das völkerverbindende, mit der Ware auch geiſtiges Leben austauſchende Weſen des Handels vor die Augen.

Es iſt Sonntag Morgen, nach längerem düſteren Sirokkowetter und nächtlichem Regenguſſe ein friſcher Wind, ein tiefblauer Himmel. Bunt ſpielen die Wimpel der dicht gedrängten Schiffe, unter denen wir einige 20 Dampfſchiffe zählen; an ihrem Bord ruht heute die dringende, vom einförmigen Gang begleitete Arbeit. Jedoch an Booten fehlt es nicht, die luſtig zwiſchen den Koloſſen umher ſich ſchaukeln. Soeben kommt dort vom Schiff ein luſtiger Schwarm kräftiger Matroſen herab, ſie eilen jubelnd, ihren Tag zu genießen. Wie ſahen ſie friſch und reinlich in weißer Wäſche, in der kurzen blauen Jacke, in der Wachsmütze aus; es ſind Mecklenburger, die eifrig plattdeutſch mit einander konverſieren. Wie verſchieden von jenen Griechen, denen wir hier ſo viel begegnen, mit ihrem ſcharf geſchnittenen Geſicht, dem feierlichen orientaliſchen Gang im Fez und einer Kleidung, die den grellſten Kontraſt zum nordiſchen Sonntagsſtaat bildet. Und dann wieder Schwarze, einige aus dem feinſten europäiſchen Sonntagsſtaate neugierig hervorſchauend! Aber vor allem iſt es die Nähe von Nordafrika, die einem hier, ſowie beſonders in Cette, als Hauptbeziehung ſich aufdrängt. Bald ſind es Auswanderer, die dort hinüber wollen, indeſſen oft ſchon in Marſeille mittellos zurückbleiben, um hier mit den niedrigſten Arbeiten ihr Brot ſich zu verdienen und beſonders den deutſchen Namen zur Bezeichnung jeder Armut, jeder Bettelei zu ſtempeln, bald eine neue Anwerbung zur Fremdenlegion, darunter wohl ſo mancher, der in Verzweiflung auf ein jüngſt verlaſſenes Glück, auf glänzende Lebensverhältniſſe zurückblickt, die er in einem eitlen Wahne von ſich geworfen hat. Heiter und wohlgemut wartet der Chaſſeur d'Afrique, der mit uns auf der Eiſenbahn angekommen, des rauchenden Dampfſchiffes, das zu Mittag ſeine Anker lichten ſoll. Araber wandeln im weißen Burnus hier am europäiſchen Strande; leicht das Franzöſiſche erlernend, fühlen ſie ſich nicht unbehaglich an dieſer Stätte, wo ihre Vorahnen einſt als Eroberer geherrſcht und in Sitte und Namen, in Sage, ja auch in Schriftzügen, ſo auf einem Steindenkmale zu Aix, zahlreiche Spuren hinterlaſſen haben. Ich traf einen arabiſchen Jungen in Cette, der eben in die Heimat zu dem wandernden Zelte zurückkehrte, er hatte eine kleine Sottiſe gemacht, wie er meinte, und war dafür in das Gefängnis zu Montpellier geſteckt worden, er verließ es nun geläufig franzöſiſch ſprechend.

Unter dieſen und ähnlichen Bewegungen kommen wir unvermerkt den Hafen entlang, an Magazinen vorüber, über Nebenkanäle, die in kleinere Baſſins münden. Schon läßt die Brandung ſich vernehmlich hören, zwei Felſenmaſſen verengen von beiden Seiten den Hafen, rings ſind ſie mit Mauern umgeben, erhöht und geglättet. Aus der Felſenkaſerne vom Fort St. Jean tönt uns luſtige Hornmuſik über das Waſſer, während wir unter

St. Nicola dem ſchmalen Pfade zur Tête de More folgen. Noch wenige Schritte, und wir ſtehen an der vorderſten Spitze des felſigen Vorſprunges und überblicken nun auf einmal eine weite, herrliche Bucht, in deren Hintergrunde Maſſalia ſicher ruht. Ich ſah wenige Wochen vorher die Nordſee von den Molen Oſtendes, und ſo hat ſich der Eindruck des nördlichen und ſüdlichen Meeres ſcharf nebeneinander geſtellt. Dieſe Bläue und Durchſichtigkeit, dieſer kurze, muntere Wellenſchlag, dieſe Verwandtſchaft gleichſam, die das Waſſer mit dem klippenreichen, ſchroffen Ufer, mit den zackigen, dunklen Felſeneilanden, um die es ſchäumend ſpritzt, an der ganzen Küſte des Mittelmeeres eingeht, iſt total verſchieden von jener ernſten, düſteren und doch immer gewaltigen Fläche, die ihre langen Wogen gegen das flache Geſtade der Nordſeeländer wälzt. Vor uns liegt eine Reihe kleiner Felſeninſeln, Ratonneau, Pomègue, Château d'If, weiter die Spitze von Maire, weſtlich St. Croix. Nach der Rhone zu fällt die Bergreihe ſanfter ab, und eine Reihe der ſchönſten Villen iſt dort am Geſtade gelagert; nach Oſten treten um ſo ſchärfer die grauen, dürren, aber von den würzigſten Kräutern überkleideten Felſenmaſſen in die See. Selten betritt ein menſchlicher Fuß dieſe Höhen, aber in ihren Schluchten rauchen die Schlote thätiger Vitriol- und Sodafabriken. Ich habe einen Nachmittag, geführt von einem erfahrenen Alpenſteiger, dort in dieſer wahrhaft großartigen Einöde mit dem Blicke auf das rege Leben der faſt übervölkerten Ebene und wieder auf das von Schiffen belebte Meer zugebracht, und werde dieſen Eindruck nie vergeſſen. Unmittelbar aber hinter und über uns erhebt ſich der Fels mit der uralten Kirche Notredame de la Garde, die von Baſtionen des Forts jetzt überbaut iſt. Da waltet die verehrte Schutzgöttin der Schiffer; noch öfter am provençaliſchen Geſtade begegnet ſie uns, die Herrin der Warten, zu der der Seemann gläubig Gebet und Gelübde ſendet.

Während das leibliche Auge an dem weiten Panorama der Gegend ſich allmählich orientiert, laſſen wir hier vor unſer geiſtiges in engem Rahmen das geſchichtliche Bild zuſammendrängen, das auf dieſem Hintergrunde aus nicht unbeträchtlichen ſchriftlichen Überlieferungen, aus den zerſtreuten Denkmalen der Kunſt und des Verkehrs ſich gruppieren läßt.

Selten wird eine Küſtenſtrecke durch ihre Naturbedingungen ſo prädeſtiniert ſein zu einer bedeutenden menſchlichen Anlage, die den Verkehr eines großen Binnenlandes mit den überſeeiſchen weiten und benachbarten Ländern vermittelte und zugleich als wichtige Zwiſchenſtation an einer langgeſtreckten Küſte eines in ſich ziemlich abgeſchloſſenen Meeres diente, als gerade dieſer Teil der provençaliſchen Küſte. Die Nähe der Mündung des größten Stromes, der aus Gallien ſeine Richtung hat, die Lage als letzte, größere Bai, die, durch natürliche Schutzmauern umgeben, neben jener weſtlichen, flachen Küſte von der Rhone bis zu den Pyrenäen, die ſchutzlos und unnahbar ausläuft, und endlich in dieſer Bai eine Bucht zwiſchen zwei Felswarten eingeteilt und ſo die Schiffe ruhig bergend — alles dies mußte fremde, unternehmende Seefahrer hier zur Niederlaſſung reizen, die bereits mit ihren

langen kriegsgerüſteten Fahrzeugen von der kleinaſiatiſchen Küſte aus den einſt von Phöniziern beherrſchten Weg in das ſilberreiche Spanien gefunden hatten, und andere, ſüdlichere Zwiſchenſtationen, wie Sicilien, Malta, Sardinien, beſetzt ſahen. Eine Reihe kleiner, roher Völkerſchaften liguriſchen Stammes wohnte hier öſtlich von der Rhone, meiſt auf die Gebirgsweiden und reichen Fiſchfang angewieſen, dem handelnden Fremdling gern die glänzende Münze oder die fremde Ware abtauſchend. Die Ligurer verbreiteten ſich einſt von der galliſchen Küſte weit nach Oberitalien und das italiſche Küſtenland tief nach Etrurien hinein, erſcheinen aber geſchichtlich als ein bereits zurückgedrängter, vielfach mit andern gemiſchter Stamm, ſo als Celtoligyer, gerade zwiſchen Avignon und Marſeille, und haben vielleicht mit den Iberern, den Urbewohnern Spaniens, die auch auf Corſica wie in Sicilien ſaßen, die meiſte Verwandtſchaft. Unmittelbar hinter ihnen ſaßen mächtige keltiſche Stämme, wie die Karaves, Allobroger, dann ſüdweſtlich jenſeits der Rhone die Volcä, Tektoſagen bis über Toulouſe hinaus. In mancherlei Künſten wohlerfahren, hatten ſie bedeutenden Reichtum an edlem Metall in ihren Hauptſtädten gehäuft, zum Teil auch die Beute kühner Züge, die ſie, wie nach Süden, tief in die iberiſche Halbinſel, ſo ſpäter über die Alpen, weiter über den Balkan und den Hellespont führten.

Bei dieſen Völkerverhältniſſen ward es den kleinaſiatiſchen Joniern aus der Stadt Phokäa, nördlich von Smyrna, die von Herodot als die erſten Hellenen bezeichnet werden, welche lange, große, zum Krieg gerüſtete Fahrzeuge bauten und die Adria, ſowie die tyrrheniſche, alſo nördliche italiſche und die ſpaniſche Küſte bekannt machten, vielleicht auch rhodiſchen Seefahrern, bereits um 600 v. Chr. nicht ſchwer, einzelne Faktoreien an dieſer Küſte, darunter Maſſalia, anzulegen. Aber erſt die große Erſchütterung, welche die perſiſche Invaſion unter Cyrus in den blühenden Städten Tauriens hervorrief, hat hier im Weſten einen feſten, wohlgeordneten, ſittlich ſtarken Sitz des Hellenentums geſchaffen. Nicht wollten die ſeemächtigen Phokäer in der Heimat das Barbarenjoch auf ſich nehmen. Weib und Kind, Hab und Gut, die Götterbilder und alle andern Weihgeſchenke, nur nicht was von Stein, alſo Marmor und Erz, gearbeitet oder Gemälde war, alſo nicht das künſtleriſch gerade Bedeutende laden ſie auf ihre Fahrzeuge. Ein Schwur hat ſie verbunden, für immer der Heimat Lebewohl zu ſagen, doch die Liebe zum Boden iſt ſtärker als das gegebene Wort: die eine Hälfte kehrt unterwegs zurück, der andere Teil, als ſichtlich der unternehmende, mutige, entnimmt aus dem hochheiligen Tempel der Epheſiſchen Artemis Weihe und göttliche Leitung in einer jungfräulichen Prieſterin und einem heiligen Schutzbild der Göttin mit. Sie erſcheinen im italiſchen Meer; auf Corſica haben ſie zuerſt in der von ihnen 20 Jahre zuvor gegründeten Stadt Alalia Halt und Wohnort gefunden; ſie gründeten Heiligtümer dort, und es ſcheint, als ob hier das neue Phokäa des Weſtens entſtehe. Aber die größten Seemächte des Weſtens, Tyrrhener und Karthager, vereinigen ſich gegen ihre weitgreifenden, die Küſten bedrohenden Unternehmungen. Aus mörderiſcher

Seeschlacht kehren die Phokäer als Sieger, aber sehr geschwächt zurück. Der Versuch, in Unter-Italien sich niederzulassen, wird nur von einem Teil gemacht, der andere Teil wendet seine Segel um das Jahr 537 der gallischen Küste, dem kleinen Landungsplatze und Handelsanlage Massalia zu. Massalia wird fortan die neue Heimat der Freiheit liebenden Phokäer; jetzt erst wird sie zur Stadt, zu einem städtischen, selbständigen Gemeinwesen und erblüht unter der strengen Zucht der väterlichen Gesetze zu einer mächtigen weitbekannten Metropolis.

Drei Perioden sind es, in denen diese kleine Welt, fast abgeschnitten von dem übrigen Hellas, ihre ideale Bestimmung gegenüber den keltischen und iberischen Stämmen bewährt. Zunächst gilt es, die eigene Existenz zu sichern, als Kaufmann zu herrschen, die Straßen des nördlichen Verkehrs in griechische Endpunkte zu leiten, das eigene Geld, Gewicht und Maß zur Geltung unter den Barbaren des Westens zu bringen, dazu vor allem an der ganzen Südküste Galliens Töchterstädte zu gründen. Hier wird noch um die ersten Lebensbedingungen gegen die vereinzelten gallischen Stämme oder um die merkantile Stellung gegen das eifersüchtige Karthago gestritten, und Tapferkeit, List und Vorsicht geübt, das Gemeingefühl im Innern bei allen Entwickelungskämpfen gestärkt. Die nationale Sage flicht manch romantischen Zug in die rauhe Wirklichkeit: es reicht die blonde Königstochter des gallischen Königs Nanus bei dem Festgelage, welches die gallischen Edeln als Freier versammelt, die Schale gemischten Weines dem fremden, griechischen Ankömmling und wählt ihn zum Gatten; da wird eine königliche Prinzessin in den Armen eines griechischen Jünglings zur Verräterin an der Sache ihres Volkes, das bereits durch Überlistung bei einem Feste seine gefährlichste Feindin, Massalia, erobert sah. Im Innern durchlebt die Stadt manch heftigen Verfassungskampf; hier wird nur die Oligarchie einiger wenigen Geschlechter zu einer gemäßigten Demokratie, die auf ein bestimmtes Vermögen und reine Herkunft sich stützte, mit dem lebenslänglichen Senate der 600, der Exekutive eines wechselnden Ausschusses, an dessen Spitze wieder eine Trias steht, erweitert. Ein Aristoteles hatte in seinem großen Werke über die griechischen Staatsverfassungen gerade Massalia einer besondern Aufmerksamkeit gewidmet. Und in der That war gewiß eine solche Verfassung für einen kaufmännischen Staat die einzig haltbare, sicherstellende Form eines Freistaates.

Die zweite Periode zeigt uns die reichen, stolzen Bürger desselben als große Grundbesitzer gallischen Gebietes, eine Anzahl von untergebenen Stämmen nimmt Sprache und Kultur von ihnen an; aber bereits wissen sich Gallier wie Massalioten unter dem gewichtigen Einflusse einer fremden Macht, der römischen Legionen. Das lange dauernde und innige Freundschaftsverhältnis zwischen Rom und Massalia tritt in dem großen welthistorischen Kampfe zwischen Rom und Karthago uns zuerst bedeutsam entgegen, und gegenseitige Dienstleistungen befestigen es mehr und mehr. Die blutigen, andauernden Vernichtungskriege gegen die Ligurer in Italien werden von den

Römern zugleich zur Sicherheit Maſſalias unternommen, und umgekehrt gab Maſſalia in ſeinen Kolonialſtädten bis tief in die ſpaniſche Küſte hinab eben ſo viele Haltepunkte der römiſchen Herrſchaft in Spanien. Und ſelbſt ſpäter, als die ſüdgalliſchen Stämme von den Römern gedemütigt waren, iſt es die freie, hochbefreundete Stadt, die man reſpektiert, der man Landesteile ſchenkt. Dieſes Verhältnis mußte mit der Eroberung ganz Galliens ſich ändern. Das Verlangen, auch da neutral zu bleiben, als die römiſche Welt in zwei große Parteien ſich ſpaltete, mußte alle Rückſicht der Pietät, der Höflichkeit löſen. Man ſchlägt dem Cäſar den bewaffneten Eintritt in die Stadt ab, nimmt aber bald darauf von Pompejus geſendete Truppen an, Cäſars Glück endet ſiegreich den mit aller materiellen und ſittlichen Anſtrengung geführten Kampf. Maſſalia ſah ſeine Kriegsſchiffe aus dem Hafen, ſeine Waffenvorräte, ſeine Getreidemagazine ſich entführen, und zum erſtenmal ziehen bewaffnete Fremde in die Thore des Freiſtaates.

Wird ſeitdem auch von den römiſchen Kaiſern die ſelbſtändige Form des wehrloſen Freiſtaates erhalten, die merkantile und politiſche Bedeutung ſchwindet mehr und mehr. Die Gunſt der Auguſteiſchen Familie wendet ſich den altgalliſchen Städten oder neuen Militärkolonieen zu; der innere Verkehr verteilt ſich mehr an die Städte im Rhonethal, der Seeverkehr folgt zum großen Teil dem politiſchen Zwang. Narbonne, das alte Narbo Martius, ſieht ſeinen künſtlichen Hafen, den zur Stadt führenden Kanal, ſich mit Seeſchiffen füllen, und Frejus, das Forum Julii, wird Flottenſtation. Aber der Lauf der Zeiten hat alle Politik zu ſchanden gemacht und der griechiſchen Anſiedelung das Recht ihrer naturgemäßen Anlage zurückgegeben. Jetzt entdeckt man kaum von dem etwas höher liegenden Narbonne auf dem flachen, verſandeten Etang eine Fiſcherbarke, während der große, alte Hafen Marſeilles die Menge der Schiffe lange nicht mehr faßt, bereits ſchon lange ein zweiter, jetzt ein dritter Hafen außen vor mit ungeheueren Molen angelegt wird. Da, in der römiſchen Kaiſerzeit, iſt es, wo Maſſalia das, was den Griechen nach dem Verluſte ihrer Freiheit immer noch blieb, ihre Bildung, ihre Wiſſenſchaft, ihre Kunſt zum Ziele des Ehrgeizes macht; wo es als ein weſtliches Athen in ſeinen Mauern die galliſche Jugend und nicht dieſe allein, auch die Söhne Roms verſammelte; wo von hier aus griechiſche Ärzte, wie in alle Teile Galliens, ſo nach Rom gerufen wurden; von wo der griechiſche Stock der gelehrten Bildung der Anſtalten zu Lyon, Autun, Toulouſe, Bordeaux entnommen wurde.

Dort, uns gegenüber, wo auf langer, ſpitz zulaufender Halbinſel die engen Straßen ſich drängen, wo alle ältern öffentlichen Gebäude ſich zuſammenfinden, erhob ſich die Phokäerſtadt, von drei Seiten vom Waſſer umſpült, und bis 25, ja 30 m hoch ummauert und nach dem Feſtlande zu auf einer damals bedeutend ſchmälern Landenge durch ſtarke Türme das einzige Eingangsthor ſchützend. Einfach und bürgerlich waren nach Vitruvs Zeugnis die Privathäuſer im Gegenſatz zu den ſtattlichen Gebäuden des Kultus, Staates und Handels. Auf einem felſigen, jetzt vielfach ausgeglichenen Pla-

teau an der Landseite ragte die Akropolis mit den Tempeln des Stammgottes der Jonier, des Delphischen Apollo und der großen Göttin von Ephesus. Diese als umfassende, allgebende dunkle Mutter der Erde von den Asiaten verehrt, ward im griechischen Glauben zur pfeilfrohen, Gebirge durchschweifenden Schwester Apollos, Artemis, aber ihr blieben charakteristische Züge der fremden Heimat genug. Der Stier, der Löwe sind ihr heilig; anspringend oder zur Verteidigung die Tatze erhoben, begleitet sie dieser, jener die Hörner zum Angriff gerichtet. Reichen Schmuck trägt sie als Ohrgehänge und Halsband, die Olive, das Gewächs, welches dem Boden der Provence, mit dem steinigen von Attika, Reichtum und Wohlstand entlockte, schlingt sich um ihr Haar. Sie ist die Schützerin des Hafens, wie dort am Strande von Ephesus; in ihrem Tempel hängen die Siegestrophäen mancher ruhmvollen Seeschlacht; der Dreizack und der Delphin schließen sich als weitere Symbole ihrer Darstellung an. Sichtlich haben sich im Dienste jener Notredame de la Garde Spuren ihrer Verehrung erhalten. Jährlich wird, so ward mir wenigstens aus glaubwürdigem Munde berichtet, im Sommeranfang das heilige Bild der Mutter Gottes vom Felsen geholt und durch die Straßen getragen. Ein bekränzter Stier mit einem kleinen Mädchen auf dem Rücken folgt mit in der Prozession; als eine zweite Europa scheint dieses dem Hafen, der Meeresflut sich zu nahen, bis zu dem die Prozession sich erstreckt, um Meer und Schiffahrt unter göttlichen Schutz zu stellen. An die Tempel der Artemis und des ebenfalls zur Meerfahrt in Beziehung stehenden Apollo Delphinos reihte sich eine Zahl anderer, vor allem der der bewaffneten, siegverleihenden Athene, die einst dem gallischen Heerführer als furchtbares Traumgesicht abweisend erschien, und von ihm mit Entsetzen auf der Akropolis wiedererkannt ward, dann der im Meerschaum erscheinenden, Schiffer beschützenden Leukothea, sowie des allgemein griechischen Heros Herakles, dessen Spuren hier auf gallischem Gebiete wir bereits begegnet sind. Spiele und Feste wurden gefeiert, im Stadion wetteifern die Gespanne zu Apollos Ehre, das Frühlingsfest vereinigt zu des Bacchos Feier die Bürgerschaft in ausgelassener Lust, und die Thargelien fordern zu ernster Zeit ihre Sühnopfer. Streng wird auf religiöse Sitte gehalten: man huldigt noch immer den alten Heiligtümern zu Ephesus und Phokäa, man holt feierlich von dort die Oberpriesterin, man legt für die schwer bedrohte Mutterstadt in Rom ein gewichtiges Wort ein. Es soll der Hellene rein die mitgebrachten Götter sich erhalten, aber dem fremden Kaufmann, der in dem selbständig ummauerten Hafen seine Niederlagen hat, wird der eigentliche Kultus gelassen. Genau ist von dem Schoffeten bestimmt, welcher Anteil an verschiedenem Opfertier den Priestern gegeben, welches Geld entrichtet wird für freiwillige, gelobte oder Sühnopfer. Bekanntlich giebt uns hierüber eine höchst wichtige phönizische Schrift, die hier in Marseille vor sechs Jahren gefunden ward, näheren Aufschluß. Und auch den Galliern wird in der Nähe der dunkel beschatteten Haine mit düsterer Quelle,

[illegible] beſpritzten Altären und unförmlichen Bildern, der [illegible]

[illegible] wo die Römer bereits am Euphrat, Ararat, in Afrika, [illegible] fanden, ſahen ſie ſich im Bau, in der Gewandtheit und Kunſt [illegible] der Schiffe weit durch die Maſſalier übertroffen. Mit Staunen betraten ſie die Schiffswerften am Hafen, die Arſenale, die großen Magazine; ſie begriffen, wie immer von neuem eine einzige Stadt die herbſten Verluſte erſetzen konnte. Von hier aus, mit dieſen Mitteln hatten die Maſſalier den weſtlichen Verkehr des mittelländiſchen Reiches geleitet. Die Produkte Britanniens und der germaniſchen Küſten nahmen damals den Weg durch Gallien und über Marſeille; Gallien ſelbſt lieferte Getreide, Pferde und Vieh aller Art, treffliches Bauholz, auch edle Metalle, beſonders Gold, dazu der Süden Öl und Wein; die Küſte bot durch Fiſchreichtum, Korallen und Salz eine ergiebige Handelsquelle dar.

Vor allem galt es, alle günſtigen Küſtenpunkte zu griechiſchen Koloniſationen zu benützen. Die bedeutendſte in Spanien war Tarrakona. Am Abfall der Pyrenäen lag die Stadt der pyrenäiſchen Aphrodite, Agde und Cette tragen noch heute ihre griechiſchen Namen: Agathe und Setion; in der öden Camargue, jetzt nur Weide für verwilderte Pferde, Eſel und Stiere, ſchlug Rhodanuſia ſeine Münzen; im engeren Gebiete von Maſſalia gab es eine Kyrene, ein Trözen und andere Städte; Apollo, Athene, Herakles, der Stier, auch ſonſt ein Symbol des Vorgebirges, gaben Anlagen bei Toulon ihre Bezeichnung; Hyères war bereits im Altertum eine Olbia, eine Hochbeglückte; Antibes, Nizza und Monaco ſchließen hier als Verſtümmelung griechiſcher Namen: Antipolis, Nikäa, Monoikos den Reigen. Hatten die antiken Karten nicht recht, einfach auf dieſe Küſte ihr „Graecia“ zu ſetzen? Und gehen wir ins Innere der Provence, da begegnet uns Theline als griechiſcher Name für Avignon, Avenio; da iſt Aëria, die Luftige, auf windigen Fels gebaut; da kennen wir Theopolis, die Götterſtadt und andere.

Eben ſo intereſſant iſt es, an den Münzreihen galliſcher Städte und Völker bis über Toulouſe an die ſpaniſche Grenze bei Rouſſillon die griechiſche Schrift, das griechiſche Gepräge zu verfolgen. In allen dieſen Städten wohnten griechiſche Kaufleute, wurden griechiſche Götter oft mit galliſcher Vermiſchung verehrt, wurden die Völkerverträge griechiſch abgefaßt. Beweis ſind ferner die griechiſchen Grabinſchriften in Vienne, Aix, Avignon, Ehrendekrete, die griechiſche Schauſpielkorporationen erlaſſen, die vielen griechiſchen Eigennamen auf lateiniſchen Inſchriften. Cäſar verſichert uns beſtimmt, daß im allgemeinen die galliſche höhere Bildung nur mündlich durch die Druiden fortgepflanzt ward, daß aber, wo Schrift angewandt ward, dies die griechiſche war.

Aber dadurch iſt der Einfluß der helleniſchen Maſſalia noch nicht begrenzt. Es hat als eigentliche Bildungsſtätte, als Ausgangspunkt künſtleriſchen Lebens ihn weit und lange Zeit geübt. Wie war das möglich, wenn hier nicht bedeutende Menſchen Zuhörer und Schüler an ſich feſſelten?

Fragen wir nur nach jenen Grabinſchriften, die ſo zahlreich an der alten Begräbnisſtätte bei St. Victor, beim Ausgraben des Baſſins daneben gefunden wurden. Welch poetiſcher Zauber iſt über jene einfachen, aber tiefen Klagen ergoſſen, die dem jugendlichen Schiffer, welcher nahe dem erſehnten Hafen untergegangen, ein Denkmal weihen, oder die dem Vater, der in ſeiner Lebenskraft dahingegangen, aus dem Munde des unerwachſenen Sohnes gelten! Und iſt es nicht ein ehrendes Zeugnis der Stadt, daß ſie aus der Heimat die Werke des Sängers von Troja mitgenommen und als Kleinod in einer hochgehaltenen, mannigfach ſelbſtändigen Recenſion bewahrte? Frühzeitig hat die Schiffahrt, der Verkehr an fremden Küſten die Beobachtung des Himmels und der Erde geſchärft. Die erſte genaue Beſtimmung des Breitengrades eines Ortes ward von Pytheas für Maſſalia gegeben. Und die erſte genauere Kunde über Britannien, die germaniſchen und wohl auch nordiſchen Küſten ward durch ſein größeres Werk den Griechen gebracht, ſowie ein anderer, Euthymenes, die Küſten Afrikas beſchrieb. In den ſpätern Zeiten iſt es Rhetorik, Philoſophie und Medizin, welche hier blühten, und berühmte Namen, wie die Ärzte Krinias und Charmis, jenen, der ſyſtematiſch die Arzeneien mit aſtronomiſchen Zeitbeſtimmungen in Verbindung ſetzte, dieſen, den erſten fanatiſchen Verfechter der Kaltwaſſerkuren, wie Agrotas und Oskus, bildete. Und wo ſind jene trefflichen Werke der Plaſtik, die in Vienne, Arles, Nismes u. a. gefunden worden, die zum Teil das Louvre von Paris ſchmücken, und welche ſo entſchieden griechiſche Ideale in griechiſchem Stile uns vorführen, anders entſtanden als hier? Jede Reinigung des Hafens hat Bronzen und Marmor zu Tage gefördert, und viele der Werke, die im Schutze der Kirchen ſich erhalten hatten, ſind nur in den wüſten Stürmen der erſten franzöſiſchen Revolution untergegangen.

Auch das Chriſtentum endlich iſt in dem edeln und köſtlichen Gefäß der griechiſchen Sprache und Bildung nach Südfrankreich getragen worden. Wunderbarerweiſe iſt es faſt von demſelben Punkte ausgegangen, von dem einſt jene Sprache und Bildung nach Südfrankreich getragen worden war; aus Smyrna und Epheſus von den Schülern Polykarps ſind hier die kirchlichen Anlagen erſt befeſtigt worden, und in lebendigem kirchlichen Verkehr ſtanden dieſe länger mit ihren kleinaſiatiſchen Mutterkirchen.

Jedoch es war nicht die Beſtimmung des Griechentums überhaupt, noch weniger hier im Weſten, unmittelbar überzutreten und aufzugehen in die Formen des mittelalterlichen Lebens, wie ſie aus dem Weſen der germaniſchen Nationen entſprangen. Die Hellenen haben praktiſch nur ein freiſtaatliches Sonderleben realiſiert; die Univerſalität eines Weltreiches iſt von ihnen nur auf idealem Gebiet angebahnt worden. Den Römern war es vorbehalten, in ſtraffer Zucht und Ordnung die Elemente der alternden antiken Welt zuſammenzufaſſen, immer neue und friſche darin aufzunehmen und den praktiſchen Bedürfniſſen im Rechtsleben, in der kriegeriſchen Wahrung der Selbſtändigkeit, im Verkehr der Länder in großartigſter Weiſe zu genügen. So ſind ſie auch in der Provence aufgetreten ſeit ihren erſten entſcheiden-

den Schlachten an der Rhone und Isère, so haben sie im ersten Jahrhundert bereits Südfrankreich zu einem Teile Italiens gleichsam umgestaltet. Dies war aber nur dadurch möglich, daß sie es trefflich verstanden, das griechische Ferment, das weithin die südgallischen Völker durchzog, zu schonen und es überzuleiten in die hochpulsierenden Adern des römischen Staatskörpers.

## 5. Das Thal der Rhone.*)

Auf der Südseite von Frankreich ist nur ein großes Thal, das Rhone-, oder richtiger zu reden, das Saonethal, denn die Bildung dieses Thales ist sicher weit älter als der Rhonefluß, der erst der Graniterhebung der Alpen seinen Ursprung dankt. Wenige Thäler sind durch ihre Struktur merkwürdiger und lehrreicher. Die Wasserscheide zwischen Rhein- und Saonethal ist gewiß älter als die Erhebung der Alpen. Als diese sich erhoben, und der südliche Teil des Juragebirges zugleich mit emporstieg, indem die Abflachung dieser Graniterhebung gegen Norden geht, bildete sich der seltsame Widerspruch des Wasserlaufs zwischen Doubs und Saone. Das Wasser, das sich von nun an zwischen den beiden Juraketten sammelte, floß wegen der im Süden geschehenen Emporhebung des Gebirges nach Norden, konnte aber doch die alte Wasserscheide nicht durchbrechen und wandte somit, sobald es in ebenes Land gekommen war, sich wieder gegen Süden und floß mit der Saone dem mittelländischen Meere zu. Alle von Westen her in dieses Thal einfallenden Flüsse sind unbedeutend und vergleichungsweise langsamen Laufs; die von Osten her einfallenden, nämlich vor allen die Rhone, dann die Isère, Drôme, Durance, sind lauter wilde Bergwasser.

Daß auch dieser Thalboden allmählich weiter ins Meer vorrückt, bestätigen alle Nachrichten aus dem Altertume und deren Vergleichungen mit dem jetzigen Zustande; indes hat dieses Vorrücken etwas Eigentümliches. Noch jetzt ist ersichtlich, wie Lagunen, Etangs, am Meere mehr und mehr versanden und ausgefüllt werden, während andere sich näher am Meere bilden. Das Thal muß eine beträchtliche Strecke herauf aus solchen Etangs bestanden haben, denn die Römer, welche doch bei ihren Straßenbauten gewiß nicht leicht Schwierigkeiten scheuten, führten die Straßen von Ugernum nach Beziers über Nemausus, ein unnatürlicher Umweg, zu welchem sie aber gezwungen wurden. Übrigens bietet der Lauf der Rhone selbst den deutlichsten Beweis, daß das Land vorrückt, denn die Marseiller bauten, schon nach Strabos Angabe, wie auch noch jetzt Türme zu beiden Seiten des Flusses, um die für Schiffe fahrbare Mündung zu bezeichnen; solche Türme findet man jetzt weit ins Land hinein, auf beiden Ufern vier bis fünf. Auch hat sich die Anzahl der Flußarme seit Plinius, der sie genau aufzählt, vergrößert, denn damals spaltete sich der östliche Hauptarm noch gar

*) „Die Ströme der Erde." Nach dem „Ausland".

nicht, während seit jener Zeit vor dieser Mündung eine Sandinsel entstanden ist, wodurch sich jetzt der östliche eben so wie der westliche Arm in zwei Unterarme teilt.

Schließt man von diesen noch in stetem Fortschreiten begriffenen Erscheinungen zurück, so wird der oft für das Rhonethal gebrauchte Ausdruck „Meerbusen von Lyon" gar nicht unzweckmäßig scheinen.

Von den Hyères bis zum Kap Créus sind es 3 Längengrade, innerhalb dieser beschreibt die Südküste Frankreichs einen Bogen von etwa 120 Graden. Dieser Winkel war früher viel spitziger: aber wie die Rhone in größerm Maßstabe, so streben jetzt sämtliche von den Sevennen herabkommende Flüsse hier das Land auszudehnen, in das Meer hinein. Es entstehen Nehrungen, und die dahinter befindlichen Lagunen werden immer seichter und am Ende ganz ausgefüllt. Nach mehreren Beobachtungen, namentlich im Hafen von Cette, rückt das Land an der Mündung Hérault jährlich fast 2 Meter vor.

## 6. Blicke auf und von Lyon.

Lyon ist bekanntlich die zweite Stadt Frankreichs, das industrielle Herz des Reiches, dem die Adern der Gewässer in ihrem natürlichen Lauf und in der durch menschliche Hand ihnen angewiesenen Bahn, sowie die der Eisenbahn, die Rohstoffe des Südens, Westens und Nordens zuführen, so die Kohlen des Loiregebietes, das Eisen, die Bleimassen der Sevennen, der Auvergne und Voralpen, die Früchte der Provence, das Getreide, den Wein der Bourgogne, die Wolle, vor allem die Rohseide aus allen Städten und Städtchen des Rhonegebietes, wo über 32,000 Webstühle tagtäglich in Bewegung sind, um die reichsten Seidenstoffe in aller Form, zu allem Gebrauche zu liefern, wo eine Menge von künstlerisch gebildeten Zeichnern immer neue Dessins für Teppiche und Shawls, andere dergleichen für Gold- und Silberarbeiten aller Art entwerfen, wo ein ganzer Stadtteil, von Eisenbahnen durchschnitten, nur Kohlenlager und Maschinenwerkstätten aufweist. Jedoch suchen wir für die wenigen uns noch gebliebenen Stunden des Nachmittags nicht die Arbeitervorstädte, wie Croix Rousse oder la Guillotière auf, oder die großen, regelmäßigen Anlagen von Louis XVI., oder etwa den unserm Hotel auf der Place des Terreaux gegenüberstehenden Palais des Arts mit seinen Schätzen — nein, wir betreten eine der stattlichen Brücken, welche die Ufer der Saone verbindet; schon hier ist der Blick die Saone aufwärts zu den das Thal schließenden Höhen mit seinen Häusermengen, Türmen, der Kuppel der Kartäuserkirche und Befestigungswerken ein großartiger. Ein steiler Weg führt uns am Dom St. Jean vorbei zu der hochliegenden Vorstadt Fourvières, der die Städte des h. Justus und Irenäus sich anschließen. Hohe Mauern hemmen jede Aussicht in das Thal, nur hier und da lockt eine halb geöffnete Hausthüre zur Beschauung des weinumrankten

Bildes. Ein immer noch abschüssiger freier Platz ist endlich erreicht, jetzt gerade durch ein lebendiges Gewühl von Menschen und Schweinen als Marché au bétail seine Bestimmung erfüllend, einst das Forum urbis, das noch jetzt seinen Namen dieser Bergstadt gelassen. An dasselbe stoßen die hintern Räume des großen Hospice de l'Antiquaille, die Stelle des einstigen Kaiserpalastes, in dem die Glieder der Augusteischen Familie so oft geweilt, wo Claudius geboren ward. Noch gilt es einige Anstrengung, die hohle Gasse zu der Spitze des Berges zu erklimmen, in welcher, Bude an Bude gedrängt, heilige Bilder, Kerzen, Blumen, Gipsfiguren, die Pilger zur Madonna weisen, welche hier eine uralte, hochverehrte Kultusstätte hat, unter deren Schutze Tausende da oben auf freier Höhe ihre letzte Ruhestätte finden. Noch wird der Turm ihrer Kirche von dem hohen Observatoire überragt, aber schon arbeiten geschäftige Hände genug, um den Himmelsweiser über die Stätte menschlicher Neugier und Erdenfreuden zu erheben. Und dies Observatoire, einst von einem reichen Liebhaber schöner Aussicht erbaut und mit einem stattlichen Fernrohr ausgestattet, macht jetzt, wo es als einziger Erwerb eines Restaurants dient, innerlich einen traurigen, verfallenen Eindruck. Doch nur getrost die enge Treppe hinauf zu dem hohen Glaszimmer oder noch höher, zu der freien, offenen Galerie.

Die Aussicht von Fourvières ist eine der großartigsten, die ich überhaupt, nicht allein in Frankreich, kenne, und sie ist es, die den vollen Eindruck der gewaltigen, natürlichen wie geschichtlichen Scheidung gewährt, auf deren Grenze Lyon gleichsam liegt, jenes von Nord- und Südfrankreich. Wo eilt das Auge in dem ungeheuern Panorama wohl zunächst hin, als nach Osten zu jener von Wolkenschichten umlagerten, in scharfen Spitzen und gezackten Formen weithin gedehnten und allmählich niedersteigenden Alpenkette? Eben erglänzt im Licht der Abendsonne der Schneegipfel des Montblanc, und das Fernrohr führt uns fast unmittelbar zu den scharfen Felsengraten, an die Schneeflächen, in die tief beschatteten Spalten des über 30 Meilen in gerader Linie entfernten Berges. Und weiter folgen wir dem Wechsel der Spitzen zum kleinen St. Bernhard, zum Mont Cenis, vor deren Reihe die dunkeln Kalkalpen bei Grenoble sich über einander aufbauen. Zwischen den Alpen und uns liegt eine ungeheure Ebene voll einzelner Weiler und Maulbeerbaumanlagen, durchschnitten von der schnurgeraden, nach Turin führenden Straße. Im Norden begrenzt sie die in vielfachen Windungen sich nahende Rhone. Mit frischer, nordischer Färbung blicken uns von Nordwest die grünen, weidereichen Gipfel des Montd'or und der ganzen das Loiregebiet abscheidenden Bergkette an, die im Südwest zum hohen Mont Pila sich gipfelt, und weiter schon an die schwarzgrauen vulkanischen Massen der nördlichen Sevennen sich anschließt. Welcher Reichtum der herrlichen Gärten, unterbrochen von Klostergebäuden und Fortifikationen, ist über die westliche Hochebene gebreitet, die wir erblicken! Aber unwillkürlich wendet sich das Auge dem Rhonelauf wieder zu, da ist die Brücke der Mulatière, weiter tritt in einzelnen Spitzen der villenreiche, von Weinreben bedeckte, felsige Thal-

Lyon.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

rand hervor, bis von beiden Seiten die Höhen das Thal verſchließen. Dort liegt das nächſte Ziel der Reiſe, dort in jenen Thalebenen, zwiſchen dem zackigen Gebirge, unter dem Grün des Maulbeerbaumes und der rebenumſchlungenen Ulme, weiterhin des ernſten, einförmigen Ölbaumes iſt das Südfrankreich, wo einſt Griechen ein neues Hellas ſich ſchufen, wo ein Julius Cäſar ſich ſchon ſo heimiſch und ſicher fühlte, als jenſeits der Alpen, wo die griechiſch-römiſche Kultur eine Fülle von Werken ſchuf, völlig ebenbürtig in ihren Reſten der Trümmerwelt Italiens. Dort liegen die ſeligen Thäler der Provence, von denen der Dichter ſingt:

Üppig blühend war't ihr immer,
Aber eure reichſte Blüte
War des Minneliedes Schimmer.

Allerdings, dieſe Blüte iſt längſt gewaltſam geknickt, die Strenge der römiſchen Kirchenzucht, der aufſtrebenden, nordfranzöſiſchen Monarchie, die verzehrende Glut des religiöſen Fanatismus des neuen Ordens hat ſie unter den rauchenden Trümmern der ſtolzen Burgen, in Strömen des Blutes vergraben. Aber noch iſt dem Volke, wie in ſeinem äußeren Erſcheinen die edlere Form, die freie Haltung, ſo in ſeinem Munde die Sprache der Väter geblieben. Sie begegnet uns hier in Lyon bereits vielfach und umgiebt uns bis über Narbonne, wo bereits im franzöſiſchen Rouſſillon die ſpaniſche Sprache herrſcht. Noch walten und bewegen ſich hier in einzelnen Städten und in ganzen Teilen der Landbevölkerung an dem ſüdweſtlichen Abhange der Sevennen die religiöſen Grundſätze, die ſeit 700 Jahren ſchon ſich thätig gezeigt; neben dem Eifer für evangeliſche Einfachheit und Strenge, für calviniſtiſche, ſtrenge Kirchenform oder auch myſtiſche, formloſe Erbauung iſt um ſo ſchärfer katholiſcher Eifer geſtellt, angeſchloſſen an die hier wunderbar gedrängten Stätten von Märtyrern und Heiligen der älteſten Kirche. Man kann nicht leugnen, hier, wo ſo viel Blut gefloſſen zwiſchen den Bewohnern derſelben Städte, zwiſchen dem vielfach proteſtantiſchen Adel, der ſo gewaltſam bekehrt oder aus den Grenzen des Landes vertrieben iſt, ſind die Wunden, welche dem materiellen Wohlſtand und der Freudigkeit des Volkslebens geſchlagen wurden, noch nicht vernarbt; ſie brechen unter andern Bezeichnungen oft wieder los: allen politiſchen und ſocialen Kämpfen hier im Süden war auch in jüngſter ein religiöſes Element beigemiſcht. Aber dennoch iſt das von Nordfrankreich aus begründete Nationalgefühl des Franzoſen, als eine Gemeinſamkeit ſeiner Kultur und einer unabhängigen, einflußreichen Stellung dem Auslande gegenüber lange durchgedrungen; bildet doch ein Beſuch von Paris, ein längerer Aufenthalt daſelbſt eine Art Ideal auch für den kleinſten Bürger einer ſüdlichen Stadt, und trägt die Klaſſe eines Proprietaires, die meiſt in Paris oder ſonſt an einem größeren Platze ſich ein mäßiges Vermögen erworben und in ihren beſten Jahren ſich auf einen Landbeſitz — das Ziel eigentlich eines jeden Franzoſen — in ihre erſte Heimat oder auch ſonſt in Frankreich zurückziehen, um hier oft in ſehr ſparſamer Weiſe mit einer Familie zu leben, zur Verbreitung dieſer von provinzieller Beſonderheit

losgelöſten Kultur bei. Und endlich iſt die Bedeutung der ſüdfranzöſiſchen Küſte ſeit der Eroberung Algeriens bedeutend geſtiegen. Afrika bildet ſchon einen ſehr bedeutenden Zielpunkt des franzöſiſchen, beſonders des Pariſer Verkehrslebens, und für dieſes werden die Häfen von Südfrankreich deren notwendige Ausgangspunkte; es werden ſo ganze verödete, vernachläſſigte Landſtriche im Süden neu beachtet, und der nordfranzöſiſche Verſtand, das unmittelbare Gefühl für Maß und Ordnung, das Kapital, wenden ſich hier größeren Kulturunternehmungen zu.

## 7. Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt.*)

Die einfachſte Organiſation des Lebens findet unter uns bei den Landbauern ſtatt. Bei ihnen genügt noch jeder Haushalt weit mehr ſich ſelbſt, es hat noch nicht der eine den andern ſo unabweislich nötig, da jeder auf ſeiner Wieſe, ſeinem Felde, in ſeinem Stalle und Hauſe faſt alles beſitzt, deſſen er bedarf. Obgleich freilich auch bei ihnen ein Zuſammenbauen der Wohnungen nicht ohne Vorteile und ſogar im ganzen gewöhnlich iſt, ſo iſt doch eine innige, raſche und leichte Kommunikation im Innern nicht ſo ſehr Bedürfnis wie bei den Bürgern der Städte. Die Bewohner des freien Landes bauen daher ihre Häuſer nicht ſo nahe auf- und aneinander, ſondern legen ſie vielmehr der Länge nach an die Bäche oder Landſtraßen, damit jeder vom Waſſer oder von der Landſtraße Vorteil ziehen und doch zu gleicher Zeit ſeinen Gärten und Äckern nahe ſein kann.

Die Dörfer haben daher eine ſehr einfache Organiſation und ein geringes Streben zur Konzentration. Sie ſind oft meilenlang und dabei wenig breit, ſo daß ſie bei viel geringerer Bevölkerung einen vielfach größeren Raum einnehmen, als die Städte.

Die Städte werden meiſtens auch als Städte geboren, und in der Regel findet kein Übergang vom Dorfe zum Flecken, vom Flecken zur Stadt u. ſ. w. ſtatt, weil die Städte ganz andere Bedürfniſſe haben, ganz andere Lagen ſuchen und daher mit jenen Anſiedelungen in vieler Hinſicht gar nicht unter eine Regel gehören. Ja, es giebt ſogar geographiſche Verhältniſſe, unter welchen eine Stadt vortrefflich gedeiht, da an derſelben Stelle ein Dorf unmöglich wäre. Man denke an Gibraltar, an Malta, an dürre Meeresküſten, auf denen große Städte blühen. Jedoch mag häufig genug jener Übergang von einem Dorfe zu einem Flecken und einer Stadt wirklich ſtattgefunden haben. In ſolchen Fällen kann man die Dörfer als Keime zu Städten betrachten, die erſt eine einfache Längenausdehnung

*) Nach J. G. Kohl: „Der Verkehr und die Anſiedelungen der Menſchen.“

zeigen und allmählich Seitenäste und Glieder hervortreiben. Bei den weiter entwickelten Dörfern, den Flecken, die schon mit städtischen Elementen gemischt sind, tritt sogleich in Ausbildung zweier und dreier Nebenstraßen ein Streben nach Konzentrierung hervor. Je mehr der Flecken sich einer Stadt nähert, desto ausgerundeter erscheint er, und die Stadt selbst stellt, wo es die Umstände erlauben, ein völlig kreisförmig entwickeltes Gebilde dar.

Die kreisrunde Fläche ist die einzige, in der jeder Punkt einer Ansiedelung allen andern möglichst nahe ist, und in welcher allein die innigste Gemeinschaft und rascheste Mitteilung stattfinden kann. Eben so ist die Kreislinie die einzige, welche sich mit den geringsten Mitteln, der kleinsten Mannschaft und Mauer verteidigen läßt, denn sie ist die Linie, welche den größten Flächenraum umschließend, doch die kleinste ist. Diese beiden Rücksichten auf innigsten Verkehr und leichteste Verteidigung treiben die Städte zur Form der Kreisfläche hin.

Die künstliche Ausbildung des Stadtlebens, die Vervielfältigung der Bedürfnisse, die außerordentliche Teilung der Arbeit, die Unbehilflichkeit jedes einzelnen für sich allein, dann die den städtischen Geschäften eigentümliche und notwendige Schnelligkeit der Betreibung: dies alles hält die Stadthäuser auf engem Raume zusammen. Jeder Bürger wünscht mit allen seinen Mitbürgern in möglichst nahe Berührung zu treten, denn er hat sie alle mehr oder minder nötig. Dieser Wunsch kann aber nie vollkommen erfüllt werden; am vollständigsten geschieht es in der Kreisfläche.

Jedoch sind die Umstände der Lage selten so günstig, daß die Städte den Kreis, nach dessen Erfüllung sie streben, wirklich erfüllen und vollkommen darstellen. Oft ist es ein Sumpf, der, weil die Stadt noch nicht Kraft und Mittel hat, ihn auszutrocknen, ihr nicht erlaubt, auf der einen Seite sich weiter auszudehnen; oft sind es Berge, zwischen denen sie eingekeilt liegt, und von denen sie in eine längliche Form gepreßt wird. Zuweilen drängen sich die Städte keilförmig zwischen zwei sich einigende Flüsse oder Meere, wie z. B. das prachtvollste Stadtdreieck Constantinopel. Andere haben vielleicht in ihrer Nähe ein günstigeres Terrain entdeckt und ergießen sich nach einer Seite hin, hier unförmlich anschwellend, indem aller neue Anbau an dieser günstigeren Stelle geschieht.

Die größte Abweichung von der Kreisfläche, welche sich die Städte freiwillig, ohne von ihrer Umgebung gezwungen zu sein, erlaubt haben, ist die quadratische Form. Babylon erfüllte nach Herodot ein Quadrat, und Peking nach Timkowskys Plan ein dem Quadrat nahe kommendes Parallelogramm. Eine von den Städten, die ganz besonders schön die kreisförmige Gestalt erfüllt haben, ist Moskau, welche Stadt, fast ganz sich selbst überlassen, im Lauf der Jahrhunderte naturgemäß sich ausbilden konnte.

Das Centrum der Stadt ist gewöhnlich ihr Anfangspunkt (z. B. ein Tempel, ein Schloß, ein Markt). Dieser Mittelpunkt wird daher vorzugsweise begehrt, erstlich weil er allen Teilen der Stadt so nahe als möglich ist, und dann auch, weil er für den Handel, wenn die Stadt eine Handels-

ſtadt iſt, für den Schutz, wenn dieſelbe ſich um ein Schloß anlegt u. ſ. w., die meiſten Vorteile bietet.

Es folgt daraus die entſcheidende Regel: *Je näher dem Mittelpunkte der Stadt, dem eigentlichen Sitze der Seele ihres Lebens, deſto ſtärker die Anziehung, deſto größer das Gedränge der Häuſer und Menſchen, deſto koſtbarer der Boden.* Aus dieſer Regel ergiebt ſich alles andere von ſelbſt.

Aber weil der Boden, je näher an dem Centrum, deſto koſtbarer iſt, ſo ſind auch hier die Straßen deſto ſchmäler und kürzer, deſto mehr die Häuſer auf allen Seiten beſchränkt und darum deſto mehr in die Höhe gedrängt. Ferner: je näher dem Centrum, deſto mehr ſchauluſtige und bewundernde Augen, daher auch deſto mehr Prachtgebäude, die in den Enden der entfernten Vorſtädte nicht vergebens glänzen wollen. Auf der andern Seite: je entfernter vom Mittelpunkte, deſto billiger der Boden, deſto unbeſchränkter die Räume, deſto breiter und größer die Straßen, deſto weitläufiger die Häuſer, zugleich aber auch deſto einfacher und deſto mehr ärmliche Hütten.

Ferner: je näher dem Centrum, deſto näher ihrem Anfangspunkte, deſto *älter* die Gebäude, daher im innerſten Ringe die mittelalterlichen Häuſer, und im äußerſten Ringe die meiſten neuen Wohnungen.

Was nun die öffentlichen Gebäude anbetrifft, ſo gehören zuvörderſt die *Kathedralen* und *Hauptkirchen* in den innerſten Ring, wo das meiſte Leben und das größte Bedürfnis nach einer gottesdienſtlichen Erquickung und Herzensergießung iſt. Die Städte ſind aber in viele Quartiere und Gemeinden abgeteilt, jede Gemeinde will ihr Gotteshaus in ihrer Mitte haben, und ſo finden ſich denn auch in den anderen Ringen noch Kirchen. Die Nebenkirchen liegen jedoch mehr im zweiten und dritten Ringe und die Kapellen und Bethäuſer in den Vorſtädten.

Wenn irgend etwas ſich in der Mitte finden muß, ſo ſind es die für den *Staats-* und *Gemeindedienſt* beſtimmten Gebäude, die fürſtlichen Reſidenzſchlöſſer, die Gouvernements- und Gerichtshäuſer, von denen alle abhängen, und denen ein jeder nahe ſein will. Man ſieht ſie daher auch meiſtens entweder an den Märkten — wie bei den deutſchen Städten — oder auf den Stadtburgen — wie bei vielen griechiſchen und römiſchen Städten.

Minder ſtark iſt der Zudrang nach der Mitte bei den *Schulgebäuden*, *Muſeen*, *Bibliotheken* u. ſ. w., deren Geſchäfte nicht ſo dringlich ſind.

Noch geringer iſt das Bedürfnis der Mitte bei den *Wohlthätigkeitsanſtalten*, bei den Armen-, Kranken-, Findel- und Arbeitshäuſern. Ja, man könnte ſie zum Teil als centrumfliehend bezeichnen. Sie ſtehen mit dem Leben der Stadt nicht in raſchem und innigem Verkehr, da ſie vielmehr manches aus dem Stadtleben Ausſcheidende enthalten, wie Krankheit, Armut, Verbrechen. Sie ſind eine Art von Klöſtern, die ein eigenes Leben für ſich haben wollen und dazu viel Raum, Ruhe und Unabhängig-

keit in Anſpruch nehmen, welches alles in den inneren Ringen der Stadt nicht wohl zu haben iſt, und ſich dieſes da verſchaffen zu wollen eine ſinnloſe Verſchwendung wäre.

Was die Wohnungen der vornehmſten Bürger der Stadt betrifft, der oberſten Beamten, des Adels, der Kapitaliſten, der Banquiers und erſten Kaufleute, ſo legen ſie ſich gern in den inneren Ring der Stadt, wo die Häuſer koſtbarer ſind, die Mieten höher werden, wo man den Sitzen der Könige und Behörden, oder dem Sitze des Verkehrs und Handels näher wohnt, wo die Häuſer und das Blut der Bürger älter und die Klaſſen privilegierter werden. Man kann indeſſen unter den erſten Bürgern füglich einen Unterſchied machen: man kann ſie *in die thätigen und müßigen Reichen* einteilen. Zu letzteren gehören die in die Stadt der Vergnügungen willen gezogenen Vornehmen, die großen Rentiers und Kapitaliſten, zu jenen die Geſchäftsmänner, die oberſten Beamten, die großen Kaufleute, Banquiers u. ſ. w. Sie werden in der Regel ſehr verſchiedene Quartiere in der Stadt inne haben.

Die *thätigen* Reichen findet man durchaus immer im Centrum der Stadt, wo ſie ihre Bureaus und Comptoire beſitzen. Die *müßigen* Reichen hingegen haben nicht gern etwas mit dem Lärm der Geſchäfte zu thun und ziehen ſich aus der Mitte derſelben zurück. Sie legen daher gewöhnlich neben dem eigentlichen alten Centrum der Geſchäfte ein *Centrum des Vergnügens und der vornehmen Welt* an. Man kann dies bei vielen Städten beobachten, z. B. in London, wo einige Teile der City das eigentliche uralte Centrum der Stadt bilden, und der Sitz der Geſchäfte ſind, dagegen die Teile von Weſtminſter, als Sitz der vornehmen Welt, ſich jenen zur Seite legen.

Das Quartier der Vornehmen ging aus dem der *Geſchäftsleute* hervor, denn erſt mußte die Stadt arbeiten, bevor ſie reich wurde, und zuvor mußte ſie reich und mächtig werden, ehe ſie eine Klaſſe müßig gewordener Reichen haben konnte. Sie bauten ſich in den *Vorſtädten* der alten Stadt auf den Bauplätzen der gekauften und eingeriſſenen Häuſer der armen Leute an, indem ſie ſo die Vorſtädte zu inneren Ringen der Stadt machten und die Gärtner, Handwerker und andern kleinen Bürger hinausſchoben.

Das Quartier der Thätigen arbeitet ſtets für die Bevölkerung des Quartiers der Müßigen, und es finden fortwährend Übertritte der Reichgewordenen und Genießenwollenden aus jenem in dieſes ſtatt.

In neueſter Zeit iſt eine ganz eigentümliche Veränderung mit dem Quartier der Vornehmen in vielen Städten Deutſchlands vorgegangen. In Bremen, Hamburg, Braunſchweig, Dresden, Leipzig u. ſ. w. ſind nämlich infolge der großen Veränderungen in den politiſchen und geſelligen Zuſtänden und Bedürfniſſen die mittelalterlichen Gewänder der Mauern und Wälle geſchwunden und an ihre Stelle die ſchönſten und anmutigſten Gartenanlagen getreten. Dieſe haben nun wieder ihrerſeits den an ihnen liegenden Bauplätzen einen hohen Wert verliehen, und viele reiche Leute, welche jetzt

... Freude an der Natur finden, wurden aus den ... herausgelockt. Sie machten die kleinen, ärmlichen ... Gärten und umgaben die Städte mit einem herrlichen ... Boulevards und prächtiger Gebäude.

... Bürger, sowohl die thätigen als die müßigen, bilden den ... der Stadt; bei Handelsstädten also die großen Kaufleute ... bei Manufakturstädten die Fabrikherren und bei Residenz- ... Hof und die hohen Beamten. Die Mittelklasse, die Krämer, ... Handwerker u. s. w., sind nur ihre hilfreichen Hintersassen. ... Von diesen müssen freilich überall bei der Hand sein und sind ... überall zerstreut. Dennoch aber wird man nie in Masse ihnen den ... Ring anweisen. Die Schneider, Schuster, Tischler u. s. w. sind immer ... einzelne Formationen, die sich an irgend eine Urformation anlegen. Man ... ihnen daher im ganzen genommen nur den zweiten Ring anweisen.

Die Halbbauern endlich, die Gärtner, die Armen, die alten Leute und die Witwen sind durchgängig in die äußersten Ringe zu verlegen, wo billige Räume, mehr Ruhe und Gärten zu finden sind.

Von den Fabriken und Manufakturen gehören manche, die für nahe Bedürfnisse arbeiten, ebenfalls in den zweiten Ring, die meisten aber werden mit Recht in die äußersten Ringe der Vorstädte hinausgeschoben, entweder, weil sie zu große Räume erfordern, oder zu gefährlich sein würden oder schädlich, um in der Stadt geduldet zu werden.

Was endlich die Vorratshäuser, Packhäuser, Magazine und Warenhäuser betrifft, so scheinen die Handelsstädte, bei denen sie fast allein von Wichtigkeit sind, ein zweifaches Verfahren beobachtet zu haben. Sie haben entweder die Packhäuser mit den Wohnungen vereinigt, zuweilen aber auf besonderen Plätzen am Markte oder Wasser zusammengebaut. Das erste findet meistens in den hanseatischen und holländischen Handelsstädten statt, wo die Kaufleute eigentlich in ihren Packhäusern wohnen, indem nämlich die ganzen Räume der Häuser mit Waren angefüllt sind, und nur hier und da auf höchst unbequeme Weise ein Wohn- und Schlafzimmerchen angebracht wurde. Letzteres findet sich bei den englischen Docks, den orientalischen Bazars und den russischen Kaufhöfen.

Wenn wir eben so leicht Häuser über einander bauen könnten, als neben einander, wenn alsdann die Kommunikation auf einer in die Höhe gerichteten Straße, d. h. auf einer Leiter oder Treppe, eben so leicht wäre, als auf einer horizontalen, und wenn man endlich die Souterrains in beträchtlicher Tiefe eben so leicht mit Licht und frischer Luft versehen und zwischen ihnen und den oberen Stadtschichten einen eben so leichten Verkehr herstellen könnte, so würde jede Stadt ihre Kugelgestalt erfüllen und wie eine Baumkuppel nach allen Seiten ihre Straßenzweige ausschicken.

Da aber auf der einen Seite schon überhaupt das Übereinanderbauen der Häuser große Schwierigkeiten hat, dann aber doch wenigstens nur in lotrechter Richtung stattfinden kann, da auf der andern Seite das Unter-

einanderbauen der Häuſer vom Boden in die Tiefe abwärts, wenn auch nicht größere Schwierigkeiten, ſo doch größere Unannehmlichkeiten für den Menſchen als ein Luft- und Lichtweſen hat, ſo bleiben die Städte in dieſen Richtungen immer ſehr unentwickelt und ſtellen immer nur höchſt zuſammengedrückte Ellipſoiden vor.

Wir finden beſonders in einigen mittelalterlichen Städten Deutſchlands, Frankreichs und Englands außerordentlich hohe Häuſer. Es ſind oft 5 Stockwerke über einander geſetzt, und außerdem noch mehrere Bodenräume im Dache. Wir können indeſſen drei über einander geſetzte Häuſer als die gewöhnliche Höhe, welche die Städte erreichen, und noch dazu das Dach als viertes aufgetürmtes Gebäude betrachten, und auf dieſe Weiſe wenigſtens drei über die unterſte Häuſerſchicht ſich legende andere Häuſerſchichten annehmen: 1. Rez-de-chaussée (unterſte Schicht). 2. Die Schicht der bel étage. 3. Die Schicht des zweiten Stockwerks. 4. Die Schicht des dritten Stockwerkes.

In dem Rez-de-chaussée iſt man der handeltreibenden Waſſerfläche, den verkehrenden Straßenkanälen und dem Centrum der Stadt, das allemal unmittelbar auf der Erde zu ſuchen iſt, näher. Es iſt daher Nr. 1 offenbar die Region der Geſchäftsleute und der Geſchäfte, alſo der Comptoire, Bureaus, der Kaufläden, Butiken, Börſen, Audienzzimmer, Krämer und Entreezimmer.

Die vornehme Welt (oder auch die Geſchäftswelt, wenn ſie vornehm und vergnügt ſein will) liebt nicht, an Geſchäfte erinnert oder durch ungebetene Beſuche geſtört zu werden. Die Kaufleute und ſelbſt die Handwerker wollen doch einmal ihren Sonn- und Feiertag haben. Die vornehme Welt und überhaupt die des Vergnügens willen verſammelten Geſellſchaften meiden daher das an Störungen reiche und geſchäftige Rez de-chaussée und wählen Nr. 2, die bel étage, mit Recht ſo genannt, ſchon weil ſie ſich über den Schmutz und die Feuchtigkeit des Erdgeſchoſſes erhebt. Dieſe iſt die Gegend der Tanz-, Prunk- und Geſellſchaftsſäle, die Region des Reichtums und der Freude. Weiter nach oben, in den Kreiſen der dritten und vierten Stockwerke, nehmen dann die Bevölkerungselemente eben ſo mehr und mehr an Bedeutſamkeit ab, wie in den äußeren Ringen des Stadtorganismus. Die Wohnung der Nr. 4 im innerſten Ringe der Stadt wird daher ungefähr ſo viel koſten als Nr. 3 im zweiten Ringe, Nr. 2 im dritten Ringe, Nr. 1 im vierten Ringe. Die armen Handwerker, Künſtler und Schreiber, die im erſten Ringe unter dem Dache wohnen, können im dritten Ringe am Boden in der Nähe eines Gärtchens leben, und die am ſchlechteſten beſoldeten Beamten haben nur die Wahl, entweder vier Treppen hoch im Innern der Stadt zu ſteigen, oder vier Straßen lang vom dritten Ringe in den Mittelpunkt zu laufen.

Wie im Innern der Stadt ſich einiges anzieht, anderes abſtößt, ſo machen ſich auch in der Umgebung der Stadt von der Stadt ausgehende Einflüſſe geltend, welche teils anziehend, teils abſtoßend wirken.

mehr als früher wieder Freude an der Natur .irt sich aus den unge-
innern Ringen der Stadt herausgelockt. Sie n Arbeit.
Mauerantwohner verschwinden und umgaben d n wohnt, muß sie sich
Kranze freundlicher Boulevards und prächtige les können. Die Ge-

Die reichen Bürger, sowohl die thäti Lebens werden daher
eigentlichen Kern der Stadt; bei Handel nd viele ganz unent-
und Kapitalisten, bei Manufakturstädten
städten der Adel und die hohen Bea kommen, ihre Häuser neben
Schenkwirte, Handwerker u. s. w., f les vor den vereinzelten vor-
Die meisten von diesen müssen freil einander beistehen. Sie sind
daher überall zerstreut. Dennoch nun gleichsam ein einziges ver-
innern Ring anweisen. Die Schnei urs haben, so können sie in ihrem
nur sekundäre Formationen, die si . Diese Vorteile locken andere zum
kann ihnen daher im ganzen ge mählich eine Gemeinde ausbilden, in

Die Halbbauern endlich, b em anderes dem andern übertragen wer-
die Witwen sind durchgängig
Räume, mehr Ruhe und G hnungen auf weiten Strecken suchen muß,

Von den Fabriken neuem Raum vereinigt. Die größere Wohl-
ständige Bedürfnisse arbeit konkurrenz gesteigerte Güte und Eleganz und
werden mit Recht in di Besorgung geben dem Stadthandwerker mehr
weder, weil sie zu gr der Waren macht sie billiger. Die Häufig-
oder schädlich, um i großartige, fabrikmäßige Betreibung der Hand-

Was endlich di ßigere Preise möglich. Die Geschäfte des Groß-
Warenhäuser sich und werden auf diese Weise besser betrieben.
allein von Wich und Fabrikanten locken mehr Einkäufer und Kon-
Sie haben ent eingeführten Bürger zwingen neue Handwerker und
aber auf beso
erste findet u jede Ansiedelung vieles von außen in sich herein;
statt, wo da nur aus der Ferne in die Nähe heran.
lich die g dieser Hinsicht ganz so zu betrachten, wie ein Mensch.
und da von Hilfsmenschen nötig, um seinen Leib zu
gebracht unter Dach und Fach zu bringen. Eben so hat eine
lischen nötig, um alle ihre ungeheueren Bedürfnisse zu be-
gehören vor allem die Ackerbau und Viehzucht trei-
ein in der Nähe der Städte, dann die Hafen- und die
Überfahrtsplätze an Flüssen der Hauptstadt gegen-
Ditonshandelsorte u. s. w.
denen Ursachen legen sich die großen Seehandelsstädte nicht
ans Meer, sondern oft mehr oder weniger tief ins Land,
Städte an Flußmündungen mit Ebbe und Flut, so eben-
an einem halbgeschlossenen Meerbusen, wenn sie in der
oder an der Spitze desselben liegen. Aus dieser Entfernung
ergeben nun mancherlei Übelstände. Die großen Schiffe können
wegen Wassers oder wegen eintretender widriger Winde nicht so-

bis zu ihrem eigentlichen Bestimmungsorte hinaufgelangen, oder sie nur so weit in das Innere des Landes sich hineinwagen, wenn sie ...s Fahrwassers Kundigen geleitet werden.

...bar also an der Mündung des Flusses, des Haffs oder des ...innenwassers werden mancherlei Bedürfnisse fühlbar, die hart am ...en Ort wünschenswert machen und einen Hafen entstehen lassen ...vorläufigen Einlaufen und auch zum teilweisen Löschen ...Schiffe, einen Lotsenort, der den Schiffen des Fahrwassers kun...ige Männer entgegenschickt. Dieser Ort entwickelt sich daher aus den nötigen Hafen-, Pack- und Wirtshäusern und sammelt innerhalb seines Weichbildes Lotsen, Aufseher über das Fahrwasser und seine Regulierung, Leute, welche die Baken, Wachtschiffe, Leuchttürme u. s. w. besorgen und inspizieren, Mautbeamte und noch manche andere Handelsgehilfen.*)

Wie ausgezeichnete Handelscommis wohl mit dem Geschäfte, das sie für ihren Prinzipal betreiben, auch noch ein kleines Geschäft für eigenes Konto verbinden, so treiben dann solche „Nebenorte" oft auch Handel und Verkehr auf eigene Rechnung und entwickeln sich so zu selbständigen Handelsplätzen. Ja sehr oft geschieht es sogar, daß der Diener dem Herrn über den Kopf wächst. Dies haben die größeren Handelsstädte von den für sie arbeitenden kleinen Hilfsorten zu befürchten, und auch erlitten.**)

Den Schiffern sind in der Regel diese sekundären Hafenorte weit besser bekannt, als die eigentlichen Hauptorte, denen sie angehören. Namentlich sind z. B. La Guayra, Cette, Yarmouth weit berühmter auf den Meeren, als ihre Prinzipale Carracas, Montpellier, Norwich.

Wenn die großen Handelsstädte unmittelbar am Meere liegen, so versehen sie natürlich neben ihrem Hauptgeschäft auch selbst jene vorläufigen Nebengeschäfte. So erscheint z. B. bei Venedig, Genua, Marseille und den meisten Mittelmeerhäfen kein solcher Trabant.

Fast jede Flußstadt, die nur auf der einen Seite des Stromes liegt, hat einen Überfahrtsort sich als Gehilfen gegenüber auf der andern Seite des Stroms placiert, zuweilen nur einige Häuser, zuweilen ein Dorf

*) Hilfs- und Nebenstädte von diesem Charakter sind z. B. folgende: Kuxhaven und Blankenese für Hamburg, Ostia für Rom, Kronstadt für Petersburg, Travemünde für Lübeck, Ostende für Brügge, Tong für Nanking, Cette für Montpellier, La Guayra für Carracas, der Piräus für Athen, Weichselmünde für Danzig, Dünamünde für Riga, Friedrichsort für Kiel, Schleimünde für Schleswig, Greenrock für Glasgow, Perth für Dundee, Kittnosh für Limmerick. London hat sehr viele solcher Handelsgehilfen, Häfen, Lotsenorte u. s. w. an der Themse zerstreut, so Greenwich, Woolwich, Gravesand, Sheerneß u. s. w. Für Stettin sind, wenigstens zum großen Teil, thätig: Peenemünde, Wolgast, Swinemünde an der Swine, Kamin, Wollin an der Dievenow.

**) Bremen befürchtete in alten Zeiten von der kleinen an der Geeste (einem Nebenflusse der Weser) angelegten Karlsstadt so viel, daß es diese Stadt aus Neid über die selbständige Blüte, die es zu entwickeln im Begriff stand, zerstörte. Jetzt ist auf derselben Stelle von Bremen selbst ein neuer Hafenort, Bremerhaven, angelegt. Havre de Grace ist von einem Hilfsorte Rouens zu ähnlicher Blüte gelangt. Ein ähnlicher Fall ist mit Ostende und Brügge.

oder ein eigenes Städtchen; in andern Fällen eine Vorstadt, die endlich wohl als Neustadt gänzlich mit der Hauptstadt verschmilzt.*)

Eben so, wie das Bedürfnis des Verkehrs und der Zufuhr, begründet auch das Bedürfnis der Verteidigung und Befestigung Hilfsorte in der Nähe von großen Städten.

Es ist nicht immer passend, um so weniger, je größer die Stadt ist, diese selbst mit dem Panzer der verteidigenden Wälle, Gräben und Mauern zu umgeben. Dieses enge Kleid, obgleich trefflich und brauchbar im Kriege, geniert doch im Frieden die freie Bewegung der Stadt vielfach. Sie beauftragt daher häufig einen besonderen kleinen Ort in ihrer Nachbarschaft mit der Veranstaltung der zur Verteidigung nötigen Vorrichtungen, und es entstehen so die Citadellen, Brückenköpfe und Hilfsfestungen, in die sich die Bürger zur Zeit der Bedrängnis flüchten können, die freilich auch ihre Plage werden, wenn sich der Feind ihrer bemächtigt.

Die am häufigsten vorkommenden Fälle dieser Art sind befestigte Orte an Hafen-, Fluß-, Meerbusen- und Meerengenmündungen, bei Übergängen über Flüsse u. s. w. So verteidigen die Dardanellen, hilfreich dienend der Stadt Constantinopel, die Thore ihrer Häfen. So schützt Dünamünde als Dienerin Rigas die Mündung der Düna. So hat Petersburg als Wächter seines Hafens Kronstadt mit dem Nötigen versehen. So zeigt sich Praga bei Warschau, Castel bei Mainz, Deuz bei Köln.

Die Neigungen, Moden, Launen, Gewohnheiten u. s. w., von denen Städte eben so gut beherrscht werden, wie jedes Einzelwesen, werden teils durch die Lage und Umgebung der Stadt hervorgerufen, teils aber locken sie auch umgekehrt allerlei Talente und Produkte in ihrer Umgebung zum Leben. Nach dem Sprichwort panem et circenses kann man alle hierher gehörigen Bedürfnisse der Städte in solche nach Brot und in die nach Vergnügen, und eben so alle Orte in die Brot gebenden und Vergnügen gewährenden einteilen.

Nahe und fern sind um jede Stadt herum viele kleinere und größere Ortschaften mit der Erzeugung und Herbeischaffung des Holzes, des Mehles, des Fleisches, der Butter u. s. w. beschäftigt.

Man sehe nur die Verzehrungstabellen einiger Städte nach, um sich in überzeugen, welche ungeheueren Bedürfnisse sie haben. So verzehrt London jährlich über 500,000 Stück Rindvieh, und Paris etwa die Hälfte dieser Quantität. Wie viele wirtschafttreibende Orte gehören dazu, diese Fleischmenge zu liefern, und wie viele müssen deren nicht in der Nähe der großen Städte gestiftet werden. Wie viele kleine Fischerorte muß nicht London an der Meeresküste ernähren, um sein Bedürfnis zu so vielen

*) Als Hilfsorte dieser Klasse kann man beispielsweise nennen: Kehl bei Straßburg, Bettingen bei Basel, Sachsenhausen bei Frankfurt, Castel bei Mainz, Harburg bei Hamburg u. s. w. Als Vorstadt stellt sich die gegenseitige Ansiedelung dar bei Constantinopel, Galata, Pera auf der einen Seite des goldenen Horns; Klein-Riga bei Riga auf dem linken Ufer der Düna.

Millionen Dutzend Austern zu befriedigen, als Paris Stücke ißt, und um sich so viel Schiffsladungen Fische zu verschaffen, als Paris Wagenlasten haben soll.

Alles, was sich auf einem kleinen Raume gut ausführen läßt, das besorgt sich in der Regel die Stadt selbst am besten. Was dagegen größere Räume und besondere Umstände, welche die Stadt nicht darbietet, nötig hat, läßt sich durch andere benachbarte Orte liefern. Und selbst bei jenem, das sie wohl an und für sich liefern könnte, hängt manches vom Zufall ab, das sich selbst in großen Städten nicht immer erzwingen läßt. Wie jede Lage ihre Eigentümlichkeiten, wie jeder Mensch sein hervorstechendes Talent oder besondere Konsequenzen hat, so hat auch jedes Städtchen sein Lieblingsgewebe, worin es excelliert, weshalb sich in der Nachbarschaft größerer Städte viele mannigfach thätige und industriöse Orte anhäufen.

Die eigentlichen Circenses (Menschen zur Unterhaltung) liefern die Städte selbst am besten. Die Schauspiele, die Bälle, die Prozessionen u. s. w. können sich wegen des Überflusses an Talenten und Personen in den Städten am besten darbieten. Doch giebt es noch viele Vergnügungen anderer Art, die wegen der Kostbarkeit des Raumes und aus andern Gründen in den Städten nicht gut ausführbar sind. Kegel- und Ballspiele, Kavalkaden, Schiffahrten, Spaziergänge und sonstige Naturgenüsse kann man sich in den übervölkerten, be- und überbauten Stadträumen schwer verschaffen.

Weil man in den Städten der freien Natur entbehrt, so entwickelt sich gerade hier eine ganz besondere Sehnsucht und Sehnsüchtelei nach der schönen Natur, den grünen Feldern und der unbestäubten Sonne des Landes. Die Städte sind die wahren Beförderer der Freude am Landleben und die Mütter der Sentimentalität für die Natur, die auf dem Lande selbst unbekannt ist.

Die Städte umgeben sich daher mit einer Menge ländlicher *Vergnügungsorte* von verschiedenem Charakter, die ihnen das gewähren, was das Straßenpflaster, die Stadtluft und die hohen Mauern versagen.

Der Landmann hat die Natur in Fülle und kann sie in jedem Augenblick haben, ja muß sie sogar oft wider Willen nehmen. Der arme Städter dagegen, an seinen Arbeitstisch, seinen Kaufladen u. s. w. geschmiedet und zwischen seinen Mauern eingekeilt, muß viel raffinieren und künsteln, wie er sich ein Stückchen Natur verschaffe, das ihm zur Hand sei. Aus diesem Streben des Städters entsteht die Blumisterei und Gartenkunst. Beide sind zwei zierliche Töchter des Stadtlebens. Die zauberischen Gärten von Schiras und Damaskus liegen eben bei großen Städten. In dem ganzen großen Rußland hat noch keine Quadratmeile so bewundernswürdige Gartenanlagen aufzuweisen als Petersburg. Auf dem Lande wäre man nie, wie in Babylon, auf die raffinierte Idee gekommen, aus Raumersparnis den Garten selbst auf das Dach des Gartenhauses und der Gärtnerwohnung zu versetzen.

# Achter Abschnitt.

1. Physiognomie des heutigen Rom. — 2. Die römische Campagna. — 3. Der römische Karneval. — 4. Die Karwoche in Rom.

## 1. Physiognomie des heutigen Rom.*)

Das heutige Rom streckt sich in Gestalt eines Fächers, dessen Griff die Porta del Popolo mit der vorstadtartigen Verlängerung nach Ponte Molle hin bildet, etwa bis in die Hälfte des von den Umfangsmauern eingeschlossenen Raumes hinein. Drei Hauptstraßen, die Via del Babuino, die Ripetta und zwischen beiden der Corso, bilden gleichsam die Gitterstäbe dieses Fächers, als deren Endpunkt von Porto del Popolo aus die Kirche S. Maria Maggiore, das Kapitol und das Judenghetto angesehen werden können. Von diesen drei Punkten abwärts in südlicher Richtung beginnt die Trümmerstadt, das alte Rom, dessen Überbleibsel, sämtlich der Kaiserzeit angehörig, aus den unabsehbaren Gemüsefeldern, Gärten und Weinpflanzungen hervorragen, welche jetzt wohl über zwei Dritteile des von den heutigen Umfangsmauern eingeschlossenen Areals bedecken.

In diesem Neu-Rom geht keine Straße in der Richtung irgend einer des alten Rom. Keine Phantasie reicht hin, sich die Vorstellung eines Platzes, wie etwa das alte Marsfeld war, aus dem wüsten Häusergewirr, welches jetzt seine Stelle einnimmt, zu erneuern. Es hat geradezu etwas Gespensterhaftes, wenn z. B. in der Nähe des schmutzig-engen Judenviertels oder unter den jämmerlichen Häusern am ehemaligen Forum des Nerva plötzlich die Reste eines alten Portikus oder ein halbversunkenes Säulenpaar vor uns aufsteigen.

Keine Stadt hat solche Erschütterungen, Verwüstungen, Umwandlungen erfahren, wie Rom. Die tiefste und durchgreifendste in unseren Tagen: Rom hat aufgehört, die weltliche Hauptstadt des päpstlichen Kirchenstaates zu sein, und ist zur Hauptstadt des Königreichs Italien, zur Residenzstadt des Königs geworden! Nachdem die schwache Militärmacht des Papstes Pio nono von

*) Nach Ad. Stahr, Ein Jahr in Italien (Oldenburg). Roma Capitale von Dr. Rud. Kleinpaul (Ausl. 1875, 14).

den piemonteſiſchen Scharfſchützen geſprengt war, zog Victor Emanuel am 20. Sept. 1870 zur Porta Pia ein — die Sehnſucht ſo vieler Generationen, die dahin gegangen, ohne dieſen Tag zu erleben, war erfüllt: das einige Italien mit der Hauptſtadt Rom war erſtanden.

Aus ſeiner vorläufigen Reſidenz Florenz kam am 27. Novbr. 1871 Victor Emanuel abermals nach Rom, um das Parlament in der neuen Hauptſtadt zu eröffnen und die glücklich errungene Einheit Italiens zu beſiegeln. Da läutete die große Glocke des Kapitols, auf den Straßen wehten die Fahnen mit dem ſilbernen Kreuz im roten Felde; alle Korporationen eilten nach dem Bahnhof, den König zu empfangen, und ein tauſendfacher Jubelruf erſcholl bei ſeinem Einzug. Er fuhr nach dem Quirinal, ſeiner neuen Reſidenz in alten, durch Jahrhunderte geweihten Mauern. Auf dem Platze, wo die roſſebändigenden Dioskuren wie Söhne einer heroiſcheren Zeit zum Himmel ragen, ſammelte ſich das Volk, ungeduldig, den König auf dem Balkon nochmals zu begrüßen. Von dieſem Balkon aus verkündigte der Kardinal-Diakon den neugewählten Papſt; von ihm aus ſpendete dieſer ſelbſt der Stadt und dem Erdkreis ſeinen erſten Segen. Wird der König erſcheinen und als ein nicht minder gnadenreicher Fürſt den altehrwürdigen Balkon betreten? Ja, er kommt. Ein purpurner Teppich wird ausgebreitet wie zuvor und der re galantuomo ſchwenkt den Hut unter dem Freudenruf der Patrioten: Viva Emmanuele re d'Italia! Den Namen Verdi, der die Anfangsbuchſtaben jenes Rufes enthält, ſchreibt man, neckend, jetzt an die Thüren der päpſtlich geſinnten Großen in Rom.

Eine neue Zeit iſt hereingebrochen: Rom iſt eine Reſidenzſtadt geworden, wie es Turin, Neapel, Florenz waren. Die Abgeordneten des Volks, ein neues Militär, der Hofhalt des weltlichen Fürſten, die Menge von Beamten — alles das bringt einen neuen Zug in das alte und doch immer neue Stadtbild. Die ewige Roma hat nicht aufgehört, die Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit, die Reſidenz des heiligen Vaters zu ſein; ihm iſt der Vatikan zu unbeſchränkter Verfügung geblieben mit ſeinen Paläſten und Gärten, faſt ſo groß wie die ganze piemonteſiſche Hauptſtadt Turin. Rom hat nicht aufgehört, die Ruine der Hauptſtadt eines untergegangenen Weltreichs, der Wallfahrtsort der Gläubigen und — weltlicher Reiſeluſt zu ſein.

Neben dem Charakter einer uralten Reſidenz des geiſtlichen Oberhirten der Chriſtenheit mit ſeinen zahlloſen Kirchen — deren mehr als 300 vorhanden — und den Hofburgen und Schlöſſern ſeiner geiſtlichen und weltlichen Fürſten bietet es in ſeinen faſhionablen Stadtteilen und ihren glänzenden Bazars den Eindruck eines modernen Badeorts im größten Stil. Und wiederum genügen wenige Schritte, um ſich aus demſelben hinaus in eine Stadt des bunteſten, wenn auch nicht blühenden gewerblichen Treibens, und aus dieſer wieder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zuſtände zu verſetzen. Und über dieſes bunte Gemiſch ragen die Trümmer der Ruinenwelt des alten Rom in ernſter Einſamkeit zum Himmel empor, wie rieſige Schattenbilder einer Jahrtauſende alten Vergangenheit.

Dieſe Mannigfaltigkeit der Elemente iſt es vorzüglich, welche hier jeden Fremden etwas für ſich finden läßt und jeder Ermüdung durch gleiche Eindrücke vorbeugt. „Rom iſt immer neu“, ſagen die Fremden, auch wenn ſie Jahre lang hier heimiſch ſind. Dazu kommt, daß das Auf und Ab der zahlreichen Hügel, deren das heutige Rom über ein Dutzend zählt, von denen die Hälfte durch Ruinen entſtanden, überall maleriſche Anſichten und Gruppierungen bildet. Rom iſt auch darin unvergleichlich, daß es von jedem bedeutenden Höhenpunkt, vom Monte Mario oder dem Kapitole, vom Aventin oder Monte Pincio, von San Onofrio oder von Villa Ludoviſi aus geſehen ein immer neues Panorama bildet, welches an maleriſcher Schönheit, Pracht und Großartigkeit für den Beſchauer immer die früheren zu übertreffen ſcheint.

Wie die äußere architektoniſche Phyſiognomie Roms den Anblick bunteſter Mannigfaltigkeit gewährt, ſo iſt auch die heutige Bevölkerung der Stadt aus den verſchiedenſten Beſtandteilen zuſammengeſetzt. Altrömiſches Blut iſt ſchwerlich mehr vorhanden, ſelbſt nicht unter den vornehmen Familien, die zum Teil nicht einmal italieniſchen Urſprungs ſind. Eher vielleicht noch in dem Kerne des niederen Volks, den Montigiani und Trasteverini. Von dem wenig zahlreichen Mittelſtande der Negocianti di Campagna, Kaufleuten und Angeſtellten iſt es Thatſache, daß eine Familie, die vier in Rom geborene Generationen aufzuweiſen hat, eine Seltenheit iſt. Die Mehrzahl der Einwohner ſind Einwanderer aus allen Teilen Italiens, vornehmlich aus dem Neapolitaniſchen, Genua, der Lombardei, Piemont und den Provinzen des Kirchenſtaates, aber auch Franzoſen, Deutſche und Engländer finden ſich genug. Wollte man genauer nachforſchen, ſo würde man alle europäiſchen Nationen hier vertreten finden, ungerechnet die Fremden, welche als ſolche ſich in Rom aufhalten. Und doch, ſo wunderbar iſt die Naturmacht, welche Klima und Boden, Lebensweiſe, Erziehung und Anſchauungen der Umgebung ausüben, daß ſich trotz aller Buntheit der Bevölkerung doch über dieſelbe ein ſpezifiſch Gemeinſames, charakteriſtiſch Eigentümliches breitet, welches ihr einen unverkennbaren Stempel aufprägt, ſelbſt dem längere Zeit hier lebenden Fremden ſich mitteilt und den Bewohner Roms von dem aller andern Städte Italiens in äußerer Erſcheinung, Phyſiognomie, Behaben und Lebensführung weſentlich unterſcheidet. Rom iſt auch hierin wie in allem einzig in der Welt.

Schon die Umgebung Roms, die weite, menſchenverlaſſene Campagna mit den Rieſenbogen ihrer Aquädukte, ihren Gräbertrümmern, aus denen die Aſche der Toten längſt verſtäubt iſt, ihren mittelalterlichen Türmen, ihren halbwilden Herden und Hirten, die an eine amerikaniſche Prairie mahnen, nur von Jägern und bewaffneten Aufſehern durchſtreift — alles, bis an die Thore Roms, ohne irgend eine Spur civiliſierten ſtädtiſchen Lebens. Dann in Rom ſelbſt, welches von jeder Seite her dem Kommenden eine neue Phyſiognomie bietet, das bunteſte Nebeneinander von Menſchen und Dingen: der einem Wilden gleiche Bewohner der Abruzzen und der rußige Kohlen-

krämer der Meergestade neben dem Kirchenfürsten in seiner Prachtkarrosse und dem fashionablen Dandy im Hydepark auf seinem Vollblutrenner; alle Geistliche aller Orden in ihren mannigfaltigen Trachten; lange Züge von Propagandisten,*) darunter alle Physiognomieen der Welt, vom wollköpfigen Neger bis zum flachshaarigen Nordländer; Künstler und Fremde aller civilisierten Nationen, eine ewig wechselnde Bevölkerung, immer neu und doch dieselbe. Dazu die Physiognomieen und Trachten des eigentlichen römischen Volks der Jackenmänner, der Montigiani und Trasteverini, die Scharen von Landvolk aus der Umgegend, vom ziegenbepelzten Hirten des rauhen Sabinergebirges bis zu der in Gold und Scharlach strahlenden Schönen von Nettuno, die leise einherschleichenden Jesuiten, die stolzen, nun kleinlaut gewordenen Dominikaner, die feinen Benediktiner, die braunen Kutten der Bettelmönche mit ihren Proviantesseln, die altertümlichen Hellebardenträger an den päpstlichen Palästen, die modernen Uniformen des Militärs und der Hof des Königs, die Minister und das Parlament, das die politische Spannung stets rege erhält: das alles läßt die Langeweile nicht aufkommen. Man nehme dazu noch die Schätze der Bibliotheken aller Art, die Ateliers der zahlreichen Künstler, die Ruinen des alten, die Paläste und Kirchen des neuen Rom, und man wird zugeben, daß jedes Interesse, jedes Alter, jede Lebensrichtung in diesem Universum seine Rechnung findet.

## 2. Die römische Campagna.**)

Wenn man über die Villen hinaus ist, welche in der Nähe der römischen Stadtthore liegen, findet man nur wenige Spuren von Anbau. Gewaltige Strecken liegen ganz wüst. Nichts sieht man als Ruinen von Wasserleitungen, Tempeln und Grabmälern, vermengt mit mittelalterlichen Bauten, die zum Teil noch verfallener als jene alten sind; einsame Osterien (Schenken), deren Aussehen nicht einladender ist, als die Miene ihrer zerlumpten Bewohner; Monumente römischer Größe, bald zu gebrochenen Burgtürmen und Vesten benutzt und mit Zinnen und Außenwerken versehen, bald in formlosen, epheuumrankten Steinklumpen den Unterbau eines Winzerhäuschens, einer Hütte bildend, die zwischen schlanken Cypressen weit über die Gegend hinausschauen. Keine einheimische Bevölkerung ist hier ansässig:

*) Die Congregatio de propaganda fide (Gesellschaft zur Verbreitung des Katholizismus unter den Heiden und zur Ausrottung der Ketzerei) hat zugleich eine Pflanzschule für künftige Missionäre (Collegium de propaganda fide) aus allen Völkern, worin jährlich eine Prüfung angestellt wird, in welcher jeder Zögling in seiner Sprache einen Vortrag hält.

**) Alfr. von Reumont: Römische Briefe eines Florentiners. T. 2. (Vergl. Stahr a. a. O. II. S. 312 ff. und die Aufsätze von Dr. Siebmann u. Dr. Fr. v. Hellwald, Ausl. 1875, 31 u. 32.)

mehr als früher wieder Freude an der Natur finden, wurden aus den innern Ringen der Stadt herausgelockt. Sie machten die kleinen, ärmlichen Maueranwohner verschwinden und umgaben die Städte mit einem herrlichen Kranze freundlicher Boulevards und prächtiger Gebäude.

Die reichen Bürger, sowohl die thätigen als die müßigen, bilden den eigentlichen Kern der Stadt; bei Handelsstädten also die großen Kaufleute und Kapitalisten, bei Manufakturstädten die Fabrikherren und bei Residenzstädten der Adel und die hohen Beamten. Die Mittelklasse, die Krämer, Schenkwirte, Handwerker u. s. w., sind nur ihre hilfreichen Hintersassen. Die meisten von diesen müssen freilich überall bei der Hand sein und sind daher überall zerstreut. Dennoch aber wird man nie in Masse ihnen den innern Ring anweisen. Die Schneider, Schuster, Tischler u. s. w. sind immer nur sekundäre Formationen, die sich an irgend eine Urformation anlegen. Man kann ihnen daher im ganzen genommen nur den zweiten Ring anweisen.

Die Halbbauern endlich, die Gärtner, die Armen, die alten Leute und die Witwen sind durchgängig in die äußersten Ringe zu verlegen, wo billige Räume, mehr Ruhe und Gärten zu finden sind.

Von den Fabriken und Manufakturen gehören manche, die für ständige Bedürfnisse arbeiten, ebenfalls in den zweiten Ring, die meisten aber werden mit Recht in die äußersten Ringe der Vorstädte hinausgeschoben, entweder, weil sie zu große Räume erfordern, oder zu gefährlich sein würden oder schädlich, um in der Stadt geduldet zu werden.

Was endlich die Vorratshäuser, Packhäuser, Magazine und Warenhäuser betrifft, so scheinen die Handelsstädte, bei denen sie fast allein von Wichtigkeit sind, ein zweifaches Verfahren beobachtet zu haben. Sie haben entweder die Packhäuser mit den Wohnungen vereinigt, zuweilen aber auf besonderen Plätzen am Markte oder Wasser zusammengebaut. Das erste findet meistens in den hanseatischen und holländischen Handelsstädten statt, wo die Kaufleute eigentlich in ihren Packhäusern wohnen, indem nämlich die ganzen Räume der Häuser mit Waren angefüllt sind, und nur hier und da auf höchst unbequeme Weise ein Wohn- und Schlafzimmerchen angebracht wurde. Letzteres findet sich bei den englischen Docks, den orientalischen Bazars und den russischen Kaufhöfen.

Wenn wir eben so leicht Häuser über einander bauen könnten, als neben einander, wenn alsdann die Kommunikation auf einer in die Höhe gerichteten Straße, d. h. auf einer Leiter oder Treppe, eben so leicht wäre, als auf einer horizontalen, und wenn man endlich die Souterrains in beträchtlicher Tiefe eben so leicht mit Licht und frischer Luft versehen und zwischen ihnen und den oberen Stadtschichten einen eben so leichten Verkehr herstellen könnte, so würde jede Stadt ihre Kugelgestalt erfüllen und wie eine Baumkuppel nach allen Seiten ihre Straßenzweige ausschicken.

Da aber auf der einen Seite schon überhaupt das Übereinanderbauen der Häuser große Schwierigkeiten hat, dann aber doch wenigstens nur in lotrechter Richtung stattfinden kann, da auf der andern Seite das Unter-

einanderbauen der Häuſer vom Boden in die Tiefe abwärts, wenn auch nicht größere Schwierigkeiten, ſo doch größere Unannehmlichkeiten für den Menſchen als ein Luft- und Lichtweſen hat, ſo bleiben die Städte in dieſen Richtungen immer ſehr unentwickelt und ſtellen immer nur höchſt zuſammengedrückte Ellipſoiden vor.

Wir finden beſonders in einigen mittelalterlichen Städten Deutſchlands, Frankreichs und Englands außerordentlich hohe Häuſer. Es ſind oft 5 Stockwerke über einander geſetzt, und außerdem noch mehrere Bodenräume im Dache. Wir können indeſſen drei über einander geſetzte Häuſer als die gewöhnliche Höhe, welche die Städte erreichen, und noch dazu das Dach als viertes aufgetürmtes Gebäude betrachten, und auf dieſe Weiſe wenigſtens drei über die unterſte Häuſerſchicht ſich legende andere Häuſerſchichten annehmen: 1. Rez-de-chaussée (unterſte Schicht). 2. Die Schicht der bel étage. 3. Die Schicht des zweiten Stockwerks. 4. Die Schicht des dritten Stockwerkes.

In dem Rez-de-chaussée iſt man der handeltreibenden Waſſerfläche, den verkehrenden Straßenkanälen und dem Centrum der Stadt, das allemal unmittelbar auf der Erde zu ſuchen iſt, näher. Es iſt daher Nr. 1 offenbar die Region der Geſchäftsleute und der Geſchäfte, alſo der Comptoire, Bureaus, der Kaufläden, Butiken, Börſen, Audienzzimmer, Krämer und Entreezimmer.

Die vornehme Welt (oder auch die Geſchäftswelt, wenn ſie vornehm und vergnügt ſein will) liebt nicht, an Geſchäfte erinnert oder durch ungebetene Beſuche geſtört zu werden. Die Kaufleute und ſelbſt die Handwerker wollen doch einmal ihren Sonn- und Feiertag haben. Die vornehme Welt und überhaupt die des Vergnügens willen verſammelten Geſellſchaften meiden daher das an Störungen reiche und geſchäftige Rez de-chaussée und wählen Nr. 2, die bel étage, mit Recht ſo genannt, ſchon weil ſie ſich über den Schmutz und die Feuchtigkeit des Erdgeſchoſſes erhebt. Dieſe iſt die Gegend der Tanz-, Prunk- und Geſellſchaftsſäle, die Region des Reichtums und der Freude. Weiter nach oben, in den Kreiſen der dritten und vierten Stockwerke, nehmen dann die Bevölkerungselemente eben ſo mehr und mehr an Bedeutſamkeit ab, wie in den äußeren Ringen des Stadtorganismus. Die Wohnung der Nr. 4 im innerſten Ringe der Stadt wird daher ungefähr ſo viel koſten als Nr. 3 im zweiten Ringe, Nr. 2 im dritten Ringe, Nr. 1 im vierten Ringe. Die armen Handwerker, Künſtler und Schreiber, die im erſten Ringe unter dem Dache wohnen, können im dritten Ringe am Boden in der Nähe eines Gärtchens leben, und die am ſchlechteſten beſoldeten Beamten haben nur die Wahl, entweder vier Treppen hoch im Innern der Stadt zu ſteigen, oder vier Straßen lang vom dritten Ringe in den Mittelpunkt zu laufen.

Wie im Innern der Stadt ſich einiges anzieht, anderes abſtößt, ſo machen ſich auch in der Umgebung der Stadt von der Stadt ausgehende Einflüſſe geltend, welche teils anziehend, teils abſtoßend wirken.

mehr als früher wieder Freude an der Natur finden, wurden aus den innern Ringen der Stadt herausgelockt. Sie machten die kleinen, ärmlichen Mauerantwohner verschwinden und umgaben die Städte mit einem herrlichen Kranze freundlicher Boulevards und prächtiger Gebäude.

Die reichen Bürger, sowohl die thätigen als die müßigen, bilden den eigentlichen Kern der Stadt; bei Handelsstädten also die großen Kaufleute und Kapitalisten, bei Manufakturstädten die Fabrikherren und bei Residenzstädten der Adel und die hohen Beamten. Die Mittelklasse, die Krämer, Schenkwirte, Handwerker u. s. w., sind nur ihre hilfreichen Hintersassen. Die meisten von diesen müssen freilich überall bei der Hand sein und sind daher überall zerstreut. Dennoch aber wird man nie in Masse ihnen den innern Ring anweisen. Die Schneider, Schuster, Tischler u. s. w. sind immer nur sekundäre Formationen, die sich an irgend eine Urformation anlegen. Man kann ihnen daher im ganzen genommen nur den zweiten Ring anweisen.

Die Halbbauern endlich, die Gärtner, die Armen, die alten Leute und die Witwen sind durchgängig in die äußersten Ringe zu verlegen, wo billige Räume, mehr Ruhe und Gärten zu finden sind.

Von den Fabriken und Manufakturen gehören manche, die für ständige Bedürfnisse arbeiten, ebenfalls in den zweiten Ring, die meisten aber werden mit Recht in die äußersten Ringe der Vorstädte hinausgeschoben, entweder, weil sie zu große Räume erfordern, oder zu gefährlich sein würden oder schädlich, um in der Stadt geduldet zu werden.

Was endlich die Vorratshäuser, Packhäuser, Magazine und Warenhäuser betrifft, so scheinen die Handelsstädte, bei denen sie fast allein von Wichtigkeit sind, ein zweifaches Verfahren beobachtet zu haben. Sie haben entweder die Packhäuser mit den Wohnungen vereinigt, zuweilen aber auf besonderen Plätzen am Markte oder Wasser zusammengebaut. Das erste findet meistens in den hanseatischen und holländischen Handelsstädten statt, wo die Kaufleute eigentlich in ihren Packhäusern wohnen, indem nämlich die ganzen Räume der Häuser mit Waren angefüllt sind, und nur hier und da auf höchst unbequeme Weise ein Wohn- und Schlafzimmerchen angebracht wurde. Letzteres findet sich bei den englischen Docks, den orientalischen Bazars und den russischen Kaufhöfen.

Wenn wir eben so leicht Häuser über einander bauen könnten, als neben einander, wenn alsdann die Kommunikation auf einer in die Höhe gerichteten Straße, d. h. auf einer Leiter oder Treppe, eben so leicht wäre, als auf einer horizontalen, und wenn man endlich die Souterrains in beträchtlicher Tiefe eben so leicht mit Licht und frischer Luft versehen und zwischen ihnen und den oberen Stadtschichten einen eben so leichten Verkehr herstellen könnte, so würde jede Stadt ihre Kugelgestalt erfüllen und wie eine Baumkuppel nach allen Seiten ihre Straßenzweige ausschicken.

Da aber auf der einen Seite schon überhaupt das Übereinanderbauen der Häuser große Schwierigkeiten hat, dann aber doch wenigstens nur in lotrechter Richtung stattfinden kann, da auf der andern Seite das Unter-

einanderbauen der Häuſer vom Boden in die Tiefe abwärts, wenn auch nicht größere Schwierigkeiten, ſo doch größere Unannehmlichkeiten für den Menſchen als ein Luft- und Lichtweſen hat, ſo bleiben die Städte in dieſen Richtungen immer ſehr unentwickelt und ſtellen immer nur höchſt zuſammengedrückte Ellipſoiden vor.

Wir finden beſonders in einigen mittelalterlichen Städten Deutſchlands, Frankreichs und Englands außerordentlich hohe Häuſer. Es ſind oft 5 Stockwerke über einander geſetzt, und außerdem noch mehrere Bodenräume im Dache. Wir können indeſſen drei über einander geſetzte Häuſer als die gewöhnliche Höhe, welche die Städte erreichen, und noch dazu das Dach als viertes aufgetürmtes Gebäude betrachten, und auf dieſe Weiſe wenigſtens drei über die unterſte Häuſerſchicht ſich legende andere Häuſerſchichten annehmen: 1. Rez-de-chaussée (unterſte Schicht). 2. Die Schicht der bel étage. 3. Die Schicht des zweiten Stockwerks. 4. Die Schicht des dritten Stockwerkes.

In dem Rez-de-chaussée iſt man der handeltreibenden Waſſerfläche, den verkehrenden Straßenkanälen und dem Centrum der Stadt, das allemal unmittelbar auf der Erde zu ſuchen iſt, näher. Es iſt daher Nr. 1 offenbar die Region der Geſchäftsleute und der Geſchäfte, alſo der Comptoire, Bureaus, der Kaufläden, Butiken, Börſen, Audienzzimmer, Krämer und Entreezimmer.

Die vornehme Welt (oder auch die Geſchäftswelt, wenn ſie vornehm und vergnügt ſein will) liebt nicht, an Geſchäfte erinnert oder durch ungebetene Beſuche geſtört zu werden. Die Kaufleute und ſelbſt die Handwerker wollen doch einmal ihren Sonn- und Feiertag haben. Die vornehme Welt und überhaupt die des Vergnügens willen verſammelten Geſellſchaften meiden daher das an Störungen reiche und geſchäftige Rez de-chaussée und wählen Nr. 2, die bel étage, mit Recht ſo genannt, ſchon weil ſie ſich über den Schmutz und die Feuchtigkeit des Erdgeſchoſſes erhebt. Dieſe iſt die Gegend der Tanz-, Prunk- und Geſellſchaftsſäle, die Region des Reichtums und der Freude. Weiter nach oben, in den Kreiſen der dritten und vierten Stockwerke, nehmen dann die Bevölkerungselemente eben ſo mehr und mehr an Bedeutſamkeit ab, wie in den äußeren Ringen des Stadtorganismus. Die Wohnung der Nr. 4 im innerſten Ringe der Stadt wird daher ungefähr ſo viel koſten als Nr. 3 im zweiten Ringe, Nr. 2 im dritten Ringe, Nr. 1 im vierten Ringe. Die armen Handwerker, Künſtler und Schreiber, die im erſten Ringe unter dem Dache wohnen, können im dritten Ringe am Boden in der Nähe eines Gärtchens leben, und die am ſchlechteſten beſoldeten Beamten haben nur die Wahl, entweder vier Treppen hoch im Innern der Stadt zu ſteigen, oder vier Straßen lang vom dritten Ringe in den Mittelpunkt zu laufen.

Wie im Innern der Stadt ſich einiges anzieht, anderes abſtößt, ſo machen ſich auch in der Umgebung der Stadt von der Stadt ausgehende Einflüſſe geltend, welche teils anziehend, teils abſtoßend wirken.

mehr als früher wieder Freude an der Natur finden, wurden aus den innern Ringen der Stadt herausgelockt. Sie machten die kleinen, ärmlichen Maueranwohner verschwinden und umgaben die Städte mit einem herrlichen Kranze freundlicher Boulevards und prächtiger Gebäude.

Die reichen Bürger, sowohl die thätigen als die müßigen, bilden den eigentlichen Kern der Stadt; bei Handelsstädten also die großen Kaufleute und Kapitalisten, bei Manufakturstädten die Fabrikherren und bei Residenzstädten der Adel und die hohen Beamten. Die Mittelklasse, die Krämer, Schenkwirte, Handwerker u. s. w., sind nur ihre hilfreichen Hintersassen. Die meisten von diesen müssen freilich überall bei der Hand sein und sind daher überall zerstreut. Dennoch aber wird man nie in Masse ihnen den innern Ring anweisen. Die Schneider, Schuster, Tischler u. s. w. sind immer nur sekundäre Formationen, die sich an irgend eine Urformation anlegen. Man kann ihnen daher im ganzen genommen nur den zweiten Ring anweisen.

Die Halbbauern endlich, die Gärtner, die Armen, die alten Leute und die Witwen sind durchgängig in die äußersten Ringe zu verlegen, wo billige Räume, mehr Ruhe und Gärten zu finden sind.

Von den Fabriken und Manufakturen gehören manche, die für ständige Bedürfnisse arbeiten, ebenfalls in den zweiten Ring, die meisten aber werden mit Recht in die äußersten Ringe der Vorstädte hinausgeschoben, entweder, weil sie zu große Räume erfordern, oder zu gefährlich sein würden oder schädlich, um in der Stadt geduldet zu werden.

Was endlich die Vorratshäuser, Packhäuser, Magazine und Warenhäuser betrifft, so scheinen die Handelsstädte, bei denen sie fast allein von Wichtigkeit sind, ein zweifaches Verfahren beobachtet zu haben. Sie haben entweder die Packhäuser mit den Wohnungen vereinigt, zuweilen aber auf besonderen Plätzen am Markte oder Wasser zusammengebaut. Das erste findet meistens in den hanseatischen und holländischen Handelsstädten statt, wo die Kaufleute eigentlich in ihren Packhäusern wohnen, indem nämlich die ganzen Räume der Häuser mit Waren angefüllt sind, und nur hier und da auf höchst unbequeme Weise ein Wohn- und Schlafzimmerchen angebracht wurde. Letzteres findet sich bei den englischen Docks, den orientalischen Bazars und den russischen Kaufhöfen.

Wenn wir eben so leicht Häuser über einander bauen könnten, als neben einander, wenn alsdann die Kommunikation auf einer in die Höhe gerichteten Straße, d. h. auf einer Leiter oder Treppe, eben so leicht wäre, als auf einer horizontalen, und wenn man endlich die Souterrains in beträchtlicher Tiefe eben so leicht mit Licht und frischer Luft versehen und zwischen ihnen und den oberen Stadtschichten einen eben so leichten Verkehr herstellen könnte, so würde jede Stadt ihre Kugelgestalt erfüllen und wie eine Baumkuppel nach allen Seiten ihre Straßenzweige ausschicken.

Da aber auf der einen Seite schon überhaupt das Übereinanderbauen der Häuser große Schwierigkeiten hat, dann aber doch wenigstens nur in lotrechter Richtung stattfinden kann, da auf der andern Seite das Unter-

einanderbauen der Häuſer vom Boden in die Tiefe abwärts, wenn auch nicht größere Schwierigkeiten, ſo doch größere Unannehmlichkeiten für den Menſchen als ein Luft- und Lichtweſen hat, ſo bleiben die Städte in dieſen Richtungen immer ſehr unentwickelt und ſtellen immer nur höchſt zuſammengedrückte Ellipſoiden vor.

Wir finden beſonders in einigen mittelalterlichen Städten Deutſchlands, Frankreichs und Englands außerordentlich hohe Häuſer. Es ſind oft 5 Stockwerke über einander geſetzt, und außerdem noch mehrere Bodenräume im Dache. Wir können indeſſen drei über einander geſetzte Häuſer als die gewöhnliche Höhe, welche die Städte erreichen, und noch dazu das Dach als viertes aufgetürmtes Gebäude betrachten, und auf dieſe Weiſe wenigſtens drei über die unterſte Häuſerſchicht ſich legende andere Häuſerſchichten annehmen: 1. Rez-de-chaussée (unterſte Schicht). 2. Die Schicht der bel étage. 3. Die Schicht des zweiten Stockwerks. 4. Die Schicht des dritten Stockwerkes.

In dem Rez-de-chaussée iſt man der handeltreibenden Waſſerfläche, den verkehrenden Straßenkanälen und dem Centrum der Stadt, das allemal unmittelbar auf der Erde zu ſuchen iſt, näher. Es iſt daher Nr. 1 offenbar die Region der Geſchäftsleute und der Geſchäfte, alſo der Comptoire, Bureaus, der Kaufläden, Butiken, Börſen, Audienzzimmer, Krämer und Entreezimmer.

Die vornehme Welt (oder auch die Geſchäftswelt, wenn ſie vornehm und vergnügt ſein will) liebt nicht, an Geſchäfte erinnert oder durch ungebetene Beſuche geſtört zu werden. Die Kaufleute und ſelbſt die Handwerker wollen doch einmal ihren Sonn- und Feiertag haben. Die vornehme Welt und überhaupt die des Vergnügens willen verſammelten Geſellſchaften meiden daher das an Störungen reiche und geſchäftige Rez de-chaussée und wählen Nr. 2, die bel étage, mit Recht ſo genannt, ſchon weil ſie ſich über den Schmutz und die Feuchtigkeit des Erdgeſchoſſes erhebt. Dieſe iſt die Gegend der Tanz-, Prunk- und Geſellſchaftsſäle, die Region des Reichtums und der Freude. Weiter nach oben, in den Kreiſen der dritten und vierten Stockwerke, nehmen dann die Bevölkerungselemente eben ſo mehr und mehr an Bedeutſamkeit ab, wie in den äußeren Ringen des Stadtorganismus. Die Wohnung der Nr. 4 im innerſten Ringe der Stadt wird daher ungefähr ſo viel koſten als Nr. 3 im zweiten Ringe, Nr. 2 im dritten Ringe, Nr. 1 im vierten Ringe. Die armen Handwerker, Künſtler und Schreiber, die im erſten Ringe unter dem Dache wohnen, können im dritten Ringe am Boden in der Nähe eines Gärtchens leben, und die am ſchlechteſten beſoldeten Beamten haben nur die Wahl, entweder vier Treppen hoch im Innern der Stadt zu ſteigen, oder vier Straßen lang vom dritten Ringe in den Mittelpunkt zu laufen.

Wie im Innern der Stadt ſich einiges anzieht, anderes abſtößt, ſo machen ſich auch in der Umgebung der Stadt von der Stadt ausgehende Einflüſſe geltend, welche teils anziehend, teils abſtoßend wirken.

Die Anziehung, welche eine Stadt ausübt, erklärt sich aus den ungeheueren Vorteilen *vereinter Kraft* und *geteilter Arbeit*.

So lange jede Familie noch in ihrer Hütte einzeln wohnt, muß sie sich selbst genügen. Jeder muß dann alles sein und alles können. Die Gewerbe, Handwerke, Künste und alle Geschäfte des Lebens werden daher bei zerstreuter Bevölkerung nur in ihrer Kindheit, und viele ganz unentwickelt bleiben.

Mehrere Familien, die auf den Einfall kommen, ihre Häuser neben einander zu bauen, haben dadurch sogleich vieles vor den vereinzelten voraus. Sie können mit Rat und That sich einander beistehen. Sie sind stärker gegen ihre Feinde. Sie machen nun gleichsam ein einziges verdoppeltes Haus, und da sie mehrere Acteurs haben, so können sie in ihrem Haushalte auch mehrere Rollen verteilen. Diese Vorteile locken andere zum Anschluß an sie, und es wird sich allmählich eine Gemeinde ausbilden, in welcher dieses Geschäft dem einen, ein anderes dem andern übertragen werden kann.

Was man bei vereinzelten Wohnungen auf weiten Strecken suchen muß, findet man in der Stadt auf kleinem Raum vereinigt. Die größere Wohlfeilheit der Arbeit, die durch Konkurrenz gesteigerte Güte und Eleganz und die schnellere und bequemere Besorgung geben dem Stadthandwerker mehr zu thun. Das Zusammenströmen der Waren macht sie billiger. Die Häufigkeit der Nachfrage macht eine großartige, fabrikmäßige Betreibung der Handwerke und dadurch selbst billigere Preise möglich. Die Geschäfte des Groß- und Kleinhändlers sondern sich und werden auf diese Weise besser betrieben. Die vermehrten Verkäufer und Fabrikanten locken mehr Einkäufer und Konsumenten herbei: die neu eingeführten Bürger zwingen neue Handwerker und Krämer zur Ansiedelung.

Auf diese Weise zieht jede Ansiedelung vieles von außen in sich herein; vieles aber *lockt sie nur aus der Ferne in die Nähe heran*.

Eine Stadt ist in dieser Hinsicht ganz so zu betrachten, wie ein Mensch. Dieser hat eine Menge von *Hilfsmenschen* nötig, um seinen Leib zu kleiden, zu nähren, unter Dach und Fach zu bringen. Eben so hat eine Stadt viele *Hilfsorte* nötig, um alle ihre ungeheueren Bedürfnisse zu befriedigen. Hierher gehören vor allem die *Ackerbau* und *Viehzucht treibenden Dörfer* in der Nähe der Städte, dann die *Hafen-* und die *Lotsenorte*, die *Überfahrtsplätze* an Flüssen der Hauptstadt gegenüber, gewisse *Speditonshandelsorte* u. s. w.

Aus verschiedenen Ursachen legen sich die großen Seehandelsstädte nicht immer unmittelbar ans Meer, sondern oft mehr oder weniger tief ins Land, so namentlich die Städte an Flußmündungen mit Ebbe und Flut, so ebenfalls oft die Städte an einem halbgeschlossenen Meerbusen, wenn sie in der innern Bucht oder an der Spitze desselben liegen. Aus dieser Entfernung vom Meer entstehen nun mancherlei Übelstände. Die großen Schiffe können wegen zu seichten Wassers oder wegen eintretender widriger Winde nicht so-

gleich bis zu ihrem eigentlichen Bestimmungsorte hinaufgelangen, oder sie können nur so weit in das Innere des Landes sich hineinwagen, wenn sie von den des Fahrwassers Kundigen geleitet werden.

Unmittelbar also an der Mündung des Flusses, des Haffs oder des geöffneten Binnenwassers werden mancherlei Bedürfnisse fühlbar, die hart am Meere einen Ort wünschenswert machen und einen Hafen entstehen lassen zum vorläufigen Einlaufen und auch zum teilweisen Löschen der Schiffe, einen Lotsenort, der den Schiffen des Fahrwassers kundige Männer entgegenschickt. Dieser Ort entwickelt sich daher aus den nötigen Hafen-, Pack- und Wirtshäusern und sammelt innerhalb seines Weichbildes Lotsen, Aufseher über das Fahrwasser und seine Regulierung, Leute, welche die Baken, Wachtschiffe, Leuchttürme u. s. w. besorgen und inspizieren, Mautbeamte und noch manche andere Handelsgehilfen.*)

Wie ausgezeichnete Handelscommis wohl mit dem Geschäfte, das sie für ihren Prinzipal betreiben, auch noch ein kleines Geschäft für eigenes Konto verbinden, so treiben dann solche „Nebenorte" oft auch Handel und Verkehr auf eigene Rechnung und entwickeln sich so zu selbständigen Handelsplätzen. Ja sehr oft geschieht es sogar, daß der Diener dem Herrn über den Kopf wächst. Dies haben die größeren Handelsstädte von den für sie arbeitenden kleinen Hilfsorten zu befürchten, und auch erlitten.**)

Den Schiffern sind in der Regel diese sekundären Hafenorte weit besser bekannt, als die eigentlichen Hauptorte, denen sie angehören. Namentlich sind z. B. La Guayra, Cette, Yarmouth weit berühmter auf den Meeren, als ihre Prinzipale Carracas, Montpellier, Norwich.

Wenn die großen Handelsstädte unmittelbar am Meere liegen, so versehen sie natürlich neben ihrem Hauptgeschäft auch selbst jene vorläufigen Nebengeschäfte. So erscheint z. B. bei Venedig, Genua, Marseille und den meisten Mittelmeerhäfen kein solcher Trabant.

Fast jede Flußstadt, die nur auf der einen Seite des Stromes liegt, hat einen Überfahrtsort sich als Gehilfen gegenüber auf der andern Seite des Stroms placiert, zuweilen nur einige Häuser, zuweilen ein Dorf

*) Hilfs- und Nebenstädte von diesem Charakter sind z. B. folgende: Kuxhaven und Blankenese für Hamburg, Ostia für Rom, Kronstadt für Petersburg, Travemünde für Lübeck, Ostende für Brügge, Tong für Nanking, Cette für Montpellier, La Guayra für Carracas, der Piräus für Athen, Weichselmünde für Danzig, Dünamünde für Riga, Friedrichsort für Kiel, Schleimünde für Schleswig, Greenrock für Glasgow, Perth für Dundee, Kittnosh für Limmerick. London hat sehr viele solcher Handelsgehilfen, Häfen, Lotsenorte u. s. w. an der Themse zerstreut, so Greenwich, Woolwich, Gravesand, Sheerneß u. s. w. Für Stettin sind, wenigstens zum großen Teil, thätig: Peenemünde, Wolgast, Swinemünde an der Swine, Kamin, Wollin an der Dievenow.

**) Bremen befürchtete in alten Zeiten von der kleinen an der Geeste (einem Nebenflusse der Weser) angelegten Karlsstadt so viel, daß es diese Stadt aus Neid über die selbständige Blüte, die es zu entwickeln im Begriff stand, zerstörte. Jetzt ist auf derselben Stelle von Bremen selbst ein neuer Hafenort, Bremerhaven, angelegt. Havre de Grace ist von einem Hilfsorte Rouens zu ähnlicher Blüte gelangt. Ein ähnlicher Fall ist mit Ostende und Brügge.

oder ein eigenes Städtchen; in andern Fällen eine Vorstadt, die endlich wohl als Neustadt gänzlich mit der Hauptstadt verschmilzt.*)

Eben so, wie das Bedürfnis des Verkehrs und der Zufuhr, begründet auch das Bedürfnis der Verteidigung und Befestigung Hilfsorte in der Nähe von großen Städten.

Es ist nicht immer passend, um so weniger, je größer die Stadt ist, diese selbst mit dem Panzer der verteidigenden Wälle, Gräben und Mauern zu umgeben. Dieses enge Kleid, obgleich trefflich und brauchbar im Kriege, geniert doch im Frieden die freie Bewegung der Stadt vielfach. Sie beauftragt daher häufig einen besonderen kleinen Ort in ihrer Nachbarschaft mit der Veranstaltung der zur Verteidigung nötigen Vorrichtungen, und es entstehen so die Citadellen, Brückenköpfe und Hilfsfestungen, in die sich die Bürger zur Zeit der Bedrängnis flüchten können, die freilich auch ihre Plage werden, wenn sich der Feind ihrer bemächtigt.

Die am häufigsten vorkommenden Fälle dieser Art sind befestigte Orte an Hafen-, Fluß-, Meerbusen- und Meerengenmündungen, bei Übergängen über Flüsse u. s. w. So verteidigen die Dardanellen, hilfreich dienend der Stadt Constantinopel, die Thore ihrer Häfen. So schützt Dünamünde als Dienerin Rigas die Mündung der Düna. So hat Petersburg als Wächter seines Hafens Kronstadt mit dem Nötigen versehen. So zeigt sich Praga bei Warschau, Castel bei Mainz, Deuz bei Köln.

Die Neigungen, Moden, Launen, Gewohnheiten u. s. w., von denen Städte eben so gut beherrscht werden, wie jedes Einzelwesen, werden teils durch die Lage und Umgebung der Stadt hervorgerufen, teils aber locken sie auch umgekehrt allerlei Talente und Produkte in ihrer Umgebung zum Leben. Nach dem Sprichwort panem et circenses kann man alle hierher gehörigen Bedürfnisse der Städte in solche nach Brot und in die nach Vergnügen, und eben so alle Orte in die Brot gebenden und Vergnügen gewährenden einteilen.

Nahe und fern sind um jede Stadt herum viele kleinere und größere Ortschaften mit der Erzeugung und Herbeischaffung des Holzes, des Mehles, des Fleisches, der Butter u. s. w. beschäftigt.

Man sehe nur die Verzehrungstabellen einiger Städte nach, um sich in überzeugen, welche ungeheueren Bedürfnisse sie haben. So verzehrt London jährlich über 500,000 Stück Rindvieh, und Paris etwa die Hälfte dieser Quantität. Wie viele wirtschafttreibende Orte gehören dazu, diese Fleischmenge zu liefern, und wie viele müssen deren nicht in der Nähe der großen Städte gestiftet werden. Wie viele kleine Fischerorte muß nicht London an der Meeresküste ernähren, um sein Bedürfnis zu so vielen

*) Als Hilfsorte dieser Klasse kann man beispielsweise nennen: Kehl bei Straßburg, Bettingen bei Basel, Sachsenhausen bei Frankfurt, Castel bei Mainz, Harburg bei Hamburg u. s. w. Als Vorstadt stellt sich die gegenseitige Ansiedelung dar bei Constantinopel, Galata, Pera auf der einen Seite des goldenen Horns; Klein-Riga bei Riga auf dem linken Ufer der Düna.

Millionen Dutzend Austern zu befriedigen, als Paris Stücke ißt, und um sich so viel Schiffsladungen Fische zu verschaffen, als Paris Wagenlasten haben soll.

Alles, was sich auf einem kleinen Raume gut ausführen läßt, das besorgt sich in der Regel die Stadt selbst am besten. Was dagegen größere Räume und besondere Umstände, welche die Stadt nicht darbietet, nötig hat, läßt sich durch andere benachbarte Orte liefern. Und selbst bei jenem, das sie wohl an und für sich liefern könnte, hängt manches vom Zufall ab, das sich selbst in großen Städten nicht immer erzwingen läßt. Wie jede Lage ihre Eigentümlichkeiten, wie jeder Mensch sein hervorstechendes Talent oder besondere Konsequenzen hat, so hat auch jedes Städtchen sein Lieblingsgewebe, worin es excelliert, weshalb sich in der Nachbarschaft größerer Städte viele mannigfach thätige und industriöse Orte anhäufen.

Die eigentlichen Circenses (Menschen zur Unterhaltung) liefern die Städte selbst am besten. Die Schauspiele, die Bälle, die Prozessionen u. s. w. können sich wegen des Überflusses an Talenten und Personen in den Städten am besten darbieten. Doch giebt es noch viele Vergnügungen anderer Art, die wegen der Kostbarkeit des Raumes und aus andern Gründen in den Städten nicht gut ausführbar sind. Kegel- und Ballspiele, Kavalkaden, Schiffahrten, Spaziergänge und sonstige Naturgenüsse kann man sich in den übervölkerten, be- und überbauten Stadträumen schwer verschaffen.

Weil man in den Städten der freien Natur entbehrt, so entwickelt sich gerade hier eine ganz besondere Sehnsucht und Sehnsüchtelei nach der schönen Natur, den grünen Feldern und der unbestäubten Sonne des Landes. Die Städte sind die wahren Beförderer der Freude am Landleben und die Mütter der Sentimentalität für die Natur, die auf dem Lande selbst unbekannt ist.

Die Städte umgeben sich daher mit einer Menge ländlicher Vergnügungsorte von verschiedenem Charakter, die ihnen das gewähren, was das Straßenpflaster, die Stadtluft und die hohen Mauern versagen.

Der Landmann hat die Natur in Fülle und kann sie in jedem Augenblick haben, ja muß sie sogar oft wider Willen nehmen. Der arme Städter dagegen, an seinen Arbeitstisch, seinen Kaufladen u. s. w. geschmiedet und zwischen seinen Mauern eingekeilt, muß viel raffinieren und künsteln, wie er sich ein Stückchen Natur verschaffe, das ihm zur Hand sei. Aus diesem Streben des Städters entsteht die Blumisterei und Gartenkunst. Beide sind zwei zierliche Töchter des Stadtlebens. Die zauberischen Gärten von Schiras und Damaskus liegen eben bei großen Städten. In dem ganzen großen Rußland hat noch keine Quadratmeile so bewundernswürdige Gartenanlagen aufzuweisen als Petersburg. Auf dem Lande wäre man nie, wie in Babylon, auf die raffinierte Idee gekommen, aus Raumersparnis den Garten selbst auf das Dach des Gartenhauses und der Gärtnerwohnung zu versetzen.

# Zweiter Abschnitt.

1. Physiognomie des heutigen Rom. — 2. Die römische Campagna. — 3. Der römische Karneval. — 4. Die Karwoche in Rom.

## 1. Physiognomie des heutigen Rom.*)

Das heutige Rom streckt sich in Gestalt eines Fächers, dessen Griff die Piazza del Popolo mit der vorstadtartigen Verlängerung nach Ponte Molle [illegible] bis in die Hälfte des von den Umfangsmauern eingeschlossenen Raumes hinein. Drei Hauptstraßen, die Via del Babuino, die Ripetta [illegible] zwischen beiden der Corso, bilden gleichsam die Gitterstäbe dieses Fächers, deren Endpunkt von Porto del Popolo aus die Kirche S. Maria [illegible], das Kapitol und das Judenghetto angesehen werden können. Von diesen drei Punkten abwärts in südlicher Richtung beginnt die Trümmerstadt des alte Rom, dessen Überbleibsel, sämtlich der Kaiserzeit angehörig, aus den unabsehbaren Gemüsefeldern, Gärten und Weinpflanzungen hervorragen, welche jetzt wohl über zwei Dritteile des von den heutigen Umfangsmauern eingeschlossenen Areals bedecken.

In diesem Neu-Rom geht keine Straße in der Richtung irgend einer des alten Rom. Keine Phantasie reicht hin, sich die Vorstellung eines Platzes, wie etwa das alte Marsfeld war, aus dem wüsten Häusergewirr, welches jetzt seine Stelle einnimmt, zu erneuern. Es hat geradezu etwas Gespensterhaftes, wenn z. B. in der Nähe des schmutzig-engen Judenviertels oder unter den jämmerlichen Häusern am ehemaligen Forum des Nerva plötzlich die Reste eines alten Portikus oder ein halbversunkenes Säulenpaar vor uns aufsteigen.

Keine Stadt hat solche Erschütterungen, Verwüstungen, Umwandlungen erfahren, wie Rom. Die tiefste und durchgreifendste in unseren Tagen: Rom hat aufgehört, die weltliche Hauptstadt des päpstlichen Kirchenstaates zu sein, und ist zur Hauptstadt des Königreichs Italien, zur Residenzstadt des Königs geworden! Nachdem die schwache Militärmacht des Papstes Pio nono von

*) Nach Ad. Stahr, Ein Jahr in Italien (Oldenburg). Roma Capitale von Dr. Rud. Kleinpaul (Ausl. 1875, 14).

den piemonteſiſchen Scharfſchützen geſprengt war, zog Victor Emanuel am 20. Sept. 1870 zur Porta Pia ein — die Sehnſucht ſo vieler Generationen, die dahin gegangen, ohne dieſen Tag zu erleben, war erfüllt: das einige Italien mit der Hauptſtadt Rom war erſtanden.

Aus ſeiner vorläufigen Reſidenz Florenz kam am 27. Novbr. 1871 Victor Emanuel abermals nach Rom, um das Parlament in der neuen Hauptſtadt zu eröffnen und die glücklich errungene Einheit Italiens zu beſiegeln. Da läutete die große Glocke des Kapitols, auf den Straßen wehten die Fahnen mit dem ſilbernen Kreuz im roten Felde; alle Korporationen eilten nach dem Bahnhof, den König zu empfangen, und ein tauſendfacher Jubelruf erſcholl bei ſeinem Einzug. Er fuhr nach dem Quirinal, ſeiner neuen Reſidenz in alten, durch Jahrhunderte geweihten Mauern. Auf dem Platze, wo die roſſebändigenden Dioskuren wie Söhne einer heroiſcheren Zeit zum Himmel ragen, ſammelte ſich das Volk, ungeduldig, den König auf dem Balkon nochmals zu begrüßen. Von dieſem Balkon aus verkündigte der Kardinal-Diakon den neugewählten Papſt; von ihm aus ſpendete dieſer ſelbſt der Stadt und dem Erdkreis ſeinen erſten Segen. Wird der König erſcheinen und als ein nicht minder gnadenreicher Fürſt den altehrwürdigen Balkon betreten? Ja, er kommt. Ein purpurner Teppich wird ausgebreitet wie zuvor und der re galantuomo ſchwenkt den Hut unter dem Freudenruf der Patrioten: Viva Emmanuele re d'Italia! Den Namen Verdi, der die Anfangsbuchſtaben jenes Rufes enthält, ſchreibt man, neckend, jetzt an die Thüren der päpſtlich geſinnten Großen in Rom.

Eine neue Zeit iſt hereingebrochen: Rom iſt eine Reſidenzſtadt geworden, wie es Turin, Neapel, Florenz waren. Die Abgeordneten des Volks, ein neues Militär, der Hofhalt des weltlichen Fürſten, die Menge von Beamten — alles das bringt einen neuen Zug in das alte und doch immer neue Stadtbild. Die ewige Roma hat nicht aufgehört, die Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit, die Reſidenz des heiligen Vaters zu ſein; ihm iſt der Vatikan zu unbeſchränkter Verfügung geblieben mit ſeinen Paläſten und Gärten, faſt ſo groß wie die ganze piemonteſiſche Hauptſtadt Turin. Rom hat nicht aufgehört, die Ruine der Hauptſtadt eines untergegangenen Weltreichs, der Wallfahrtsort der Gläubigen und — weltlicher Reiſeluſt zu ſein.

Neben dem Charakter einer uralten Reſidenz des geiſtlichen Oberhirten der Chriſtenheit mit ſeinen zahlloſen Kirchen — deren mehr als 300 vorhanden — und den Hofburgen und Schlöſſern ſeiner geiſtlichen und weltlichen Fürſten bietet es in ſeinen faſhionablen Stadtteilen und ihren glänzenden Bazars den Eindruck eines modernen Badeorts im größten Stil. Und wiederum genügen wenige Schritte, um ſich aus demſelben hinaus in eine Stadt des bunteſten, wenn auch nicht blühenden gewerblichen Treibens, und aus dieſer wieder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zuſtände zu verſetzen. Und über dieſes bunte Gemiſch ragen die Trümmer der Ruinenwelt des alten Rom in ernſter Einſamkeit zum Himmel empor, wie rieſige Schattenbilder einer Jahrtauſende alten Vergangenheit.

oder ein eigenes Städtchen; in andern Fällen eine Vorstadt, die endlich wohl als Neustadt gänzlich mit der Hauptstadt verschmilzt.*)

Eben so, wie das Bedürfnis des Verkehrs und der Zufuhr, begründet auch das Bedürfnis der Verteidigung und Befestigung Hilfsorte in der Nähe von großen Städten.

Es ist nicht immer passend, um so weniger, je größer die Stadt ist, diese selbst mit dem Panzer der verteidigenden Wälle, Gräben und Mauern zu umgeben. Dieses enge Kleid, obgleich trefflich und brauchbar im Kriege, geniert doch im Frieden die freie Bewegung der Stadt vielfach. Sie beauftragt daher häufig einen besonderen kleinen Ort in ihrer Nachbarschaft mit der Veranstaltung der zur Verteidigung nötigen Vorrichtungen, und es entstehen so die Citadellen, Brückenköpfe und Hilfsfestungen, in die sich die Bürger zur Zeit der Bedrängnis flüchten können, die freilich auch ihre Plage werden, wenn sich der Feind ihrer bemächtigt.

Die am häufigsten vorkommenden Fälle dieser Art sind befestigte Orte an Hafen-, Fluß-, Meerbusen- und Meerengenmündungen, bei Übergängen über Flüsse u. s. w. So verteidigen die Dardanellen, hilfreich dienend der Stadt Constantinopel, die Thore ihrer Häfen. So schützt Dünamünde als Dienerin Rigas die Mündung der Düna. So hat Petersburg als Wächter seines Hafens Kronstadt mit dem Nötigen versehen. So zeigt sich Praga bei Warschau, Castel bei Mainz, Deuz bei Köln.

Die Neigungen, Moden, Launen, Gewohnheiten u. s. w., von denen Städte eben so gut beherrscht werden, wie jedes Einzelwesen, werden teils durch die Lage und Umgebung der Stadt hervorgerufen, teils aber locken sie auch umgekehrt allerlei Talente und Produkte in ihrer Umgebung zum Leben. Nach dem Sprichwort panem et circenses kann man alle hierher gehörigen Bedürfnisse der Städte in solche nach Brot und in die nach Vergnügen, und eben so alle Orte in die Brot gebenden und Vergnügen gewährenden einteilen.

Nahe und fern sind um jede Stadt herum viele kleinere und größere Ortschaften mit der Erzeugung und Herbeischaffung des Holzes, des Mehles, des Fleisches, der Butter u. s. w. beschäftigt.

Man sehe nur die Verzehrungstabellen einiger Städte nach, um sich in überzeugen, welche ungeheueren Bedürfnisse sie haben. So verzehrt London jährlich über 500,000 Stück Rindvieh, und Paris etwa die Hälfte dieser Quantität. Wie viele wirtschafttreibende Orte gehören dazu, diese Fleischmenge zu liefern, und wie viele müssen deren nicht in der Nähe der großen Städte gestiftet werden. Wie viele kleine Fischerorte muß nicht London an der Meeresküste ernähren, um sein Bedürfnis zu so vielen

*) Als Hilfsorte dieser Klasse kann man beispielsweise nennen: Kehl bei Straßburg, Bettingen bei Basel, Sachsenhausen bei Frankfurt, Castel bei Mainz, Harburg bei Hamburg u. s. w. Als Vorstadt stellt sich die gegenseitige Ansiedelung dar bei Constantinopel, Galata, Pera auf der einen Seite des goldenen Horns; Klein-Riga bei Riga auf dem linken Ufer der Düna.

Millionen Dutzend Austern zu befriedigen, als Paris Stücke ißt, und um sich so viel Schiffsladungen Fische zu verschaffen, als Paris Wagenlasten haben soll.

Alles, was sich auf einem kleinen Raume gut ausführen läßt, das besorgt sich in der Regel die Stadt selbst am besten. Was dagegen größere Räume und besondere Umstände, welche die Stadt nicht darbietet, nötig hat, läßt sich durch andere benachbarte Orte liefern. Und selbst bei jenem, das sie wohl an und für sich liefern könnte, hängt manches vom Zufall ab, das sich selbst in großen Städten nicht immer erzwingen läßt. Wie jede Lage ihre Eigentümlichkeiten, wie jeder Mensch sein hervorstechendes Talent oder besondere Konsequenzen hat, so hat auch jedes Städtchen sein Lieblingsgewebe, worin es excelliert, weshalb sich in der Nachbarschaft größerer Städte viele mannigfach thätige und industriöse Orte anhäufen.

Die eigentlichen Circenses (Menschen zur Unterhaltung) liefern die Städte selbst am besten. Die Schauspiele, die Bälle, die Prozessionen u. s. w. können sich wegen des Überflusses an Talenten und Personen in den Städten am besten darbieten. Doch giebt es noch viele Vergnügungen anderer Art, die wegen der Kostbarkeit des Raumes und aus andern Gründen in den Städten nicht gut ausführbar sind. Kegel- und Ballspiele, Kavalkaden, Schiffahrten, Spaziergänge und sonstige Naturgenüsse kann man sich in den übervölkerten, be- und überbauten Stadträumen schwer verschaffen.

Weil man in den Städten der freien Natur entbehrt, so entwickelt sich gerade hier eine ganz besondere Sehnsucht und Sehnsüchtelei nach der schönen Natur, den grünen Feldern und der unbestäubten Sonne des Landes. Die Städte sind die wahren Beförderer der Freude am Landleben und die Mütter der Sentimentalität für die Natur, die auf dem Lande selbst unbekannt ist.

Die Städte umgeben sich daher mit einer Menge ländlicher Vergnügungsorte von verschiedenem Charakter, die ihnen das gewähren, was das Straßenpflaster, die Stadtluft und die hohen Mauern versagen.

Der Landmann hat die Natur in Fülle und kann sie in jedem Augenblick haben, ja muß sie sogar oft wider Willen nehmen. Der arme Städter dagegen, an seinen Arbeitstisch, seinen Kaufladen u. s. w. geschmiedet und zwischen seinen Mauern eingekeilt, muß viel raffinieren und künsteln, wie er sich ein Stückchen Natur verschaffe, das ihm zur Hand sei. Aus diesem Streben des Städters entsteht die Blumisterei und Gartenkunst. Beide sind zwei zierliche Töchter des Stadtlebens. Die zauberischen Gärten von Schiras und Damaskus liegen eben bei großen Städten. In dem ganzen großen Rußland hat noch keine Quadratmeile so bewundernswürdige Gartenanlagen aufzuweisen als Petersburg. Auf dem Lande wäre man nie, wie in Babylon, auf die raffinierte Idee gekommen, aus Raumersparnis den Garten selbst auf das Dach des Gartenhauses und der Gärtnerwohnung zu versetzen.

# Achter Abschnitt.

1. Physiognomie des heutigen Rom. — 2. Die römische Campagna. — 3. Der römische Karneval. — 4. Die Karwoche in Rom.

## 1. Physiognomie des heutigen Rom.*)

Das heutige Rom streckt sich in Gestalt eines Fächers, dessen Griff die Porta del Popolo mit der vorstadtartigen Verlängerung nach Ponte Molle hin bildet, etwa bis in die Hälfte des von den Umfangsmauern eingeschlossenen Raumes hinein. Drei Hauptstraßen, die Via del Babuino, die Ripetta und zwischen beiden der Corso, bilden gleichsam die Gitterstäbe dieses Fächers, als deren Endpunkt von Porto del Popolo aus die Kirche S. Maria Maggiore, das Kapitol und das Judenghetto angesehen werden können. Von diesen drei Punkten abwärts in südlicher Richtung beginnt die Trümmerstadt, das alte Rom, dessen Überbleibsel, sämtlich der Kaiserzeit angehörig, aus den unabsehbaren Gemüsefeldern, Gärten und Weinpflanzungen hervorragen, welche jetzt wohl über zwei Dritteile des von den heutigen Umfangsmauern eingeschlossenen Areals bedecken.

In diesem Neu-Rom geht keine Straße in der Richtung irgend einer des alten Rom. Keine Phantasie reicht hin, sich die Vorstellung eines Platzes, wie etwa das alte Marsfeld war, aus dem wüsten Häusergewirr, welches jetzt seine Stelle einnimmt, zu erneuern. Es hat geradezu etwas Gespensterhaftes, wenn z. B. in der Nähe des schmutzig-engen Judenviertels oder unter den jämmerlichen Häusern am ehemaligen Forum des Nerva plötzlich die Reste eines alten Portikus oder ein halbversunkenes Säulenpaar vor uns aufsteigen.

Keine Stadt hat solche Erschütterungen, Verwüstungen, Umwandlungen erfahren, wie Rom. Die tiefste und durchgreifendste in unseren Tagen: Rom hat aufgehört, die weltliche Hauptstadt des päpstlichen Kirchenstaates zu sein, und ist zur Hauptstadt des Königreichs Italien, zur Residenzstadt des Königs geworden! Nachdem die schwache Militärmacht des Papstes Pio nono von

*) Nach Ad. Stahr, Ein Jahr in Italien (Oldenburg). Roma Capitale von Dr. Rud. Kleinpaul (Ausl. 1875, 14).

den piemonteſiſchen Scharfſchützen geſprengt war, zog Victor Emanuel am 20. Sept. 1870 zur Porta Pia ein — die Sehnſucht ſo vieler Generationen, die dahin gegangen, ohne dieſen Tag zu erleben, war erfüllt: das einige Italien mit der Hauptſtadt Rom war erſtanden.

Aus ſeiner vorläufigen Reſidenz Florenz kam am 27. Novbr. 1871 Victor Emanuel abermals nach Rom, um das Parlament in der neuen Hauptſtadt zu eröffnen und die glücklich errungene Einheit Italiens zu beſiegeln. Da läutete die große Glocke des Kapitols, auf den Straßen wehten die Fahnen mit dem ſilbernen Kreuz im roten Felde; alle Korporationen eilten nach dem Bahnhof, den König zu empfangen, und ein tauſendfacher Jubelruf erſcholl bei ſeinem Einzug. Er fuhr nach dem Quirinal, ſeiner neuen Reſidenz in alten, durch Jahrhunderte geweihten Mauern. Auf dem Platze, wo die roſſebändigenden Dioskuren wie Söhne einer heroiſcheren Zeit zum Himmel ragen, ſammelte ſich das Volk, ungeduldig, den König auf dem Balkon nochmals zu begrüßen. Von dieſem Balkon aus verkündigte der Kardinal-Diakon den neugewählten Papſt; von ihm aus ſpendete dieſer ſelbſt der Stadt und dem Erdkreis ſeinen erſten Segen. Wird der König erſcheinen und als ein nicht minder gnadenreicher Fürſt den altehrwürdigen Balkon betreten? Ja, er kommt. Ein purpurner Teppich wird ausgebreitet wie zuvor und der re galantuomo ſchwenkt den Hut unter dem Freudenruf der Patrioten: Viva Emmanuele re d'Italia! Den Namen Verdi, der die Anfangsbuchſtaben jenes Rufes enthält, ſchreibt man, neckend, jetzt an die Thüren der päpſtlich geſinnten Großen in Rom.

Eine neue Zeit iſt hereingebrochen: Rom iſt eine Reſidenzſtadt geworden, wie es Turin, Neapel, Florenz waren. Die Abgeordneten des Volks, ein neues Militär, der Hofhalt des weltlichen Fürſten, die Menge von Beamten — alles das bringt einen neuen Zug in das alte und doch immer neue Stadtbild. Die ewige Roma hat nicht aufgehört, die Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit, die Reſidenz des heiligen Vaters zu ſein; ihm iſt der Vatikan zu unbeſchränkter Verfügung geblieben mit ſeinen Paläſten und Gärten, faſt ſo groß wie die ganze piemonteſiſche Hauptſtadt Turin. Rom hat nicht aufgehört, die Ruine der Hauptſtadt eines untergegangenen Weltreichs, der Wallfahrtsort der Gläubigen und — weltlicher Reiſeluſt zu ſein.

Neben dem Charakter einer uralten Reſidenz des geiſtlichen Oberhirten der Chriſtenheit mit ſeinen zahlloſen Kirchen — deren mehr als 300 vorhanden — und den Hofburgen und Schlöſſern ſeiner geiſtlichen und weltlichen Fürſten bietet es in ſeinen faſhionablen Stadtteilen und ihren glänzenden Bazars den Eindruck eines modernen Badeorts im größten Stil. Und wiederum genügen wenige Schritte, um ſich aus demſelben hinaus in eine Stadt des bunteſten, wenn auch nicht blühenden gewerblichen Treibens, und aus dieſer wieder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zuſtände zu verſetzen. Und über dieſes bunte Gemiſch ragen die Trümmer der Ruinenwelt des alten Rom in ernſter Einſamkeit zum Himmel empor, wie rieſige Schattenbilder einer Jahrtauſende alten Vergangenheit.

Dieſe Mannigfaltigkeit der Elemente iſt es vorzüglich, welche hier jeden Fremden etwas für ſich finden läßt und jeder Ermüdung durch gleiche Eindrücke vorbeugt. „Rom iſt immer neu“, ſagen die Fremden, auch wenn ſie Jahre lang hier heimiſch ſind. Dazu kommt, daß das Auf und Ab der zahlreichen Hügel, deren das heutige Rom über ein Dutzend zählt, von denen die Hälfte durch Ruinen entſtanden, überall maleriſche Anſichten und Gruppierungen bildet. Rom iſt auch darin unvergleichlich, daß es von jedem bedeutenden Höhenpunkt, vom Monte Mario oder dem Kapitole, vom Aventin oder Monte Pincio, von San Onofrio oder von Villa Ludoviſi aus geſehen ein immer neues Panorama bildet, welches an maleriſcher Schönheit, Pracht und Großartigkeit für den Beſchauer immer die früheren zu übertreffen ſcheint.

Wie die äußere architektoniſche Phyſiognomie Roms den Anblick bunteſter Mannigfaltigkeit gewährt, ſo iſt auch die heutige Bevölkerung der Stadt aus den verſchiedenſten Beſtandteilen zuſammengeſetzt. Altrömiſches Blut iſt ſchwerlich mehr vorhanden, ſelbſt nicht unter den vornehmen Familien, die zum Teil nicht einmal italieniſchen Urſprungs ſind. Eher vielleicht noch in dem Kerne des niederen Volks, den Montigiani und Trasteverini. Von dem wenig zahlreichen Mittelſtande der Negocianti di Campagna, Kaufleuten und Angeſtellten iſt es Thatſache, daß eine Familie, die vier in Rom geborene Generationen aufzuweiſen hat, eine Seltenheit iſt. Die Mehrzahl der Einwohner ſind Einwanderer aus allen Teilen Italiens, vornehmlich aus dem Neapolitaniſchen, Genua, der Lombardei, Piemont und den Provinzen des Kirchenſtaates, aber auch Franzoſen, Deutſche und Engländer finden ſich genug. Wollte man genauer nachforſchen, ſo würde man alle europäiſchen Nationen hier vertreten finden, ungerechnet die Fremden, welche als ſolche ſich in Rom aufhalten. Und doch, ſo wunderbar iſt die Naturmacht, welche Klima und Boden, Lebensweiſe, Erziehung und Anſchauungen der Umgebung ausüben, daß ſich trotz aller Buntheit der Bevölkerung doch über dieſelbe ein ſpezifiſch Gemeinſames, charakteriſtiſch Eigentümliches breitet, welches ihr einen unverkennbaren Stempel aufprägt, ſelbſt dem längere Zeit hier lebenden Fremden ſich mitteilt und den Bewohner Roms von dem aller andern Städte Italiens in äußerer Erſcheinung, Phyſiognomie, Behaben und Lebensführung weſentlich unterſcheidet. Rom iſt auch hierin wie in allem einzig in der Welt.

Schon die Umgebung Roms, die weite, menſchenverlaſſene Campagna mit den Rieſenbogen ihrer Aquädukte, ihren Gräbertrümmern, aus denen die Aſche der Toten längſt verſtäubt iſt, ihren mittelalterlichen Türmen, ihren halbwilden Herden und Hirten, die an eine amerikaniſche Prairie mahnen, nur von Jägern und bewaffneten Aufſehern durchſtreift — alles, bis an die Thore Roms, ohne irgend eine Spur civiliſierten ſtädtiſchen Lebens. Dann in Rom ſelbſt, welches von jeder Seite her dem Kommenden eine neue Phyſiognomie bietet, das bunteſte Nebeneinander von Menſchen und Dingen: der einem Wilden gleiche Bewohner der Abruzzen und der rußige Kohlen-

krämer der Meergestade neben dem Kirchenfürsten in seiner Prachtkarrosse und dem fashionablen Dandy im Hydepark auf seinem Vollblutrenner; alle Geistliche aller Orden in ihren mannigfaltigen Trachten; lange Züge von Propagandisten,*) darunter alle Physiognomieen der Welt, vom wollköpfigen Neger bis zum flachshaarigen Nordländer; Künstler und Fremde aller civilisierten Nationen, eine ewig wechselnde Bevölkerung, immer neu und doch dieselbe. Dazu die Physiognomieen und Trachten des eigentlichen römischen Volks der Jackenmänner, der Montigiani und Trasteverini, die Scharen von Landvolk aus der Umgegend, vom ziegenbepelzten Hirten des rauhen Sabinergebirges bis zu der in Gold und Scharlach strahlenden Schönen von Nettuno, die leise einherschleichenden Jesuiten, die stolzen, nun kleinlaut gewordenen Dominikaner, die feinen Benediktiner, die braunen Kutten der Bettelmönche mit ihren Proviantesseln, die altertümlichen Hellebardenträger an den päpstlichen Palästen, die modernen Uniformen des Militärs und der Hof des Königs, die Minister und das Parlament, das die politische Spannung stets rege erhält: das alles läßt die Langeweile nicht aufkommen. Man nehme dazu noch die Schätze der Bibliotheken aller Art, die Ateliers der zahlreichen Künstler, die Ruinen des alten, die Paläste und Kirchen des neuen Rom, und man wird zugeben, daß jedes Interesse, jedes Alter, jede Lebensrichtung in diesem Universum seine Rechnung findet.

## 2. Die römische Campagna.**)

Wenn man über die Villen hinaus ist, welche in der Nähe der römischen Stadtthore liegen, findet man nur wenige Spuren von Anbau. Gewaltige Strecken liegen ganz wüst. Nichts sieht man als Ruinen von Wasserleitungen, Tempeln und Grabmälern, vermengt mit mittelalterlichen Bauten, die zum Teil noch verfallener als jene alten sind; einsame Osterien (Schenken), deren Aussehen nicht einladender ist, als die Miene ihrer zerlumpten Bewohner; Monumente römischer Größe, bald zu gebrochenen Burgtürmen und Vesten benutzt und mit Zinnen und Außenwerken versehen, bald in formlosen, epheuumrankten Steinklumpen den Unterbau eines Winzerhäuschens, einer Hütte bildend, die zwischen schlanken Cypressen weit über die Gegend hinausschauen. Keine einheimische Bevölkerung ist hier ansässig:

*) Die Congregatio de propaganda fide (Gesellschaft zur Verbreitung des Katholizismus unter den Heiden und zur Ausrottung der Ketzerei) hat zugleich eine Pflanzschule für künftige Missionäre (Collegium de propaganda fide) aus allen Völkern, worin jährlich eine Prüfung angestellt wird, in welcher jeder Zögling in seiner Sprache einen Vortrag hält.

**) Alfr. von Reumont: Römische Briefe eines Florentiners. T. 2. (Vergl. Stahr a. a. O. II. S. 312 ff. und die Aufsätze von Dr. Siebmann u. Dr. Fr. v. Hellwald, Ausl. 1875, 31 u. 32.)

man begegnet nicht dem Landmann, welcher das Feld bebaut, das sein Vater anpflanzte; man findet nicht einen bewohnten oder bewohnbaren Ort, denn die wenigen Kastelle sind öde Brandstätten, es erschallt nicht aus den Ställen das Gebrüll des Zugviehes. Nur auf einem sehr kleinen Teile der Ebene wird Feldbau getrieben. Fremde ackern und säen in Eile, andere Fremde (meist Neapolitaner aus den Abruzzen) kommen zur Erntezeit und wohnen in Rohrhütten oder schlafen auf dem nackten Boden, den Todeskeim der Fieber in sich aufnehmend für die kärgliche Löhnung. Nur in den kälteren Monaten gewinnt die Steppe der Campagna etwas mehr Leben. Wenn die Herbstregen den dürren Boden etwas erfrischt haben und bald darauf mit dem Brande der Sonnenstrahlen auch die fiebererzeugenden Dünste verschwunden sind, so schießt innerhalb weniger Tage das üppigste Gras empor in den versengten Niederungen und deckt kürzeren Wuchses die allen Richtungen der Windrose folgenden Höhenzüge. Dann steigt der Hirt herab von den Abruzzen, wo ihn der Schnee vertreibt, vom Hochlande Umbriens und der Sabiner, und führt seine Herden in die Ebene. Lange Pfahlreihen bezeichnen die einzelnen Gebiete auf den ausgedehnten Weiden, dem Laufe der Ströme und Bäche, der Richtung der Straße oder der Bewegung des Bodens folgend, oft auch in gerader Linie das Land durchschneidend. Eine trockene Tuffsteinhöhle am Hügelabhange, ein ausgeräumtes, halb unterirdisches Grab, mit Spuren farbenreicher Arabesken auf der nun vom Rauch geschwärzten Wand, oder Reste eines mittelalterlichen Turmes sind die Wohnung des in Felle gekleideten Hüters, dessen ungewohnter Dialekt verrät, daß er von fern herkam, und dessen sämtliches Hausgerät in ein paar Näpfen und einigen Schaf- und Ziegenfellen besteht, welche ihm nachts als Lager dienen. Große, meist gelblich-weiße Hunde wachen und lauern und sind nicht selten der Schrecken des Reiters, der in das Gehege gelangt, indem er das Land durchstreift.

Der im Jahre 1782 aufgenommene Kataster über die 189 □ Meilen, welche die Grundstücke der Campagna einnehmen, ergab als Resultat, daß etwa zwei Dritteile des Landes sich in den Händen von nur 113 Eigentümern, das übrige Dritteil sich im Besitz von Kirchen, Klöstern und frommen Stiftungen befand. Pius VI. und VII. konnten trotz des besten Willens, mit dem sie sich der Sache annahmen, doch nicht bewirken, daß mehr als etwa der zehnte Teil dieses fruchtbaren Landes angebaut wurde, und selbst dies geschah nur zwangsweise und schlecht, und der Ertrag befriedigte wenig mehr als die Hälfte des Bedürfnisses der Stadt Rom. Ein Edikt Pius VII. schildert mit gründlicher Einsicht den Zustand der Campagna (1802) und spricht es unverhohlen aus, daß ohne Wiederbevölkerung derselben mit stabilen, durch Besitz und Erbpacht an den Boden gebundenen Bewohnern kein Heil für die Kultur des Landes zu erwarten sei. Dazu sei die Verteilung der ungeheuren Güterkomplexe (Latifundien) ein notwendiger Schritt, wenn die Entvölkerung und Verödung, und damit die Ungesundheit der Campagna nicht immerhin zunehmen solle.

Und sie hat zugenommen, und die Zahl der Besitzer hat sich noch mehr vermindert, denn weder Erbpacht, noch selbst Kolonieenverhältnisse haben bisher durchgesetzt werden können. Es blieb alles beim Alten. Die großen geistlichen und weltlichen Grundbesitzer verpachten ihre Besitzungen an wenige Generalpächter, die sogenannten Mercanti di Campagna, von denen im Jahre 1830 drei den fünften Teil des ganzen Bodens bewirtschafteten. Diese Mercanti di Campagna bebauen jetzt durchschnittlich etwa den zwölften Teil des Bodens mit Korn, Mais, Bohnen, Hafer u. s. w. Bestellung und Ernte besorgen Arbeiter aus den heimischen Gebirgen und dem angrenzenden Neapel gegen hohen Lohn, etwa 20—30,000 an der Zahl. Über 900,000 Mark unsers Geldes gehen allein für solchen Tagelohn jährlich außer Landes. Aufseher zu Pferde kommandieren diese geworbenen Scharen, deren Lagerstätte die fieberschwangere Erde ist, wenn nicht die Nähe Roms einigen das Asyl der Treppen und Vorhallen der Kirchen oder den Schutz von Ruinen und Gräbern bietet. Dazu die Gluthitze der römischen Julisonne am Tage und die feuchte Kälte der Nächte, welche große Reisigfeuer, im Kreise um die Lagernden angezündet, nur schlecht abwehren, die schlechte Kost, das schlechte Wasser und der erhitzende, oft verdorbene Wein. Daher ergreift denn das Fieber gegen Ende der Erntezeit einen nach dem andern. Dann füllen sich die römischen Spitäler. Manche werden in wenigen Tagen dahingerafft; die anderen schleppen sich siech und matt in ihre heimischen Berge zurück.

Neuerdings hat, auf Anregung des „volkstümlichen" Generals Garibaldi, der sich vorgenommen hatte, den Tiberfluß zu regulieren, die Campagna urbar zu machen und die Malaria zu bannen, der merkwürdige Landstrich abermals die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Der Boden der römischen Campagna scheint allen Versuchen, ihn zu verbessern, zu spotten. Er ist vulkanischer Natur, die sich sowohl in den tiefen Schluchten, von denen der Erdboden zerrissen ist, kund giebt, als auch in dem überall sich vorfindenden roten Tuff und den Lavabrocken, die man besonders auf der via Appia von dem Grabmal der Cecilia Metella an bis zu den Albanerbergen als Rest eines von den letzteren herabgeflossenen Lavastromes findet; — die Pflasterung der alten Straße ward hauptsächlich aus Lavastücken bewerkstelligt. Die vielen Seeen des Ciminischen Waldes und des Albanergebirges sind samt und sonders alte Krater von Vulkanen. Durch den vulkanischen Tuff sickert wie im Kalkgebirge das Wasser leicht hindurch und sammelt sich dann in den Schluchten. Das Verdunsten dieser unterirdischen Wasservorräte ist eine Hauptursache zur Erzeugung der Malaria. Da es in der Steppe an Bäumen fehlt,*) deren Wurzelgezweig die Feuchtigkeit der tieferen Erdschichten aufsaugen könnte, da der Anbau der Gegend im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr geschwunden ist, während im Gebirge die Aus-

*) Noch Papst Gregor III. ließ ein Pinienwäldchen vertilgen, damit es den Räubern nicht zum Schlupfwinkel dienen möchte.

rottung des Waldes ihren Fortgang nahm und so die Überschwemmung im Frühjahre und in der Regenzeit durch die von ihnen herabkommenden Flüsse sich steigerte: so mußte naturnotwendig auch die Fieberluft sich steigern und ein neuer Anbau der Campagna immer schwieriger werden. In richtiger Erkenntnis des Mangels haben die Franzosen versucht, die Steppe mit Bäumen zu bepflanzen. Ihre Anpflanzungen gingen zu Grunde, weil sie den richtigen Baum nicht kannten. Die Trappisten in der Abtei delle tre Fontane haben das Richtige getroffen, indem sie zunächst ihr Gebiet mit dem Baum bepflanzten, von dem man wußte, daß er die Fieberluft bannt; es ist der australische Gummibaum, Eucalyptus globulus. Er blüht zwar, aus der anderen Halbkugel unseres Planeten stammend, im Winter; das hindert ihn jedoch nicht, trefflich zu gedeihen. Die frischen Anpflanzungen dieses Baumes haben es bereits ermöglicht, daß die Mönche nicht mehr die Sommernächte in Rom zubringen müssen, sondern ruhig in ihrem Kloster bleiben können. Sie haben eine Baumschule angelegt und lassen gern Baumsetzlinge an benachbarte Gutsbesitzer ab.

## 3. Der römische Karneval.*)

Der diesjährige römische Karneval begann am 14. Februar, am Tage des heiligen Märtyrers Valentin, und endete Dienstags den 24. desselben Monats. Die dazwischen liegenden beiden Sonntage, sowie der Freitag, unterbrachen die Festluft und gaben sehr wünschenswerte Ruhepunkte. Das Wetter war höchst günstig, der Winter gar nicht zu spüren. Mit Entzücken begrüßte alles am Sonnabend den blauen sonniggoldnen Himmel, der seinen Baldachin über den allgeliebten Herrscher Karneval breitete, welcher heute nach so langer Trennung fröhliche Auferstehung und Wiedereinzug in seine allergetreueste Hauptstadt halten sollte!

Durch die kleine Straße der Ripresa dei Barberi — so geheißen, weil hier die von Porta del Popolo aus laufenden Rennpferde wieder eingefangen werden — traten wir auf den Platz vor dem Palast Venecia in den Korso ein.

Es mochte etwa gegen 3 Uhr sein, und schon war die ungeheure Straße mit Menschen gefüllt und zu einem einzigen riesigen Festsaale umgewandelt. Von allen Balkonen und Fenstern der hohen Häuser und Paläste strahlte die Pracht der bunten, besonders roten Teppiche hernieder. Schon die Heiterkeit dieses Farbenschmucks setzt uns gleich in die rechte Feststimmung, bei der einem, wie das gute alte Wort heißt, das Herz im Leibe lacht. Allmählich füllen sich die Fensteröffnungen, deren Glasthüren alle ausgehoben sind, und

*) Ad. Stahr a. a. O.

die Balkone mit Mädchen und Frauen im feſtlichen Putz. Die Foreſtieri (Fremden) eilen, ihre Plätze einzunehmen, welche ſchon lange vorher von ihnen zu hohen Preiſen gemietet ſind. Wer aber irgend rüſtig genug iſt, der benutzt, wie ich, den Balkon während des Karnevals nur als Zufluchtsort zum Ausruhen, wenn ihn das Schwimmen unten in dem Menſchenſtrome allzuſehr ermüdet hat. Denn die rechte Hauptluſt kann man doch hier, wie überall, nur dadurch genießen, daß man ſich zum thätigen Teilnehmer und Mitſpieler des bunten Faſchingsdramas macht.

Schon hat die große Glocke des Kapitols das Zeichen zum geſetzlichen Beginne der Karnevalsluſt gegeben, und der Zug des Senators von Rom bewegt ſich in den gold- und farbenſtrahlenden Staatskarroſſen langſam durch den Korſo hinauf und hinab. Während aber der Senator, jetzt der Fürſt Corſini, in den Korſo einziehend, ſo die heiterſte Weltluſt eröffnet, begiebt ſich ſeine Gemahlin, die junge ſchöne Fürſtin Torlonia, Schweſter des Don Aleſſandro, Herzogs von Bracciano, an der Spitze der frommen Schweſterſchaft des Koloſſeums, deren Haupt ſie iſt, in unſcheinbarem Bußgewande in die einſamen Räume dieſer zum Tempel geweihten größten Ruine der Welt, um in dieſer menſchenverlaſſenen Einſamkeit des alten heidniſchen Roms mit frommen Gebeten die Verzeihung des Himmels für die weltliche Feſtluſt zu erflehen, welche aus dem neuen chriſtlichen Rom über das ſtille Forum hin wie das Geräuſch ferner Wogenbrandung zu den frommen Beterinnen herüberklingt. Dieſer Gegenſatz, welcher ſich an jedem der acht Karnevalstage wiederholt, giebt ein recht ſchlagendes Bild von dem Kontraſte der beiden Weltanſchauungen, welche der Katholizismus zu verſöhnen ſucht. Die Fürſtin und ihre frommen Mitſchweſtern betreten nie den Korſo zur Karnevalszeit. Aber ſie verdammen auch nicht die Luſt, welche auf ihm einherwogt, ſondern beſtreben ſich nur, mit eigner Entſagung und frommen Gebeten für die Seelen jener den Genuß der Weltluſt möglichſt unſchädlich zu machen.

Wird durch dieſe und ähnliche Veranſtaltungen dem Religiöſen zu genügen geſucht, ſo vergißt auch der Staat nicht, für die gute Ordnung Vorkehrungen zu treffen, und man hört von der Porta del Popolo her die Muſikbande des päpſtlichen Kriegsvolks. Die Dragoner haben den Dienſt im Korſo und in den angrenzenden Straßen, halten ſtreng auf das Beobachten der Wagenordnung und wiſſen geſchickt, ohne viel Aufhebens, Störungen zu beſeitigen.

Ecco fiori! ecco fiori! iſt jetzt der Ruf, der uns im ganzen Korſo entgegentönt. Ecco fiori! Es iſt aber auch, als wenn der junge König Karneval alle Frühlingsblumen der Welt in ſeinen Dienſt genommen und nach Rom gezaubert hätte. An allen Straßenecken des Korſo haben Blumenverkäufer ihre farbenſtrahlenden und duftſpendenden Vorräte aufgeſtellt. Der ganze ſpaniſche Platz und die Via Condotti wimmeln von Frauen und Mädchen, Knaben und Burſchen aus dem Volke, welche uns ihre Blumenkörbe mit dem jauchzenden Rufe: Ecco fiori, Signor, fiori, fiori! fiori, freschi!

o che belle fiori! entgegenhalten. Hunderttauſende von Blumenſträußen, von den gering geachteten Feldblumen, den Primeln und Maßliebchen an, bis zu den koſtbaren, im dunkeln Purpurrot glühenden oder in marmorner Weiße ſtrahlenden Kamelien und den jungen Frühlingsroſen hinauf, werden von ihnen in kleineren und größeren Körben umhergetragen. Aber am beliebteſten ſind mit Recht die ſüßen duftigen Veilchen, die Lieblingskinder des römiſchen Frühlings, deren Zauberduft ſchon lange die Villen der römiſchen Großen füllt. Die Menge dieſer Veilchenſträuße iſt ungeheuer. Man begreift kaum, wo bei der Armut an eigentlichen Blumengärten in und um Rom dieſe Maſſe von Blumen eigentlich herkommt. Aber die Landleute an den nächſten Hügeln und Gebirgen helfen aus, und auch die Campagna liefert ihre Flora, welche anmutiger und mannigfaltiger iſt, als die Touriſten meinen. Dieſe Karnevalstage ſind wahre Feſttage für die povera gente von Rom und der römiſchen Campagna, welche die Blumen und Blümchen in römiſche Münzen umſetzt. Für ein paar Paoli bekommt man aber einen ganzen Vorrat von Veilchenſträußen, und im nächſten Café füllt man eben ſo wohlfeil die Taſchen mit Konfettis aller Art.

Die Wagenreihen ſind bereits in den Korſo eingerückt und fahren, die eine von Porta del Popolo langſam aufwärts dem venetianiſchen Palaſte zu, die andere von dort zurück durch das immer ſtärker anſchwellende Menſchengewühl. Freunde und Bekannte begegnen ſich, Sträuße und Konfetti wechſelnd, und im Nu ſind ſie durch den unaufhaltſam flutenden Strom von einander getrennt. Jetzt gilt es nun, Bekanntſchaften anzuknüpfen unter den Schönen, die alle Fenſter und Balkone erfüllen. Aber die Blicke werden durch den Glanz geblendet, man müßte hundert Augen haben! Trotz des ewigen si guardi! si guardi! der Kutſcher kommt man doch hundertmal in Gefahr, von Pferdehufen getreten, von Rädern geſtreift zu werden oder gar einen noch gefährlicheren Deichſelſtoß zu erhalten, namentlich am erſten Tage, wo alles in einer Art von Trunkenheit umherſchwankt.

Nachdem wir uns durch ein paarmal Auf- und Abwandern in den belebteſten Teilen des Korſo bereits über die anmutigſten und ſchönſten Fenſter und Balkone orientiert haben, beginnen die Vorbereitungen zu den kleinen Abenteuern, welche dem römiſchen Karneval einen ſo unglaublichen Reiz gewähren. Zuerſt gilt es, durch mehrmaliges Wiederkehren und Zuwerfen von Blumen, Sträußen und Konfituren die Aufmerkſamkeit zu erregen, ſeine Erſcheinung, ſei man nun maskiert oder nicht maskiert, zu einer bekannten zu machen. Der Balkon oder das Fenſter dürfen dabei nicht zu hoch ſein, weil ſonſt der Verkehr zu ſehr erſchwert wird. Da man endlich ſolcher kleinen poetiſchen Liebeshändel der unſchuldigſten Art mehrere zu gleicher Zeit anzuknüpfen und fortzuführen hat, iſt eine andere Vorſicht die, daß die ſchönen Kinder, deren Dienſte wir uns für den Karneval zu weihen gedenken, nicht allzunahe bei einander ſich befinden, damit keine aus der Illuſion komme, ſie allein ſei die von uns in ſolcher Weiſe ausgezeichnete Herzenskönigin.

Man beginnt mit dem Zuwerfen geringerer Sträußchen, die meiſt ſo-

fort mit Antworten gleicher Art dankend erwidert werden. Nur einzelne, beſonders verwöhnte ſtolze Schönheiten nehmen von ſolchen geringeren Aufmerkſamkeiten keine Notiz. Nun aber ſteigert man dieſelben. Dem Buchsbaum, Myrten, blühenden Lorbeer, den Maßliebchen und Anemonen folgen die allbeliebten Veilchen in größeren und kleineren, mehr oder minder zierlichen und koſtbaren Sträußen. Kleine Käſtchen mit verzuckerten Dragueen, gebrannte Mandeln, Bonbons und dergleichen Naſchwerk ſteigen gleichfalls auf und nieder. Gemachte Blumen und kleine zierliche Arbeiten weiblicher Hand von Seide und Atlas, Stickerei und allerhand kleiner puppenhafter Scherzkram muß demſelben Zwecke dienen. Allerlei kleine Zuſchriften, gereimt und ungereimt, geſchrieben und gedruckt, fördern das fröhliche und freie Entgegenkommen, und ehe man ſichs verſieht, wird man ſo bekannt und vertraut, als hätte man ſchon Monate lang mit einander verkehrt. Und dies alles, ohne daß — außer einigen Dankesworten, die nur zu oft vom Toſen des Jubels ringsumher verſchlungen werden — irgend ein Wort geſprochen wird. Augen und Mienen reichen vollkommen aus, die Blumenſprache, wo ſie mangelhaft ſein ſollte, zu vervollſtändigen. Die freie Anmut und Schönheit, mit der die Römerinnen im Karneval jede ſolche Huldigung entgegennehmen, die verbindliche Grazie, mit welcher eine jede, auch das Mädchen der unterſten Volksklaſſen, uns den Dank für dieſe auszudrücken weiß, ſind wahrhaft bezaubernd. Man kann nicht aufhören, ſich den Genuß immer wieder zu erneuern, dieſes holdſelige Grazia Signor! mille Grazie! ausſprechen zu hören, und ſich an der Zierlichkeit der Haltung und Neigung zu erfreuen, mit welcher ſie uns dankend die Gegengabe, ſei es im Vorübergehen, zureichen oder aus Fenſter und Wagen, von Eſtraden und Balkonen herabwerfen. Die ſtolze Hoheit und das Selbſtbewußtſein, welche im übrigen Leben den Grundzug der weiblichen Erſcheinung in Rom ausmachen, ſind im Karneval gemildert durch die allgemeine Freude und Fröhlichkeit, deren Roſenſchein auf allen Geſichtern glänzt.

Schon iſt der ganze Korſo ein unabſehbar durch einander flutender Menſchenſtrom, in welchem ſich die Wagenreihen, oft gänzlich ſtockend, nur langſam und mit Mühe gegen einander fortbewegen. Am dichteſten wogt aber das Leben in demjenigen Teile, welcher ſich von San Carlo und der Mündung der Via Condotti in den Korſo bis zur Piazza Colonna erſtreckt. Wie müde Schwimmer dem Lande zuſtreben, ſuchen auch wir endlich den Ruhehafen unſers Balkons zu gewinnen, deſſen Mitgenuß uns durch gute Freunde geſichert iſt. Schon unten bei unſerem Streben, die Fila der Sitzreihen zu durchbrechen, welche auf gemieteten Stühlen zu beiden Seiten die Trottoirs der Straßen einnehmen, begrüßt uns von oben herab ein neckender Konfettiregen zur Strafe für unſer verſpätetes Erſcheinen.

Oben angelangt, überſchaut man nun das bunte Treiben, und der Anblick erſcheint völlig neu. Nun erſt überſieht man die Tauſende der luſtigſten Masken, vom einfachen Domino bis zu den glänzendſten Koſtümen in bunter Miſchung und durch die in gewöhnlicher Kleidung Einhergehenden noch mehr

in Kontraſt geſetzt! Griechen und Türken, Mohren und Perſer, Pulcinellen beiderlei Geſchlechts, rote, gehörnte Teufelchen, Doktoren, Advokaten und Quackſalber in altmodiſcher Treſſentracht mit Puderzopf und Haarbeutel, rieſige Klyſtierſpritzen ſchwingend und fußlange Uhrſchlüſſel an den zolldicken Uhrketten: das alles rennt und ſpringt, windet und drängt ſich unter tauſend Scherzen und Späßen neckend durch einander. Sehr oft haben unter den Masken die Geſchlechter die Rollen gewechſelt, manchmal mit ſolchem Geſchicke, daß man das Wahre nur ſchwer errät.

Rom und das Gebirge ſind reich genug, um durch die Tracht der verſchiedenen Stände und Provinzen allein ſchon fertige, gern benutzte Masken zu liefern. So ſieht man denn den Carretiero von Genzano und Velletri, den Maultiertreiber vom Gebirge, den Hirten der Campagna gern nachgeahmt. Es fehlt auch nicht an römiſchen Räubern und Banditenhauptleuten in der ſo äußerſt maleriſchen, weltbekannten Tracht. Aber alle wirklichen Waffen ſind aufs ſtrengſte verboten, und ſo ſieht man ſie denn mit hölzernen Stileten und Piſtolen, die lange Flinte von Holz im Arm, mit der ſie Blumenſträuße auf ihre Schlachtopfer abſchießen, durch die Straßen ziehen.

Verboten ſind auch alle Masken geiſtlicher und Ordenstrachten; die Geiſtlichen vermeiden es ſelbſt, ſowohl Prieſter als Mönche, ſich während des Karnevals auf dem Korſo blicken zu laſſen. Paſſiert einmal ein einzelner durch das Getümmel, ſo regnen hageldichte Konfettiſchauer auf ihn von allen Seiten, bis er entweder in eine Seitengaſſe entweicht, oder in irgend ein Haus ſchlüpft. An den Fenſtern dagegen und auf den Balkonen ſieht man die ſchwarzröckigen Kleriker zahlreich offen und frei an der harmloſen Luſt teilnehmen.

Zur Phyſiognomie des römiſchen Lebens gehört weſentlich, daß man es auch dem ärmſten Lump anſieht, wie er ſeiner vollen Berechtigung ſich bewußt iſt, hier zu leben und wo möglich das Leben zu genießen, ſo gut wie der reichſte und vornehmſte Bürger von Rom. Dieſer Zug freier bewußter Menſchlichkeit macht einem vorzugsweiſe das römiſche Menſchenweſen behaglich und das Leben in ſeiner Mitte wohlthuend. In unſern großen Städten ſind die Reichen immer mehr von den Armen zurückgewichen. Sie haben ſich für ſich mit ihren Prachtwohnungen in beſondere Stadtteile, Straßen, Quartiere, verſteht ſich die geſundeſten, hellſten, zuſammengethan; das arme Volk iſt weiter zurückgedrängt und ſchaut nun aus ſeinen Spelunken mit Neid auf die Quartiere des Reichtums. Ganz anders in Rom, wo ſehr oft in den Paläſten ſelbſt, neben und mit dem reichen Principe, alle Abſtufungen der römiſchen Bevölkerung unter einem Dache wohnen. Der echte Römer findet jene Induſtrie und Geſchicklichkeit des Lumpengeſindels während der Karnevalszeit ganz natürlich, obwohl der Fremde ſich oft darüber ärgert. Alles, was an Geſchenken ſein Ziel verfehlt, iſt auf der Stelle die Beute dieſer Schnapphähne; ſie bringen dir deinen eigenen Strauß, der zu Boden fiel, mit der entzückendſten Unverſchämtheit, und bieten ihn mit einem volete per un paolo zum Verkauf an. Ja, ſie ſpringen ſelbſt

auf die Wagentritte, und nehmen aus dem Körbchen, was ihnen zugänglich iſt, wenn man nicht aufpaßt.

Auf ſolche Kleinigkeiten achtet die römiſche Polizei nicht, und ſie thut recht daran; aber deſto ſtrenger werden Vergehungen oder Verbrechen, namentlich Angriffe gegen Leben und Eigentum, geahndet; auch pflegt man kurz vor dem Beginn des Karnevals gefällte Todesurteile zu vollziehen, um das Volk an die Gerechtigkeit zu erinnern.

Die Römer haben größere Ausdauer für ſolche Luſtbarkeiten, als wir Deutſchen, die wir uns öfter durch Ruhe und Einſamkeit ſtärken müſſen. So gingen wir an einem Nachmittage in die Villa Medici, ließen uns die Terraſſe der Boccage aufſchließen und beſtiegen das Belvedère. Von dieſem Punkte aus genießt man die erquickendſte Ausſicht, oſtwärts über die ganze Campagna und das Gebirge, deſſen höchſte Spitzen ſchneebedeckt im hellen Sonnenglanze leuchteten, weſtwärts über die Stadt, aus welcher von Zeit zu Zeit in leiſen Tönen das Gebrauſe des Karnevals wie fernes Meeresbrauſen zu uns empordrang.

Gegen die Zeit des Pferderennens begaben wir uns wieder hinab auf den Schauplatz der Luſt. Schon in den letzten beiden Tagen war der Zudrang der Kutſchen ungeheuer geweſen. Einige Freunde, welche eine Fahrt zu Wagen durch den Korſo machen wollten, hatten ſich genötigt geſehen, nach mehrſtündigem Warten in den Nebengaſſen auf die Ausführung ihres Vorhabens zu verzichten und den teuer bezahlten Wagen im Stich zu laſſen. Heut nun ſchien die Fülle ihren Gipfel erreicht zu haben, denn während im Korſo ſelbſt die Wagenreihen nur ſelten und nach langen Pauſen ein paar Schritte weit vorrückten, bildeten die in der Via dei Babuino haltenden Wagen einen Zug, welcher ſich über den ganzen ſpaniſchen Platz durch Via dei due Macelli um die Propaganda herum wieder auf die Piazza di Spagna zurück erſtreckte.

Auf das gegebene Signal haben die Wagen den Korſo verlaſſen, der jetzt nur noch von Fußgängern eingenommen iſt. Eine Kavallerie-Abteilung durchſprengt zu dreienmalen zuletzt im geſtreckten Galopp den ganzen Korſo, um für den Wettlauf die nötige Bahn zu machen. Aber nur auf einen Augenblick bildet ſich eine Art von Gaſſe in dem dichten Menſchenſtrome, welcher ſich unmittelbar hinter den weiter jagenden Reitern wieder zuſammenſchließt. Dann donnern die Kanonenſchüſſe, der Ruf i barberi, i barberi! geht von Mund zu Munde, ein immer mehr anſchwellendes Hallo und Huſſageſchrei verkündet das Ablaufen der Pferde vom Obelisken des „Volksplatzes“. Wie ein Blitzſtrahl ſauſen die wunderlich aufgeputzten, mit Kniſtergold und allerhand buntem Flitter bedeckten Tiere an uns vorbei; wie von unſichtbarer Gewalt getrieben, teilt ſich die Menſchenmaſſe immer eben nur ſo weit, um ihnen für die nächſten Sätze und Sprünge ihres wilden Laufes Raum zu geben, und ſchließt ſich dann gleich hinter den letzten wieder zuſammen. Aber da kommen noch einige Nachzügler, begleitet von dem Hohngeſchrei der Menge; die Gaſſe öffnet ſich aufs neue, und es regnet Würfe

und Hiebe auf solch eine arme Bestie, die dann gelegentlich auch scheu wird und Unheil anrichtet. Ein beliebtes komisches Intermezzo ist es jedoch, wenn einer von den vielen Hunden, welche die römische Straße bevölkern, in die vor dem Abrennen geöffnete Gasse gerät. Augenblicklich schließt alles fest an einander, und dem armen Tiere bleibt nach vielen vergeblichen Versuchen, die Menschenmauern rechts oder links zu durchbrechen, nur der Ausweg, in gestrecktem Lauf den ganzen Korso hinabzurennen.

Nachdem das Rennen der Barberi vorüber ist, rücken sogleich alle Wagen wieder in den Korso ein, auf dem sich nun alles bereitet, den Schlußakt des Festes würdig zu begehen. Ehe man sich dessen versieht, ist die nächtliche Dämmerung niedergesunken, rasch und plötzlich, wie im Süden der Tag abschließt. Da blitzt es auf aus dem Menschengewühle unter uns. Hier, dort, an den Fenstern, auf den Balkonen, von den höchsten Mansarden und Dachöffnungen herab zucken kleine Flämmchen empor. Sie mehren sich mit Blitzesschnelle, bald sind es Hunderte, bald Tausende. Wir eilen von unserem Balkone in die anstoßenden Zimmer, in welchen durch unseres Freundes Vorsorge zahlreiche Bündel und Päckchen der dünnen zerschnittenen Wachskerzen zum beliebigen Gebrauch neben den brennenden Lampen aufgestapelt sind, um uns mit den nötigen Moccoli zu versehen. In einer Minute sind wir wieder auf dem Balkon. Aber welche Veränderung ist unterdessen wieder vor sich gegangen! Das geblendete Auge ist kaum fähig, den ersten Eindruck eines Schauspiels zu ertragen, welches mir noch herrlicher erschien als Kuppelbeleuchtung und Girandola.*) Der ganze Korso in seiner vollen Ausdehnung hat sich in einen langen beweglichen Lichtstrom verwandelt, in eine Milchstraße von Lichtflammen, welche wie Sterne in der Luft zu wandeln scheinen.

Hunderttausende von Lichtern winken aus allen Fenstern, von allen Balkonen, schweben von den Schaugerüsten und selbst von den Dächern herab, schwanken auf 3—6 m langen Rohren, hoch über der Straße, mitten in der Luft. Oft trägt eine solche Canna deren über ein Dutzend, die auf derselben festgeklebt sind. Unten im Korso sind alle Wagen mit Lichtern und Wachsfackeln besteckt, alle Insassen tragen Lichterchen in den Händen, die sie durch Vorhalten der Drahtmasken oder in Papierlaternchen gegen den Angriff aller derer zu schützen suchen, welche sich von allen Seiten unermüdlich und oft mit Gefahr herandrängen, um ein Lichtchen auszulöschen. Der sternbedeckte Nachthimmel erscheint in tiefster Schwärze gegen das flammende Lichtmeer unten.

Die bunten Masken, die schönen Anzüge der Frauen, all die Farbenpracht und Schönheit, das Bunte, Blitzende und Glänzende des Schmuckes der prachtvollen Equipagen, in denen sich, vor Jubel und Lust strahlend, die schönsten Mädchen und Frauen in den entzückendsten Trachten dem Blick zeigen, die schnaubenden Rosse, das ganze farbenbunte Durcheinander der sich

*) Das berühmte Feuerwerk auf der Engelsburg.

auf- und niederdrängenden, ſpringenden, tanzenden und rennenden Tauſende und Abertauſende, hier und da von wahrhaft bacchantiſchem Jauchzen durchtönt: das alles erſcheint in dieſem wogenden und flutenden Lichtmeer tauſendfach gehoben und verſchönt von den wunderbarſten Reflexen und Streiflichtern. Alle Farben treten kräftiger, alle Formen plaſtiſch beſtimmter hervor. Roms Karneval im Glanz des Moccoliabends iſt, was der Vatikan und ſeine Marmorwelt bei Fackelbeleuchtung. Hier erlahmt jede Hand, welche eine Beſchreibung verſucht.

In dieſer kurzen Stunde des Moccoliabends kann man mit vollem Rechte ſagen, daß alle Römer, ja alle Anweſenden, ſeien ſie ſonſt im Leben auch noch ſo ernſthaft, zu Kindern geworden ſcheinen. Denn es iſt ganz unmöglich, ſich der Anſteckung dieſer allgemeinen Kinderluſt zu entziehen, die in nichts mehr und in nichts weniger beſteht, als ſeinem Nachbar, ſei er befreundet oder wildfremd, alt oder jung, groß oder klein, das angezündete Moccolo, welches er in der Hand oder auf dem Stocke trägt, auszulöſchen. Man verfolgt dieſen Zweck mit einem Eifer, mit ſo kindiſchen Liſten und Schlichen, daß ſich der ausgelaſſenſte Knabe deren nicht zu ſchämen hätte. Es iſt, als ob alles, was von Jugend- und Kindheitserinnerungen in dem Erwachſenen ſchlummert, plötzlich wie durch einen Zauber von ſeinen Banden frei würde.

Es iſt ein Krieg aller gegen alle; jeder iſt zugleich Angreifer und angegriffen. Wo der ſtärkſte Atemzug zum Ausblaſen der Moccoli nicht zureicht, erfindet die Liſt alle möglichen Arten von Löſchmaſchinen. Hüte und Taſchentücher werden in Bewegung geſetzt, und nicht genug, daß man auf den Balkonen ſich der nächſten Nachbarn zu erwehren hat, entſpinnt ſich auch zwiſchen den über einander befindlichen Stockwerken ein luſtiger Kampf. Tücher, an lange Stöcke gebunden, werden von oben herab und von unten hinauf wie Fahnen geſchwenkt, um die Moccoli auszulöſchen. Man erwehrt ſich ihrer ſo gut man kann, ſucht ſie mit Stöcken und langen Rohrſtäben abzuparieren, oder mit den Händen zu erhaſchen und abzureißen, und das Gelingen ſolcher Bemühung iſt ſtets von dem lauteſten Jubel begrüßt.

Ich verſuchte es, mich auf einige Augenblicke in die Straße zu begeben, und ſtürzte mich mit einem Freunde in das brauſende Getümmel. Aber um hier lange auszudauern und die Beſinnung nicht zu verlieren, muß man ein Römer und an ſolche Dinge gewöhnt ſein. Es war mir wie einem Schwimmer, der machtlos in ſtarker Brandung kämpft.

Alle Wagen ſind im Belagerungszuſtande. Die darin befindlichen, ſitzenden oder auf den Sitzen ſtehenden Damen ſind umgeben von beſchützenden Herren, welche alle Angreifer von den Lichtern der erſteren abzuwehren und dabei zugleich ihre eigene Moccoli zu ſchützen unabläſſig bemüht ſind. Man ſteigt auf die Tritte, erklettert die Räder, klimmt auf die Bedientenſitze, und wo ein Angriff gelingt, ertönt das ewige senza moccolo! triumphierend durch die Nacht. Die Römer und Römerinnen bewegen ſich in dieſem elementaren Aufruhr wie Fiſche im Waſſer, dem Fremden aber ſind,

die er sich nicht besinnen kann, seine Zähne wegzuwerfen oder einzubüßen. Ich eile einem jetzt bekannten Burgen zu Hülfe und werfe einen Laue an dem Zahnlosen schnell entfernten Wurfgeschoß zum Wiederauffinden des Burgen. Sie können sie einwärtsbeine Lachmuskeln mit einem regenden Mittel gratis! begnügen! und machen mir einen Heidenspaß, der sie noch zum Karneval her zwang. Aber in jenem Augenblick hörte sie mir verwundert mit einem frischen ‹ ‹ ‹

lich das Recht zu Teil werde, für den Palmſonntag die Palmen nach Rom liefern zu dürfen." Dieſes Vorrecht ward ihm bewilligt. Sein Name war Breska, ſein Heimatsort San Remo, eine kleine, an der Mittelmeerküſte wenige Meilen von Nizza entfernte Stadt, in deren Gegend die Palmen in Überfluß wachſen; die Feldflur von Bordiguiera, zwei Stunden von Remo, iſt wie überſäet davon. Seit jener Zeit hat die Familie Breska fortwährend dieſes Privilegium behalten und beſitzt es bis auf den heutigen Tag. Ich füge noch die Bemerkung hinzu, daß dieſelbe Familie auch noch das Vorrecht inne hatte, nach Rom Schiffe, mit den verſchiedenartigſten Waren beladen, ganz zollfrei einführen zu dürfen. Da aber dieſe Freiheit zu ſehr gemißbraucht worden war, ſo ſetzte Pius VII. an ihre Stelle eine jährliche Penſion von 120 römiſchen Thalern (scudi), ja er erteilte ſogar dem Haupte der Familie Breska für immer den Rang eines Seekapitäns. Als dieſer Kirchenfürſt aus der Verbannung wieder in ſeine Hauptſtadt zurückkehrte, ward er am „Thor des Volkes" von einer Jungfrauenſchar empfangen, die zum Zeichen des Sieges in den Händen Palmenzweige empor hielt. Es war der Ritter Breska geweſen (der in Rom ſeine Wohnung genommen hatte), welcher auf die ſchöne Idee eines ſo lieblichen Empfanges gekommen war. — Nun aber kehre ich zu der in Rede ſtehenden Ceremonie zurück.

Eine Bewegung der im Schiff der Peterskirche harrenden Volksmenge verrät die Annäherung des Oberhirten der katholiſchen Chriſtenheit; voran gehen zu zwei und zwei und in feierlichem Schritt die Bußväter*) im Meßgewande und die Kardinäle im Chorrock, dann erſcheint der Nachfolger des heiligen Petrus, auf einem Thronſeſſel getragen, der von einem Dache überdeckt und von zwei breiten Fächern mit weißen Federn zu beiden Seiten eingefaßt iſt, ſo daß ſich Se. Heiligkeit faſt wie in einem Tabernakel oder einer Stiftshütte eingeſchloſſen ſieht. An dieſem Tage trug er nicht die dreifache Krone,**) ſondern eine Biſchofsmütze;***) in ſeinem Chormantel, der ihn bedeckte, glich er einer Bildſäule, die nur dann ſich belebte, wenn ſie den Gläubigen umher den Segen ſpendete. Der heilige Vater ward dem Hochaltare gegenüber niedergeſetzt, verrichtete ein kurzes Gebet und beſtieg dann den Thron, wo er die Palmen erſt einſegnen und dann austeilen wollte. Die Palmenzweige ſind ziemlich lang und ſehr zierlich gewebt;†) derjenige, den der heilige Vater trug, hatte die Geſtalt eines Kreuzes und war klein, damit er ihn mit Bequemlichkeit in der Hand führen konnte. Die Austeilung geſchah unter dem Abſingen frommer Lieder, mit ernſter Würde und in feierlicher Ordnung, die Kardinäle, die Bußprediger und viele Herren in

*) Poenitentiarius heißt der vom Biſchof beauftragte Prieſter, der die noch vorbehaltenen Sündenfälle erläßt und als geiſtlicher Strafrichter eine beſondere Würde hat.

**) Tiara.

***) Mitra.

†) Das Volk empfängt Baumzweige. Die jungen Weiden-, Erlen- und Haſelnuß-Kätzchen werden bekanntlich Palmen genannt und die Frühlingszeit, in der ſie blühen, Palmenzeit. — Der Palmſonntag eröffnet die Charwoche — die letzte Woche vor Oſtern.

Uniform oder Amtskleidung kamen zu zweien heran, um aus den Händen des heiligen Vaters die geweihte Palme zu empfangen. Jeder beugte seine Kniee vor dem Stellvertreter Jesu Christi und küßte dann das Kreuz auf seinem Pantoffel; die Kardinäle küßten die Palmen, welche sie empfangen hatten, die Hand und das rechte Knie des heiligen Vaters, und ließen, wenn sie zurückkehrten, den langen Schweif ihres Purpurmantels auf den Stufen des päpstlichen Thrones nachziehen. Es lag in diesem großen Feste der Palmen, in dieser Darlegung von Glanz und Triumph — inmitten einer unzählbaren Menschenmasse und unter den Gewölbebogen des schönsten Tempels der Welt, etwas, das auf eine großartige Weise den siegreichen Schritt der Kirche durch die Jahrhunderte hindurch ausdrückte.

Die Messe wurde von einem Kardinal abgehalten. Ich werde nicht bei den Einzelnheiten des Ceremoniels verweilen, was jederzeit dann in Anwendung kommt, wenn der heilige Vater dem Hochamte beiwohnt; ich begnüge mich, zu sagen, daß der Passionsgesang in Wahrheit schön und feierlich war; die Stimmen des Jesus, der Evangelisten und des Volkes waren wohl imstande, die Gemüter zu rühren und zu erschüttern. Indem ich von der Passionsfeier spreche, möchte ich wieder an den ganz verschiedenen Eindruck zwischen Jerusalem und Rom erinnern: auf Golgatha drang die volle Gegenwart des gekreuzigten Jesus auf mich ein, meine Seele war niedergebeugt in der Anschauung des leidenden Erlösers, ich fühlte seine Schmerzen nach; ich suchte jetzt dasselbe Gefühl wieder zu erwecken, aber der Anblick des christlichen Rom wirkte immer wie eine Zerstreuung auf mein Gemüt, wie eine Veräußerung meiner inneren Trauer.

Als ich in der Basilika der Peterskirche die Leidensgeschichte Jesu las,*) die so einfache und ergreifende Schilderung seines Todes, ward ich von dem Gedanken betroffen, daß diejenigen, welche den Heiland gerichtet und verurteilt hatten, Römer gewesen waren, und daß römische Soldaten es gewesen waren, welche den Erlöser zur Schädelstätte geführt und die Wache vor dem Kreuze gebildet hatten. Was würden jene Römer wohl dem geantwortet haben, der zu ihnen gesagt hätte: Ihr Bürger Roms, die ihr auf den sieben Hügeln eurer ewigen Stadt Tempel errichtet habt für alle Götter, und Paläste für eure Cäsaren, vernehmt es! Dieser Jesus, den ihr so eben den schändlichen Tod der Mörder und Bösewichter habt sterben lassen, wird dereinst allein in eurem Pantheon verehrt werden, wird allein in eurer Roma seinen herrlichen Tempel behaupten, wenn die Tempel eures kapitolinischen Jupiter, eurer Minerva und Venus zerstört, zertrümmert, in Staub zerfallen sein werden; man wird die Steine, die Säulen, das Erz eurer Heiligtümer nehmen und daraus demjenigen einen Tempel bauen, den eure Hände gegeißelt und ans Kreuz genagelt haben. Und jener Jünger, Simon

*) Während der Feier des Hochamtes, wo der Priester die Messe liest, und vom Chore die Stimmen der Sänger und die Töne der Instrumente erschallen, pflegen die Andächtigen in ihren Gebet- und Erbauungsbüchern zu lesen.

Petrus genannt, der ſchwach und furchtſam in vergangener Nacht ſeinen Herrn und Meiſter dreimal verleugnet hat, er wird zu Nachfolgern Päpſte haben, die ſich mit einer einfachen Krone nicht genügen laſſen, ſondern eine dreifache aufſetzen und das Recht in Anſpruch nehmen, die Herren und Gebieter des Erdreiches zu ſein!

Man würde den Menſchen, der am Tage der Kreuzigung Jeſu ſolche Worte geredet hätte, als einen Wahnſinnigen verlacht, oder als einen Gottesläſterer gleichfalls gekreuzigt haben.

Die „Feier der Totenmeſſe" am heiligen Mittwoch fand in der Sixtiniſchen Kapelle ſtatt, der prächtigen päpſtlichen Kapelle, worin die großartigen Schöpfungen des Michel Angelo ſich befinden. Dieſe Kapelle vermag kaum 300 Perſonen aufzunehmen, und an dieſem Tage wollten Tauſende von Fremden hineindringen. So ward ich denn faſt erſtickt und hatte Mühe zu atmen, während man die Pſalmen und Klagelieder (nach Jeremias) ſang. Was hätte ich doch darum gegeben, dieſer tief ergreifenden Feierlichkeit unbeläſtigt in einer von unſern einfachſten Kirchen mich hingeben zu können.

Doch ward ich des Gedränges ungeachtet bald zur Andacht geſtimmt, als unter allen Anweſenden die tiefſte, ich möchte ſagen heiligſte Stille eintrat, und die himmliſchen Töne, wie von Engeln, die um ein verlorenes Paradies weinen, aber voll göttlichen Vertrauens der Liebe Gottes gewiß ſind, in unſere Ohren und Herzen drangen. Die Sonne war ſchon untergegangen und warf einige letzte Strahlen auf die Fenſter der Kapelle: da ertönte das Miserere*) des unſterblichen Allegri, und manches Auge floß über von Thränen, manche Seele ward von heiligen Schauern ergriffen.

Am grünen Donnerſtag in aller Frühe ſtrömte die Menge nach St. Peter, um hier der Ceremonie des Fußwaſchens beizuwohnen, welche in einer von den Seitenkapellen der Baſilika ſtattfinden ſollte. Ein ganz einfacher Thronſeſſel war in der Mitte der Kapelle, etwas erhöht, für den Papſt aufgeſtellt worden; ein langer Auftritt war für die 13 Apoſtel beſtimmt, lauter Prieſter oder Diakonen, aber den verſchiedenſten Nationen angehörend. Auf beiden Seiten der Kapelle ſtanden Bänke für die Damen, die Männer in Feſtkleidung drängten ſich in den Umkreis, blieben aber ſtehen. Die Prinzen nahmen auf einer Tribüne Platz, unter dieſer das diplomatiſche Corps. In dem Maße, als die Stunde der Ceremonie näher rückte, drangen auch die Wogen der Neugierigen — denn „der Gläubigen oder Getreuen", wäre nicht ganz richtig geſagt — in den reſervierten Umkreis hinein; die Menge war überall. Wenn man die Augen zu der Kuppel erhob, wo abermals das Genie des Michel Angelo ſich verewigt hatte, ſo bemerkte man im Umfange der Galerie einige Hundert ſchwarze Punkte; es waren Menſchen, die, mit Ferngläſern bewaffnet, das Schauſpiel aus der Vogelperſpektive betrachteten. — Die 13 Apoſtel hatten ſich auf den Bänken niedergelaſſen, welche

*) „Herr, erbarme dich unſer!" Pſalm 51.

nur einen Leuchter gefehlt hatte. Da die Kommunikanten und den Hohen Priester in seinen Gedanken stören mußte. Sie trugen an Stäben von weißer Seide und eine der vornehmsten weißen Mütze, die schon Jahr und Tag ausgesetzt, denn es hatte vom heiligen Jahre gedauert. Das Evangelium war von Silber und sehr vergoldet. Ein wunderbar künstliches Gefäß war für sich nur zur Verwahrung der Hostien. Das Ciborium der heiligen Eucharistie war leer, nachdem es eine kleine Summe aufgenommen, wurde der 12 Kardinäle die Füße gewaschen und sie und Füße geküßt. Jeder Kardinal wurden drei zarte Füße gewaschen worden war, empfing von Priester-Diakonen eine Börse, eine von Gold und eine von Silber, und von einem Kardinal einen Blumenstrauß. Als diese Zeremonien gingen auf einem großen Gerüstungen einige Kardinäle: es hieß, als wenn sie bei dem Mahle des Herrn zur Linken Tische zugegen Jesu Christi.

Der Hochwürdigste, der Gemeinschaft der heiligen Mysterien welche der Herr in seinen heiligen Leib, als er mit seinen Jünger das Ostermahl hielt. Folgte der Genuß des Abendmahles Jesu. Der Tisch der 13 Apostel war über mehr in gerader Reihe gestanden, sondern in einem Saale des Palastes. Die Wände hingen mit den Tapeten her, welche zu diesem Saale gehören, und die Verzierung mit den Gebilden war groß. Man hörte das Scharren und Stoßen der Füßen: auch war der für die Zeremonie gemachte Raum viel zu klein, um alle die herumhängenden Zuschauer fassen zu können. Man frage sich, warum nicht dem unermeßlichen Schiff der Peterskirche der Vorzug vor einem einfachen Schloßsaale gegeben sei?

Über das Einzelne der Nachmahlfeier vermag ich kaum Bericht zu erstatten, da die Unordnung und das Gedränge nicht gestatteten, dem heiligen Mahle mit Aufmerksamkeit zu folgen. Der Papst im Chorhemde und der Stola segnete zuerst das Osterlamm ein, reichte dann den Aposteln das Wasser zum Handewaschen dar und bediente sie während des Essens, zur Erinnerung an die Worte: „Der Größte unter euch soll euer Diener sein; denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet.“ *) Schade, daß der Papst solche Demut nur in einigen Ceremonieen zeigt!

Die gottesdienstliche Handlung, welche man nur in der Basilika von St. Peter finden kann, hatte auch für den Nachmittag eine große Menge herbeigezogen. Der Kardinal Groß-Pönitentiar, der an der Hauptthür der Metropolis **) mit aller Feierlichkeit von einer Schar Priester und Chor-

*) Der heilige Vater pflegt in der Regel die ärmsten Priester sowohl für die Ceremonie des Fußwaschens, als auch für die darauf folgende Mahlzeit in jenem Palaste einzuladen.

**) Metropole = Mutterkirche, hieß ursprünglich diejenige Stadt und Kirche, die einen Bischof hatte.

knaben empfangen wurde, begab ſich zuerſt nach dem heiligen Grabe,*) um hier zu beten, und dann in ſeinen Beichtſtuhl, um die Beichte aller derer zu hören, welche ſie abzulegen wünſchten. In ſeiner Rechten hielt er eine Rute, um damit einen leichten Schlag auf das Haupt derjenigen zu erteilen, die (oft aus weiter Ferne) herbeigeeilt waren, um den Sündenerlaß zu empfangen, der an dieſen Akt der Demütigung geknüpft iſt. Die katholiſche Kirche ſichert den Gläubigen die Vergebung der Sünden durch die verſchiedenartigſten Mittel.

Noch eine andere Ceremonie findet vor der Abendfeier des grünen Donnerſtages ſtatt, nämlich die Wallfahrt der armen Pilger, die in Begleitung der vornehmſten römiſchen Damen heranziehen, um vor dem heiligen Grabe niederzuknieen, und im Anblick der heiligen Hoſtie, die vor dem Grabe aufgeſtellt iſt, als Sinnbild des göttlichen Lebens inmitten des Todes, ihr Gebet zu verrichten. Die römiſchen Prinzeſſinnen an der Seite der armen Fremdlinge gewähren ein wohlthuendes Gefühl des Chriſtentums, das in die Welt gekommen iſt für die Armen und Kleinen, wie für die Reichen und Großen.

Am Abend dieſes Tages, als ſchon die Schatten der Nacht die Baſilika erfüllten, ging ich von Kapelle zu Kapelle und war glücklich in der Sammlung meines Gemüts, die mir durch die Abweſenheit der Menge vergönnt war. Mitten im Schiff war ein großer Leuchter angezündet, denn die 112 Lampen des „Glaubensbekenntniſſes des heiligen Petrus" durften in dieſer Trauerzeit nicht angeſteckt werden; nur noch von einem Punkte in dem großen dunklen Raume ſtrahlte ein helles Licht: das kam von den vielen Kerzen am heiligen Grabe, vor deſſen Altare Männer und Frauen auf die rührendſte Weiſe niedergekniet waren und beteten. Diejenigen, welchen man um dieſe Stunde in der Metropole begegnete, waren keine Neugierigen, ſondern fromme Gläubige. — Auch der Reliquienſegen ward dann noch an dieſem Abend geſpendet. Über der Bildſäule der heiligen Veronika war ein Kreuz von Wachskerzen angezündet, und auf einer kleinen Tribüne ſtand ein Prieſter, um die Umſtehenden mit den heiligen Reliquien einzuſegnen: ein Stück von dem Holz des echten Kreuzes Jeſu, ein Splitter von der heiligen Lanze, der Schleier der heiligen Veronika — jede einzelne Reliquie war in

*) Um die Ruhe des gekreuzigten Heilandes am Grabe anſchaulich zu machen iſt in allen katholiſchen Kirchen das „heilige Grab" aufgebaut, beſonders prächtig in den größeren Städten, doch wetteifern ſelbſt die Dörfer in einer ſchönen Ausſtattung des Grabes Jeſu; der heilige Leichnam, aus Holz gebildet, liegt in der wie eine Felſengrotte geſtalteten Höhle ausgeſtreckt; vor dem Eingange ſitzen zwei römiſche Soldaten mit ihren Spießen, auf Holz gemalt oder aus demſelben geſchnitzt; in ähnlicher Weiſe ſind die Engel dargeſtellt, welche über dem Grabe ſchweben. Das Ganze iſt mit grünem Laubwerk und Blumen verziert. Die feierliche Beiſetzung des heiligen Leichnams geſchieht am Charfreitage, wo auch das „Allerheiligſte" (die Monſtranz) in feierlicher Prozeſſion vor das Grab zur Anbetung hingeſtellt wird und bis zur Auferſtehung da ſtehen bleibt.

eine silberne Sonne gefaßt, die ringsum in einer Strahlenhülle leuchtete und das schönste Lichtspiel bildete. Schweigend auf das Pflaster des Schiffes niedergestreckt, beteten die Versammelten sie an.

Der Schwarm von Fremden hatte sie in dem zerstreuenden Lärme der vorigen Tage müde gemacht, ja einige hatten sogar für ihre Neugier büßen müssen. So ging die Ceremonie der Kreuzanbetung in der Sixtinischen Kapelle um 10 Uhr früh des Charfreitags mit einer Stille vorüber, wie sie die ehrfurchtgebietende Würde der gottesdienstlichen Handlung an diesem Tage erheischte. Die Anbetung des Kreuzes von seiten des heiligen Vaters, der Kardinäle und Prälaten stellte mir ein erhabenes und zugleich rührendes Beispiel vor die Seele; es war ergreifend, den Kirchenfürsten, einen ehrwürdigen Greis, mit entblößtem Haupte und nackten Füßen, die Hände gefaltet, sich hinwerfen zu sehen vor dem Holze, welches das Werk der Erlösung uns vorhält; zu sehen, wie die obersten Priester der Kirche in tiefer Demut vor dem Kreuze sich beugten; in diesem Augenblicke war aller menschliche Glanz und Pomp und Rangunterschied verschwunden, jede andere Größe verblichen vor jener Größe, die das heilige Holz andeutet; und diese Anbetung des Kreuzes geschah zu Rom, in derselben Hauptstadt „der Welt", welche einst das Kreuz mit Feuer und Schwert verfolgte und seine Anbeter mit der größten Schande bedeckte! Während der Ceremonie ließ die Kapelle Gesänge von wunderbarster Einfachheit, aber tief ins Herz dringender religiöser Empfindung ertönen. Das Improperium von Palestrina drang in unser Ohr wie der zärtlich-schmerzliche Vorwurf des Erlösers, den er an das undankbare Israel richtete: „Ich wollte euch versammeln unter meine Flügel, wie die Henne ihre Küchlein — aber ihr habt nicht gewollt!" Die Worte des Heilandes klangen in jenen Tönen und sprachen zu der Menschheit, die unstät in ihrer Verblendung umherirrt und das auf Golgatha für sie vergossene Blut vergessen hat.

Bei dieser Feierlichkeit in der Sixtinischen Kapelle bot alles den Anblick der größten Trauer dar, mit Bezug auf den Sterbetag Jesu Christi. Der Thron des Papstes war ohne Behänge und ohne Baldachin; die Bänke der Kardinäle waren von ihren Teppichen entblößt; die geistlichen Fürsten hatten ihren Siegelring abgelegt, die ihnen vorgetragenen Scepter waren umgekehrt; ein Chorhemd von violetter Sarsche bildete ihren ganzen Schmuck. Auch der Papst hatte einen solchen Chorrock angelegt und gleichfalls seinen Siegelring abgestreift; der Vater der Christenheit erteilte heute keinen Segen — alle Gnaden, alle Schätze des Himmelreichs sind für diesen Tag aufgehoben und verschlossen, ein unendlicher geistiger Tod beherrscht den Erdkreis.

Über die Feierlichkeiten des heiligen Samstages kann ich hinweggehen, da sie in Rom wie in jedem andern katholischen Orte abgehalten werden. Eine Eigentümlichkeit dieses Tages ist übrigens die Taufe der Neubekehrten, die jedes Jahr im Lateran des heiligen Johannes stattfindet. Ich wohnte dieser Ceremonie bei und sah einen jüdischen Jüngling von etwa 20 Jahren,

der, mit einem weißen Kleide angethan, nach Art der Christen die Taufe empfing, nachdem er zuvor seinen Glauben, auf die ihm vorgelegten Fragen antwortend, abgelegt hatte.

Um die Mitternachtsstunde erfüllte ein allgemeines Frohlocken und Freudengetön die Hauptstadt der christlichen Welt; der Heiland hatte den Stein vor seinem Grabe gesprengt, dem Tode die Macht genommen und der Welt sich wieder gegeben. In allen Kirchen läuteten die Glocken, die Artillerie auf der Engelsburg löste die Kanonen, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen donnerten die Böller, und lauter freudige Bewegung war überall. Die Trauerwoche war zu Ende.

Der erste Ostertag ward mit der großartigsten und prächtigsten Ceremonie gefeiert. Der Papst selbst hielt in St. Peter das Hochamt, welches das „hoheprieſterliche" heißt. Es ist in der Wahrheit ein eigentümliches Schauspiel, den Nachfolger Petri, der sich den „Knecht der Knechte Gottes" nennt, zu sehen, wie er unter dem prächtigen Thronhimmel herumgetragen wird, von schmetternden Trompeten begrüßt, von einer unzählbaren Menschenmenge umringt, die das große Schiff der Kirche erfüllt; zu sehen, wie die geistliche Armee, d. h. sämtliche religiöse Orden in ihrer verschiedenen Ordenstracht, wie der ganze päpstliche Hofstaat, alle Prälaten, alle Kardinäle in ihrem verschiedenartigen prächtigen Schmuck dem Kirchenoberhaupte voranziehen. Der Papst zeigt sich an diesem Tage in allem Glanze und aller Herrlichkeit, und sein Zug soll die Macht der ganzen katholischen Kirche veranschaulichen. Die dreifache Krone glänzt auf seinem Haupte; 4 einfache Kronen und 2 Bischofsmützen werden von Kaplänen in rotem Oberkleide ihm nachgetragen.*)

Was mich während der Feier des Hochamtes am meisten bewegte, war die Erhebung der Hostie und die Kommunion. Ein tiefes Schweigen herrschte im ganzen weiten Raume der Kirche; 30,000 Andächtige waren auf ihre Kniee gesunken, als (nach der Lehre und dem Glauben der Kirche) der Leib des Herrn in der Gestalt des Brotes sich offenbarte; der Papst allein stand aufrecht vor dem Altare und hielt die weiße Hostie empor unter dem laut schmetternden Posaunen- und Trompetenschalle.

Nachdem er mit der Hälfte der Hostie sich selber das heilige Abendmahl gegeben hatte, teilte er die andere Hälfte in zwei Teile und gab die Kommunion dem Kardinaldiakonus und dem Unterdiakonus, die er zuvor umarmte. Wie gewöhnlich trank der heilige Vater nicht aus einem Kelche, sondern aus einem goldenen Rohre.

Um die Mittagsstunde erteilte der Papst von der Höhe des an der Vorderseite der St. Peterskirche befindlichen Balkons herab der Christen-

*) Seitdem der Papst das weltliche Regiment des Kirchenstaats verloren hat und der König von Italien in Rom eingezogen ist, haben Pius IX. und sein Nachfolger Leo XIII. auf diesen Umzug verzichtet.

ſchar den Segen. Wer dieſen Anblick nicht aus eigener Anſchauung gehabt hat, macht ſich ſchwer eine Vorſtellung davon. Hunderttauſende von Chriſten, aus allen Teilen der Erde herbeigeſtrömt, bedecken den Platz vor dem Vatikan; alle Glocken in Rom laſſen ihre Töne durch die Lüfte erklingen; die Kanonen donnern von der Engelsburg herab; der Papſt hält eine kurze Rede, und am Ende derſelben macht er über das verſammelte Volk drei Kreuze und erhebt die Hände gen Himmel, um den göttlichen Segen herabzuflehen. Hinter dem Segen kam aber auch gleich der Fluch und Bannſtrahl, geſchleudert auf alle Ketzer und Ungläubige, auf alle, die den Papſt nicht für den Stellvertreter Gottes auf Erden halten.

# Neunter Abschnitt.

1. Die alten Hellenen und die Neugriechen. — 2. Athen. Die Ankunft. Die Stadt. Die Akropolis (Burg).

## 1. Die alten Hellenen und die Neugriechen.*)

Zwischen Kleinasien, der griechischen Halbinsel und der Insel Kreta ist das viereckige Bassin eines kleinen Binnenmeeres, von der übrigen Masse der mittelländischen Wasserwelt abgeschlossen. Dieses Wasserviereck läßt sich als ein großer Salzsee mit verschiedenen Ausgängen, die nach größeren Meerespartieen führen, betrachten.

Das Innere des Beckens ist mit einer Menge bergiger Inseln vulkanischen Ursprungs bestreut und erfüllt, denen sich in Bezug auf Naturreize, Fruchtbarkeit und sonstige Vorzüge wenige andere Inselgruppen gleichstellen können. Ein glänzender Himmel wölbt sich über ihnen. Sie haben einen milden Winter und werden durch die Seeluft vor übermäßiger Hitze bewahrt. Sie sind sämtlich bewohnbar, bieten liebliche Thäler und zwischendurch bequeme Flächen zum Anbau für Traubengelände, Oliven- und Citronenhaine und von süßem Honig träufelnde Binnengärten dar. Und fast alle haben so sichere Häfen, wie man deren sonst selten so viele neben einander findet.

Wie die Inseln, so sind auch die Küsten des Festlandzirkels umher sehr bunt gestaltet. Von Norden, Osten und Westen her ragen die Länder mit vielen schönen Halbinseln in das Meeresbecken herab. Tiefe, schutzreiche Buchten und Busen und unvergleichliche Häfen dringen ins Innere des Landes und laden überall zur Schiffahrt ein.

Fast möchte man das ganze Ägäische Meer wegen seines Reichtums an Ankerplätzen und Rheden als einen einzigen großen Hafen betrachten. Und recht wohl könnte man das gesamte Griechenland ein Europa im Kleinen nennen. Wie Europa durch seine vielfache Gliederung, seine wunderbare Verkettung

*) Von J. G. Kohl.

des Flüssigen und des Festlandes allen anderen Teilen der Erde überlegen ist, so ist es Griechenland dem übrigen Europa. Und wie die europäischen Völker, nachdem sie einmal erwacht waren, es allen andern Völkern der Welt in Schiffahrt, Handel, Verkehr, Thätigkeit, Energie, Kultur und Wissenschaft zuvorthun mußten, so war, scheint es, das Ägäische oder Griechische Meer von Haus aus dazu bestimmt, die erste Wiege und Schule dieser europäischen Thatkraft und Blüte zu werden.

Wann und wie sich die erste menschliche Bevölkerung in dieses wundervolle Becken, über jene anmutigen Inseln und Halbinseln ergoß, ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Doch scheint aus der Sprache der Hellenen so viel ersichtlich, daß sie und ihre Stammväter oder Vorfahren, als welche man die Pelasger zu nennen pflegt, aus Osten über Kleinasien gekommen sein mußten und dem großen indogermanischen Völkerstamm angehörten, der unserm Europa alle seine vornehmsten und geistreichsten Völker gegeben hat. Ihre Sprache zeigt sie uns innig verwandt mit den keltischen, romanischen, germanischen und slavischen Völkern. Wie diese, so haben die Griechen ihre Ur- und Herzwurzeln in Indien und am Himalaya.

Unter welcher Anführung, unter welchen nähern Umständen und Begebenheiten sich die Altvordern der Hellenen, die sogenannten „Pelasger" von dort ablösten, wie sie sich schon in dieser ihrer Urzeit hervorthun und auszeichnen mochten, und wie sie sich dann durch die asiatischen Westländer und durch Kleinasien hindurch schlugen — dies alles hat uns niemand so genau überliefert, wie z. B. ein Moses die ersten Anfänge und Ursprünge der Israeliten. Gerade die beiden Völker, welche im Altertum die größte Bildung und Bedeutung errangen, die Griechen und Römer, teilen das Schicksal, daß über ihre Urgeschichte und über die frühesten Bewohner ihrer Länder noch größere Ungewißheit herrscht, als über manche andere, minder kultivierte Rassen, und dies ist zum Teil eine natürliche Folge eben ihrer frühzeitiger gereiften Kultur und Blüte, die alles Vorgefundene und von alters dagewesene Barbarische verdunkelte, überstrahlte, verachtete und bald in Vergessenheit brachte. Alles, was wir sagen können, ist, daß die sogenannten Pelasger, namentlich aber ihre Nachfolger — oder Kinder? — die Hellenen, ein von vornherein mit trefflichen Anlagen versehenes Barbarengeschlecht gewesen sein müssen, und daß sie durch ihr gutes Glück in ein Vaterland, in ein Haus eingeführt wurden, welches zur Entwickelung solcher trefflichen Grundeigenschaften so günstig wie möglich eingerichtet war, nämlich in jenes bunt gestaltete Bassin des Ägäischen Meeres, das wir soeben mit einigen Zügen charakterisierten.

Trotz dieser Gunst und Gaben scheint es nichtsdestoweniger, daß selbst auch bei den Griechen, wie bei allen anderen europäischen Völkern, die zündenden Funken von außen kommen mußten. Die Mythen der Helden weisen auf Einwanderungen hin als auf solche Ereignisse, welche ihnen die Anregungen zum sittlichen Leben gaben, auf eine aus der Fremde kommende Lehrerin des Ackerbaues, die Demeter, welche die Ehe stiftete, den Feigen-

baum nach Griechenland brachte, wie Minerva den Ölbaum, — auf einen ausländiſchen Prometheus, der den Griechen die mit Feuer betriebenen Künſte lehrte. Selbſt den Gebrauch des Eiſens empfingen ſie aus der Fremde. Die Einführung des Pferdes, der Kunſt des Spinnens und Webens wurde dem Poſeidon, dem Gotte des Meeres, zugeſchrieben, d. h. wohl nur: ſie kamen übers Meer zu dem noch unkundigen Inſelvolke. Ebenſo gelangten zu ihnen zu Schiffe aus Phönizien und Ägypten durch Cadmus, Danaus, Pelops die erſten Geſetzgeber, Staatenbegründer und die Erbauer von Burgen und Städten, ein großer Teil ihrer Götternamen, ihrer religiöſen Fabeln und Satzungen.

Alle Anfänge der Geſittung brachten den Griechen Schiffer und Handelsleute zu; ihre Kultur war mit einem Worte aus dem Meere geboren. Der Lage und Beſchaffenheit des Landes gemäß wuchs ſie dann auch bei ihnen durch Hilfe des Meeres weiter. Von vornherein wurden die Griechen ſelbſt ein Volk von Seefahrern und Handelsleuten. Der älteſte Name der Landeskinder „Pelasger" ſoll auch, wenigſtens nach der Meinung einiger, vom griechiſchen Pelagos (Meer) abzuleiten ſein, und nichts anderes als Seeleute bezeichnen. Nach dem großen Gotte des allumfaſſenden Himmels, dem eingeborenen Zeus, war Poſeidon, der Gott der Gewäſſer und Winde, bei ihnen der zweite. Er waltete über ihre Schickſale mächtiger und eingreifender als die anderen, zu ihm ſtiegen in den zahlreichen, auf den Inſeln und Vorgebirgen errichteten Tempeln ihre eifrigſten Gebete empor. Aus den Salzwogen tauchte ihnen die Göttin der Schönheit Aphrodite hervor, und im Meere hatte ſelbſt der Sonnengott Helios ſeinen Palaſt, wo er in den Armen der unter dem Waſſer waltenden Thetis ruhte.

Die erſten bedeutenden gemeinſamen Unternehmungen der Griechen, in denen ſie ſich als einiges Volk bethätigten und empfinden lernten, der Argonautenzug, der Trojanerkrieg, waren große Flotten- und Seeexpeditionen, und wie damals zur Zeit des Argonautenzuges ſich ganz Griechenland aus dem Ägäiſchen Meere erhob, ſo hat es aus demſelben Meere, aus ſeinen Inſeln und Häfen noch oft ſo wieder friſche Kräfte gezogen. Wie jener vom Herkules zu Boden geworfene Antäus ſtets von ſeiner Mutter, der Erde, neues Leben empfing, ſo hat ſich Griechenland, wenn es niedergeworfen war (ſelbſt wieder in unſeren Tagen), aus ſeiner Mutter, der See, regeneriert. Ihre älteſten und bei ihnen am meiſten volkstümlich gewordenen Geſänge, die Dichtungen Homers, haben Seeräubereien, Seeabenteuer und Schiffahrt zum Gegenſtande. Es ſind Poeſieen, die noch heutigen Tages, wie vor 3000 Jahren, beim griechiſchen Volke am beſten verſtanden werden, eben ſo wie bei dem Nomadenvolke der Araber die Traditionen von ihren Hirtenpatriarchen Abraham und Ismael.

Einmal von außen her angeregt, entwickelte der fruchtbare und wie das Waſſer bewegliche Genius der Griechen eine wunderbar vielſeitige Thätigkeit nach allen Richtungen des menſchlichen Schaffens hin. Zum Enthuſiasmus — es iſt ein ſchönes Wort griechiſcher Empfindung — geneigt, mit Phan-

taſie und einem lebhaften Ahnungsvermögen begabt, erkannten ſie auf den weitſchauenden Gipfeln ihrer Berginſeln, in den Hainen ihrer Küſtenthäler, auf den blumengeſchmückten und von lieblichen Quellen und Flüſſen berieſelten Fluren ihrer kleinen Uferlandſchaften überall die Spur einer Gottheit. Jedes Verſteck ihres Landes wurde von der Dichtung verherrlicht und verewigt. Sie lernten die Götter verehren, und in allen Gegenden Griechenlands blühten Orakelſtätten, Tempel und Wallfahrtsorte empor. Jeder Zoll des Landes wurde klaſſiſch und geheiligt:

Alle Höhen füllten Oreaden. —
Ein Dryas lebt in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberſchaum.

Wie ihr Land, ſo bot auch ihr Leben die ſtärkſten Kontraſte. Das Schifferleben war reich an Wechſel und bunten Begebenheiten und hätte allein ſchon hingereicht, den Erzählern, den Rednern, den Dichtern den Mund zu öffnen. Im Hintergrunde dieſes wildbewegten ſtürmiſchen Seelebens aber lagen die kleinen reizenden und friedlichen Heimaten in den Inſelverſtecken, die häuslichen Herde an den Abhängen der Berge, die fruchtbaren Ackerfluren längs der klaren Flüſſe und das idylliſche Hirtenleben auf den Bergen Ida, Pelion, Helikon und im Innern von Arkadien. Natürlich mußten ſich die Griechen unter ſolchen Naturverhältniſſen und Kontraſten dichteriſch erregt fühlen. Sie griffen in die Lyra und ſie haben geſpielt und geſungen wie keine andern vor und nach ihnen.

Nach dem Muſter der von den Ägyptern und Phöniziern bei ihnen gegründeten Gemeinden ſtifteten und ordneten ſie blühende Städte, Republiken und Staaten in Menge rings um den Archipelagus herum. Dort erſtarkt, ſegelten ſie weiter auf den naſſen Pfaden des Meeres, erfüllten Italien und Sicilien mit ihren Kolonieen, ſteckten Leuchttürme der Bildung an allen barbariſchen Küſten des Schwarzen Meeres aus, umfaßten damit, wie mit einer goldenen glänzenden Verbrämung, den ganzen Nordſaum von Afrika und impften von Maſſilia aus dem fernen Gallien die erſten Anfänge der Kultur ein; ſelbſt aus den Säulen des Herkules ſegelten ſie hinaus auf den unermeßlichen Ozean.

Indem ſie auf dieſe Weiſe die bekannte Welt durchmaßen, fingen ſie, deren Geiſt eben ſo idealer als praktiſcher Natur war, an, über das Weltall zu ſpekulieren, und es traten mitten auf ihren mit Waren erfüllten Märkten und in ihren von Geſchäften und Völkern wimmelnden und lärmenden Häfen eben ſo ſcharfe als tiefſinnige Denker, Naturforſcher und Philoſophen auf, die je nach den Standpunkten ihrer Weltanſchauung eine Fülle von Syſtemen, Schulen und Sekten begründeten. Der Handel mit den verſchiedenartigſten Völkern erzeugte bei ihnen Reichtum und Luxus, ließ ein Streben nach der Ausſchmückung des Alltagslebens erwachen — und die ſchönen Künſte ſich entfalten. Ein Apelles, ein Praxiteles und unzählige ihrer Schüler fanden ſich ein, unter deren Händen der Marmor ſich geſtaltete, die herr-

lichſten Tempel und Hallen erwuchſen und die Schöpfung auf der Leinwand ſich friſchfarbig abſpiegelte.

Wie es in dem Vaterlande der Griechen keinen monarchiſchen, alles ausſchließlich bedingenden Nil, keinen koloſſalen, gebieteriſchen Ganges, kein unermeßlich weit geſtrecktes und einförmiges Meſopotamien gab, wie bei ihnen im Gegenteil alles zerklüftet, bunt und zierlich gegliedert, eine leicht zu handhabende und den Menſchen nicht überwältigende Natur, kleine Thäler, ſchmale Ebenen, zahlreiche mäßig hohe Berge, und doch dabei alles durch den glatten Spiegel des Meeres eng verbunden und verſchmolzen war, ſo iſt auch dem entſprechend die Natur des griechiſchen Volksgeiſtes ſelbſt eine vielgliedrige, ein auf allen Seiten geſchliffener Edelſtein geworden. Ganz im Gegenſatz zu anderen Nationen, z. B. zu der einförmigen und ungegliederten Maſſe, welche der ruſſiſche Land- und Volksgeiſt uns heutzutage bietet, ſtellten die Hellenen einen in viele Zweige auseinander gegangenen Baum mit gefälliger Gruppierung der Partieen dar. Ihre Sprache ſpaltete ſich in mehrere Dialekte, ihr Stamm in zahlreiche Geſchlechter, die alle ſehr verſchiedene Qualitäten und doch alle gleich ausgezeichnete Grundtugenden beſaßen, und die auch alle, trotz ihres Hinausſtrebens in oft ſehr entgegengeſetzte Richtungen, doch, wie ihre Inſeln durch das dazwiſchen ausgegoſſene Meer, von dem Bande gemeinſamer Sympathieen und Tendenzen unter einander umſchlungen und verknüpft wurden.

Dieſelben Verhältniſſe, welche die verſchiedenen Dialekte, Bauſtile und Philoſophenſchulen der doriſchen, der joniſchen und äoliſchen Griechen hervorbrachten, erzeugten bei ihnen auch eben ſo eine ungemeine Mannigfaltigkeit der politiſchen Verfaſſungen und bürgerlichen Zuſtände. Auch in dieſer Hinſicht haben ſie innerhalb ihres Lebenskreiſes ſo zu ſagen alles Denkbare erſchöpft. Demokratieen, Monarchieen, Oligarchieen und Ariſtokratieen, Geld- und Pöbelherrſchaft, Militärdespotie und Prieſtergewalt wechſelten unter ihnen je nach Geſchlecht, Zeit und Ort. Man glaubt das Fremdartigſte, Südpol und Nordpol, in Steinwurfsnähe neben einander hauſen zu ſehen. Die Extreme der Zuſtände, zügelloſeſte Freiheit und unbarmherzigſte Tyrannei unter dem Joch eines einzelnen ſcheinen ſich unter den Griechen faſt die Hände zu reichen, und zwiſchen beiden Extremen in der Mitte giebt es dann wieder eine Fülle von Staatsſchöpfungen, die aus der umſichtigſten Überlegung, aus der allſeitigſten und ſorgfältigſten Berückſichtigung des Charakters der menſchlichen Natur hervorgingen.

Die Revolution und der Wechſel der Herrſchaft waren bei dieſen raſtloſen und neuerungsſüchtigen Leuten permanent. Vergebens ſieht man ſich in ihrer ſtets ſtürmiſchen Geſchichte nach einem ſolchen ruhigen, ſonnigen Zeitpunkt um, wie ihn z. B. die Geſchichte Roms zur Zeit des Auguſtus und ſeiner Nachfolger darbot, in welchem die Künſte des Friedens und die Wiſſenſchaften nach unſeren Begriffen gemächlich hätten blühen können.

Und dennoch blühten ſie unter ihnen ſchöner, als ſonſt nie und nirgends. Mit dem Schwert umgürtet, ſchrieben die energiſchen Hellenen Ge-

ſchichte in einer Weiſe, wie ſie ſpäter ſo markig nie wieder geſchrieben worden iſt. Den Giftbecher leerend, den die unduldſamen Mitbürger ihnen reichten, gaben die griechiſchen Weiſen moraliſche Lehren der Toleranz und Liebe, die noch jetzt nicht vergeſſen ſind. Mitten im irdiſchen Getümmel der Straße, unter den Aufregungen des Forums ſpekulierten ihre Philoſophen ruhig und unbeirrt über die überirdiſchen Dinge. Mitten in dem ewigen Parteigezänk und blutigen Waffengeklirr huldigten ihre Dichter und Künſtler den Grazien und ſchufen ſo vollkommene, wohlklingende und harmoniſche Sprachgebilde, wie ſie keinem friedlicheren Volke je wieder gelungen ſind. Wenn man das Thun und Treiben der Griechen im ganzen überſchaut, ſo glaubt man tollkühne, geniale Männer zu ſehen, die es verſtanden, Blumen zu ziehen in den feurigen Schlünden von Vulkanen, und die den Muſen Tempel gebaut haben am Rande noch wütender Lavaſtröme.

Eben ſo, wie in dem Mutterland Hellas, ſo ging es auch in den Kolonieländern her. Die Töchterſtädte der Griechen entſtanden meiſtens infolge innerer Zwietracht und leidenſchaftlicher Parteiausbrüche, und dieſe Kolonieen ſelbſt, mit denen ſie die barbariſchen Geſtade des Mittelmeeres civiliſierten, ſcheinen eben ſo viele Krater geweſen zu ſein, die das Land umher, wie der Ätna, zugleich verwüſteten und wunderbar befruchteten.

Es lag vermutlich in der merkwürdig heftigen und feurigen Natur der Griechen, daß die ganze Zeit ihrer höchſten Blüte, ihres ſchönſten Schaffens nur kurz war, und daß ſie alle ihre ſchöpferiſche Kraft nur in einem, wie ein flüchtiger Traum vorüberſchwebenden Momente konzentrierte. — Zur Zeit des Perikles im 5. Jahrhundert v. Chr. Geb. ſtanden ſie auf dem Gipfel. Um die Perſon dieſes helleniſchſten aller Hellenen gruppieren ſich die ausgezeichnetſten der griechiſchen Namen, die durch ihre Leiſtungen in der ganzen Welt herrlich geworden ſind.

Man hat die Griechen eine jugendliche, eine Jünglingsnation genannt. Ja, Hegel bezeichnet ihr ganzes nationales Daſein und Treiben als eine einzige Jünglingsthat. Man könnte ihr nationales Geſamtleben mit der individuellen Exiſtenz anderer genialer, hochſtrebender Jünglingsnaturen vergleichen, z. B. mit der Raphaels, der ſich in der heißblütigen Entwickelung ſeiner Thatkraft frühzeitig aufrieb, dann aber den Nachkommen eine Erbſchaft von Werken vermachte, an welchen ſie ſich für alle Zeiten entzückten. Mit dieſer Erbſchaft in der Hand, welche ihnen die Zeitgenoſſen des Perikles hinterließen, hat der Nationalgeiſt der Griechen ſich ſtets bis auf unſere Tage herab auf Erden mächtig und einflußreich erwieſen, obgleich ſeit des Perikles Tode bei ihnen nur eine fremde Eroberung der andern folgte, und obwohl ſie nie wieder zu einer ſo kraftvollen Unabhängigkeit gelangten, wie in den kurzen Jahren, da ſie ungeſtraft unter einander ſtreiten und nach der Palme ringen durften.

---

Seit jenen Zeiten der höchſten Blüte ſind über die Bevölkerung von Hellas mannigfache und ſchwere Stürme hinweggezogen. Zuerſt kamen

Philippus und Alexander mit den Macedoniern über sie; doch helenisierten sich diese barbarischen Könige des Nordens, huldigten dem Geiste der Griechen, nahmen ihre Sprache an und verbreiteten dieselbe und jenen Geist mit ihren Eroberungen über den ganzen Orient. Es folgten die Eroberungen der Römer, die Einfälle slavischer Völkerschaften nach der Teilung des römischen Reichs, endlich die Unterjochung durch die Türken im 14. Jahrhundert; zu jeder Zeit aber haben die Griechen, wenn auch in ihrer politischen Unabhängigkeit gestört, doch in kulturlicher Hinsicht Sieg auf Sieg davongetragen; die fremden Eindringlinge nahmen bald ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Künste an.

Und wie diese letzteren, so wurden auch die Urſitze der Griechen in ihren Hauptumrissen wenig verändert. In der That, vergleicht man diese Umrisse, wie sie heutzutage existieren, mit denen, wie sie sich etwa 400 Jahre vor Christus zur Zeit des Perikles darstellten, so findet sich, daß beide fast völlig mit einander übereinstimmen, und daß alle die Türken- und Slavenkriege, alle die Wanderungen, Revolutionen, partiellen Bevölkerungs-Ausrottungen und Verpflanzungen darin eine kaum merkliche Veränderung hervorgebracht haben. Noch jetzt — man kann auch sagen jetzt wieder, — wie damals umzingelt ein Saum griechischer Dörfer und Städte das Ägäische Meer. Griechen oder doch gräcisierte und griechisch redende Menschen erfüllen den ganzen Peloponnes, fast das ganze Livadien oder die Provinzen Attika, Böotien, Euböa u. s. w. und weiterhin Thessalien. Als ein schmaler Streifen umzieht griechisches Bevölkerungsgebiet den ganzen Küstenrand von Macedonien und Thracien. Bei Constantinopel erfüllen sie einen ziemlich bedeutenden Abschnitt des thracischen Länderdreiecks bis Adrianopel hinauf und wohnen auf beiden Seiten der Propontis, des Hellesponts und des thracischen Bosporus. Von hier aus ziehen sie sich, freilich überall mit türkischen Kolonieen vermischt, einerseits ostwärts über Sinope hin bis Trapezunt längs des Nordrandes von Kleinasien, und andererseits über Troja, Smyrna, Ephesus nach Rhodus zu, von wo aus sie auch wieder ostwärts den Südrand von Kleinasien einnehmen. Ferner bewohnen sie als die bei weitem prädominierende Bevölkerung alle Inseln des Archipelagus, auch Kreta und Cypern, wo ihre Anzahl sich auf Hunderttausende beläuft, und endlich bilden sie auch im Westen auf den jonischen Inseln den Hauptteil der Bewohnerschaft.

Nur in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres, in Sicilien, das einst fast so griechisch war wie Cypern und Kreta, — in Süditalien, dem einstmaligen „Großgriechenland", und dann in Corsica und Südfrankreich, Spanien u. s. w. haben sich durch Italianisierung und Romanisierung fast alle alten griechischen Volkselemente verloren. Doch glaubt man in den Dialekten und Sitten einiger Ortschaften des Königreichs Neapel, sowie auch in einem der ältesten Stadtquartiere von Marseille noch selbst heutigen Tages einige Spuren des alten dorischen, jonischen und äolischen Wesens zu erkennen. — Dagegen haben nun in neuerer Zeit wieder die Griechen, wie

ihre Vorfahren, vom Handels- und Wandergeiſte beſeelt, in vielen anderen Gegenden Europas, wenn auch nicht mächtige, freie Republiken, doch wenigſtens Handelsniederlaſſungen, Comptoire und Faktoreien gegründet.

Wie in der Umgrenzung ihres urſprünglichen Wohngebietes am Ägäiſchen Meere, deſſen Häfen im Laufe von 2000 Jahren weder verengt, noch verſchüttet wurden und noch jetzt die ſchönſten des Morgenlandes ſind, wie in ihrem Schifferleben und Handelsgeiſte, der ſie ſtets in die Welt hinaustrieb, ſo ſind die heutigen Griechen auch in vielen anderen Beziehungen in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren körperlichen und geiſtigen Anlagen, in ihrer Sprache und in ihren Charaktereigenheiten vielfach die Alten geblieben.

Noch heute finden wir, und zwar nicht bloß bei den deswegen ſo oft geprieſenen Inſelgriechen, die ſchönſten Geſtalten und Körperformen und ſehen unter ihnen nicht ſelten den echt helleniſchen Typus gerade ſo erſcheinen, wie die Werke des Praxiteles ihn uns zeigen. Jene tiefe Lage der Augen in gewölbten Augenhöhlen, der edle Schnitt und hohe Bogen der Augenlider, die kurze aufgebogene und aufknoſpende Oberlippe, das vollrunde feſte Kinn, die geradwinkelige Senkung der Stirn und Naſe, der breite feſte Nacken, über dem allen der von Aphrodite ſelbſt geſcheitelte und gelockte Haarſchmuck, dies alles iſt noch jetzt keine ungewöhnliche Erſcheinung.

Nicht weniger Antikes giebt es bei den Neugriechen in dem Koſtüm, mit welchem ſie die ſchlanke Statue ihres Leibes einhüllen. Denn alte Gemälde und Bildwerke beweiſen uns hinlänglich, daß das, was wir jetzt orientaliſche oder neugriechiſche Kleidung nennen, in manchen Punkten nichts anderes iſt, als die auch bei den alten Hellenen übliche Koſtümierung. Die zottigen Wollenmäntel der heutigen Epiroten und Palikaren erinnern lebhaft an die zottigen Chlamyden der Alten. Die roten Käppchen der heutigen Griechen und der Feß der Türken ſtammen von den antiken Schiffermützen her, die eben ſo geformt und mit derſelben roten Farbe gemalt auf alten Vaſen vorkommen. Die uralte ſogenannte phrygiſche Mütze tragen annoch die Hirtenknaben in Arkadien. Die aus ſchuppenartig übereinander genähten Silbermünzen gebildeten Bruſtlatze, welche die bräutliche Ausſteuer der Jungfrauen in Livadieen bilden, erinnern lebhaft an den Bruſtpanzer der Minerva, der uns aus unſeren Muſeeen bekannt iſt. Die Form der Ohrringe, der Halsbänder, der Armſpangen der neugriechiſchen Weiber, ihre Sitte, das dunkle Haar der Braut mit Goldpuder zu beſtreuen, dies alles und noch ſonſt vieles nähert ſich in hohem Grade dem Antiken. Auch färben die Frauen noch jetzt die Spitzen ihrer zierlichen Finger mit einem rötlichen Stoffe, ohne zu wiſſen, daß ſchon Homer die roſenfarbenen Finger der Aurora beſungen hat.

Sogar kirchliche und religiöſe Handlungen, wie z. B. Hochzeits- und Begräbnisgebräuche, die man bei dem Wechſel der Religion doch gerade vorzugsweiſe verwiſcht und umgewandelt zu finden erwarten ſollte, enthalten mehrere Überreſte aus dem Heidentume. Wie in alten Zeiten, ſo wird noch jetzt dem Brautpaare als Symbol des Familienglückes eine Granate über-

reicht, und, wie ehemals, so werden sie noch jetzt beim Eintritt ins Haus mit Reis bestreut, zum Zeichen, daß ihrer glücklichen Jahre so viele werden möchten, wie die Körner. Wie vormals, werden bei dem jährlichen Feste zur Feier der Verstorbenen Gerste, getrocknete Weinbeeren, Backwerke und Wein als Totenopfer dargebracht und auf die Gräber hingestellt. Auf den Kopfenden werden kleine Kerzen befestigt, dergestalt, daß der ganze Gottesacker in der Nacht von vielen zum Himmel aufstrebenden Flämmchen illuminiert erscheint. — Die Ansicht der Neugriechen über das Leben nach dem Tode, weit entfernt, der christlichen Lehre vom Paradiese und der Hölle gänzlich gewichen zu sein, zeigt sich in der Poesie jener Naturkinder als vollkommen antik: der alte Charon ist noch jetzt die Personifikation des Todes, und noch sind die alten Ausdrücke Hades und Tartaros in gewöhnlichem Gebrauche und finden sich häufig in den Klageliedern der einfachen, poetischen und abergläubischen Hirten, welche im Sommer die Hochthäler des Parnassus durchziehen.

Zaubermittel bereiten die alten Weiber noch jetzt wie sonst, und wie ehemals sind die Thessalierinnen als besonders geschickt in dieser Kunst berüchtigt. Der Knoblauch, den schon Hermes in Homers Odyssee als Gegenmittel gegen die Zaubereien der Circe anwendet, wird auch griechischen Kindern unserer Tage in Form eines Amulets um den Hals gehängt, um gegen das verhexende Auge unschädlich zu machen. — Die Ackerbauinstrumente und häuslichen Gerätschaften der Neugriechen haben so ganz die antiken Formen, daß die jetzigen griechischen Bauernhütten unsere Museeen mit den echtesten Mustern versehen könnten.

Was aber noch wichtiger und interessanter als dies alles ist: auch das Echo der alten Sprache tönt uns aus diesem Lande hell und deutlich entgegen, jenes wundervollen, männlichen und zugleich wohltönenden Idioms, des schönsten, edelsten und reichsten, das sich je zwischen menschlichen Lippen gebildet hat.

Freilich hat die jetzige neugriechische und romanische Sprache, gleich einer schönen Statue, die Jahrhunderte lang der Einwirkung zerstörender Wetter ausgesetzt war, mancherlei Veränderungen erfahren und einige Beimischungen aus dem Slavischen, Türkischen und auch aus dem Italienischen aufgenommen. Sie ist auch mehrfach in ihrer Syntax verbildet und umgebildet und wird mit einem fremdartigen Accente, vielleicht nach Weise der Slaven, ausgesprochen; endlich hat sie, bemerkenswert genug, alle Spuren der alten mundartlichen Verschiedenheiten verloren: nach Ansicht der Gelehrten soll sie sich bloß aus dem äolischen Dialekt entwickelt haben. Nichtsdestoweniger aber ist sie im Wesen dieselbe geblieben, und zwar kann sie in weit höherem Grade die alte griechische genannt werden, als z. B. das jetzige Italienisch dem alten Lateinischen gleich genommen werden darf. Auch unser jetziges Deutsch steht dem alten Gotischen und das heutige Russische dem alten Slavischen merklich entfernter, als der Dialekt der heutigen Athener der Sprache der Zeitgenossen des Homer. Sie wird noch mit denselben

Buchstaben geschrieben, wie ehemals; ja die griechischen Dorfschreiber bringen sie noch in derselben Manier zu Papier — auf dem Knie — auf langen Streifen, die sie zusammenrollen wie die Alten.

Noch jetzt werden in dieser schönen Sprache Volkslieder gedichtet und gesungen, von denen unser Goethe gesagt hat, daß keine andere Nation ein Gleiches aufweisen könne. Die Freiheitshymnen, welche am Anfang dieses Jahrhunderts ein Rigas sang, sind weithin berühmt geworden. Neroulos, Panagos, Soutzos sind einige auch im Auslande bekannt gewordene neugriechische Dichter. — In dem Dialekt vieler neugriechischen Thalbewohner haben sich nicht nur altgriechische Worte erhalten, welche die Umgangssprache der byzantinischen Griechen nicht mehr kennt, sondern es finden sich auch bei ihnen sogar manche Wurzelwörter, welche älter sind, als die uns bekannte alte Schriftsprache selbst.

Die griechische Sprache steht in allen diesen Beziehungen fast einzig in Europa da. Sie ist in ihrer reichen Ausbildung älter und weniger verändert, als irgend eine andere. Denn während derselben Zeit, in welcher das Griechische sich in so hohem Grade gleich blieb, haben viele der anderen europäischen Sprachen nicht nur mehrmals ihre Alphabete abgelegt, sondern sich auch sonst erstaunlich umgewandelt, ja manche von ihnen haben sich unterdessen erst gebildet. Dieser Umstand allein beweist hinreichend, daß die Griechen durch ihre Bildung und Sprache immer wieder die zu ihnen hereingewanderten Barbaren überwältigten, und daß auch zu allen Zeiten immer noch genug echte Griechen übrig sein mußten, um diese Überwältigung möglich zu machen.

Am wenigsten will man den hohen, enthusiastischen, patriotischen, der schönsten Tugenden fähigen Nationalgeist der alten Hellenen in dem Charakter der jetzigen, als verschmitzt verschrieenen, im Handel und Wandel übel berüchtigten Neugriechen wiedererkennen. Allein auch hierin giebt es vielleicht mehr Parallelismus, als die allgemeine Stimme es zugeben will. Verschlagenheit, List, Gewandtheit und Verstellungskunst, die dem Neugriechen jeder beilegt, und die man gewöhnlich dem Türkendrucke und Slavenjoche zuschreibt, waren nach Homers Zeugnisse auch schon den alten Hellen in hohem Grade eigen, und der erfindungsreiche Odysseus war, wie man sagt, „mit allen Wassern gewaschen", mit betrügerischem Diebessinn, Raublust, hinterlistiger Überredungskunst und je nach Umständen mit schmeichlerischer Höflichkeit reichlich begabt. Also auch diese Untugenden der Griechen sind schon althergebracht.

Auf der anderen Seite sind trotz Türkendruck und Slavenjoch die Neugriechen noch jetzt durch Lebhaftigkeit des Gefühls und der Phantasie, Beweglichkeit des Gemüts, Schärfe des Geistes und Frohsinn, wie die Alten ausgezeichnet. Liebe zu ihrer Berg- und Inselheimat und dabei doch ein großer Trieb, die Wellen des Meeres zu durchwandern, bewegt sie gleich ihren Altvordern, und an glorreichen Beispielen patriotischer Hingebung und heldenmütiger, aufopfernder Verteidigung des Vaterlandes hat es weder in alten, noch in neueren Zeiten gefehlt, eben so wenig wie an Antrieben zur

größten Eifersucht, zur Uneinigkeit, Parteiwut und leidenschaftlichsten Racheübung. Neben den größten Intriguanten findet man auch zuweilen noch im jetzigen Griechenland die biedersten und geradesten Männer, neben der ärgsten Charakter- und Tugendlosigkeit den reinsten, festesten Willen.

Für Gelehrsamkeit und Wissenschaft ist bei den Griechen der Same niemals völlig ausgestorben, und es hat selbst in den schlimmsten Zeiten des Türkendruckes in Constantinopel immer ein Häuflein Griechenabkömmlinge gegeben, unter denen Bildung und Kenntnisse traditionell waren, und aus deren Mitte dann und wann große Gelehrte hervorgegangen sind, hellsehende Köpfe, weitleuchtende Lichter, die selbst im Occident die Aufmerksamkeit auf sich zogen. In neuester Zeit hat sich die ganze Nation, so weit sie frei wurde, wieder dem Studium, der Lern- und Lehrbegierde hingegeben und Hoch- und Volksschulen in ihrem Schoß erzeugt. Auch in Bezug auf die Künste ist in den Volksanlagen die Bildsamkeit nie ganz ausgestorben; die Neugriechen haben sich auch auf diesem Gebiete einigen neuen Ruhm erworben.

Allerdings mag man alle diese Leistungen und Talente der Neugriechen im Vergleich mit dem, was ihre Altvordern uns hinterließen, vorläufig noch als sehr diminutiv bezeichnen und nur als neue Keime betrachten auf dem Boden, auf dem einst ein so imposanter und blütenreicher Musenhain stand. Sehr begreiflich ist es daher auch, daß die Neuen in ihren Traditionen von den Verrichtungen der Alten wie von den Thaten eines Titanengeschlechts reden, und daß sie in ihren Sagen alles, was ihnen von diesen überliefert wurde, mit den Mythen von den weltstürmenden Cyklopen und Riesen vermischen.

In Wahrheit mögen wir es aussprechen, indem wir zum Schluß unserer Betrachtung noch einmal auf jenes kleine Meeresbecken, an dessen Ufern die Wiege und die alten Sitze der Griechen lagen, hinblicken: dort am Archipel begann unser Europa, dort liegen die Wurzeln unserer Bildung, von diesem, ich möchte sagen, heiligen Meere, wo für uns Geistesleben, Freiheit, Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst entsprangen, sind die Samenkörner der Humanität hinausgeweht worden bis in den äußersten Norden und Westen unseres Weltteils und dann weiter hinaus über den Ozean in eine neue Welt. Und in neuerer Zeit, in unserem Jahrhundert, sind nach einem weiten Umkreise die Manen der Hellenen wieder in ihre Urheimat eingezogen, um von da aus, nach Lösung der noch immer am politischen Himmel schwebenden orientalischen Frage, noch einmal wieder in den jetzt so verkümmerten Orient einzudringen.

## 2. Athen.*)

### Die Ankunft.

Unſer erſtes Ziel haben wir erreicht; wir befinden uns ſeit geſtern früh in Athen.

Das Schiff war abends von der Inſel Syra abgegangen, und wir näherten uns bereits der attiſchen Ebene, als uns des Morgens unſer Reiſediener Dimitri weckte. Wir ſtiegen auf das Verdeck; es war auf der Höhe der phaleriſchen Bucht. Welch ein Blick! — ich werde ihn nie vergeſſen. Zur Seite liegen die weltberühmten Inſeln Ägina und Salamis, und drüben auf dem Feſtlande ſteigt der mächtige Pentelikon auf, ſeine Arme weit über das Thal ausbreitend, gleich als wollte er es unter ſeinen Schutz nehmen; und an dieſen ſchließt ſich der lang hingeſtreckte Hymettus und der einſam feingezeichnete Bergkegel des Lykabettus; endlich, für den ungeduldigen Reiſenden faſt allzuſpät, tritt immer deutlicher und deutlicher auch der Hügel der Akropolis hervor, mit den weithinſchimmernden Säulen des Parthenon, der Propyläen und des Niketempels.

Wir landeten im Piräus, dem Seehafen von Athen. Es giebt wohl nirgends ein ſo günſtiges, von allen Seiten umſchloſſenes Hafenbaſſin, als dieſes; der alte Themiſtokles, der die Seemacht der Athener begründete, wußte ſehr wohl was er that, als er den Athenern anriet, ihre hauptſächlichſte Stärke im Piräus zu ſuchen.

Während unſer Diener beſchäftigt war, unſere Sachen ans Land zu bringen, ergötzte ich mich an den maleriſchen Gruppen von Griechen und Griechinnen, die rings um mich herum auf dem Verdeck lagerten. Wunderbar ſchön ſind die Männer. Das ſchwarzgelockte Haupt iſt mit einem knapp anſchließenden roten Feß bedeckt. Stechende Augen, ſchwarzbrauner Teint, die Naſe lang, aber leiſe gebogen, das Kinn ſpitz, aber kräftig vortretend. Der Nacken iſt frei. Nur ein ſchmaler weißer Kragen legt ſich über das rote oder blaue Kamiſol, deſſen frei ſchwebende Ärmel die zierliche Bewegung der Arme begleiten. Auf der Bruſt liegt das weiße, feingeglättete Hemd. Und von den Hüften ſchwebt, durch einen farbigen Gürtel zuſammengehalten, bis zum Knie die weiße, faltenreiche Fuſtanella, ein hemdartiger Überrock, der der ganzen Geſtalt eine feine, wenn auch zuweilen faſt weibiſche Zierlichkeit giebt. Unter den Knieen ſind die Beine in knappe, ſcharlachrote oder blaue mit blauen Quaſten und Stickereien gezierte Gamaſchen geknöpft und die Füße ſind mit zierlichen Schnabelſchuhen oder Sandalen bekleidet. Ein Mantel von zottigem Ziegenfell mit frei ſchwebenden Ärmeln, oder bei Vornehmen ein blauer Paletot mit rotem Kragen dient in der ſtrengeren Jahreszeit als Überwurf.

Mögen nun dieſe Neugriechen die wahren Abkömmlinge der Altgriechen

*) Herm. Hettner: Griechiſche Reiſeſkizzen (Braunſchweig).

ſein, oder mag noch ſo viel ſlaviſches Blut in ihren Adern fließen, dieſe Männer wiſſen ſich mit einem Adel und mit einem Schwunge zu tragen und zu bewegen, daß uns die ganze Plaſtik der alten Kunſt aus dieſen Geſtalten lebendig zur Seele ſpricht. Ich ſah geſtern auf der Straße in Syra einen griechiſchen Palikarenhäuptling und einen vornehmen Mann aus Sparta Arm in Arm mit einander auf und ab ſpazieren; dieſe gingen ſo ſtolz und in ihrer Schönheit ſo ſelbſtbewußt, daß ich mich gar nicht ſatt an ihnen ſehen konnte; ſie gemahnten mich wie verkommene Nachkömmlinge alter Königsgeſchlechter, die ſelbſt im Bettlermantel noch immer die alte Würde zu wahren wiſſen. Merkwürdig iſt es, daß die Frauen, wenigſtens die ſtädtiſchen, in ihrer Kleidung faſt ganz moderniſiert ſind. Das giebt ihnen bei ihrem braunſchwarzen Teint und ihrem üppigen Haarwuchs ein entſetzlich falopes Anſehen. Schöne Griechinnen konnte ich bis jetzt nur wenige entdecken. Sie verblühen alle ſehr ſchnell, und das mag wohl daher kommen, daß ſie meiſt, eben ſo wie die Frauen in Sicilien, ihre Kinder bis in das 3. oder 4. Jahr hinein ſtillen.

Das kleine Städtchen des Piräus, flach in der Ebene gelegen, iſt ganz modern gebaut mit modernen Kaffeehäuſern und Kaufmannsſpeichern. Obgleich es in den letzten Zeiten ſehr an Ausdehnung zugenommen hat, ſo hat es doch noch lange nicht den Umfang der alten Hafenſtadt. Das obere Ende der Bucht, wo die Sage die Gebeine des Themiſtokles ruhen läßt, iſt ſumpfig und fieberhaft.

Aber wir halten uns nicht lange im Piräus auf, es drängt uns nach Athen. Wir fahren vorüber an den Überreſten der „langen Mauer", wir fahren über den Kephiſſos durch die letzten Ausläufer des heiligen Olivenhains. Die Straße iſt ſo angelegt, daß man fortwährend die Akropolis von Athen im Angeſicht hat. Dieſe Fahrt dauert etwa eine Stunde. Endlich ſind wir in der Nähe der Stadt. Zur Rechten zwiſchen dem Hügel der Akropolis und der Straße, auf der wir uns befinden, liegt der alte Theſeustempel, mit ſeinen goldbraunen Säulen und Wänden uns in der leuchtenden Morgenſonne wie zum Gruß entgegenſtrahlend.

Die neue Stadt hat keine Ringmauern, keine Thore. Man fährt durch die Hauptſtraße, die Straße des Hermes. Der erſte Eindruck der Stadt war verſtimmend und wohl geeignet, alle träumeriſchen Illuſionen von einem raſchen Aufblühen des neuen Griechenlands zu zerſtören. Die Häuſer ſind ſehr eng und niedrig, meiſt einſtöckig, zum größten Teil ohne Fenſter; hölzerne Läden ſchließen bei ſchlechtem Wetter und in der Nacht die Öffnungen, die als Fenſter dienen. Die Straßen, ſelbſt die Hauptſtraßen, ſind ganz entſetzlich ſchmutzig, denn ſie ſind alle ungepflaſtert. Es überfiel mich eine namenloſe Trauer; ich dachte an Rom. Rom iſt auch nicht mehr ſo groß, wie ſeine große Vergangenheit, aber es hat ein glanzvolles Mittelalter und ſteht auch jetzt im weſentlichen mit der ganzen europäiſchen Bildung auf gleicher Höhe. Wie ganz anders hier! Griechenland nahm einen Aufſchwung zur Zeit ſeines ruhmreichen Befreiungskrieges; aber dieſer Auf-

ſchwung iſt verpufft. Das ganze Land iſt zu arm, als daß es ſich durch ſich ſelbſt erhalten, geſchweige denn aufblühen könnte. Der Grieche iſt betriebſam, ja er iſt ſo fleißig, daß ich nie einen ähnlichen Fleiß in Italien geſehen habe. Aber alle dieſe Anſtrengungen ſind vergeblich, wenn Griechenland ſich nicht reicher bevölkert und durch die zunehmende Bevölkerung die reichen Schätze*) des Landes und die ſchönen Hafenplätze der Küſten beſſer benutzen kann.

## Die Stadt.

Das neue Athen liegt durchaus auf dem Grund des alten. Es iſt wohl hauptſächlich vom König Ludwig ausgegangen, daß gerade Athen wieder die Hauptſtadt des neuen Königreichs wurde. Die ſentimentale Romantik war aber entſchieden ein politiſcher Mißgriff. Das alte Athen ſiedelte ſich hier an, weil alle älteſten griechiſchen Städte, aus Furcht vor den Einfällen der Seeräuber, ſich in einiger Entfernung vom Meere landeinwärts auf ſteile Anhöhen anſiedelten. Heute fällt die Urſache weg, Griechenland iſt weſentlich auf die See angewieſen. Die natürliche, d. h. durch die Zeitverhältniſſe und durch die billige Rückſicht auf Griechenlands Handel und Weltverkehr geforderte Lage der neuen Hauptſtadt war nur der Piräus, den als die eigentliche Stadt zu betrachten ſchon Themiſtokles anriet. Vielleicht war aber Attika für eine Städtegründung überhaupt, die der natürliche Mittel- und Schwerpunkt eines einheitlichen Königreichs ſein ſoll, in einer zu entfernten Landecke gelegen. Es zeigt von der hohen Weisheit Kapodiſtrias und der Venetianer, daß ſie zunächſt Nauplia, das ſchöne, mit einem herrlichen Hafen verſehene, zu ihrem Regierungsſitz wählten. Und bekanntlich ging man ſogar einmal mit dem Plane um, die Hauptſtadt auf den korinthiſchen Iſthmus zu legen, auf die ſchmalſte Stelle desſelben; ſie beherrſchte dann beide Meere.

Nichtsdeſtoweniger iſt das neue Athen bis jetzt raſch aufgeblüht. Es hat einige 50,000 Einwohner und nimmt einen ſtattlichen Flächenraum ein. Zwei Hauptſtraßen, die ſich in ihrer Mitte rechtwinkelig durchſchneiden, durchlaufen die ganze Länge und Breite der Stadt: die ſchon erwähnte Hermesſtraße, die als Fortſetzung der vom Piräus kommenden Landſtraße, von Weſten nach Oſten gehend, auf dem großen freien Platze mündet, der eine hübſche Gartenanlage vor der königlichen Reſidenz bildet, — und die Äolusſtraße, vom Süden zum Norden führend, deren ſüdlicher Ausgangspunkt der unter der Akropolis liegende, aus der Römerzeit ſtammende Turm der Winde iſt. Die große Mehrzahl der an dieſen beiden Straßen liegenden Häuſer iſt zweiſtöckig, zuweilen recht elegant und ſauber. Hier giebt es Glasfenſter und zweiflügelige Hausthüren, oft auch Altane, über die oft ein ſtumpfwinkeliger Seitenflügel hervorſpringt. Dies ſind die Straßen der Kaffeehäuſer und

*) Griechenland iſt zu klein und leider von den Mächten gleich von vornherein ſo ſchwach hingeſtellt, daß es nicht zu Kräften kommen kann. Anm. des Herausg.

Kaufläden; zu ebener Erde liegen die Barbierſtuben, die den heutigen Griechen ganz wie den alten als öffentliche Unterhaltungsorte dienen. Durch die geöffneten Thüren und Fenſter ſieht man die Werkſtätten der Hutmacher, Schuſter und Schneider, die halb auf offener Straße arbeiten. Man ſchaut auf ein recht heiteres bewegtes Straßenleben.

Die Häuſer der fremden Geſandten und die öffentlichen Staatsgebäude, die Miniſterien, die Bank, die Univerſität liegen vom ſtädtiſchen Verkehr entfernter, auf freien, zum Teil noch nicht ganz angebauten Plätzen, die ſich vom nördlichen Ende der Äolusſtraße bis zum königlichen Schloſſe hinziehen. Dies iſt das faſhionable Weſtende des neuen Athen.

Was ſich an dieſe Stadtteile anlegt, iſt nun aber ein wüſter Knäuel von kurzen, krummen und engen Gaſſen, durch den man ſich ſchwer hindurchwindet. Faſt überall ſieht man nur elende Hütten und Baracken, dürftig zuſammengeſetzt aus vier übertünchlen, mit einem leichten Ziegeldach überdeckten Mauern; einige Öffnungen mit hölzernen Läden dienen als Fenſter, Schornſtein und Thür. Nur an einem iſt hier Überfluß: an Staub bei trockenen Winden und an Schmutz bei Regenwetter.

Wenn die Frauen und Mädchen der höhern Stände, oder beſſer geſagt, jener kultivierten Stadtteile ſich durchaus europäiſch tragen — nur ein kleiner roter Feß, um den ſich in üppiger Fülle die dichten Haarflechten winden, gilt als nationales Abzeichen —: ſo herrſcht in dieſen entlegneren Straßen und Winkeln noch ganz die albaneſiſche Frauentracht, wie im übrigen Griechenland. Ein langer wollener Rock, vom Hals bis zu den Füßen wallend, wird tief unten an der Hüfte mit einem roten Gürtel zuſammengehalten; darüber legt ſich ein kürzeres, wollenes Oberkleid von demſelben Schnitte, ebenfalls mit weißem Grund, die Breite des Rückens mit zwei langen ſchwarzen Streifen hervorhebend, und wenn es ein Feſtgewand iſt, bei Mädchen mit roten, bei Frauen mit ſchwarzen Stickereien umſäumt. Der Kopf iſt in durchaus antiker Drapierung mit einem weißen Tuch umhüllt.

## Die Akropolis (Burg).

Der Hügel der Akropolis erhebt ſich etwa 100 m hoch am ſüdlichen Ende der Stadt. In der älteſten Zeit war er die Stadt ſelbſt; erſt unter Theſeus breiteten ſich die Wohnungen am Fuße des Hügels aus, weshalb das ſpätere Athen auch die Stadt des Theſeus genannt wurde. Auf der Nord-, Süd- und Oſtſeite ſteigt er mit ſteilen und unerklimmbaren Felswänden jäh empor. Nur gegen Weſten iſt er von dieſer natürlichen Befeſtigung entblößt. Die Weſtſeite iſt daher ſtets der gewöhnliche Aufgang zur Akropolis geweſen. Jetzt iſt der Eingang mit mittelalterlichen und türkiſchen Mauerwerken verbaut, und nur durch eine enge Seitenpforte gelangt man in das Innere des Allerheiligſten. Wir gehen durch dieſe Pforte und wir ſtehen vor der großen und breiten Treppe, auf deren Höhe uns oben als ihr natürlicher Abſchluß die Propyläen entgegentreten, das feſtliche Eingangsthor, das die Griechen des Perikleiſchen Zeitalters zu Betretung

der Akropolis einlud. Dieſe Propyläen, in der Mitte das große Thor, von dem das Brandenburger Thor in Berlin nur ein ſchwaches Abbild giebt, und zur Seite die gewaltigen Seitenflügel, von denen, der künſtleriſchen und militäriſchen Doppelbeſtimmung der Akropolis entſprechend, der eine ein Waffenmagazin, der andere eine Pinakothek (Gemäldegalerie) war, gehören zu den vollendetſten Bauten der vollendetſten Kunſtblüte.

Aber die Säulen ſind verſtümmelt, das Dach zertrümmert; ein häßlicher mittelalterlicher Feſtungsturm ſtört den einheitsvollen Eindruck; die Treppen ſind in vereinzelte Bruchſtücke auseinander geſchleudert. Und der durch die Bemühungen von Roß und Schaubert aus den alten Trümmern wieder aufgebaute zierliche Nike- (Siegesgöttin-) Tempel, der vor den Propyläen ſteht, dient nur dazu, uns das Gefühl recht lebhaft zu machen, was für eine unendliche Welt der Schönheit uns für immer verloren gegangen iſt.

Durch die Propyläen hindurch geht es nun an regellos auf einander geſchichteten Bautrümmern vorüber zu dem Parthenon, dem ſchönſten und größten Tempel des Alterthums.*) Wohl erfüllen uns dieſe hochaufſtrebenden Säulen und die Geſimſe des Daches und der Decke durch ihre ſchönen Formen und Verhältniſſe mit Bewunderung und Entzücken; aber auf den erſten Anblick vermag die Phantaſie nicht, aus der gräßlichen Verſtümmelung, der auch dieſer Bau unterlegen iſt, ſich lebendig das ganze in ſeiner vollen Herrlichkeit wieder herzuſtellen. Die Säulen, jetzt des Daches, der Deckenbalken und zum Teil der Kapitäle beraubt, ragen klagend in die blaue Luft hinein, und rings herum liegen auf dem Boden des inneren Tempelraumes die ſchönſten Bauſtücke wüſt durch einander. Mit bewegtem Gemüt geht man hinüber zu dem wunderbar zierlichen Erechtheion, dem Doppeltempel der Athene Polias und des Poſeidon (Erechtheus). Die ioniſchen Säulen dieſes einſt ſo prachtvollen Tempels ſind höchſt anmutig und leicht, das Ganze iſt ſo ſchlank und zierlich, in allen Einzelnheiten ſo durchgebildet und feingegliedert! Aber fragt man, wie die einzelnen Teile dieſer zwei Zellen mit ihren doppelten Seitenflügeln unter ſich zuſammenhingen, ſo wird die Antwort ſchwer. Man muß öfter dieſe Trümmer betrachten und das Nachforſchen und Studium der Alten in lebendige Verbindung ſetzen: dann werden allmählich auch dieſe Ruinen vor dem inneren Seelengange zum ſchönen Ganzen, zu lebendigen Bildern der untergegangenen Herrlichkeit! Sie ſind das Einzige, was wirklichen Genuß bietet; mittelalterliche Kunſt und Bildung iſt in Griechenland nicht zu finden und die Gegenwart iſt auch nicht viel mehr, als der Anblick einer Ruine.

*) Dieſer Tempel der Athene war 90 m lang und 60 m breit, darin ſtand die berühmte Bildſäule der Göttin. Die Türken machten eine Moſchee daraus, welche 1677 durch die Bomben der Venetianer zerſtört wurde.

# Zehnter Abschnitt.

1. Spanien und die Spanier. — 2. Spanisches Land und Volk. 3. Die Einwohner von Madrid. Eigentümlichkeiten Madrids und der Madrider. Bemerkungen aus den Reiseskizzen von Meta Wellmer. Umgestaltungen Madrids seit 1850. — 4. Das Wohnhaus des Spaniers. — 5. Ein Stück Afrika in Europa. Die Palmengärten von Elche.

## 1. Spanien und die Spanier.

### Reise an die spanische Grenze im Jahre 1820.*)

Ich wollte das Volk besuchen, durch welches Europa das Gesetz der Kalifen von sich abgewehrt, die neue Welt erobert und neuerdings alle Könige wieder frei gemacht hat.

Als ich mitten in jenen Bergen angelangt war, welche eine so großartige Mauer zwischen Bearn und Navarra bilden, machte ich, durch die Schönheiten der Landschaften gefesselt, halt im Lande der Basken. Hier sind die Pyrenäen, welche sich bereits dem Ozean nähern, schon sehr von jener Höhe herabgesunken, die sie in der Umgegend von Bagnères und gegen den Mont Perdu hin so majestätisch macht. Ihre Gipfel verbergen sich hier nicht mehr hinter einem unvergänglichen Schneemantel, und die reißenden, zerstörenden Gießbäche, die gewaltigen Amphitheater himmelanstrebender Felsen, die schauerlich tiefen Abgründe sind verschwunden. Die Natur zeigt sich überall als freundliche Wohlthäterin, und statt erhabener Szenen von wilder Pracht zeichnet sie liebliche Bilder eines reichen, fruchtbaren Lebens. Nicht genug, daß Baumgärten, mannigfache Anpflanzungen und fette Triften die Thäler schmücken, und daß die Abhänge der Berge mit Maronischen Kastanienwäldern, Maulbeerhainen, Eichenwäldern und Obstbäumen bedeckt sind, auch der schroffe Gebirgskamm ist mit Gehölz bedeckt, gleichsam wie einer

*) „Der Mann von Spanien." Eine Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit von A. L. von Sternau. Mit einem Vorwort von Goethe. Aus dem Französischen übersetzt. 3 Bde. Leipzig. — Wenn man von der Nähe dieses Landes, welches in der Geschichte der Menschheit eine so große Rolle spielt, und von dem Charakter seiner Bewohner, welcher so sehr von dem unsrigen abweicht, auch nur die neuesten Erscheinungen kennen will, muß

ungeheuern Guirlande, welche den Rahmen des prächtigen Landschaftsgemäldes bildet. Hier und dort schwebt ein Meierhof oder eine Sennhütte ganz oben auf diesen gesegneten Höhen, und ganze Felder von Goldäpfeln, Gurken und Maiskorn breiten sich vor dem Auge in gleicher Üppigkeit aus, wie in den fruchtbaren Auen des Adour und der Ustariz. Es sind nur wenige kahle Spitzen, die in die Wolken hinauf zu klettern scheinen, welche der menschliche Fleiß nicht zu seinem Nutzen bearbeitet hat. Doch auch diese bieten dem Auge keineswegs einen abschreckenden Anblick dar; sie sind mit duftendem Thymian und freundlichem Heidekraut überkleidet. Dann machen, in malerische Gruppen verteilt, Herden von Schafen und Ziegen die Einöden lebendig, und selbst der Stier erscheint noch durch Wolkennebel hindurch, der an dem Kamme des Gebirges sich hinzieht, wie ein Götterbild des Apis der alten Ägypter.

Zuweilen begegnet dir ein junges baskisches Mädchen mit schwarzen Augen und schlankem Wuchse, fröhlich ihr Liedlein singend. Mit bloßen Füßen und einer Last auf dem Kopfe, welche die Männer unserer Städte Mühe hätten fortzutragen, eilt sie wie ein Reh über die jähesten Fußpfade dahin, und in ihrem flüchtigen Gange arbeitet sie noch an einem zehnfarbigen Brustlatze, womit sie ihren alten Vater zu schmücken gedenkt.

Zuweilen begegnet dir auch ein Mann, der auf einem Turme von Warenballen sitzt, unter denen die Mauleselin, der man sie aufgepackt, fast verschwindet. Den Kopf von einem riesigen, niedergeklappten Hute bedeckt und in einen braunen Kapuzenmantel gehüllt, raucht er in gemessenen Zügen seinen Cigaro von Havanna. Du wirst überrascht von der Kraft und dem Adel in seinem Gesicht und von dem tiefsinnigen Blicke seiner Augen. Seine linke Hand ruht auf einer Stutzbüchse, und du möchtest ihn für einen Krieger halten, der auf Krieg und Schlachten sinnt; aber auf der andern Seite hängt seine Guitarre, und du kommst auf die Vermutung, er denke an die Komposition eines neuen Liedes: und doch ist der Mann weiter nichts, als ein einfacher Arriero oder Mauleseltreiber. Er reitet an der Spitze von 20 schwerbeladenen Mauleseln, von denen der letzte durch den eintönigen Klang einer heisern Glocke ihm fortwährend zu erkennen giebt, daß der ganze Zug regelmäßig fortschreitet. Frankreich hat schon diejenige Stufe von Civilisation erreicht, wo es seinen Handel nicht mehr durch Landstraßen, sondern durch Kanäle vermittelt; Spanien dagegen hat es noch nicht einmal bis zu dem so nützlichen Fuhrmannskarren gebracht, denn dazu erwartet es erst noch von einer schützenden, vorsorglichen Regierung die Errichtung von Brücken und Straßen.*)

*) Diese würden immer noch nicht die Maulesel in Spanien unnütz machen oder gar vertreiben, denn die Kommunikationsmittel hängen von der Lokalität des Landes ab. In einem Gebirgslande sind keine Kanäle möglich, und auch auf der besten Straße im Gebirge bleiben die Maultiere das zweckmäßigste „Fuhrwerk". — Von den Eisenbahnen wußte der Reisende noch nichts; in dieser Hinsicht hat sich das „an der Spitze Civilisation stehende Frankreich" sehr in den Hintergrund geschoben.

Dicht hinter dem Arriero, aber mit finſterer, mehr drohender Miene, folgt der Schleichhändler der baskiſchen Provinzen. Eine Flinte blitzt in ſeinen Händen, um damit ſeinen Erwerbfleiß zu ſchützen, faſt die einzige Art von Induſtrie, die das ſchönſte Land der Erde aufzuweiſen hat. Er führt die Wolle Aragoniens und Caſtiliens franzöſiſchen Städten zu, um ſie in kurzem, wenn ſie in jenen Werkſtätten zu koſtbaren Stoffen ſich umgeſtaltet hat, über dieſelbe Grenze wieder zurückzubringen.

Das goldene Zeitalter hätte in dieſen ſchönen Gegenden ſich fortpflanzen ſollen, doch Neid, Haß und Groll ſtehen von Dorf zu Dorf auf der Grenze der beiden Reiche gleichſam Schildwache. Die ſpaniſchen und franzöſiſchen Basken ſtehen ſich nicht bloß als Fremde, ſondern ſogar als Feinde gegenüber. Dieſer innere Zwieſpalt macht den ſchmalen Strom, der die Scheidelinie zwiſchen dem Reiche Ludwigs XIV. und der Monarchie Karls V. bildet, zu einer breiten Grenzſcheide. Wie klein und ſtrafwürdig erſcheinen doch die Leidenſchaften der Menſchen unter dieſen Naturſcenen, wo der Weltgeiſt ſeiner glanzvollen Schöpfung das Gepräge ewiger Ruhe aufgedrückt hat.

Eine halb verfallene Brücke ſtellt ſich jetzt deinem Blicke dar. Dein Pferd geht dreiſt, vielleicht mutiger als du ſelbſt, über den wankenden Brückenbogen hin. Glücklich biſt du hinüber, aber du wirfſt immer noch einen Blick voll Unruhe um dich her, und hältſt an, um ein kleines ſteinernes Kreuz zu betrachten, welches die Zeit mit Moos und Flechten bedeckt hat, aber nicht wie die Ruinenbrücke zu verfallen droht. Das iſt das Grenzmal zwiſchen dem katholiſchſten und dem allerchriſtlichſten Reiche, und das beſcheidene Monument erinnert dich, daß du jetzt auf ſpaniſchem Boden wandelſt.

Der Augenblick des Übertritts von einem großen Reiche in ein anderes hat immer etwas Ergreifendes. Man glaubt die geiſtige Verſchiedenheit der Völker auch an dem Lande zu ſchauen, und es iſt, als ob über dem Haupt ein anderer Himmel ſich wölbte. Der Wanderer bleibt ſinnend ſtehen und blickt auf beide geſchiedene Teile hin, um gewiß zu ſein, daß er die Scheidelinie überſchritten habe. So verweile auch du, lieber Leſer, noch eine kleine Weile bei mir und erklettere mit mir auf dieſem von Nußbäumen überſchatteten Wege jene Bergſpitze, die hoch vor allen andern in das reine Himmelsblau emporragt. Hier überſchauen wir links die Berge von Navarra, und rechts breiten ſich die Gefilde von Frankreich aus mit ihren Städten, die man bis auf 50 Stunden weit erkennen kann; zu deinen Füßen aber, dort wo die Pyrenäen zur Ebene hinabſteigen, im Angeſicht von Bayonne und der Steppenfläche des Landes, zieht ſich der franzöſiſchen Küſte entlang der blauglänzende Ozean in ſeiner Unermeßlichkeit hin.

Lange ſtreifte ich in dieſem Teile des Gebirges von Zucaramundi umher, bis mich endlich die ſengenden Strahlen der faſt ſenkrecht über meinem Haupte ſtehenden Sonne daran erinnerten, nach der Landſtraße wieder einzulenken. Die Zeit ward mir etwas lang, bis ich ein kleines Dörfchen erreichte, das zu meinen Füßen in einer tiefen Bergſchlucht eingeklemmt lag —

der erſte navarreſiſche Flecken, welcher dem Reiſenden aufſtößt, wenn er, anſtatt über Irun und Guipuzcoa nach Spanien zu reiſen, durch die franzöſiſchen Marktflecken Ainhoa und Uſtariz ſeinen Weg auf Pamplona zu nimmt.

Der vor mir liegende Flecken hieß Urdax und zählte kaum 50 Häuſer. Ein Kloſter, welches ſtolz über dieſe Häuſerchen hervorragt, ſchmückt die Landſchaft und belebt die Gegend; nicht weit von der Kirche, ganz nahe an dem Gottesacker, auf welchem viele heimgegangene Geſchlechter beim ſanften Gemurmel der Ugarana ſchlummern, unterhielt der Alkalde des Orts eine Herberge. An der Vorderſeite derſelben war ein in Stein gehauenes Wappenbild zu ſehen, welches ſeit undenklichen Zeiten da hängen mochte, um durch den Prunk dieſer ſteinernen Malerei den hohen Rang des Inſaſſen dieſer niedrigen Behauſung anzukündigen. An den Pfeiler eines einförmigen Wagenſchuppens, der dem ärmlichen Hauſe ganz angemeſſen die Stelle eines Säulenganges vertrat, ſtand ein junger, etwa fünfzehnjähriger Bauer gelehnt, der voll tiefen Ernſtes dem Fluge der Stunden nachzuſehen ſchien. Ich winkte ihm zu, mein Pferd zu halten, aber er rührte ſich nicht von der Stelle, und ich hätte geglaubt, er habe mich nicht verſtanden, wenn mir nicht der Ausdruck von Zorn und Verachtung in ſeinem Geſichte, das ſich alsdann auch in den Mienen der vielen Kinder, deren Begleitung mein fremdartiges Ausſehen mir zugezogen hatte, abſpiegelte, aufgefallen wäre. Ich hielt es daher am geratenſten, ſelbſt meinen Gaul an einen Pfoſten der ländlichen Vorhalle anzubinden. Eine Treppe, die unter meinen Füßen in bedenkliche Schwingungen geriet, führte mich in das Hauptzimmer, deſſen Hauptmobiliar in einigen wurmſtichigen Tiſchen beſtand. An einem derſelben ſaß ein Mann mit einem großen Hut auf dem Kopfe, die Beine übereinander geſchlagen und behaglich den Rauch einer Cigarre fortblaſend. An ſeinem würdevollen Weſen erkannte ich ihn für den Herrn des Hauſes und wandte mich mit der Frage an ihn, was ich wohl zu eſſen bekommen könnte.

„Was ihr mitbringt!“ erwiderte er kalt und fuhr fort, mit aller Gemeſſenheit lange Rauchwolken empor wirbeln zu laſſen.

Ich fragte ihn, ob er nicht wenigſtens Wein und Brot zu Hauſe habe.

„Allerdings, Brot vom reinſten Weizenkorn und roter Wein von Tudela ſind bei mir im Überfluß zu haben.“

„Nun, ſo laßt mir davon zukommen, und fügt dieſer beſcheidenen Mahlzeit noch einige Eier hinzu, die ja auf dem Lande niemals fehlen!“

„Fragt in der Gegend nach!“ erwiderte Don Geronimo und verſank wieder in ſein beharrliches Stillſchweigen.

Der junge, ſo vornehm thuende Navarreſe war mir indeſſen gefolgt und an der Thür ſtehen geblieben. Obwohl er ſeine großen Augen auf mich geheftet hielt, wußte ich doch nicht recht, ob er träumte oder wachte. Ich wagte es noch einmal, ihn anzureden und ſeine Dienſte in Anſpruch zu nehmen. Aber nun kam eiligſt eine Frau mit einem großen Kochlöffel in der Hand aus der Küche herbeigelaufen.

„Ihr macht wenig Umſtände, das muß ich ſagen!“ rief ſie mit einem

unendlichen Wortschwall. „Ihr müßt wissen, daß der Herr Don Francesco de Paula, mein lieber Sohn, nicht für euern Dienst geboren ist, sondern für Gottes Dienst, denn er wird sich in kurzem bei den Dominikanervätern einkleiden lassen. Dann wird ihn jedermann in Ehren halten, und vielleicht erweist uns noch Gott die Gnade, der spanischen Nation einen Heiligen aus unserm Geblüt und mit unserm Namen zu schenken. Gott Lob! er wird dann auch würdig sein, zu seinen Ahnen einen jener Kriegsobersten zählen zu dürfen, die in der glorreichen Schlacht, welche hier ganz in der Nähe bei Roncevaux von den Unseren gewonnen wurde, das meiste dazu beitrugen, den mächtigen Kaiser — — Karl den Großen[1]) über die Berge zurückzuwerfen."

Hier stockte der Strom ihrer Rede. Diese zweite Cornelia war nur mit einem wollenen Mieder und einem kurzen Unterrocke von Borat[2]) bekleidet, der ihre Füße, welche seit undenklichen Zeiten von Staub und Sonne geschwärzt waren, bis ans Knie herauf unbedeckt ließ. Ihr Mann, der Gastwirt, oder vielmehr der Alcalde,[3]) nannte sie immer sehr umständlich die Segnora[4]) Donna Urraca.

Ich faßte den Entschluß mich noch einmal an den Don Alcalden zu wenden, und zwar mit aller der Ehrerbietung, die einer so vornehmen Person gebührte. Nun rief er, doch ohne sich von der Stelle zu rühren: „Francisca!" Aber Francisca kam nicht. Ich wartete mit Ungeduld, und nach einer langen Zwischenpause entschloß er sich, noch einmal zu rufen. Francisca erschien jetzt in Begleitung eines Ordensgeistlichen, dessen Hand sie küßte. Während Don Geronimo sich zur Hälfte erhob, um den Gast zu bewillkommnen, betrachtete mich Francisca voller Neugierde. Dieses junge Mädchen in ihrem kurzen Unterröckchen, mit ihren langen Haaren, die in zwei gleichen Haarflechten den Rücken herabhingen, setzte mich durch das Feuer ihrer Augen in Verwunderung. Die jungfräuliche Frische eines Alters von 18 Jahren färbte ihre von der Sonnenglut des Südens gebräunte Haut mit lebhaftem Rot, und ihr leichter Gang kündigte mehr ein andalusisches als ein navarresisches Mädchen an.

Der Ordensgeistliche setzte sich auf eine Bank an die Seite des Alcalden. Die erste Bewegung war, die weiten Ärmel seiner halb schwarzen, halb weißen Ordenskutte des heiligen Dominicus zurückzuschlagen. Ich bemerkte, daß sie mit mehreren Reihen jener goldenen Tressen besetzt waren, die ein Abzeichen der höheren Grade in der spanischen Armee sind. Hierauf schlug er auch seine weite Kapuze zurück und enthüllte einen jungen und schönen Kopf, der aber nur von einem schmalen Haarkranze geziert war.[5])

---

[1]) Karl der Große, als er die spanische Mark eroberte, soll in den Pyrenäenthälern bei Ronceval oder Roncevaux eine Niederlage erlitten haben. Hier hatte nach der Sage auch der berühmte Held Roland seine Abenteuer. [2]) Ein grober Wollstoff. [3]) Ortsrichter. [4]) Dame. [5]) Jedem Ordensgeistlichen wird als Abzeichen der obere Teil des Kopfes kahl geschoren. Auch die Weltgeistlichen haben, wenn auch kleiner, einen geschorenen Kreis auf dem Scheitel.

Francisca oder Pasquita, wie sie der Dominikaner nannte, beeilte sich, einem alten, auch in dem übrigen Spanien üblichen Gebrauche zufolge, ihm eine Flasche Weißwein vorzusetzen. — „Lebe tausend Jahre!“ sagte er, indem er nach den Wangen des jungen Mädchens mit einer Hand fuhr, die dieselbe zurückstieß, aber auch sogleich wieder ergriff, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen. Ich war so dreist, mich an die schöne Spanierin zu wenden. Sie hörte mich mit spöttischer Miene an und lächelte über meinen französischen Accent. Frau Arraca zeigte sich wieder, und zwar ganz so erzürnt wie das erstemal.

„Ihr wißt vermutlich nicht,“ sagte sie zu mir, „wen ihr vor euch habt? Die Segnorita [1]) ist eben so von Stande, als Don Francesco de Paula, welcher jetzt bald Fray [2]) Francesco heißen wird, falls es der heiligen Mutter Gottes gefällt, seiner Berufung ihren Schutz zu gewähren. Die Segnorita ist die Tochter meines Bruders, des Feldmarschalls der Armeeen des Königs, und obwohl der Herr General sich unter die Feinde Gottes [3]) hat anwerben lassen, so behauptet er doch noch immer seinen Rang. Dazu kommt noch, daß er aus dem Bezirk von Darroca gebürtig ist, dessen Einwohner alle von gleich hohem Rang und folglich, wie jeder weiß, alle eben so gut Hidalgos [4]) sind, als irgend ein Fürst in der Welt. Ihr seht nun selbst, ob es euch zukommt, einer Person Befehl zu geben, in deren Adern das Blut der alten Spanier, des ältesten Adels und der ältesten Christin rinnt . . . .“

Das Gepolter eines umgestoßenen Kessels machte der feierlichen Anrede der Donna Urraca ein Ende. Pasquita war indes doch so freundlich, mir zu versprechen, für meine Bedürfnisse sorgen zu wollen; dann folgte sie der Donna Urraca nach in die Küche. Ich blieb mit dem Ordensgeistlichen und dem Alcalden allein. Beide unterhielten sich jetzt ganz leise mit einander, oder vielmehr der Dominikaner sprach, und der Alcalde stimmte bei, indem er die letzten Worte seines Gastes mit einem andächtigen Blick gen Himmel und in schmerzlich bewegter Stimme nachsprach. Der Pater Prokurator — so nannte ihn nämlich Don Geronimo — ward in seiner Rede immer heftiger. Einige laute Ausbrüche seiner donnernden Stimme verrieten mir, daß er den Alcalden ermahnte, mit ihm zugleich die Waffen zu ergreifen.

Unterdes kündigte ein dumpfes und eintöniges Geläute die Ankunft eines Mauleseltreibers an. Ich hatte mich ans Fenster gestellt, um frische Luft zu schöpfen, und sah den ganzen Zug vor der Thür halten. Der Anführer desselben sprang von seinem hohen Sitze so leicht herab, wie ein Araber von dem Rücken seines Dromedars. Francisca schloß ihn in ihre Arme, dann eilte sie davon, sprang eilig die Treppe hinauf, und mit einer

[1]) Fräulein. [2]) Bruder. [3]) Die republikanische Partei, welche die unbeschränkte Macht des Königs durch eine Verfassung (Konstitution) zu beschränken suchte und natürlicherweise die Geistlichkeit gegen sich hatte. [4]) Adelige, von hijo del algo (Sohn von Etwas), oder wie andere erklärten: hijo del Goldo (Sohn des Goten). Bekanntlich bildeten die Westgoten den Hauptstamm der jetzigen spanischen Nation.

Unruhe, die sie Mühe hatte zu verbergen, half sie wieder ihrer Base in der Wirtschaft.

Es dauerte nicht lange, so erschien der neue Ankömmling im Gastzimmer. Er grüßte mit munterer Leichtigkeit und warf seinen weiten Mantel auf den nächsten Tisch, wodurch seine andalusische Tracht in ihrer ganzen Vollständigkeit und Eigentümlichkeit sichtbar ward. Seine langen, schwarzen Haarlocken wurden von einer Resille*) umschlossen, die bis auf die Schultern herabhing. Sein Kleid, eine Art Spenzer, war auf den Nähten mit Fransen von den verschiedensten Farben besetzt. Auf seiner zierlich ausgenähten, mit silbernen Knöpfen besetzten Weste glänzten zwei Ehrendekorationen, eine Art von Nationalbelohnung, die man in Spanien in Fülle sieht. Fast jeder trägt solche Denkmünzen, und jeder trägt sie mit Stolz. Der Andalusier schien schon deshalb eine so gerade edle Haltung anzunehmen, um seinen Verdienstorden Ehre zu machen.

Er war mit einer Stutzbüchse bewaffnet und legte diese behutsam auf seinen Mantel, als fürchtete er, sie zu versehren. „Mein Liebchen," sprach er, indem er sie zurecht legte, „meine Lieblingsflöte, die Zeiten sind vorüber, wo du fast alle Tage dem König Pepe**) zum Tanze aufspieltest."

„O Herr, dazu kann bald Rat werden," versetzte hierauf der Dominikaner. „Ihr werdet vielleicht bald wieder auf diesem Instrumente spielen müssen."

„Ich bin zu jeder Stunde bereit," antwortete der Arriero, „noch einmal für mein Vaterland mein Blut zu vergießen, wie ich es vormals gethan, da ich die Feinde unserer Nation, die doppelzüngigen Franzosen, über die Grenze treiben half."

Mit diesen Worten ging der Mauleseltreiber in die Küche, um seinen von ihm selbst mitgebrachten Mundvorrat zu übergeben. Ein Fremder, der in einer Ecke des Zimmers bisher ganz still gesessen hatte und von mir unbeachtet geblieben war, machte eine aufhorchende Bewegung, als er die Worte des Arriero vernahm, und nickte diesem freundlich zu, als er wieder eintrat, doch ohne von den übrigen bemerkt zu werden.

„Ja wohl, lieber Freund," knüpfte der Dominikaner wieder an, „wenn ihr den König liebt, so könnt ihr bald die Freude haben, das Vaterland gegen seine Feinde zu schützen und für die Sache der heiligen Kirche euer Leben zu wagen. Und ich denke, unter dem Schutze der allerheiligsten Jungfrau wird es uns gelingen, unsere Feinde zu Boden zu werfen."

Frau Urraca war jetzt auch hereingekommen und hatte in der Nähe des

*) Diese Art Mützen fangen bereits in Südfrankreich an, sind aus gewirkter Wolle, braun und rot, und hängen fast bis auf die Schulter herab. Die Catalonier bedienen sich ohne Ausnahme dieser Mützen, auch der Valencianer trägt sie, doch ist bei diesem der kleine, spitze schwarze Hut mit breiter, an den Rändern aufwärts gebogener Krempe, mit Sammet besetzt und Blumen geschmückt, vorherrschend. Sehr gewöhnlich ist auch in Spanien, sich den Kopf mit einem baumwollenen Tuche zu umwickeln. Jede Provinz hat dabei ihren eigentümlichen Typus. **) Joseph, Bruder Napoleons.

Francisca oder Pasquita, wie sie der Dominikaner nannte, [illegible] einem alten, auch in dem übrigen Spanien üblichen Gebrauche [illegible] eit eine Flasche Weißwein vorzusetzen. — „Lebe tausend Jahre!“ [illegible] denn dem er nach den Wangen des jungen Mädchens mit ein[illegible] dieselbe zurückstieß, aber auch sogleich wieder ergriff, ur[illegible] [illegible]ifer ge- küssen. Ich war so dreist, mich an die schöne Spo[illegible] [illegible]n eigenen hörte mich mit spöttischer Miene an und lächelte [illegible] Accent. Frau Arraca zeigte sich wieder, und [illegible] ehrwürdiger das erstemal.

„Ihr wißt vermutlich nicht,“ sagte si[illegible] [illegible]olikaner, welche habt? Die Segnorita [1]) ist eben so von [illegible] Grundsäulen der Paula, welcher jetzt bald Fray [2]) Franc[illegible] [illegible]gleich!“ ligen Mutter Gottes gefällt, seiner Be[illegible] sein Zorn, der bei Segnorita ist die Tochter meines P[illegible] [illegible]nen gekocht hatte, wallte des Königs, und obwohl der He[illegible] hat anwerben lassen, so behaur[illegible] [illegible]nd des Königs, die den Spanier kommt noch, daß er aus der [illegible] [illegible]en, die ihn herausreißen aus dem Joche, wohner alle von gleich ho[illegible] [illegible]n das sind die Feinde der Nation, welche ihr so gut Hidalgos [4]) sind, [illegible] und Pfründen!“ selbst, ob es euch zuko[illegible] [illegible] nach seiner Mütze gegriffen, ein Stück Geld auf den das Blut der alten [illegible] mit der Schnelligkeit des Windes das Haus verlassen. rinnt . . . .“

Das Gepo[illegible] [illegible] Gesicht des Geistlichen war in eine furchtbare Blässe über- der Donna U[illegible] [illegible] Alcalde hatte vor Schreck seine Cigarre zur Erde fallen zu verspre[illegible] [illegible] wie versteinert da; Donna Urraca seufzte laut und bekreuzte Donna U[illegible] [illegible] Gesicht des Andalusiers strahlte vor innerer Freude, und in dem A[illegible] [illegible] konnte man lesen, wie sehr er dem kühnen Sprecher beipflichte oder [illegible] [illegible] zolle.

Der Dominikaner fand zuerst die Sprache wieder und rief, nach der er [illegible] [illegible] eilend: „Haltet ihn auf! Nehmt ihn fest!“ Doch er wandte sich so- u[illegible] [illegible] wieder zurück und sagte mit Ergebung: „Es ist zu spät! Er kennt zu [illegible] gut Weg und Steg! Es ist der Bearner Flüchtling!“

Alle wurden bei diesen Worten von neuem Erstaunen ergriffen, denn der, welchen der Mönch so eben genannt, war in der ganzen Umgegend bekannt, man könnte sagen, im ganzen Lande.

König Ferdinand VII. war im Jahre 1814, als die Nationen das Joch Napoleons abgeschüttelt, frei geworden und nach Spanien zurückgekehrt. Das Volk empfing ihn mit Jubel; aber die Cortes — die Abgeordneten der Provinzen, welche bis dahin die Regierung geführt hatten — legten ihm eine 1812 von ihnen entworfene „Verfassung“ vor, die er bestätigen sollte. Der König widerstand, stellte seine unumschränkte Gewalt wieder her und bestrafte die Cortes mit großer Härte, besonders von der Priesterpartei dazu angespornt. Die von ihm bereits gemachten Erfahrungen hatten ihn nicht weiser gemacht, im Gegenteil, er verfuhr jetzt mit empörender Willkür, und wer heute noch bei ihm in Gnaden stand, mußte vielleicht schon morgen ins

Digitized by Google

…is wandern. Zu dieſen Opfern gehörte unſer Fremdling, der weniger König, als gegen ſeine Ratgeber und gegen die Tyrannei der Geiſter ſchonungslos in den Corteſsſitzungen angriff, ſich vergangen …rd von der Inquiſition ins Gefängnis geworfen; aber mit …reichen Freunde war es ihm gelungen, zu entfliehen und in …ſten Verkleidungen nach der franzöſiſchen Grenze zu ent… er jetzt unter dem Volke von Bearn, als Bearner ver… …len betrat er den Boden ſeines Vaterlandes, trotz der um zu erkunden, wie die Sachen wohl ſtänden. Die … ſeinen einſamen Gebirgswanderungen begegneten, …ahnſinnigen Sonderling und bemitleideten oder

… Bearner Landmann gekleidet war, ſo erriet …ß er nicht in dieſem Lande geboren ſei. Sein roter …er linken Seite eine Schleife, die ihm mehr Zierlichkeit …tragen war mit vielem Geſchmack zurückgeſchlagen, und ſeine …, vorn geſchnitten, wallten nach hinten in langen Locken auf den Rücken …erab — ein Brauch im Lande Bearn, der ſich vielleicht noch von den alten Germanen herſchreibt. In ſeinem Barett, einer Art von flacher Mütze, die ſeitwärts auf den Kopf geſetzt wird, hätte man den Fremden leicht für einen Barden der Vorzeit halten können. Er war noch jung, doch mitten aus ſeinem dunkeln Haupthaar glänzte ein Büſchel weißer Haare hervor, gleich einem Flämmchen, das die Maler den Köpfen ihrer Heiligen entſtrömen laſſen. An dieſem einen eigentümlichen Merkmale hatte der Dominikaner den Don Alonſo erkannt.

„Du wirſt uns doch nicht entrinnen!“ — ſprach der Mönch, in Nachſinnen verloren.

Der Andaluſier griff nach ſeinem Hute und ſagte mit bedeutendem Tone: „Ich will ihm nach!“

„Um ihn ſicher den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern?“ erwiderte der Geiſtliche in freundlichem Tone, — „dann geleite dich die heilige Jungfrau!“

„Nein,“ ſprach der Arriero mit feſter Stimme, „um die Bekanntſchaft dieſes wackern Mannes zu machen.“

„Hütet euch Herr!“ drohete der Dominikaner. „Wiſſet ihr nicht, wer der Mann iſt, der uns ſo eben entwiſchte? Ein Erzketzer, vom heiligen Inquiſitionstribunal verurteilt und in den Bann gethan! Ein Böſewicht . . .“

„Ehrwürdiger Vater!“ fiel der Andaluſier ein, und ein edler Zorn blitzte aus ſeinen Augen, — „wenn dieſer ein Böſewicht iſt, ſo ſind noch viel größere Böſewichte in unſerer Nähe, die ſich Diener Gottes nennen. Ich gehe!“

„Bei allen Heiligen, Mann, ich ſage dir, du bleibſt! Ich verbiete dir, einen Schritt zu thun, oder“ — hier hob er das Kruzifix in die Höhe — „ich thue dich in den Kirchenbann!“

Der Andaluſier war vom höchſten Unwillen ergriffen, und er kämpfte

Francisca oder Pasquita, wie sie der Dominikaner nannte, beeilte sich, einem alten, auch in dem übrigen Spanien üblichen Gebrauche zufolge, ihm eine Flasche Weißwein vorzusetzen. — „Lebe tausend Jahre!" sagte er, indem er nach den Wangen des jungen Mädchens mit einer Hand fuhr, die dieselbe zurückstieß, aber auch sogleich wieder ergriff, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen. Ich war so dreist, mich an die schöne Spanierin zu wenden. Sie hörte mich mit spöttischer Miene an und lächelte über meinen französischen Accent. Frau Urraca zeigte sich wieder, und zwar ganz so erzürnt wie das erstemal.

„Ihr wißt vermutlich nicht," sagte sie zu mir, „wen ihr vor euch habt? Die Segnorita [1]) ist eben so von Stande, als Don Francesco de Paula, welcher jetzt bald Fray [2]) Francesco heißen wird, falls es der heiligen Mutter Gottes gefällt, seiner Berufung ihren Schutz zu gewähren. Die Segnorita ist die Tochter meines Bruders, des Feldmarschalls der Armeeen des Königs, und obwohl der Herr General sich unter die Feinde Gottes [3]) hat anwerben lassen, so behauptet er doch noch immer seinen Rang. Dazu kommt noch, daß er aus dem Bezirk von Darroca gebürtig ist, dessen Einwohner alle von gleich hohem Rang und folglich, wie jeder weiß, alle eben so gut Hidalgos [4]) sind, als irgend ein Fürst in der Welt. Ihr seht nun selbst, ob es euch zukommt, einer Person Befehl zu geben, in deren Adern das Blut der alten Spanier, des ältesten Adels und der ältesten Christin rinnt . . . ."

Das Gepolter eines umgestoßenen Kessels machte der feierlichen Anrede der Donna Urraca ein Ende. Pasquita war indes doch so freundlich, mir zu versprechen, für meine Bedürfnisse sorgen zu wollen; dann folgte sie der Donna Urraca nach in die Küche. Ich blieb mit dem Ordensgeistlichen und dem Alcalden allein. Beide unterhielten sich jetzt ganz leise mit einander, oder vielmehr der Dominikaner sprach, und der Alcalde stimmte bei, indem er die letzten Worte seines Gastes mit einem andächtigen Blick gen Himmel und in schmerzlich bewegter Stimme nachsprach. Der Pater Prokurator — so nannte ihn nämlich Don Geronimo — ward in seiner Rede immer heftiger. Einige laute Ausbrüche seiner donnernden Stimme verrieten mir, daß er den Alcalden ermahnte, mit ihm zugleich die Waffen zu ergreifen.

Unterdes kündigte ein dumpfes und eintöniges Geläute die Ankunft eines Mauleseltreibers an. Ich hatte mich ans Fenster gestellt, um frische Luft zu schöpfen, und sah den ganzen Zug vor der Thür halten. Der Anführer desselben sprang von seinem hohen Sitze so leicht herab, wie ein Araber von dem Rücken seines Dromedars. Francisca schloß ihn in ihre Arme, dann eilte sie davon, sprang eilig die Treppe hinauf, und mit einer

[1]) Fräulein. [2]) Bruder. [3]) Die republikanische Partei, welche die unbeschränkte Macht des Königs durch eine Verfassung (Konstitution) zu beschränken suchte und natürlicherweise die Geistlichkeit gegen sich hatte. [4]) Adelige, von hijo del algo (Sohn von Etwas), oder wie andere erklärten: hijo del Goldo (Sohn des Goten). Bekanntlich bildeten die Westgoten den Hauptstamm der jetzigen spanischen Nation.

Unruhe, die sie Mühe hatte zu verbergen, half sie wieder ihrer Base in der Wirtschaft.

Es dauerte nicht lange, so erschien der neue Ankömmling im Gastzimmer. Er grüßte mit munterer Leichtigkeit und warf seinen weiten Mantel auf den nächsten Tisch, wodurch seine andalusische Tracht in ihrer ganzen Vollständigkeit und Eigentümlichkeit sichtbar ward. Seine langen, schwarzen Haarlocken wurden von einer Resille*) umschlossen, die bis auf die Schultern herabhing. Sein Kleid, eine Art Spenzer, war auf den Nähten mit Fransen von den verschiedensten Farben besetzt. Auf seiner zierlich ausgenähten, mit silbernen Knöpfen besetzten Weste glänzten zwei Ehrendekorationen, eine Art von Nationalbelohnung, die man in Spanien in Fülle sieht. Fast jeder trägt solche Denkmünzen, und jeder trägt sie mit Stolz. Der Andalusier schien schon deshalb eine so gerade edle Haltung anzunehmen, um seinen Verdienstorden Ehre zu machen.

Er war mit einer Stutzbüchse bewaffnet und legte diese behutsam auf seinen Mantel, als fürchtete er, sie zu versehren. „Mein Liebchen," sprach er, indem er sie zurecht legte, „meine Lieblingsflöte, die Zeiten sind vorüber, wo du fast alle Tage dem König Pepe**) zum Tanze aufspieltest."

„O Herr, dazu kann bald Rat werden," versetzte hierauf der Dominikaner. „Ihr werdet vielleicht bald wieder auf diesem Instrumente spielen müssen."

„Ich bin zu jeder Stunde bereit," antwortete der Arriero, „noch einmal für mein Vaterland mein Blut zu vergießen, wie ich es vormals gethan, da ich die Feinde unserer Nation, die doppelzüngigen Franzosen, über die Grenze treiben half."

Mit diesen Worten ging der Mauleseltreiber in die Küche, um seinen von ihm selbst mitgebrachten Mundvorrat zu übergeben. Ein Fremder, der in einer Ecke des Zimmers bisher ganz still gesessen hatte und von mir unbeachtet geblieben war, machte eine aufhorchende Bewegung, als er die Worte des Arriero vernahm, und nickte diesem freundlich zu, als er wieder eintrat, doch ohne von den übrigen bemerkt zu werden.

„Ja wohl, lieber Freund," knüpfte der Dominikaner wieder an, „wenn ihr den König liebt, so könnt ihr bald die Freude haben, das Vaterland gegen seine Feinde zu schützen und für die Sache der heiligen Kirche euer Leben zu wagen. Und ich denke, unter dem Schutze der allerheiligsten Jungfrau wird es uns gelingen, unsere Feinde zu Boden zu werfen."

Frau Urraca war jetzt auch hereingekommen und hatte in der Nähe des

*) Diese Art Mützen fangen bereits in Südfrankreich an, sind aus gewirkter Wolle, braun und rot, und hängen fast bis auf die Schulter herab. Die Catalonier bedienen sich ohne Ausnahme dieser Mützen, auch der Valencianer trägt sie, doch ist bei diesem der kleine, spitze schwarze Hut mit breiter, an den Rändern aufwärts gebogener Krempe, mit Sammet besetzt und Blumen geschmückt, vorherrschend. Sehr gewöhnlich ist auch in Spanien, sich den Kopf mit einem baumwollenen Tuche zu umwickeln. Jede Provinz hat dabei ihren eigentümlichen Typus. **) Joseph, Bruder Napoleons.

Geiſtlichen Platz genommen, einen gläſernen Roſenkranz in der Hand, welchen ſie eifrig abzubeten begann; nur zuweilen ließ ſie in der frommen Arbeit nach, um den Mönch mit einem wahrhaft ſeligen Gefühl anzuſchauen, wenn derſelbe das Wort erhob.

„Unſere Feinde," fuhr der Dominikaner, in immer größern Eifer geratend, fort, „ſind nicht mehr jenſeits der Pyrenäen, ſie ſind im eigenen Lande, das ſie mit ihrer Ketzerei beflecken."

„Und wen meint ihr unter dieſen Feinden des Vaterlandes, ehrwürdiger Herr?" fragte mit kecker Miene der Andaluſier.

„Könnt ihr noch fragen, Mann? Es ſind die Republikaner, welche unſern guten König in Feſſeln geſchlagen haben, welche die Grundſäulen der Kirche untergraben, die Feinde Gottes und des Königs zugleich!"

Jetzt konnte ſich der Fremde nicht länger halten; ſein Zorn, der bei den Reden des Dominikaners ſchon lange im geheimen gekocht hatte, wallte über, und er ſprang auf mit den Worten:

„Nicht das ſind die Feinde Gottes und des Königs, die den Spanier zu einem freien Manne machen wollen, die ihn herausreißen aus dem Joche, das ihr ihm geſchmiedet, ſondern das ſind die Feinde der Nation, welche ihr Mark verzehren in Klöſtern und Pfründen!"

Der Sprecher hatte nach ſeiner Mütze gegriffen, ein Stück Geld auf den Tiſch geworfen und mit der Schnelligkeit des Windes das Haus verlaſſen.

Die Röte im Geſicht des Geiſtlichen war in eine furchtbare Bläſſe übergegangen; der Alcalde hatte vor Schreck ſeine Cigarre zur Erde fallen laſſen und ſaß wie verſteinert da; Donna Urraca ſeufzte laut und bekreuzte ſich. Nur das Geſicht des Andaluſiers ſtrahlte vor innerer Freude, und in ſeinen Augen konnte man leſen, wie ſehr er dem kühnen Sprecher beipflichte und Ehrfurcht zolle.

Der Dominikaner fand zuerſt die Sprache wieder und rief, nach der Thür eilend: „Haltet ihn auf! Nehmt ihn feſt!" Doch er wandte ſich ſogleich wieder zurück und ſagte mit Ergebung: „Es iſt zu ſpät! Er kennt zu gut Weg und Steg! Es iſt der Bearner Flüchtling!"

Alle wurden bei dieſen Worten von neuem Erſtaunen ergriffen, denn der, welchen der Mönch ſo eben genannt, war in der ganzen Umgegend bekannt, man könnte ſagen, im ganzen Lande.

König Ferdinand VII. war im Jahre 1814, als die Nationen das Joch Napoleons abgeſchüttelt, frei geworden und nach Spanien zurückgekehrt. Das Volk empfing ihn mit Jubel; aber die Cortes — die Abgeordneten der Provinzen, welche bis dahin die Regierung geführt hatten — legten ihm eine 1812 von ihnen entworfene „Verfaſſung" vor, die er beſtätigen ſollte. Der König widerſtand, ſtellte ſeine unumſchränkte Gewalt wieder her und beſtrafte die Cortes mit großer Härte, beſonders von der Prieſterpartei dazu angeſpornt. Die von ihm bereits gemachten Erfahrungen hatten ihn nicht weiſer gemacht, im Gegenteil, er verfuhr jetzt mit empörender Willkür, und wer heute noch bei ihm in Gnaden ſtand, mußte vielleicht ſchon morgen ins

Gefängnis wandern. Zu diesen Opfern gehörte unser Fremdling, der weniger gegen den König, als gegen seine Ratgeber und gegen die Tyrannei der Geistlichkeit, die er schonungslos in den Cortessitzungen angriff, sich vergangen hatte. Er ward von der Inquisition ins Gefängnis geworfen; aber mit Hilfe seiner zahlreichen Freunde war es ihm gelungen, zu entfliehen und in den verschiedenartigsten Verkleidungen nach der französischen Grenze zu entkommen. Hier lebte er jetzt unter dem Volke von Bearn, als Bearner verkleidet, und nur zuweilen betrat er den Boden seines Vaterlandes, trotz der großen Gefahr für ihn, um zu erkunden, wie die Sachen wohl ständen. Die Bauern, wenn sie ihm auf seinen einsamen Gebirgswanderungen begegneten, hielten ihn für einen halb wahnsinnigen Sonderling und bemitleideten oder verachteten ihn.

Obgleich er ganz wie ein Bearner Landmann gekleidet war, so erriet man doch sehr leicht, daß er nicht in diesem Lande geboren sei. Sein roter Gürtel hatte auf der linken Seite eine Schleife, die ihm mehr Zierlichkeit gab; sein Kragen war mit vielem Geschmack zurückgeschlagen, und seine Haare, vorn geschnitten, wallten nach hinten in langen Locken auf den Rücken herab — ein Brauch im Lande Bearn, der sich vielleicht noch von den alten Germanen herschreibt. In seinem Barett, einer Art von flacher Mütze, die seitwärts auf den Kopf gesetzt wird, hätte man den Fremden leicht für einen Barden der Vorzeit halten können. Er war noch jung, doch mitten aus seinem dunkeln Haupthaar glänzte ein Büschel weißer Haare hervor, gleich einem Flämmchen, das die Maler den Köpfen ihrer Heiligen entströmen lassen. An diesem einen eigentümlichen Merkmale hatte der Dominikaner den Don Alonso erkannt.

„Du wirst uns doch nicht entrinnen!“ — sprach der Mönch, in Nachsinnen verloren.

Der Andalusier griff nach seinem Hute und sagte mit bedeutendem Tone: „Ich will ihm nach!“

„Um ihn sicher den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern?“ erwiderte der Geistliche in freundlichem Tone, — „dann geleite dich die heilige Jungfrau!“

„Nein,“ sprach der Arriero mit fester Stimme, „um die Bekanntschaft dieses wackern Mannes zu machen.“

„Hütet euch Herr!“ drohete der Dominikaner. „Wisset ihr nicht, wer der Mann ist, der uns so eben entwischte? Ein Erzketzer, vom heiligen Inquisitionstribunal verurteilt und in den Bann gethan! Ein Böswicht . . .“

„Ehrwürdiger Vater!“ fiel der Andalusier ein, und ein edler Zorn blitzte aus seinen Augen, — „wenn dieser ein Böswicht ist, so sind noch viel größere Böswichte in unserer Nähe, die sich Diener Gottes nennen. Ich gehe!“

„Bei allen Heiligen, Mann, ich sage dir, du bleibst! Ich verbiete dir, einen Schritt zu thun, oder“ — hier hob er das Kruzifix in die Höhe — „ich thue dich in den Kirchenbann!“

Der Andalusier war vom höchsten Unwillen ergriffen, und er kämpfte

sichtlich zwischen dem Gehorsam gegen die Kirche und der Verachtung vor ihrem Diener.

„Möge einst am Tage des jüngsten Gerichts," sprach er, „Gott der Sohn nicht Rechenschaft von euch verlangen für die Gewaltthat, die ihr an mir verübt!"

Mit diesen Worten kehrte er hinter den Tisch zurück und setzte sich zu dem einfachen Mahle nieder, das ihm Pasquita zubereitet hatte. Es waren Kichererbsen, in einer mit vielem spanischen Pfeffer gewürzten Brühe gekocht. Der überdies schon so mäßige Spanier aß aber nur wenig.

* *
*

Ich wollte den Sonntag in aller Ruhe an der äußersten spanischen Grenze verleben, wo es ja schon so viel Neues und Eigentümliches zu beobachten gab. Nur in dem ungastlichen Wirtshause von Urdax mochte ich nicht bleiben, ritt vielmehr nach Ainhoa zurück, um hier das Mahl einzunehmen, das ich bei dem unfreundlichen Alcalden vergebens zu erlangen gestrebt hatte.

Ainhoa besteht aus etwa 200 Häusern. Um die Nachmittagsstunden sitzen die Einwohner vor ihren Thüren, und man könnte sie mit der Gemeinde von Lacedämon vergleichen, da die Hauptstraße, welche zugleich die einzige des Ortes ist, einen eigenen Turnplatz hat. Es ist dies ein geräumiger Sandplatz für das Ballspiel. In diesem Spiele, welches eben so viel Kraft als Behendigkeit erfordert, zeichnen sich die Basken aus und füllen damit ganz angenehm ihre sonntäglichen Mußestunden aus. Als ich ankam, waren sie mitten in ihrem Spiele und fingen mit großer Geschicklichkeit den bleiernen Ball in ihren eisernen Handschuhen auf. Vor dem Wirtshause auf einem kleinern Platze waren die Mädchen des Dorfes versammelt, doch als ich zu diesen eilte, um ihre Spiele zu belauschen, ertönte die Kirchenglocke, und alle Spiele waren zu Ende. Ganz Ainhoa begab sich zum Abendgottesdienst in die Kirche.

Hier im Gebirge haben die christlichen Ceremonieen etwas weit Ehrwürdigeres bei aller ihrer Einfachheit, als in dem Pomp unserer Städte. Selbst die Verteilung der Gemeinde macht einen feierlichen Eindruck. Die Männer sind von den Frauen abgesondert, wie bei den Anhängern des alten Bundes. Jene befinden sich nämlich auf einer aus Eichenholz erbauten Galerie, die doppelt über einander rings um das Schiff der Kirche herumläuft und ihm zur Zierde dient. Die Frauen dagegen nehmen den untern Raum des Schiffes ein. Einige von ihnen verdanken dem Privilegium ihres hohen Alters — das einzige, welches diese glückliche Gegend anerkennt — den Vorzug, auf einem Schemel sitzen zu dürfen, während die übrigen auf ihren Knieen liegen, und, als ob die Entfernung sie noch nicht genug vor den Blicken der Männer schützte oder vor irdischen Weltgedanken bewahrte, hüllen

sie noch obendrein ihren Kopf in ein langes Stück schwarzes Tuch, das zugleich ihren Schleier und ihren Mantel bildet.

Als der Gottesdienst zu Ende war, hatte sich auch der Tag geneigt; aber die Spiele begannen von neuem. Die Mädchen, alle in ihrem schönsten Sonntagsputz, tanzten nach dem Klange des Tambourins. Die jungen Burschen schauten erst zu, nahmen aber bald an dem Tanze thätigen Anteil. Der Mond, halb im Gewölk verschleiert, leuchtete freundlich auf das unschuldige Vergnügen herab. Das ganze Dorf war um die Tänzer versammelt und in fröhlicher Bewegung; nur einige spanische Mauleseltreiber, in ihre treuen Mäntel gehüllt, unterschieden sich von den übrigen durch eine Stellung, die so würdevoll war als ihre Tracht.

Der Tanz hörte endlich auf. Einer von den Arrieros nahm jetzt seine Guitarre zur Hand und schob den kleinen andalusischen Hut seitwärts auf der langen Resille zurecht. Sein brauner Mantel, der bloß noch auf der linken Schulter hing, faltete sich malerisch um seine schlanke Gestalt, ließ zugleich die Hand frei, welche auf den Saiten ruhte, und die zierliche Weste mit den zwei schimmernden Medaillen zum Vorschein kommen, deren wir schon oben Erwähnung gethan. Es war der Arriero von Urdax, im Begriff, einen Warentransport nach Frankreich zu bringen.

In anmutiger Stellung an das Treppengeländer vor dem Wirtshause sich lehnend und die Augen zu den Wolken emporwendend, die abwechselnd sich erhellten und verdüsterten, und durch welche der Mond wie ein silberner Kahn hindurchfuhr, sang er eine von jenen hochpoetischen spanischen Romanzen zu den Tönen seines Instruments und versammelte bald einen Kreis andächtiger Zuhörer um sich herum. In diesen Liedern spricht sich eben so wohl die Phantasie des Arabers wie das Gemüt des Castilianers aus. Der Sänger wußte die Stanzen seines Liebesliedes so gut den eignen Gefühlen anzupassen, daß man sie für leichte und glückliche Erfindungen aus dem Stegreif gehalten hätte. Wir geben einige Verse zur Probe, freilich nur in schlichte Prosa übersetzt.

„Mein Herz ist traurig wie ein trüber Regentag. Trauer wohnt in meiner Seele, und doch soll ich singen."

„Wenn ich euch meine langen Leiden erzählte, meine vereitelten Wünsche, meine zerstörten Hoffnungen, endlich meine Liebe und Verzweiflung schilderte, ihr würdet fern von mir hinweg fliehen. Doch ihr werdet mir ein aufmerksames Ohr leihen; niedergeschlagen wie ein Rohr unter den Schlägen des Ungewitters werde ich euch singen."

„— Meine Vielgeliebte ist mehr als Himmel und Erde; denn für den Himmel und die Erde ist eine Sonne genug, doch ihr Haupt hat deren zwei. Ihre Augen sind leuchtender als der Blitz, und zugleich milder als jenes wohlthätige Feuer, das den Reisenden, der so eben dem Schiffbruche entrann, wieder erwärmt und belebt."

„Ihr Wuchs ist schlank und gerade wie ein Palmbaum, oder wie die Sykomore; die Rose erblaßt voll Eifersucht vor dem Glanze ihrer

roſigen Wangen, und der Duft ihres Atems, welcher lieblicher iſt als der des Citronenbaums, der Myrte und des Pomeranzenbaums, ſteigt zu den heiligen Höhen des Himmels empor und ergötzt dort die ewige Dreieinigkeit auf ihrem Throne" — —

„Pasquita iſt ihr Name. Das edle und ſchöne Spanien iſt ihr Geburtsland; ein ſolcher Ruhm gebührt nur dem Lande der Myrte und des Goldes, dem Lande der Heiligen und der Helden. Sei ſtolz, o mein Vaterland, daß du über dein entdecktes und erobertes Amerika herrſcheſt; ſei noch ſtolzer darauf, daß du unter die Töchter deiner Königreiche auch die reizende Jungfrau zählſt, deren Reiz ich beſinge."

Der Mauleſeltreiber ſchwieg jetzt. Die Volksmenge horchte noch immer fort, doch ſeine Guitarre blieb ſtumm, und die Einwohner von Ainhoa zerſtreuten ſich nun. Der Andaluſier blieb allein zurück, und zwar immer noch in derſelben Stellung; er glich einem Barden des Nordens, mehr einem begeiſterten Dichter, als einem Manne aus den unterſten Volksklaſſen. Spanien bietet beſtändig dieſe Erſcheinung dar. Erziehung, hohe Abkunft, Reichtümer ſind hier Vorzüge, deren Beſitz ſich durch kein äußeres Zeichen verrät. Auch der gemeinſte Spanier hat etwas Vornehmes und zeigt einen würdevollen Anſtand, ein gewiſſes Selbſtgefühl. Bei dem Bauer wird man nirgends jene „bäueriſche Tölpelhaftigkeit" wie in anderen Ländern finden.

Mit der Miene von Selbſtgefühl und Würde verſchmilzt aber im Geſicht des Spaniers ein Zug tiefer Traurigkeit; dieſer verrät den ſchmerzlichen Druck, den ſie von ihrer Jugend an empfinden müſſen. Das Volk empört ſich nicht gegen die Beſchlüſſe der Vorſehung, es ergiebt ſich in ſein Schickſal wie der Orientale, leidet und duldet wie dieſer. In ſeinen Augen wird der Tod gleichgültig, damit aber auch das Leben und die Civiliſation ſtillſtehend, der Geiſt regungslos. Bei dieſer Unbeweglichkeit des Körpers wie des Geiſtes entſagt der Spanier doch freudig ſeiner Ruhe, ſobald es Kampf und Krieg gilt. Bei aller Langſamkeit ſeines Denkens verrät er eine lebhafte Einbildungskraft in einem reichen, an Bildern und Wohllaut überreichen Stile. Er geht ſtets bewaffnet, bewahrt die Unabhängigkeit und perſönliche Würde des rohen Naturſtandes, hegt republikaniſche Tugenden unter dem Joche des drückendſten Despotismus, hängt an der Freiheit aus Stolz und an der unumſchränkten Gewalt aus Trägheit, iſt für eine große Rolle geſchaffen und bringt doch ſein Leben auf Erden ungekannt, man möchte ſagen, unnütz zu — ſo iſt der Spanier der unteren Volksklaſſen, und gerade ſo iſt auch der Anhänger des Islam.

# 2. Spaniſches Land und Volk.*)

## Das Land.

Spanien, die Wiege der Romantik, einſt das gelobte Land des fahrenden Rittertums und des katholiſchen Wunderglaubens, dieſes vielbeſungene, wenig gekannte Spanien hat keinen jener üppigen Reize, die man gewöhnt iſt, dem europäiſchen Süden im allgemeinen zuzuſchreiben. Von den drei Schweſterhalbinſeln, die unter gleichem Himmelsſtrich durch das blaue Mittelmeer gehen, iſt die pyrenäiſche am wildeſten, nicht umweht von lauen Zephyren, wie der Heſperidengarten Italien oder wie das buchtenreiche Griechenland, vielmehr nach allen Seiten feſtgeſchloſſen gegen die kühlenden Meereswogen und in ſeinem weitern Innern dem ungemilderten Sonnenbrande ausgeſetzt. In der Geſchichte Spaniens begegnen ſich Orient und Occident, germaniſche und arabiſche Einflüſſe; das Blut der Goten und der Mauren floß hier zuſammen. So ſcheint auch die Natur des Landes ein wunderbares Gemiſch von Morgen- und Abendland. Das Antlitz Europas — denn ſo wird Spanien von ſeinen ſtolzen Söhnen genannt — iſt ernſt und traurig, von düſterem, aber ſtets erhabenem Ausdrucke.

Wenn man die Küſtenſtriche oder die Abhänge der Pyrenäen ausnimmt, ſo verleugnet Spanien faſt nirgends dieſen finſteren Charakter. Vergebens ſucht der Wanderer die weichen Thäler und Gartengelände Italiens oder den deutſchen Wald mit ſeiner friſchen Herrlichkeit, ſeinem goldigen Grün und heitern Vogelgeſang. Unendliche baumloſe, ſonnenverbrannte Flächen voll Einſamkeit und Grabesſtille, wie geſchaffen für die Andacht büßender Anachoreten. Manchmal begrenzt den Horizont eine wolkenhohe Gebirgswand, und darüber ſchweifen Geier und Adler. Aber wie die Ebene an die Wüſten Afrikas erinnert, ſo gemahnt das Gebirge an die Felſen Norwegens, denn kahl und nackt ſtarrt es gen Himmel. — Oder man kommt über ſandige Steppen, wo die Trappe zu Hauſe iſt. Da blüht das Heideröslein, und der wilde Ginſterſtrauch wiegt ſich im Winde, aber kein Ernteſeld iſt auf dieſen Ebenen, kein Stück urbares Land auf ſeinen Bergrücken.

Manche Provinzen ſind allerdings herrlich angebaut. Es dehnen ſich die Felder unabſehbar weit, und die gelbe Ährenflut wiegt ſich in der glutzitternden Luft. Oder, um die Mitte des Frühjahrs, kann man hier und da weite Raſenſtrecken ſehen, prachtvoll überſät mit rotblühendem Mohn aber nirgends entdeckt das Auge den Sämann, nirgends gewahrt man jene heiteren Arbeiter- und Schnittergruppen, die anderwärts das Land beleben.

Auch häufen ſich nicht die Dörfer am Wege, wie in den reicher bevölkerten und beſſer behüteten Ländern des Nordens. Im thüringiſchen Hügelland, in den fetten flandriſchen Ebenen, und faſt überall, wo germa-

*) „Spanien und die Spanier" von Em. v. Cuendias. (Brüſſel u. Leipzig, 1851.)

niſche Kultur herrſcht, hat man keinen Begriff mehr von eigentlicher Feldeinſamkeit. Nirgends kann ſich der Reiſende verlaſſen fühlen, denn jeden Augenblick winkt ein anderer Kirchturm aus dem Gebüſch. Hier dagegen ſind die Wohnſtätten der Menſchen mehr als meilenweit von einander entfernt, und nie wird man von dem idylliſchen Anblick allein ſtehender Meiereien oder Pachthöfe überraſcht. Jene Weiler und kleinen Städtchen, aus denen Wohlſtand und Sauberkeit lachen, die in England und Deutſchland ſo häufig ſind, kennt man in Spanien nicht. Dafür ſind die ſpaniſchen Dörfer meiſt ſehr maleriſch gelegen, bald hoch am felſigen Rande eines Abgrundes zuſammengedrängt, bald an dem ſteilen Abhange eines Berges ſich hinaufſchlängelnd. Der Bergpfad, der durch das Dorf bis auf den Gipfel führt, gleicht dann von weitem einer langen Schlange, deren Haupt von einer alten Feſte mit verfallener Ringmauer und hohem Zinnenturme gekrönt iſt, der noch jetzt, wie in der Maurenzeit, den Haufen rot angemalter Häuschen zu ſeinen Füßen zu beſchützen ſcheint. Und dieſe Dörfer ſind immer umfangreich; denn das Landvolk drängt ſich darin gern, aus Furcht vor den Räuberbanden, welche die Ebene unſicher machen, in Maſſen zuſammen.

Und doch iſt Spanien ſchön, trotz ſeiner ſchroffen Berge und ſeiner dürren einſamen Flächen, vielleicht um ſo ſchöner wegen ſeiner Einſamkeit und Dürre, die beim erſten Anblick zur Trauer ſtimmt: denn ſie erweckt auch Staunen und Bewunderung. Es iſt etwas unendlich Erhabenes um dieſe ſtrenge Nacktheit, um dieſen Mangel an ſinnlichem Reiz. Die Phyſiognomie des Landes gleicht der ſeines Volkes. Erſt wenn man Spanien geſehen hat, begreift man den glühenden Stolz, die kalte Kühnheit und die tiefe Ruhe bei gewaltiger Leidenſchaft im ſpaniſchen Nationalcharakter; erſt dann verſteht man den hohen Sinn, mit dem der Spanier auf alles Gemeine und Mittelmäßige herabſieht, die unausſprechliche Verachtung, die ihm Feigheit und weibiſches Weſen einflößen, ſeine Ruhe und ſeinen Schickſalstrotz im größten Unglück, ſeine ewige Treue in Haß und Liebe; denn auch in der Natur des Landes iſt nichts Kleines, nichts Mittelmäßiges. Einſamkeit und Dürre, Gebirg und Fläche, Tugend und Verbrechen — alles hat in Spanien das Gepräge des Großen und Gewaltigen.

Wer zum erſtenmale die beiden Caſtilien und die Mancha durchpilgert, muß ſich von religiöſem Schauer ergriffen fühlen; die Nacktheit und die unermeßliche Ausdehnung dieſer Reiche ſcheint ihm ein Traum. Er glaubt ſich auf einem Erdozean allein und verlaſſen, ſelten begegnet ihm ein lebendiges Weſen; der Menſch fehlt der Erde, und das Schöpfungswerk ſcheint unvollendet geblieben. Kaum daß er dann und wann, verloren in dem unüberſehbaren Raum, auf herrenloſer Weide eine Herde graſen ſieht oder einen Hirten gewahrt, gleich dem Johannes in der Wüſte in das Fell ſeiner Schafe gehüllt, träumend und nachläſſig hingelagert, die lange Lanze in der Hand. Endlich ſtößt dem Reiſenden eine lange Reihe von Maultieren auf, langſam und gravitätiſch wandelnd, wie die Kamele Arabiens, geleitet von einem

einzigen Manne, dem Arriero oder Maultierführer. Nachläſſig ſitzt er auf dem Rücken des erſten Tieres, aber ſtets iſt er bis an die Zähne bewaffnet mit dem langen Dolche, dem feſten Stutzen und ſeinem furchtbaren Trabuco (lange Flinte), denn in dieſem halbwüſten Lande iſt es nie geheuer.

Kommt man aus den caſtiliſchen Ebenen in Puerto, oder in die Gebirge der Somoſierra, die Alt-Caſtilien von Neu-Caſtilien ſcheiden, oder in die Sierra Morena, ſo wechſelt die Scene ſogleich; denn da iſt man auf der wohlerhaltenen königlichen Straße, auf der einen Seite hat man die hohe Gebirgswand, auf der andern bodenloſe Abgründe. Hier ziehen die Maultierführer ſchon in kleinen Karawanen, die zu Schutz und Trutz verbündet ſind, gegen die Stegreifritter und Wegelagerer, die von den armen Arrieros gern ungebührlichen Zoll erheben.

Solchen Anblick genießt man in Spanien häufig, beſonders aber in Andaluſien und im ehemaligen Königreiche Granada, das beinahe ganz von ungeheuren Sierras oder Bergketten bedeckt iſt, auf denen nie ein Baum gewurzelt hat. Die Abhänge dieſer Berge ſtarren von rieſigen Granitblöcken und Marmormaſſen von allen Farben, während die Gipfel unzugängliche ſpitze Kegel ſind, die ſich in dem ſtets reinen dunkelblauen Himmel verlieren.

Dennoch würde man irren, wenn man aus dem wüſten Anſehen dieſer Cordilleren ſchließen wollte, daß das ganze Gebirgsland eben ſo nackt und traurig ſei. Denn im Schoße dieſer Sierren ſelbſt ſind fruchtbare Thäler verborgen, deren Pflanzenwuchs und Schönheit ſich keine Einbildungskraft zauberiſcher träumen kann. Die herrlichen Thäler, wo die würzigſte Flora die reinen Lüfte durchduftet, ſcheinen, nach dem poetiſchen Volksausdruck der Spanier, von den Engeln des Himmels bebaut zu ſein.

Auf der Wanderung durch die Sierra Nevada oder die Sierra de Ronda erblickt man die maleriſchſten Ruinen: verfallene Türme auf Felſenſpitzen, die in alter Kriegszeit als Warten und Luginslandpunkte dienten. Die einen hat die Hand der Zeit zerſtört, die andern die Axt vandaliſcher Zerſtörungsſucht; jetzt dienen ſie Raubvögeln zum Horſt. Aber unwillkürlich muß man bei ihrem Anblick an die halb fabelhaften Zeiten denken, wo Chriſten- und Maurenritter ſich befehdeten, an die glänzende Eroberungszeit Ferdinands des Katholiſchen und ſeiner Gemahlin Iſabella.

In den Sierren wirſt du oft gezwungen ſein, abzuſteigen und dein Tier am Zügel zu führen, jetzt zwiſchen zwei Abgründen ohne Seitengeländer, dann wieder über einen ſteilen Pfad bergab, der eigentlich kein Pfad, ſondern eine granitne Stiege iſt mit halbzerbrochenen Stufen. Vielleicht mußt du auch einmal einen kahlen Felſen überklettern, den die Natur über einen Abgrund zwiſchen Bergen als eine Art von Brücke gelegt hat. Ein Stückchen weiter ſtehſt du verlegen am Rande eines langen und breiten Sumpfes oder am Ufer eines Bergſtromes, deſſen Furt niemand kennt, als vielleicht der verwegene Schmuggler, der ſie allnächtlich durchwatet. Oder du triffſt auf einen Haufen kleiner Steine, die ein Kreuz überragt. Weißt du, was dies Kreuz bedeutet? Hier ward vor kurzem ein harmloſer Reiſen-

der ermordet; und während du niederkniest, um für die arme Seele des Unglücklichen ein Gebet zu flüstern, zieht der Bandit in seinem Versteck vielleicht schon den Dolch für dich.

Wenn du aber den zahllosen Gefahren entronnen bist, die in diesen Serranias auf jedem Schritt und Tritt dir drohen, wenn du in eines jener fruchtbaren Thäler gelangst, welche der Andalusier deheras (Triften) nennt, so findest du sie erfüllt von schreckendem Stiergebrüll; diese Stiere sind wild, sie haben nie ein anderes Menschengesicht gesehen, als das ihres Herrn, und dieser, der Hirt, ist eben so wild wie seine einzigen Lebensgenossen. Mit Schleuder und Lanze bewehrt, tummelt er eins jener feurigen und unermüdlichen andalusischen Rosse, die Spanien noch den Arabern verdankt. Man braucht nicht eben eine Memme zu sein, um den Anblick dieser wilden Stierherden, die in voller Freiheit über die Trift hinrasen, etwas erschreckend zu finden.

Erreichst du endlich die Thore einer Stadt oder eines Burgfleckens dann staunst du über den wunderbaren Menschenschlag, über die eigentümlichen scharfgeschnittenen, adleräugigen Physiognomieen, die dir begegnen. Das sind noch Sprößlinge der schönen Maurenrasse, das sind Urenkel jener geistvollen Araber, welche die dumme Grausamkeit der Inquisition zu Tausenden aus Spanien verbannte. Männer und Weiber sitzen beim Mondschein in neugierigen Gruppen vor den Thüren ihrer cortijos (Landhäuser), und wenn es Winter ist, rings um den kolossalen Feuerherd (lores), und erzählen sich Wundergeschichten; denn von allen Spaniern hat der Andalusier die wahrhaft orientalische Leidenschaft für Märchen und Legenden voraus.

Es ist etwas Rätselhaftes um dieses Spanien, dessen Anblick so düster und doch so schön, dessen Volk so geistvoll und unwissend, so freimütig und so verschlossen, so leichtgläubig und zugleich so mißtrauisch ist. Gewiß dieses Land, das in seinen Widersprüchen und in seiner Eigentümlichkeit mit keinem andern zu vergleichen ist, und dieses Volk, das so vielfach geknechtet, doch hohen adeligen Mut und unverdorbene Kraft sich bewahrt hat, — sie verdienen ein tiefes, gründliches Studium.

## Die Volkscharaktere.*)

Die pyrenäische Halbinsel bietet, von Portugal ganz abgesehen, eine Musterkarte der verschiedensten Volkscharaktere. Spanien ist seit der Völkerwanderung von vielerlei Nationen überschwemmt worden, und jede hat einen Teil ihrer charakteristischen Eigenschaften auf ihre Nachkommen vererbt. In Andalusien war die Einwanderung der Araber maßgebend, in Galizien die der Sueven, in Navarra und Biscaya machten sich die Basconen, im Innern der Halbinsel die Westgoten geltend. Daraus wird erklärlich, warum die Befestigung der spanischen Zustände auf so ernstliche

*) Von Dr. Nikolaus v. Gerbel. (Vgl. Ausl. 1872. 1.)

Hinderniſſe ſtößt, ſobald man die verſchiedenen Landesteile nach einem Zuſchnitt behandelt und in eine politiſche Form zwängen will. Spanien verlangt für jeden Landesteil eine beſondere Regierungsweiſe, und nur diejenigen Herrſcher hatten Ruhm und Glück, welche dies beachteten.

Das glücklichſte Naturell unter allen ſpaniſchen Völkerſchaften beſitzen ohne Zweifel die **Andaluſier.** Sie ſind wohl am meiſten geeignet, alle Gerüchte, die man im übrigen Europa über Tücke, Fanatismus und Rachſucht des Spaniers verbreitet hat, zu widerlegen. Der Andaluſier iſt viel zu fröhlich, um tückiſch, viel zu gutmütig, um rachſüchtig, viel zu glücklich und ſelbſtzufrieden, um fanatiſch zu ſein. Was läßt ſich mit dem ewig heiteren Himmel, mit der warmen Luft, mit dem fruchtbaren Boden vergleichen, den man zwiſchen der Sierra Morena und der Südküſte Spaniens findet? Dieſe Atmoſphäre fordert unbedingt zum Lebensgenuß auf, und die heitere Stimmung wird weder durch fühlbare Kälte im Winter, noch durch empfindliche Hitze im Sommer beeinträchtigt. Von der Sierra Nevada weht beſtändig angenehme Kühlung nach den Thälern herunter, und es lebt ſich in klimatiſcher Beziehung nirgends ſo angenehm als am Guadalquivir.

Der Andaluſier iſt mit ſich, mit ſeinem Gott und mit ſeiner Umgebung mehr zufrieden als jeder andere, und das zeigt ſich in ſeinem ganzen Weſen. Offenbar iſt er aufs innigſte von ſeinen perſönlichen Vorzügen überzeugt. Er präſentiert ſeine Perſon gern in prächtiger Kleidung, er kokettiert mit den Frauen, aber ſeine Selbſtliebe iſt ſo naiv, daß man ihm darob nicht zürnt. Das Bewußtſein ſeiner Vorzüge macht ihn weder aufgeblaſen, noch grob oder flegelhaft. Im Gegenteil iſt er ſchon deshalb bemüht, ſich von der angenehmſten Seite zu zeigen, weil er ſich für das angenehmſte Geſchöpf unter der Sonne hält. Er iſt daher gefällig, zuvorkommend, dienſtfertig, plaudert mit Anmut und Liebenswürdigkeit und übertrifft in artigem Benehmen gegen die Damen ſelbſt die Franzoſen. Es iſt ein rein ſanguiniſches Naturell, eine Leichtblütigkeit in ihrer angenehmſten Erſcheinung, die ſich auch in ſeinen anmutigen Städten ausſpricht und die „andaluſiſche Heiterkeit" vor Augen ſtellt.

Beſuchen wir die Stadt Sevilla, den Hauptort Andaluſiens, ſo werden wir ſofort der ungemeinen Lebensfreudigkeit inne. In Paris kann man ſich „amüſieren", weil es dort zahlloſe Gelegenheiten giebt, einen heiteren Tag, einen unterhaltenden Abend zu verbringen. Sevilla iſt dagegen eine höchſt beſcheidene Stadt, welche nicht einmal die hervorragenden Prachtgebäude beſitzt, von denen Brentano in ſeinem Liede „Nach Sevilla, nach Sevilla!" ſingt. Aber in Sevilla, merkt man, iſt jeder mit ſeinem Loſe zufrieden, es iſt eine freudige Sonntagsſtimmung in den Gemütern, welche ſich auch dem Fremden, dem Ankömmling mitteilt. Schon die Bauart der Häuſer iſt eigentümlich und trägt vielmehr dazu bei, der Stadt den Charakter der Anmut zu geben, als wenn an ihrer Stelle die „Prachtgebäude" des Liedes ſtänden. Die Orientalen verwenden bekanntlich ihr ganzes Genie auf die Ausſchmückung ihrer Hofräume: ſie ſuchen ſelbige durch reichen Blumenflor, durch Spring-

brunnen zu einem kleinen Paradieſe umzuſchaffen, und umgeben ſie mit ſchattigen Säulengängen.

Als nun die Chriſten Herren zu Sevilla wurden, behagte ihnen die Pracht der blumengeſchmückten Hofräume, der „Patios“, gar wohl. Sie behielten dieſe Einrichtung bei, obwohl ſie ſonſt alles Mauriſche bekämpften. Um nach außen den Blick frei zu bekommen, legten ſie möglichſt viele Balkone an und ſie richteten es ſo ein, daß die Durchgänge und Fenſter nach außen mit den Fenſtern an der Gartenſeite, dem Hofe, korreſpondierten. Bei jedem Sevillaner von echtem Schrot und Korn ſchaut der Vorübergehende von außen wie durch eine Laterne bis in die tiefſte Innerlichkeit des Hauſes. Das geniert den heiteren Bewohner des Glashauſes durchaus nicht. Wohnen mehrere Familien in einem Hauſe, ſo haben alle das Recht des Mitgenuſſes der „Patios“ mit ihren Springbrunnen, ihrer friſchen Luft und Heiterkeit.

Die freudige Sonntagsſtimmung Sevillas und ganz Andaluſiens hat ſich auch in der Kunſt bewährt. Der produktivſte, farbenprächtigſte, glänzendſte Zweig der ſpaniſchen Malerei iſt in Sevilla entſproſſen, das den würdigen Nebenbuhler Raphaels, den großen Murillo hervorbrachte, den vollendeten Darſteller himmliſcher Verklärung in ſeinen Madonnen und treuherziger Selbſtzufriedenheit in den naiven ſpaniſchen Gamins! Er und Velasquez ſind Spaniens Stolz.

Für die Kulturgeſchichte iſt es bedeutſam, daß ſelbſt im römiſchen Altertum die Bewohner von Bätica*) ſtets als die beſten Tänzer galten. Damals war es beſonders Cadiz, welches den Ruhm genoß, die beſten Tänzer zu haben; jetzt ſind Malaga und Sevilla Nebenbuhler geworden, und Malaga, die kleinere Stadt, iſt ſelbſt dem viel größeren Sevilla auch in anderen Beziehungen vorangeeilt. Malaga heißt in einem ſpaniſchen Liede „die Stadt des ewigen Frühlings“. Großartiger als beide ſtellt ſich Granada dar mit dem zerfallenden Palaſt der alten Maurenkönige, der Alhambra, auf einer Anhöhe gelegen, welche eine der herrlichſten Ausſichten der Welt darbietet. Die Sonnenglut iſt hier ſchon afrikaniſch, wenn auch von der Sierra Nevada kühlende Lüfte wehen; Malaga iſt paradieſiſcher, Sevilla aber lieblicher als alle anderen Städte Andaluſiens.

Auf dem feurigen, ſeidenhaarigen Roß nimmt ſich die zierliche, biegſame Geſtalt des Andaluſiers ſehr vorteilhaft aus; was aber den Kriegsmut anbetrifft, ſo iſt dieſer nur auf Seiten des Roſſes, denn ſeinem Reiter iſt das Leben zu ſchön und wertvoll, als daß er es für irgend eine „Idee“ oder auf Befehl ſeiner Regierung in die Schanze ſchlagen ſollte. Er hat das mit dem Neapolitaner gemein, der durch Land und Klima gleichfalls auf die Segnungen des Friedens hingewieſen iſt. Beide beſitzen bei aller Regel-

*) Bätica hieß im Altertume der vom Bätis, dem heutigen Guadalquivir, durchfloſſene ſüdlichſte und ſchönſte Teil Spaniens.

mäßigkeit des Körperbaues und Eleganz der Bewegung wenig Muskelstärke und ertragen schwer die Strapazen des Krieges.

Stärker und zäher, doch bei weitem weniger liebenswürdig, ist der **Castilianer**. Das Land Castilien zerfällt in zwei ungleichartige Teile: Alt- und Neu-Castilien. Sie werden durch ein nahezu 1200 m hohes Gebirge, die Sierra de Guadarrama, von einander geschieden. Es fehlen dieser Gebirgskette der Schnee im Sommer, die himmelanstrebenden Spitzen und die grünen fruchtbaren Thäler, wie sie die Sierra Nevada besitzt. Die Umgebung ist oft trostlos. Der Zug des Gebirges von Südwest nach Nordost steht in einem wechselseitigen Verhältnis zu den vom Meere her wehenden Luftströmungen. Alle kalten Winde werden vom nördlichen Abhange der Guadarrama-Kette aufgefangen, und es entsteht daher in Alt-Castilien eine rauhe Temperatur und eine Vegetation, die man in Spanien nicht suchen würde. Unter anderem hat Burgos im Winter eine Kälte, die mit der des mittleren Europa übereinkommt, leider aber nicht durch ähnliche Heizeinrichtungen gedämpft wird. Der Südabhang des Guadarrama-Gebirges hat dagegen günstigere klimatische Verhältnisse. Während Alt-Castilien mehr Mais und Getreide hervorbringt, ist Neu-Castilien reicher an Südfrüchten. Die Spanier haben aber so furchtbar in den Waldungen des Gebirges gehaust, daß daselbst ein ordentlicher Baumwuchs nicht mehr aufkommt. Im Sommer sengt und brennt die Sonne, ohne daß ihre Strahlen durch erquickenden Schatten gemäßigt werden. Der Nordabhang fängt alle Dünste auf, und es ist zwar die Luft von Neu-Castilien fast immer rein und klar, aber dafür die Hitze und Trockenheit im Sommer auch oft unerträglich. Alle kleineren Flüsse trocknen dann aus, und wie es mit dem Manzanares, an welchem die Landeshauptstadt liegt, bestellt ist, werden wir weiter unten hervorheben.

Solche Naturverhältnisse sind wohl nicht ohne Einfluß geblieben auf die Sinnesweise des Castilianers, der in sich die widersprechendsten Eigenschaften vereinigt. Der steife und doch etikettenreiche Hidalgo, der ahnenstolze und doch in der größten Armut sich nicht aufraffende Ranudo de Colibrados sind bekannte spanische Typen, die uns immer aber nur Castilianer aus verschiedenen Lebensverhältnissen vorführen. Der Castilianer hat wie der Andalusier eine hohe Meinung von sich selber; aber während dies den letzteren liebenswürdig macht, sucht der erstere vorwiegend bloß zu imponieren. Es kommt ihm nicht auf den besten Eindruck an, den er macht, sondern auf das größte Gewicht. Der Castilianer erfand darum die Grandezza, damit die Person sich durch Ceremonie gewichtig machen könne und dadurch ersetze, was ihr an wirklichem Gehalt fehlt. Das Endziel seines Strebens ist Ruhe, absolute Ruhe und Unthätigkeit. Der Andalusier arbeitet zwar auch nicht gern, aber er strebt doch eifriger nach den Annehmlichkeiten des Lebens. Der Castilianer jedoch vermeidet die Arbeit nicht aus Hang zum Lebensgenuß, wie der heitere Andalusier, sondern aus stoischem Bedürfnis einer unerschütterlichen Gemütsstimmung, nach ungestörter Bequemlichkeit.

Wie die meisten Romanen wünscht der Castilianer, wenn er um seines

Lebensunterhaltes willen arbeiten muß, baldigſt ſo viel zu erwerben, daß er von ſeinen Zinſen leben kann. Er ſetzt ſich gern eine Summe vor, die er erreichen möchte, bevor er ſich dem ernſthaften Nichtsthun ergiebt. Dieſe Summe wird jedoch ſelten erreicht, weil der Caſtilianer im Kampfe des Lebens ſeine von Hauſe aus ſchon beſcheidenen Anſprüche immer mehr herabſetzt. Die große Tugend der Genügſamkeit wird von ihm leicht übertrieben, und ſchließlich rührt er keinen Finger, wenn er ohne Anſtrengung ſich kümmerlich durchbringen kann.

Bedeutend größere Zähigkeit im Erwerben haben dafür die Bewohner der Nordküſte: die **Galicier, Aſturier** und **Basken**. Sie genießen alle drei eines guten Rufes in Bezug auf ihre perſönliche Tüchtigkeit — nur in verſchiedenen Sphären. Die Galicier verdingen ſich zu allen erdenklichen Dienſten als Tagelöhner, Arbeiter, Maultiertreiber, Diener und Handwerker; die Aſturier laſſen ſich am liebſten als Diener gebrauchen, während die Basken, die gleich den Caſtilianern zu Dienſtleiſtungen für andere zu ſtolz ſind, als Pächter und Bauern ſich fortzuhelfen ſuchen. Die Basken ſind äußerſt zuverläſſig, aber ſtarrſinnig, darum ſchwer zu behandeln; die Aſturier dagegen ſind die fügſamſten Kinder Spaniens und, wo ſie in ein Hausweſen ſich einleben, von bewährter Treue. Am erwerbluſtigſten ſind dagegen die Galicier („Gallegos"); ſie haben etwas von einem Italiener und etwas von einem Schweizer. Die Ähnlichkeit mit dem Italiener zeigt ſich darin, daß ein Gallego, der einmal auf Erwerb ausgegangen iſt, auch wenn er die gewünſchte Summe ſich erarbeitet hat, noch fortfährt zu arbeiten, ſo lange die Anhänglichkeit an ſein karges Heimatland, ſein geliebtes Galicien, es geſtattet. Er muß als ein Sohn der Berge, gleich dem Schweizer, wie dieſer ſein Glück oft in der Fremde ſuchen, kehrt aber zuletzt gern in dieſe zurück, ſobald er ſich ein Vermögen erworben.

Die Bewohner des ehemaligen Königreichs **Aragonien** ſind von jeher die unternehmendſten, aber auch die unbotmäßigſten Kinder der pyrenäiſchen Halbinſel geweſen. Die eigentlichen Aragonier, die Catalonier (Catalanen) und die Valencier bewährten den Ruf der Unbotmäßigkeit und Unternehmungsluſt in gleichem Grade, wenn auch nicht immer in derſelben Richtung. Den übelſten Ruf in Spanien haben übrigens die Valencier, indem bei ihnen die zahlreichſten Fälle von Rachſucht und Gewaltthat vorkommen. Die Aragonier waren ehemals beſonders für die Sicherung ihrer politiſchen Rechte gegen etwaige Eingriffe des Königs beſorgt. Bei jeder Thronbeſteigung nahm der Groß-Juſtitiarius dem Könige einen fürchterlichen Eid ab, mit der Klauſel, daß nur unter Beobachtung dieſes Krönungseides von ſeiten des Herrſchers das Volk dieſem zum Gehorſam verpflichtet ſei. Erſt Philipp dem Zweiten gelang es, die Freiheiten der Aragonier gewaltſam ſoweit einzuſchränken, daß dieſer Krönungseid für die Zukunft unterblieb.

Die Catalanen vollführten im Mittelalter eine Menge Heldenthaten, die mit den Räubereien der alten Argonauten die größte Ähnlichkeit hatten. Am meiſten empfand man in Griechenland ihre ſchwere Hand, indem ſie dort

eine zeitlang ſich heimiſch gemacht und einen Raubſtaat gegründet hatten. Ungern fügten ſie ſich ſpäter der Gewalt der aragoniſchen und der ſpaniſchen Könige. Bei jedem Thronwechſel, bei jeder Staatsumwälzung machten die Catalanen der Madrider Regierung Oppoſition. Nur die Basken thaten es ihnen in der Unterwürfigkeit faſt noch zuvor, bis auf die letzten Carliſtenkriege fanden bei ihnen die rebelliſchen Prinzen den Rückhalt.

Tapfer und kriegstüchtig ſind vor allem die Caſtilianer, die Galicier und die eigentlichen Aragonier, da ſie ſich noch am meiſten disciplinieren laſſen. Die Basken und Catalonier ſind allerdings nicht weniger mutig und die letzteren ſogar am unternehmendſten. Aber man vermag weder die Catalonier, noch die Basken, noch die Navarreſen auf die Dauer zu disciplinieren (an Gehorſamkeit zu gewöhnen), daher bei der neuen Kampfweiſe ihre Tapferkeit, außer im Guerilla-Kriege, wenig Nutzen bringt. Am großartigſten zeigen ſich die Spanier in der Verteidigung der Feſtungen, namentlich dann, wenn ihre Berennung ſchon begonnen hat. Von der Belagerung Numantias bis auf die von Saragoſſa bietet die Geſchichte Spaniens zahlreiche Beiſpiele einer heldenmütigen Gegenwehr.

## 3. Die Einwohner von Madrid.*)

Ich habe die meiſten großen Städte der Welt beſucht, aber im ganzen genommen hat mich keine ſo intereſſiert, als Madrid. Ich ſpreche nicht von den Straßen, den öffentlichen Plätzen, den Gebäuden, den Brunnen, obgleich einige davon ſehr merkwürdig ſind; denn Petersburg hat ſchönere Straßen, Paris und Edinburgh ſtattlichere Gebäude, London prächtigere Plätze, während Schiras ſich koſtbarerer Brunnen, obwohl keines kühleren Waſſers rühmen kann. Aber die Bevölkerung! Innerhalb einer kaum anderthalb ſpaniſche Meilen (leguas) im Umkreis meſſenden Lehmmauer wohnen 398,000 menſchliche Weſen, welche gewiß die außerordentlichſte Menſchenmaſſe bilden, die in der ganzen Welt ſich befindet — denn dieſe Maſſe iſt ſtreng ſpaniſch. Die Bevölkerung von Conſtantinopel iſt ſeltſam genug, aber zu ihrer Bildung haben 20 verſchiedene Nationen beigetragen, Griechen, Armenier, Perſer, Polen, Juden — letztere, beiläufig geſagt, ſpaniſchen Urſprungs und die ſpaniſche Sprache redend; — aber die mächtige Bevölkerung von Madrid iſt mit Ausnahme ſpärlich geſäter Fremden, namentlich franzöſiſcher Schneider, Handſchuhmacher, Perruquiers, durchaus ſpaniſch, obgleich ein bedeutender Teil nicht am Orte ſelbſt geboren iſt. Hier ſind keine Kolonieen von Deutſchen wie zu St. Petersburg, keine engliſchen Fak-

*) Aus George Borrows: „Die Bibel in Spanien, oder Reiſen, Abenteuer und Einkerkerungen eines Engländers, der die Bibel in Spanien zu verbreiten ſuchte.“ (3 Bde. London.)

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Madrid.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

freiere Ansichten gefunden als unter den höheren, und selbst der Vorwurf der Bigotterie trifft mehr die letzteren als die Masse des Volks.

## Eigentümlichkeiten Madrids und der Madrider.*)

Wenn man von Madrid spricht, so sind die beiden ersten Gegenstände, welche die Einbildungskraft uns vorführt, der Prado und die Puerta del Sol (das Sonnenthor). Der Prado besteht aus mehreren Alleeen mit einem Fahrweg in der Mitte für die Wagen, beschattet von Bäumen, neben denen ein kleiner aus Backsteinen gebauter Kanal dahinläuft, in welchen zu gewissen Stunden aus Röhren das Wasser zur Bewässerung geleitet wird, ohne welche die Bäume bald von Staub und Sonnenhitze verzehrt werden würden. Die Promenade fängt beim Kloster Atocha an, geht bei dem Thor dieses Namens und dem von Alcala vorüber und endigt am Thor der Barfüßer; die schöne Welt aber beschränkt sich auf einen kleinen Raum, um die Brunnen der Cybele und des Neptun, von dem Thor der Alcala bis zur Carrera de San Hieronimo. Hier ist ein großer Raum, Salon genannt, mit Stühlen besetzt, und hier, wo am wenigsten Schatten, aber am meisten Staub ist, drängt sich die fashionable Welt zusammen, so dicht, daß man oft nicht Raum hat, das Schnupftuch aus der Tasche zu nehmen, und nur Schritt für Schritt der Menge folgen kann. Hier ist die Stelle, wo man alle Wagen und glänzendsten Equipagen vorbeifahren sieht.

Im allgemeinen gehen die vornehmeren Frauen alle nach Pariser Mode, die oft in sehr schlechtem Geschmack nachgeahmt wird; die Mantille ist der einzige Überrest spanischer Nationaltracht, sie ist höchst kleidsam und dazu sehr bequem. Hüte sieht man sehr wenig, da die Mantille auch den Kopf bedeckt. Namentlich erinnert aber der Fächer den Reisenden daran, daß er in Spanien ist. Keine Frau vermag ohne Fächer zu leben, er muß sie überall hin begleiten, auf die Promenade, zum Besuch, in die Kirche und zum Theater; der Gebrauch dieses Instrumentes ist ein so eigentümlicher, giebt den Bewegungen einen solchen Ausdruck und Reiz, daß man bald gewahr wird, Spanien sei das Vaterland des Fächers. Manche Damen besitzen eine große Auswahl davon; ich habe eine gekannt, welche ein ganzes Hundert besaß von den verschiedensten Formen und Stoffen, oft sehr reich mit edeln Steinen besetzt. Das leise Schwirren, das durch das unaufhörliche Öffnen und Schließen der Fächer entsteht, durchdringt mit ganz eigentümlichem Laut das summende Geräusch auf der Promenade.

Was man gewöhnlich mit dem Begriff einer Spanierin im Auslande verbindet, findet sich in Madrid keineswegs. Gewöhnlich stellt man sich die Spanierinnen mit bleichem, länglichem Gesicht, großen, schwarzen Augen, kleiner, etwas gebogener Nase und jenem südlich dunkeln Teint vor, welcher dem Vers entspricht: „Gelb wie eine Orange". Das ist aber der arabische

*) Aus den „Erinnerungen eines in Spanien reisenden Franzosen".

oder maurische Typus. Die Madrilena ist reizend im vollen Sinne des Wortes; unter vieren sind drei gewiß hübsch. Vollendete Schönheiten mögen seltener sein. Sie sind von kleinem, zierlichem Wuchs, sehr weißer Haut, zarten Zügen, haben meist helles kastanienbraunes Haar, ja man kann den Prado nicht zweimal auf- und abgehen, ohne nicht sieben bis acht Blondinen von allen Schattierungen getroffen zu haben, vom dunkeln Blond bis zum brennendsten Rot. Man sieht viele blaue Augen, obgleich sie nicht so geschätzt werden, wie die schwarzen.

Im Prado sah ich auch einige Pasiegas von Santander in ihrer Nationaltracht. Die Pasiegas sind als die besten Ammen in Spanien anerkannt, und die Liebe, die sie für die Kinder haben, ist fast sprichwörtlich geworden. Ihre Kleidung ist ein roter, sehr faltiger Tuchrock, mit breiten Borden besetzt, ein schwarzsammetenes, ebenfalls mit Gold galonniertes Korsett, und ihr Kopfputz ein in hellen Farben schimmernder Madras, das alles noch gehoben durch einen Überfluß von silbernen Zieraten und Spielereien. Diese Frauen sind sehr schön und tragen einen Zug von Kraft und Adel im Gesicht, der überrascht.

Die originellen Gestalten der Wasserhändler, die früher Spaniens Hauptstadt kennzeichneten, sind fast verschwunden. Früher ertönte die ganze Stadt von ihrem scharfen, unaufhörlichen Geschrei: Agua, agua, quien quiere agua? (Wer wünscht Wasser?) Agua, helada, fresquita la nieve! (Hell, frisch, wie der Schnee!) Dies dauerte von morgens 5 Uhr bis abends 10 Uhr. Jetzt haben sich, nachdem Madrid die vorzügliche Wasserleitung erworben, diese Stimmen beruhigt. Neben dem Wasser ist das Element, das am meisten in Madrid gebraucht wird, Feuer, zum Anzünden der Cigarren. Kleine Knaben tragen es in Schalen, die mit Kohlen und feiner Asche gefüllt sind, herum. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr wird der Prado leer, und die Menge wendet sich nach den Kaffeehäusern und Botillerias.

Die Kunst, Erfrischungen zu bereiten, ist nur in Spanien zu Hause, und selbst in Paris, verglichen mit der in Spanien, noch in der Kindheit. Die bebida haleda, namentlich aber die bebida d'almendra blanca (von weißen Mandeln) sind köstliche Getränke. In den Tagen, wo das Eis noch nicht zubereitet ist, hat man Agraz, ein aus unreifen Weinbeeren bereitetes Getränk, dessen säuerlicher Geschmack sehr angenehm ist, oder man trinkt Cerveza de Santa Barbara mit Limonen, das nicht weniger von gutem Geschmack ist, oder man wendet sich in die Orchalerias de Chufa; die Chufa ist eine kleine Beere gleich einer Mandel, die in den Umgebungen von Valencia wächst, und welche man röstet, zerstößt und zu einem Getränk benutzt, das, mit Schnee gemischt, höchst erfrischend ist. Außerdem giebt es Sorbett, Eis in Form von Käsen, von allen Arten mit Aprikosen, Ananas, Orangen, auch mit Butter und ungelegten Eiern, die man aus dem Leib der Hühner nimmt, und Espumas von Chokolade oder Kaffee, einer Art geschlagener Sahne, die man zuweilen mit feinem Zuckerstaub bestreut und mit Barquillos (in lange Hörner gerollten Oblaten) serviert, aus denen

man langſam das Getränk einſchlürft, und ſo noch länger die erfriſchende Kühlung genießt. Kaffee trinkt man nur ſelten, und dann aus Gläſern, nicht aus Taſſen.

Die Häuſer in Madrid ſind aus Letten und Backſteinen oder aus geſtampfter Erde gebaut, wohl mit Kalk überworfen und mit ziemlich phantaſtiſchen Farben, hellgrün, roſa, blau u. ſ. w. angeſtrichen, die Fenſter mit Verzierungen überladen; nur die ganz neugebauten Häuſer ſind einfacher und mit Milchfarbe angeſtrichen, wie die in Paris. Das Innere iſt ſehr geräumig und bequem, die Decken hoch, der Raum nirgends geſpart. Man durchwandert eine lange Reihe von Zimmern, in denen nichts als die leeren weißen Wände und hier und da vom Rauch und der Zeit geſchwärzte Gemälde, irgend einen Martertod der Heiligen vorſtellend, zu ſehen ſind, ehe man in den bewohnten Teil des Hauſes kommt. Die Gemälde ſind nur ſelten in Rahmen gefaßt. Der Fußboden beſteht nur aus Stein — wenigſtens habe ich keinen von Dielen geſehen —, und wird mit Matten von ſehr feiner Arbeit bedeckt. Die Möbel ſind höchſt ſparſam in den Zimmern verteilt und in altväteriſchem Geſchmacke; doch nicht in altſpaniſchem, ſondern in dem zur Zeit der Revolution in Paris herrſchenden; dagegen iſt eine Unzahl von Rohrſtühlen und Sofas an den Wänden verteilt. Auf den Tiſchen und Etagèren ſind kleine Biskuit- und Porzellanfigürchen aufgeſtellt, und an den Wänden hängen ſchlechte Kupferſtiche.

Um die unerträgliche Hitze zu mildern, ſind die Fenſterläden faſt immer geſchloſſen und die Fenſter dicht verhangen, ſo daß in den Zimmern faſt eine völlige Finſternis herrſcht. Zu gleicher Zeit feuchtet man die Matten fortwährend an oder verbreitet durch ſogenannte Bukaros eine feuchte Luft in den Gemächern, und ſucht ſich daran zu erquicken. Die Bukaros ſind eine ſeltſame Erfindung. Es ſind Töpfe, die, aus roter amerikaniſcher Erde geformt, ziemlich den türkiſchen Pfeifenköpfen gleichen; manche ſind vergoldet und grob bemalt. Von dieſen Töpfen bringt man 7—8 in das Zimmer, füllt ſie mit Waſſer und ſetzt ſie auf das Sofa, um den Genuß mit aller Sammlung zu haben. Der Thon wird jetzt dunkler von Farbe, das Waſſer dringt durch ſeine Poren, und die Bukaros verbreiten einen Geruch, der dem in einem feuchten Gewölbe oder friſch geweißten Zimmer ſehr ähnlich iſt. Die Ausdünſtung iſt ſo ſtark, daß nach Verfluß von einer Stunde die Hälfte des Waſſers in den Bukaros verdunſtet iſt; das übrig bleibende Waſſer iſt kalt wie Eis und hat einen faden, ekeln Geſchmack, wird jedoch von einigen Feinſchmeckern mit vielem Appetit getrunken, wie ſie auch kleine Stückchen des Thones kauen und verſchlucken.

Ich beſuchte einige Tertulias oder Abendgeſellſchaften und fand wenig Bemerkenswertes. Man tanzt nach dem Pianoforte, doch mit ſo großer Zurückhaltung, daß man nicht begreift, worin das Vergnügen beſteht. Von eigentlichen Nationaltänzen iſt keine Spur mehr zu entdecken; ſelbſt in den Theatern geht, wer auf guten Ton Anſpruch macht, fort, ſobald der Bolero oder ein anderer Nationaltanz aufgeführt werden ſoll. Die Kleidung der

Frauen, selbst derer vom höchsten Stande, ist bei feierlichen Gelegenheiten mehr als einfach. Eine Pariser Putzmacherin würde sich schämen, so in eine Abendgesellschaft zu einer Schneiderin zu gehen. Übrigens sind diese Toilettes wenig kostspielig. Die einzigen Erfrischungen, welche in den vorderen Zimmern stehen, sind ein Dutzend Gläser mit klarem Wasser gefüllt, dabei ein Teller mit Zucker, von welchem kein Mann, der nicht für leckerhaft gelten will, ein Stück nimmt. Das ist Sitte in den Häusern der reichsten Familien, und kein Zeichen von Geiz, denn die Genügsamkeit der Spanier ist ganz diesem System angemessen.

* * *

## Bemerkungen aus den Reiseskizzen von Meta Wellmer.*)

Über Madrid, oder eigentlich nur über einigen Straßen, Plätzen und Spaziergängen von Madrid liegt der Firnis einer europäischen Residenz und Großstadt, allein in den engen Seitengassen und in der nächsten Umgebung der Stadt findet man in der Wohnung und Lebensweise der spanischen Bevölkerung Zustände, wie sie gerade so zu Kaiser Karls V. Zeiten oder noch früher geherrscht haben mögen. Die Provinz la Mancha, in welcher Madrid liegt, ist nach deutschen Begriffen eine Art Wüste. Kein Wäldchen, kaum hie und da ein Baum, kein reinliches, heimliches Dörfchen, kein wogendes Kornfeld, keine saftig grüne Wiese, kein murmelnder Bach sind auf dieser gelben, dürren, kahlen Hochebene zu sehen. Die seltenen Weiler und Behausungen erscheinen mit ihren fensterlosen Lehmgebäuden besonders verkommen und elend. Vor meinem innern Auge stand, als ich dieselben durchfuhr, stets der Ritter von der traurigen Gestalt, wie er mit idealem ritterlichen Sinn diese Gegenden durchschweift. Ich fühlte der großen Seele des Cervantes den Schmerz nach über den Widerspruch der prosaischen Wirklichkeit mit seinen idealen Wünschen und Bestrebungen. Sancho Pansas begegneten mir wohl auf Eseln und mit Maultieren, allein selbst der edle verrückte Don Quixote fehlt dem heutigen Spanien. Obgleich Madrid 398,000 Einwohner zählt, giebt es in dieser großen Stadt doch verhältnismäßig sehr wenig zu sehen, denn es ist eine moderne Stadt, welcher der geschichtliche Hintergrund mangelt, und die auch nie, wie z. B. München, Jahrzehnte lang von kunstsinnigen Fürsten bereichert und verschönert worden ist. Es sind hier weder phönizische noch römische, weder gotische noch maurische Erinnerungen und Denkmäler, welche Cartagena, Cadix, Toledo, Sevilla, Granada u. a. m. zu solch hochinteressanten spanischen Städten machen. Erst Karl V. und sein Sohn Philipp II. erhoben Madrid zur Hauptstadt des Landes, der erstere, weil die hohe Lage und scharfe reine Luft seinem phlegmatischen holländischen Temperamente und seiner Gicht gut zu thun schien. Sonst steht aber das Klima von Madrid in üblem Rufe, selbst bei

*) Vergl. den Nürnberger Korrespondenten 1876, 514. 15.

den Eingebornen; man ſagt, es ſei Bruſt- und Halsleidenden und den Kindern im zarten Alter gefährlich. So viel ich bisher davon verſpürte, iſt das Klima Madrids jedoch beſſer als ſein Ruf, und die vielen hier herrſchenden Krankheiten unter Kindern und Erwachſenen ſind wohl eher der naturwidrigen Lebensweiſe und unklugen Kindererziehung und Ernährung zuzuſchreiben, als „der Luft". — Das königliche Schloß in Madrid iſt ein ſeines Namens würdiger Bau, jedoch erſt ſeit 130 Jahren bewohnt. Der ſchöne weiße Stein, aus welchem es aufgeführt iſt, giebt ihm im Sonnenglanz oder noch ſchöner in hellen Mondſcheinnächten das Anſehen eines rieſenhaften, märchenartigen Marmorpalaſtes. Als Napoleon I. mit ſeinem Bruder Joſeph die in höchſt eleganten Verhältniſſen ſanft emporſteigende Haupttreppe hinaufſchritt, umarmte er in ſtürmiſcher Siegesfreude einen der Marmorlöwen an dem Fuße derſelben und rief: „O, ſo halte ich es endlich in den Händen, das vielbegehrte Spanien!" Doch ſein Jubel war bekanntlich verfrüht. Als er die andern ſchönen Räume des Schloſſes mit ſeinem älteren Bruder durchwandelte, meinte er: Du wirſt hier beſſer logiert ſein, als ich in Paris in den Tuilerien. Allein auch dieſe Hoffnung ging nicht in Erfüllung, und Joſeph fühlte ſich nie heimiſch im ſpaniſchen Königspalaſte. Jetzt wandelt wieder ein junger Bourbon als Herr darin, nachdem ein italieniſcher Fürſt auch mißmutig denſelben verlaſſen und von den Bonapartes keiner mehr zur Zeit ein königliches Schloß bewohnt. Die oftgenannte Puerta del Sol hat weder eine puerta (Thor) noch eine sol (Sonne) daran, oder überhaupt mehr Sonne als andere Teile Madrids; ſie erſcheint dem Fremden als ein fünf- oder ſechseckiger Platz, in deſſen Mitte ein keineswegs großartiger Springbrunnen ſich befindet. Für die Einheimiſchen mag er andere Reize und eigenartige Anziehungskraft beſitzen, denn er iſt immer ſehr belebt; man raucht und ſchwatzt dort, man geht dort ſpazieren und begegnet ſich, kurz man ſagt: das Herz von Madrid ſchlage dort. Ein anderes Gebäude in Madrid lockt weit mächtiger die Fremden und feſſelt ſie tagelang; die Schätze, welche dasſelbe einſchließt, ſind allein eine Reiſe nach Spaniens Hauptſtadt wert. Ich meine das Muſeum, welches die Bildergalerie enthält. Darin befinden ſich: 46 Murillo, 64 Velasquez, 14 Zurbaran, 55 Luca Giordano, 58 Ribera, 13 Antonio Moro, 10 Claude Lorrain, 62 Rubens, 22 Van Dyk, 53 Teniers, 54 Breughel, 23 Snyders, 10 Wouwerman, 43 Tizian, 10 Raphael, 34 Tintoretto, 25 Paul Veroneſe, 27 Baſſano, 16 Guido Reni. Wer mit unter 10 Meiſterwerken hier vertreten iſt, wie z. B. unſer Albrecht Dürer mit neun Nummern, den wage ich der Weitläufigkeit wegen gar nicht anzuführen. Auch die Waffen- und Harniſchſammlung in Madrid enthält Ausgezeichnetes und iſt äußerſt reichhaltig und intereſſant. Vor allem feſſelt aber die Aufmerkſamkeit des Beſuchers und gewährt ihm reiche Ausbeute das Marine-Muſeum. Hier mag ein neuer Reiſeſchriftſteller, Edmondo de Amicis,*) das Wort erhalten. „Wollte irgend

*) Spanien. Autoriſierte Überſetzung aus dem Italieniſchen. (Stuttgart, 1880.)

oder maurische Typus. Die Madrilena ist reizend im vollen Sinne des Wortes; unter vieren sind drei gewiß hübsch. Vollendete Schönheiten mögen seltener sein. Sie sind von kleinem, zierlichem Wuchs, sehr weißer Haut, zarten Zügen, haben meist helles kastanienbraunes Haar, ja man kann den Prado nicht zweimal auf- und abgehen, ohne nicht sieben bis acht Blondinen von allen Schattierungen getroffen zu haben, vom dunkeln Blond bis zum brennendsten Rot. Man sieht viele blaue Augen, obgleich sie nicht so geschätzt werden, wie die schwarzen.

Im Prado sah ich auch einige Pasiegas von Santander in ihrer Nationaltracht. Die Pasiegas sind als die besten Ammen in Spanien anerkannt, und die Liebe, die sie für die Kinder haben, ist fast sprichwörtlich geworden. Ihre Kleidung ist ein roter, sehr faltiger Tuchrock, mit breiten Borden besetzt, ein schwarzsammetenes, ebenfalls mit Gold galonniertes Korsett, und ihr Kopfputz ein in hellen Farben schimmernder Madras, das alles noch gehoben durch einen Überfluß von silbernen Zieraten und Spielereien. Diese Frauen sind sehr schön und tragen einen Zug von Kraft und Adel im Gesicht, der überrascht.

Die originellen Gestalten der Wasserhändler, die früher Spaniens Hauptstadt kennzeichneten, sind fast verschwunden. Früher ertönte die ganze Stadt von ihrem scharfen, unaufhörlichen Geschrei: Agua, agua, quien quiere agua? (Wer wünscht Wasser?) Agua, helada, fresquita la nieve! (Hell, frisch, wie der Schnee!) Dies dauerte von morgens 5 Uhr bis abends 10 Uhr. Jetzt haben sich, nachdem Madrid die vorzügliche Wasserleitung erworben, diese Stimmen beruhigt. Neben dem Wasser ist das Element, das am meisten in Madrid gebraucht wird, Feuer, zum Anzünden der Cigarren. Kleine Knaben tragen es in Schalen, die mit Kohlen und feiner Asche gefüllt sind, herum. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr wird der Prado leer, und die Menge wendet sich nach den Kaffeehäusern und Botillerias.

Die Kunst, Erfrischungen zu bereiten, ist nur in Spanien zu Hause, und selbst in Paris, verglichen mit der in Spanien, noch in der Kindheit. Die bebida haleda, namentlich aber die bebida d'almendra blanca (von weißen Mandeln) sind köstliche Getränke. In den Tagen, wo das Eis noch nicht zubereitet ist, hat man Agraz, ein aus unreifen Weinbeeren bereitetes Getränk, dessen säuerlicher Geschmack sehr angenehm ist, oder man trinkt Cerveza de Santa Barbara mit Limonen, das nicht weniger von gutem Geschmack ist, oder man wendet sich in die Orchalerias de Chufa; die Chufa ist eine kleine Beere gleich einer Mandel, die in den Umgebungen von Valencia wächst, und welche man röstet, zerstößt und zu einem Getränk benutzt, das, mit Schnee gemischt, höchst erfrischend ist. Außerdem giebt es Sorbett, Eis in Form von Käsen, von allen Arten mit Aprikosen, Ananas, Orangen, auch mit Butter und ungelegten Eiern, die man aus dem Leib der Hühner nimmt, und Espumas von Chokolade oder Kaffee, einer Art geschlagener Sahne, die man zuweilen mit feinem Zuckerstaub bestreut und mit Barquillos (in lange Hörner gerollten Oblaten) serviert, aus denen

man langſam das Getränk einſchlürft, und ſo noch länger die erfriſchende Kühlung genießt. Kaffee trinkt man nur ſelten, und dann aus Gläſern, nicht aus Taſſen.

Die Häuſer in Madrid ſind aus Letten und Backſteinen oder aus geſtampfter Erde gebaut, wohl mit Kalk überworfen und mit ziemlich phantaſtiſchen Farben, hellgrün, roſa, blau u. ſ. w. angeſtrichen, die Fenſter mit Verzierungen überladen; nur die ganz neugebauten Häuſer ſind einfacher und mit Milchfarbe angeſtrichen, wie die in Paris. Das Innere iſt ſehr geräumig und bequem, die Decken hoch, der Raum nirgends geſpart. Man durchwandert eine lange Reihe von Zimmern, in denen nichts als die leeren weißen Wände und hier und da vom Rauch und der Zeit geſchwärzte Gemälde, irgend einen Martertod der Heiligen vorſtellend, zu ſehen ſind, ehe man in den bewohnten Teil des Hauſes kommt. Die Gemälde ſind nur ſelten in Rahmen gefaßt. Der Fußboden beſteht nur aus Stein — wenigſtens habe ich keinen von Dielen geſehen —, und wird mit Matten von ſehr feiner Arbeit bedeckt. Die Möbel ſind höchſt ſparſam in den Zimmern verteilt und in altväteriſchem Geſchmacke; doch nicht in altſpaniſchem, ſondern in dem zur Zeit der Revolution in Paris herrſchenden; dagegen iſt eine Unzahl von Rohrſtühlen und Sofas an den Wänden verteilt. Auf den Tiſchen und Etagèren ſind kleine Biskuit- und Porzellanfigürchen aufgeſtellt, und an den Wänden hängen ſchlechte Kupferſtiche.

Um die unerträgliche Hitze zu mildern, ſind die Fenſterläden faſt immer geſchloſſen und die Fenſter dicht verhangen, ſo daß in den Zimmern faſt eine völlige Finſternis herrſcht. Zu gleicher Zeit feuchtet man die Matten fortwährend an oder verbreitet durch ſogenannte Bukaros eine feuchte Luft in den Gemächern, und ſucht ſich daran zu erquicken. Die Bukaros ſind eine ſeltſame Erfindung. Es ſind Töpfe, die, aus roter amerikaniſcher Erde geformt, ziemlich den türkiſchen Pfeifenköpfen gleichen; manche ſind vergoldet und grob bemalt. Von dieſen Töpfen bringt man 7—8 in das Zimmer, füllt ſie mit Waſſer und ſetzt ſie auf das Sofa, um den Genuß mit aller Sammlung zu haben. Der Thon wird jetzt dunkler von Farbe, das Waſſer dringt durch ſeine Poren, und die Bukaros verbreiten einen Geruch, der dem in einem feuchten Gewölbe oder friſch geweißten Zimmer ſehr ähnlich iſt. Die Ausdünſtung iſt ſo ſtark, daß nach Verfluß von einer Stunde die Hälfte des Waſſers in den Bukaros verdunſtet iſt; das übrig bleibende Waſſer iſt kalt wie Eis und hat einen faden, ekeln Geſchmack, wird jedoch von einigen Feinſchmeckern mit vielem Appetit getrunken, wie ſie auch kleine Stückchen des Thones kauen und verſchlucken.

Ich beſuchte einige Tertulias oder Abendgeſellſchaften und fand wenig Bemerkenswertes. Man tanzt nach dem Pianoforte, doch mit ſo großer Zurückhaltung, daß man nicht begreift, worin das Vergnügen beſteht. Von eigentlichen Nationaltänzen iſt keine Spur mehr zu entdecken; ſelbſt in den Theatern geht, wer auf guten Ton Anſpruch macht, fort, ſobald der Bolero oder ein anderer Nationaltanz aufgeführt werden ſoll. Die Kleidung der

oder mauriſche Typus. Die Madrilena iſt reizend im vollen Sinne des Wortes; unter vieren ſind drei gewiß hübſch. Vollendete Schönheiten mögen ſeltener ſein. Sie ſind von kleinem, zierlichem Wuchs, ſehr weißer Haut, zarten Zügen, haben meiſt helles kaſtanienbraunes Haar, ja man kann den Prado nicht zweimal auf- und abgehen, ohne nicht ſieben bis acht Blondinen von allen Schattierungen getroffen zu haben, vom dunkeln Blond bis zum brennendſten Rot. Man ſieht viele blaue Augen, obgleich ſie nicht ſo geſchätzt werden, wie die ſchwarzen.

Im Prado ſah ich auch einige Paſiegas von Santander in ihrer Nationaltracht. Die Paſiegas ſind als die beſten Ammen in Spanien anerkannt, und die Liebe, die ſie für die Kinder haben, iſt faſt ſprichwörtlich geworden. Ihre Kleidung iſt ein roter, ſehr faltiger Tuchrock, mit breiten Borden beſetzt, ein ſchwarzſammetenes, ebenfalls mit Gold galonniertes Korſett, und ihr Kopfputz ein in hellen Farben ſchimmernder Madras, das alles noch gehoben durch einen Überfluß von ſilbernen Zieraten und Spielereien. Dieſe Frauen ſind ſehr ſchön und tragen einen Zug von Kraft und Adel im Geſicht, der überraſcht.

Die originellen Geſtalten der Waſſerhändler, die früher Spaniens Hauptſtadt kennzeichneten, ſind faſt verſchwunden. Früher ertönte die ganze Stadt von ihrem ſcharfen, unaufhörlichen Geſchrei: Agua, agua, quien quiere agua? (Wer wünſcht Waſſer?) Agua, helada, fresquita la nieve! (Hell, friſch, wie der Schnee!) Dies dauerte von morgens 5 Uhr bis abends 10 Uhr. Jetzt haben ſich, nachdem Madrid die vorzügliche Waſſerleitung erworben, dieſe Stimmen beruhigt. Neben dem Waſſer iſt das Element, das am meiſten in Madrid gebraucht wird, Feuer, zum Anzünden der Cigarren. Kleine Knaben tragen es in Schalen, die mit Kohlen und feiner Aſche gefüllt ſind, herum. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr wird der Prado leer, und die Menge wendet ſich nach den Kaffeehäuſern und Botillerias.

Die Kunſt, Erfriſchungen zu bereiten, iſt nur in Spanien zu Hauſe, und ſelbſt in Paris, verglichen mit der in Spanien, noch in der Kindheit. Die bebida haleda, namentlich aber die bebida d'almendra blanca (von weißen Mandeln) ſind köſtliche Getränke. In den Tagen, wo das Eis noch nicht zubereitet iſt, hat man Agraz, ein aus unreifen Weinbeeren bereitetes Getränk, deſſen ſäuerlicher Geſchmack ſehr angenehm iſt, oder man trinkt Cerveza de Santa Barbara mit Limonen, das nicht weniger von gutem Geſchmack iſt, oder man wendet ſich in die Orchalerias de Chufa; die Chufa iſt eine kleine Beere gleich einer Mandel, die in den Umgebungen von Valencia wächſt, und welche man röſtet, zerſtößt und zu einem Getränk benutzt, das, mit Schnee gemiſcht, höchſt erfriſchend iſt. Außerdem giebt es Sorbett, Eis in Form von Käſen, von allen Arten mit Aprikoſen, Ananas, Orangen, auch mit Butter und ungelegten Eiern, die man aus dem Leib der Hühner nimmt, und Eſpumas von Chokolade oder Kaffee, einer Art geſchlagener Sahne, die man zuweilen mit feinem Zuckerſtaub beſtreut und mit Barquillos (in lange Hörner gerollten Oblaten) ſerviert, aus denen

man langſam das Getränk einſchlürft, und ſo noch länger die erfriſchende Kühlung genießt. Kaffee trinkt man nur ſelten, und dann aus Gläſern, nicht aus Taſſen.

Die Häuſer in Madrid ſind aus Letten und Backſteinen oder aus geſtampfter Erde gebaut, wohl mit Kalk überworfen und mit ziemlich phantaſtiſchen Farben, hellgrün, roſa, blau u. ſ. w. angeſtrichen, die Fenſter mit Verzierungen überladen; nur die ganz neugebauten Häuſer ſind einfacher und mit Milchfarbe angeſtrichen, wie die in Paris. Das Innere iſt ſehr geräumig und bequem, die Decken hoch, der Raum nirgends geſpart. Man durchwandert eine lange Reihe von Zimmern, in denen nichts als die leeren weißen Wände und hier und da vom Rauch und der Zeit geſchwärzte Gemälde, irgend einen Martertod der Heiligen vorſtellend, zu ſehen ſind, ehe man in den bewohnten Teil des Hauſes kommt. Die Gemälde ſind nur ſelten in Rahmen gefaßt. Der Fußboden beſteht nur aus Stein — wenigſtens habe ich keinen von Dielen geſehen —, und wird mit Matten von ſehr feiner Arbeit bedeckt. Die Möbel ſind höchſt ſparſam in den Zimmern verteilt und in altväteriſchem Geſchmacke; doch nicht in altſpaniſchem, ſondern in dem zur Zeit der Revolution in Paris herrſchenden; dagegen iſt eine Unzahl von Rohrſtühlen und Sofas an den Wänden verteilt. Auf den Tiſchen und Etagèren ſind kleine Biskuit- und Porzellanfigürchen aufgeſtellt, und an den Wänden hängen ſchlechte Kupferſtiche.

Um die unerträgliche Hitze zu mildern, ſind die Fenſterläden faſt immer geſchloſſen und die Fenſter dicht verhangen, ſo daß in den Zimmern faſt eine völlige Finſternis herrſcht. Zu gleicher Zeit feuchtet man die Matten fortwährend an oder verbreitet durch ſogenannte Bukaros eine feuchte Luft in den Gemächern, und ſucht ſich daran zu erquicken. Die Bukaros ſind eine ſeltſame Erfindung. Es ſind Töpfe, die, aus roter amerikaniſcher Erde geformt, ziemlich den türkiſchen Pfeifenköpfen gleichen; manche ſind vergoldet und grob bemalt. Von dieſen Töpfen bringt man 7—8 in das Zimmer, füllt ſie mit Waſſer und ſetzt ſie auf das Sofa, um den Genuß mit aller Sammlung zu haben. Der Thon wird jetzt dunkler von Farbe, das Waſſer dringt durch ſeine Poren, und die Bukaros verbreiten einen Geruch, der dem in einem feuchten Gewölbe oder friſch geweißten Zimmer ſehr ähnlich iſt. Die Ausdünſtung iſt ſo ſtark, daß nach Verfluß von einer Stunde die Hälfte des Waſſers in den Bukaros verdunſtet iſt; das übrig bleibende Waſſer iſt kalt wie Eis und hat einen faden, ekeln Geſchmack, wird jedoch von einigen Feinſchmeckern mit vielem Appetit getrunken, wie ſie auch kleine Stückchen des Thones kauen und verſchlucken.

Ich beſuchte einige Tertulias oder Abendgeſellſchaften und fand wenig Bemerkenswertes. Man tanzt nach dem Pianoforte, doch mit ſo großer Zurückhaltung, daß man nicht begreift, worin das Vergnügen beſteht. Von eigentlichen Nationaltänzen iſt keine Spur mehr zu entdecken; ſelbſt in den Theatern geht, wer auf guten Ton Anſpruch macht, fort, ſobald der Bolero oder ein anderer Nationaltanz aufgeführt werden ſoll. Die Kleidung der

Frauen, ſelbſt derer vom höchſten Stande, iſt bei feierlichen Gelegenheiten mehr als einfach. Eine Pariſer Putzmacherin würde ſich ſchämen, ſo in eine Abendgeſellſchaft zu einer Schneiderin zu gehen. Übrigens ſind dieſe Tertulias wenig koſtſpielig. Die einzigen Erfriſchungen, welche in den vorderen Zimmern ſtehen, ſind ein Dutzend Gläſer mit klarem Waſſer gefüllt, dabei ein Teller mit Zucker, von welchem kein Mann, der nicht für leckerhaft gelten will, ein Stück nimmt. Das iſt Sitte in den Häuſern der reichſten Familien, und kein Zeichen von Geiz, denn die Genügſamkeit der Spanier iſt ganz dieſem Syſtem angemeſſen.

* * *

## Bemerkungen aus den Reiſeſkizzen von Meta Wellmer.*)

Über Madrid, oder eigentlich nur über einigen Straßen, Plätzen und Spaziergängen von Madrid liegt der Firnis einer europäiſchen Reſidenz und Großſtadt, allein in den engen Seitengaſſen und in der nächſten Umgebung der Stadt findet man in der Wohnung und Lebensweiſe der ſpaniſchen Bevölkerung Zuſtände, wie ſie gerade ſo zu Kaiſer Karls V. Zeiten oder noch früher geherrſcht haben mögen. Die Provinz la Mancha, in welcher Madrid liegt, iſt nach deutſchen Begriffen eine Art Wüſte. Kein Wäldchen, kaum hie und da ein Baum, kein reinliches, heimliches Dörfchen, kein wogendes Kornfeld, keine ſaftig grüne Wieſe, kein murmelnder Bach ſind auf dieſer gelben, dürren, kahlen Hochebene zu ſehen. Die ſeltenen Weiler und Behauſungen erſcheinen mit ihren fenſterloſen Lehmgebäuden beſonders verkommen und elend. Vor meinem innern Auge ſtand, als ich dieſelben durchfuhr, ſtets der Ritter von der traurigen Geſtalt, wie er mit idealem ritterlichen Sinn dieſe Gegenden durchſchweift. Ich fühlte der großen Seele des Cervantes den Schmerz nach über den Widerſpruch der proſaiſchen Wirklichkeit mit ſeinen idealen Wünſchen und Beſtrebungen. Sancho Panſas begegneten mir wohl auf Eſeln und mit Maultieren, allein ſelbſt der edle verrückte Don Quixote fehlt dem heutigen Spanien. Obgleich Madrid 398,000 Einwohner zählt, giebt es in dieſer großen Stadt doch verhältnismäßig ſehr wenig zu ſehen, denn es iſt eine moderne Stadt, welcher der geſchichtliche Hintergrund mangelt, und die auch nie, wie z. B. München, Jahrzehnte lang von kunſtſinnigen Fürſten bereichert und verſchönert worden iſt. Es ſind hier weder phöniziſche noch römiſche, weder gotiſche noch mauriſche Erinnerungen und Denkmäler, welche Cartageua, Cadix, Toledo, Sevilla, Granada u. a. m. zu ſolch hochintereſſanten ſpaniſchen Städten machen. Erſt Karl V. und ſein Sohn Philipp II. erhoben Madrid zur Hauptſtadt des Landes, der erſtere, weil die hohe Lage und ſcharfe reine Luft ſeinem phlegmatiſchen holländiſchen Temperamente und ſeiner Gicht gut zu thun ſchien. Sonſt ſteht aber das Klima von Madrid in üblem Rufe, ſelbſt bei

*) Vergl. den Nürnberger Korreſpondenten 1876, 514. 15.

den Eingebornen; man sagt, es sei Brust- und Halsleidenden und den Kindern im zarten Alter gefährlich. So viel ich bisher davon verspürte, ist das Klima Madrids jedoch besser als sein Ruf, und die vielen hier herrschenden Krankheiten unter Kindern und Erwachsenen sind wohl eher der naturwidrigen Lebensweise und unklugen Kindererziehung und Ernährung zuzuschreiben, als „der Luft". — Das königliche Schloß in Madrid ist ein seines Namens würdiger Bau, jedoch erst seit 130 Jahren bewohnt. Der schöne weiße Stein, aus welchem es aufgeführt ist, giebt ihm im Sonnenglanz oder noch schöner in hellen Mondscheinnächten das Ansehen eines riesenhaften, märchenartigen Marmorpalastes. Als Napoleon I. mit seinem Bruder Joseph die in höchst eleganten Verhältnissen sanft emporsteigende Haupttreppe hinaufschritt, umarmte er in stürmischer Siegesfreude einen der Marmorlöwen an dem Fuße derselben und rief: „O, so halte ich es endlich in den Händen, das vielbegehrte Spanien!" Doch sein Jubel war bekanntlich verfrüht. Als er die andern schönen Räume des Schlosses mit seinem älteren Bruder durchwandelte, meinte er: Du wirst hier besser logiert sein, als ich in Paris in den Tuilerien. Allein auch diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung, und Joseph fühlte sich nie heimisch im spanischen Königspalaste. Jetzt wandelt wieder ein junger Bourbon als Herr darin, nachdem ein italienischer Fürst auch mißmutig denselben verlassen und von den Bonapartes keiner mehr zur Zeit ein königliches Schloß bewohnt. Die ostgenannte Puerta del Sol hat weder eine puerta (Thor) noch eine sol (Sonne) daran, oder überhaupt mehr Sonne als andere Teile Madrids; sie erscheint dem Fremden als ein fünf- oder sechseckiger Platz, in dessen Mitte ein keineswegs großartiger Springbrunnen sich befindet. Für die Einheimischen mag er andere Reize und eigenartige Anziehungskraft besitzen, denn er ist immer sehr belebt; man raucht und schwatzt dort, man geht dort spazieren und begegnet sich, kurz man sagt: das Herz von Madrid schlage dort. Ein anderes Gebäude in Madrid lockt weit mächtiger die Fremden und fesselt sie tagelang; die Schätze, welche dasselbe einschließt, sind allein eine Reise nach Spaniens Hauptstadt wert. Ich meine das Museum, welches die Bildergalerie enthält. Darin befinden sich: 46 Murillo, 64 Velasquez, 14 Zurbaran, 55 Luca Giordano, 58 Ribera, 13 Antonio Moro, 10 Claude Lorrain, 62 Rubens, 22 Van Dyk, 53 Teniers, 54 Breughel, 23 Snyders, 10 Wouwerman, 43 Tizian, 10 Raphael, 34 Tintoretto, 25 Paul Veronese, 27 Bassano, 16 Guido Reni. Wer mit unter 10 Meisterwerken hier vertreten ist, wie z. B. unser Albrecht Dürer mit neun Nummern, den wage ich der Weitläufigkeit wegen gar nicht anzuführen. Auch die Waffen- und Harnischsammlung in Madrid enthält Ausgezeichnetes und ist äußerst reichhaltig und interessant. Vor allem fesselt aber die Aufmerksamkeit des Besuchers und gewährt ihm reiche Ausbeute das Marine-Museum. Hier mag ein neuer Reiseschriftsteller, Edmondo de Amicis,*) das Wort erhalten. „Wollte irgend

*) Spanien. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen. (Stuttgart, 1880.)

ein großer Dichter die Entdeckung der neuen Welt beſingen, ſo rate ich ihm, ſich vom Madrider Marinemuſeum begeiſtern zu laſſen, denn nirgends weht ſo wie hier die unentweihte Luft des urſprünglichen Amerika, nirgends fühlt man ſo lebhaft die Gegenwart des Columbus. Im erſten Saale, dem ſogenannten Entdeckerkabinette, wird der Dichter, wenn er wirklich poetiſches Gefühl hat, vor Ehrfurcht das Haupt entblößen. Wo er hinblickt, ſieht er etwas, vor dem ſein Herz höher ſchlägt. Er iſt nicht mehr in Europa, nicht mehr in dieſem Jahrhundert, ſondern in Amerika im 15. Jahrhundert, hier atmet er jene Luft, hier ſieht er jene Orte und fühlt jenes Leben. In der Mitte iſt eine hohe Waffentrophäe, Beuteſtück aus den Kämpfen mit den Wilden der entdeckten Länder, mit Häuten wilder Tiere überzogene Schilde, mit Federn geſchmückte Wurfſpeere aus Rohr, Holzſäbel in Baſtſcheiden, deren Griffe mit langen Haarbüſcheln verziert ſind, ungeheure Keulen, Dolche und Meſſer, lange ſägeförmige Speere, unförmliche Scepter, rieſenhafte Köcher, Kleider aus Affenhaaren, Königs- und Henkerſchwerter, kurz Waffen der Wilden von Kuba, Mexico, Neukaledonien, von den Carolinen und den entfernteſten Inſeln des ſtillen Ozeans. Merkwürdig ſchwarz und ſchreckenerregend ſehen ſie aus, dieſe Zeugen gräßlicher Kämpfe in der geheimnisvollen Dunkelheit der Urwälder, in einem nie endenden Labyrinthe von unbekannten Bäumen. Rings um dieſe Trophäen einer wilden Welt ſind die Bilder und Andenken der Sieger zu ſehen; die Bildniſſe von Columbus, Pizarro, Fernando Cortez; auf einer der Wände eine Karte Amerikas voller Figuren, Farben und Zeichen, welche Johann de la Coſa auf der zweiten Reiſe des Genueſen auf eine große Leinwand malte, und die zu dem Zwecke dienen ſollte, die Unternehmung ins Innere von Amerika zu leiten. Neben dieſer Karte liegt ein Stück des Baumes, unter welchem der Eroberer von Mexiko in jener berühmten Nacht ſchlief, nachdem er ſich durch das feindliche Heer, welches ihn im Otumbathale erwartet, einen Weg gebahnt hatte; ein Gefäß aus dem Holze des Baumes geſchnitzt, neben welchem der berühmte Kapitän Cook ſtarb, ſteht dabei. Dann folgen Nachbildungen der Boote, Schiffe und Flöße, deren ſich die Wilden bedienten, und ein ganzer Kranz Bildniſſe von berühmten Seereiſenden. Das Mittelſtück bildet ein großes Gemälde, welches die Schiffe von Chriſtoph Columbus: Nina, Pinta und Santa Maria in dem Augenblicke darſtellt, in welchem ſie die amerikaniſche Küſte entdecken, ſämtliche Matroſen ſtehen am Ende des Schiffes, winken mit den Armen, begrüßen laut die neue Welt und danken Gott für ſeinen Schutz. Worte können die Bewegung nicht ausdrücken, die mich beim Anblick dieſes Schauſpiels ergriff, und die Thräne, die mir im Auge zitterte, war gewiß mehr wert, wie alle, die ich bisher vergoſſen. Aber wer iſt der Sterbliche, der ſich bei einem ſolchen Anblick nicht gehoben fühlt? In den andern zehn Sälen befinden ſich noch mehr Koſtbarkeiten. In dem Saale neben dem Entdeckerkabinette ſind die Andenken an die Schlacht von Trafalgar: das Bild der heiligen Dreieinigkeit, welches in der Kajüte am Hinterteile der Real Trinidad hing und welches die Engländer, kurz bevor das

Schiff unterſank, wegnahmen; der Hut und Degen Friedrich Gravinas, des Befehlshabers der ſpaniſchen Flotte, welcher an jenem Tage fiel, und ein großes vollſtändiges Modell des Schiffes Santa Anna, eines der wenigen, welche unverſehrt blieben; ferner Fahnen, Bildniſſe von Admiralen und andere, welche Scenen aus dieſem furchtbaren Kampfe darſtellen. Und neben dieſen Erinnerungen an Trafalgar ſtehen andere, die nicht weniger eindringlich zum Herzen ſprechen: ein Kelch, welcher aus dem ſogenannten Ceiba-Baume geſchnitzt wurde, dem Baume, in deſſen Schatten am 19. März 1519 die erſte Meſſe in Havanna geleſen worden war; der Stock des Kapitäns Cook, Götzenbilder und Steinmeißel der Indianer von Portorico aus der Zeit vor der Entdeckung der Inſel. Aus dieſem Saale tritt der Fremde in einen noch größeren, wo ſich eine Flotte von Galeeren, Feluken, Segelſchiffen, Brigantinen, Korvetten, Fregatten, kurz Schiffen aus allen Meeren und allen Zeiten befindet, ausgerüſtet, bewimpelt, verproviantiert, wie wenn ſie nur den Befehl erwarteten, die Anker zu lichten, um ſich in den Meeren zu verteilen. Die andern Säle enthalten eine große Sammlung von Maſchinen, Geräten und Waffen der Marine. Dazu kommen noch die Bilder aller Seeunternehmungen Spaniens, ferner Bildniſſe der Admirale, Seereiſenden und Schiffer, dann Trophäen aus Aſien, Amerika, Afrika und Ozeanien. Jede Gattung iſt ſo vielfach vertreten, daß, wer den Beſuch in einem Tage abmachen will, vieles übergehen muß. Der Heraustretende glaubt eine Reiſe um die Welt gemacht zu haben, ſo viel hat er in wenigen Stunden erlebt.“ Die Kirchen und Paläſte Madrids haben durchgängig keine klaſſiſche Architektur, keinen reinen angenehmen Bauſtil. Im Oſten, ¼ Stunde außerhalb der Stadt, liegt die erſt vor drei Jahren neu erbaute „Plaza de toros“, d. h. das große Amphitheater, in welchem an jedem Sonntag nachmittags die Stiergefechte ſtattfinden. Ich hoffe indeſſen, daß meine an der Spitze der Civiliſation ſtehenden Landsleute keine Beſchreibung dieſer rohen Nationalbeluſtigung von mir erwarten. Ich gehöre nicht zu denjenigen Fremden hier, welche mit hochmütigem Abſcheu von dieſen ſcheußlichen Schauſpielen ſprechen, und — dieſelben dennoch häufig beſuchen. Die Spanier ſpotten dann mit Recht über dieſe ſittliche Entrüſtung der Fremdlinge. Ich werde nie einen Fuß in das Innere dieſes unheimlich ausſehenden Gebäudes ſetzen, welches mir, einer eifrigen Tierſchutzfreundin, ein wahres Grauen einflößt. Was mich bei dieſem Amphitheater für Stiergefechte am meiſten wundert, iſt, daß die ſpaniſche Regierung oder die Stadt Madrid Geld genug zu ſolch einem koſtſpieligen Bau übrig hatte, da doch innerhalb und außerhalb Spaniens die ſpaniſchen Finanzen als „etwas faul“ bekannt ſind, und viel in Spanien baufällig iſt und aus Mangel an barem Gelde verfällt. Aber es giebt Staaten, welche wie manche Individuen handeln, die ſich nie ein notwendiges Kleidungsſtück, geſchweige ein nützliches Buch anzuſchaffen vermögen, jedoch für ihr Vergnügen immer Geld übrig haben. Die Zahl der Theater in Madrid mag derjenigen der Kirchen in der ſpaniſchen Hauptſtadt beinahe gleichkommen. Meiner Wohnung gegenüber in der Alcalaſtraße ſtößt

das Apollo-Theater dicht an eine Kirche. Bei dieſer intimen Nachbarſchaft kann man gewiß in den ſtillen Nachtſtunden in der Kirche die Töne des Theater-Orcheſters und das Beifallklatſchen hören, während des Vormittags die Schauſpieler wahrſcheinlich beim frommen Orgelton ihre Proben abhalten. Ein großer Teil der Madrider Bevölkerung, beſonders der weiblichen, bringt ſeine Tage ſolgendermaßen zu: Des Morgens gehen ſie in die Kirche, des Nachmittags auf dem Prado oder in dem Retiro ſpazieren, und des Abends ins Theater. Auf dieſe Weiſe ſehen ſie immer und werden ſtets geſehen. In den Theatern kam mir vielerlei „ſpaniſch" vor; z. B. die vielen kleinen Kinder, ja Säuglinge, welche dahin mitgenommen werden; ſo wie das Händeklatſchen im Takt, wenn die Zwiſchenakte zu lange dauern; ferner die blonden Perrücken für alle Heldenrollen. Was die Verkaufsläden in Madrid anbetrifft, ſo kann ich nur eins von denſelben rühmen: man wird durch ſie in keiner Weiſe in Verſuchung geführt, ſein Geld auszugeben, wie dies in Paris der Fall iſt. Alles, was ich bisher zu kaufen Veranlaſſung hatte, war teurer als in London und Paris, und manches ſehr ſchwer zu finden; ſogar Gegenſtände, welche man hier vorzugsweiſe gebraucht, z. B. Fächer, welche teurer als in Paris ſind. Nur das Obſt iſt natürlicherweiſe billiger als bei uns, jedoch nicht in ſolchem Grade, als bei der Lage und Fruchtbarkeit des Landes zu vermuten wäre. Sehr gut finde ich — nach meinem Geſchmack — das ſpaniſche Brot, weiß, feſt, ohne viel Sauerteig und Salz, und ausgezeichnet ſind die Zündhölzchen, welche aus einem ſteifen Wachsfaden beſtehen und ohne Geruch ſich entzünden, ſo daß der deutſche Name Schwefelholz gar nicht für ſie paßt. Dieſe kleinen eleganten notwendigen Dinger ſind überdies ſehr billig. Der ſpaniſche Wein hat ſeinen gewiß verdienten Weltruf; ich habe aber noch keinen Schluck desſelben über meine Lippen gebracht. Das Olivenöl, welches hier ſtatt der Butter zum Kochen verwendet wird, widerſtrebt meinem Geſchmacke keineswegs; es iſt jedenfalls ein reineres und appetitlicheres Fett als Butter. Der hieſige Havanna-Tabak in kleinen Papiercigaretten, ſowie in großen dicken Glimmſtengeln, würde gewiß die Gunſt unſerer Raucher erwerben. Hier haben die Cigarren ſogar bei dem weiblichen Geſchlechte Verehrerinnen, was keinen lieblichen Eindruck macht. Um jedoch nicht mit einem Mißton zu ſchließen, ſei lobend anerkannt, daß der Spanier im allgemeinen mäßig im Eſſen und Trinken iſt. Auch fällt es angenehm auf, daß der geringſte Spanier mit dem höchſten und vornehmſten in einem unbefangenen Tone ruhigen Selbſtbewußtſeins ſpricht. Denn jeder weiß, daß er aus echtem caſtilianiſchen Blute ſtammt; ja in den baskiſchen Provinzen im nördlichen Spanien iſt jeder Baske, ſei er auch ein Waſſerträger oder ein Tagelöhner, ein Edelmann. Dies Benehmen bewahrheitet Schillers Ausſpruch: Stolz lieb' ich den Spanier!

## Umgestaltungen Madrids seit 1850.*)

Während der 23 Jahre, welche seit meiner letzten Anwesenheit in Madrid verstrichen waren, hat sich diese Stadt nicht allein sehr bedeutend vergrößert, sondern auch verändert und zwar zu ihrem Vorteil. Der Puerta del Sol, früher ein unregelmäßiger, von Häusern sehr verschiedener Größe und Bauart umgebener Raum, hat sich in einen großen, regelmäßig viereckigen Platz mit Reihen hoher prächtiger Gebäude verwandelt, unter denen sich mehrere große elegante Hotels befinden, an denen es früher in Madrid gänzlich fehlte. Die Puerta del Sol, in deren Mitte ein geschmackvoller monumentaler Brunnen starke Wasserstrahlen ausgießt, ist gegenwärtig mit ihren acht von ihr strahlenförmig auslaufenden Straßen unstreitig einer der prächtigsten Stadtplätze Europas. In allen Hauptstraßen sind neue Prachtbauten entstanden und luxuriöse Cafés, namentlich aber Warenlager, welche des Abends im Scheine von Hunderten von Gasflammen strahlen, zieren die Hauptverkehrsadern.

Viel großartiger sind aber noch die Umgestaltungen, welche die Umgebung der Hauptstadt Spaniens erfahren hat. Die Thore stehen zwar wohl alle noch, aber die Ringmauer ist verschwunden. Nach 1844 gab es kaum eine Vorstadt; jetzt existieren deren acht, von denen drei an der Nordost-, Ost- und Nordwestseite der inneren Stadt gelegen und die Barrios de Salamanca, de los Pozos und de Arguelles große neue Stadtteile sind, welche breite, mit Alleeen gezierte Boulevards, moderne 3—4 Stock hohe Häuser mit ebenso viel Balkonreihen und mit platten Dächern, ferner geschmackvolle mit Blumenbosketts und Brunnen geschmückte Squares besitzen. Außerdem sind hier und anderwärts um Madrid viele Gärten, Villen, Vergnügungsorte entstanden; nur keine neuen Kirchen!

Diesen gewaltigen Umschwung verdankt Madrid nicht allein den Eisenbahnen, obwohl diese in der Nähe der drei Bahnhöfe sehr viele Neubauten hervorgerufen und auch auf die ganze Lebensweise der Madrileños (sprich: Madrilenjos) einen großen umgestaltenden Einfluß geübt haben: sondern auch und vielleicht noch mehr der Vollendung des Isabellen-Kanals, welcher Madrid in ausgiebigster Weise mit reinem, frischem, ganz vorzüglichem Wasser versieht, so daß die früher wegen ihres Wassermangels und ihres schlechten Trinkwassers berüchtigte Hauptstadt Spaniens jetzt zu den mit Wasser am besten versorgten Großstädten Europas gehört und unter den größeren Städten der Halbinsel in Güte des Trinkwassers höchstens noch von Granada übertroffen wird. Der nach der vertriebenen Königin benannte Kanal ist die großartigste aller in neuerer Zeit hergestellten Wasserleitungen Spaniens. Er wurde im Jahre 1859 vollendet und hat 146¼ Mill. Realen (96½ Mill. Mark) gekostet. Der Isabellen-Kanal ist nicht bloß dazu

*) Spanien und die Balearen von Dr. M. Willkomm (Berlin 1876).

bestimmt, Madrid mit Trinkwasser zu versehen, sondern auch dessen Umgebungen zu bewässern. Er beginnt am Fuße des Guadarrama-Gebirges und am Ausgange des Lozoyathales, wo er den größten Theil des krystallhellen Wassers des schönen Lozoyaflusses aufnimmt: er ist ungefähr 14 Leguas (ca. 10 Meilen) lang und endet am nordwestlichen höchst gelegenen Rande von Madrid auf der Moncloa bei Principe pio mit einem großen Bassin und Reservoir, von wo aus sich das Wasser in unterirdischen Röhrenleitungen über die ganze Stadt und deren Umgebung verbreitet. Das erklärt die vielen Fontainen, die man jetzt in den Straßen der „Corona de Madrid“ (Erweiterung von Madrid) erblickt und überhaupt die Existenz der wie durch einen Zauberschlag in den Wüsten der Sandebenen, baumentblößten Umgebungen Madrids entstandenen Gärten, Alleen und Promenaden. Auch viele Häuser der inneren Stadt besitzen bereits Wasserleitung bis in die höchsten Stockwerke hinauf und in allen Straßen sind neue öffentliche Brunnen entstanden. Die große Wasserader, welche der Kanal, der vom Gebirge aus bald über, bald unter der Erde zum Theil in mächtigen gußeisernen Röhren hingeführt ist und mehrere Hügel und Thäler auf großartigen Brücken und Aquädukten überschreitet, nach Madrid bringt, hat sogar eine merkliche Verbesserung des dortigen Klimas veranlaßt. Denn die Luft ist in der Stadt und ihrer Umgebung trockener und reiner geworden, was Bäder und Anlage der neuen Bäder, verbesserten Straßen und Straßenanpflanzungen auch sonstwie gefördert haben. Das natürlich auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung zu bessern gewußt hat, bedarf keiner Erwähnung.

Zunahme der Bevölkerung von Madrid und des Fremdenzuges hat sich auch in der Frequenz derselben bemerkbar gemacht. Im Jahre 1844 zählte sie 2[illegible] 000 Seelen, und während die Stadt noch im Jahre 1850 mit einem Verkehrsleben in den Kinderschuhen steckte, ist sie jetzt den Vorstädten nach mit ihren Einwohnern zur Zeit der Volkszählungen und gebräuchliche Zimmer schwierig auf [illegible] Zimmer.

* * *

Der dritte Hauptpunkt, mit der neuen und modernen Stadt verbunden, ist nun auf der Manzanares, dessen Name wohl und schönen ist und seine Wasserfülle gehabt hat. Heutzutage ist Sommer mit seinen heißen Sonnenstrahlen nur in ganzen genommen vorherrschend. Die Einwohnung sieht sich nun auf allen Seiten des Manzanares. Im Sommer kommen in Stunden der Sonnen Hitzegrade in die heißeste Schattenhitze und gegen mittägen vorherrschenden Hitze — der Manzanares an welchem Madrid liegt, ist ein Bach — der Guadarrama. Ein heißer Sommer hätte einmal, es wäre der Manzanares allen anderen Flüssen vor weil derselbe zu Wagen und zu Pferde durchfahren [illegible] — und da dann eines Sommers [illegible] Sommer [illegible] Im Bett des Manzanares ist der Sand so groß, daß das Sommerwasser [illegible] ist man dann nur auf dem Sandigen Bet-

sers, aber nicht genug, um den Sand zu befeuchten, der sich unter den Füßen der Pferde erhebt. Man muß aber erst die großmächtige Brücke sehen, die ein spanischer König über den Manzanares gebaut hat. Dieselbe ist breiter und länger als der Pontneuf von Paris und man muß es demjenigen Dank wissen, der diesem Fürsten riet, die Brücke zu verkaufen, um einen Fluß zu kaufen." Andere wollten wissen, Karl V. habe sich begnügt, die Brücke zu bauen, und es seinen Nachfolgern überlassen, das Wasser dazu zu liefern! Die Spanier selbst verhöhnen den Fluß ihrer Hauptstadt ebenso grausam wie die Fremden. In Madrid sagt das Volk, die Brücke von Toledo warte auf den Fluß, wie die Juden auf ihren Messias. Am schlimmsten spielen ihm die Dichter mit. Guevado nennt ihn den Lehrjungen unter den Flüssen und im Sommer so von Durst gequält, daß er die Vorübergehenden um einen Tropfen Wasser bitte. Cervantes taufte ihn „Bach mit der Auszeichnung eines Flusses", Tirso de Molina nannte ihn Vicomte der Flüsse und Herzog der Bäche; er behauptete, der Fluß lasse sich Sommers in seinem Bette so wenig sehen, als die Professoren von Alcala und Salamanca im Hörsaale.

Im Winter kann er freilich auch ganz unanständig groß werden, so daß Gonzora sagte: Ein Esel hat dich gestern getrunken und läßt dich heute wieder fließen!

## 4. Das Wohnhaus des Spaniers.*)

Betrachtet man das Äußere spanischer Häuser, so begegnet man sogleich einem der vielen Widersprüche, die das spanische Naturell in sich vereinigt. Da der Spanier so großen Wert auf das Äußere legt und so gerne an der Oberfläche der Dinge haftet, so sollte man vermuten, seine Häuser böten ein sehr schönes und gefälliges Äußere dar. Bei weitem die meisten Gebäude sind aber schon äußerlich sehr vernachlässigt. In den Städten ersten Ranges, z. B. in Barcelona, wo wir gegenwärtiges Bild entwerfen, hat nicht ein Haus einen frischen, soliden und geschmackvollen Anstrich. Schmutzig graue, nicht selten zerbröckelte Außenwände geben den meisten Häusern ein wirklich ruinenhaftes Aussehen. Davon machen selbst die Häuser der Vornehmsten keine bedeutende Ausnahme. Wie erstaunt man anfangs beim Anblick sogenannter Paläste, deren Äußeres meist nicht so vorteilhaft ist, als das eines nur etwas in gutem Stande gehaltenen Hauses eines schlichten deutschen Städters. Die Bekleidung der Außenseite mancher Häuser mit weißer Terracotta schützt schlecht gegen den Eindruck des Unschönen und verrät einen sehr zweifelhaften Geschmack. Eben so wenig kann die Überladung derselben mit nichtssagenden Arabesken ein besonderes Wohlgefallen erwecken.

*) Skizzen aus Spanien, Morgenblatt 1860. Nr. 11. 12.

Die flachen Dächer des Südens bedürfen wohl kaum der Erwähnung. Sie sind hier zu Lande allgemein. In ästhetischer Beziehung kann ein solches Dach nicht verfehlen, den unbefriedigenden Eindruck von etwas Unfertigem zu machen. Die horizontale Ebene bildet zu wenig einen Abschluß eines architektonischen Ganzen. Sie stellt vielmehr die natürliche Basis dar, auf welcher sich irgend ein Gegenstand erheben soll, wogegen die schiefe Ebene deutlich ausdrückt, daß, ihrer Natur nach, nichts mehr darauf gesetzt werden könne und also auch nicht solle. Eine große Menge flacher Dächer macht jedem aufmerksamen Beobachter die Richtigkeit dieser Anschauung fühlbar.

Daß durch solche Dächer zugleich der so nützliche Raum der Speicher verloren geht, versteht sich von selbst. Viele Gegenstände, die am besten dorthin entfernt werden, nehmen daher Räume des eigentlich bewohnbaren Teiles des Hauses ein, wodurch die Nutzbarkeit des letzteren wesentlich vermindert oder eine Menge von meist dunkeln Kammern und Winkeln nötig wird. Das horizontale Dach, in Spanien Terrasse genannt, dient nur zum Trocknen der Wäsche. Die auf der Terrasse eines vier- bis fünfstöckigen Hauses vor jedermanns Auge im Winde flatternde Wäsche macht jeden andern als einen romantischen Eindruck, zumal wenn man ihn von mehreren Häusern zugleich erhält. Ein bedeutender Teil des Hausraumes wird ferner durch den beinahe allgemeinen Mangel an Kellern weggenommen. Vorräte, die man bei uns in letzteren aufbewahrt, werden in Kammern, Magazinen und dergleichen untergebracht. Selbst in Schänken befindet sich gewöhnlich das ganze Weinlager oberhalb der Erde im Erdgeschoß.

Das Innere spanischer Häuser ist von dem der deutschen noch mehr verschieden als das Äußere. In den meisten Häusern der Reichen und Vornehmen ist im Erdgeschoß keine Wohnung oder nur eine kleine für einen Pförtner. Dagegen zeigt sich in denselben allenthalben die Neigung, die sehr beträchtliche Höhe bis zum ersten Stockwerke durch eine möglichst lange Reihe steinerner Treppen, die bisweilen an drei Wänden herumgehen, und durch Galerieen auszufüllen. Gewöhnliche Häuser haben mehr oder minder enge Eingänge, schmale, dunkle und schlechte Stiegen. Die Thür, welche zur Wohnung führt, ist, wie die Hausthür, mit einem Thürklopfer versehen. Ziemlich selten ist, selbst in den größten Städten, an jener statt des Klopfers eine Klingel angebracht. Auf ein Zeichen mit dem einen oder dem andern dieser Instrumente wird innerhalb ein kleiner Schieber zurückgeschoben, um sich zu überzeugen, ob das außen stehende Individuum unverdächtig genug aussieht, um ihm die Thür zu öffnen, denn früher mußte jedermann in diesem romantischen Laude stets auf der Hut vor Dieben, Räubern und Mördern sein.

Hat man Gelegenheit, alle Räume eines Stockwerkes zu besichtigen, so kann man über manche und bisweilen über die meisten stark in Zweifel sein, ob man in einem Gange, einem Vorzimmer oder überhaupt in was für einer Art von Lokalität man sich befinde. So scheint nicht selten der größere Teil nur Gang und doch wieder wegen der in solchen Räumen aufgestellten Mö-

beln wirklich ein Zimmer zu ſein. Wollen wir aber dieſe unbenennbaren Räume für Zimmer halten, ſo vermiſſen wir andererſeits meiſt gänzlich das wohnliche Ausſehen. Ein wirklich ſo zu nennendes Zimmer hat gewöhnlich nur ein Fenſter, das zugleich Thüre iſt, die auf einen Balkon führt, wenn das Zimmer nach der Straße oder einem Garten, auch oft, wenn es nach einem Hofe zu liegt. Dieſe Balkonthüre mit Fenſter iſt in der Mitte der betreffenden Wand angebracht. Will man nun nicht mit der Arbeit auf dem Balkon ſitzen, was im Winter ohnedies unthunlich, noch dem Fenſter gerade gegenüber, weil dadurch leicht alle Ordnung geſtört würde, ſo hat man durchgehends in ſpaniſchen Wohnungen, wenn ihre Lage noch ſo günſtig iſt, ſpärliches Licht. Wir ſahen Büreaus mehrerer Konſulate und Staatsbehörden, ſowie Comptoirs vieler der bedeutendſten Handelshäuſer, die ſo düſter waren, daß ein Verehrer des Lichtes in ſolchen Höhlen verderben konnte. Eckzimmer haben gewöhnlich zwei ſolche Fenſterthüren und zwei Balkone, ſind daher natürlich heller. Der Balkon aber iſt nach ſpaniſcher Anſchauung eine abſolute Notwendigkeit eines Zimmers, daß man im oben erwähnten Zweifel, ob man ſich in einem Zimmer oder in einem anderen Raume befinde, nur nach dem Balkon ſchauen darf, deſſen Vorhandenſein jedenfalls den betreffenden Raum als Zimmer erkennen läßt. Er fehlt der elendeſten Bauernhütte nicht, iſt übrigens auch an den Häuſern der Reichſten und Vornehmſten nur mit einem einfachen eiſernen Gitter umgeben. Bisweilen iſt neben dem Balkonfenſter ein anderes, gewöhnlich kleineres ohne Balkon, das ſich dann ſehr unſymmetriſch ausnimmt. Säle haben mindeſtens drei Fenſter, wovon wenigſtens das mittlere auf einen Balkon geht. Nun denke man ſich ein vier- oder fünfſtöckiges Haus, mit einem Balkon vor jedem oder beinahe vor jedem Fenſter und die Mehrzahl oder alle ganz von Menſchen eingenommen. Dann erweitere man dieſes Bild auf die etwa eine halbe Stunde lange Straße. Wenn nicht Thatſachen genug bewieſen, daß Häuslichkeit kein Charakterzug des Spaniers iſt, ſo ginge dies ſchon aus der Allgemeinheit des Balkons hervor. Nicht genug, daß ſich alle Welt faſt immer außen herum treibt, ſelbſt zu Hauſe mag man nicht zu Hauſe ſein. Wer gerade nicht notwendig im Innern beſchäftigt iſt und auf dem Balkon Raum hat, macht ſich dorthin; die ſchöne Welt beſonders bringt ohne und mit Arbeit ganze Tage dort zu. Freilich ſtrengt man ſich bei der Arbeit auf dem Balkon nicht ſehr an. Man wählt ja dieſen Sitz vorzüglich, um die trockene Arbeit angenehmer zu machen und durch allerlei Unterhaltung zu erleichtern.

Was der ſpaniſchen Wohnung nach unſern Begriffen ein ſehr ungefälliges, unwohnliches Ausſehen giebt, ſind die mit quadratförmigen Backſteinen belegten Fußböden. Oft ſind dieſe Steine freilich etwas geglättet oder gewichſt, wodurch aber der Eindruck nicht gemildert wird. Die meiſt nackten Wände tragen dazu bei, den Eindruck der Unwohnlichkeit zu erhöhen. In den an der See gelegenen Provinzen wird zum Mörtel ſehr häufig Seeſand verwendet. Da dieſer immer ſalzhaltig iſt, ſo ſchwitzen ſolche Wände über die Maßen, ſobald die Luft etwas feucht iſt.

An einander ſtoßende Häuſer haben nur eine Wand, worin ſie ſich berühren. Läßt nun der Nachbar ein Stockwerk über das ganze Haus verändern, ſo werden nach Bedarf Löcher in dieſe einzige Wand gehauen, um das Gebälk einfügen zu können. Mittlerweile wird dem Nachbar die ſo durchlöcherte Wand auf ſeiner Seite proviſoriſch nur mit eingelegten Steinen zugeſtopft und erſt nach Vollendung des andern Hauſes zugemauert. Am Plafond iſt das ganze Gebälk ſichtbar, höchſtens angeſtrichen. In kleineren Städten und in Dörfern tritt meiſt das nackte Gebälk hervor.

Eine Folge der leicht ſich abreibenden Backſteine und der vielen Fugen, die ein damit belegter Boden zeigt, iſt die Unreinlichkeit ſpaniſcher Wohnungen. Um dieſe rein zu halten, bedarf es eines Dienſtboten, der den ganzen Tag nur mit Abſtäuben beſchäftigt iſt. Aber auch damit iſt es nicht gethan; während an einer Stelle geſäubert wird, läßt ſich der Staub an andern deſto dichter nieder. Zu unſerem größten Verdruß machten wir überall dieſe Beobachtung. Spanier ſind in dieſem Punkte nicht ſo pedantiſch und empfindlich als Deutſche oder gar Niederländer. Ein an ſtrenge Reinlichkeit gewöhnter Nordländer glaubt hier in Staub und Schmutz erſticken zu müſſen. Wohin man ſich wendet und dreht, ſetzt und lehnt, verrichtet man wider Willen das Geſchäft des Abſtäubens.

Die Mobilien der beſteingerichteten Wohnungen ſind gewöhnlich plump und geſchmacklos. In manchen trifft man ſo gut wie gar keine. Die kleine Garderobe liegt dann in einigen Kiſten, über denen einfach ein Deckel liegt, oder auch nicht; Herren- und Frauenkleider ſieht man oft in ganz anſtändigen Häuſern an Pflöcken hängen, Weißzeug oben darauf liegen, dem Staube völlig ausgeſetzt, oder höchſtens mit irgend einem Tuche bedeckt. Schöne Ordnung und zweckmäßige Bequemlichkeit ſind ſelbſt den Wohnungen der Vornehmſten fremd; es iſt wenig oder gar kein Sinn dafür vorhanden. Die ſchönſten Zimmer ſcheinen nur Räume zum Plaudern oder Tanzen zu ſein. Die ſchlichteſte, wohlgeordnete Wohnung eines nicht ſo ärmlichen deutſchen Dorfes erſcheint ſchon auf den erſten Anblick ihrem Zwecke weit angemeſſener, als dieſe ſpaniſche Grandezza.

Der Fremde, dem ſeine Mittel nicht erlauben, ein möbliertes Zimmer oder Möbeln zu mieten (in kleineren Städten, d. h. unter 40,000 Einwohnern, kann er aber oft mit allen Mitteln beides nicht erhalten), muß ſeiner Liebe zur Ordnung und Bequemlichkeit ſo lange Zwang anthun, bis er ſich daran gewöhnt hat, ſeine Effekten in Koffern und Kiſten oder ſonſt auf ſpaniſche Art aufzuheben, um nicht zu ſagen aufzubewahren.

Die Thüren vieler der reichſten Häuſer ſind nur mit Waſſerfarbe angeſtrichen, die meiſt ſo unhaltbar iſt, daß das verwitterte Holz mehr oder weniger hervortritt. So viele Gauner und Diebe es auch giebt, ſo ſind die Schlöſſer meiſt von der einfachſten Arbeit, ſehr oft nur einfach ſchließbar. Das Schloſſergewerbe, wie ſo manches andere, befindet ſich hier noch auf der Elementarſtufe.

Wenn alle dieſe und ähnliche Mängel den beſten Häuſern anhaften,

wie traurig und lotterhaft müssen in unsern Augen erst die minder guten oder schlechten bestellt sein!

Eines sehr empfindlichen Mangels, woran durchgehends die spanischen Wohnungen leiden, müssen wir noch zum Schlusse gedenken. Beinahe allgemein fehlen Kamine oder Öfen. Öfen im warmen schönen Süden! wird mancher rufen; aber er soll wissen, daß zu Anfang Dezember hier zu Lande die Temperatur so zu sinken beginnt, daß man bei der nämlichen Temperatur in Deutschland bereits die Zimmer heizen, wenn auch das Feuer nicht den ganzen Tag unterhalten würde. Im Innern und in Gebirgsgegenden ist die Kälte noch strenger, weil sie dort nicht durch die Seeluft gemäßigt wird. Dort ist Schnee eben keine Seltenheit, wenn er auch nicht lange liegen bleibt. Macht man sich Bewegung, so ist freilich diese Kälte nicht mit der nordischen zu vergleichen. Wer aber ganze Tage ruhig im Zimmer zubringen muß, wird den geringeren Frost des spanischen Winters weit heftiger empfinden, als den strengeren im Norden, gegen den er doch im Hause geschützt ist. Zu diesem Mangel an Heizung rechne man noch die kalten steinernen Böden und die meist kahlen Wände. Wir haben Wohnungen und Arbeitslokale genug gesehen, denen selbst die einzigen Schutzmittel gegen die Kälte, Fußteppiche, Matten von Binsen, Stroh oder Espartogras, gänzlich fehlten. Den Ofen muß hier ziemlich allgemein das Kohlenbecken (brasero) vertreten, womit man die Füße wärmt und verdirbt. Die einfachsten sind aus Thon, viereckig oder rund, in Holz eingefaßt, das meist einen runden, breiten Rand bildet, so daß sechs und mehr Personen um das Kohlenfeuer herum sitzen und ihre Füße auf den Rand des Beckens stellen können. Die elegantesten sind von Messing oder Kupfer und mit einem gitterartigen, gewölbten Deckel versehen, worauf man die Füße setzt. Diese dienen gewöhnlich nicht so vielen Personen als erstere. In Arbeitszimmern ist aber von solchen Artikeln nichts zu sehen.

Mancher wird aus dem Gesagten schließen, der Spanier müsse sehr unempfindlich gegen die Kälte sein; es findet aber gerade das Gegenteil statt. Während wir in einem soliden Winterrocke mit beinahe bloßem Halse außer dem Hause bei gehöriger Bewegung einen hohen Grad von Kälte ertragen, mummen sich hier Leute der untersten Volksklassen, die man doch für abgehärtet halten sollte, in schwere Teppiche, Decken oder Mäntel und wickeln Hals und Gesicht in lange Shawls ein.

## 5. Ein Stück Afrika in Europa.

### Die Palmengärten von Elche.*)

Um 11 Uhr vormittags stiegen wir bei glühender Hitze in die verstaubt aussehende, mit fünf kräftigen Pferden bespannte Diligence und — „hopp,

*) Dr. Willkomm, a. a. O.

hopp, hopp gings fort in sausendem Galopp!" Ein so wahnsinnig schnelles Jagen wie bei dieser täglich von Alicante nach Murcia gehenden Diligence war mir bisher noch nicht vorgekommen. Die 22 Kilometer betragende Strecke von Alicante nach Elche ward in bloß 2 Stunden zurückgelegt, und in demselben Tempo gings Tags darauf, wo wir weiter reisten, bis Murcia, woselbst die Diligence schon um 7 Uhr abends eintraf. Die Entfernung von Alicante bis Murcia beträgt aber in gerader Richtung 73 Kilometer und auf der sich vielfach schlängelnden und große Umwege machenden Straße gewiß 10 Kilometer mehr. Am meisten raste die Diligence durch die Ortschaften hindurch, so daß der schwerfällige Wagen auf dem holprigen Pflaster, zumal wenn er scharf um die Ecke bog, oft hoch emporflog und man sich anhalten mußte, um nicht vom Sitze herabgeschleudert zu werden. Welcher Staub bei so tollem Fahren in jenem sonnendurchglühten regenlosen Gebiete auf der Straße aufgewirbelt wird, kann man sich denken. Dazu der Höllenlärm, den nach spanischer Sitte der Mayoral und seine Genossen mit Peitschenknallen, Schreien und Fluchen und die Zugtiere mit ihren Glocken und Schellenbändern machen: es könnte einem Hören und Sehen vergehen!

Alicante liegt hart am Saume einer dürren salzigen Steppe, welche zu dem großen, von mir als „Littoralsteppe" bezeichneten Küstengebiete Süd-Spaniens gehört. Das Land ist keineswegs eine einförmige Ebene, sondern ein welliges Terrain, aus welchem gegen Norden und Westen isolierte Felsgebirge aufragen, schön geformt und in den prächtigsten Farbentönen prangend, aber — wenigstens scheinbar — jeder Vegetation entbehrend. Bäume sind, einige Feigenbaumpflanzungen und Dattelpalmen bei den zerstreuten Caserios (mit platten Dächern) ausgenommen, nirgends zu erblicken, und kaum begreift man, wie in diesen kahlen dürren Gefilden so viele Menschen existieren können, denn jene Gegend ist verhältnismäßig ziemlich stark bevölkert. Die Getreidefelder, welche in den Vertiefungen durch Norias bewässert liegen, entziehen sich nämlich dem Auge, nur die Straße ist fast immer mit denselben zu beiden Seiten garniert. Die Weizenernte war hier (Ende Mai) schon vorüber, die Felder waren daher entweder ganz kahl oder mit zusammengesetzten Getreidegarben bestreut, wobei ich erwähnen will, daß die dortigen Bauern das Getreide nicht abschneiden, sondern mit der Wurzel ausreißen. Außer Weizen und Gerste wird hier viel Serradella (Ornithopus sativus), Safflor und Anis gebaut. Oft treten aber die öden, mit grauen Salzpflanzen bestreuten Steppengefilde bis dicht an die Straße heran.

Je weiter wir uns von Alicante entfernten, desto afrikanischer wurde die Landschaft. Rechts und links von der Straße zeigten sich erst Palmengruppen, dann ganze Palmenhaine neben blendend weißen, mit wenigen Fensteröffnungen versehenen Caserios, auf deren plattem Dache sich oft ein halbkugeliger Backofen (ganz wie bei den maurischen Häusern Marokkos) erhob. Allmählich traten zwischen den Palmenhainen, die immer größer wurden, je mehr wir uns Elche näherten und in denen blühende Granatbüsche den Boden so zu sagen als Unterholz bedeckten, Getreide- und Luzernenfelder,

Oliven- und Johannisbrotpflanzungen auf, einen fruchtbareren Boden verkündend. In geringer Entfernung zeigte sich nun vor uns eine weit ausgedehnte dichtstämmige Palmenmasse, in welche die Straße einbog — der berühmte Palmenwald von Elche! Derselbe zieht sich rings um die Stadt und ist auf dieser Seite am breitesten.

Wir konnten uns nicht satt sehen an den Tausenden von schlanken Stämmen mit ihren luftigen Kronen, deren lange, vom Winde leicht bewegte Federblätter durch Aneinanderschlagen ein eigentümliches, dem Säuseln der Luft in Nadel-, besonders Kieferwäldern vergleichbares Geräusch hervorbrachten, sowie an den glänzend hellgrünen, mit scharlachroten Blumen übersäten Granatbüschen, welche auch hier überall in üppigster Fülle unter dem lichten Schatten der Palmenreihen wachsen. Endlich tauchte vor uns zwischen den auseinander weichenden Palmenkronen die glänzend blaue goldgerippte Azulejoskuppel der Hauptkirche von Elche auf, und bald darauf rollte unser Wagen in die Stadt hinein, wo er vor der Posada de Tadeo, dem Parador der Diligencen hielt.

Wir blieben hier und erhielten in dem oberen Stockwerk des Hauses ein zwar höchst einfach möbliertes, aber reinliches und freundliches Zimmer mit zwei Alkoven, von dessen Balkonen aus wir zwischen den gegenüberstehenden Häusern hindurch in die dahinter liegenden Palmenhaine hinausschauen konnten. Die Wirtsleute waren, wie fast überall in Valencia, sehr freundlich und zuvorkommend, die Bewirtung ganz vorzüglich, besser als in manchem Hotel der großen Städte und dabei verhältnismäßig billig. Wir waren daher in dieser Posada sehr wohl aufgehoben und bedauerten nur, nicht länger als einen Tag in Elche weilen zu können.

Nachdem wir in dem kühlen „Comedor" (Speisezimmer) des untern Stockwerks zu Mittag gegessen, wobei es zum Dessert außer Orangen, Mandeln und Rosinen frisch vom Baume gepflückte Datteln gab und uns die in der kleidsamen Landestracht gehende Tochter des Hauses bediente, ein junges Mädchen von großer Schönheit und echt valencianischem Typus, mit griechischem Profil, prachtvollen dunkeln Augen, üppigem blauschwarzen Haar und sehr hellem Teint, machten wir einen Spaziergang durch die zunächst gelegenen Palmenhaine und dann durch die Stadt selbst.

Die von fern den Eindruck eines kompakten Waldes machenden Dattelpalmen der Huerta bestehen aus größeren und kleineren Gärten, welche von niedrigen Steinmauern oder von Rohrhecken umgeben und in regelmäßige Vierecke geteilt sind. Jedes Viereck pflegt mit reihenweis angeordneten Granatsträuchern oder Granatbäumen angepflanzt zu sein; selten sieht man einzelne Vierecke zu Futterbau (besonders für Luzernenklee) oder für Gemüse und Gartenfrüchte oder gar für Getreide (namentlich Hafer!) benutzt. Diese Vierecke sind von Wegen umgeben und an deren Rändern mit je einer Reihe von ziemlich eng gestellten Dattelpalmen bepflanzt, so daß jeder Garten viele sich rechtwinklig schneidende Palmenalleeen enthält. Zugleich ist ein jeder längs seiner Umfriedigung mit einer Reihe Palmen garniert. Ältere und

jüngere Palmen in den verſchiedenſten Größenabſtufungen pflegen durcheinander gemengt zu ſein. Junge Palmen haben die längſten und am üppigſten entwickelten, oft 3 m langen Blätter, daher die ſchönſten Blattkronen, aber auch unverhältnismäßig dicke Stämme, weil ſich an denſelben die Baſen der abgebrochenen Blätter noch nicht abgeſtoßen haben. Die weiblichen Bäume, als die Fruchtträger, ſind in großer Mehrzahl vorhanden und zeigen ſich in allen Stadien der Entwickelung, mit noch nicht aufgeblühten, aufgeblühten, abgeblühten Kolben und halb- oder ganzreifen Früchten. Letztere ſtammen offenbar aus der Blütezeit des vergangenen Jahres, denn die Dattel reift — wenigſtens in Spanien — ſehr langſam und ſcheint nicht von ſelbſt abzufallen. Die halbreifen Früchte in ihrer goldgelben Färbung verleihen dem Baume ein reizendes Anſehen.

Die Dattelpalme nimmt zwar mit dem magerſten Boden vorlieb, beanſprucht aber Waſſer zu ihrem Gedeihen. Wo daher in jenem während des Sommers glühend heißen und das ganze Jahr hindurch faſt regenloſen Gebiete, welches einem in Europa eingefügten Stück Afrika gleicht, Palmengruppen ſtehen, kann man, wie in der Sahara, eine Quelle oder Waſſerleitung vermuten. Die Palmengärten von Elche und andern Orten müſſen daher künſtlich bewäſſert werden und ſind zu dieſem Behuf von einem höchſt komplizierten Syſtem von Kanälen und Gräben durchſchnitten, welche ihr Waſſer teils aus zahlloſen Brunnen und Norias, teils aus dem bei Elche vorüberfließenden Rio Vinalapó erhalten.*) Das Bett dieſes Fluſſes iſt bei Elche den ganzen Sommer hindurch eine dürre waſſerloſe Rambla, indem ſein Waſſer ſchon weit oberhalb der Stadt durch Kanäle abgezapft und in die Huerta geleitet wird. In den Gärten läuft längs jeder Palmenreihe eine mit Backſteinen ausgelegte Rinne hin, welche ſich um jeden Stamm ſchüſſelartig erweitert und das befruchtende Element von Stamm zu Stamm leitet. Die Kultur der Dattelpalme erfordert daher viel Arbeit, große Aufmerkſamkeit und ein nicht geringes Betriebskapital. Von dem Fleiße der Bewohner der Huerta von Elche zeugt nicht nur das treffliche Gedeihen der Palmen, ſondern auch die große Sauberkeit der Gärten und die Fruchtbarkeit des an ſich kaum ertragreichen Bodens in den mit Granatbäumen und andern Kulturpflanzen bedeckten Vierecken, welche alljährlich gedüngt werden müſſen, um die erwünſchten Ernten hervorzubringen. Der mergelig ſandige Boden iſt nämlich durchgehends ſalzhaltig (ein echter Steppenboden), wie nicht allein das ſalzig ſchmeckende Waſſer der Gräben, ſondern auch die Unkräuter der Palmenhaine beweiſen. Außerhalb der Huerta, d. h. des bewäſſerten Terrains, ſieht man daher auch meiſt wüſtliegende, bald mit Steppenkräutern bedeckte, bald faſt aller Vegetation beraubte Gefilde, weshalb der Palmenwald

*) Durch ein rieſiges Schleuſenwerk wird der Fluß zu einem großen Teich aufgeſtaut, von wo aus die Kanäle ihr Waſſer empfangen. Es iſt der unter dem Namen pántano de Elche ſeit Jahrhunderten in ganz Spanien berühmte Teich, der wie die ganze Kanaliſation von den Mauren im 9. Jahrhundert angelegt wurde.

von Elche, der etwa 100,000 Stämme enthalten mag, ganz einer afrikaniſchen Wüſtenoaſe gleicht.

In jedem Palmengarten ſteht ein Haus, in welchem der Beſitzer oder Pächter wohnt, in großen Gärten wohl auch ein ſtattliches, von Orangenbüſchen und Blumenbeeten umgebenes Landhaus. Der Bauſtil dieſer Häuſer, welche wie die Häuſer der Stadt alle weiß getüncht und mit Azoteas (flachen Dächern) verſehen ſind, ſtimmt vortrefflich zu der afrikaniſchen Scenerie ihrer Umgebung.

Außer dieſen einzelnen Gartenhäuſern giebt es auch größere Häuſergruppen innerhalb der weit gedehnten Huerta, im ganzen 33 Ortſchaften, welche von etwa 10,000 Menſchen bewohnt ſind, deren Haupterwerbszweig die Kultur der Dattelpalme und des Granatbaumes iſt.

Die Bewohner der Huerta ſind, ſo weit wir ſie auf unſerem Spaziergange kennen lernten, freundlich und gefällig und ſcheinen es gern zu ſehen, wenn Fremde ihre Gärten beſuchen und ihre Häuſer und Palmen abzeichnen. Sie unterſcheiden ſich in dieſer Beziehung vorteilhaft von den mißtrauiſch blickenden, verſchloſſen und verſchmitzt ausſehenden Bewohnern der Huerta von Valencia, welche überhaupt einen mehr afrikaniſchen Typus haben als jene von Elche. Wohl aber beſitzen letztere, wie überhaupt alle Süd-Valencianer und Murcianer, einen ſehr dunkeln Teint, ſo daß ſie, falls ſie einen Turban trügen, ſehr gut für Mauren gelten könnten.

Elche iſt eine große wohlhabende Villa (Stadt) von über 10,000 Einwohnern, mit breiten Hauptſtraßen und gut gebauten Häuſern. Häufig ſieht man von den Höfen und Gärten hinter denſelben Palmen über die flachen Dächer hervorragen. Nach ſpaniſcher Sitte ſind die Häuſer mit Balkonreihen verſehen. Unter den Kirchen iſt die der Himmelfahrt der Jungfrau gewidmete Kollegiat- oder Hauptkirche ein ſchöner großer, von einer gewaltigen Kuppel und einem weithin ſichtbaren Glockenturme überragter Bau. Den Grundriß bildet das Kreuz, über deſſen Mitte jene oben erwähnte Kuppel ſich wölbt, die mit glänzend blauen, an ihren acht vorragenden Rippen mit goldgelben Azulejos*) gedeckt iſt. Dergleichen Azulejoskuppeln ſind nirgends ſo häufig, wie im Königreiche Valencia; ſie nehmen ſich beſonders zwiſchen Palmenwipfeln ganz reizend aus.

*) So heißen die glaſierten, in allen Farben vorkommenden Thonziegel, welche in Südſpanien, beſonders in Valencia, in eigenen Fabriken verfertigt und außer zu Schmuckdächern zum Auslegen der Zimmerböden in Form von Arabesken und Parketts benutzt werden. Sie ſind von den Mauren erfunden worden.

# Elfter Abſchnitt.

1. Die Inſel Teneriffa und der Pik de Teyde. — 2. Das tropiſche Meer und die neue Welt. Erſte Fahrt des Columbus über den atlantiſchen Ozean. — 3. Der Golfſtrom. — 4. Der Marannon und ſeine Ufer. — 5. Erſchließung des Innern von Südamerika durch Dampfer und Eiſenbahnen. — 6. Der Landbau und die Landſchaft der heißen Zone. — 7. Plantagen und Neger im tropiſchen Amerika. Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Cuba. — 8. Die charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten des Negers. — 9. Mexico. Land und Leute. Das Leben in Mexico. Die Kirchen in Mexico. Die Indianer in Mexico. Die Kreolen. — 10. Lima und ſeine Bewohner. Das Klima. Stiergefechte. — 11. Eine Winterreiſe über die Cordilleras de los Andes. — 12. Der Gaucho und die Pampas. — 13. Vergleichende Anſicht der Steppen.

## 1. Die Inſel Teneriffa und der Pik de Teyde.*)

Den 19. Juni in der Frühe des Morgens warfen wir im Hafen von St. Croix Anker, nachdem wir mehreremale mit dem Senkblei ſondiert hatten, denn der Nebel war ſo dicht, daß man nur mit Mühe die allernächſten Gegenſtände unterſchied; aber im Augenblick, als wir vor der Inſel Teneriffa anlangten, zerſtreute ſich der Nebel völlig. Der Pik von Teyde zeigte ſich jetzt in hellem Lichte über den Wolken; die erſten Strahlen der Sonne, die für uns noch nicht aufgegangen war, erhellten die Spitze des Vulkans. Nur der Piton (Zuckerhut) war für uns ſichtbar; dieſer Rieſenkegel zeichnete ſich auf dem ſchönen blauen Himmelsgrunde ab, während ſchwarze und dichte Wolken den übrigen Teil des Berges bis auf eine Höhe von 1800 Toiſen**) umhüllten. Der von den Sonnenſtrahlen erleuchtete Bimsſtein warf ein rötliches Licht zurück, dem ähnlich, welches oft die Gipfel der hohen Alpen färbt. Nach und nach wurde dieſes Licht das blendendſte Weiß, und getäuſcht, wie die meiſten Reiſenden, hielten wir den Pik noch mit Schnee bedeckt, und gaben der Beſorgnis Raum, viele Schwierigkeiten zu haben, um an den Rand des Kraters gelangen zu können.

Als wir in die Straßen von St. Croix eintraten, empfanden wir eine erſtickende Hitze. Auf der ſchmalen und ſandigen Küſte ſind Häuſer von einer

*) Reiſe in den Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von A. v. Humboldt und A. Bonpland.

**) Eine Toiſe iſt ungefähr 2 m lang. Der Pik de Teyde hat eine Höhe von 3716 m.

blendenden Weiße, mit flachen Dächern und mit Fenstern ohne Glas, an einer Wand von schwarzen, schroff gehauenen Felsen angelehnt, von welchen die Sonnenstrahlen mit doppelter Macht zurückprallen. Diese ganze östliche Küste der Insel trägt den Charakter der Unfruchtbarkeit und ist fast von aller Vegetation entblößt. Darum ist auch der Anblick des Pik, wie er sich über St. Croix darstellt, weit weniger pittoresk, als auf der westlichen Küste von dem höher gelegenen Orotava aus; denn da kontrastiert eine lachende und üppig angebaute Ebene mit dem wilden Anblick des Vulkans, und von den Gruppen von Palmen und Bananen, welche die Küste begrenzen, bis in die Region der Arbutus,*) der Lorbeeren und der Fichten ist der vulkanische Felsen mit einer kräftigen Vegetation bedeckt. Man begreift, wie selbst Völker, die das schöne Klima Griechenlands und Italiens bewohnten, in dem westlichen Teile Teneriffas eine der „glücklichen Inseln" zu erkennen glaubten.

Der Generalkapitän von Teneriffa ließ uns sogleich die Erlaubnis ausfertigen, die ganze Insel nach Belieben zu durchreisen, und so begaben wir uns am folgenden Tage, den 20. Juni, vor Aufgang der Sonne auf den Weg, um nach der Stadt Laguna zu steigen, welche 350 Toisen höher liegt, als der Hafen von St. Croix. Unser Weg schlängelte sich an einem schmalen Waldstrome aufwärts, der zur Regenzeit sehr hübsche Wasserfälle bilden soll. Nahe bei der Stadt begegneten wir weißen Kamelen, die man dazu verwendet, die Waren von der Douane in die Magazine der Kaufleute zu schaffen. Man beladet sie gewöhnlich mit zwei Kisten Zucker von der Havanna, die zusammen 900 Pfund wiegen, aber man kann diese Last bis auf 13 Centner vermehren. Die Kamele sind auf Teneriffa nicht sehr gemein und pflanzen sich schwer fort, während sie sich zu Tausenden auf den beiden Inseln Lanzerote und Fortaventure vorfinden, welche Afrika näher liegen, und eine Vegetation wie ein Klima überhaupt haben, was diesem Kontinent sehr ähnlich ist.**)

Der Hügel, auf welchem die Stadt St. Christoval de Laguna liegt, gehört zu dem System der Basaltgebirge, welche einen Breitengürtel um den Pik von Teneriffa bilden. Der Basalt, auf dem wir gingen, war schwärzlich braun, kompakt, halb verwittert und gab beim Anhauchen einen Thongeruch von sich. In dem Maße, als wir uns Laguna näherten, empfanden wir gradweise die Abnahme der Temperatur, welche Empfindung um so angenehmer war, als die Luft von St. Croix uns ganz erschlafft hatte. Diese immerwährende Kühle, die man zu Laguna empfindet, verursacht, daß die Canarier diese Stadt als einen sehr angenehmen Aufenthalt betrachten. Auf einer kleinen Ebene, umgeben von Gärten, und beherrscht von einem Hügel,

*) Der Bananen-Pisang mit palmenartigem Stamm, 6—7 m hoch, und einer Krone von hellgrünen, 4 m langen und ½ m breiten Blättern. Der Arbutus gehört zu den Heidekräutern (Ericeen).

**) Die Kamele und die Pferde wurden im 15. Jahrhundert von den erobernden Normännern auf den canarischen Inseln eingeführt.

# Elfter Abſchnitt.

1. Die Inſel Teneriffa und der Pik de Teyde. — 2. Das tropiſche Meer und die neue Welt. Erſte Fahrt des Columbus über den atlantiſchen Ozean. — 3. Der Golfſtrom. — 4. Der Marannon und ſeine Ufer. — 5. Erſchließung des Innern von Südamerika durch Dampfer und Eiſenbahnen. — 6. Der Landbau und die Landſchaft der heißen Zone. — 7. Plantagen und Neger im tropiſchen Amerika. Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Cuba. — 8. Die charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten des Negers. — 9. Mexico. Land und Leute. Das Leben in Mexico. Die Kirchen in Mexico. Die Indianer in Mexico. Die Kreolen. — 10. Lima und ſeine Bewohner. Das Klima. Stiergefechte. — 11. Eine Winterreiſe über die Cordilleras de los Andes. — 12. Der Gaucho und die Pampas. — 13. Vergleichende Anſicht der Steppen.

## 1. Die Inſel Teneriffa und der Pik de Teyde.*)

Den 19. Juni in der Frühe des Morgens warfen wir im Hafen von St. Croix Anker, nachdem wir mehreremale mit dem Senkblei ſondiert hatten, denn der Nebel war ſo dicht, daß man nur mit Mühe die allernächſten Gegenſtände unterſchied; aber im Augenblick, als wir vor der Inſel Teneriffa anlangten, zerſtreute ſich der Nebel völlig. Der Pik von Teyde zeigte ſich jetzt in hellem Lichte über den Wolken; die erſten Strahlen der Sonne, die für uns noch nicht aufgegangen war, erhellten die Spitze des Vulkans. Nur der Piton (Zuckerhut) war für uns ſichtbar; dieſer Rieſenkegel zeichnete ſich auf dem ſchönen blauen Himmelsgrunde ab, während ſchwarze und dichte Wolken den übrigen Teil des Berges bis auf eine Höhe von 1800 Toiſen**) umhüllten. Der von den Sonnenſtrahlen erleuchtete Bimsſtein warf ein rötliches Licht zurück, dem ähnlich, welches oft die Gipfel der hohen Alpen färbt. Nach und nach wurde dieſes Licht das blendendſte Weiß, und getäuſcht, wie die meiſten Reiſenden, hielten wir den Pik noch mit Schnee bedeckt, und gaben der Beſorgnis Raum, viele Schwierigkeiten zu haben, um an den Rand des Kraters gelangen zu können.

Als wir in die Straßen von St. Croix eintraten, empfanden wir eine erſtickende Hitze. Auf der ſchmalen und ſandigen Küſte ſind Häuſer von einer

*) Reiſe in den Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von A. v. Humboldt und A. Bonpland.

**) Eine Toiſe iſt ungefähr 2 m lang. Der Pik de Teyde hat eine Höhe von 3716 m.

blendenden Weiße, mit flachen Dächern und mit Fenstern ohne Glas, an einer Wand von schwarzen, schroff gehauenen Felsen angelehnt, von welchen die Sonnenstrahlen mit doppelter Macht zurückprallen. Diese ganze östliche Küste der Insel trägt den Charakter der Unfruchtbarkeit und ist fast von aller Vegetation entblößt. Darum ist auch der Anblick des Pik, wie er sich über St. Croix darstellt, weit weniger pittoresk, als auf der westlichen Küste von dem höher gelegenen Orotava aus; denn da kontrastiert eine lachende und üppig angebaute Ebene mit dem wilden Anblick des Vulkans, und von den Gruppen von Palmen und Bananen, welche die Küste begrenzen, bis in die Region der Arbutus,*) der Lorbeeren und der Fichten ist der vulkanische Felsen mit einer kräftigen Vegetation bedeckt. Man begreift, wie selbst Völker, die das schöne Klima Griechenlands und Italiens bewohnten, in dem westlichen Teile Teneriffas eine der „glücklichen Inseln" zu erkennen glaubten.

Der Generalkapitän von Teneriffa ließ uns sogleich die Erlaubnis ausfertigen, die ganze Insel nach Belieben zu durchreisen, und so begaben wir uns am folgenden Tage, den 20. Juni, vor Aufgang der Sonne auf den Weg, um nach der Stadt Laguna zu steigen, welche 350 Toisen höher liegt, als der Hafen von St. Croix. Unser Weg schlängelte sich an einem schmalen Waldstrome aufwärts, der zur Regenzeit sehr hübsche Wasserfälle bilden soll. Nahe bei der Stadt begegneten wir weißen Kamelen, die man dazu verwendet, die Waren von der Douane in die Magazine der Kaufleute zu schaffen. Man beladet sie gewöhnlich mit zwei Kisten Zucker von der Havanna, die zusammen 900 Pfund wiegen, aber man kann diese Last bis auf 13 Centner vermehren. Die Kamele sind auf Teneriffa nicht sehr gemein und pflanzen sich schwer fort, während sie sich zu Tausenden auf den beiden Inseln Lanzerote und Fortaventure vorfinden, welche Afrika näher liegen, und eine Vegetation wie ein Klima überhaupt haben, was diesem Kontinent sehr ähnlich ist.**)

Der Hügel, auf welchem die Stadt St. Christoval de Laguna liegt, gehört zu dem System der Basaltgebirge, welche einen Breitengürtel um den Pik von Teneriffa bilden. Der Basalt, auf dem wir gingen, war schwärzlich braun, kompakt, halb verwittert und gab beim Anhauchen einen Thongeruch von sich. In dem Maße, als wir uns Laguna näherten, empfanden wir gradweise die Abnahme der Temperatur, welche Empfindung um so angenehmer war, als die Luft von St. Croix uns ganz erschlafft hatte. Diese immerwährende Kühle, die man zu Laguna empfindet, verursacht, daß die Canarier diese Stadt als einen sehr angenehmen Aufenthalt betrachten. Auf einer kleinen Ebene, umgeben von Gärten, und beherrscht von einem Hügel,

*) Der Bananen-Pisang mit palmenartigem Stamm, 6—7 m hoch, und einer Krone von hellgrünen, 4 m langen und ½ m breiten Blättern. Der Arbutus gehört zu den Heidekräutern (Ericeen).

**) Die Kamele und die Pferde wurden im 15. Jahrhundert von den erobernden Normännern auf den canarischen Inseln eingeführt.

welcher mit einem Wald von Lorbeeren, Myrten und Meerkirschbäumen begrenzt ist, hat die Hauptstadt von Teneriffa wirklich eine der lachendsten Lagen. Eine große Anzahl von Kapellen, welche die Spanier Ermitas nennen, umgiebt die Stadt. Von immergrünen Bäumen beschattet und auf kleinen Erhöhungen erbaut, verstärken diese Kapellen, hier wie überall, die pittoreske Wirkung der Landschaft. Das Innere der Stadt entspricht aber nicht ihrem Äußern. Die Häuser sind alt und verfallen, die Straßen verödet. Seitdem die Seitenausbrüche des Vulkans den Hafen von Garachico zerstört haben, ist St. Croix der Mittelpunkt des Handels geworden, und Laguna vom alten Wohlstande herabgesunken.

Kein Aufenthalt scheint mir geeigneter, die Schwermut zu verscheuchen und einem schmerzhaft ergriffenen Gemüt seinen Frieden wiederzugeben, als der von Teneriffa und Madeira. In dem südlichen Europa sind die Veränderungen der Witterung noch zu merklich, als daß es den nämlichen Vorteil darbieten könnte. Teneriffa aber, gleichsam am Eingange der Tropen gelegen, nimmt, obgleich nur um einige Schiffstagereisen von Spanien entfernt, an den Schönheiten teil, welche die Natur in den Äquinoktialländern verschwendet hat. Die Vegetation entwickelt hier schon einige ihrer schönsten und imposantesten Formen, jene der Bananen und Palmen. Die Luft ist rein und gesund, im Sommer zufolge der Erhebung über den Meeresspiegel gemäßigt. Im Winter treten zwar Nebel und Kälte ein, aber die Luft behält eben infolge der Nachbarschaft des Meeres eine gewisse Milde, und in Laguna sah man es niemals schneien.

Unser Weg nach Orotava zur Westküste führte uns in das Thal von Tacoronte hinab, in jenes herrliche Land, von welchem die Reisenden aller Nationen mit so vieler Begeisterung gesprochen haben. Ich habe in der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur noch majestätischer und reicher in der Entwickelung organisierter Formen ist; aber, nachdem ich die Ufer des Orinoco, die Cordilleren von Peru und die schönen Thäler von Mexico durchwandert habe, bekenne ich, nirgends ein mannigfaltigeres, anziehenderes und in der Verteilung der Massen von Grün und Felsen harmonischeres Gemälde gesehen zu haben als hier auf der Insel Teneriffa.

Die Küste der See ist mit Dattel- und Kokosbäumen geschmückt. Höher aber kontrastieren Gruppen von Musa mit Drachenbäumen, deren Stamm man mit Recht dem Körper einer Schlange verglichen hat. Die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche ihre Ranken an hohen Geländern ausbreiten. Orangenbäume, mit Blumen beladen, Myrten und Cypressen umgeben die Kapellen, welche die Frömmigkeit auf einzeln stehenden Hügeln errichtet hat. Überall sind die Grundstücke durch Hecken von Agave und Kaktus von einander geschieden. Eine unzählige Menge von Farnkräutern bedeckt die durch kleines, klares Quellwasser befeuchteten Mauern. Im Winter, während der Vulkan mit Schnee und Eis bedeckt ist, genießt man in dieser Gegend eines beständigen Frühlings. Im Sommer verbreiten die Seewinde am Abend eine sanfte Kühlung.

Die Bevölkerung dieser Küste ist sehr bedeutend und scheint es noch

mehr zu ſein, weil die Häuſer und Gärten von einander entfernt ſind, wodurch die Schönheit der Gegend noch vermehrt wird. Aber der Wohlſtand der Einwohner entſpricht nicht der reichen Natur. Diejenigen, welche das Feld bebauen, ſind ſelten die Eigentümer; die Frucht ihrer Arbeit gehört dem Adel, und die nämlichen Feudalrechte, welche ſo lange das Elend über ganz Europa verbreiteten, hindern noch das Glück des Volkes auf den canariſchen Inſeln.

Von Tegueſta und Tacoronte bis an das Dorf San Juan de la Rambla, durch ſeinen vortrefflichen Malvaſier berühmt, iſt die Küſte wie ein Garten bebaut. Ich würde ſie mit den Gegenden von Capua und Valencia vergleichen, wenn der weſtliche Teil von Teneriffa nicht wegen der Nähe des Pik, der bei jedem Schritte neue Geſichtspunkte darbietet, unendlich ſchöner wäre. Der Anblick des Berges intereſſiert nicht bloß durch ſeine impoſante Maſſe; er beſchäftigt die Seele lebhaft, indem er ſie an die geheimnisvolle Quelle des vulkaniſchen Feuers zurückführt. Seit Tauſenden von Jahren wurde keine Flamme, keine Erhellung auf dem Gipfel des Piton wahrgenommen, und doch beweiſen ungeheure Seitenausbrüche, wovon der letzte im Jahre 1798 ſtattfand, die Thätigkeit des Feuers, welches noch fern iſt zu erlöſchen. Es liegt überdies etwas Niederſchlagendes in dem Anblick eines Kraters, der in der Mitte einer fruchtbaren und wohlbebauten Landſchaft liegt. Die Geſchichte der Erde lehrt uns, daß die Vulkane der Erde zerſtören, was ſie in dem langen Zeitraume von Jahrhunderten hervorgebracht haben. Inſeln, welche das unter dem Meere thätige Feuer über die Fluten emporhob, ſchmücken ſich nach und nach mit einem üppigen und lachenden Grün; aber oft werden dieſe neuen Länder durch die Gewalt der nämlichen Kräfte zerſtört, welche den Grund des Ozeans emporgehoben haben. Vielleicht waren manche der kleinen Inſeln, die gegenwärtig nichts als einen Haufen von Schlacken und Aſche darbieten, ehemals eben ſo geſegnet und fruchtbar, als die Abhänge vor Tacoronte. Glücklich das Land, wo der Menſch dem Boden nicht mißtrauen darf, den er bewohnt!

Ehe wir Orotava erreichten, begaben wir uns in den botaniſchen Garten, welcher nicht weit von dem Seehafen entfernt iſt. Wir fanden daſelbſt Herrn Le Gros, franzöſiſchen Vizekonſul, welcher den Gipfel des Pik oft beſucht hatte, und für uns ein ſehr ſchätzbarer Wegweiſer war. Auch Herr Lalande, Sekretär des franzöſiſchen Konſulats zu St. Croix, und der engliſche Gärtner, als ſie von unſerm Vorhaben hörten, entſchloſſen ſich, die Beſchwerlichkeiten der Reiſe zu teilen.

Den 21. des Morgens waren wir bereits auf dem Wege nach dem Gipfel des Vulkans. Der Tag war nicht beſonders ſchön, und der Gipfel des Pik, der gewöhnlich zu Orotava ſichtbar iſt, war von Sonnenaufgang an bis 10 Uhr mit dichten Wolken bedeckt.

Ein einziger Weg führt durch die Villa de Orotava auf den Vulkan, nämlich die Plaine des Genets (Region der Pfriemenkräuter und das Malpays (kahles, dürres Land).

Orotava liegt an dem sehr steilen Abhange eines Hügels; die Straßen schienen uns sehr verlassen; die Häuser von dauerhafter Bauart, aber von düsterem Ansehen, gehören fast alle einem Adel, den man vielen Stolzes beschuldigt, und der sich selbst mit den pomphaftesten Namen bezeichnet. Wir gingen längs einer sehr hohen Wasserleitung hin, die mit vielen Farnkräutern bedeckt war, und besuchten dann mehrere Gärten, in denen die Fruchtbäume des nördlichen Europas mit Orangen, Granat- und Dattelbäumen vermischt stehen. Doch tragen die letzteren hier nie Früchte. Ungeachtet wir durch die Erzählung so vieler Reisenden den Drachenbaum in dem Garten des Herrn Franqui kannten, so wurden wir doch nichtsdestoweniger durch seine ungeheure Größe in Erstaunen gesetzt. Man versichert, daß der Stamm dieses Baumes, der in mehreren sehr alten Dokumenten als die Grenzscheide eines Feldes erwähnt wird, schon im 15. Jahrhundert eben so ungeheuer war, als heutzutage. Seine Höhe schien uns 18—20 m zu betragen; sein Umfang in der Nähe der Wurzeln beträgt 14 m. Der Stamm teilt sich in eine große Menge von Ästen, welche sich in der Form eines Kandelabers erheben und mit Blätterbüscheln endigen, wie bei der Yucca, welche das Thal von Mexico ziert. Die Verteilung giebt ihm ein anderes Ansehen, als das der Palmenbäume ist.

Bei dem Ausgang von der Villa Orotava führte uns ein schmaler und steiniger Weg durch einen schönen Kastanienwald in eine Gegend, die mit Gesträuch, mit einigen Arten von Lorbeer und baumartigen Heiden bedeckt ist. Der Stamm dieser letzteren Pflanze erreicht hier eine außerordentliche Dicke, und die Blumen, mit denen sie einen großen Teil des Jahres über behängt ist, machen einen angenehmen Kontrast mit denen des Hypericum canariense (Canarisches Johanniskraut), das in dieser Gegend sehr häufig ist. Wir machten unter einer schönen, einzeln stehenden Tanne halt, um uns mit Wasser zu versehen welches in der Nähe reichlich hervorquillt. Hier, in einer Höhe von 522 Toisen, genossen wir eines prächtigen Anblickes des ganzen nördlichen Teiles der Insel.

Von nun an ging der Weg bis zum Krater beständig bergan, ohne Unterbrechung durch eine Thalschlucht. Bald hatten wir die Region der baumartigen Heiden, Monte verde (grüner Berg) genannt, hinter uns und kamen in das Gebiet der Farnkräuter, welche indessen nicht wie im tropischen Amerika zu baumartiger Höhe aufschießen. Dann folgte ein Gehölz von Wachholderbäumen und Tannen, die sehr durch die Stürme gelitten hatten. Wir stiegen immer fort, einen engen Weg zwischen zwei Basalthügeln hinan, bis zur Ebene der Pfriemenkräuter (Plaine des Genets). Der merkwürdige ginsterartige Strauch, der bis zu einer Höhe von 2800 m hinaufsteigt, heißt bei den Eingebornen Resama mit dem Zunamen blanca wegen seiner weißen Blüten. Sein botanischer Name ist Spartocytisus nubigenus.

Endlich hört alle Vegetation auf; die Ebene ist mit Bimsstein bedeckt und ungeheure Blöcke von Obsidian,*) welche durch den Vulkan ausgeworfen

*) Ein ganz schwarzer Stein, wie Glas.

wurden, liegen zerſtreut umher. Alles verkündet eine tiefe Einſamkeit; einige Ziegen und Kaninchen durchirren allein dieſe Ebene. Der unfruchtbare Teil des Pik nimmt über 10 Meilen ein; und da die unteren Gegenden, von ferne geſehen, verkürzt erſcheinen, ſo hat die Inſel das Ausſehen eines ungeheuern Haufens verbrannter Materien, um welche die Vegetation nur einen ſchmalen Saum bildet.

Wir brachten nahe an dritthalb Stunden zu, um die Ebene der Pfriemenkräuter zu durchwandern, und gelangten endlich durch enge Schlünde und kleine Schluchten, welche die Bergſtröme in ſehr alten Zeiten ausgewühlt haben, zuerſt auf eine höhere Gebirgsplatte, ſodann an den Ort, wo wir die Nacht zubringen mußten. Dieſe Station, die über 1530 Toiſen (2980 m) Höhe hat, führt den Namen „Halt der Engländer“, ohne Zweifel, weil ehemals vorzugsweiſe engliſche Reiſende den Pik beſuchten. Zwei geneigte Felſen bilden eine Art von Höhle, welche einen Zufluchtsort gegen den Wind darbietet. Obgleich in der Mitte des Sommers und unter dem ſchönen Himmel Afrikas, litten wir doch während der Nacht von der Kälte. Das Thermometer fiel bis auf 5°. Unſere Führer machten ein großes Feuer von trockenen Reſten von Retama. Ohne Zelt und Mäntel legten wir uns auf einen Haufen verbrannter Steine, wurden aber durch den Rauch und die Flammen, welche der Wind beſtändig gegen uns herblies, ſehr beläſtigt. Wir verſuchten mittelſt zuſammengebundener Tücher eine Art von Windſchirm zu errichten, aber das Feuer ergriff dieſe Einfaſſung und verzehrte dieſelbe, ehe wir es bemerkten. Ich hatte niemals in ſolcher Höhe eine Nacht zugebracht, und bildete mir damals nicht ein, daß ich ſpäter auf dem Rücken der Cordilleren Städte bewohnen würde, deren Boden höher liegt, als der Gipfel des Vulkans, den ich erſt am folgenden Tage erreichen ſollte.

Der Nordwind jagte gewaltig die Wolken, die mit der Kälte zunahmen; der Mond blickte zuweilen durch die Dünſte, und ſeine Scheibe erſchien auf einem außerordentlich dunkeln Blau; der Anblick des Vulkans gab dieſer nächtlichen Scene einen majeſtätiſchen Charakter. Bald war der Pik unſern Blicken durch die Nebel völlig entzogen, bald erſchien er in einer furchtbaren Nähe, und einer ungeheuern Pyramide ähnlich warf er ſeinen Schatten auf die Wolken, welche unter uns lagen.

Gegen 3 Uhr des Morgens machten wir uns bei dem düſteren Schein einiger fichtenen Fackeln auf den Weg nach dem Gipfel des Piton. Man kommt dem Vulkan von der nordöſtlichen Seite aus bei, wo die Abhänge außerordentlich ſteil ſind, und wir gelangten nach zwei Stunden auf eine kleine Ebene, die wegen ihrer iſolierten Lage den Namen Alta vista (Hohe Ausſicht) führt. Es iſt dies auch die Station der Nevēros, d. h. der Eingeborenen, die ein Gewerbe daraus machen, Eis und Schnee zu holen, um dieſe Naturprodukte in den Nachbarſtädten zu verkaufen. Ihre Maultiere, welche an das Bergſteigen mehr gewöhnt ſind, gehen bis Alta Viſta, während die der Reiſenden nur bis zur Station der Engländer gehen. Über der Alta Viſta beginnt das Malpays, eine Benennung, mit welcher man hier,

wie in Mexico und Peru und überall, wo es Vulkane giebt, ein von Dammerde entblößtes und mit Bruchstücken von Lava bedecktes Erdreich bezeichnet.

Wir machten einen Umweg, um die Eishöhle zu untersuchen, welche in einer Höhe von 1728 Toisen und mithin unter der Grenze liegt, wo in dieser Zone der ewige Schnee anfängt. Da die Höhle keine senkrechten Öffnungen nach oben hat, so ruht die kalte Luftschicht unbeweglich auf der Eismasse und verwehrt der warmen Luft den Eingang. Dazu kommt, daß auch die Verdunstung Kälte erzeugt, also das Schmelzen verzögert. Während des Winters füllt sich die Höhle mit Eis und Schnee, und da die Strahlen der Sonne nicht weiter, als bis an die Öffnung reichen, so ist ihre Wärme nicht genügend, den Behälter zu entleeren.

Es fing an zu tagen, als wir die Eishöhle verließen. Wir beobachteten jetzt, während der Dämmerung, eine auf hohen Bergen ziemlich allgemeine Erscheinung, die uns aber auf diesem Vulkane doch auffallend war. Eine Lage von weißen und flockigen Wolken entzog uns den Anblick des Ozeans und der niederen Gegenden der Insel. Die Lage schien nur 800 Toisen hoch zu sein; die Wolken waren so gleichförmig verbreitet und hielten sich so genau in einer wagrechten Ebene, daß sie aussahen wie eine ungeheure mit Schnee bedeckte Fläche. Die kolossale Pyramide des Pik, die vulkanischen Spitzen von Lanzerote, Fortaventure und Palma erhoben sich wie Klippen aus der Mitte dieses ungeheuern Dunstmeeres; ihre schwärzliche Färbung machte der Weiße der Wolken den auffallendsten Gegensatz.

Während wir uns durch die zerbrochenen Laven des Malpays durcharbeiteten, wobei wir uns oft mit den Händen helfen mußten, bemerkten wir ein sonderbares optisches Phänomen. Wir glaubten nach Osten zu kleine, in die Luft geworfene Racketen zu sehen. Leuchtende Punkte erhoben sich über den Horizont und schienen sich anfangs senkrecht zu bewegen; aber allmählich verwandelte sich ihre Bewegung in eine wahre horizontale Schwingung (Oscillation), welche 8 Minuten lang dauerte. Wir dachten schon, daß diese leuchtenden Punkte, welche an verschiedenen Orten hin und her flogen, der Anfang eines neuen vulkanischen Ausbruchs seien, und unsere Reisegefährten, selbst unsere Wegweiser, wurden von dieser Erscheinung in nicht geringes Erstaunen gesetzt. Doch die Täuschung hörte bald auf, als wir sahen, daß die leuchtenden Punkte Bilder mehrerer Sterne waren, welche durch die Dünste vergrößert wurden.

Endlich stieg die Sonne aus den Fluten empor, aus denen sie sich nur ungern loszumachen schien, denn der untere Rand verweilte länger am Horizont, als wir vermuteten. Die Sonnenscheibe, sehr abgeplattet, erschien rein begrenzt: es gab während des Anfanges kein doppeltes Bild oder eine Verlängerung des untern Randes.

Der Weg, den man quer über das Malpays zu nehmen genötigt ist, strengt sehr an; er geht steil aufwärts, und die Blöcke von Lava weichen unter den Füßen des Wanderers. Diese Lavatrümmer haben scharfe Kanten, und es finden sich oft Löcher zwischen ihnen, in die man bis zur Hälfte des

Körpers hineinfällt. Nach drei Stunden kamen wir an dem Ende des Malpays auf einer kleinen Ebene an, welche man La Rembleta nennt; in der Mitte derſelben erhebt ſich der Piton oder Zuckerhut, noch 84 Toiſen oder 154 m höher. Am Fuße des Kegels fanden wir die Luftlöcher, welche die Eingeborenen unter dem Namen Naſenlöcher (Narices del Pico) bezeichnen. Wäſſerige und heiße Dünſte dringen von Zeit zu Zeit aus mehreren Spalten, welche ſich in dem Erdreich befinden, hervor; das Thermometer ſtieg hier auf 43°. Die Dünſte haben keinen Geruch und ſcheinen reines Waſſer zu ſein.

Der ſchroffſte Teil des Berges blieb uns noch zu beſteigen übrig, der kegelförmige Gipfel des Vulkans. Der Abhang dieſes kleinen Kegels, mit vulkaniſchen Aſchen und Bruchſtücken von Bimsſtein bedeckt, iſt ſo ſteil, daß es faſt unmöglich wäre, die Spitze zu erreichen, wenn man nicht einem alten Lavaſtrome folgte, welcher aus dem Krater gefloſſen zu ſein ſcheint, und deſſen Trümmer den Verwüſtungen der Zeit widerſtanden. Dieſe Trümmer bilden eine Mauer von verſchlackten Felſen, welche ſich mitten durch die beweglichen Aſchen erſtreckt. Wir beſtiegen den Piton, indem wir uns an die Schlacken hielten, deren Kanten ſehr ſcharf ſind, und die uns oft in der Hand zerbröckelten. Wir brauchten nahezu eine halbe Stunde, um einen Hügel zu erſteigen, deſſen ſenkrechte Höhe noch nicht 90 Toiſen (175 m) beträgt. Der Veſuv, welcher dreimal niedriger iſt, als der Vulkan von Teneriffa, endigt ſich in einen dreimal höheren Aſchenkegel, aber ſein Abhang iſt viel ſanfter und zugänglicher. Der Pik iſt einer von den unzugänglichen Vulkanen. Wenn der Piton mit Schnee bedeckt iſt, wie zu Anfang des Winters, iſt es faſt ganz unmöglich, ihn zu erklimmen.

Als wir auf der Spitze des Piton ankamen, waren wir erſtaunt, daſelbſt kaum ſo viel Platz zu finden, um bequem ſitzen zu können. Wir wurden durch eine kleine kreisförmige Mauer von porphyrartiger Lava, deren Hauptmaſſe Pechſtein war, aufgehalten. Dieſe Mauer entzog uns den Anblick des Kraters. Der Weſtwind wehte mit ſolcher Heftigkeit, daß wir Mühe hatten, uns auf den Beinen zu erhalten. Es war 8 Uhr morgens, und wir waren erſtarrt vor Kälte, obwohl ſich das Thermometer ein wenig über dem Gefrierpunkte erhielt. Seit langer Zeit waren wir an eine ſehr hohe Temperatur gewöhnt, und der trockene Wind vermehrte die Empfindung der Kälte, weil er jeden Augenblick die warme Luftſchicht wegführte, welche ſich durch die Hautausdünſtung um uns bildete.

Wir würden wegen des ſchon erwähnten felſigen Kammes, welcher den Krater wie eine Bruſtwehr umgiebt, gar nicht zum Schlunde gelangt ſein, wenn ſich nicht auf der weſtlichen Seite eine Öffnung fände, welche durch den Erguß ſehr alter Lava hervorgebracht zu ſein ſcheint. Durch dieſe Öffnung ſtiegen wir an den Boden des Trichters hinab, deſſen Figur elliptiſch iſt; die größte Breite ſchien uns 150 m, die kleinſte 60 m zu ſein. Die Wärme war nur an einigen Spalten bemerkbar, aus denen ſich Waſſerdämpfe mit einem eigenen Brauſen entwickelten. Als wir das Thermometer hineinhielten, ſtieg das Queckſilber ſchnell faſt bis an den Siedepunkt. Wir

überzeugten uns, daß die Tiefe des Kraters seit langer Zeit unverändert geblieben war, wie es bei solchen Vulkanen der Fall ist, die nach der Seite zu ihre Eruptionen haben. Bei einem Vulkan, dessen Thätigkeit vorzugsweise gegen die Spitze gerichtet ist, wie bei dem Vesuv, verändert sich die Tiefe des Kraters vor und nach jedem Ausbruch.

Als wir wieder auf den äußern Rand des Kraters zurückgeklettert waren, richteten wir unsern Blick nach Nordwest, wo die Küsten mit Dörfern und Weilern geziert sind. Zu unsern Füßen gaben Haufen von Dünsten, die beständig von den Winden getrieben wurden, das mannigfaltigste Schauspiel. Eine gleichförmige Wolkenschicht, die nämliche, von der wir bereits gesprochen haben, und welche uns von den niederen Gegenden der Insel trennte, war an mehreren Stellen durch kleine Luftströme unterbrochen worden, welche die von der Sonne erhitzte Erde uns zuschickte. Der Hafen von Orotava, die darin vor Anker liegenden Schiffe, die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt ist, wurden durch eine Öffnung sichtbar, welche mit jedem Augenblick größer zu werden schien. Von der Höhe dieser einsamen Gegenden berührten unsere Blicke eine bewohnte Welt; wir genossen den auffallendsten Kontrast, den die entblößten Seiten des Pik, seine steilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge, seine, aller Vegetation beraubten Ebenen mit dem lachenden Anblick bebauter Gegenden machen; wir sahen die Pflanzen nach Zonen (Gürteln) geordnet, je nachdem die Wärme der Atmosphäre mit der Höhe der Lage abnimmt.

Die scheinbare Nähe, in welcher man von dem Gipfel des Pik die Dörfer, die Weinberge und die Gärten der Küste sieht, wird durch die außerordentliche Durchsichtigkeit der Luft vermehrt. Trotz der großen Entfernung unterschieden wir nicht nur die Häuser, das Segelwerk der Schiffe und die Stämme der Bäume, wir sahen auch in sehr lebhaften Farben die reiche Vegetation der Ebenen prangen. Diese Erscheinungen sind nicht bloß Folge der Höhe der Gegend, sondern der vollkommenen Auflösung aller Dünste in der Atmosphäre. Die Oberfläche eines Sees oder breiten Flusses glänzt weniger, wenn man sie von den hohen Schweizeralpen, als wenn man sie — bei gleicher Entfernung — von den Höhen der Cordilleren in Mexico oder Peru betrachtet. Da wundert man sich, 7—8 Meilen entfernte Gegenstände ganz nahe und deutlich zu erblicken. Der Pik von Teyde ist nun zwar noch nicht in der eigentlichen Tropengegend gelegen, aber die Trockenheit der Luftsäulen, welche sich beständig über die benachbarten Ebenen Afrikas erheben, und welche die Ostwinde mit Geschwindigkeit herbeiführen, giebt der Atmosphäre der canarischen Inseln eine Durchsichtigkeit, die nicht nur die Luft von Neapel und Sicilien, sondern vielleicht selbst die Reinheit des Himmels von Peru und Quito übertrifft. Diese Durchsichtigkeit kann als eine der Hauptursachen der Schönheit des Landes unter der heißen Zone betrachtet werden; sie hebt den Glanz der Farben der Pflanzen und trägt zu der magischen Wirkung ihrer Harmonieen und Kontraste bei. Wenn eine große Masse von Licht, welche um die Gegenstände schwebt, während eines Teiles

des Tages die äußeren Sinne ermüdet, so wird der Bewohner mittägiger Klimate durch moralische Genüsse entschädigt. Eine helle Klarheit in den Begriffen, eine innere Heiterkeit entspricht der Durchsichtigkeit der umgebenden Luft. Man empfindet diese Eindrücke, ohne nötig zu haben, die Grenzen Europas zu verlassen; ich berufe mich auf die Reisenden, welche die durch die Wunder der Einbildungskraft und Künste berühmten Länder, die glücklichen Klimate von Griechenland und Italien besucht haben.

Wir wünschten, uns des Anblickes des ganzen Archipels der „glücklichen Inseln" erfreuen zu können, und verlängerten deshalb unsern Aufenthalt auf dem Gipfel des Pik; aber vergebens. Wir entdeckten zu unsern Füßen Palma, Gomera und Groß-Canaria. Die Berge von Lanzerote, die beim Aufgang der Sonne von Dünsten befreit waren, wurden bald in dunkle Wolken gehüllt. Bei durchaus heiterer Zeit umfaßt das Auge von der Spitze des Vulkans eine Oberfläche der Erde von 2700 □Meilen, dem vierten Teil der Oberfläche Spaniens gleich.

Man könnte sagen, der Vulkan erdrückt mit seiner Masse die kleine Insel, welche ihm zur Grundlage dient; er schwingt sich aus dem Schoß der Gewässer zu einer Höhe, die dreimal größer ist als die, in welcher im Sommer die Wolken schweben. Wenn sein Krater, welcher seit Jahrhunderten halb erloschen ist, Feuerbüschel ausströmte, wie der von Stromboli auf den Äolischen Inseln, so würde der Pik von Teneriffa, einem Leuchtturm ähnlich, dem Schiffahrer in einem Umfange von mehr als 260 Meilen zur Richtung dienen.

## 2. Das tropische Meer und die neue Welt.

### Erste Fahrt des Columbus über den atlantischen Ozean.*)

Es war an einem Freitag, morgens ganz in der Frühe am 3. August des Jahres 1492, als Columbus zu seiner ersten Entdeckungsreise die Anker lichten ließ. Aus dem Hafen von Palos, wo die Expedition ausgerüstet war, steuerte er in südwestlicher Richtung nach den canarischen Inseln zu, von wo er gerade nach Westen zu schiffen beabsichtigte. Am dritten Tage gab die Pinta, eines von den drei Schiffen der Flottille, Signal von einem vorgefallenen Unglück: sie hatte das Steuerruder zerbrochen. Nicht lange darauf ward sie auch leck und somit zur Weiterreise ganz untauglich. Dieser Unfall bestimmte den Admiral, bei den canarischen Inseln zu verweilen und sich nach einem anderen Schiffe umzusehen, wodurch die Pinta ersetzt werden könnte. Am 6. morgens kam man auf der Höhe der canarischen Inseln an.

Über drei Wochen wurden die Reisenden bei diesen Inseln aufgehalten,

*) Die Geschichte des Lebens und der Reisen des Christoph Columbus von Washington Irving.

indem ſie ſich vergebens nach einem anderen Fahrzeuge umſahen. Sie waren daher genötigt, der Pinta ein neues Steuerruder zu geben und ſie ſo gut wie möglich für die Reiſe auszubeſſern.

Während ſie zwiſchen Ferro und Gomera kreuzten, bekamen ſie auch Teneriffa zu Geſicht, deſſen hoher Pik das Schauſpiel heftigen Ausbruchs von Rauch und Flammen gab. Das Schiffsvolk erſchrak bei dieſem Anblick, erklärte es in der Angſt für ein außerordentliches Naturwunder und leitete eine üble Vorbedeutung daraus ab. Columbus hatte große Not, ihnen ihre Furcht zu benehmen, erklärte den natürlichen Zuſammenhang dieſer vulkaniſchen Ausbrüche und erläuterte ſeine Lehre mit dem Beiſpiel des Berges Ätna und anderer wohlbekannter Vulkane.

Nachdem man ſich auf der Inſel Gomera mit Holz, Waſſer und Lebensmitteln verſorgt hatte, ließ Columbus am 6. September die Anker lichten, und nun erſt konnte man ſagen, daß er in die Regionen der Entdeckung eingedrungen ſei, da er die Grenzeilande der alten Welt hinter ſich hatte und weſtwärts nach den unbekannten Gegenden des atlantiſchen Meeres ſteuerte. Aber 3 Tage hindurch hielt eine völlige Windſtille die Schiffe in einer kurzen Entfernung vom Lande gefeſſelt. Das waren Tantalusqualen für Columbus, welcher vor Begierde brannte, weit in das offene Weltmeer hineinzuſchiffen, wo den Blick kein Land und kein Segel mehr träfen. Am nächſten Sonntage, den 9. Sept. ſah er Ferro, die letzte der canariſchen Inſeln, ungefähr 9 Stunden entfernt liegen. Zum Glück erhob ſich mit Sonnenaufgang ein günſtiger Wind, welcher die Segel wieder ſchwellte, und bald ſchwanden die Höhen von Ferro unter den Horizont.

Nach einer Fahrt von 4 Tagen, ungefähr 200 Seemeilen von der Inſel Ferro, entdeckte Columbus zum erſtenmale die Abweichung der Magnetnadel, eine Naturerſcheinung, welche niemals vorher bemerkt worden war. Er gewahrte zur Zeit der Dämmerung, daß die Nadel, anſtatt nach dem Nordpol hinzuweiſen, eine nordweſtliche Richtung annahm, und am folgenden Tage in dieſer Abweichung fortfuhr. Betroffen über dieſen Umſtand, beobachtete er ſie 3 Tage lang mit der größten Aufmerkſamkeit und ſah mit Schrecken die Abweichung immer mehr und mehr zunehmen, je weiter man fuhr. Anfänglich äußerte er nichts von dieſer Erſcheinung, da er wußte, wie leicht dieſes Volk beunruhigt wurde, das ohnehin ſchon immer ängſtlicher ward, je weiter der Admiral in das unbekannte Meer vordrang. Doch bald hatten auch die Steuermänner die neue Erſcheinung an der Magnetnadel wahrgenommen und waren darüber außer ſich. Es ſchien, als ob die Grundgeſetze der Natur ſich veränderten, wo ſie hindrangen, daß ſie in eine neue Welt einträten, wo unbekannte Einflüſſe regierten. Sie ſahen, wie der Kompaß im Begriff ſtand, ſeine Kraft zu verlieren, und was ſollte ohne dieſen Führer in der Wildnis des ſpurloſen Ozeans aus ihnen werden?

Columbus bot ſeine Wiſſenſchaft und ſeinen Scharfſinn auf, um mit Gründen der Vernunft gegen ihre Schrecken zu ſtreiten; er ſagte ihnen, die Abweichung rühre nicht von einem Truge in dem Kompaß, ſondern von einer

Bewegung des Nordsterns selber her, der sich um einen unbekannten festen Punkt bewege, seine ungeregelten Bewegungen und Umwälzungen habe. Es gelang den Columbus, die Unruhe seiner Steuermänner zu beschwichtigen, und seine in der That sehr scharfsinnige Erklärung beweist die große Gegenwart des Geistes, mit welcher dieser große Mann allen Widerwärtigkeiten des Augenblicks entgegenzutreten wußte.

Am 14. Sept. wurden die Reisenden durch den Anblick von Gegenständen erfreut, die sie für Vorboten von Land ansahen; ein Reiher nämlich und ein tropischer Vogel, die weiße Bachstelze, von denen weite Flüge über das Meer nicht bekannt waren, umschwebten die Schiffe. In der folgenden Nacht wurden sie durch die Erscheinung eines Meteors mit Grauen erfüllt. Es sah aus, wie eine große Feuerflamme, die von dem Himmel ins Meer fiel, in einer Entfernung von ungefähr 4—5 Seemeilen. Diese in warmen Klimaten und besonders in den Tropenländern gewöhnlichen Meteore werden immer bei klarem, blauem Himmel in jenen Breitengraden wahrgenommen, jedoch niemals unter Wolken. In der durchsichtigen Atmosphäre der dortigen Nächte, wo jedes Licht in seinem reinsten Glanze erscheint, ziehen sie oft einen leuchtenden Schweif nach, der ungefähr 12—15 Sekunden dauert, und den man mit einer Flamme vergleichen kann.

Der Wind war bis dahin günstig gewesen, zuweilen mit vorübergehendem Wolkenhimmel und Regengüssen. Sie hatten täglich weite Fortschritte gemacht, und die Fahrt war noch günstiger, als sie unter die Passatwinde kamen. Diese Winde, der Sonne folgend, wehen regelmäßig in der Richtung von Osten nach Westen zwischen den Wendekreisen und in einige benachbarte Grade des Weltmeeres übergehend. Die Schiffe brauchten sich nur diesem Luftzuge zu überlassen und wurden eben so sanft als schnell über das ruhige Meer fortgetrieben, so daß sie mehrere Tage lang kein Segel zu wenden brauchten. Eine wunderbar erfrischende, ja würzige Luft erquickte jetzt die Reisenden und sie konnten sich nicht genug erfreuen an dem milden, heiteren, sonnigen Wetter, welches in dieser Strecke des Weltmeeres so erfrischend und labend ist ohne große Kühle. Columbus konnte jene reinen balsamischen Morgen nur mit denjenigen des Aprils im schönen Andalusien vergleichen.

Sie sahen nunmehr breite Strecken von Pflanzen und Seegras auf der Oberfläche des Wassers schwimmen; die Kräuter trieben alle von Westen her und vermehrten sich in dem Maße, als sie weiter schifften. Einige dieser Pflanzen waren solche, die auf Felsen wachsen; andere, die in Flüssen angetroffen werden. Einige waren gelb und verwittert, andere so grün, daß sie erst so eben vom Lande weggetrieben zu sein schienen. Auf einem Gewächs saß ein lebendiger Krebs, den Columbus sorgfältig aufbewahrte. Sie sahen ferner einen weißen tropischen Vogel, eine Art, welche nie über Meer schläft. Auch Thunfische spielten um die Schiffe, und einer davon ward von den Matrosen erlegt. Jetzt rief Columbus seinen Leuten die Stelle bei Aristoteles ins Gedächtnis, von Schiffen aus Cadix, welche, an den Küsten jenseits der Meerenge von Gibraltar segelnd, von einem heftigen Ostwinde nach Westen

getrieben wurden, bis sie eine Gegend im Ozean erreichten, die mit großen Feldern von Kräutern bedeckt war, welche versunkenen Inseln glich und von Thunfischen umschwommen ward. Er vermutete, in diesem Kräutermeer angekommen zu sein, aus welchem zwar jene alten Schiffer unmutig wieder umkehrten, welches er aber mit neubelebter Hoffnung als ein Zeichen nahen Landes betrachtete.

Am 18. September war noch immer dasselbe Wetter; ein sanfter stetiger Ostwind schwellte alle Segel, während das Meer, um mit Columbus zu reden, so ruhig war, wie der Guadalquivir bei Sevilla. Er hatte zu bemerken geglaubt, daß das Meerwasser frischer werde, je weiter sie kämen, und er hielt dies für einen Beweis vorwaltender Milde und Reinheit der Luft.

Das Schiffsvolk war insgesamt in gespannter Erwartung; jedes Schiff strebte dem andern voranzukommen, um zuerst Land zu entdecken. Alonzo Pinzon jauchzte dem Admiral von der Pinta zu, und berichtete, daß er einen langen Zug von Vögeln gesehen habe, und aus einigen Anzeichen am nördlichen Horizonte schließe, daß in dieser Richtung Land zu finden sei. Es war aber nur ein Gewölk im Norden, wie es oft auch über dem Lande lagert; bei Sonnenuntergang nahm es Gestalten und Formen an, welche viele für Inseln hielten. Der allgemeine Wunsch war, nach dieser Himmelsgegend zu schiffen, Columbus aber war überzeugt, daß sie sich getäuscht hatten. Jeder, der eine Seereise gemacht hat, wird sich an die Täuschungen erinnern, die durch Wolken entstehen, welche auf dem Horizonte, besonders um die Zeit des Aufganges oder Unterganges der Sonne, lagern, und welche das Auge, von der Einbildungskraft und dem Verlangen unterstützt, gern in das langersehnte Land verwandelt. Dies ist insbesondere innerhalb der Wendekreise der Fall, wo die Wolken bei Sonnenuntergang die seltsamsten Gestalten annehmen.

Am folgenden Tage gab es Nebelregen, aber ohne Wind, und Columbus hielt dies für gute Anzeichen: auch kamen zwei Pelikane auf die Schiffe geflogen, Vögel, von denen er bemerkt hatte, daß sie sich selten auf 20 Stunden vom Lande entfernten. Er sondierte daher mit dem Senkblei, fand aber bei einer Länge von 200 Faden*) noch keinen Grund. Er hielt es für möglich, daß sie jetzt zwischen Inseln schifften, welche weit aus einander südlich und nördlich lägen, aber er wollte nicht den vorhandenen günstigen Wind versäumen, um dieselben aufzusuchen. Auch hatte er zuversichtlich geäußert, daß nur dann Land erscheinen werde, wenn man sich in gerader westlicher Richtung halte; seine ganze Unternehmung war auf diese Vermutung begründet; er besorgte deshalb, allen seinen Glauben und sein ganzes Ansehen bei seinen Leuten zu verlieren, wenn er zu zweifeln und zu schwanken scheine, und seinen Weg mit Querzügen verwirre. Er beschloß daher, kühn den Lauf immer nach Westen fortzusetzen, bis er die Küste von Indien erreichen würde, und lieber auf der Rückreise die etwaigen Inseln aufzusuchen.

*) Der Faden ist circa eine Klafter = 1,8 m.

Der Mut der Schiffsmannschaft war aber niedergeschlagen, da das Meer sich immer grenzenloser ausdehnte, und die Entfernung von der Heimat immer größer wurde. Selbst der günstige Wind, der wie von der Vorsehung gesandt schien, um sie nach der neuen Welt hinüber zu tragen, mit seinem schmeichelnden milden Hauch, wurde nun ein Gegenstand des Schreckens und der Angst, da man sich einbildete, er wehe das ganze Jahr hindurch und mache eine Rückkehr nach Europa unmöglich.

Als sich am 20. Sept. der Wind aus Südwest erhob, machte dies einen günstigen Eindruck auf die Leute, obwohl ihre Fahrt dadurch verzögert wurde. Verschiedene Vögel besuchten jetzt wieder das Schiff; drei davon waren von kleiner Art, wie sie sich in Büschen und Baumzweigen aufhalten. Sie kamen zwitschernd am Morgen an und flogen am Abend wieder davon. Ihr Gesang war für die Herzen der niedergeschlagenen Seeleute sehr erquickend, und sie bewillkommneten ihn als eine Stimme vom Lande. Der größere Vogel war stark von Schwingen und schien zu größeren Seereisen tauglich zu sein; aber die kleinen Tierchen waren zu schwach, um weit zu fliegen, und ihr Singen bewies, daß sie vom Fluge nicht erschöpft waren.

Den folgenden Tag trat fast gänzliche Windstille ein, und das Meer zeigte wiederum eine Menge von Seepflanzen, die weite Felder bildeten und so in einander verschlungen waren, daß sie die Schiffe am Weitersegeln hinderten. Die Mannschaft fürchtete nun, ganz festzufahren, oder auf Felsenriffe, Sandbänke und tückischen Flugsand zu geraten und — so zu sagen — mitten im Ozean zu stranden. Um diese Furcht zu zerstreuen, ließ der Admiral das Senkblei fallen, konnte aber nirgends Grund finden.

Drei Tage hindurch wehten angenehme Sommerlüfte aus dem Süden und Westen, und das Meer war so glatt wie ein Spiegel. Ein Walfisch tauchte mit seinem ungeheuern Rücken in einiger Entfernung auf, welches Columbus sogleich für ein gutes Zeichen erklärte, indem er versicherte, diese Tiere zeigten sich nur in der Nähe des Landes. Aber dem Schiffsvolk ward bei der Stille des Wetters immer unheimlicher zu Mute, und die Lage des Columbus ward von Tage zu Tage bedenklicher. Als der Wind wieder frisch aus Osten wehte und die Schiffer nach Westen trieb, glaubten sie ihrem Untergange entgegen zu eilen und, wenn die Vorräte aufgezehrt wären, in der öden Wasserwüste ihr Leben beschließen zu müssen. Wie sollten sie auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen die Rückfahrt bestehen? Warum sollten sie ihr Leben einem ehrgeizigen Tollkopf aufopfern, der bloß seine verrückten Ideeen verfolge und sich berühmt machen wolle? Die Pläne des Admirals wären von den Gelehrten als nichtig und eingebildet verworfen worden, und alle vernünftigen Leute hätten ihre Mißbilligung an den Tag gelegt. Er habe gar keinen Anhang in Spanien, und sein Untergang würde für die meisten ein Triumph sein. — So nährte einer die Unzufriedenheit des andern, man rottete sich in den verborgenen Teilen des Schiffes zusammen, erst zu zwei und drei, dann zu immer größeren, drohenderen Haufen.

Columbus merkte die wachsende Meuterei, aber er behielt eine heitere

und feſte Haltung, indem er die einen mit gütigen Worten beſänftigte, den Ehrgeiz und die Habſucht der andern reizte und die Widerſpenſtigen mit harten Strafen bedrohte, wenn ſie irgend etwas unternähmen, was die Reiſe hindern würde. Dem, welcher zuerſt Land entdecken würde, ſicherte der Admiral eine große Belohnung zu. Mit welcher Sehnſucht er ſelber nach Weſten ſchaute, braucht wohl kaum geſagt zu werden. Er kam den ganzen Tag über faſt keine Minute vom Verdeck.

Während Columbus, ſein Steuermann und mehrere erfahrene Seeleute an der Karte ſtanden und ſich Mühe gaben, ihren jetzigen Standpunkt daraus zu erſehen, wurden ſie plötzlich durch einen Schuß von der Pinta aufgeſchreckt; und als ſie aufſahen, erblickten ſie den Martin Alonzo Pinzo auf dem Hinterteil ſeines Schiffes, wo er mit lauter Stimme ſchrie: „Land, Land! Sennor, ich bitte um den Lohn!“ Columbus warf ſich auf die Kniee und dankte Gott; Martin Alonzo wiederholte das Gloria in excelsis, worein ſein und des Admirals Schiffsvolk laut einſtimmten.

Die Schiffer ſtiegen nun auf den Maſtkorb oder kletterten im Takelwerk herum, das Auge nach Südweſten gerichtet; alle beſtätigten die Gewißheit von Land. Die Überzeugung wurzelte ſo feſt, daß es Columbus für nötig fand, von ſeinem gewohnten Wege abzuweichen und nach Südweſten zu ſteuern. Das Morgenlicht vernichtete aber alle ihre Hoffnungen wie einen Traum. Das begrüßte Land war nur eine Abendwolke geweſen und hatte ſich in der Nacht in Luft aufgelöſt. Mit ſchweren Herzen ſchlugen ſie wieder den Weg nach Weſten ein, den Columbus nur verlaſſen hatte, um ſich dem Wunſche aller gefällig zu zeigen.

Mehrere Tage ſegelten ſie fortwährend mit demſelben günſtigen Winde, bei ruhigem Meer und mildem, lieblichem Wetter; die Gewäſſer waren ſo ſtill, daß ſich die Seeleute damit ergötzten, um das Schiff zu ſchwimmen; Delphine kamen in großer Menge, und fliegende Fiſche, die in die Luft ſprangen, fielen auf das Verdeck nieder. Die ferneren Anzeichen von Land unterhielten die Aufmerkſamkeit der Mannſchaft und täuſchten ſie unvermerkt auf ihrer Bahn.

Am 1. Oktober waren ſie nach der Ausrechnung des Steuermanns am Bord des Admiralſchiffes erſt 580 Seemeilen weſtlich gekommen, ſeitdem ſie die canariſchen Inſeln verlaſſen hatten, aber die Berechnung, welche Columbus heimlich führte, betrug 707. Am folgenden Tage flutete das Kräuterwerk von Oſten nach Weſten, und am dritten Tage ſah man keine Vögel mehr. Das Schiffsvolk fing nun an zu fürchten, daß ſie zwiſchen Inſeln hindurchgekommen und die Vögel von einer derſelben zur andern geflogen ſeien. Columbus hegte auch einige Bedenken der Art, allein er wollte doch ſeinen Lauf nach Weſten nicht ändern. Die Leute fingen wieder an zu murren und zu drohen; aber am folgenden Tage wurden ſie aufs neue von Vögelſchwärmen heimgeſucht, und die Anzeichen von Land wurden ſo mannigfaltig, daß ſie aus einem Zuſtande der Mutloſigkeit in ungeduldige Erwartung verſetzt wurden.

Ein Jahrgeld von 30 Kronen war von der ſpaniſchen Regierung dem verſprochen, welcher zuerſt Land ſehen würde. Bemüht, dieſe Belohnung zu verdienen, ſchrieen die Schiffer bei der mindeſten Veranlaſſung: Land! Um dieſem falſchen Lärm ein Ende zu machen, welcher beſtändig Verdruß erregte, erklärte Columbus, wenn einer ſo rufen und dann am dritten Tage kein Land erſcheinen werde, ſo ſollte er alle ferneren Anſprüche auf dieſe Belohnung einbüßen.

Am Morgen des 7. Okt. bei Sonnenaufgang glaubten einige von der Mannſchaft des Admirals Land im Weſten zu erblicken, aber ſo undeutlich, daß niemand es laut zu rufen wagte, aus Beſorgnis, er möchte ſich geirrt haben und damit jede Ausſicht auf Belohnung verlieren; aber der Rinja, ein guter Segler, eilte voraus, um die Thatſache feſtzuſtellen. Bald darauf wurde eine Flagge an ihrem Maſt emporgezogen und eine Kanone abgefeuert, welches das verabredete Signal von Land war. Neue Freude belebte aller Herzen, und jedes Auge wandte ſich nach Weſten. Als ſie jedoch näher kamen, ſank ihre aus Wolken erbaute Hoffnung dahin, und ehe es Abend wurde, hatte ſich das erſehnte Land abermals in Luft aufgelöſt.

Nun ſank das Schiffsvolk in deſto größere Niedergeſchlagenheit, als es ſich vorher der freudigſten Hoffnung überlaſſen hatte. Columbus hatte anſehnliche Schwärme kleiner Landvögel bemerkt, die ſüdweſtlich flogen, und ſchloß daraus, ſie müßten eines neuen Landes gewiß ſein, wo jene Tierchen Futter und Ruheörter fänden. Er wußte, welche Wichtigkeit portugieſiſche Seefahrer auf den Flug der Vögel legten, denen folgend ſie die meiſten ihrer Inſeln entdeckt hatten. So beſchloß er, ſeinen bisherigen Lauf nach Weſt-Süd-Weſt zu ändern, und dies machte ſeinen Begleitern neuen Mut. Drei Tage lang ſegelten ſie in dieſer Richtung, und je weiter ſie kamen, deſto häufiger und ermutigender wurden die Anzeichen von vorhandenem Land. Züge von kleinen, bunten Vögeln, einige von der Art, wie ſie auf den Feldern ſingen, ſchwärmten um die Schiffe her und flogen dann weiter nach Südweſt; andere hörte man bei Nacht vorüberziehen. Thunfiſche ſpielten in dem ruhigen Meere; man erblickte einen Reiher, einen Pelikan, eine Ente, alle nach der nämlichen Richtung ſchwimmend. Die Gewächſe, welche um die Schiffe her auf dem Waſſer trieben, waren friſch und grün, als kämen ſie eben erſt vom Lande, und die Luft, bemerkte Columbus, war ſo lieblich und balſamiſch, wie Aprillüfte in Sevilla.

Das alles erſchien aber der Mannſchaft nur wie Täuſchungen, die ſie ins Verderben zögen, und als ſie am Abend des dritten Tages die Sonne an einem küſtenloſen Horizont untergehen ſahen, brachen ſie in offenen Tumult aus und wollten ihren Führer zur Rückkehr zwingen. Columbus hatte bis jetzt feſt und kühn Trotz geboten, aber ſeine Lage ward nun verzweifelt. Zum großen Glück vermehrten ſich aber ſchon am folgenden Tage die Zeichen des nahen Landes ſo, daß kein Zweifel mehr übrig blieb. Außer vielen friſchen Pflanzen, wie ſie in den Flüſſen wachſen, ſahen ſie grüne Fiſche von einer Art, die ſich an den Klippen aufhält; ein Dornzweig mit Beeren, erſt

frisch vom Stamme getrennt, trieb neben ihnen; dann fischten sie ein Rohr auf, ein kleines Brett und, was mehr als alles war, einen künstlich geschnitzten Stab. Alle Trauer und Widersetzlichkeit ging nun in die fröhlichste Erwartung über, und den ganzen Tag war jeder darauf erpicht, der erste zu sein, der das heißersehnte Land entdeckte.

Am Abend, als, einer unwandelbaren Vorschrift gemäß, die Schiffenden das Salve Regina oder das Abendgebet an die heilige Jungfrau gesungen hatten, hielt Columbus eine eindringliche Rede an sein Schiffsvolk. Er pries die Güte Gottes, der sie mit so sanften und ruhigen Winden über den Ozean geführt, der ihre Hoffnung beständig durch frische Zeichen aufrecht erhalten habe, die sich gemehrt hätten, wie ihre Furcht gewachsen sei, und der sie auf diese Art zu einem verheißenen Lande geführt und geleitet habe. Er halte es für wahrscheinlich, daß sie in derselben Nacht noch das Land erreichten, und schärfte ihnen daher ein, auf dem Vorderkastell sorgfältig Wache zu halten. Auch versprach er demjenigen, der zuerst die Entdeckung machen würde, noch ein samtnes Wamms zu dem von den Regenten versprochenen Jahrgelde.

Der Wind hatte in diesen Tagen ganz frisch geblasen, die See ging höher als gewöhnlich, und sie hatten weite Fortschritte gemacht. Mit Sonnenuntergang nahmen sie ihren Weg wieder nach Westen und durchfurchten die Wogen in raschem Lauf; die Pinta führte, als der beste Segler, den Zug an. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen, und kein Auge schloß sich die ganze folgende Nacht. Als die Dämmerung hereinbrach, nahm Columbus seinen Stand oben auf dem Kastell oder der Kajüte im Hinterhalte seines Schiffes. Wie heiter und zuversichtlich auch immer seine Haltung gewesen sein mochte, dies war immer eine Zeit der peinlichsten Unruhe für ihn, und als er nun von den Schatten der Nacht der Beobachtung seiner Gefährten entzogen wurde, hielt er mit unausgesetzter Aufmerksamkeit Wache, indem das Auge längs dem düsteren Horizonte nach dem geringsten Zeichen von Land spähete. Plötzlich, um 10 Uhr, glaubte er, in einiger Entfernung ein Licht schimmern zu sehen. Aus Besorgnis, seine ungeduldige Erwartung möchte ihn getäuscht haben, rief er den Pedro Gutierrez, Kammerherrn des Königs, zu sich heran und fragte ihn, ob er in der bezeichneten Richtung Licht sehe. Dieser bejahte es. Doch war der Schimmer ungewiß und vorübergehend, daß wenige etwas daraus machten.

Sie setzten ihre Fahrt bis 2 Uhr des Morgens fort, als ein Kanonenschuß von der Pinta das frohlockende Signal von wirklichem Land gab. Einer von den Matrosen entdeckte es zuerst; aber die Belohnung ward nachmals dem Admiral zuerkannt, weil er früher das Licht gesehen hatte. Das Land lag deutlich vor ihnen, ungefähr zwei Seemeilen entfernt; man zog daher die Segel ein und ließ die Schiffe langsam treiben, während man mit Ungeduld die Dämmerung erwartete.

So hatte denn Columbus sein Werk glücklich vollendet, das Geheimnis des Weltmeers war enthüllt; seine Idee, einst der Spott der Weisen, war

zur Wirklichkeit geworden; er hatte sich einen Ruhm erworben, welcher so lange dauern mußte, als die Welt stand.

Es ist schwer, selbst für die Einbildungskraft, sich die Gefühle des großen Mannes in diesem begeisternden Augenblicke zu denken. Welch verwirrendes Gedränge von Vermutungen mag seinen Geist bestürmt haben über dieses Land, welches jetzt im Dunkel vor ihm lag! Daß es fruchtbar war, zeigten die Gewächse, die von seinen Küsten hergeschwommen kamen. Auch glaubte er, in der balsamischen Luft die Wohlgerüche gewürztragender Haine zu atmen. Das von ihm beobachtete Licht hatte bewiesen, daß das Land von Menschen bewohnt sei. Aber wer waren diese Bewohner? Glichen sie denen der übrigen Weltteile, oder waren sie irgend ein fremdartiges, riesenhaftes Geschlecht, womit die Einbildungskraft zu jenen Zeiten alle entlegenen und unbekannten Regionen bevölkerte? War er zu irgend einer Insel weit im indischen Ozean gelangt, oder war es jenes berühmte Cipango selbst, der Gegenstand seiner goldenen Träume?*)

Es war am Morgen eines Freitags, am 12. Okt. 1492, als Columbus die neue Welt zum erstenmale erblickte. Wie der Tag graute, sah er ein ebenes und schönes Eiland, von mehreren Meilen im Umfang, vor sich liegen; es war sehr frisch und grün und mit Bäumen bedeckt, als sei es nur ein ununterbrochener Baumgarten. Wiewohl alles in der wilden Üppigkeit einer ungezähmten Natur erschien, so war doch die Insel augenscheinlich stark bevölkert, denn man sah die Bewohner aus den Wäldern kommen und von allen Seiten nach der Küste rennen, um die Schiffe anzustarren. Sie waren alle ganz nackt und nach ihren Stellungen und Bewegungen schienen sie in Erstaunen verloren zu sein. Columbus gab das Zeichen zum Ankerwerfen und ließ die Boote mit bewaffneten Leuten bemannen. Er bestieg sein eigenes Boot, reich in Scharlach gekleidet und das königliche Banner tragend, während Martin Alonzo Pinzon und Vincent Janjez, dessen Bruder, zusammen in ihren Booten abstießen, jeder das Banner der Unternehmung tragend, welches mit einem grünen Kreuze bemalt war, und auf beiden Seiten unter einer Krone die Buchstaben F. und J., die Anfangsbuchstaben der castilischen Monarchen Ferdinand und Isabella, zeigte.

Als sie sich den Küsten näherten, erfreute sie der Anblick der mächtigen Wälder, die in jenen Klimaten eine ausnehmend reizende Vegetation haben. Sie sahen Früchte von der einladendsten Schönheit, aber unbekannter Art, an den Bäumen, welche über die Küste herabhingen. Die Reinheit und Lieblichkeit der Atmosphäre, die Kristallhelle des diese Eilande umspülenden

*) Columbus glaubte von Westen nach der Ostküste von Asien gelangen zu können, wo unter vielen kleineren Eilanden die große Insel Cipango (Japan) liegen sollte, die nach der Erzählung des Marco Polo einen Überfluß an Gold und Gewürzen enthalten müsse. Da Marco Polo gesagt, daß es zwischen dieser Insel und dem Festlande von kleinen Inseln wimmelte (7448 an der Zahl), so meinte Columbus, zu ihnen gekommen zu sein, als er den Antillen-Archipel befuhr und hier die Menge wohlriechender, gewürziger Pflanzen gewahrte. D. H.

Meeres verliehen ihnen einen wunderbaren Reiz, welcher auf Columbus empfängliches Gemüt den mächtigsten Eindruck machte. Kaum hatte er das Land betreten, so warf er sich auf die Kniee, küßte die Erde und dankte Gott unter Thränen der Rührung. Alle folgten seinem Beispiel, und alle Herzen strömten über von denselben Empfindungen des Dankes. Columbus stand jetzt auf, zog sein Schwert, entfaltete das königliche Banner und nahm feierlich im Namen der castilischen Souveräne Besitz von der Insel, welcher er den Namen San Salvador beilegte. Nach Vollendung aller der nötigen Formalitäten und Ceremonieen forderte er sämtliche Anwesende auf, ihm den Eid der Treue zu leisten, als Admiral und Vizekönig, der die Personen ihrer Gebieter vorstelle.

Nun äußerten sich die Empfindungen dieser Leute in Zeichen der heftigsten Bewegung. Sie, die sich noch vor kurzem für Geopferte angesehen hatten, die man dem Verderben entgegenführte, betrachteten sich jetzt als Günstlinge des Glücks und gaben sich dem grenzenlosesten Entzücken hin. Sie drängten sich in überströmender Begeisterung um den Admiral; einige umarmten ihn, andere küßten ihm die Hände. Die, welche während der Reise die Widerspenstigsten und Unzufriedensten gewesen waren, wurden nunmehr die Demütigsten und Entzücktesten. Einige baten um seine Gunst bei den zu verteilenden Reichtümern und Ehrenstellen. Mancher Verworfene, der den Columbus zuvor frech beleidigt hatte, kroch jetzt zu seinen Füßen und flehte um Verzeihung, für die Zukunft die unbedingteste Unterwerfung gelobend.

Die Eingeborenen der Insel hatten die Schiffe, als diese in der Morgendämmerung mit eingezogenen Segeln sich um ihre Küsten bewegten, für Ungeheuer gehalten, die über Nacht aus der Tiefe des Meeres aufgetaucht seien. Sie hatten sich am Ufer scharenweise versammelt und beobachteten die Bewegungen der Schiffe mit grauenvoller Erwartung. Ihr Wenden ohne Anstrengung, das Einziehen und Entfalten ihrer mit riesenhaften Flügeln vergleichbaren Segel erfüllte sie mit Erstaunen. Als sie aber die Boote sich der Küste nahen und eine Anzahl fremder Wesen in blitzendem Stahl und buntfarbigen Kleidern am Ufer aussteigen sahen, da flohen sie bestürzt in ihre Wälder. Sobald sie jedoch bemerkten, daß man weder Miene machte, sie zu verfolgen, noch sie zu belästigen, erholten sie sich allmählich von ihrem Schrecken und näherten sich den Spaniern mit großer Ehrfurcht; sie warfen sich häufig auf die Erde nieder und machten die Zeichen der Anbetung. Während der Ceremonie der Besitzergreifung sahen sie in furchtsamer Bewunderung auf die Gestalten, die Bärte, die strahlenden Rüstungen und schimmernden Gewänder der Spanier. Vor allen zog der Admiral ihre Aufmerksamkeit auf sich, denn seine mächtige Gestalt, sein gebietendes Wesen, sein scharlachnes Kleid und die Unterwürfigkeit seiner Gefährten, alles verkündete, daß er der Gebieter sei. Als sie sich von ihrer Furcht mehr und mehr erholt hatten, kamen sie zu den Spaniern heran, berührten ihre Bärte und prüften ihre Hände und Gesichter, deren Weiße sie bewunderten. Columbus, erfreut durch ihre Einfalt und Sanftheit, sowie durch das Vertrauen,

welches ſie gegen Weſen zeigten, die ihnen ſo fremd und furchtbar erſcheinen mußten, ließ ſie in ihren Unterſuchungen durchaus nicht ſtören. Die verwunderten Wilden wurden durch dieſe Güte ganz gewonnen; nun glaubten ſie, die Schiffe ſeien aus dem kriſtallenen Firmamente herabgeglitten, das ihren Horizont begrenzte, dieſe Wunderweſen ſeien Bewohner des Luftreiches, die unmittelbar vom Himmel kämen.

Die Inſulaner waren nicht minder ein Gegenſtand der Neugierde für die Spanier, da ſie wirklich von allen bisher geſehenen Menſchenraſſen verſchieden waren. Ihr Äußeres verſprach weder Reichtum noch Bildung, denn ſie waren völlig nackt und mit bunten Farben bemalt. Bei einigen ging die Zeichnung nur über einen Teil des Geſichts, über die Naſe und um die Augen, bei andern erſtreckte ſie ſich über den ganzen Körper und gab ihnen ein wildes, phantaſtiſches Anſehen. Ihre Haut war von rötlich-gelber, ins Kupferfarbene ſpielender Farbe, Bärte hatten ſie gar nicht. Ihr Haar war nicht kraus, wie bei den neuentdeckten Völkern der afrikaniſchen Küſte unter der nämlichen Breite, ſondern ſtraff und dick, teilweis über den Ohren kurz abgeſchnitten; doch hinten waren einige Locken gelaſſen, welche über die Schultern herabfielen. Ihre Züge, obwohl undeutlich gemacht und entſtellt durch das Bemalen, waren angenehm; ſie hatten hohe Stirnen und beſonders ſchöne Augen. Sie waren von mäßigem Wuchs und wohlgebaut; die meiſten ſchienen unter 30 Jahren zu ſein; nur ein Weib war unter ihnen, ganz jung, unbekleidet wie ſie und von ſchöner Geſtalt.

Da Columbus die Vermutung hegte, er ſei auf einer Inſel des äußerſten Indien angekommen, ſo nannte er die Einwohner mit dem allgemeinen Namen „Indianer", welcher einmal gebräuchlich war, als die wahre Beſchaffenheit ſeiner Entdeckung bekannt wurde, und ſeitdem auf alle Ureinwohner der neuen Welt überging.

Die Spanier entdeckten bald, daß dieſe Inſelbewohner von Natur gutartig und ſanft, äußerſt einfach und kunſtlos ſeien. Ihre einzigen Waffen waren Lanzen, an einem Ende im Feuer gehärtet oder mit einer Spitze von Stein, oder dem Zahn und Knochen eines Fiſches. Man ſah kein Eiſen unter ihnen, auch ſchienen ſie deſſen Eigenſchaften nicht zu kennen, denn wenn ein bloßes Schwert gezeigt wurde, faßten ſie es ohne Argwohn bei der Schneide.

Columbus ließ farbige Mützen, Glasperlen, Schellen und andere Kleinigkeiten unter ſie verteilen, welche von den Portugieſen zum Handel mit den Nationen der Goldküſte benutzt wurden. Sie nahmen ſie als Dinge von unſchätzbarem Wert, hingen die Perlen um den Hals, und waren unendlich entzückt über dieſen Putz und den Klang der Schellen. Die Spanier blieben den ganzen Tag am Lande und thaten ſich gütlich in den herrlichen Hainen der Inſel; ſie kehrten erſt ſpät am Abend nach ihren Schiffen zurück, höchlich erfreut über alles, was ſie geſehen hatten.

Am nächſten Morgen bei Tagesanbruch war die Küſte von Eingeborenen ganz erfüllt, alle Furcht vor den Geſtalten der Europäer war verſchwunden. Einige kamen an die Schiffe, die ſie anfangs für Ungeheuer aus der Tiefe

des Meeres gehalten hatten, herangeſchwommen; andere ruderten in leichten Barken heran, die ſie Canoes nannten, und aus ausgehöhlten Baumſtämmen verfertigt hatten, doch geräumig genug, um 40—50 Menſchen darin aufzunehmen. Dieſe handhabten ſie geſchickt mit ihren Rudern, und wenn ſie umſtürzten, ſchwammen ſie furchtlos im Waſſer wie in ihrem natürlichen Elemente umher, wandten ihre Canoes mit großer Leichtigkeit und ſchöpften dieſelben mit Calabaſchen aus.*)

Sie zeigten große Begierde, ſich noch mehr von dem Spielzeug und Flitterwerk der weißen Männer zu verſchaffen, nicht gerade, weil ſie ihm einen innern Wert beilegten, ſondern weil alles, was aus den Händen der Fremdlinge kam, in ihren Augen eine überirdiſche Kraft beſaß, als hätten jene es aus dem Himmel mitgebracht. Sie laſen ſogar Stückchen Glas und Scherben von irdenen Gefäßen als Dinge von Wert auf. Nur wenige Sachen konnten ſie als Gegengabe bieten, bloß Papageien, von denen ſie eine Menge gezähmt, und baumwollenes Garn, woran ſie Überfluß hatten, und dicke Ballen von 25 Pfund für die kleinlichſten Dinge hergaben. Sie brachten auch Kuchen von einer Art Brot, Caſſava genannt, ein Hauptbeſtandteil ihrer Nahrung und nachmals ein wichtiger Proviantartikel für die Spanier. Es wurde aus einer großen Wurzel, Namens Yucca, gemacht, welche ſie auf den Feldern bauten. Sie ſchnitten dieſelbe in kleine Stückchen, röſteten oder dörrten ſelbige, zerdrückten ſie durch Preſſen und formten ſie dann zu einem breiten, dünnen Kuchen, den man hart werden ließ und lange aufbewahren konnte, aber jedesmal erſt ins Waſſer tauchen mußte, um ihn eſſen zu können. Dieſe Kuchen waren unſchmackhaft, doch nährend; das bei der Bereitung ausgepreßte Waſſer aber war ein tödliches Gift. Sie hatten noch eine andere Art Yucca, welche nicht dieſe giftige Eigenſchaft beſaß und als Wurzel gekocht oder geröſtet gegeſſen wurde.

Die Habſucht der Entdecker ward bald durch den Anblick von kleinem Goldſchmuck gereizt, den einige der Eingeborenen in den Naſen trugen. Dieſe tauſchten das Gold freudig gegen Glasperlen und kleine Schellen aus, und beide Teile waren mit dem Handel zufrieden, einer ſich über die Einfalt des andern wundernd. Columbus forſchte bei den Eingeborenen nach, wo das Gold gefunden werde. Sie antworteten ihm durch Zeichen, indem ſie nach Süden deuteten, und er verſtand ſie dahin, daß in jener Richtung ein König mit einem Überfluß an Schätzen lebe, ſo reich, daß er mit großen Gefäßen von purem Gold bedient werde. Er nahm auch aus ihren Zeichen ab, daß im Süden, im Südweſten und nach Nordweſten Land zu finden ſei, und daß man von letzteren Gegenden häufig ſüdweſtlich gehe, um Gold und Edelſteine zu holen, und auf dieſem Wege die Inſeln beſuche, auch wohl die Bewohner derſelben davon führe. Mehrere Eingeborene zeigten ihm die

*) Die Calabaſchen, aus hohen ulmenartigen Bäumen geſchnitzt, vertreten bei den Indianern die Stelle der Gläſer, des irdenen Geſchirres, der Schaufeln und aller möglichen Art von Hausrat.

Narben von Wunden, welche sie in Gefechten mit solchen feindlichen Eindringlingen erhalten hatten. Ihre eigene Insel nannten sie Guanahani, welchen Namen sie neben dem von San Salvador bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Ungeduldig, die so glücklich begonnenen Entdeckungen weiter zu verfolgen und vor allem zu dem reichen Lande des Südens zu gelangen, verließ der Admiral die Insel, nachdem er einen Vorrat von Holz und Wasser eingenommen hatte. Er wußte anfangs nicht, welchen Weg er nehmen sollte. Er sah eine große Menge schöner Inseln, grün, eben und fruchtbar, die ihn in verschiedenen Richtungen einluden. So kreuzte er mehrere Tage lang zwischen den Bahamainseln, landete auf mehreren und ward überall entzückt von dem üppigen Pflanzenwuchs, dem frischen Grün der Wälder und der gewürzhaften Luft. Aber keins der Eilande schien ihm wichtig genug, eine Niederlassung darauf zu gründen. Eine besonders reizend gelegene Insel nannte er, seiner Königin zu Ehren, Isabella. Hier ward er einige Tage festgehalten durch widrige Winde und durch Windstille, von starken Regengüssen begleitet, die seit seiner Ankunft auf der Insel mehr oder weniger angedauert hatten. Es war die Zeit der Herbstregen, die in diesen heißen Klimaten der brennenden Hitze des Sommers folgen, in der zweiten Hälfte des Augustmonates beginnen und bis zum Monat November anhalten.

Endlich, am 24. Oktober um Mitternacht, lichtete er die Anker, und nachdem er eine Gruppe kleiner Inseln angetroffen und durch den Bahamakanal gesegelt war, kam er am Morgen des 28. Oktobers auf der Höhe der Insel Cuba an.

Als er sich dieser ansehnlichen Insel näherte, erstaunte er über das Großartige ihrer Umrisse, über ihre hohen, lustigen Berge, welche ihn an die Gebirge von Sicilien erinnerten, über die fruchtbaren Thäler und langgestreckten Ebenen, von ansehnlichen Strömen durchschnitten, über die herrlichen Waldungen, dann über die kühnen Vorgebirge und gestreckten Plateaus, welche bis in die weiteste Ferne verschwanden. Er warf Anker in einem schönen Fluß, ohne Klippen und Untiefen, von durchsichtigem Wasser, und die Ufer von Bäumen beschattet. Hier stieg er ans Land und nahm Besitz von der Insel; er gab ihr den Namen Juana, dem Prinzen Juan zu Ehren.

Bei der Ankunft der Schiffe waren zwei Canoes von der Küste abgestoßen, aber als die Insulaner das Boot herankommen sahen, welches den Grund zum Ankern untersuchte, flohen sie mit Schrecken davon. Der Admiral besuchte zwei Hütten, welche die furchtsamen Bewohner verlassen hatten. Sie enthielten nur dürftigen Hausrat; ein paar Netze, aus Fasern von Palmen geflochten, Angeln und Harpunen von Knochen, noch einiges Fischergerät und einen Hund von derselben Art, wie er sie auf den kleineren Inseln angetroffen hatte, die niemals bellen. Er befahl, daß nichts hinweggenommen oder von seiner Stelle gerückt werden solle, und kehrte in das Boot zurück, um den Fluß weiter hinauf zu fahren. Die Waldung, welche beide Ufer bedeckte, bestand aus Bäumen von weitem Umfang und ansehnlicher

Höhe. Einige trugen Früchte, andere Blüten, andere beides zugleich; unter ihnen waren viele Palmen, aber verſchieden von denen in Spanien und Afrika; mit ihren großen Blättern waren die Hütten der Indianer gedeckt.

Columbus überzeugte ſich immer mehr, daß er in einer neuen Welt ſich befinde, und in ſeinem Tagebuche kann er nicht Worte genug finden, die Schönheit des Landes zu preiſen. Dieſe üppigen und heißen Klimate haben einen einzigen Glanz, eine wunderſame Mannigfaltigkeit und Üppigkeit der Vegetation. Das Grün der Haine und die Farbe der Blumen und Blüten erſcheint dem Auge vermöge der durchſichtigen Klarheit der Luft und der tiefklaren Bläue des Himmels in den lebhafteſten Tinten. Die Wälder ſind voll Leben, von Vögeln mit herrlichem Gefieder durchſchwärmt. Papageien und Spechte in vielfarbigem Gemiſch werfen einen bunten Schimmer über das grüne Laubwerk der Haine, und Kolibris ſchweben gleich belebten Teilen eines Regenbogens von Blume zu Blume. Hochrote Flamingos werden zuweilen durch eine Öffnung des Waldes auf einer entfernten Savannah erblickt; ſie haben das Anſehen von Soldaten, die in Bataillons anrücken, und ſtellen einen vorausgehenden Führer zur Wache, um bei drohender Gefahr ein Zeichen zu geben. Nicht die unbedeutendſte Seite der belebten Natur iſt das Gewimmel von Inſekten aller Art, die auf den Pflanzen leben und herrliche Flügeldecken entfalten, welche dem Auge gleich koſtbaren Gemmen entgegen ſchimmern.

Die Fiſche, welche das Antillenmeer im Überfluß enthält, waren dem Columbus eben ſo fremd, als die meiſten andern Dinge dieſer neuen Welt. Sie wetteiferten mit den Vögeln in tropiſchem Farbenglanz; von einigen ſtrahlten die Schuppen das Sonnenlicht gleich köſtlichen Edelſteinen zurück; wenn ſie um die Schiffe ſpielten, warfen ſie den Schimmer von Gold und Silber durch die klaren Wellen, und die Delphine, die man aus ihrem Elemente zog, ergötzten das Auge mit ſchillerndem Wechſel der Farben.

Tiere des Feldes ſah man nicht auf dieſen Inſeln; außer Eidechſen, die ſtummen Hunde, eine Art Kaninchen, von den Eingeborenen Utia genannt, und Guanas. Die letzteren wurden von den Spaniern mit Abſcheu und Entſetzen betrachtet, denn ſie hielten ſie für böſe und giftige Schlangen, aber es waren ganz unſchuldige Tiere, die von den Indianern als große Leckerbiſſen verſpeiſt wurden.

Als die Reiſenden an der Küſte der Inſel hinfuhren, wurden ſie überraſcht von der Durchſichtigkeit des Meerwaſſers. Man konnte wie in einem kriſtallhellen Brunnen bis auf den Grund ſehen, und die Indianer tauchten 5 Faden tief unter, um die Muſcheln zu holen, in denen die koſtbarſten Perlen ſich befinden. Aus dem Graſe, welches am Rande des Meeres wuchs, ſchloß Columbus auf die friedliche Ruhe des Ozeans, der dieſe Inſel ſanft umſpüle und niemals die Küſten mit zornigen Wogen peitſche. Seit ſeiner Ankunft auf den Antillen hatte er nur ſtilles, mildes Wetter gehabt, und er zog daraus den Schluß, daß eine ewige Heiterkeit über dieſen glück-

lichen Meeren ſchwebe. Aber es war ihm noch vorbehalten, die Stürme zu erleben, die oft mit gräßlicher Wut hier hauſen.

Cuba war dem Columbus wie ein Elyſium aufgetaucht. Es iſt das reizendſte Inſelland, ſo ſchrieb er, welches je ein Auge erblickt hat, reich an trefflichen Häfen und tiefen Flüſſen. Das Klima iſt gemäßigter, als auf den andern Inſeln, die Nächte ſind nicht kalt und die Vögel und Heimchen zirpen die ganze Nacht hindurch. Es liegt wahrlich ein Zauber in den Nächten der Tropenländer, in der tiefen Bläue des Himmels, in dem hellen Glanz der Sterne und in der leuchtenden Klarheit des Mondes, welcher der reichen Landſchaft und den balſamiſchen Hainen Reize verleiht, die mächtiger ſind, als die Pracht des Tages.

Die Schiffe ſegelten nordweſtlich immer an der Küſte der Inſel fort; am 1. November, bei Sonnenaufgang, ſandte der Admiral zwei Boote ans Ufer, um einige indianiſche Cabanen zu beſuchen; aber ihre Bewohner flohen in die Wälder. Zwei Matroſen wurden ihnen nachgeſchickt, um das Innere der Inſel zu erkunden. Dieſe fanden das Land, wie überall, höchſt fruchtbar, aber die Bewohner arm, und wurden von denſelben nach Süden gewieſen, zu einem Lande „Bohio“, wo Edelſteine und Gold in Menge wären.

Columbus hielt dieſes Land für eine nahe Inſel, die Inſel Cuba ſelbſt aber für das Feſtland von Aſien, deſſen Küſte weiter zu verfolgen er nun aufgab. So ſteuerte er denn in den erſten Tagen des Dezembers von der öſtlichen Spitze Cubas ins weite Weltmeer nach Südoſt, und bald entdeckte er ein neues Land, welches vor dem Auge immer größer und ausgedehnter wurde, indem ſich ſeine hohen Berge an dem reinen Horizonte auftürmten und die deutlichen Wahrzeichen einer Inſel von großer Ausdehnung wurden. Als man näher kam, bewieſen die angebauten Felder, die vielen Feuer bei Nacht, und die Rauchſäulen, die bei Tage aus den verſchiedenſten Gegenden aufſtiegen, daß die Inſel gut bevölkert ſei. Am Abend des 6. Dezembers lief Columbus in einen Hafen am weſtlichen Ende der Inſel ein, einer von den ſchönſten Inſeln der Erde mit den friedlichſten Bewohnern, die aber dazu beſtimmt war, die gräßlichſten Scenen des Unfriedens und der Unmenſchlichkeit zu erleben. Sie ward Hiſpaniola — Kleinaſien — genannt, und auf ihr die erſte Kolonie gegründet, das erſte Fort erbaut und die tyranniſche Oberherrſchaft der weißen Raſſe über die Rothaut begründet. Die neue Welt war auf Guanahani gefunden, die neue Geſchichte begann auf St. Domingo.

## 3. Der Golfſtrom.*)

Im Ozean iſt ein großer Strom. Er verſiecht nie, wenn ſonſt auch alles verdorrt; er tritt nicht aus ſeinen Ufern, wenn auch die mächtigſten

*) Die phyſiſche Geographie des Meeres, v. M. F. Maury, deutſch bearb. v. Dr. E. Böttiger.

Fluten ihn schwellen. Seine Ufer und sein Grund bestehen aus kaltem Wasser, während seine Strömung warm ist. Der Golf von Mexico ist seine Quelle und seine Mündung liegt in den arktischen Meeren. Es ist der Golfstrom. Auf der ganzen Erde giebt es keine zweite Wasserflut, die ihm an majestätischer Größe gleich käme. Seine Strömung ist reißender, als die des Mississippi und des Amazonenstromes.

Die Gewässer des Golfstromes zeigen bis an die Küste von Carolina eine Indigofarbe. Sie grenzen sich so bestimmt ab, daß man die Linie, auf welcher sie sich mit dem gewöhnlichen Meerwasser vereinigen, mit dem Auge verfolgen kann; ja man kann bemerken, wie die eine Hälfte des Schiffes in Golfstromwasser, die andere in gemeinem Seewasser schwimmt: — so scharf ist die Grenzlinie und so gering die Affinität zwischen beiden Wasserarten, die sich lange gegen alle Vermischung sträuben.

Erfinderische Köpfe haben in neuerer Zeit eine hübsche Methode der Stubenheizung angegeben, nämlich durch warmes Wasser. Der Ofen und Kessel werden bisweilen in einiger Entfernung von den zu erwärmenden Zimmern aufgestellt. So ist es z. B. in der Sternwarte zu Washington. In diesem Falle werden Röhren gebraucht, um das erwärmte Wasser vom Kessel aus unter der Wohnung des Inspektors hin in eins der Zimmer in den Souterrains der Sternwarte, etwa 30 m weit, zu leiten. Diese Röhren erweitern sich dann, so daß sie eine große Oberfläche zur Abkühlung darbieten; darauf vereinigen sie sich wieder zu einer, durch welche das nun abgekühlte Wasser von selbst in den Kessel zurückkehrt. So fließt das zurücklaufende Wasser fortwährend unten in den Kessel ein, während das heiße von seinem obersten Teile ausströmt. Dabei ist die Ventilation der Sternwarte so eingerichtet, daß die erwärmte Luft von jenem untern Zimmer aus in alle andere Teile des Gebäudes cirkuliert; die Luft nimmt die durch das Wasser jenen Zimmern zugeführte Wärme auf und verteilt sie durch alle Räume.

Um nun das Große mit dem Kleinen zu vergleichen, so haben wir in den warmen, im Golf von Mexico eingeschlossenen Gewässern gerade solch einen Heizungsapparat für den Norden des atlantischen Meeres, für Großbritannien und für das westliche Europa.

Der Ofen ist die heiße Zone; der mexicanische Golf und das caraibische Meer sind die Kessel, und der Golfstrom ist das Leitungsrohr. Von den großen Bänken Neufundlands nach den Küsten Europas zu liegt jenes Zimmer voll heißer Luft, in welchem sich das Rohr erweitert, so daß es eine große Abkühlungsoberfläche hat. Hier wird die Cirkulation der atmosphärischen Luft von der Natur besorgt und zwar in der Weise, daß die so in dieses Zimmer voll heißer Luft inmitten des Ozeans geleitete Wärme von den Westwinden fortgeführt und auf das wohlthätigste über ganz Großbritannien und den Westen Europas ausgegossen wird.

Die höchste Temperatur des Golfstroms ist 86° F. (= 24° R.) oder ungefähr 9° (4° R.) mehr, als dem Ozean in derselben Breite zukommt. Zehn Breitengrade nördlicher hat er nur 2° seiner Wärme verloren, und

nachdem er 3000 (engl.) Meilen gegen Norden gefloſſen iſt, bewahrt er, ſelbſt im Winter, immer noch ſeine ſommerliche Wärme. Mit dieſer Temperatur durchkreuzt er den 40.° n. Br., breitet ſich da, ſeine flüſſigen Ufer überſtrömend, viele Tauſende von Quadratmeilen weit über die kalten Gewäſſer aus und bedeckt den Ozean ringsum mit einem warmen Mantel, der auch dazu dient, die Strenge des Winters in Europa zu mildern. Indem er ſich nun langſamer fortbewegt, aber ſeinen belebenden Einfluß freier ausübt, begegnet er endlich den britiſchen Inſeln. Durch dieſe wird er geteilt, indem ein Teil in das Polarbecken von Spitzbergen, der andere in die Bai von Biscaya eintritt, aber jeder mit beträchtlich höherer Temperatur, als der Ozean. Solch ein ungeheures Volumen erwärmten Waſſers muß natürlich eine milde und feuchte Atmoſphäre mit ſich über die See tragen, und ſo erklärt es ſich, daß das dortige phyſiſche Klima bedeutend milder iſt, als das mathematiſche.

Wir wiſſen nur an ein paar Stellen und auch da nur annähernd, was die Tiefe und untere Temperatur des Golfſtromes ſein mag, nimmt man aber an, daß die Temperatur und Geſchwindigkeit in einer Tiefe von 200 Faden (1800 m) der an der Oberfläche gleich kommt, und benutzt man die bekannte Differenz zwiſchen Kapazität der Luft und des Waſſers für ſpezifiſche Wärme als Beweismittel, ſo wird eine einfache Berechnung zeigen, daß die Quantität frei werdender Wärme, welche an einem Wintertage durch die Gewäſſer des Golfſtromes über das atlantiſche Meer verbreitet wird, hinreichen würde, die ganze Säule der auf Frankreich und den britiſchen Inſeln ruhenden Atmoſphäre vom Gefrierpunkt faſt bis zur Sonnenhitze hinauf zu erwärmen.

Jeder Weſtwind, der ſich erhebt, muß auf ſeinem Wege nach Europa den Strom kreuzen; er führt alſo ein Teilchen ſeiner Wärme mit ſich, um die nördlichen Winterſtürme zu mildern. Der Einfluß dieſes Stroms auf das Klima macht „Erin“ zur „Smaragdinſel des Meeres“, und kleidet Albions Küſten in ein immergrünes Gewand, während auf der Weſtſeite des Ozeans die Küſten Labradors in Eisbanden gefeſſelt liegen. Es iſt ſchon vorgekommen, daß der Hafen von St. Johns in Neufundland bis zum Monat Juni vom Eiſe geſperrt war; wer aber hat je vernommen, daß der auf der andern Seite volle 5° nördlicher liegende Liverpooler Hafen ſelbſt mitten im Winter durch Eis geſchloſſen worden wäre?

Scott erzählt uns in einem ſeiner ſchönen Romane, daß die Teiche auf den Orkneyinſeln (unter 59° n. Br.) im Winter nicht feſt zufrieren. Die Bewohner verdanken ihr mildes Klima jenem großen Heizapparate, denn das Treibholz wird von den weſtindiſchen Inſeln aus gelegentlich durch den Golfſtrom dort ans Ufer geworfen. Doch endet hier der wohlthätige Einfluß jener Strömung noch keineswegs. Der weſtindiſche Archipel iſt auf der einen Seite von einer Inſelkette, auf der andern von den Cordilleras der Anden, die ſich mit dem Iſthmus von Darien zuſammenziehen und über die Ebenen Central-Amerikas und Mexicos ausbreiten, umſchloſſen. Steigen wir von

den Gipfeln dieſer Gebirgskette, den Regionen ewigen Schnees, herab, ſo treten wir zuerſt in die Tierra templada und dann in die Tierra calienta, das brennend heiße Land, ein. Steigen wir noch tiefer, ſo erreichen wir das Niveau und die Oberfläche der mexicaniſchen Meere, wo wir, wenn dieſes ſchöne und wohlthätige Syſtem des Waſſerkreislaufs nicht beſtände, der eigentümlichen Geſtaltung der umliegenden Gegend nach das heißeſte, vielleicht auch das peſtilenzialiſchſte Klima der Welt antreffen würden. Wenn die Gewäſſer in dieſen beiden Keſſeln erwärmt worden ſind, ſo werden ſie von dem Golfſtrom fortgeführt, und durch kältere Strömungen durch das caraibiſche Meer erſetzt. Das Oberflächenwaſſer iſt hier beim Eintritt 3—4° und in der Tiefe 40° (beinahe 18° R.) kälter, als bei ſeinem Ausſtrömen aus dem Golf.

Die nach dem Norden eilende warme Strömung bedingt wiederum die nach dem Süden gehende kalte. Nichts ſcheint das Vorhandenſein kalter Strömungen ſo ſicher anzuzeigen, als die Fiſche des Meeres. Die Walfiſche haben eigentlich zuerſt den Golfſtrom und ſeine Grenzen angegeben, indem ſie ſeine warmen Gewäſſer ſtets vermeiden. Längs der amerikaniſchen Küſte fehlen alle jene weichlichen Tiere und Seeprodukte, welche das warme Waſſer lieben, und ſie beweiſen ſo durch ihre Abweſenheit, daß dort kalte Strömungen von Norden vorbeiziehen, die jetzt wohl bekannt ſind. In der belebenden Wärme des Meeres an den Bermudas-Inſeln auf der einen und an Afrika auf der andern Seite findet man in großem Überfluß jene delikaten Schaltiere und jene ſeinen Korallenformationen, welche längs der Küſten Südcarolinas unter denſelben Breiten gänzlich fehlen. Dasſelbe findet an der Weſtküſte Südamerikas ſtatt; denn dort erreicht die kalte Strömung faſt die Linie, ehe man auf die erſten kleinen Äſte eines Korallenbaumes ſtößt.

Als Benj. Franklin 1770 in London war, wurde er zufällig über ein von dem Boſtoner Zollamt an die Lords der Schatzkammer eingeſandtes Memorial befragt, welches angab, daß die Packetboote von Falmouth bis Boſton faſt durchſchnittlich 14 Tage mehr brauchten, als gewöhnliche Kauffahrer von London bis Providence auf Rhode-Island. Sie verlangten daher, daß die Packetboote nach Providence, ſtatt nach Boſton, geſandt werden ſollten. Dies erſchien Franklin ſonderbar; London lag viel weiter als Falmouth, von da war die Route dieſelbe und die Zeit der Differenz hätte ſich alſo gerade umkehren müſſen. Er befragte den Kapitän Folger, einen Walfiſchfahrer, der gerade in London anweſend war. Dieſer erklärte das Paradoxon einfach dadurch, daß die Kapitäne von Rhode-Island den Golfſtrom kannten, die der engliſchen Packetboote aber nicht. Letztere fuhren in ihn ein und wurden täglich 60—70 Meilen zurückgetrieben, während die erſteren ihn ganz und gar vermieden. Kap. Folger war durch die Walfiſche mit ihm bekannt geworden, die er auf beiden Seiten desſelben, aber nie darin antraf. Auf Anſuchen Franklins zeichnete er dann den Lauf des Stromes von der Meerenge von Florida aus auf eine Karte. Franklin ließ dieſe auf Towerhill (in London) ſtechen und ſandte den Kapitänen von Falmouth

Exemplare zu, welche dieſe aber nicht beachteten. Und doch ſtimmt das, was jener Fiſcher aus dem Gedächtnis ſkizzierte, ſelbſt heutigen Tages noch mit den beſten Seekarten im allgemeinen überein.

Keine Gegend der Erde ſetzt vielleicht der Schiffahrt mehr Gefahren und Schwierigkeiten entgegen, als die Zugänge zu der Nordoſtküſte Amerikas im Winter. Ehe man die Wärme des Golfſtroms kannte, war in dieſer Jahreszeit eine Fahrt nach Neu-England, Neu-York und ſelbſt nach dem Delaware- und Cheſapeak-Cap weit ſchwieriger und gefährlicher als jetzt. Bevor die Schiffe an dieſen Teil der Küſte gelangen, werden ſie oft von Schneeſtürmen und Windſtößen überfallen, die der Kraft des Seemanns ſpotten und ſeine Geſchicklichkeit zu nichte machen. In kurzer Zeit verwandelt ſich ſeine Barke in eine Eismaſſe; mit ihrer erſtarrten, hilfloſen Mannſchaft gehorcht ſie nur noch ihrem Steuer und wird dem Golfſtrom zugetrieben. Nach wenigen Stunden erreicht ſie ſeinen äußeren Rand und geht faſt durch ihren nächſten Aufſprung aus dem Winter in eine ſommerlich warme See über. Das Eis verſchwindet von ihrem Gerät; der Matroſe badet ſeine vor Kälte ſteifen Glieder in lauem Waſſer; neu gekräftigt, verſucht er abermals die Landung an den unwirtlichen Küſten, und wenn auch im Kampf mit Wind und Wetter manches Schiff zugrunde geht, ſo entkommen doch viele der Gefahr, ſeitdem ſie in den warmen Waſſern des Golfſtroms eine Zuflucht zu finden gelernt haben, während es früher vorkam, daß Schiffe, deren Kurs nach dem Vorgebirge Delawares ging, bis nach Weſtindien vom Sturm verſchlagen wurden. Jetzt, wo man mit Hilfe des Thermometers den warmen Kanal genau zu erkennen und zu benutzen weiß, beſchleunigt derſelbe die Seereiſe im ſelben Maße, wie er ſie früher verzögert hat.

## 4. Der Marannon und ſeine Ufer.*)

Nach ſeiner Vereinigung mit dem Ucayale, den man um ſeiner Größe willen den Hauptſtrom nennen möchte, erlangt der Marannon**) ein wahrhaft majeſtätiſches Anſehen. Wenn man dieſen Amazonenfluß hinunterfährt und ein Hundert Meilen nach dem andern Hundert zurückgelegt hat, ſo ermüdet das Auge endlich über die Gleichförmigkeit der Landſchaft, die Tage lang immer dieſelbe bleibt — aber das geiſtige Intereſſe nimmt zu, je mehr dieſe Erſcheinungen anwachſen, ſich vergrößern und die Größe und Erhaben-

*) Nach Eduard Pöppig.

**) Sprich: Maranjon. Der Name „Amazonenſtrom" kam durch den Entdecker Orellana in Aufnahme, welcher verſicherte, er habe an dem gewaltigen Strom Indianerſtämme gefunden, deren Weiber Krieger wären. Daß dieſe Ausſage nicht ohne Grund war, zeigen die Ausgrabungen in einem großen früher verſchütteten „Aldea" (Indianerdorf), welche beweiſen, daß die Weiber, die einſt das Dorf bewohnten, das Kriegshandwerk trieben.

heit einer Natur offenbaren, die nur mit dem Maßſtab des Ungeheuern ſich meſſen läßt.

Ein breiter Strom, der, bald in zahlreiche Arme geſpalten, zwiſchen ſandigen, aber dennoch hoch bewaldeten Inſeln dahinfließt, oder ungetrennt in ein ſeegleiches Becken ſich ausdehnt; ein dunkelgrüner Waldrand, der auf ſo ebenem Boden und von tauſend Schlingpflanzen überſponnen, in der Entfernung faſt einer künſtlich gezogenen, aber rieſengroßen Hecke gleicht: das ſind die einzigen Beſtandteile dieſer landſchaftlichen Anſichten. Wahr iſt es, daß nirgends eine gewerbfleißige Stadt an den Ufern ſich erhebt, daß man nur nach ein oder zwei Tagereiſen einmal ein ärmliches Dorf erreicht, deſſen Rohrhütten, von halbwilden Menſchen bewohnt, ſchon in kurzer Entfernung nicht mehr zu unterſcheiden ſind; allein über das Ganze ſpannt ſich ein reiner, wolkenloſer Himmel, und die Strahlen der tropiſchen Sonne fallen auf eine Natur von ſo unendlichem Reichtum, die Kraft des Lebens ſpricht allenthalben ſich mit ſolcher Stärke aus, daß der Reiſende, weit entfernt, die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, mit zunehmendem Anteil den Weg fortſetzt und jeden Morgen mit neuer Freude die in heiliger Stille ruhende Wildnis begrüßt. Kühl iſt dann die Luft, und das Blätterdach des ſchwimmenden Hauſes träuft von dem Taue der Nacht, als ſei eben ein heftiger Platzregen gefallen. Um dieſe Zeit iſt höchſt ſelten irgend ein Luftzug bemerkbar, denn die Regelmäßigkeit der öſtlichen Winde iſt in den höheren Regionen des Stromes bei weitem nicht ſo groß, als in den Provinzen, die ſeiner Mündung näher liegen. Spiegelglatt ziehen die Fluten dahin, und ihre Schnelligkeit iſt oft nur aus dem beſchleunigten Laufe des Fahrzeuges oder dem dumpfen Rauſchen abzunehmen, welches ſie bei ihrer Ankunft an einem der natürlichen Verhaue auf halb verſunkenen oder überſchwemmten Inſeln hervorbringen. Der Aufgang der Sonne ruft zwar in tropiſchen Gegenden eine ſehr große Zahl von Tieren ins Leben, allein die allgemeine Thätigkeit derſelben wird nur erſt längere Zeit nach dem Erſcheinen des Tagesgeſtirns bemerklich; denn meiſt ſind die Bewohner der Wälder ſo froſtig, daß ſie, ſtatt in Zügen aus ihren Lagern aufzubrechen oder auch vereinzelt zum Suchen ihrer Nahrung auszugehen, ſich vorher erſt den Sonnenſtrahlen längere Zeit ausſetzen, um, von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt, mit verdoppelter Kraft ihre Geſchäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchſten Baumgipfel ein, wo eben ſo wenig der Pfeil des Indianers, als das Blei des Europäers ſie leicht erreichen kann. Beſonders ſitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen, der Morgenſonne zugewendet, die ſie in Tönen begrüßen, welche wohl zu den rauheſten des vielſtimmigen Orcheſters der Urwälder gehören, allein dem freudig erregten Beobachter dieſer erhebenden Naturſcenen in ſolchen Augenblicken nur wie Opfer des Dankes erſcheinen, die ein jedes der lebenden Geſchöpfe auf ſeine Weiſe dem Geiſte des Weltalls darbringt. Die meiſten Tiere fliehen in jener Stunde die niedrigſten Stellen der Waldungen, denn die eigentümliche Ausbreitung vieler tropiſcher Bäume in breite, platte Kronen

bringt eben ſo viel Schirme hervor, die den waſſererfüllten Boden ſo dicht beſchatten, daß auf demſelben ſtets eine ausnehmende Kühle herrſcht, die nur des Mittags angenehm iſt. Darum ſteigen ſelbſt die Vögel, die ſonſt auf der Erde in niedrigen Büſchen oder auf den Sandinſeln ihre Nahrung finden, des Morgens bis in die luftigſten Kronen. Die Paupis *) flattern ſchwerfällig von Aſt zu Aſt, bis auf die gewünſchte Höhe, die ſie durch einen einzigen Flug nicht zu erreichen vermögen. Auf den weiß gebleichten blattloſen Gliedern eines Rieſenſtammes, den der Blitzſtrahl tötete oder die Angriffe der Inſekten zum Vertrocknen brachten, ſitzen Scharen der geſellig ſchlafenden ſchwarzen Geier, die mit weit ausgebreiteten Flügeln am Sonnenſtrahl ſich trocknen, unbeweglich, bis ſie ſich, ohne ihre Stellung zu verändern, langſam nach einer Seite wenden. Selbſt der Anblick eines Kahns oder einer Gruppe lagernder Menſchen, denen ſie in den ſpätern Stunden ſich mit widerlicher Kühnheit und mit diebiſcher Abſicht nahen, vermag ſie nicht zum Flug zu bringen. Selten ſteht ein koloſſaler Storch oder Touyouyon, wie in tiefe Gedanken verſunken, ſchon zeitig am Flußufer; der genügſamen Beute auch geraume Zeit nach Sonnenaufgang gewiß, nehmen auch ſie erhabene Stellungen ein, und vor allem herrlich iſt der Anblick der dichten, dunkelgrünen Baumkronen, von denen die Scharen ruhender ſchneeweißer Reiher wie eben ſo viele Feſtkerzen ſcharf ſich abzeichnen. Auch die Geſchöpfe der geringeren Ordnung teilen dieſe Sehnſucht nach der Sonnenwärme. Die Fiſche ſchwimmen entweder ſo ſorglos und ruhig an der Oberfläche, daß der wachſame Indianer ſie leicht mit Wurfſpieß oder Pfeil erlegt, oder ſie fliegen ſcharenweiſe hervor, während die plumpen Sprünge der großen Delphine hier in weiter Entfernung vom Ozean an die Scenen der gegenſeitigen Verfolgung oder des fröhlichen Lebens erinnern, die in den milderen Breiten dem Seereiſenden ſo vieles Vergnügen gewähren und jederzeit die langweilige Fahrt höchſt angenehm unterbrechen.

Noch liegen niedrige und dünne Nebelſtreifen, nicht den unfreundlich düſteren Decken des Nordens, aus denen ſich Unwetter entwickeln, ſondern dem durchſichtigen Schleier zu vergleichen, der ein koſtbares Gemälde überzieht, über die Landſchaft; — ſie weichen, in dem Luftſtrom zerſchmelzend, der die Richtung der Gewäſſer befolgt und leiſe in den ſpätern Morgenſtunden an der Oberfläche des Fluſſes weht, wenn nicht ein kräftiger Wind der höheren Regionen an ſeine Stelle tritt. Wärmer wird der Strahl der jungen Sonne, und daß auch die Pflanzenwelt von einem höhern Leben ergriffen ſei, verkündet der balſamiſche Duft unzähliger harziger Baumſtämme und Blüten, der ſpäterhin unter dem Einfluſſe der Mittagshitze verſchwindet. Nun erſt entwickeln die zahlreichen Bewohner dieſer Wildnis ihre volle Thätigkeit: ſie ſind die unangefochtenen Beſitzer des weiten Reiches, in welchem der Menſch noch keine bleibende Stätte ſich begründet hat. Zahlloſe Entenſcharen treiben auf den flachen Wellen, ſo unbekannt mit der Ver-

*) Eine große, ſchöne Hühnerart in Südamerika.

folgung des Jägers, daß dieser gleichen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Furcht zu veranlaſſen. Wolken von ſchwarzköpfigen Möwen ſind, wie am Strande des Meeres, mit dem Fiſchfange beſchäftigt. Auch größere Tiere werden ſichtbar: am Ufer erſcheinen die Rehe, und die Bewegung der Äſte verrät das Wandern einer Herde von Affen, bald von den größeren Arten, denen nur die Onze[1]) furchtbar iſt, bald von den kleinen Sagwinchen, die, von gefräßigen Raubvögeln umſchwärmt und in beſtändiger Furcht erhalten, nur durch außerordentliche Schnelligkeit ſich retten. Um 9 Uhr herrſcht auf dieſem Naturtheater das geſchäftigſte Leben, begleitet von den vielerlei Tönen, wie ſie bald Freude, bald Furcht oder Gewohnheit den zahlreichen Teilnehmern des Dramas entlockt. Nur der Indianer vermag einzelne Stimmen aus dieſem vielzähligen Chor herauszufinden, in welchen höchſt ſelten ein menſchlicher Laut ſich einmiſcht. Viele Tage vergehen, ehe einmal der rauhe, aber ſehr weit vernehmbare Ton der hölzernen Trompete die Nähe einer andern Geſellſchaft von Reiſenden verkündet: und eben ſo, wie auf dem Meere der Ungeübte lange Zeit umſonſt nach einem Fahrzeuge umherſpähet, das nur der kundige Seemann am fernen Horizonte ſieht, eben ſo entgeht ihm auf dieſem Fluſſe ſehr leicht der kleine Kahn, der mit braunen Indianern angefüllt, von den tief herabhängenden Äſten beſchattet, langſam gegen die ruhigere Strömung des Waſſers aufwärts geht. Am Lande ſelbſt wird noch mancher Laut vernehmlich und manches Leben ſichtbar. Unüberſehbare Flüge grüner Papageien aller Arten bis zu dem zutraulichen Lorito, der, nicht größer als ein Sperling und durch goldgelbe Stirn ausgezeichnet, der freundlichſte Geſellſchafter der Menſchen iſt, wenn er jung eingefangen wird, — haben ſich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelaſſen, und das Herabfallen der Kapſeln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Heliconieen des Ufers das Geräuſch eines Schloßenwetters hervor. An dem weißen Stamme einer Jririmapalme wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn ſichtbar; er verrät den gelben Ara,[2]) der beſchäftigt iſt, das Innere eines Spechtloches mit ſeinem ſtarken Schnabel zum Neſtloche zu erweitern, aus welchem jedoch der ellenlange Schmuck auch bei dem Brüten hervorhängt. Die Spechte ſelbſt erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen, denn nur eine einzige, die ſtrohgelbe Art, zieht es vor, die Termitenbaue[3]) zu zerbrechen, was ohne Mühe und Lärm geſchieht, aber dem Vogel einen ätzenden Geruch mitteilt, der ſelbſt der ausgeſtopften Haut noch nach Jahren anhängt. Bisweilen erklingt aus der Tiefe der Wälder von Orten, wo zahlreiche Palmen ein ſumpfiges Land vermuten laſſen, ein Geräuſch, dem eiligen Herannahen einer Reitertruppe vergleichbar. Die zahl-

[1]) Der Jaguar (Felis onca — l'once) in Südamerika iſt faſt eben ſo groß und ſtark als der Tiger. [2]) Die Aras bilden eine zahlreiche Gattung unter den Papageien, die ſich durch lange Schwänze auszeichnen. [3]) Die Termiten (auch weiße Ameiſen genannt) leben in den Tropenländern in zahlreichen Geſellſchaften. Die Wohnungen einiger Arten erheben ſich pyramidenförmig über den Boden und bilden eine Art Turm mit vielen Gängen.

reichen Herden wilder Pekaris bringen es hervor, indem sie den Boden gemeinsam zerstampfen, vielleicht um die Insekten und Würmer aufzuschrecken, ehe sie das schwarze Erdreich mit dem Rüssel aufwühlen. Doch erfordert es Vorsicht, sie zu beschleichen, denn nicht immer fliehen sie vor dem Jäger, und alte Eber treiben selbst die Onze auf die furchtbar stacheligen Palmen hinauf.

Inzwischen naht der Mittag. Die Sonne wirkt dann selbst für tropische Wesen zu heftig, alles eilt dem tiefen Schatten zu; viele Geschöpfe, besonders die Vögel, verfallen in tiefen Schlaf, und eine neue allgemeine Ruhe tritt ein. Keine Wolke zieht über das Himmelsgewölbe, die lorbeerartigen Blätter der Blumenkronen zittern unter dem senkrechten Strahle; aber heiliges Dunkel herrscht näher am Boden, wo daun höchstens ein Schmetterling oder Kolibri umhergaukelt. War der Horizont des Stromes nach abwärts, da, wo er gradlinig und inselloS hinströmt, schon des Morgens nicht immer deutlich, so verschwindet er ganz um diese Zeit. Die Strahlen der Sonne brechen sich dann auf so besondere Weise, daß bisweilen die Luftspiegelung der Seeküsten eintritt, und die langen Reihen von Palmen verkehrt erscheinen. Zuweilen gewahrt man auch bloß diese und jene Baumkrone in fernen Dunst gehüllt und von dem Spiegel des mächtigen Stromes durch eine zitternde Schicht der stark erhitzten Luft geschieden. Fische und Wasservögel sind verschwunden; nur an den Mündungen der Nebenflüsse, da, wo große Schlammbänke sich angesetzt haben, liegen scharenweise die greulichen Krokodile ausgestreckt, um sich zu sonnen. Wenn die Sonne dem Untergange sich nahet, entwickelt sich dieselbe Scene wie am frühen Morgen. Denn zum zweitenmale eilen die vielen Bewohner der Wildnis zu der Tafel, die eine allgütige Haud für sie besetzt hält. Bisweilen aber wird der Frieden furchtbar unterbrochen, wenn ein Ungewitter sich bildet, was mit unbeschreiblicher Schnelligkeit geschieht. Das Geheul der Myzeten*) und der Nachtaffen, der schrille Ton der Möwen und die sichtbare Angst aller Tiere verkünden die Schrecken, noch ehe sie nahen. Geisterhaft rauschen die Baumwipfel, während doch kein Luftzug sich rührt; aber wie eine warnende Stimme geht den schwarz herbeiziehenden Massen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Der alte Forst kracht bald darauf unter dem orkanartigen Sturme, nachtgleiche Dunkelheit tritt ein, und während Blitz und Donner unter einem wolkenbruchartig herabstürzenden Regen sich folgen, empören sich die Gewässer des Stromes wie ein Meer zu gefahrdrohender Höhe. Indessen zürnt hier die Natur nur kurze Zeit. Die Wolken brechen, und einer bessern Heimat gleich, zu der die Seele vom Irdischen entbunden auf freier Schwinge sich dereinst erheben wird, strahlt mild und hoffnungsreich der Abendhimmel, bis die Nacht mit ihrem Sternenkranze Wald und Strom bedeckt.

*) Brüllaffen — mit langen Wickelschwänzen, meist schwarzen Zähnen und einem knöchernen Sack an der Kehle, durch den sie die weithin schallenden, unharmonischen Töne hervorbringen.

— Mit der Schnelligkeit des Marannon, die in der trockenen Jahreszeit gewöhnlich über 4 engl. Meilen in der Stunde beträgt, ſchwamm das Floß den größten Teil des Tages fort, wohl auch des Nachts, wenn keine beſonderen Gefahren zu drohen ſchienen. Nur um dem allgemeinen Wunſche nach einem völlig ſorgenfreien Schlummer zu entſprechen, wurde bisweilen gelandet, wenn gerade ein weit ausgedehntes Sandufer (Playa) ſich zeigte. Vorſichtig befeſtigten wir das Fahrzeug, und errichteten in der Mitte der Wildnis das fröhliche Lager. Gewöhnlich wählt man zu dieſem eine Inſel, da die größere Entfernung vom Urwalde Sicherheit vor den Raubtieren verſpricht, auch die oft überſchwemmten pflanzenloſen Uferſtrecken reinlich und luftig ſind und einen weiten Umblick erlauben. Der Indianer braucht das Brennholz nicht aus weiter Entfernung herbeizuſchaffen; denn ſtets ſetzen ſich auf der oberſten Landſpitze rieſengroße Baumſtämme feſt, die mit den Fluten herabkamen, vielleicht 6 Monate ſpäter von neuem emporgehoben, die Reiſe wiederum antreten und — obſchon am Fuße der Anden erwachſen — die Reiſe nach den traurigen Gegenden des Nordpols unternehmen, wohin die Meeresſtrömung ſie treibt. Gern zündet der Indianer aus Mutwillen das geſamte Bollwerk an, und es begiebt ſich wohl, daß, wenn die Glut in unerwarteter Richtung vorſchreitet, die ganze Geſellſchaft auf das eiligſte zum Fahrzeug entfliehen muß und ſich glücklich preiſen kann, wenn ſie ohne Verluſt ein anderes Lager erreicht, während die Glutſäule noch lange über den Urwald emporlodert. Fallen ſolche wilde Scherze ſelten vor, ſo zündet dagegen der Eingeborene öfters am Ufer ein Feuer an, ſicher, in wenig Augenblicken eine Menge großer Fiſche herbeizulocken und mit der Wurflanze zu erlegen. Andere gehen aus, um die Schildkröten zu belauern, die allnächtlich an das Ufer kommen, um ihre Eier zu vergraben. Die Onze treibt aber dieſelbe Jagd, und deshalb entfernt ſich der Indianer nie allein und ohne Waffen von dem Wachtfeuer. Faſt jede Landung auf ſolchen Inſeln trägt Vorrat für ſeine Weiterreiſe ein; die gefangenen Amphibien werden auf dem Floſſe angebunden, wo ſie im Genuß des Waſſers und Schattens noch lange fortleben. Kaum iſt das am Orte ſelbſt mit geringer Mühe erlangte Abendeſſen verzehrt, ſo plätſchern auch ſchon die Indianer nach unveränderlicher Gewohnheit im Waſſer, und wenn noch ein Baumſtamm zum Wachtfeuer hingewälzt iſt, ſtrecken ſich alle in einer Reihe unter den ſchwarzgefärbten Toldos aus, welche auf dem weißen Sande wie eben ſo viele Särge erſcheinen. Der ruhige Atemzug deutet an, daß die Eingeborenen in den ſchweren Schlaf gefallen ſind, der ihrer Raſſe eigentümlich iſt. Den Europäer aber fliehet der Schlaf unter Umgebungen von ſolcher Erhabenheit und Herrlichkeit. Die Seele wird betroffen von einem unſagbaren Etwas, das zum Nachdenken auffordert. Leiſe brechen ſich die Wellen am Sandufer, kein Laut ſtört die Stille der Nacht, bloß die Feuer kniſtern. Nur zuweilen vernimmt man das Hervorſpringen einzelner Fiſche in der fernen Mitte des Stroms. Auch am Himmel herrſcht dieſelbe erhabene Ruhe, denn keine vorübergleitende Wolke bedeckt die ewigen Bahnen der ſtill herabglän-

zenden Sterne. Auf einmal rauſchen die Gewäſſer in der Ferne, als ob ſich Welle über Welle dahinwälzte, und wie der wunderbare Ton in größerer Nähe ſich zu entwickeln ſcheint, gewahrt man in der That eine ungewöhnliche Bewegung in der Mitte der monderleuchteten Waſſerfläche. Scheu flüſtern die erwachenden Indianer, denn ſie halten eine rieſige Amphibie für die Hervorbringerin der unheimlichen Erſcheinung. — Um Mitternacht wird in dem Walde die Ruhe zum erſtenmale unterbrochen, denn verſchiedene Tierſtimmen werden dann laut. Sie verkünden die Stunde, wie die Indianer ſagen, und laſſen von da an ſich in ziemlich regelmäßigen Zwiſchenräumen hören. Der Ruf wiederholt ſich häufiger, je näher der Morgen rückt; allein er weicht kurz vor Aufgang der Sonne der allgemeinen Stille, mit welcher die Nacht begann.

Nicht überall iſt jedoch das Nachtlager in der Wildnis ſo ohne Beſchwerde und ſicher, denn manche Inſeln ſind mit Stechmücken (Moskitos) erfüllt, daß es da niemand aushalten kann, und anderemale bringt das Knurren der herumſtreifenden Onzen oder das Sichtbarwerden herbeikriechender Krokodile, die keineswegs das Feuer fürchten, die ganze Geſellſchaft in Unruhe. Nur auf der Mitte des königlichen Stromes genießt man volle Sicherheit; ſehr ſelten zeigt ſich hier ein Krokodil, und die Inſekten werden von ihren gebrechlichen Schwingen nicht ſo weit vom Ufer fort getragen. Das Fahrzeug gleitet auf den Wellen langſam fort, während außer dem Wächter alles in Schlaf verſinkt, obgleich Gefahren drohen, die nur dem Amazonenſtrome eigen ſind. An jenen Verhauen von Stämmen, die ſich auf den Landſpitzen feſtſetzen, bricht ſich das Waſſer mit großer Gewalt, und Stromſchnellen umgeben die Stellen, wo ganze Uferſtrecken mit donnergleichem Rollen in die Tiefe hinabſinken. Verloren iſt der Kahn, der zwiſchen die ſchwankenden Stämme gerät, die, halb verſunken, allein am Boden wohl befeſtigt und ihre Äſte in den Wirbeln kreisförmig herumbewegend, ihn entweder umſtürzen oder zertrümmern. Zweimal geriet, vom Strome ergriffen, dem unſer Ruder nicht zu widerſtehen vermochte, unſer Floß in ſolche Palliſados, allein es entkam glücklich der Gefahr. Bewies ſich auch die Feſtigkeit des Baues, ſo blieb doch viele Furcht vor ſolchen Abenteuern während der nächtlichen Fahrten auf einem unbekannten Strome und in einer Wildnis zurück, wo der Schiffbrüchige unrettbar verloren geweſen wäre, wofern er nicht zufällig ein nahes Indianerdorf erreicht hätte.

Die Schönheit der Nächte lohnt jedoch die Mühe des Wachens, wenn ſorglos alles ſchläft. Es liegt ein eigener großer Reiz in dem Gefühle, auf einer Bahn ſich zu befinden, die man nicht einmal durch fremde Berichte kennt, ohne ſchmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit und unbekümmert um die Zukunft auf einem Strome hinzuſchwimmen, wo bald der eine, bald der andere Arm das Fahrzeug mit ſich führt, das doch ſicher iſt, von dem Teil zum mächtigen Ganzen zurückzuführen.

## 5. Erschließung des Innern von Südamerika durch Dampfer und Eisenbahnen.

Die Zeit liegt nicht mehr fern, daß das größte und schönste Stromgebiet unserer Erde völlig vom Dampfe beherrscht sein wird, denn die Fortschritte, welche in dieser Beziehung uns die letzten paar Jahre gebracht haben, sind geradezu staunenerregend. Vom Fuße der schneegekrönten Bergriesen der Anden gehen die Dampfer direkt bis in die Häfen Europas; der Amazonenstrom, den sie hinab- und hinauffahren, ist gleichsam ein Ozean im Lande selbst, und seine kaum minder gewaltigen Nebenflüsse, die vom Norden und Süden ihm in unerschöpflicher Fülle die Wasserfluten zuführen, sind nun auch einer nach dem andern vom Dampfe bezwungen worden. Wo hindernd Wasserfälle und Stromschnellen der geregelten Schiffahrt sich in den Weg stellen, da werden sie durch Eisenbahnen umgangen, deren Bau in einem fast menschenleeren Land, inmitten tropischer Urwälder, den Ingenieuren Schwierigkeiten darbietet, von denen wir in unsern gemäßigten Breiten kaum eine Ahnung haben.

Nicht der Mississippi, nicht der Nil, nicht der Jangtse kann sich mit dem Amazonenstrom an Majestät und Größe vergleichen. Jedes Wässerchen Südamerikas im Osten der Anden zwischen dem 4° nördl. und 20° südl. Breite ist ihm tributär; sein Stromgebiet umfaßt nahezu 100,000 deutsche □Meilen, die Länge der schiffbaren Wasserstraßen des ganzen Gebiets wird auf 8000 deutsche Meilen geschätzt, wovon der zehnte Teil auf den Hauptfluß entfällt. In Tabatinga an der brasilisch-peruanischen Grenze, in gerader Linie 350 deutsche Meilen von der Mündung entfernt, ist der Amazonenstrom noch eine halbe Stunde breit; wo die kolossale Wassermasse des Madeira sich mit ihm vereinigt, erreicht seine Breite fast eine Stunde, und im untern Laufe, bevor er sich gabelt, eine Meile. Die weite Waldregion, die Selva, welche dieses riesenhafte Stromsystem durchrauscht, ist der kolossalste, ungebrochenste Urwald unserer Erde, von einer strotzenden Fülle und Mannigfaltigkeit des Baumwuchses, wie sie nicht zum zweitenmale sich wiederholt. Aber kein Volk belebt den endlosen Raum; eine der fruchtbarsten Gegenden unseres Planeten ist vereinsamten wilden Indianerhorden noch preisgegeben, selten erschaut man ein Bleichgesicht, und so sehr die Ausfuhren der kostbaren Landeserzeugnisse sich auch in den letzten Jahren gehoben haben, was an Kautschuk, Kakao, Brasilnüssen, Häuten, Sassaparille, Copaivaöl und andern Droguen auf den Markt kommt, ist eine verschwindende Menge gegenüber dem, was die Region liefern könnte. Sie hat geeigneten Boden und Raum genug, um alle Baumwollspinnereien der Erde mit dem notwendigen Faserstoffe zu versorgen.

Was Wunder, wenn diesem Strom und seinen Nebenflüssen die frühern Reisenden und Missionäre eine gewaltige Zukunft prophezeiten! Mehr als 2 Jahrhunderte sind verflossen, als der Pater Acuña, der, vom atlantischen

Ozean kommend, auf dem Amazonenſtrom bis zu den Andes gelangte, in ſeiner eigenen beredten und blütenreichen Sprache wie ein Wahrſchauer von der künftigen Handelsbedeutung dieſer Waſſerſtraße redete: „Von der Cordillere herab werden alle die Mineralſchätze, die nun mühſam nach der paciſiſchen Seite geſchleppt werden, auf den Stromrieſen zum atlantiſchen Ozean wandern.“ Jetzt iſt der Zeitpunkt gekommen, daß dieſe Prophezeiung zur That wird. Noch im Beginn unſeres Jahrhunderts lagen alle Reichtümer des Gebiets völlig brach, und kaum ſah man die Kanoes der Indianer langſam auf den Rieſenfluten dahin rudern. Alle Reiſenden klagen über die erdrückende Menſchenarmut auf ſeinen Gewäſſern; tagelang konnten ſie fahren, ehe ſie ein Boot erblickten. So Spix und Martius, Pöppig, Graf Caſtelnau, Wallace, Herndon, Marco, Bates und die andern alle, welche den Amazonenſtrom befahren hatten. In den vierziger Jahren zeigten ſich Symptome eines erwachenden Handelslebens. Segelboote zogen ihn auf und ab, in denen kleine Händler, die Pioniere eines großen herannahenden Handelsverkehrs, mit Matten, Strohhüten und allerlei Kulturbedürfniſſen nach den einſam gelegenen Vorpoſten der Weißen und den Indianer-Niederlaſſungen zogen. Ein immer lebhafter werdender Tauſchverkehr geſtaltete ſich, und die Produkte des Amazonenſtromes begannen auf amerikaniſchen und europäiſchen Märkten geſucht zu werden.

Die zunächſt bei der Hebung des Handels auf dem Strome beteiligten Regierungen, jene von Peru und Braſilien, ſchloſſen am 23. Okt. 1851 einen Vertrag ab, nach dem eine Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft ins Leben gerufen werden ſollte. Die Konzeſſion erhielt im darauf folgenden Jahre ein Braſilianer Dom Ireneo Evangeliſta da Souza, ein hochverdienter Mann, der ſeitdem unter dem Namen Baron da Mauá beſſer bekannt geworden iſt. Es iſt derſelbe, welcher das Telegraphenkabel von Liſſabon nach Braſilien gelegt hat. Da Souza ließ die erſten Dampfer auf dem Amazonenſtrom regelmäßig bis nach Tabatinga an der peruaniſchen Grenze hinauffahren, wo ſich ihnen die peruaniſchen Dampfer korreſpondierend anſchloſſen. Letztere gingen von Tabatinga ſtromaufwärts, berührten Iquitos und Nauta und liefen dann auf dem Huallaga bis Jurimaguas. Eine über 600 deutſche Meilen lange Dampferlinie war hergeſtellt, die wenigſtens monatlich einmal Kopf und Fuß des Amazonas verknüpfte.

Eine neue Periode für die Dampfſchiffahrt begann mit dem Jahre 1866. In dieſem wurde der praktiſche Beweis geliefert, daß Dampfer, die direkt aus Europa kommen, bis dicht an den Fuß der Andes fahren konnten. Es war die auf dem Merſey gebaute, unter peruaniſcher Flagge ſegelnde „Morona“, ein Dampfer von 400 Tonnen, welche den atlantiſchen Ozean kreuzte, den Amazonas hinauffuhr, in deſſen Nebenfluß Ucayali und weiter in den Pachitea einlenkte. Am 1. Jan. 1867 ließ ſie ihren Anker im Hafen von Mairo, unfern der deutſchen Kolonie am Pozuzu, fallen. Dasſelbe Jahr brachte einen anderweitigen Fortſchritt. Die braſiliſche Regierung war beſtrebt, die Schiffahrt auf dem größten Strom unſerer Erde auch allgemein

nutzbar zu machen: sie gab dieselbe am 7. Sept. 1867 für die Flaggen aller Nationen frei. Peru schloß sich diesem Vorgehen im folgenden Jahre an.

Die Folgen dieser Schritte binnen wenigen Jahren waren in der That außerordentlich. Wo die Dampfer landeten, wurden neue Bedürfnisse rege, und um sie zu decken, wurden die tot liegenden Schätze des Landes verwandt. Kleine Ortschaften entstanden neu, und die schon vorhandenen Niederlassungen vergrößerten sich zusehends. Trotzdem, daß das Land am Amazonas und seinen Nebenflüssen noch immer eins der menschenödesten ist — für ganz Brasilien rechnet man nur 68 Menschen auf die □Meile, im Amazonas-Gebiet etwa 4 — so hat sich doch die Ausfuhr schon gewaltig gesteigert. Während dieselbe i. J. 1863 nach offiziellen Angaben 686,587 Pfd. St. betrug — auf Segel- und Dampfschiffen für Brasilien und Peru — ist sie heut auf mehr als 3 Mill. Pfd. St. gestiegen. Dazu haben noch nicht 10 Jahre gereicht, um diesen gewaltigen Aufschwung hervorzubringen. Neben den schon genannten Erzeugnissen finden wir Baumwolle in immer steigender Menge.

Zwei regelmäßige Ozean-Dampfer-Linien, jede monatlich einmal verkehrend, gehen von Havre und Liverpool nach Pará an der Amazonas-Mündung, um von dort die Waren auf den europäischen Markt zu holen. Eine dritte Linie fährt von jener aufblühenden Hafenstadt nach New-York. Die Dampferflotte auf dem Amazonas selbst ist seit 1867 verdoppelt worden. Unterstützt durch einen Zuschuß Brasiliens von jährlich 1,500,000 Mark, führt die Gesellschaft folgende regelmäßige Fahrten aus: 1) von Pará nach Manaós an der Mündung des Rio Negro alle 14 Tage; 2) von Manaós nach Loreto an der peruanischen Grenze monatlich einmal; 3) von Pará nach Cametá am Tocantines alle 14 Tage. Die Provinz Pará, welche das allergrößte Interesse an diesen Dampferfahrten hat, zahlt einen anderweitigen Zuschuß von 270,000 Mark jährlich für fünfmonatliche Fahrten nach Chaves und Soure an der Amazonas-Mündung, nach Itacuan, Obidos und Itaitaba. Obgleich Pará der Haupthandelsplatz für den Amazonenstrom ist, hat die Dampfergesellschaft doch Manaós an der Rio-Negro-Mündung zum Centrum ihrer Unternehmungen gemacht, und hier erheben sich in dem ehemaligen Barra die Etablissements und Arsenale der Kompanie, wogt ein kräftiges Handelsleben, nimmt selbst die weiße Bevölkerung zu. Als Wallace im Jahre 1849 hier sich aufhielt, lebte in der Stadt „keine einzige Person von reinem europäischen Blut". Die Reise von Pará bis hierher dauerte in der Regenzeit 2—3 Monate, und die Bedürfnisse des civilisierten Lebens waren oft gar nicht zu erlangen. Die Kaufleute, lauter Mischlinge, saßen in schmutzigen Läden in Hemdärmeln und Pantoffeln. Jetzt stehen dort glänzende Warenläden, und der spekulative Yankee oder Engländer schreitet zwischen den Ballen umher und berechnet den Gewinn, welchen sie in Liverpool oder New-York abwerfen werden. Noch mehr gehoben hat sich Pará, das jetzt eine Stadt von mehr als 70,000 Einwohnern ist. Die Zolleinnahmen daselbst betrugen im Jahre 1852 etwa 2,460,000 Mark, im Jahre

1871 aber schon 15 Mill. Mark. Dort strömt die Bevölkerung in echt amerikanischer Weise zu, und das Sprichwort „Quem vai para Pará para“ (wer nach Pará geht, bleibt dort) bewährt sich vollkommen. Offiziell heißt Pará übrigens Santa Maria de Belem.

Die ursprünglich brasilische Dampfergesellschaft ist nun, um mit größerem Kapital auch Größeres unternehmen zu können, in englischen Besitz übergegangen; sie heißt jetzt „Amazon Steam Navigation Company“ und läßt gegenwärtig auf dem Mersey 10 neue Dampfer von 367—751 Tonnen Gehalt bauen. Die Einnahmen der Gesellschaft, welche im Jahre 1857 — von den Subsidien abgesehen — erst 360,000 Mark betrugen, waren im Jahre 1870 schon auf 1,640,000 Mark gestiegen.

Nachdem die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Hauptstrome geglückt, dachte man daran, dieselbe auch auf seine kaum minder großen Nebenflüsse zu übertragen. Hier waren die Verhältnisse indessen nicht so einfacher Natur, und größere Schwierigkeiten stellten sich den Unternehmern entgegen. Der Produktenreichtum ist derselbe, die Armut an Menschen aber wo möglich eine noch größere als am Amazonas selbst. Indessen, man arbeitete hier umgekehrt wie in andern Ländern, wo die Bedürfnisse der Menschen den Verkehr hervorrufen; hier wollte man zunächst die Verbindungen schaffen, um in deren Gefolge die Menschen herbeizulocken. Wäre das Innere Südamerikas nur einigermaßen mehr bevölkert, so würden die Hindernisse, welche hie und da seine Riesenströme der Schiffahrt durch Stromschnellen darbieten, schon längst beiseite geschafft oder durch Kanäle und Eisenbahnen umgangen sein. Mit der Zeit wird dies gewiß überall der Fall sein, und an verschiedenen Stellen legt man bereits jetzt Hand an.

Der erste bedeutende Nebenstrom des Amazonas von Süden her ist — von der Mündung an gerechnet — der Tokantines. Er hat eine Länge von mehr als 200 Meilen und ist ein Hauptbewässerer der Provinz Goyaz. Sein unterer in der Provinz Pará gelegener Teil ist ohne weiteres selbst für größere Schiffe fahrbar, während der obere nicht geeignet ist. An seine Stelle tritt aber der nahezu mit ihm parallel fließende und bei Barras in ihn mündende Araguaya. In Verbindung mit dem untern Laufe des Tokantines bietet er eine 244 Meilen lange Fahrstraße; der obere Teil ist durch die 3 Stunden lange Cachoeira (Stromschnelle) grande gesperrt. Seit 1868 gehen Dampfer auf diesem Strom, wenn auch nicht regelmäßig.

Bei Santarem mündet der Tapajoz in den Amazonas; allein die Hindernisse, die sich auf der ganzen 240 Meilen langen Linie der Schiffahrt entgegenstellen, sind so bedeutend, daß hier an eine solche, vorderhand wenigstens, noch nicht gedacht werden kann. Man befährt ihn nur mit Kähnen, die vom Amazonenstrom an bis in die in seinem Quellgebiete gelegenen reichen Bergwerksdistrikte über 100 Tage brauchen.

Anders liegen die Verhältnisse beim Madeira, derjenigen Flußader, auf welche Bolivia als natürliche Verkehrsstraße angewiesen ist. Der bei weitem größte Teil dieser 25,000 □Meilen großen Republik liegt im Gebiete des

Madeira; der Verkehr nach dem ſtillen Ozean wird durch die Schranke der Cordilleren ungemein erſchwert, und außerdem beſitzt Bolivia dort nur den einen — keineswegs guten — Hafen Cobija. Seine reichen Produkte ſtagnieren oder werden auf dem Transport über die Anden und durch das ſtille Weltmeer ungemein verteuert. Auf dieſer Route gebrauchen ſie etwa 180 Tage, um nach Europa via Kap Horn zu gelangen, während ſie unter Benutzung der Waſſerſtraßen des Madeira und Amazonas in 30 Tagen zu uns kommen. Schon im Jahre 1782 wurde der Madeira wiſſenſchaftlich erforſcht, und zwar von einer Ingenieurkommiſſion, welche die Grenzen gegen Hochperu (Bolivia) feſtſtellen ſollte. Sie brachte die erſte Kunde von den gewaltigen, auf 70 portugieſiſche Meilen ſich erſtreckenden Stromſchnellen, welche den ſchönen ſonſt überall ſchiffbaren Strom in zwei Hälften trennen. Sie beginnen bei Guajara-Mirim unter 11° ſ. Br. und reichen mit geringen Unterbrechungen bis San Antonio unter 8° ſ. B. Neuerdings iſt der Befehlshaber der nordamerikaniſchen Expedition, Salfridge, welcher mit der „Entrepriſe“ den Amazonenſtrom befuhr, 250 Seemeilen weit den Madeira ſtromaufwärts, und mit einer kleinen Dampfbarkaſſe bis zu den Fällen von St. Antonio 375 Seemeilen hinaufgekommen. Auf dieſer ganzen Strecke fand man gutes Fahrwaſſer bis über 5 m Tiefe, und ſomit können Schiffe mit 5 m Tiefgang in jeder Jahreszeit nach St. Antonio gelangen. Dort beginnt die Madeira- und Mamore-Eiſenbahn, die von größter Bedeutung iſt. An edlen Metallen iſt Bolivia reicher als eine andere ſüdamerikaniſche Republik: die fabelhaften Goldminen, welchen Pizarro und ſeine Abenteurer nachſtrebten, liegen im Thale des Beni, eines Nebenfluſſes des Madeira. Kautſchuk, namentlich im nördlichen Caupolican, iſt in enormen Maſſen vorhanden; er ſitzt dort in kopfgroßen Ballen ausgeſchwitzt an den Wurzeln der uralten Bäume, aber unbenutzt, ungeſammelt. Talg, Wolle, Farbſtoffe, Droguen, Zucker, Baumwolle, Chinarinde, alles kann nun maſſenhaft aus dem öſtlich der Cordilleren gelegenen Bolivia beſchafft werden. Ein gleiches Intereſſe wie Bolivia, den hindernden Stromſchnellen des Madeira durch eine Eiſenbahn auszuweichen, hatte Braſilien. Der Guaporé, einer der Hauptquellflüſſe des zuletzt genannten Stromes, iſt eine der wichtigſten Waſſeradern Matto-Groſſos, welches kaum minder reich an Produkten iſt. Bolivia und Braſilien begannen daher gemeinſchaftlich den Plan einer Umgehung jener hindernden Stromſchnellen ins Auge zu faſſen. An einen Kanal war nicht zu denken, und ſo ſchloß man denn 1868 einen Vertrag ab, dem zufolge eine Eiſenbahn von San Antonio nach Guajara-Mirim gebaut werden ſollte, die jetzt vollendet iſt.

Nachdem der letzte Waſſerfall bei Guajara-Mirim überwunden und der Mamoré (der mit dem Beni und Guaporé vereinigt den Madeira bildet) erreicht war, entrollte ſich vor den Augen der Reiſenden, die faſt nur durch dichte Urwälder gefahren, ein anderes Bild. Soweit das Auge reichte, lag die ſaftige Prairie bedeckt von Herden fetter glänzender Rinder; es folgen Wälder von wilden Mandelbäumen, dann weite Flächen, beſtanden mit wil-

der Baumwolle — ein ungehobener Schatz. Nicht weniger ausgedehnt sind die mit wildem Indigo und Kakaobäumen bedeckten Strecken. Die Stadt Exaltacion in der Provinz Beni war der erste civilisierte Ort, den die Ingenieure nach langer Fahrt durch Wüsteneien erreichten. Ihre Straßen erschienen fast ganz verödet, die Mauern der Häuser zerbröckelten, die Thorwege waren verfallen. Gleich den übrigen Städten dieses nordwestlichen Bolivia hat auch Exaltacion nur eine schwierige und künstliche Verbindung mit der übrigen Welt durch die fast unwegsamen Pässe der Anden. Von all den reichen nutzlos verkümmernden Landesprodukten waren die Einwohner nicht imstande, irgendetwas zu verkaufen, was die Transportkosten hätte decken können. Englisches Eisen wurde mit 85 Pfd. St. per Tonne verkauft; es galt fast für ein Edelmetall und war schwerer zu erlangen als Gold, welches die Unze 2 Pfd. St. wert war. Viele Familien, die reich an Gold- und Silbergefäßen sind, können sich nicht die einfachsten Kulturbedürfnisse aus Eisen verschaffen. Sind aber die Stromschnellen umgangen, dann genügen 25 Tage, um Exaltacion mit Europa in Verbindung zu setzen. Die wenigen hier angeführten Thatsachen reichen hin, um die Wichtigkeit einer Eisenbahn von San Antonio nach Guajara-Mirim einleuchtend zu machen. Eines der reichsten Länder der Erde wird dadurch in den Weltverkehr eingezogen, und daß dies nun in der That der Fall sein wird, ist das große Verdienst des amerikanischen Obersten George Carl Church.

## 6. Der Landbau und die Landschaft in der heißen Zone.*)

Unsere nährenden Grasarten in Europa, Weizen, Roggen und Gerste, decken ausgedehnte Landstriche, und die bebauten Felder berühren einander notwendig überall, wo die Völker sich von Getreide nähren. Unter der heißen Zone, wo der Mensch sich Pflanzen aneignen konnte, die ihm viel reichere und minder zögernde Ernten liefern, verhält sich das anders. Die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens steht in diesen glücklichen Erdstrichen im Verhältnis mit der Wärme und Feuchtigkeit der Atmosphäre. Eine zahlreiche Bevölkerung findet auf einem nicht großen, mit Pisang, Manioc, Yamswurzeln und Mais bepflanzten Erdreiche überflüssige Nahrung. Die vereinzelt im Walde stehenden Hütten bezeugen dem Reisenden die Fruchtbarkeit der Natur; ein kleines, urbar gemachtes Stück Land reicht nicht selten für die Bedürfnisse mehrerer Haushaltungen aus.

Diese Betrachtungen über den Landbau der heißen Zone erinnern unwillkürlich an die engen Verhältnisse, die zwischen dem Umfang des urbaren Landes und den Fortschritten der Gesellschaft bestehen. Dieser Reichtum

*) Humboldt und Bonpland a. a. O.

des Bodens, dieſe erhöhte Kraft des organiſchen Lebens hemmen, während ſie die Nahrungsquellen vervielfachen, hinwiederum die Fortſchritte der Völker zur Civiliſierung. Unter einem milden und gleichförmigen Klima fühlt der Menſch das einzige Bedürfnis der Nahrung. Dieſes iſt es, was ihn zur Arbeit antreibt, und man ſieht leicht, wie mitten im Überfluß, im Schatten des Piſangs und Brotbaumes, die Geiſteskräfte ſich langſamer entwickeln, als unter weniger mildem Himmel, in Getreideländern, wo der Menſch unaufhörlich mit den Elementen zu kämpfen hat.

Bei einer allgemeinen Überſicht der Landbau treibenden Völker bemerkt man, daß das urbare und angebaute Land entweder durch Wälder getrennt iſt oder ſich unmittelbar berührt, nicht nur im Verhältnis der Bevölkerungszunahme, ſondern auch je nach der Auswahl der Nahrungspflanzen. In Europa ſchließen wir aus dem Verhältnis der Landeskultur auf die Zahl der Einwohner; hingegen in den Tropenländern, im wärmſten und feuchteſten Teile von Südamerika erſcheinen ſehr bevölkerte Provinzen faſt öde, weil der Menſch für ſeine Nahrung nur weniges Land urbar zu machen braucht. Dieſe bemerkenswerten Umſtände haben gleich weſentlichen Einfluß auf die phyſiſche Geſtaltung des Landes und auf den Charakter ſeiner Bewohner; ſie erteilen beiden einen eigentümlichen Ausdruck, der etwas Rohes und Ungebildetes und eine Natur verrät, deren Urbild durch die Kunſt noch nicht verändert ward. Des nachbarlichen und faſt alles menſchlichen Umganges entbehrend, bildet jeder Koloniſtenhaushalt einen vereinzelten Völkerſtamm. Dieſe Vereinzelung hemmt oder verzögert die Fortſchritte zur Sittigung, deren Wachstum nur in dem Verhältniſſe ſtattfinden kann, wie die Geſellſchaft ſich vermehrt und ihre Verhältniſſe inniger und mannigfacher werden; aber es entwickelt und kräftigt hinwiederum auch die Einſamkeit das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit im Menſchen, und es wird durch ſie jener Charakterſtolz genährt, welcher von jeher die Völker des caſtilianiſchen Stammes auszeichnete.

Dieſe nämlichen Urſachen tragen dazu bei, der Landſchaft in den bevölkertſten Gegenden des amerikaniſchen Äquinoktiallandes ein wildes Ausſehen zu erteilen, das ſich in den gemäßigten Erdſtrichen durch den Anbau der nährenden Grasarten verliert. Zwiſchen den Wendekreiſen bedürfen die landbauenden Völker nur kleineres Erdreich; der Menſch dehnt ſeine Herrſchaft weniger aus — man möchte ſagen, er erſcheint da nicht als gebietender Herr, der willkürlich über die Erdoberfläche verfügt, ſondern als reiſender Gaſt, welcher friedlich die Wohlthaten der Natur genießt. Wirklich bleibt, ſogar in der Nähe der bevölkertſten Städte, das Land mit Wäldern bedeckt oder von einem dichten Teppich, den noch keine Pflugſchar durchſchnitten hat, überzogen. Die wild wachſenden Pflanzen ſind vorherrſchend, ihre Maſſe erhält das Übergewicht gegen das Angebaute und erteilt ausſchließlich der Landſchaft ihre Geſtaltung. Wahrſcheinlich wird dies Verhältnis nur ſehr langſam ſich ändern. Wenn in unſeren gemäßigten Erdſtrichen der Landbau, d. i. der Anbau der Cerealien, eine traurige Ein-

förmigkeit über das urbare Land verbreiten hilft, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der heiße Erdstrich, auch bei wachsender Bevölkerung, jene prachtvollen Pflanzenformen und jenen Ausdruck einer jungfräulichen und unbezwungenen Natur behalten wird, die ihm eine so anziehende und malerische Gestalt verleihen. So äußern demnach, durch eine merkwürdige Verkettung physischer und sittlicher Ursachen, Wahl und Ertrag der Nahrungspflanzen ihren Einfluß auf drei wichtige Dinge: auf das gesellschaftliche oder vereinzelte Leben der Familie, auf den mehr oder minder langsamen Fortschritt der Sittigung und auf den eigentümlichen Charakter der Landschaft.

## 7. Plantagen und Neger im tropischen Amerika.

### Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Cuba.*)

Nachdem ich mir einen vollen Monat lang das behagliche und einigermaßen träge Leben von Habana hatte gefallen lassen, ergriff ich mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, auf dem Besitztum eines deutschen Pflanzers, an den man mir Empfehlungen freundlichst zukommen ließ, das Plantagenleben und die ländliche Natur Cubas kennen zu lernen. Bis San Antonio benutzte ich die nach dem Hafen Batabano auf der Südküste quer durch die Insel führende Eisenbahn, eine Anstalt, die ganz in amerkanischem Stil, doch mit soliden Schienen und Wagen verschiedener Klassen ausgestattet war; auch wachten Bahnwärter mit tüchtigen Lanzenspitzen an ihren Fähnchen über die Sicherheit der Bahn.

Von San Antonio hatte ich viele Leguas (Wegstunden) zu Pferde zurückzulegen, eine bei Staub und Mittagshitze etwas beschwerliche, aber doch wieder anziehende Tour, denn man durchschneidet jenen prächtigen Teil der Insel, welcher der Garten von Cuba genannt wird, und in seinem reichen Grün, mit den Palmenalleeen, welche die Landstraße und die anliegenden Pflanzungen begrenzen, Auge und Herz des Nordländers mit Entzücken erfüllt. Gegen diesen Garten ist freilich die Umgegend von Habana eine Einöde; die Kaffeegärten, welche links und rechts des Weges einer neben dem andern sich hinziehen, bieten die anmutigste Abwechselung zwischen frischem, dunkelgrünem Gebüsch und hohen nervigen Stämmen, an denen üppige Schlingpflanzen, nebst den Palmen das charakteristische Merkmal der tropischen Natur, sich auf- und niederwinden. Die Königspalme, wirklich die Königin ihrer Gattung, ist der majestätischste Baum für eine Allee; auf dem glatten, kaum einen Meter über der Wurzel ausgebuchteten, säulenförmigen Schaft erhebt sich die Krone der Blätter aus einer grünen, den Stamm fort-

*) Reise um die Welt, von Karl Grafen von Görz (Stuttgart, 1853) II.

Spitze des jüngsten, noch
für Stamm derselbe regel-
Angerona nähert, erblickt man als
Gegend die Gebirge „Las Tomas
kühnsten Formen auftürmen. Eine
Palmenreihe von Königspalmen bildet die
weg) von Angerona, eine Avenue, wie
besitzt. Die gastlichste Aufnahme harrte
und Staub schier zum Landstreicher von
geringem Selbstvertrauen eintrat.

, oder, wie wir ihn nach spanischer Weise
der Besitzer dieser herrlichen Pflanzung, ist ein
gebildeter Mann, wohl fast allen Deutschen, die
angenehmer und dankbarer Erinnerung. Während
Sonderling, von dem er dies Besitztum geerbt hat, jene
verwachsen ließ und schon durch den gewählten Namen
vor dem Haus aufgestellte Göttin des Schweigens den
, war ihm ein Gast um so willkommener, und die
mit dem Finger auf dem Mund war oft die einzige
Mitte unserer fröhlichen Geselligkeit. Neben dem Reiz, wel-
deutsche Häuslichkeit und der Genuß eines paradiesisch
den Reisenden bot, gewährte der Anblick einer durch deutschen
höchste Blüte gebrachten Besitzung, und die Art, wie ein ehren-
tiger Charakter die Sklavenfrage zu bemeistern wußte, das
Interesse.

Die Pflanzung Angerona, eine der schönsten der Insel, enthält an
Morgen Landes, davon 800 Morgen Kaffeeland, mit wohl 200,000
Bäumen, 230 Morgen Zuckerfeld, welche erst in letzteren Jahren aus Kaffee-
land in solches umgewandelt waren; es sollte sich diese Umwandlung auch
auf weitere 400 Morgen erstrecken, da die immer mehr sinkenden Kaffeepreise
dringend dazu aufforderten. Der Ertrag war jährlich 2—3000 Centner
Kaffee und 2—2500 Centner Zucker. Dazu kommen noch 550 Morgen
Weide- und Wiesenland, 150 Morgen Wald und an 150 Morgen für Ge-
bäude und nächste Umgebung derselben. Das Ganze ist einem Parke ver-
gleichbar, prächtige Palmenalleeen durchziehen es und begrenzen die einzelnen
Kulturabteilungen; hier zunächst kommen aber die Palmen wegen des pro-
saischen Zweckes in Betracht, den die beerenartigen Früchte, besonders die
Königspalme, als Schweinemast haben. Von Kokospalmen, welche die salz-
reiche Meeresküste lieben, war nur wenig da.

Der Kaffeebaum wird in Reihen zu 2 m von einander gepflanzt und
durch jährliches Beschneiden in der Höhe von nur 1½ m und einem Um-

*) Dieser Spitze halber gilt sie auf einigen westindischen Inseln wohl mit Recht für einen guten Blitzableiter.

fang von 1 m Durchmeſſer erhalten; er wird mit 3 Jahren tragbar und bei guter Pflege auf einem nicht zu ſehr geſchwächten Boden dauert er bis zu 30 Jahren. Das Erdreich wird deshalb häufig von Unkraut geſäubert und nur Mais und Bananen dazwiſchen geduldet; der eigentliche Kaffeeboden iſt ein rötlicher, dieſem Teil Cubas eigentümlicher Kalkboden. Nachdem in den erſten Tagen des Frühlings die weißen Blüten hervorgetreten und im Lauf des Sommers die hellroten, der Corneliuskirſche ähnlichen Beeren gereift ſind, wird vom September bis Januar, hauptſächlich aber im November und Dezember, die Ernte gehalten, indem während dieſer Zeit die ganze Pflanzung wohl achtmal durchgepflückt wird. Die Beeren werden nun auf großen Tennen unter freiem Himmel einen Monat lang getrocknet, dann in einer Stoße oder von einem ſchweren hölzernen Rade gequetſcht, und die ſo abgehülſten Bohnen in einer Fegemühle vollends von der Schale gereinigt. Dann werden ſie von Negerinnen an langen Tiſchen Bohne für Bohne ſortiert, eine langwierige Arbeit, und endlich zum Verkauf centnerweiſe in Säcke von Aloëbaſt geſchüttet, was nicht zu lange verſchoben werden darf, damit die Bohnen nicht die Farbe verlieren. Die erſte und zweite Sorte ſind wenig verſchieden, die dritte aber enthält den Ausſchuß, verkrüppelte und mißfarbige Bohnen. Früher ſtand der Preis des Centners auf 12 Dollars und mehr, jetzt kaum auf 6—7, und die ſchlechte Sorte nur 4—5 Dollars; man ſchiebt dieſen ungeheuren, den ganzen Wohlſtand der Kolonie erſchütternden Abfall beſonders dem Emporblühen der braſilianiſchen Kaffeepflanzungen zu. Wer kann, verwandelt deshalb ſeine Kaffeefelder in Zuckerpflanzungen.

Das Zuckerrohr gedeiht auf jedem Boden und bedarf der Näſſe durchaus nicht; man ſteckt wurzelloſe Stecklinge in die Erde, welche ſchon im nächſten Jahre geſchnitten werden können; dann läßt man den Nachwuchs wieder aufſchießen, und es dauert dieſe ergiebige Gewinnung bis zu 20 Jahren auf gutem Boden. Die einzige Arbeit iſt das Jäten, 3—4mal im Jahre, und das Schneiden vom Dezember bis zum Mai; während letzterer Zeit iſt die Zuckerpreſſe Tag und Nacht im Gang, um die Rohre zu verarbeiten, die jedoch 4—5 Tage im Notfall liegen dürfen, ehe der Saft verdirbt. Die Preſſe, aus drei ſenkrecht ſtehenden Walzen beſtehend, wird durch 8 Ochſen getrieben, die alle 4 Stunden wechſeln, um erſt am nächſten Tage wieder zu arbeiten; andere benutzen Waſſerkraft oder Dampfmaſchinen, und dann liegen die Walzen, was wohl zweckmäßiger iſt, wagerecht. Bei dem Reichtum an Viehweide ſind indes die Ochſenmühlen in vieler Hinſicht vorzuziehen, und Don Andrés pflegte ſcherzhaft zu Gunſten der ſeinigen anzuführen, daß man die abgenutzten Ochſen noch mäſten könne, eine alte Dampfmaſchine aber nicht. Die Rohre werden von den Negern zwiſchen die Walzen geſteckt, eine Manipulation, die manchen Unvorſichtigen ein Fingerglied gekoſtet hat. Die ſaftloſen Stengel werden zum Viehfutter und zum Brennen benutzt, während der Zuckerſaft, noch roh und ſchmutzig, zum Siedehauſe abfließt. Hier geht er nun in Zeit von 5 Stunden bis zur völligen Reinigung durch 4 Keſſel, dabei wird er fortwährend abgeſchäumt, welches

Geschäft jahrelange Übung erfordern soll. Durch eine ebenso einfache als sinnreiche Vorrichtung fließt aller Abschaum in einen fünften Kessel, von dem aus er dann zu dem übrigen Syrup geschüttet wird. Der gereinigte Zuckersaft aber wird in thönerne Formen von der Gestalt der Zuckerhüte gefüllt, wo er sich verdichtet; ist dies geschehen, so wird die obere Fläche mit feuchtem Lehm bedeckt, und die nach unten gerichtete Spitze des Hutes geöffnet, so daß die Feuchtigkeit durchsickert und die letzten unreinen Stoffe mitnimmt. Der Sirup fließt nun durch Rinnen von Palmrinde in ein großes Gefäß, ein wahres Meer von Süßigkeit, und wird etwa alle halbe Jahre an die Branntweinbrennereien verkauft. In den vereinigten Staaten dient diese süße und, wie man sagt, gar nicht üble Speise zur Kost der Sklaven und Gefangenen. Die Zuckerhüte werden aus der Form herausgeschlagen, der Lehm abgelöst, die bessere obere Hälfte von der unteren gelben noch siruphaltigen getrennt und an der Sonne getrocknet, worauf der Zucker in Kisten geschlagen und versandt wird. Man nennt diesen durch Thon gereinigten, der vom andern Rohrzucker durch seine hellere Farbe sich unterscheidet, Sucre terré (Thonzucker).

Der Neger steht mit Sonnenaufgang (in den Tropenländern also nicht mehr früh) auf und begiebt sich an seine Arbeit, um 8 Uhr erhält er ein Frühstück und arbeitet bis Mittag, wo ihm eine volle Stunde gegeben wird, um in oder vor seinem Hause das aus gedörrtem Fleisch oder Gemüse bestehende Mahl einzunehmen und auszuruhen; dann wird wieder bis Sonnenuntergang gearbeitet, wo dann alle in den Negerhof zusammenkommen, sich ihr Abendessen selbst kochen und bis 10 Uhr frei umhergehen dürfen, worauf sie in ihre Häuser eingeschlossen werden. Jedes Ehepaar hat ein hohes, luftiges Zimmer, zwei bequeme Betten und so viel Bequemlichkeit, als es sich selbst schaffen will; ordentliche Neger haben ihre Häuser besser eingerichtet, als mancher deutsche Tagelöhner. Sonntags wird bloß bis 9 Uhr morgens gearbeitet, der übrige Tag frei gegeben; sie arbeiten in ihren Gärten, sorgen für ihr Vieh, namentlich für ein oder ein paar Schweine, die jeder hat, und es erwächst einem fleißigen Neger daraus ein jährlicher Erwerb von 12—16 Dollars, während die Mehrzahl selbst zur Wahrnehmung des eigenen Vorteils durch Zwang angehalten werden muß. Will sich der Neger freikaufen, so ordnet das Gesetz an, daß der Herr keinen übermäßigen Preis fordern darf, aber gerade die Ordentlichsten und Bemitteltsten kaufen sich am seltensten los, weil sie die Arbeit nicht scheuen und den sichern Unterhalt wohl zu schätzen wissen. So äußerte eine Sklavin Souchays, der die Freiheit angeboten wurde, ihr Bedenken, ob sie dann auch satt zu essen finden werde; hier habe sie doch ihr tägliches Brot gehabt, und Schläge nur, wenn sie es verdiente.

Zehnjährige Erfahrung, sagt Souchay, habe ihn belehrt, daß der Negercharakter so unendlich tief stehe, daß man nach moralischen Antrieben zu seinen Handlungen vergebens suche; das moralische Gefühl ist vollkommen unentwickelt, vielmehr gehen alle ihre Handlungen aus tierischem Triebe oder

aus ſchlauer Berechnung des eigenen Vorteils hervor. Edelmut und Nachſicht des Weißen iſt ihnen verächtlich, wogegen ſie die Übermacht reſpektieren, dafür aber ihren Herrn haſſen und ihn zu verderben ſuchen würden, wenn nicht das Gefühl der Ohnmacht und Unkenntnis der eigenen Kraft, ſowie abergläubiſche Furcht ſie zurückhielten. Die vielfachen Verſuche in anderer Weiſe, als mit der Peitſche, und mit Vermeidung dieſer wirkſam zu ſtrafen, zu denen der menſchenfreundliche Herr ſich hinleiten ließ, ſind vollkommen fehl geſchlagen, ebenſo wie alle Verſuche, auf edlere Triebe als die Sinnlichkeit zu wirken. Es iſt keiner unter den Negern, der nicht ſchon die Peitſche erhalten hat, aber auch keiner, der ſie nicht verdient hätte. Von perſönlicher Anhänglichkeit iſt unter Hunderten kaum ein Beiſpiel, ſelbſt bei denen, die durch humane Behandlung dazu aufgefordert erſcheinen. Souchay herrſcht durch Geiſt und Konſequenz und durch die Bethätigung perſönlichen Mutes.

Mit großer Schlauheit wiſſen die Neger die Schwächen der Weißen zu erkennen und zu benutzen; ſie ſind die geſchickteſten Heuchler. Ihre Rache iſt kalt und tückiſch, — und wirkſam genug durch ihre feine Kenntnis der Giftpflanzen, an denen alle Tropenländer überaus reich ſind. Sie vergiften die eigenen Kinder, ja wohl ſich ſelbſt, um dem Herrn zu ſchaden.

Das religiöſe Gefühl ſchlummert, obwohl Sitte uud Geſetz der Kolonie auf Seelſorge Bedacht nehmen; ſelbſt das Sterbebett des Negers zeigt keine ſittliche Erhebung über den habituellen Zuſtand, nur bösartige Neger pflegen dann von Gewiſſensqualen, aber ſehr dumpfer, materieller Art zu leiden. Fetiſchdienſt und heimliche Gebete ſind beobachtet worden; Amulette und Hexenkram ſtehen im höchſten Anſehen: Scorpionenſtachel, Zunge und Kopf des Chamäleon, Vogelſchnäbel, Zangen der Buſchſpinne, Haare von Negern und Weißen, Stücke von alten Meſſern und Zäumen. Manches wird verbrannt und gekocht, mit Schießpulver verſetzt, in Ziegenhörner oder Schneckenhäuſer gefüllt, mit Wachs verklebt und mit Knoblauchsknollen, einem großen Schlüſſel der Zauberkraft, verwahrt. Sie tragen dieſe Stücke verſteckt am Leibe, um zu verhüten, daß Spitzbübereien entdeckt werden; anderes wird an der Pforte des Aufſehers vergraben, um ihn krank zu machen, oder im Pferdeſtall angebracht, damit die Pferde lahm werden. Sie behexen ſich auch untereinander und zaubern dagegen.

Je untergeordneter die geiſtigen Fähigkeiten, deſto kräftiger und entwickelter iſt der Körper des Negers. Alles verrät Kraft und Geſundheit, jedoch iſt die Stärke nicht unverhältnismäßig groß. Charakteriſtiſch iſt die Dicke des Schädels und die Schwächlichkeit der Beine; während ſie erſteren mit Vorliebe als Angriffswaffe gebrauchen, genügt ein verhältnismäßig ſchwacher Stoß oder Schlag, um das Gleichgewicht der letzteren zu erſchüttern; ſie tragen auch alles auf dem Kopfe. Die Arbeitskraft iſt keiner nervöſen Abſpannung unterworfen, und im Notfall können ſie ungeheure Mahlzeiten im Vorrat wie die Raubtiere zu ſich nehmen; die Zähne ſind ſprichwörtlich ſchön, im allgemeinen die Natur geſund und voll Heilkraft; faſt ihr ganzer Arzneibedarf beſchränkt ſich auf das purgierende Ricinusöl (Talma

Christi, Castor oil). Die physische Reife tritt früh ein; hat man mir doch eine Witwe von 10 Jahren gezeigt.*) Alter und graue Haare treten erst spät ein, und man nimmt an, daß von 900 Negern einer das Alter von 100 Jahren erreicht, während bei Europäern das Verhältnis wie 1 : 4000 angegeben wird.

Anm. des Herausg. Seit dem Jahre 1831 wütete in Nordamerika ein erbitterter Kampf über die Sklavenfrage, der erst nach einem großen blutigen Bürgerkriege, welcher zwischen den Sklavenstaaten des Südens und den Nordstaaten der Union von 1861—65 geführt wurde, zu Gunsten der Freiheit der farbigen Rasse entschieden ward. So gewiß es ist, daß die Sklaverei mit der christlichen Gesittung und einem sittlich gesunden Staatswesen nicht bestehen kann, so ist doch die Frage noch nicht gelöst, ob die Negerrasse überhaupt fähig ist, an der Bildung der kaukasischen Rasse derart teil zu nehmen, daß sie sich der Freiheit würdig zeigt. Es liegt auf der Hand, daß dies nicht mit einem Schlage geschehen kann. Der Ersatz der Negerarbeit durch Weiße hat viel Bedenkliches und ist zum Teil gar nicht ausführbar. In Ländern, wie den Antillen, würden Europäer, wenn sie die Feldarbeit der Neger übernehmen sollten, schon nach dem ersten Jahre dahingerafft werden. In dem so wohl angebauten Jamaica, wo England die Neger emanzipiert hat, liegen nun die schönsten Plantagen streckenweise ganz brach; freie Neger arbeiten, wie die Erfahrung genugsam bewiesen, nur so lange, als der Hunger sie nötigt. Im tropischen Klima ist aber dieser leicht zu stillen und die Winterkälte nicht zu fürchten.

## 8. Die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Negers.**)

Sein Körper ist im allgemeinen gut ausgebildet, von 162—170 cm Größe und schlankem Wuchs; der Oberkörper, vom Becken bis zum Scheitel gemessen, größer als vom Becken bis zur Sohle; die Lenden sind länger als beim Europäer, die Gliedmaßen fein gebildet, die Füße auffallend dünn bemuskelt, so daß z. B. die Wade nicht sehr bemerklich ist. Das Zellgewebe unter der Haut ist, selbst bei kleinen Kindern, viel lockerer als beim Europäer, und daher die Haut selbst leichter verschiebbar, wodurch sie dem Gefühl, obgleich dem Gewebe nach derber, weicher erscheint. Der Kopf des Negers zeigt die bekannten Abweichungen: vorgezogene Kiefer, dicke wulstige Lippen, kurze und platte Nasenbeine, feingebildete Ohren, stark entwickeltes Hinterhaupt und enge, sowie abgeflachte Stirn. Jedoch giebt es Ausnahmen von völlig europäischer Gesichtsbildung, wovon ich Originalafrikaner angetroffen

*) Vgl. über diesen Punkt den folgenden Aufsatz.
**) Brief aus Paramaribo (A. A. Z. 158, 1853).

und genau gemeſſen habe. Die Augen haben eine völlig ſchwarze Regenbogenhaut, und das Weiße im Auge iſt, wie bei manchen Pferden, bräunlich ſchattiert. Die blendend weißen Zähne ſind von unverwüſtlicher Dauer, die Naſenflügel ſind dünn, die Naſenlöcher weit, der Mund iſt meiſtens groß, aber das Kinn, trotz der ſtarken Unterkiefer, ſehr kurz. Alles Haar, ſowohl Haupt- und Körperhaar, iſt ſpiralförmig gekräuſelt, und der Bartwuchs ſchwach: ſeine Farbe iſt ſchwarz, ſelten rot. Die Hautfarbe wechſelt vom Dunkelſchwarzen bis ins Braunrote, Handteller und Fußſohlen ſind orangefarben. Die wahrnehmbaren Abſonderungen ſind geringer, die Ausdünſtung dagegen ſtärker als bei anderen Raſſen, und von eigentümlichem, dem der Schafe ähnlichem, jedoch ſelbſt bei großer Reinlichkeit ſtechendem Geruch, woran man in der größten Dunkelheit die Anweſenheit eines Negers bemerken kann. In Bezug auf Schärfe der Sinne ſteht der Neger dem Indianer ſo weit nach als der Europäer; ſüße, ſcharf gewürzte, ſtark geſalzene Nahrungsmittel zieht er vor und verſchmäht weder faulendes Fleiſch jeder Art noch das Ungeziefer ſeines Kopfes. Obgleich Schmerzen geringen Einfluß auf ihn ausüben, ſo empfängt er ſelbſt kleine Züchtigung nie ohne entſetzliches Geſchrei; Thränen vergießt er nicht oder nur in den ſeltenſten Fällen. Übermaß der Gefühligkeit und des Stumpfſinnes, der Freude und der Verzweiflung, des Eigenſinns und der Willfährigkeit, der Ausdauer und der Ermattung ſind Extreme, in denen er ſich bewegt. Eine Negermutter ſtopft ihrem Kinde die Nahrungsmittel bis zum Platzen ein, ſie heult zwei oder drei Tage lang nach ſeinem Tode und geht dann unmittelbar zur geräuſchvollſten Freude des Tanzes über. Jeder Neger ſchläft, wenn er nicht beſchäftigt iſt, Tage lang, mit Ausnahme der Eſſenszeit, und zwar feſt wie ein Murmeltier; aber jeder Neger tanzt auch, wenngleich nach ſchwerer Arbeit, die ganze Nacht durch unermüdet, als wären ſeine Sehnen von Stahl. An ſeinem Geburtsort, ſeinem Wohnplatz, ſeiner eingelernten Beſchäftigungsweiſe hält er mit unbezwingbarem Eigenſinn feſt: ein Neger, der auf einer Zuckerplantage erzogen war, iſt auf Kaffeeplantagen nicht zu gebrauchen; eine Negerin, als Wäſcherin angewöhnt, wird nie plätten, als Plätterin nie kochen u. ſ. w. Man irrt ſich, wenn man glaubt, dieſer Eigenſinn ſei zu durchbrechen, wie der eines Europäers; dieſer Eigenſinn iſt kein gemachter wie bei dieſem, ſondern in der innerſten Natur der Raſſe begründet und ſo ſtark, daß z. B. Neger, welche aus verſchiedenen Zuckerplantagen auf eine nicht ſehr entfernt gelegene zuſammengebracht, obgleich ihnen keine andere als die gewohnte Arbeit aufgetragen wurde, infolge des Heimwehs Seuchen bekamen und ſtarben. Noch mehr: an dieſen Eigenſinn knüpft ſich ein Aberglaube, der zur Entfaltung einer Energie führt, welche nichts anderes iſt, als die äußerſte Anſpannung der Kraft der Schwäche, wenn ich ſo ſagen darf. Ein Neger, der ſeinen Herrn um irgend einer Urſache willen haßt, führt mit der größten Anſtrengung und Entbehrung Dinge aus, die dieſem ſchaden; er ſtiehlt, er entfremdet, was er kann, er entzieht ſich der Arbeit, er geht durch und erträgt geduldig alle, ſelbſt die härteſte Strafe, wenn er

nur hoffen kann, seinen Herrn geärgert zu haben. Ja, es sind Fälle bekannt, wo Neger, die einen mit allerlei abergläubischen Ceremonieen verbundenen Schwur geleistet, ihren Herrn zu ermorden, aber dazu zu feig waren, sich durch Fressen von Erde ums Leben brachten, weil sie der Alternative der Ausführung des Mordes oder des Eidbruchs nicht zu entgehen vermochten.

Für Schmuck und Zierde hat der Neger wenig Sinn, er scheint in dieser Beziehung mehr auf den Eindruck seiner wohlgeformten Glieder zu vertrauen, als auf Kleider. Geschmeidigkeit der Glieder ist ihm von Natur eigen, und wenn er diese Gabe in der sogenannten Freiheit zu nichts anderem nützt, als zu affenartigen Sprüngen, so zeigen in mehr kultiviertem Zustand beide, besonders aber das weibliche Geschlecht, eine natürliche Grazie und Würde der Haltung und Bewegung, die, selbst in Lumpen gehüllt, Adel erblicken läßt. Sorglos im höchsten Grade, giebt weder das eine noch das andere Geschlecht acht auf seine Kleider und folgt in der Wahl derselben dem Trieb nach der geschmacklosesten Buntheit; allein die Art, die Kleider zu tragen, hat stets etwas Malerisches. Was ihre Wohnung betrifft, so ist die der freien Buschneger hochgelegen, zugänglich, reinlich und nicht sonder Zierde geflochten; die der Sklaven dagegen, wenn sie ihrer Wahl folgen dürfen, unzugänglich, nicht sehr reinlich und wohl hinter Gebüschen versteckt. Diese lieben es nicht, wenn irgendwer die Wohnung betritt, weil sie fürchten, über irgend einem dort verborgenen Diebsgut ertappt zu werden.

Was den Neger am meisten bezeichnet, sind seine fixen Ideeen, ohne die man keinen antreffen wird. Jeder bildet sich ein, daß irgend etwas oder irgend welche Dinge für ihn schädlich sind, wo nicht ihm den Tod bringen, und diese heißt er seine Drift; so hat einer einen gewissen Fisch, der andere eine oder mehrere Früchte u. s. w. zur Drift, und ist durch nichts zu vermögen, diese Dinge zu genießen, ja er wird wirklich krank, wenn er sie genießt, so mächtig wirkt diese fixe Idee. Dies ist Kleinigkeit, wenn man will, Geschmacksache; allein diese fixen Ideeen haben eine sehr ernste Seite: es herrscht nämlich unter diesem Volke der Glaube, daß in jedem ihresgleichen ein böser Dämon stecke, welcher seine Handlungen regiere. Stirbt unter den freien Buschnegern einer, so wird von den Verwandten irgendwer bezichtigt, ihn ermordet zu haben, und wäre dieser jemand auch lange Zeit stundenweit entfernt gewesen. Nach Befragung einer Art von Pythia wird der Bezichtigte ergriffen und grausam hingerichtet.

Gleichwie am Negerkopf das Ohr der schönste Teil ist — denn es ist fein und wohlgebildet — so ist auch Sinn für Musik dieser Rasse eigen; ihre Gesänge, obgleich oft von wüstem Instrumentallärm begleitet, bewegen sich in Moll-Akkorden und sind nicht ohne Wohlklang. Ihre Stimmen gleichen denjenigen von Knaben, sie sind mehr Hals- als Bruststimmen, und ihr Sprachsinn äußert sich mehr melodiös als logisch. Das sogenannte Neger-Englisch, das hier allgemein gesprochen wird, ist ein Gemengsel von Englisch, Holländisch, Spanisch und so zu sagen Afrikanisch, ohne allen inneren Bau, gefügt nach Kinderart; allein das Verdienst haben die Neger

wenigſtens um die engliſche Sprache, daß ſie vermöge ihres muſikaliſchen Ohres alle die häßlich klingenden, ſchlechten Vokale in wohlklingende umgewandelt haben und dies immer thun, ſobald ihnen ein hartes Wort vorkommt. Ein Neger z. B., den man Achmed nannte, bekam alsbald von ſeinen Kameraden den Namen Hagometi (hog's mead, Schweinefleiſch), und wenn ich einen Begriff von dem kinderartigen Bau dieſes Gemengſels geben ſoll, ſo kann dies durch den Wahlſpruch der hieſigen farbigen petitesfemmes oder missies geſchehen, der lautet: monni kabá, lobi kabá, überſetzt: monni = money, Geld; kabá = accabado, zu Ende — und damit iſt die Überſetzung zu Ende, denn was lobi heißt, wird jeder ſich ohne Schwierigkeit ſelbſt erklären können.

Es iſt häufig behauptet worden, daß im Süden die Entwickelung der Reife früher eintrete als im Norden, und beſonders beim Neger früher als beim Weißen. Dieſer Behauptung muß ich, nach dem, was ich in Surinam geſehen und hierüber gehört habe, widerſprechen, und kann mir ſie nur daraus erklären, daß Unterſucher, welche ſie angaben, ſich auf die eigenen Ausſagen der Neger in betreff ihres Lebensalters verließen. Man muß aber wiſſen, daß der Neger nie weiß, wie alt er iſt, und hierüber die lächerlichſten Angaben liefert; ſo gab mir z B. ein etwa 40jähriger Neger auf die Frage, wie alt er ſei, in vollem Ernſt die Antwort: 15 Jahre. Genauen Erkundigungen zufolge tritt bei den Weibern die Reife zwiſchen dem 13ten und 17ten Jahre ein, und hört, wie bei uns, um das 40ſte Lebensjahr auf. Ganz anders verhält es ſich aber mit der Entwickelung und Ausbildung des Körpers in der Jugend. Wo ein europäiſches Kind noch ganz kinderartige Verhältniſſe zeigt, z. B. im 4. Jahre, iſt das Negerkind ſchon fertig proportioniert gewachſen, und ſieht, da ſein Wachstum in die Höhe nicht ſchneller geht als bei andern Menſchen, eher einem Erwachſenen en miniature als einem Kinde gleich. Die Geſichtszüge haben ſchon in dieſem Alter den fertigen Ausdruck eines Europäers von 20 Jahren, die Haut läßt ſich falten, ohne daß, wie bei gleich alten weißen Kindern, eine dicke Schicht fetten Zellgewebes die Falte verdickt oder das Falten unmöglich macht; die Bewegungen ſind ſo verwandt, wie bei Erwachſenen, und überhaupt ſieht man an dieſen Kindern die Veränderungen, welche ein Europäer vom 4ten bis 16ten Jahr durchläuft, nur undeutlich.

Es war oben von Extremen die Rede, in denen ſich der Neger ausſchließlich bewegt; hierzu zähle man nun noch den wildeſten Trotz und die bis zur Verzweiflung gehende Feigheit, den abgeſchmackteſten Hochmut und die bettelhafteſte Kriecherei, die zärtlichſte Affenliebe und die entmenſchteſte Grauſamkeit, ſo ergiebt ſich uns das Bild eines ſtationären Knabentums. Der Neger iſt ein ſeiner Raſſe nach ſtationärer Knabe. Denken wir zurück an unſere eigene Knabenzeit, ſo werden wir finden, daß damals dieſelben Gegenſätze von Gefühligkeit und Stumpfſinn, Frohſinn und Verzweiflung, Trotz und Feigheit, Eigenſinn und Willfährigkeit, Ausdauer und Trägheit, Hochmut und Unterwürfigkeit unſer Eigenſtes waren. Es wird

des Bodens, diese erhöhte Kraft des organischen Lebens hemmen, während sie die Nahrungsquellen vervielfachen, hinwiederum die Fortschritte der Völker zur Civilisierung. Unter einem milden und gleichförmigen Klima fühlt der Mensch das einzige Bedürfnis der Nahrung. Dieses ist es, was ihn zur Arbeit antreibt, und man sieht leicht, wie mitten im Überfluß, im Schatten des Pisangs und Brotbaumes, die Geisteskräfte sich langsamer entwickeln, als unter weniger mildem Himmel, in Getreideländern, wo der Mensch unaufhörlich mit den Elementen zu kämpfen hat.

Bei einer allgemeinen Übersicht der Landbau treibenden Völker bemerkt man, daß das urbare und angebaute Land entweder durch Wälder getrennt ist oder sich unmittelbar berührt, nicht nur im Verhältnis der Bevölkerungszunahme, sondern auch je nach der Auswahl der Nahrungspflanzen. In Europa schließen wir aus dem Verhältnis der Landeskultur auf die Zahl der Einwohner; hingegen in den Tropenländern, im wärmsten und feuchtesten Teile von Südamerika erscheinen sehr bevölkerte Provinzen fast öde, weil der Mensch für seine Nahrung nur weniges Land urbar zu machen braucht. Diese bemerkenswerten Umstände haben gleich wesentlichen Einfluß auf die physische Gestaltung des Landes und auf den Charakter seiner Bewohner; sie erteilen beiden einen eigentümlichen Ausdruck, der etwas Rohes und Ungebildetes und eine Natur verrät, deren Urbild durch die Kunst noch nicht verändert ward. Des nachbarlichen und fast alles menschlichen Umganges entbehrend, bildet jeder Kolonistenhaushalt einen vereinzelten Völkerstamm. Diese Vereinzelung hemmt oder verzögert die Fortschritte zur Sittigung, deren Wachstum nur in dem Verhältnisse stattfinden kann, wie die Gesellschaft sich vermehrt und ihre Verhältnisse inniger und mannigfacher werden; aber es entwickelt und kräftigt hinwiederum auch die Einsamkeit das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit im Menschen, und es wird durch sie jener Charakterstolz genährt, welcher von jeher die Völker des castilianischen Stammes auszeichnete.

Diese nämlichen Ursachen tragen dazu bei, der Landschaft in den bevölkertsten Gegenden des amerikanischen Äquinoktiallandes ein wildes Aussehen zu erteilen, das sich in den gemäßigten Erdstrichen durch den Anbau der nährenden Grasarten verliert. Zwischen den Wendekreisen bedürfen die landbauenden Völker nur kleineres Erdreich; der Mensch dehnt seine Herrschaft weniger aus — man möchte sagen, er erscheint da nicht als gebietender Herr, der willkürlich über die Erdoberfläche verfügt, sondern als reisender Gast, welcher friedlich die Wohlthaten der Natur genießt. Wirklich bleibt, sogar in der Nähe der bevölkertsten Städte, das Land mit Wäldern bedeckt oder von einem dichten Teppich, den noch keine Pflugschar durchschnitten hat, überzogen. Die wild wachsenden Pflanzen sind vorherrschend, ihre Masse erhält das Übergewicht gegen das Angebaute und erteilt ausschließlich der Landschaft ihre Gestaltung. Wahrscheinlich wird dies Verhältnis nur sehr langsam sich ändern. Wenn in unseren gemäßigten Erdstrichen der Landbau, d. i. der Anbau der Cerealien, eine traurige Ein-

förmigkeit über das urbare Land verbreiten hilft, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der heiße Erdstrich, auch bei wachsender Bevölkerung, jene prachtvollen Pflanzenformen und jenen Ausdruck einer jungfräulichen und unbezwungenen Natur behalten wird, die ihm eine so anziehende und malerische Gestalt verleihen. So äußern demnach, durch eine merkwürdige Verkettung physischer und sittlicher Ursachen, Wahl und Ertrag der Nahrungspflanzen ihren Einfluß auf drei wichtige Dinge: auf das gesellschaftliche oder vereinzelte Leben der Familie, auf den mehr oder minder langsamen Fortschritt der Sittigung und auf den eigentümlichen Charakter der Landschaft.

## 7. Plantagen und Neger im tropischen Amerika.

### Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Cuba.*)

Nachdem ich mir einen vollen Monat lang das behagliche und einigermaßen träge Leben von Habana hatte gefallen lassen, ergriff ich mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, auf dem Besitztum eines deutschen Pflanzers, an den man mir Empfehlungen freundlichst zukommen ließ, das Plantagenleben und die ländliche Natur Cubas kennen zu lernen. Bis San Antonio benutzte ich die nach dem Hafen Batabano auf der Südküste quer durch die Insel führende Eisenbahn, eine Anstalt, die ganz in amerkanischem Stil, doch mit soliden Schienen und Wagen verschiedener Klassen ausgestattet war; auch wachten Bahnwärter mit tüchtigen Lanzenspitzen an ihren Fähnchen über die Sicherheit der Bahn.

Von San Antonio hatte ich viele Leguas (Wegstunden) zu Pferde zurückzulegen, eine bei Staub und Mittagshitze etwas beschwerliche, aber doch wieder anziehende Tour, denn man durchschneidet jenen prächtigen Teil der Insel, welcher der Garten von Cuba genannt wird, und in seinem reichen Grün, mit den Palmenalleeen, welche die Landstraße und die anliegenden Pflanzungen begrenzen, Auge und Herz des Nordländers mit Entzücken erfüllt. Gegen diesen Garten ist freilich die Umgegend von Habana eine Einöde; die Kaffeegärten, welche links und rechts des Weges einer neben dem andern sich hinziehen, bieten die anmutigste Abwechselung zwischen frischem, dunkelgrünem Gebüsch und hohen nervigen Stämmen, an denen üppige Schlingpflanzen, nebst den Palmen das charakteristische Merkmal der tropischen Natur, sich auf- und niederwinden. Die Königspalme, wirklich die Königin ihrer Gattung, ist der majestätischste Baum für eine Allee; auf dem glatten, kaum einen Meter über der Wurzel ausgebuchteten, säulenförmigen Schaft erhebt sich die Krone der Blätter aus einer grünen, den Stamm fort-

*) Reise um die Welt, von Karl Grafen von Görz (Stuttgart, 1853) II.

des Bodens, dieſe erhöhte Kraft des organiſchen Lebens hemmen, während ſie die Nahrungsquellen vervielfachen, hinwiederum die Fortſchritte der Völker zur Civiliſierung. Unter einem milden und gleichförmigen Klima fühlt der Menſch das einzige Bedürfnis der Nahrung. Dieſes iſt es, was ihn zur Arbeit antreibt, und man ſieht leicht, wie mitten im Überfluß, im Schatten des Piſangs und Brotbaumes, die Geiſteskräfte ſich langſamer entwickeln, als unter weniger mildem Himmel, in Getreideländern, wo der Menſch unaufhörlich mit den Elementen zu kämpfen hat.

Bei einer allgemeinen Überſicht der Landbau treibenden Völker bemerkt man, daß das urbare und angebaute Land entweder durch Wälder getrennt iſt oder ſich unmittelbar berührt, nicht nur im Verhältnis der Bevölkerungszunahme, ſondern auch je nach der Auswahl der Nahrungspflanzen. In Europa ſchließen wir aus dem Verhältnis der Landeskultur auf die Zahl der Einwohner; hingegen in den Tropenländern, im wärmſten und feuchteſten Teile von Südamerika erſcheinen ſehr bevölkerte Provinzen faſt öde, weil der Menſch für ſeine Nahrung nur weniges Land urbar zu machen braucht. Dieſe bemerkenswerten Umſtände haben gleich weſentlichen Einfluß auf die phyſiſche Geſtaltung des Landes und auf den Charakter ſeiner Bewohner; ſie erteilen beiden einen eigentümlichen Ausdruck, der etwas Rohes und Ungebildetes und eine Natur verrät, deren Urbild durch die Kunſt noch nicht verändert ward. Des nachbarlichen und faſt alles menſchlichen Umganges entbehrend, bildet jeder Koloniſtenhaushalt einen vereinzelten Völkerſtamm. Dieſe Vereinzelung hemmt oder verzögert die Fortſchritte zur Sittigung, deren Wachstum nur in dem Verhältniſſe ſtattfinden kann, wie die Geſellſchaft ſich vermehrt und ihre Verhältniſſe inniger und mannigfacher werden; aber es entwickelt und kräftigt hinwiederum auch die Einſamkeit das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit im Menſchen, und es wird durch ſie jener Charakterſtolz genährt, welcher von jeher die Völker des caſtilianiſchen Stammes auszeichnete.

Dieſe nämlichen Urſachen tragen dazu bei, der Landſchaft in den bevölkertſten Gegenden des amerikaniſchen Äquinoktiallandes ein wildes Ausſehen zu erteilen, das ſich in den gemäßigten Erdſtrichen durch den Anbau der nährenden Grasarten verliert. Zwiſchen den Wendekreiſen bedürfen die landbauenden Völker nur kleineres Erdreich; der Menſch dehnt ſeine Herrſchaft weniger aus — man möchte ſagen, er erſcheint da nicht als gebietender Herr, der willkürlich über die Erdoberfläche verfügt, ſondern als reiſender Gaſt, welcher friedlich die Wohlthaten der Natur genießt. Wirklich bleibt, ſogar in der Nähe der bevölkertſten Städte, das Land mit Wäldern bedeckt oder von einem dichten Teppich, den noch keine Pflugſchar durchſchnitten hat, überzogen. Die wild wachſenden Pflanzen ſind vorherrſchend, ihre Maſſe erhält das Übergewicht gegen das Angebaute und erteilt ausſchließlich der Landſchaft ihre Geſtaltung. Wahrſcheinlich wird dies Verhältnis nur ſehr langſam ſich ändern. Wenn in unſeren gemäßigten Erdſtrichen der Landbau, d. i. der Anbau der Cerealien, eine traurige Ein-

förmigkeit über das urbare Land verbreiten hilft, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der heiße Erdstrich, auch bei wachsender Bevölkerung, jene prachtvollen Pflanzenformen und jenen Ausdruck einer jungfräulichen und unbezwungenen Natur behalten wird, die ihm eine so anziehende und malerische Gestalt verleihen. So äußern demnach, durch eine merkwürdige Verkettung physischer und sittlicher Ursachen, Wahl und Ertrag der Nahrungspflanzen ihren Einfluß auf drei wichtige Dinge: auf das gesellschaftliche oder vereinzelte Leben der Familie, auf den mehr oder minder langsamen Fortschritt der Sittigung und auf den eigentümlichen Charakter der Landschaft.

## 7. Plantagen und Neger im tropischen Amerika.

### Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Cuba.*)

Nachdem ich mir einen vollen Monat lang das behagliche und einigermaßen träge Leben von Habana hatte gefallen lassen, ergriff ich mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, auf dem Besitztum eines deutschen Pflanzers, an den man mir Empfehlungen freundlichst zukommen ließ, das Plantagenleben und die ländliche Natur Cubas kennen zu lernen. Bis San Antonio benutzte ich die nach dem Hafen Batabano auf der Südküste quer durch die Insel führende Eisenbahn, eine Anstalt, die ganz in amerkanischem Stil, doch mit soliden Schienen und Wagen verschiedener Klassen ausgestattet war; auch wachten Bahnwärter mit tüchtigen Lanzenspitzen an ihren Fähnchen über die Sicherheit der Bahn.

Von San Antonio hatte ich viele Leguas (Wegstunden) zu Pferde zurückzulegen, eine bei Staub und Mittagshitze etwas beschwerliche, aber doch wieder anziehende Tour, denn man durchschneidet jenen prächtigen Teil der Insel, welcher der Garten von Cuba genannt wird, und in seinem reichen Grün, mit den Palmenalleeen, welche die Landstraße und die anliegenden Pflanzungen begrenzen, Auge und Herz des Nordländers mit Entzücken erfüllt. Gegen diesen Garten ist freilich die Umgegend von Habana eine Einöde; die Kaffeegärten, welche links und rechts des Weges einer neben dem andern sich hinziehen, bieten die anmutigste Abwechselung zwischen frischem, dunkelgrünem Gebüsch und hohen nervigen Stämmen, an denen üppige Schlingpflanzen, nebst den Palmen das charakteristische Merkmal der tropischen Natur, sich auf- und niederwinden. Die Königspalme, wirklich die Königin ihrer Gattung, ist der majestätischste Baum für eine Allee; auf dem glatten, kaum einen Meter über der Wurzel ausgebuchteten, säulenförmigen Schaft erhebt sich die Krone der Blätter aus einer grünen, den Stamm fort-

*) Reise um die Welt, von Karl Grafen von Görz (Stuttgart, 1853) II.

des Bodens, dieſe erhöhte Kraft des organiſchen Lebens hemmen, während ſie die Nahrungsquellen vervielfachen, hinwiederum die Fortſchritte der Völker zur Civiliſierung. Unter einem milden und gleichförmigen Klima fühlt der Menſch das einzige Bedürfnis der Nahrung. Dieſes iſt es, was ihn zur Arbeit antreibt, und man ſieht leicht, wie mitten im Überfluß, im Schatten des Piſangs und Brotbaumes, die Geiſteskräfte ſich langſamer entwickeln, als unter weniger mildem Himmel, in Getreideländern, wo der Menſch unaufhörlich mit den Elementen zu kämpfen hat.

Bei einer allgemeinen Überſicht der Landbau treibenden Völker bemerkt man, daß das urbare und angebaute Land entweder durch Wälder getrennt iſt oder ſich unmittelbar berührt, nicht nur im Verhältnis der Bevölkerungszunahme, ſondern auch je nach der Auswahl der Nahrungspflanzen. In Europa ſchließen wir aus dem Verhältnis der Landeskultur auf die Zahl der Einwohner; hingegen in den Tropenländern, im wärmſten und feuchteſten Teile von Südamerika erſcheinen ſehr bevölkerte Provinzen faſt öde, weil der Menſch für ſeine Nahrung nur weniges Land urbar zu machen braucht. Dieſe bemerkenswerten Umſtände haben gleich weſentlichen Einfluß auf die phyſiſche Geſtaltung des Landes und auf den Charakter ſeiner Bewohner; ſie erteilen beiden einen eigentümlichen Ausdruck, der etwas Rohes und Ungebildetes und eine Natur verrät, deren Urbild durch die Kunſt noch nicht verändert ward. Des nachbarlichen und faſt alles menſchlichen Umganges entbehrend, bildet jeder Koloniſtenhaushalt einen vereinzelten Völkerſtamm. Dieſe Vereinzelung hemmt oder verzögert die Fortſchritte zur Sittigung, deren Wachstum nur in dem Verhältniſſe ſtattfinden kann, wie die Geſellſchaft ſich vermehrt und ihre Verhältniſſe inniger und mannigfacher werden; aber es entwickelt und kräftigt hinwiederum auch die Einſamkeit das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit im Menſchen, und es wird durch ſie jener Charakterſtolz genährt, welcher von jeher die Völker des caſtilianiſchen Stammes auszeichnete.

Dieſe nämlichen Urſachen tragen dazu bei, der Landſchaft in den bevölkertſten Gegenden des amerikaniſchen Äquinoktiallandes ein wildes Ausſehen zu erteilen, das ſich in den gemäßigten Erdſtrichen durch den Anbau der nährenden Grasarten verliert. Zwiſchen den Wendekreiſen bedürfen die landbauenden Völker nur kleineres Erdreich; der Menſch dehnt ſeine Herrſchaft weniger aus — man möchte ſagen, er erſcheint da nicht als gebietender Herr, der willkürlich über die Erdoberfläche verfügt, ſondern als reiſender Gaſt, welcher friedlich die Wohlthaten der Natur genießt. Wirklich bleibt, ſogar in der Nähe der bevölkertſten Städte, das Land mit Wäldern bedeckt oder von einem dichten Teppich, den noch keine Pflugſchar durchſchnitten hat, überzogen. Die wild wachſenden Pflanzen ſind vorherrſchend, ihre Maſſe erhält das Übergewicht gegen das Angebaute und erteilt ausſchließlich der Landſchaft ihre Geſtaltung. Wahrſcheinlich wird dies Verhältnis nur ſehr langſam ſich ändern. Wenn in unſeren gemäßigten Erdſtrichen der Landbau, d. i. der Anbau der Cerealien, eine traurige Ein-

förmigkeit über das urbare Land verbreiten hilft, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der heiße Erdstrich, auch bei wachsender Bevölkerung, jene prachtvollen Pflanzenformen und jenen Ausdruck einer jungfräulichen und unbezwungenen Natur behalten wird, die ihm eine so anziehende und malerische Gestalt verleihen. So äußern demnach, durch eine merkwürdige Verkettung physischer und sittlicher Ursachen, Wahl und Ertrag der Nahrungspflanzen ihren Einfluß auf drei wichtige Dinge: auf das gesellschaftliche oder vereinzelte Leben der Familie, auf den mehr oder minder langsamen Fortschritt der Sittigung und auf den eigentümlichen Charakter der Landschaft.

## 7. Plantagen und Neger im tropischen Amerika.

### Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Cuba.*)

Nachdem ich mir einen vollen Monat lang das behagliche und einigermaßen träge Leben von Habana hatte gefallen lassen, ergriff ich mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, auf dem Besitztum eines deutschen Pflanzers, an den man mir Empfehlungen freundlichst zukommen ließ, das Plantagenleben und die ländliche Natur Cubas kennen zu lernen. Bis San Antonio benutzte ich die nach dem Hafen Batabano auf der Südküste quer durch die Insel führende Eisenbahn, eine Anstalt, die ganz in amerkanischem Stil, doch mit soliden Schienen und Wagen verschiedener Klassen ausgestattet war; auch wachten Bahnwärter mit tüchtigen Lanzenspitzen an ihren Fähnchen über die Sicherheit der Bahn.

Von San Antonio hatte ich viele Leguas (Wegstunden) zu Pferde zurückzulegen, eine bei Staub und Mittagshitze etwas beschwerliche, aber doch wieder anziehende Tour, denn man durchschneidet jenen prächtigen Teil der Insel, welcher der Garten von Cuba genannt wird, und in seinem reichen Grün, mit den Palmenalleeen, welche die Landstraße und die anliegenden Pflanzungen begrenzen, Auge und Herz des Nordländers mit Entzücken erfüllt. Gegen diesen Garten ist freilich die Umgegend von Habana eine Einöde; die Kaffeegärten, welche links und rechts des Weges einer neben dem andern sich hinziehen, bieten die anmutigste Abwechselung zwischen frischem, dunkelgrünem Gebüsch und hohen nervigen Stämmen, an denen üppige Schlingpflanzen, nebst den Palmen das charakteristische Merkmal der tropischen Natur, sich auf- und niederwinden. Die Königspalme, wirklich die Königin ihrer Gattung, ist der majestätischste Baum für eine Allee; auf dem glatten, kaum einen Meter über der Wurzel ausgebuchteten, säulenförmigen Schaft erhebt sich die Krone der Blätter aus einer grünen, den Stamm fort-

*) Reise um die Welt, von Karl Grafen von Görz (Stuttgart, 1853) II.

ſetzenden Blattſcheide, in der Mitte die pfeilähnliche Spitze des jüngſten, noch unentwickelten Blattes tragend,*) und Stamm für Stamm derſelbe regelmäßige, ſchlanke Wuchs. Wie man ſich Angerona nähert, erblickt man als ſchönen Hintergrund der bis dahin flachen Gegend die Gebirge „Las Tomas del Kusko", welche ſich hoch und in den kühnſten Formen auftürmen. Eine vierfache, wohl 10 Minuten lange Säulenreihe von Königspalmen bildet die unvergleichlich ſchöne Avenue (Anfahrt) von Angerona, eine Avenue, wie kein europäiſcher Palaſt eine ähnliche beſitzt. Die gaſtlichſte Aufnahme harrte meiner, obgleich ich, durch Hitze und Staub ſchier zum Landſtreicher von Geſtalt umgewandelt, mit ſehr geringem Selbſtvertrauen eintrat.

Herr Andreas Souchay, oder, wie wir ihn nach ſpaniſcher Weiſe ſtets nannten, Don Andrés, der Beſitzer dieſer herrlichen Pflanzung, iſt ein liebenswürdiger, behaglicher, gebildeter Mann, wohl faſt allen Deutſchen, die Cuba bereiſt haben, in angenehmer und dankbarer Erinnerung. Während ſein alter Onkel, ein Sonderling, von dem er dies Beſitztum geerbt hat, jene Avenue mit Dornen verwachſen ließ und ſchon durch den gewählten Namen Angerona und die vor dem Haus aufgeſtellte Göttin des Schweigens den Beſucher wegſcheuchte, war ihm ein Gaſt um ſo willkommener, und die ſteinerne Angerona mit dem Finger auf dem Mund war oft die einzige Schweigſame in Mitte unſerer fröhlichen Geſelligkeit. Neben dem Reiz, welchen eine gaſtfreie deutſche Häuslichkeit und der Genuß eines paradieſiſch ſchönen Landes den Reiſenden bot, gewährte der Anblick einer durch deutſchen Fleiß in höchſte Blüte gebrachten Beſitzung, und die Art, wie ein ehrenfeſter und ſtetiger Charakter die Sklavenfrage zu bemeiſtern wußte, das höchſte Intereſſe.

Die Pflanzung Angerona, eine der ſchönſten der Inſel, enthält an 1900 Morgen Landes, davon 800 Morgen Kaffeeland, mit wohl 200,000 Bäumen, 250 Morgen Zuckerfeld, welche erſt in letzteren Jahren aus Kaffeefeld in ſolches umgewandelt waren; es ſollte ſich dieſe Umwandlung auch auf weitere 400 Morgen erſtrecken, da die immer mehr ſinkenden Kaffeepreiſe dringend dazu aufforderten. Der Ertrag war jährlich 2—3000 Centner Kaffee und 2—2500 Centner Zucker. Dazu kommen noch 550 Morgen Weide- und Wieſenland, 150 Morgen Wald und an 150 Morgen für Gebäude und nächſte Umgebung derſelben. Das Ganze iſt einem Parke vergleichbar, prächtige Palmenalleeen durchziehen es und begrenzen die einzelnen Kulturabteilungen; hier zunächſt kommen aber die Palmen wegen des proſaiſchen Zweckes in Betracht, den die beerenartigen Früchte, beſonders die Königspalme, als Schweinemaſt haben. Von Kokospalmen, welche die ſalzreiche Meeresküſte lieben, war nur wenig da.

Der Kaffeebaum wird in Reihen zu 2 m von einander gepflanzt und durch jährliches Beſchneiden in der Höhe von nur 1½ m und einem Um-

*) Dieſer Spitze halber gilt ſie auf einigen weſtindiſchen Inſeln wohl mit Recht für einen guten Blitzableiter.

ſang von 1 m Durchmeſſer erhalten; er wird mit 3 Jahren tragbar und bei guter Pflege auf einem nicht zu ſehr geſchwächten Boden dauert er bis zu 30 Jahren. Das Erdreich wird deshalb häufig von Unkraut geſäubert und nur Mais und Bananen dazwiſchen geduldet; der eigentliche Kaffeeboden iſt ein rötlicher, dieſem Teil Cubas eigentümlicher Kalkboden. Nachdem in den erſten Tagen des Frühlings die weißen Blüten hervorgetreten und im Lauf des Sommers die hellroten, der Corneliuskirſche ähnlichen Beeren gereift ſind, wird vom September bis Januar, hauptſächlich aber im November und Dezember, die Ernte gehalten, indem während dieſer Zeit die ganze Pflanzung wohl achtmal durchgepflückt wird. Die Beeren werden nun auf großen Tennen unter freiem Himmel einen Monat lang getrocknet, dann in einer Stoße oder von einem ſchweren hölzernen Rade gequetſcht, und die ſo abgehülſten Bohnen in einer Fegemühle vollends von der Schale gereinigt. Dann werden ſie von Negerinnen an langen Tiſchen Bohne für Bohne ſortiert, eine langwierige Arbeit, und endlich zum Verkauf centnerweiſe in Säcke von Aloëbaſt geſchüttet, was nicht zu lange verſchoben werden darf, damit die Bohnen nicht die Farbe verlieren. Die erſte und zweite Sorte ſind wenig verſchieden, die dritte aber enthält den Ausſchuß, verkrüppelte und mißfarbige Bohnen. Früher ſtand der Preis des Centners auf 12 Dollars und mehr, jetzt kaum auf 6—7, und die ſchlechte Sorte nur 4—5 Dollars; man ſchiebt dieſen ungeheuren, den ganzen Wohlſtand der Kolonie erſchütternden Abfall beſonders dem Emporblühen der braſilianiſchen Kaffeepflanzungen zu. Wer kann, verwandelt deshalb ſeine Kaffeefelder in Zuckerpflanzungen.

Das Zuckerrohr gedeiht auf jedem Boden und bedarf der Näſſe durchaus nicht; man ſteckt wurzelloſe Stecklinge in die Erde, welche ſchon im nächſten Jahre geſchnitten werden können; dann läßt man den Nachwuchs wieder aufſchießen, und es dauert dieſe ergiebige Gewinnung bis zu 20 Jahren auf gutem Boden. Die einzige Arbeit iſt das Jäten, 3—4mal im Jahre, und das Schneiden vom Dezember bis zum Mai; während letzterer Zeit iſt die Zuckerpreſſe Tag und Nacht im Gang, um die Rohre zu verarbeiten, die jedoch 4—5 Tage im Notfall liegen dürfen, ehe der Saft verdirbt. Die Preſſe, aus drei ſenkrecht ſtehenden Walzen beſtehend, wird durch 8 Ochſen getrieben, die alle 4 Stunden wechſeln, um erſt am nächſten Tage wieder zu arbeiten; andere benutzen Waſſerkraft oder Dampfmaſchinen, und dann liegen die Walzen, was wohl zweckmäßiger iſt, wagerecht. Bei dem Reichtum an Viehweide ſind indes die Ochſenmühlen in vieler Hinſicht vorzuziehen, und Don André pflegte ſcherzhaft zu Gunſten der ſeinigen anzuführen, daß man die abgenutzten Ochſen noch mäſten könne, eine alte Dampfmaſchine aber nicht. Die Rohre werden von den Negern zwiſchen die Walzen geſteckt, eine Manipulation, die manchen Unvorſichtigen ein Fingerglied gekoſtet hat. Die ſaftloſen Stengel werden zum Viehfutter und zum Brennen benutzt, während der Zuckerſaft, noch roh und ſchmutzig, zum Siedehauſe abfließt. Hier geht er nun in Zeit von 5 Stunden bis zur völligen Reinigung durch 4 Keſſel, dabei wird er fortwährend abgeſchäumt, welches

Geſchäft jahrelange Übung erfordern ſoll. Durch eine ebenſo einfache als ſinnreiche Vorrichtung fließt aller Abſchaum in einen fünften Keſſel, von dem aus er dann zu dem übrigen Syrup geſchüttet wird. Der gereinigte Zuckerſaft aber wird in thönerne Formen von der Geſtalt der Zuckerhüte gefüllt, wo er ſich verdichtet; iſt dies geſchehen, ſo wird die obere Fläche mit feuchtem Lehm bedeckt, und die nach unten gerichtete Spitze des Hutes geöffnet, ſo daß die Feuchtigkeit durchſickert und die letzten unreinen Stoffe mitnimmt. Der Sirup fließt nun durch Rinnen von Palmrinde in ein großes Gefäß, ein wahres Meer von Süßigkeit, und wird etwa alle halbe Jahre an die Branntweinbrennereien verkauft. In den vereinigten Staaten dient dieſe ſüße und, wie man ſagt, gar nicht üble Speiſe zur Koſt der Sklaven und Gefangenen. Die Zuckerhüte werden aus der Form herausgeſchlagen, der Lehm abgelöſt, die beſſere obere Hälfte von der unteren gelben noch ſiruphaltigen getrennt und an der Sonne getrocknet, worauf der Zucker in Kiſten geſchlagen und verſandt wird. Man nennt dieſen durch Thon gereinigten, der vom andern Rohrzucker durch ſeine hellere Farbe ſich unterſcheidet, Sucre terré (Thonzucker).

Der Neger ſteht mit Sonnenaufgang (in den Tropenländern alſo nicht mehr früh) auf und begiebt ſich an ſeine Arbeit, um 8 Uhr erhält er ein Frühſtück und arbeitet bis Mittag, wo ihm eine volle Stunde gegeben wird, um in oder vor ſeinem Hauſe das aus gedörrtem Fleiſch oder Gemüſe beſtehende Mahl einzunehmen und auszuruhen; dann wird wieder bis Sonnenuntergang gearbeitet, wo dann alle in den Negerhof zuſammenkommen, ſich ihr Abendeſſen ſelbſt kochen und bis 10 Uhr frei umhergehen dürfen, worauf ſie in ihre Häuſer eingeſchloſſen werden. Jedes Ehepaar hat ein hohes, luftiges Zimmer, zwei bequeme Betten und ſo viel Bequemlichkeit, als es ſich ſelbſt ſchaffen will; ordentliche Neger haben ihre Häuſer beſſer eingerichtet, als mancher deutſche Tagelöhner. Sonntags wird bloß bis 9 Uhr morgens gearbeitet, der übrige Tag frei gegeben; ſie arbeiten in ihren Gärten, ſorgen für ihr Vieh, namentlich für ein oder ein paar Schweine, die jeder hat, und es erwächſt einem fleißigen Neger daraus ein jährlicher Erwerb von 12—16 Dollars, während die Mehrzahl ſelbſt zur Wahrnehmung des eigenen Vorteils durch Zwang angehalten werden muß. Will ſich der Neger freikaufen, ſo ordnet das Geſetz an, daß der Herr keinen übermäßigen Preis fordern darf, aber gerade die Ordentlichſten und Bemitteltſten kaufen ſich am ſeltenſten los, weil ſie die Arbeit nicht ſcheuen und den ſichern Unterhalt wohl zu ſchätzen wiſſen. So äußerte eine Sklavin Souchays, der die Freiheit angeboten wurde, ihr Bedenken, ob ſie dann auch ſatt zu eſſen finden werde; hier habe ſie doch ihr tägliches Brot gehabt, und Schläge nur, wenn ſie es verdiente.

Zehnjährige Erfahrung, ſagt Souchay, habe ihn belehrt, daß der Negercharakter ſo unendlich tief ſtehe, daß man nach moraliſchen Antrieben zu ſeinen Handlungen vergebens ſuche; das moraliſche Gefühl iſt vollkommen unentwickelt, vielmehr gehen alle ihre Handlungen aus tieriſchem Triebe oder

aus ſchlauer Berechnung des eigenen Vorteils hervor. Edelmut und Nachſicht des Weißen iſt ihnen verächtlich, wogegen ſie die Übermacht reſpektieren, dafür aber ihren Herrn haſſen und ihn zu verderben ſuchen würden, wenn nicht das Gefühl der Ohnmacht und Unkenntnis der eigenen Kraft, ſowie abergläubiſche Furcht ſie zurückhielten. Die vielfachen Verſuche in anderer Weiſe, als mit der Peitſche, und mit Vermeidung dieſer wirkſam zu ſtrafen, zu denen der menſchenfreundliche Herr ſich hinleiten ließ, ſind vollkommen fehl geſchlagen, ebenſo wie alle Verſuche, auf edlere Triebe als die Sinnlichkeit zu wirken. Es iſt keiner unter den Negern, der nicht ſchon die Peitſche erhalten hat, aber auch keiner, der ſie nicht verdient hätte. Von perſönlicher Anhänglichkeit iſt unter Hunderten kaum ein Beiſpiel, ſelbſt bei denen, die durch humane Behandlung dazu aufgefordert erſcheinen. Souchay herrſcht durch Geiſt und Konſequenz und durch die Bethätigung perſönlichen Mutes.

Mit großer Schlauheit wiſſen die Neger die Schwächen der Weißen zu erkennen und zu benutzen; ſie ſind die geſchickteſten Heuchler. Ihre Rache iſt kalt und tückiſch, — und wirkſam genug durch ihre feine Kenntnis der Giftpflanzen, an denen alle Tropenländer überaus reich ſind. Sie vergiften die eigenen Kinder, ja wohl ſich ſelbſt, um dem Herrn zu ſchaden.

Das religiöſe Gefühl ſchlummert, obwohl Sitte und Geſetz der Kolonie auf Seelſorge Bedacht nehmen; ſelbſt das Sterbebett des Negers zeigt keine ſittliche Erhebung über den habituellen Zuſtand, nur bösartige Neger pflegen dann von Gewiſſensqualen, aber ſehr dumpfer, materieller Art zu leiden. Fetiſchdienſt und heimliche Gebete ſind beobachtet worden; Amulette und Hexenkram ſtehen im höchſten Anſehen: Scorpionenſtachel, Zunge und Kopf des Chamäleon, Vogelſchnäbel, Zangen der Buſchſpinne, Haare von Negern und Weißen, Stücke von alten Meſſern und Zäumen. Manches wird verbrannt und gekocht, mit Schießpulver verſetzt, in Ziegenhörner oder Schneckenhäuſer gefüllt, mit Wachs verklebt und mit Knoblauchsknollen, einem großen Schlüſſel der Zauberkraft, verwahrt. Sie tragen dieſe Stücke verſteckt am Leibe, um zu verhüten, daß Spitzbübereien entdeckt werden; anderes wird an der Pforte des Aufſehers vergraben, um ihn krank zu machen, oder im Pferdeſtall angebracht, damit die Pferde lahm werden. Sie behexen ſich auch untereinander und zaubern dagegen.

Je untergeordneter die geiſtigen Fähigkeiten, deſto kräftiger und entwickelter iſt der Körper des Negers. Alles verrät Kraft und Geſundheit, jedoch iſt die Stärke nicht unverhältnismäßig groß. Charakteriſtiſch iſt die Dicke des Schädels und die Schwächlichkeit der Beine; während ſie erſteren mit Vorliebe als Angriffswaffe gebrauchen, genügt ein verhältnismäßig ſchwacher Stoß oder Schlag, um das Gleichgewicht der letzteren zu erſchüttern; ſie tragen auch alles auf dem Kopfe. Die Arbeitskraft iſt keiner nervöſen Abſpannung unterworfen, und im Notfall können ſie ungeheure Mahlzeiten im Vorrat wie die Raubtiere zu ſich nehmen; die Zähne ſind ſprichwörtlich ſchön, im allgemeinen die Natur geſund und voll Heilkraft; faſt ihr ganzer Arzneibedarf beſchränkt ſich auf das purgierende Ricinusöl (Talma

Christi, Castor oil). Die physische Reife tritt früh ein; hat man mir doch eine Witwe von 10 Jahren gezeigt.*) Alter und graue Haare treten erst spät ein, und man nimmt an, daß von 900 Negern einer das Alter von 100 Jahren erreicht, während bei Europäern das Verhältnis wie 1 : 4000 angegeben wird.

Anm. des Herausg. Seit dem Jahre 1831 wütete in Nordamerika ein erbitterter Kampf über die Sklavenfrage, der erst nach einem großen blutigen Bürgerkriege, welcher zwischen den Sklavenstaaten des Südens und den Nordstaaten der Union von 1861—65 geführt wurde, zu Gunsten der Freiheit der farbigen Rasse entschieden ward. So gewiß es ist, daß die Sklaverei mit der christlichen Gesittung und einem sittlich gesunden Staatswesen nicht bestehen kann, so ist doch die Frage noch nicht gelöst, ob die Negerrasse überhaupt fähig ist, an der Bildung der kaukasischen Rasse derart teil zu nehmen, daß sie sich der Freiheit würdig zeigt. Es liegt auf der Hand, daß dies nicht mit einem Schlage geschehen kann. Der Ersatz der Negerarbeit durch Weiße hat viel Bedenkliches und ist zum Teil gar nicht ausführbar. In Ländern, wie den Antillen, würden Europäer, wenn sie die Feldarbeit der Neger übernehmen sollten, schon nach dem ersten Jahre dahingerafft werden. In dem so wohl angebauten Jamaica, wo England die Neger emanzipiert hat, liegen nun die schönsten Plantagen streckenweise ganz brach; freie Neger arbeiten, wie die Erfahrung genugsam bewiesen, nur so lange, als der Hunger sie nötigt. Im tropischen Klima ist aber dieser leicht zu stillen und die Winterkälte nicht zu fürchten.

## 8. Die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Negers.**)

Sein Körper ist im allgemeinen gut ausgebildet, von 162—170 cm Größe und schlankem Wuchs; der Oberkörper, vom Becken bis zum Scheitel gemessen, größer als vom Becken bis zur Sohle; die Lenden sind länger als beim Europäer, die Gliedmaßen fein gebildet, die Füße auffallend dünn bemuskelt, so daß z. B. die Wade nicht sehr bemerklich ist. Das Zellgewebe unter der Haut ist, selbst bei kleinen Kindern, viel lockerer als beim Europäer, und daher die Haut selbst leichter verschiebbar, wodurch sie dem Gefühl, obgleich dem Gewebe nach derber, weicher erscheint. Der Kopf des Negers zeigt die bekannten Abweichungen: vorgezogene Kiefer, dicke wulstige Lippen, kurze und platte Nasenbeine, feingebildete Ohren, stark entwickeltes Hinterhaupt und enge, sowie abgeflachte Stirn. Jedoch giebt es Ausnahmen von völlig europäischer Gesichtsbildung, wovon ich Originalafrikaner angetroffen

*) Vgl. über diesen Punkt den folgenden Aufsatz.
**) Brief aus Paramaribo (A. A. Z. 158, 1853).

und genau gemeſſen habe. Die Augen haben eine völlig ſchwarze Regenbogenhaut, und das Weiße im Auge iſt, wie bei manchen Pferden, bräunlich ſchattiert. Die blendend weißen Zähne ſind von unverwüſtlicher Dauer, die Naſenflügel ſind dünn, die Naſenlöcher weit, der Mund iſt meiſtens groß, aber das Kinn, trotz der ſtarken Unterkieſer, ſehr kurz. Alles Haar, ſowohl Haupt- und Körperhaar, iſt ſpiralförmig gekräuſelt, und der Bartwuchs ſchwach: ſeine Farbe iſt ſchwarz, ſelten rot. Die Hautfarbe wechſelt vom Dunkelſchwarzen bis ins Braunrote, Handteller und Fußſohlen ſind orangefarben. Die wahrnehmbaren Abſonderungen ſind geringer, die Ausdünſtung dagegen ſtärker als bei anderen Raſſen, und von eigentümlichem, dem der Schafe ähnlichem, jedoch ſelbſt bei großer Reinlichkeit ſtechendem Geruch, woran man in der größten Dunkelheit die Anweſenheit eines Negers bemerken kann. In Bezug auf Schärfe der Sinne ſteht der Neger dem Indianer ſo weit nach als der Europäer; ſüße, ſcharf gewürzte, ſtark geſalzene Nahrungsmittel zieht er vor und verſchmäht weder faulendes Fleiſch jeder Art noch das Ungeziefer ſeines Kopfes. Obgleich Schmerzen geringen Einfluß auf ihn ausüben, ſo empfängt er ſelbſt kleine Züchtigung nie ohne entſetzliches Geſchrei; Thränen vergießt er nicht oder nur in den ſeltenſten Fällen. Übermaß der Gefühligkeit und des Stumpfſinnes, der Freude und der Verzweiflung, des Eigenſinns und der Willfährigkeit, der Ausdauer und der Ermattung ſind Extreme, in denen er ſich bewegt. Eine Negermutter ſtopft ihrem Kinde die Nahrungsmittel bis zum Platzen ein, ſie heult zwei oder drei Tage lang nach ſeinem Tode und geht dann unmittelbar zur geräuſchvollſten Freude des Tanzes über. Jeder Neger ſchläft, wenn er nicht beſchäftigt iſt, Tage lang, mit Ausnahme der Eſſenszeit, und zwar feſt wie ein Murmeltier; aber jeder Neger tanzt auch, wenngleich nach ſchwerer Arbeit, die ganze Nacht durch unermüdet, als wären ſeine Sehnen von Stahl. An ſeinem Geburtsort, ſeinem Wohnplatz, ſeiner eingelernten Beſchäftigungsweiſe hält er mit unbezwingbarem Eigenſinn feſt: ein Neger, der auf einer Zuckerplantage erzogen war, iſt auf Kaffeeplantagen nicht zu gebrauchen; eine Negerin, als Wäſcherin angewöhnt, wird nie plätten, als Plätterin nie kochen u. ſ. w. Man irrt ſich, wenn man glaubt, dieſer Eigenſinn ſei zu durchbrechen, wie der eines Europäers; dieſer Eigenſinn iſt kein gemachter wie bei dieſem, ſondern in der innerſten Natur der Raſſe begründet und ſo ſtark, daß z. B. Neger, welche aus verſchiedenen Zuckerplantagen auf eine nicht ſehr entfernt gelegene zuſammengebracht, obgleich ihnen keine andere als die gewohnte Arbeit aufgetragen wurde, infolge des Heimwehs Seuchen bekamen und ſtarben. Noch mehr: an dieſen Eigenſinn knüpft ſich ein Aberglaube, der zur Entfaltung einer Energie führt, welche nichts anderes iſt, als die äußerſte Anſpannung der Kraft der Schwäche, wenn ich ſo ſagen darf. Ein Neger, der ſeinen Herrn um irgend einer Urſache willen haßt, führt mit der größten Anſtrengung und Entbehrung Dinge aus, die dieſem ſchaden; er ſtiehlt, er entfremdet, was er kann, er entzieht ſich der Arbeit, er geht durch und erträgt geduldig alle, ſelbſt die härteſte Strafe, wenn er

nur hoffen kann, ſeinen Herrn geärgert zu haben. Ja, es ſind Fälle bekannt, wo Neger, die einen mit allerlei abergläubiſchen Ceremonieen verbundenen Schwur geleiſtet, ihren Herrn zu ermorden, aber dazu zu feig waren, ſich durch Freſſen von Erde ums Leben brachten, weil ſie der Alternative der Ausführung des Mordes oder des Eidbruchs nicht zu entgehen vermochten.

Für Schmuck und Zierde hat der Neger wenig Sinn, er ſcheint in dieſer Beziehung mehr auf den Eindruck ſeiner wohlgeformten Glieder zu vertrauen, als auf Kleider. Geſchmeidigkeit der Glieder iſt ihm von Natur eigen, und wenn er dieſe Gabe in der ſogenannten Freiheit zu nichts anderem nützt, als zu affenartigen Sprüngen, ſo zeigen in mehr kultiviertem Zuſtand beide, beſonders aber das weibliche Geſchlecht, eine natürliche Grazie und Würde der Haltung und Bewegung, die, ſelbſt in Lumpen gehüllt, Adel erblicken läßt. Sorglos im höchſten Grade, giebt weder das eine noch das andere Geſchlecht acht auf ſeine Kleider und folgt in der Wahl derſelben dem Trieb nach der geſchmackloſeſten Buntheit; allein die Art, die Kleider zu tragen, hat ſtets etwas Maleriſches. Was ihre Wohnung betrifft, ſo iſt die der freien Buſchneger hochgelegen, zugänglich, reinlich und nicht ſonder Zierde geflochten; die der Sklaven dagegen, wenn ſie ihrer Wahl folgen dürfen, unzugänglich, nicht ſehr reinlich und wohl hinter Gebüſchen verſteckt. Dieſe lieben es nicht, wenn irgendwer die Wohnung betritt, weil ſie fürchten, über irgend einem dort verborgenen Diebsgut ertappt zu werden.

Was den Neger am meiſten bezeichnet, ſind ſeine fixen Ideeen, ohne die man keinen antreffen wird. Jeder bildet ſich ein, daß irgend etwas oder irgend welche Dinge für ihn ſchädlich ſind, wo nicht ihm den Tod bringen, und dieſe heißt er ſeine Driſt; ſo hat einer einen gewiſſen Fiſch, der andere eine oder mehrere Früchte u. ſ. w. zur Driſt, und iſt durch nichts zu vermögen, dieſe Dinge zu genießen, ja er wird wirklich krank, wenn er ſie genießt, ſo mächtig wirkt dieſe fixe Idee. Dies iſt Kleinigkeit, wenn man will, Geſchmackſache; allein dieſe fixen Ideeen haben eine ſehr ernſte Seite: es herrſcht nämlich unter dieſem Volke der Glaube, daß in jedem ihresgleichen ein böſer Dämon ſtecke, welcher ſeine Handlungen regiere. Stirbt unter den freien Buſchnegern einer, ſo wird von den Verwandten irgendwer bezichtigt, ihn ermordet zu haben, und wäre dieſer jemand auch lange Zeit ſtundenweit entfernt geweſen. Nach Befragung einer Art von Pythia wird der Bezichtigte ergriffen und grauſam hingerichtet.

Gleichwie am Negerkopf das Ohr der ſchönſte Teil iſt — denn es iſt fein und wohlgebildet — ſo iſt auch Sinn für Muſik dieſer Raſſe eigen; ihre Geſänge, obgleich oft von wüſtem Inſtrumentallärm begleitet, bewegen ſich in Moll-Akkorden und ſind nicht ohne Wohlklang. Ihre Stimmen gleichen denjenigen von Knaben, ſie ſind mehr Hals- als Bruſtſtimmen, und ihr Sprachſinn äußert ſich mehr melodiös als logiſch. Das ſogenannte Neger-Engliſch, das hier allgemein geſprochen wird, iſt ein Gemengſel von Engliſch, Holländiſch, Spaniſch und ſo zu ſagen Afrikaniſch, ohne allen inneren Bau, gefügt nach Kinderart; allein das Verdienſt haben die Neger

wenigſtens um die engliſche Sprache, daß ſie vermöge ihres muſikaliſchen Ohres alle die häßlich klingenden, ſchlechten Vokale in wohlklingende umgewandelt haben und dies immer thun, ſobald ihnen ein hartes Wort vorkommt. Ein Neger z. B., den man Achmed nannte, bekam alsbald von ſeinen Kameraden den Namen Hagometi (hog's mead, Schweinefleiſch), und wenn ich einen Begriff von dem kinderartigen Bau dieſes Gemengſels geben ſoll, ſo kann dies durch den Wahlſpruch der hieſigen farbigen petitesfemmes oder missies geſchehen, der lautet: monni kabá, lobi kabá, überſetzt: monni = money, Geld; kabá = accabado, zu Ende — und damit iſt die Überſetzung zu Ende, denn was lobi heißt, wird jeder ſich ohne Schwierigkeit ſelbſt erklären können.

Es iſt häufig behauptet worden, daß im Süden die Entwickelung der Reife früher eintrete als im Norden, und beſonders beim Neger früher als beim Weißen. Dieſer Behauptung muß ich, nach dem, was ich in Surinam geſehen und hierüber gehört habe, widerſprechen, und kann mir ſie nur daraus erklären, daß Unterſucher, welche ſie angaben, ſich auf die eigenen Ausſagen der Neger in betreff ihres Lebensalters verließen. Man muß aber wiſſen, daß der Neger nie weiß, wie alt er iſt, und hierüber die lächerlichſten Angaben liefert; ſo gab mir z B. ein etwa 40jähriger Neger auf die Frage, wie alt er ſei, in vollem Ernſt die Antwort: 15 Jahre. Genauen Erkundigungen zufolge tritt bei den Weibern die Reife zwiſchen dem 13ten und 17ten Jahre ein, und hört, wie bei uns, um das 40ſte Lebensjahr auf. Ganz anders verhält es ſich aber mit der Entwickelung und Ausbildung des Körpers in der Jugend. Wo ein europäiſches Kind noch ganz kinderartige Verhältniſſe zeigt, z. B. im 4. Jahre, iſt das Negerkind ſchon fertig proportioniert gewachſen, und ſieht, da ſein Wachstum in die Höhe nicht ſchneller geht als bei andern Menſchen, eher einem Erwachſenen en miniature als einem Kinde gleich. Die Geſichtszüge haben ſchon in dieſem Alter den fertigen Ausdruck eines Europäers von 20 Jahren, die Haut läßt ſich falten, ohne daß, wie bei gleich alten weißen Kindern, eine dicke Schicht fetten Zellgewebes die Falte verdickt oder das Falten unmöglich macht; die Bewegungen ſind ſo verwandt, wie bei Erwachſenen, und überhaupt ſieht man an dieſen Kindern die Veränderungen, welche ein Europäer vom 4ten bis 16ten Jahr durchläuft, nur undeutlich.

Es war oben von Extremen die Rede, in denen ſich der Neger ausſchließlich bewegt; hierzu zähle man nun noch den wildeſten Trotz und die bis zur Verzweiflung gehende Feigheit, den abgeſchmackteſten Hochmut und die bettelhafteſte Kriecherei, die zärtlichſte Affenliebe und die entmenſchteſte Grauſamkeit, ſo ergiebt ſich uns das Bild eines ſtationären Knabentums. Der Neger iſt ein feiner Raſſe nach ſtationärer Knabe. Denken wir zurück an unſere eigene Knabenzeit, ſo werden wir finden, daß damals dieſelben Gegenſätze von Gefühligkeit und Stumpfſinn, Frohſinn und Verzweiflung, Trotz und Feigheit, Eigenſinn und Willfährigkeit, Ausdauer und Trägheit, Hochmut und Unterwürfigkeit unſer Eigenſtes waren. Es wird

noch oft genug von Negertricks die Rede sein, die ich jetzt nicht vorgreifend aus ihrem Zusammenhang reißen kann, allein es ist kein Charakterzug an dieser Rasse zu finden, wodurch nicht die Wahrheit des oben ausgesprochenen Satzes in die Augen spränge. Ein guter Neger ist wie ein guter Junge: offen, schmeichlerisch, gierig nach Lob der kleinen Spenden, willfährig und ausdauernd; ein schlechter, das treffende Bild eines bösen Schulknaben: verstockt, listig, voll freudiger Emsigkeit, wenn er am Werke ist, um den Meister zu ärgern oder zu hintergehen, routiniert in der Verstellung und Lüge, höchst gewandt in Ausreden aller Art, Stoiker in Ertragung von Schmerzen, denn er weiß, es ärgert den Menschen, wenn er Züchtigung mit Gleichmut erträgt, und träge, gleichgültig und gefräßig über alle Begriffe. Dem Trunk ist er im allgemeinen nicht so ergeben als der Indianer, und kann demselben entsagen, wenn dessen Gebrauch ihm Gefahr bringt; ob er der Wollust mehr ergeben sei als der Europäer, wird schwer zu entscheiden sein, aber seine Leidenschaftlichkeit ist zügellos, wenn angeregt, und Treu und Glauben sind bei ihm von dem Einfluß launenhafter Neigung oder dem der Angewöhnung von Jugend auf abhängig: Obgleich von guter Auffassungsgabe, ist er ohne Urteil und läßt sich daher in diesem durch die abgeschmacktesten Phantasieen leiten. Ein Neger, den man auf eine Viertelstunde Wegs verschickt, braucht gewöhnlich, trotz aller Ermahnungen und Androhungen, hierzu 4—5 Stunden; hierüber zur Rede gestellt, behauptet er, nicht gewußt zu haben, daß es so spät sei, leugnet jeden Fehler ab, scheint ihn nicht zu begreifen oder begreift ihn in der That nicht gut, denn er hat kein Zeitmaß im Kopf; zeigt man ihm aber die Uhr, ehe er fortgeht, und droht ihm mit Strafe, wenn er nicht zurück ist, bis der Zeiger auf eine bestimmte Ziffer weise, so kommt er pünktlich, denn er hält die Uhr für ein Wunderding, das den Meister über alle seine Schritte unterrichtet.

Wenn der Neger mit Ruhe Gefahren entgegengeht, so ist dies nicht der ruhige Mut des Mannes, sondern die Gleichgültigkeit und tollkühne Urteilslosigkeit des Knaben. Man hat häufig die Erfahrung gemacht, daß der Neger der Ansteckung nervöser Fieber, wie z. B. der des gelben Fiebers entgeht; es ist aber Irrtum, wenn man glaubt, daß dies seinen Grund in seiner körperlichen Organisation habe; der Mut der Gleichgültigkeit schützt ihn vor Ansteckung eben so, als den Europäer der moralische Mut in ähnlichen Fällen. Sobald der Neger aber die wahre oder eingebildete Größe einer Gefahr einsieht, so überläßt er sich der krassesten Verzweiflung und geht dadurch schneller zu Grunde, als der Europäer; hat er beim gelben Fieber die Macht der Krankheit begriffen, so ist er, da er sich gleich anfangs verloren giebt, sicher verloren. Obgleich durch seine erregbare Gefühligkeit mit beinahe hundeartiger Treue an seinen Meister und Erzieher gekettet, fehlt ihm jede Treue, die für den männlichen Charakter das Bezeichnendste ist; aber seine Treulosigkeit ist völlig grundlos, d. h. er zeigt nicht Mißtrauen, weil er getäuscht wurde, sondern er mißtraut jedem, weil in ihm, seiner Natur nach, keine Treue wohnt. Am meisten mißtraut er aber seinesgleichen, und

hiervon kommt, verbunden mit seiner Anlage zu fixen Ideeen, sein Glaube: jeder Neger sei von einem bösen Geiste besessen. Dies ist auch das größte Hindernis für die Erziehung der Neger durch ihresgleichen, indem sie Unterweisung durch dieselben bei weitem weniger gut annehmen, als von Weißen und dies besonders, wenn der Unterweiser ein freier Mann ist, wo er nicht selten durch das Mißtrauen seiner Rassegenossen, sowie durch eigene angeborene Neigung, aus einem gebildeten Zustand in den der Rohheit zurückkehrt. Es sind Beispiele von talentvollen Negern bekannt, welche, in Europa erzogen, gelehrte und tüchtige Prediger wurden; man schickte sie als Missionäre nach Afrika, aber nach wenigen Jahren traf man sie daselbst so nackt und roh an, als ihre wilden Stammgenossen.

Geld hat in der Hand des Negers dasselbe Schicksal, als in der eines Knaben, es wird entweder nutzlos aufgehäuft oder auf die unsinnigste Weise verschwendet. So kaufte z. B. ein Buschneger, der in Paramaribo eine Quantität Holz verkauft hatte, von einem Juden eine Schreibschatulle, bloß weil er wußte, daß die Europäer sich einer solchen bedienten, und schleppte dieses eben so teure als nutzlose Möbel mit sich in die Urwälder. Wie Kaliban nur unter dem Einfluß der weisen Zucht Prosperos, so ist, mit äußerst seltenen Ausnahmen, von Negerindividuen, die durch persönliche Mannhaftigkeit das Knabenhafte ihrer Rasse überwinden können, der Neger nur in der Dienstbarkeit des Weißen etwas wert. Man kann in allen Straßen von Paramaribo die Freineger als Faullenzer kauern, liegen und gaffen sehen, denn wenn sie nur ein bis anderthalb Tage in der Woche ein wenig arbeiten, so haben sie genug, um den Bauch zu füllen. Dies geschieht mit den talentlosen; aber selbst talentvolle, die sich als Werkleute in jeder Beziehung ausgezeichnet hatten, fallen unmittelbar nach ihrer Freilassung aus Hochmut (da ja nur der Sklave zu arbeiten braucht), Gedankenlosigkeit und Mangel an innerem Halt der elendesten Faullenzerei anheim.

Dies alles, wird man uns sagen, kommt auch bei Europäern vor; das ganze europäische Proletariat, vom deutschen Bummler bis zum Lazzarone, hat in seinem Charakter, in seiner Denkungsweise, in seinem Handeln die größte Ähnlichkeit mit dem, was hier von Negern gesagt wird; Trägheit, Gleichgiltigkeit, Mißtrauen, Unfähigkeit im Gebrauch des Geldes u. s. w. kommt auch hier in ähnlicher Weise vor. Zugegeben! denn der Proletarier ist nichts anderes, als eine Knabennatur; allein was ihn wesentlich vom Neger unterscheidet, ist das: der europäische Proletarier hat, obgleich seiner innern Individualität nach von der Geburt bis zum Tode ein psychischer Knabe, hinter sich die Männernatur der europäischen weißen Rasse; dadurch hat er die Fähigkeit, sein Bubentum zu durchbrechen, und seiner Obrigkeit ist die Möglichkeit gegeben, auf diese Durchbrechung hinzuwirken, ohne gegen einen organischen Naturbestand anzukämpfen. Den Proletarier hindert seine äußere Freiheit nicht, die innere anzutreten, sobald er in sich gehen und die ihm von der Natur eingepflanzten männlichen Eigenschaften kultivieren will. Ganz anders der Neger. Da seine Rasse knabenhaft und dadurch innerlich

unfrei ist, so hat er — ein Fall, der unter allen Menschenrassen mehr Ausnahme als Regel ist — eine ungewöhnlich starke männliche Individualität nötig, um seine Rasse-Eigenschaften zu überwinden; für ihn ist die äußere Freiheit, wenn diese Überwindung nicht vollständig geschehen ist, ein Hindernis, die innere anzutreten, weil er ohne die väterliche Leitung des Europäers den durch nichts zu durchbrechenden knabenhaften Eigenschaften seiner Rasse zur Beute wird.

## 9. Mexico.

### Land und Leute.*)

Der Golf von Mexico bietet in seinem ganzen weiten Umfange den Schiffen bloß einen einzigen und noch obendrein sehr gefährlichen Ankerplatz dar, den von Vera-Cruz;**) und gerade dort haben sich zwei verheerende Landplagen in die Herrschaft des ganzen Jahres geteilt: das gelbe Fieber und der Nordwind, welche in ihrem unerbittlich strengen Regiment mit einander abwechseln, von einer Sonnenwende zur andern.

Ich kam im November an, also in der Jahreszeit der Orkane. Wir hatten die Antillen durchsegelt, hatten denselben Weg verfolgt, den vor 300 Jahren ein großer Seefahrer gebahnt, und waren so ins Angesicht des Cofre de Perote und des flammenden Gipfels des Orizaba gelangt, die gleich einem zweifachen Pharus auf den Cordillerenkamm gepflanzt sind, gleich wie zwei ungeheuere Türme, die sich von der unermeßlichen Andenkette losgerissen haben. Da drüben, jenseits des Reiches der Stürme, entfaltete sich vor unsern Augen das majestätische Amphitheater eines Kontinents, höher über der Meeresfläche erhaben, als die Berggipfel der Pyrenäen, und der Strand, an welchem Fernando Cortez einst seine Fahnen aufpflanzte, enthüllte bereits bis an den fernen Hintergrund der Gebirge seinen dürren, einförmigen Anblick. An der Scheidegrenze zwischen See und Gebirge zeigte vor uns Vera Cruz seine Mauern, die eben so gut von den Fluten des Ozeans wie von hohen Sandwellen rings umlagert sind. Unsere Schiffsgefährten, die vorher ihre Augen unablässig nach dem festen Lande hin gerichtet hatten, wendeten sich jetzt nach dem atlantischen Ozean zurück, wie nach einem schönern Aufenthaltsorte, den man soeben zu verlassen im Begriff ist und gern noch einmal zu sehen wünscht. Das Schloß von San Juan de Ulloa schien ganz in die feuchte Fläche zu tauchen. Seine Kanonen begrüßten unser mit der königlichen Flagge geziertes Schiff, und diese Donnerstimmen riefen eine große Menge von Menschen nach dem Hafen hinaus, die alle voll ungeduldiger

*) Nach dem angeführten Werke des Herrn von Salvandy.
**) „Wahres Kreuz."

Sehnſucht da ſtanden, um Brüder, Ehegatten oder Söhne zu bewillkommnen. Ich war der einzige, dem von dem bekannten Strande her ſich weder die Arme einer Schweſter oder Mutter, noch die eines Freundes entgegenſtreckten.

— — Vier Monate waren verſtrichen, und ich konnte an meine Abreiſe denken. Als ich Vera Cruz verließ, war der Sommer der Äquinoktialgegenden, der im Oktober beginnt, ſeinem Ende nahe. Das gelbe Fieber wütete gegen die dürren Gegenden der Seeküſte hin. Ich hoffte dem glühenden Hauch der Südweſtwinde zu entgehen, wenn ich das prachtvolle Amphitheater der Cordilleren erſtiege, und dort zu Ende Mai die Donner murmeln zu hören, welche in dieſen Klimaten dem Winter vorauszugehen pflegen. Indeſſen, ſeit einiger Zeit hat der Himmel ſo gut ſeine Revolutionen, als die Erde, und Neu-Spanien hat es erlebt, daß die Zeit der Dürre ſich nicht mehr auf die von der Natur ihr zugewieſenen acht Monate beſchränkte, ſondern das ganze Jahr hindurch herrſchte, oder höchſtens im September auf kurze Zeit den wohlthätigen Gewittern Platz machte. So fand ich denn auch den glühenden Sommer meiner Heimat (Spanien) in der winterlichen Jahreszeit des Äquators wieder und mußte alle Glut der heißen Zone erdulden.

Ich würde mit meiner Darſtellung nicht zu Ende kommen, wollte ich alle die Leiden erzählen, die ich unter dem Druck eines brennenden Himmelsſtriches, in einem Kontinent zu erdulden hatte, wo mir alles neu und ungewohnt war, ſelbſt die Geſichtsbildung der Menſchen; wo ich unter zwanzigerlei Völkerſchaften geriet, deren Sprache ich nicht verſtand; wo ich, irre geführt durch die Erſcheinungen der Nacht, wie durch die des Tages, weder über meinem Haupte die bekannten Sternbilder meiner Kindheit, noch um mich her die Pflanzenwelt, die Landſchaft, den Geſichtskreis meines Vaterlandes wieder fand, heute über ewigen Schnee, morgen durch tiefe, von der glühenden Lava gebildete Schluchten, bisweilen durch reiche, anmutige Thäler, noch öfter aber durch weite, öde Savannen wanderte, wo ich oft mehrere Nächte hindurch keinen andern Zufluchtsort fand, als den Tambo der Maulеſeltreiber.

Indeſſen hatten doch die Mühſeligkeiten einer ſolchen Reiſe keinen ſo großen Einfluß auf mich, daß ich nicht die Scenen, die ſich meiner Bewunderung darboten, hätte betrachten ſollen. Soll ich es verſuchen, ein Gemälde mit Worten zu zeichnen, welches die Natur in ihrer Allmacht ausgeſchmückt und durch das Zauberſpiel ihrer Phänomene ſo großartig gemacht hat? Amerika iſt wirklich eine neue Welt, die ſich vor dem erſtaunten Blick des Europäers ausbreitet. Wie ſoll man dieſe eben ſo anmutigen als großartigen Wirkungen einer Atmoſphäre ſchildern, welche durchſichtiger und dünner als die unſrige iſt, die ein helleres Licht durch ſie hindurchſtrömen läßt, einen Reichtum an Farben und Wiederſcheinen darbietet, dem Auge die Fernen ganz nahe rückt und nach allen Seiten im tiefen Dunkelblau des Himmels mit den ſchärfſten Umriſſen den impoſanten Bau jener Cordilleren zeigt, welche das alte Reich des Montezuma bis zu einer alpengleichen Höhe empor-

heben? Wo sich ihre Abhänge entfalten, da sieht man angebaute Felder, Weidetriften, Urwälder, Flecken und Städte in so großen Provinzen, wie sie in Europa für Königreiche gelten würden; und über diese reiche Landschaft zieht dann die Riesenberglette ihre ungeheure silberne Binde wie einen Ehrenkranz. Die gewaltigen Felskegel scheinen, den Titanen der Vorwelt gleich, den Himmel erstürmen zu wollen, und die riesigen Basaltmauern, die sich in den seltsamsten Formen, bald wie Säulengänge und Vorhallen, bald wie die Ruinen mächtiger Burgen dem Auge darstellen, scheinen Risse von Bauwerken zu sein, die nur ein überirdischer Baumeister so zu entwerfen und auszuführen vermochte! Oft auch bleibt der Wanderer voll Überraschung am Fuße eines Vulkans stehen, dessen Krater sechsmal höher ist als der Vesuv oder die doppelte Höhe des Ätna erreicht. Hier türmen sich die Kegel des Orizaba und Perote wie ewige Pyramiden empor, dort die Spitzen des Colyma und Joruila, weiterhin auf der Centraloberfläche neben der Stadt des Cuatimozin steigen stolz der Izzakihuatl und der Popocatepetl, die Nebenbuhler des Chimborasso,[1]) empor, gleichsam wie König und Königin der Mitte ihres Reiches, der Andes von Mexico.

So tritt dem Auge das vormalige Kolonieland entgegen, das fünfmal größer ist als Spanien.

Vermöge der ungleichen Gestaltung des Bodens in diesem Berglande ist ein einziger Tag hinreichend, um aus dem Sonnenbrand des Äquators in das Eis der Polarzone zu gelangen. Die Pflanzengeschlechter, die von den Ebenen der Küste und von der untersten Tiefe der Thäler bis zur Höhe des ewigen Schneees hinaufwachsen, wechseln in eben dem Maße, wie die Luftbeschaffenheit. Am Strande der beiden Meere hin, wo die Perle unter dem Sande hervorblitzt, beginnt die Region der heilsamen Jalappe, der Ananas und ähnlicher köstlicher Früchte, die unser Europa gar nicht kennt, des Tabaks, dieses treuen Lieblings der Spanier in beiden Erdhälften, der im Palast des Königs wie im elenden Zelte des Hirten die Langweile vertreibt und aufheitert; hier liefert die Jatropha dem Dürftigen das nährende Maniokbrot,[2]) hier entfaltet der Pisangbaum[3]) sein zartes Laub und bietet den Menschen Nahrungsmittel dar, die an Überfluß wie an Wohlgeschmack die Getreidearten unserer Gegenden weit übertreffen. Die dickbelaubte Liane, welche die Vanille, dies wahrhaft amerikanische Gewürz liefert, erfüllt mit

[1]) Der Chimborasso hat 6300 m, Popoca-tepetl (Feuerberg) 5250 m.

[2]) Jatropha Manihot oder Cassavapflanze, ein 2—3 m hoher Strauch mit handförmigen Blättern, die lanzettförmige Lappen haben. Die Wurzel enthält einen giftigen Saft und würde daher, mit demselben gegessen, sehr schädlich sein; allein wenn man ihn auspreßt und die Wurzel von der äußern Rinde säubert, so giebt sie in der Sonne getrocknet, ein herrliches Mehl, woraus ein wohlschmeckendes, gesundes und nahrhaftes Brot gebacken wird.

[3]) Der Bananen-Pisang (Musa sapientum) hat wie die Palme einen krautartigen, grünen, markigen Stamm und oben eine herrliche Krone breiter, großer Blätter. Was die Getreidearten dem Nordländer, das sind die Bananen mit ihren nährenden, reichergiebigen Früchten dem Tropenländer.

ihrem balsamischen Duft den Luftkreis und tapeziert mit ihren zierlichen Blüten die Spalten der Felsen, die Ufer der Ströme, das Dickicht der Gehölze. Neben dem Kaktus, dessen furchtbare Stacheln den Scharlachwurm beschützen,[1]) schmückt das Land die für Künste und Gewerbe so wichtige Indigostaude, dann der Kakaobaum, dem das Leben des Spaniers in Amerika wie daheim auf der pyrenäischen Halbinsel seinen hauptsächlichsten Unterhalt verdankt, die Baumwollenpflanze mit ihren schönen gelben Blüten, welche fast die ganze bewohnte Erde mit Kleidern versieht, endlich der Campechebaum mit seinen traubenförmigen wohlduftenden Blumen, seinen aromatisch-stärkenden Früchten, seinen arzneilich wirkenden Blättern und seinem berühmten Holze, das selbst das Wasser, worin ein Stamm dieses merkwürdigen Baumes eine zeitlang gelegen, zu einer brauchbaren Tinte zu färben vermag; — eine solche reiche Flora belebt die Ufer der Seeen, das Bett der Flüsse, die Abhänge der Berge. Das Zuckerrohr von Taïti läßt mitten durch dieses große Naturgemälde sein helles Grün schimmern; der Kaffeebaum ist, bis an die Grenze des ewigen Frühlings hin, ein freundlicher Gast geworden; der Reis und der Mais, der Yam und die Bataten[2]) knüpfen ihre nährenden Früchte an ein und dieselbe fruchtbare Scholle; der Weinstock Asiens und der Weizen Europas wachsen hier um die Wette; der Ölbaum, der Flachs und Hanf erwarten bloß noch, daß man ihnen das Bürgerrecht erteile, um sofort dem Vaterlande des Goldes und Silbers neue Erdengüter zu bringen. In jeder Höhe findet sich die Kartoffel, die im Pflanzenreich ganz so wie unter den Tieren der Hund, dieser treueste Begleiter des Menschen, überall einheimisch wird, wo der Mensch zu leben vermag, und die nicht minder leicht anzubauende fast noch wohlthätigere Agave[3]) läßt wie eine Wunder-

[1]) Mexico ist der Hauptort der Cochenille (Schildlaus), welche hier auf mehreren Arten des Kaktus, vornehmlich auch auf dem unter uns bekannten Cactus Opuntia (indianisches Feigenblatt) lebt. Dieses äußerlich so unscheinbare Insekt giebt die herrliche Farbe, die wir kennen, und bringt jährlich ein Kapital von circa 27 Millionen Mark Ausbeute.

[2]) Die gemeine Yamswurzel (Discorea sativa) ist in beiden Indien und auf den Inseln der Südsee zu Hause. Das ganze Gewächs ist fast bloß Wurzel, auf welche die Natur alle Kraft verwandt hat; ein dicker Knollen, äußerlich grau oder gelb, inwendig weiß, oft von 40—60 Pfund Gewicht. Man ißt sie gewöhnlich in Asche gebraten.

Die Bataten der Convolvulus batatas, einer Winde, sind Knollen, einigermaßen den Kartoffeln ähnlich, aber zarter und lieblicher von Geschmack. Der borstige, kriechende Stengel hat herzförmige Blätter und blaue Blumen.

[3]) Die Gärtner rechnen die Agave ihrer ähnlichen Blattform wegen zu den Aloën, obwohl sie ein eigenes Geschlecht ausmacht. Die bekannteste, welche auch in unsern Gewächshäusern gezogen wird, ist eben die amerikanische (Agave americana), mit den dicken, einen Meter langen, in eine Stachelspitze auslaufenden Blättern. Im 20. oder 30. Jahre treibt der ungeheure Stamm zuweilen 10 m hohe Blütenstengel hervor mit einem Durchmesser von 10 cm. Er breitet sich oben in Äste aus, die, gleich den Armen eines Kronleuchters, eine Pyramide bilden und angenehm riechende grüngelbe Blüten tragen. Die blühende Agave gewährt einen prächtigen Anblick. — In Amerika braucht man sie zu Zäunen, die noch besser schützen als eine Mauer. Aus dem Saft kann Wein (Pulque), Zucker und Essig bereitet werden. In Mexico giebt es Agavepflanzen, die

quelle dreimal des Tages dem Ackersmann wie dem Hirten Wein und Honig ausströmen, und das bis in die Nachbarschaft der eisigen Zone hin.

Diesen glücklichen Boden, der sich für den Anbau der Pflanzen aller Gegenden eignet, darf der Pflanzer bloß aufwühlen, um alle Metalle zu finden, die der Schoß der Erde nur irgend in sich schließen kann. Das Gold und Silber, das Eisen, das Kupfer, das Quecksilber, das bis jetzt in den Minen Neu-Spaniens fast vergessen ruhte, sie bilden reiche Quellen künftigen Glückes und Wohlstandes, welchem dereinst die alte Welt zinsbar werden wird. Mexico in der Mitte des Erdkreises gelegen, kann nach der einen Seite hin mit den Werkstätten Europas, nach der andern mit den Faktoreien Asiens in Verbindung treten.

Aber nicht bloß die Erzeugnisse des Bodens und die Ansichten der Gegenden wechseln hier in reicher Fülle mit dem mannigfaltigen Klima, der Einfluß der letztern äußert sich auch in der verschiedenartigen Sitte, Lebensweise, Gesichtsbildung der Menschen; nur mit dem Unterschiede, daß der Mensch gerade in dem Maße desto mehr Kraft und inneres Leben hat, je geringere Lebenskraft und Schönheit die Pflanzenwelt zeigt.

Dies kommt daher, weil die Früchte seiner Arbeit ihm weit mehr Gedeihen bringen, als die Früchte seines Bodens. Auch scheint er dies wirklich von jeher gefühlt zu haben; denn nach dem Beispiel der frühern und ursprünglichen Bevölkerung drängten sich auch die späteren Eroberer des Landes in die höheren Gegenden hin, auf das ungeheure Plateau von Anahuac, diesen Mittelpunkt der Kultur und Gesittung früherer Zeiten. Hier blühten unter den blutigsten Fehden die Tlascalanischen Republiken und die Monarchie der Azteken, die stolzen Rivalen, welche man das Griechenland und das Persien der neuen Welt nennen könnte; hier sieht man Städte, geschmückt mit den Erfindungen des menschlichen Geistes, mit den ausgesuchtesten Gegenständen des Luxus, mit den wohlthätigen Erzeugnissen der Künste und Gewerbe, die mitten unter den ehrwürdigen Ruinen einer längst dahingesunkenen Ordnung der Dinge eine europäische Pracht entfalten; hier stehen noch uralte Tempel, die ihre Götter und ihre Erbauer längst überlebt haben; ungeheure Altäre, vor denen die Seele von dem majestätischen Eindruck ergriffen wird und eine gewisse religiöse Rührung empfindet; — große Wasserleitungen, die der alten Römer würdig gewesen wären; Pyramiden, die an Größe jenen Monumenten gleich kommen, welche noch aus dem Sande der ägyptischen Ebene hervorragen, und die gleich diesen aus der Verehrung des Jenseits entsprangen.

Sieben bis acht Millionen*) Menschen sind die einzigen Insassen dieses bezaubernden Landes, welches ein Dritteil der Bevölkerung der alten Welt ernähren könnte. Gleichsam als wäre es von jeher dazu bestimmt, allem

bloß durch den Saft 30 und mehrere Tausend Mark eintragen. Aus den Blättern und ihren Fibern macht man Flechtwerk und Garn zu allerhand Zeugen.

*) Im Jahr 1878: 9,174,000.

dem, was die entlegensten Himmelsstriche erzeugen, zum Vereinigungspunkte zu dienen, geben sogar die Bewohner durch den Kontrast ihrer Hautfarbe und ihrer Sitten und Gebräuche der ganzen Naturscene, die sie beleben, vollends einen ungewöhnlichen Anblick. Die drei großen Spielarten unseres Menschenstammes leben hier neben einander; die verschiedenartigsten Mischungen und Abstufungen von Schwarz, Weiß, Kupferrot laufen hier in einander, während daneben manche Familien die ursprüngliche Bildungsform mit aller Zähigkeit und Schärfe beibehalten haben.

Aber warum mußten doch Menschen aus allen Zonen sich bloß darum auf den Höhen der Cordilleren begegnen, um sich gegenseitig zu hassen? Warum mußte dieser Kastenunterschied, der sich auf das leerste Vorrecht gründet, das der Zufall austeilt, überall Unterdrückung und Feindschaft verbreiten? Es giebt keine Farbe der menschlichen Haut, die nicht von dem Stolz der Weißen irgend einen Rang oder irgend einen Namen erhalten hätte. Der Eingeborene aus den unteren Volksklassen, der schon im Reiche Montezumas zum Pöbel gerechnet wurde, seufzte noch vor kurzem unter dem Joch der Stellvertreter des ehemaligen aztekischen *) Adels, seinen Gemeinde- oder Munizipalobrigkeiten, die auf ihre Mitbürger tyrannisch niedertraten, um zu vergessen, daß sie selbst von der europäischen Rasse in den Staub getreten waren. Diese Kaziken, obwohl zum Range des castilianischen Adels erhoben, verabscheuen den Kreolen, d. h. den Nachkommen jener Spanier, die Mexico eroberten und sich bereits acclimatisiert haben. Die Kreolen wiederum, die nur zu oft dem Andenken an das Mutterland untreu

*) Das erste bis jetzt uns bekannte Volk, das vermutlich vor dem Ende des 7. Jahrhunderts aus dem Norden nach Anahuak kam, sind die Tolteken, welche den Ackerbau und viele mechanische Künste mitgebracht haben sollen. Die prächtigen Ruinen von Tempeln und öffentlichen Gebäuden, die man in verschiedenen Teilen Neu-Spaniens findet, werden diesem Volke zugeschrieben, dessen Name gleichbedeutend mit „Baumeister" ist. — Nach dem Eindringen mehrerer anderer erobernden Stämme machten sich die Azteken geltend, die gleichfalls aus dem Norden kamen, und zwar zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie gelangten 1325 an das Südwestende des Hauptsees. Hier sahen sie auf einem Nopalbaum (indianischen Feigenkaktus), der aus einem von dem Wasser dieses Sees bespülten Felsen hervorwuchs, einen Königsadler von außerordentlicher Größe und Schönheit. Dieser Adler hielt eine Schlange in seinen Klauen, und seine großen Flügel waren gegen die aufgehende Sonne ausgebreitet. Die Azteken begrüßten diese glückliche Vorbedeutung, welche einem Orakelspruch zufolge den Platz einer neuen Stadt bezeichnete, und gründeten eine solche auf den kleinen niedern Inseln, die sie durch Dämme unter einander verbanden, und deren Sümpfe sie ausfüllten. Hier bauten sie ihre zerbrechlichen Rohrhütten, lebten vom Fischfang und der Jagd und bauten einige Früchte auf ihren schwimmenden Gärten. Die neue Stadt, Tenochtitlan genannt, ist jetzt den Europäern unter dem Namen Mexico bekannt, welcher von dem Kriegsgott dieser Völker, Mexitli, abgeleitet ist. Diese Sage der Gründung ist aufgefrischt worden durch das Wappen der jetzigen Republik Mexico, welches den Adler und den Nopal darstellt. — Aus jenem kleinen Anfang bildete sich nach und nach das mächtige, große Reich Montezumas, dem Cortez ein Ende machte. In dem Wachstum, dem kriegerischen Geiste und der klugen Politik der Aztekenstadt zeigt sich eine große Ähnlichkeit mit Rom.

geworden ſind und die Wohlthaten desſelben vergeſſen haben, können dem neuen Ankömmling aus der alten Welt die Ämter und Ehrenſtellen nicht verzeihen, womit die Politik des Mutterlandes ihn faſt ausſchließlich bekleidet. Die Kaſten von gemiſchtem Geblüt aber, welche von den reinen Raſſen gar nicht anerkannt werden, ſtehen in allgemeiner Verachtung. Doch hat ſich, nachdem Mexico vom ſpaniſchen Mutterlande ſich losgeriſſen hat, auch manches geändert. Die Kaſten ſtehen minder ſchroff einander gegenüber, aber die Kreolen bilden den eigentlichen Adel.

## Das Leben in Mexico.*)

Etwas Zerfalleneres und Verlaſſeneres als den Anblick der Dinge um Vera Cruz herum kann man ſich nicht vorſtellen: das Fort mit ſeinen roten und ſchwarzen Wällen auf der einen Seite, auf der andern die elende düſtere Stadt, um die herum Scharen von ſchwarzen Vögeln, Sopiloten genannt, über einem liegengebliebenen Aaſe flatterten oder ſich neues ſuchten. Doch am Ziel unſerer Seereiſe war uns ſogar dieſer ſchauerliche Anblick willkommen. So weit das Auge reichte, war die Werfte mit der Bevölkerung von Vera Cruz bedeckt (und ſie ſchien von der merkwürdigſten Art zu ſein), um die Excellenz bei ihrer Ankunft ſich zu beſchauen. Einige waren unbehoſt — einige waren es doppelt, um das Gleichgewicht wieder herzuſtellen —, das obere Paar dieſer Kleidungsſtücke auf der Seite aufgeſchlitzt, nach mexicaniſcher Sitte. Alle trugen breitkrämpige Hüte mit Silber oder bunten Perlen geſchmückt, und die ganze Farbenfolge vom dunkeln Braun bis zum durchſichtigen Weiß glühte auf ihren Geſichtern. Einige Anzüge waren ganz aus Lumpen zuſammengeſetzt, die nur durch die naturgemäße Anziehungskraft an einander hielten; andere waren nur mit einigen Luftlöchern verſehen; alles aber drängte ſich, ſtieß ſich mit den Ellenbogen und warf ſich beinahe ins Waſſer, um den Anblick des Tages nicht zu verlieren.

Als wir weiter kamen, war es ſchwer, ſich zu überzeugen, daß wir noch inmitten des Dezembers ſeien; die Luft war lau und balſamiſch; die Hitze, ohne drückend zu ſein, die des Juli in England. Die Straße führt durch waldiges Land voll blütenbedeckter, fruchtbeladener Bäume. Blumen aller Farben ſtrömten ihren Wohlgeruch aus, phantaſtiſche Schlingpflanzen durchflochten die Äſte der Bäume und beſtreuten jeden Zweig mit ihren Blüten; Palmen-, Kokos-, Orangen- und Citronenbäume ſtanden unter einander, und einmal, als der Weg ſich wandte, erblickten wir ein indianiſches Weib mit langen Haaren, am Strom unter einem hohen Baume ruhend — ein orientaliſches Bild. Der Hut unſers Reiſemarſchalls Don Miguel war an ſich ſchon eine Merkwürdigkeit: er war von weißem Biber mit ungeheurer Krämpe, mit feſtem Silbergewebe gefüttert und mit zwei dicken Silberrollen und

*) Aus dem Reiſetagebuche der Madame Calderon de la Barca (Gemahlin des ſpaniſchen Geſandten in Mexico).

Quaſten verziert. Man ſieht kein menſchliches Weſen, keinen vorübergehenden Gegenſtand, der nicht ein Bild abgäbe. Die indianiſchen Weiber mit langen Flechten, ihre Kinder auf dem Rücken feſtgebunden, von großen Strohhüten beſchattet, in zweifarbige Röcke gekleidet; die langen Reihen von Arrieros mit ihren belaſteten Maultieren und dunkeln, wilden Geſichtern, der Reiter mit ſeinem vielfarbigen Sarape und reich geſchmückten Sattel, ſeinem mexicaniſchen Hut, ſilbernen Steigbügeln und ledernen Stiefeln. — Alles iſt maleriſch. Bei La Calera hatten wir eine ferne Ausſicht auf das Meer. Zuweilen hielten wir an und kauften Orangen, Ananas und Granadilas, brotignakiſche Stachelbeeren, deren Fleiſch, in dicke, gelbe oder grüne Haut gehüllt, ſehr erfriſchend iſt . . . .

Die Kälte wurde fühlbarer, und endlich ſahen wir bei Mondenſchein deutlich den Pik von Orizaba mit ſeiner weißen Haube, deſſen bloßer Anblick frieren macht. Bei der Annäherung an Jalapa wurde die Scene maleriſch; unſere Eskorte hatte ihre Sarapes umgenommen, und ihre hohen Helme und Federn tauchten in die Bäume und Büſche hinein, wie ſie vor uns her ſprengten. Der Orizaba und der Cofre de Perote leuchteten weiß in der Ferne, während ein köſtlicher Blumen-, beſonders Roſenduft, das Land bezeichnete, durch das wir zogen. Es war faſt 2 Uhr in der Nacht, als wir Jalapa erreichten, zum Tode müde und vor Kälte zitternd. Von einem Feuer war nicht die Rede, aber warmer Thee ward uns vorgeſetzt, und bald nachher genoß ich wenigſtens eines Schlafes, wie er mir ſeit New-York nicht geworden war. Nach dem Frühſtück wanderten wir, begleitet von mehreren Herren aus der Stadt, in derſelben umher. Sie beſteht faſt nur aus zwei ſteilen, ſehr alten Straßen mit einigen großen, vortrefflichen Häuſern, wovon die beſſern engliſchen Kaufleuten und Veracruzer Einwohnern gehörten, welche die Jahreszeit des Vomito hier verleben; außerdem beſitzt ſie einige alte Kirchen, Klöſter und einen gut verſehenen Marktplatz. Aber überall drängen ſich Roſen aus den alten Mauerſpalten, und indianiſche Mädchen winden Kränze für einen Heiligenſchrein — Blumen in den Buden, Blumen in den Fenſtern und dabei überall eine der mächtigſten Gebirgsanſichten der Welt. Der Cofre de Perote mit ſeinem dunkeln Fichtenwald und mit der rieſenmäßigen Küſte von Porphyr, die ihm ſeinen Namen giebt, der noch höhere ſchneeweiße Pik von Orizaba beherrſchen alle anderen Gipfel und erſcheinen als die Rieſenwächter des Landes. Die ſich in einander ſchiebenden Berge, die dunkeln Klippen und fruchtbaren Thäler, die dichten Wälder von hohen Bäumen, welche Anhöhen und Niederungen bekleiden; der Anblick des fernen Ozeans, die nahen Stege, durch Obſtbäume beſchattet; die Aloë, die Banane mit dem grünen Storaxbaum und der blühenden Myrte gemengt, Hunderte von Sträuchern und Blumen jeder Farbe und jedes Duftes — alles dieſes vereinigt ſich, um eine der verſchiedenartigſten Scenerieen zu bilden, die das Auge entzücken können. Und dann Jalapa ſelbſt, ſo alt und grau, und roſenbedeckt, mit einem Liede, das jeder Thür und jedem Fenſter entquillt, und der ſüßen, lauen Atmoſphäre! Der Eindruck wird nicht leicht verwiſcht.

Wir näherten uns der Hauptstadt. Meine Gedanken, die 300 Jahre hinter mir geschwärmt hatten, wurden durch die Ankunft eines Offiziers in voller Uniform in die Gegenwart zurückgerufen. Dieser kam auf Befehl der Regierung, um den Überbringer der Friedenspalme aus Alt-Spanien zu bewillkommnen, und war, unsere Ankunft erwartend, den ganzen vorhergehenden Tag zu Pferde gewesen. Da es angefangen hatte zu regnen, nahm er unser Anerbieten an, Schutz in unserm Wagen zu suchen. Wir waren jetzt von einem großen galoppierenden Troß umgeben und bemerkten bald, daß trotz des Regens und der beginnenden Dunkelheit unzählige Wagen und Reiter uns entgegen gekommen waren. Bald darauf hielt der Reisewagen, und wir wurden ersucht, in eine prächtige, von vier weißen Pferden gezogene hochrote und goldene Kutsche zu steigen, die das Wappen der Republik, den Adler und den Nopalkaktus, inwendig im Dache mit Gold gestickt, zierte. Inmitten dieses ungeheuren Zuges von Truppen, Wagen und Reitern hielten wir unsern Einzug in die Stadt Montezumas. Die Gegend auf dieser Seite von Mexico ist öde und flach, und wo die Wasser der Lagunen, einst die Stadt umgebend, sich als Kanäle durch ihre Straßen zogen, sahen wir jetzt eintöniges Marschland, nur wenig durch große Züge von wilden Enten und Wasserhühnern belebt. Aber die Traurigkeit der Umgebungen ward erheitert durch den lustigen Anblick des Zuges, durch die scharlachroten und goldnen Uniformen, die hellfarbigen Sarapes, die Eleganz der Herren (meist Spanier, wie ich glaube) auf ihren hohen mexicanischen Sätteln mit goldgestickten Schabracken, reich ausgeschlagenen Jacken, Beinkleidern mit silbernen Knöpfen, gepreßten Lederstiefeln, silbernen Sporen und malerischen Mangas mit schwarz- oder buntfarbigen Kragen. An den Thoren von Mexico hielt der Wagen, und drei enthusiastische Bewillkommnungsrufe erschallten. Es war beinahe dunkel, und der Regen fiel in Strömen; dessenungeachtet schlossen sich noch mehrere Wagen mit Damen und Herren dem Zuge an. Besonders durch die Güte eines reichen mexicanischen Kaufherren war ein Haus in der Vorstadt von Buenavista vorläufig für uns eingerichtet worden; wir hatten also die ganze Stadt mit ihren langen und schmalen Straßen zu durchziehen, immer von der Volksmenge begleitet, welche, mit dem schlechten Pflaster im Bunde, unsere Fahrt sehr verzögerte. Durch den Regen und die Dunkelheit schimmerten uns zuweilen hohe Gebäude, Kirchen und Klöster bei schwachem Lampenlicht entgegen. Als wir endlich ankamen, stieg Calderon im Gußregen aus und dankte für den freundlichen Empfang. Nachdem er dem Unteroffizier einige Unzen für die Soldaten gegeben hatte, betraten wir das Haus, von den mexicanischen Offizieren und einer großen Gesellschaft von Spaniern begleitet. . . . .

Bei Tageslicht fanden wir unsere Wohnung sehr hübsch — ein großer Garten voll Blumen stößt daran — der Hof duftet von Rosen, aber da die ganze Flucht der Zimmer zu ebener Erde liegt, so sind sie etwas feucht. Das Wetter ist, obgleich schön, doch des Morgens so kühl, daß ich manchmal denke, wie Fußteppiche und sogar ein Soupçon von Kaminfeuer nicht

überflüſſig wären. Erſtere werden wir bald erlangen, aber zu letzterem ſind keine Anſtalten, weder Kamin noch Öfen vorhanden; auch würde es, ſobald die erſte Morgenſtunde vorüber iſt, läſtig ſein. Das Haus ſteht allein, ein großer Hof trennt es von der Straße, gegenüber liegt der große ſteinerne Aquadukt, ein prächtiges Werk der Spanier, doch gewiß nicht prächtiger als der, dem das alte Tenochtitlan ſein Waſſer verdankte. Hinter uns ſtehen allerlei alte Häuſer von Bäumen beſchattet, ſo daß wir wie auf dem Lande leben. Rechts von uns ſteht ein großes Gebäude mit Gärten und Olivenanlagen, wo die engliſche Geſandtſchaft früher wohnte, dem Umfang nach ein Palaſt; ſpäter reſidierte Santa Ana dort, und jetzt gehört es einem Senor Perez Galvez, dem wir es gern abmieten wollen, wenn er es uns überläßt. Was uns aber am meiſten beſchäftigt, ſind die merkwürdigen und maleriſchen Menſchengruppen, die wir aus den Fenſtern ſehen: bronzefarbene Männer, als einzige Bekleidung in ein Stück Decke gehüllt, die irdene Gefäße, ganz wie ſie ſelbſt gefärbt, leicht auf dem Kopfe tragen, ſo daß ſie vollkommenen Statuen von terra cotta gleichen; dieſe Gefäße ſind mit eingemachten Früchten oder weißen Pyramiden von Fett (mantequillas) gefüllt; Weiber mit Roboſos, zweifarbigen kurzen Röcken, gewöhnlich ganz zerlumpt, aber dennoch eine Spitze um ihr Unterkleid geſetzt, ohne Strümpfe und ihre kleinen Füße in noch kleinere Schuhe von ſchmutzigem, weißem Atlas geſteckt; Herren zu Pferde mit mexicaniſchen Sätteln und Sarapes; müßige Leperos, lebendige Lumpenbündel, die an die Fenſter kommen und mit einer höchſt kläglichen, doch verſtellten Jammerſtimme betteln, oder unter den Mauerbogen liegen und träge die Luft und den Sonnenſchein einatmen, oder an der Thür ſtundenlang ſitzend in der Sonne ſchmoren, oder im Schatten der Häuſer; indianiſche Weiber mit ihren engen, dunklen Röcken und ihren rotdurchflochtenen, verſchlungenen Haaren, die ihre Körbe niederſetzen, um ſich auszuruhen, und unterdeſſen bedächtig die Haare ihrer kupferfarbenen Sprößlinge unterſuchen. Kurz, wir haben genug Gegenſtände, die unſere Aufmerkſamkeit feſſeln.

Die mexicaniſchen Beſuche ſcheinen mir an Länge alles zu übertreffen, was man ſonſt von einem Beſuche anzunehmen pflegt; nie dauern ſie unter einer Stunde, und manchmal nehmen ſie einen großen Teil des Tages ein. Herren glauben ſich zu jeder Tageszeit willkommen; gehſt du zum Frühſtück, ſo gehen ſie auch; zum Mittagseſſen, ſo eſſen ſie mit; ſchläfſt du, ſo warten ſie, bis du wach biſt; biſt du ausgegangen, ſo kommen ſie wieder. Ein ganz gleichgültiger Menſch, deſſen Namen ich vergeſſen habe, kam geſtern nach dem Frühſtück zu uns, behauptete ſeinen Platz und ſetzte ſich mit uns zu einem ſpäten Diner nieder. Man ſollte dieſes nicht Beſuche, ſondern Heimſuchungen nennen. Ein offenes Haus und ein offener Tiſch für Freunde, zu denen ſelbſt alle oberflächlichen Bekanntſchaften gerechnet werden, ſind ſpaniſche Gewohnheiten der Gaſtfreundſchaft, die hierher verpflanzt ſind.

Männer und Weiber gleichen ſich überall, ob in die anmutige Mantille gehüllt oder nach der neueſten Mode gekleidet, ob ſie einen ſpaniſchen Mantel,

einen mexicaniſchen Sarape oder einen ſchottiſchen Plaid tragen. Die Weiſe der Frauen hat hier etwas ungemein Freundliches, die ſpaniſche Etikette etwas ungemein Langweiliges. Nachdem man der Sitte gemäß jede eintretende Dame geküßt, was im ganzen etwas Zuthunliches hat, und die vornehmſte auf dem Sofa rechts Platz genommen — ein Punkt, der von Wichtigkeit ſcheint — beginnt notgedrungen folgendes Geſpräch: „Wie befinden Sie ſich?“ — „Ihnen zu dienen, und Sie?“ — „Ich danke Ihnen, wie immer, zu Ihren Dienſten.“ „Ich freue mich, und wie befinden Sie ſich, Senora?“ — „Zu Ihrer Verfügung, und Sie?“ — „Tauſend Dank, und der Senor?“ — „Zu ihren Dienſten, wie immer“ u. ſ. w. Ehe man ſich ſetzt, ſagt man: „Bitte, nehmen Sie Platz.“ — „Sie zuerſt, Senora!“ — „Nein, Senora, Sie zuerſt!“ — „Nun wohl, um Ihnen verbindlich zu ſein, ohne weitere Ceremonie, ich haſſe Komplimente und Etikette!“ Und ſie haben ganz recht, daß wirklich keine Etikette ſtattfindet; alles dies ſind bloß Zeichen des Wohlwollens, Worte, die es bekräftigen helfen. Sieht man ſich des Morgens, ſo geht dieſen Fragen noch eine: „wie man die Nacht zugebracht hat“, und die Antwort: „zu Ihren Dienſten“, voraus. Selbſt in Mexico bietet das Wetter eine rechtmäßige Handhabe für das Geſpräch dar, beſonders wenn es regnet oder zu regnen droht, denn dieſe Umſtände erregen Erſtaunen und ſtacheln die Beobachtungsgabe; außerdem hält man Abhandlungen über leiſe Abſtufungen der Wärme oder Kälte, die uns entgangen ſind. Iſt der Beſuch abgethan, ſo küßt man ſich wieder; die Hausfrau begleitet ihren Gaſt bis auf die Flur, und es beginnt ein neuer Phraſenwechſel. „Senora, Sie wiſſen, daß mein Haus zu Ihrer Verfügung ſteht!“ — „Tauſend Dank, Senora! das meinige ſteht zu der Ihrigen, und wenn ich auch nicht imſtande bin, Ihnen zu nützen, ſo ſehen Sie mich als Ihre Dienerin an, und befehlen Sie in allem über mich!“ — „Leben Sie wohl, ich wünſche Ihnen eine gute Nacht!“ Am Ende der Treppe ſieht der Gaſt nochmals zurück, um den Blick ſeiner Wirtin zu erhaſchen, und die Höflichkeiten wiederholen ſich. Alles, was mich im Anfang in Erſtaunen ſetzte, erſcheint mir ſchon jetzt ganz natürlich, und würde kaum Erwähnung verdienen, wenn es nicht einen ergötzlichen Kontraſt zu unſerer gleichgültigen und geringſchätzigen Art abgäbe, Beſuche zu empfangen und abzuſtatten. Alle Damen nennen ſich und werden von Herren beim Taufnamen genannt, und alle, die mehr als zwei- oder dreimal bei mir waren, bedienen ſich mir gegenüber derſelben Freiheit. Unter Weibern gefällt mir dies, doch macht es mich etwas ſtutzig, wenn ich höre, wie junge Leute verheirate Frauen Marie, Antonie, Anitta u. ſ. w. nennen; da aber keine Vertraulichkeit dabei in Anſpruch genommen wird, ſo hätte man Unrecht, ſie hineinzulegen.

Während ich ſchreibe, ſieht mich ein abſcheulicher Lepero mit großen, lauernden Augen durchs Fenſter an und läßt die außerordentlichſte Folgenreihe von Seufzern aus ſeiner Bruſt dringen, indem er mir eine Hand mit zwei langen Fingern hinhält, deren drei andere wahrſcheinlich nach innen feſtgebunden ſind. „Senorita, Senorita, der heiligen Jungfrau zu Liebe;

um des reinſten Blutes Chriſti willen! bei der wunderbaren Empfängnis!“ O der ſchaudervolle Menſch, ich getraue mich nicht aufzublicken, aber ich fühle, daß ſeine Augen auf eine goldene Uhr mit Petſchaften gerichtet ſind, die auf dem Tiſche liegt. Das iſt das Schlimmſte daran, zu ebener Erde zu wohnen. Da kommen ihrer mehrere. Ein gelähmtes Weib, das auf dem Rücken eines bärtigen Mannes reitet — ein ſtämmiger Kerl, der ausſieht, als ob ihm nur die Eiſenſtäbe vor meinem Fenſter hinderten, wirkſamere Mittel zu ergreifen, zeigt ein verkrüppeltes Bein, von dem ich ehrlich glaube, daß es nur auf irgend eine erfinderiſche Weiſe in die Höhe gebunden iſt. Welch ein Geheul, welche Lumpen, welch ein Chor von Klageliedern! Dieſer Zuſammenlauf iſt wahrſcheinlich daher entſtanden, daß wir ihnen geſtern einiges Geld geſchickt haben. Ich verſuche, keine Notiz von ihnen zu nehmen und ſchreibe fort, als wäre ich taub. Ich muß hinausgehen, ohne ſie anzuſehen, und den Pförtner ſchicken, um ſie wegzuſcheuchen. Klingeln giebt's in dieſem Lande nicht. . . . . Ich komme zum Schreibtiſch zurück, kaum von meinem Schrecken erholt! Ich hatte eben das letzte Wort geſchrieben, als ich einen Schritt neben mir hörte, und — o! eine Elle von mir ſteht mein Freund mit dem Beine und ſtreckt ſeine Hand nach Almoſen aus. Ich erſchrak ſo heftig, daß ich einen Augenblick daran dachte, ihm meine Uhr zu geben, um ihn los zu werden; indeſſen ich glitt an ihm mit ein paar unverſtändlichen Worten vorbei, um meine Leute zu rufen. Durch den erſten, dem ich begegnete, ſchickte ich ihm etwas Geld. Der Pförtner hatte ihn nicht bemerkt, als er hinausging, um die Menge zu zerſtreuen.

Eine große Menge von Ausrufern beginnt ihr hundertſtimmiges, zuerſt unverſtändliches Geſchrei mit Tagesanbruch und endet nicht eher, als bei einbrechender Nacht. Beim erſten Dämmerlicht weckt einen der durchdringende, verzweifelnde Schrei des Kohlenverkäufers: „Kohlen, Senor!“ was, wie er es ausſpricht, „Karboſin“ lautet. Dann erſchallt das Fettmanns-Lied: „Mantequilla! Speck! Speck! anderthalb Realen“ u. ſ. w. „Geſalzenes Rindfleiſch!“ unterbricht der Schlächter mit rauher Stimme. „Hay cebo—o—o—o—?“ Das iſt der lange und melancholiſche Ruf des Weibes, die den Küchenabfall kauft und vor der Thür ſtill ſteht. Dann kommt die Kambiata vorbei, eine Art indianiſches Kramweib oder Vertauſcherin, die „Tejocotos per venas de Chile“ herausſingt. Erſteres iſt eine kleine Frucht, die ſie gegen ſpaniſchen Pfeffer ausbietet. Ein Hauſierer übertönt den gellenden Triller der Indianerin. Er fordert das Publikum auf, Stecknadeln, Nähnadeln, Fingerhüte, Hemdenknöpfe, Zwirnband, Baumwollenknäulchen, kleine Spiegel u. ſ. w. zu kaufen. Er tritt in die Häuſer und iſt bald von den weiblichen Inſaſſen umgeben, die ihm den zehnten Teil der Summe anbieten, die er verlangt und meiſt handelseins werden. Hinter ihm ſteht der Indianer mit ſeinem lockenden Fruchtkorbe, deſſen einzelne Obſtarten er alle beim Namen nennt, bis die Haushälterin nicht länger widerſtehen kann und ihn mit ſeinen Bananen, Orangen und Granadilas heraufbeſtellt. Ein heller Ruf wird gehört, der andeutet, daß etwas Heißes da iſt und ſchnell erhaſcht werden

muß, ehe es kalt wird. „Corditas de Norna caliente!“ Fette Küchelchen, heiß aus dem Backofen! Dieſer Ruf iſt weiblich, und im höchſten Schlüſſel! Folgt der Mattenverkäufer. „Wer wünſcht Matten von Puebla? Matten von 3 m Länge?“ Dies ſind die Morgenrufe. Zu mittag werden die Bettler am unverſchämteſten, und ihr Geſchrei, ihre Gebete und langen Litaneien bilden eine gleichförmige Begleitung zu dem übrigen Gelärme. Dann ſteigt über alles der Ruf: „Honigkuchen!“ empor. „Käſe und Honig!“, „Requeſon und guter Honig!“ (Requeſon iſt, was man hier Quark nennt); dann kommen die „Dulce-Männer“, die Verkäufer von Eingemachtem von ſpaniſchem Wind, der vorzüglich iſt, und allen Arten von Zuckerwerk: caramellos de esperna bacadillo de coco. Dann die Lotteriekolletteure: „Das letzte Billet iſt noch unverkauft, für einen halben Real!“ Ein lockender Ruf für den faulen Bettler, der es leichter findet, zu ſpielen, als zu arbeiten, und der dieſe Summe vielleicht in ſeinen Lumpen hat. Gegen Abend erhebt ſich der Ruf: „Tortillas de cuajada!“ „Käſekuchen“ oder „Nüſſe!“ dem der Nachtruf: „Heiße gebratene Kaſtanien!“ folgt — und der gefühlvollere Entenverkäufer: „Enten, o meine Seele, heiße, gebratene Enten!“ u. ſ. w. Wie die Nacht vorſchreitet, verhallen die Stimmen, um am andern Morgen von neuem mit friſcher Macht aufzuwachen.

Ich war genötigt, einen Arzt holen zu laſſen, der das harmloſeſte Geſchöpf der Welt zu ſein ſchien; täglich gab er mir eine andere kleine unſchuldige Mixtur und fühlte meinen Puls; was er mir aber vorzüglich adminiſtrierte, waren Lektionen im gebildeten Geſpräch. Täglich hatten wir folgende Zwieſprache, wenn er aufſtand, um ſich zu entfernen: „Gnädige Frau (dies neben dem Bette), ich bin zu Ihren Dienſten.“ — „Vielen Dank, mein Herr!“ — „Gnädige Frau (dies am Fuße des Bettes), erkennen Sie mich als Ihren unterthänigſten Diener an.“ — „Guten Morgen, mein Herr!“ — „Gnädige Frau (hier hielt er an einem Tiſche ſtill), ich küſſe Ihnen die Füße.“ — „Mein Herr, ich küſſe Ihnen die Hand!“ — „Gnädige Frau (dies an der Thüre), mein armes Haus und alles, was darin iſt, auch ich, wenn auch nutzlos, was ich habe, gehört Ihnen!“ — „Vielen Dank, mein Herr!“ (Er dreht ſich um und öffnet die Thüre, dann wendet er ſich wieder zurück): „Leben Sie wohl, gnädige Frau, Ihr Diener!“ — „Adieu, mein Herr!“ (Er geht hinaus, öffnet die Thür noch einmal, ſteckt ſeinen Kopf hinein): „Guten Morgen, gnädige Frau!“

Ehe ich meinen Brief ſchließe, muß ich Ihnen erzählen, daß ich dieſen Morgen Beſuch von einer ſehr merkwürdigen Perſon bekam, die hier unter dem Namen „La Guera“ (die ſchöne) Rodriguez ſehr wohl bekannt iſt, und die vor vielen Jahren von Alexander von Humboldt als das ſchönſte Weib gefeiert worden iſt, dem er auf ſeinen Reiſen begegnete. In Betracht des langens Zeitraums, der ſeit dem Beſuche dieſes berühmten Mannes vergangen iſt, war ich faſt erſtaunt, als mir ihre Karte als Vorläuferin ihres Beſuchs gebracht wurde, und ich ward es in noch weit höherem Grade, als ich fand, daß trotz der Jahre und der Furchen, die es der Zeit beliebt, in

das lieblichſte Angeſicht zu ziehen, La Guera eine Fülle blonder Locken, ohne ein graues Haar, zwei Reihen weißer Zähne, ſehr ſchöne Augen und große Lebendigkeit aufzuweiſen hatte. Mir erſchien ſie ſehr angenehm und eine lebendige Chronik; ſie iſt mit ihrem dritten Manne verheiratet und hat drei Töchter, alle von berühmter Schönheit. Wir ſprachen von Humboldt, und indem ſie ſich ſelbſt ganz als eine dritte Perſon betrachtete, erzählte ſie mir alle Einzelnheiten ſeines erſten Beſuchs und ſeine Bewunderung ihrer Schönheit; daß ſie damals ſehr jung, obgleich verheiratet, und Mutter von zwei Kindern war; daß, als der Baron kam, um ihre Mutter zu beſuchen, er ſie, die im Fenſter nähete, anfangs nicht bemerkte, bis er in einem ſehr ernſthaften Geſpräche über die Cochenille den Wunſch äußerte, eine gewiſſe Pflanzung zu beſuchen. „Gewiß," erwiederte ſie aus ihrer Ecke, „können wir Herrn von Humboldt hinführen;" worauf er ſie anſah und erſtaunt vor ihr ſtand, und endlich ausrief: „Valgame Dios! Wer iſt dieſes Mädchen?" Von der Zeit an war er immer bei ihr, und man ſagt, noch tiefer durch ihren Geiſt, als durch ihre Schönheit beſtrickt; er betrachtete ſie wie eine amerikaniſche Frau von Staël. Dies alles führt mich auf den Verdacht, daß der ernſthafte Gelehrte bedeutend bezaubert war, und daß weder Minen noch Berge, Geographie und Geologie, verſteinerte Muſcheln und Alpenkalkſtein ihn geſchützt haben. Es thut einem wohl, daß ſo etwas ſogar dem großen Humboldt begegnen kann.

Eine von La Gueras Geſchichten iſt zu merkwürdig, um ſie nicht anzuführen. Als eine Dame von hohem Range geſtorben war, übergaben ſie ihre Verwandten der letzten Ruheſtatt in ihrem prächtigſten Kleide, wie es damals Sitte war. Dieſes Kleid war ſogar in Mexico ein Wunder von Luxus. Es beſtand aus den feinſten Spitzen, und der Beſatz aus ſolchen, wo die Elle 50 Thlr. gekoſtet hatte; es gab ſeinesgleichen nicht mehr. So angethan, ward die Gräfin in ihren Sarg gelegt — tauſend teure Freunde gingen hin, um dieſes prächtige Totenkleid zu ſehen, bis endlich das Grab dieſe Herrlichkeit einſchloß. Eine Geſellſchaft franzöſiſcher Tänzer unternahm damals ein Ballet erſten Ranges in Mexico. Am Abend einer Lieblingsvorſtellung hüpfte Mademoiſelle Pauline pirouettierend auf die Scene, und als ſie auf den großen Zehen ſtill ſtand, um die gebührende Ernte von Lobpreiſungen einzuſammeln, zuckte ein elektriſcher Schlag des Grauens durch den Saal: Mademoiſelle Pauline hatte dasſelbe Kleid an, in welchem die Gräfin begraben worden war! Doch wies ſie ſich als unſchuldig aus: ſie hatte den Anzug um einen hohen Preis von einer Putzmacherin der Stadt gekauft — dieſe von einem Manne, dem ſie ebenfalls eine große Summe dafür bezahlt hatte — und dieſer Mann war, wie die Unterſuchung ergab, der Sakriſtan der Kirche, in welcher die Gräfin lag. Seitdem begräbt man die Toten in einfachen Gewändern, wenn ſie auch in prachtvollen auf dem Paradebette gelegen haben. — —

## Die Kirchen in Mexico.*)

Außer der Kathedrale hat Mexico eine ganze Menge großer Kirchen und zahlloser Kapellen, so daß es fast so vieltürmig erscheint wie Rom, wenn man von einer der umgebenden Höhen auf die Stadt herabschaut. Die Türme sind durchgehends hoch und schlank, die meisten viereckig, mit Kuppeln bedeckt und stark durchbrochen. Einige sind mit farbigen Terracotta-Ziegeln gedeckt, und was ihnen daneben noch einen besonders hervortretenden Effekt verleiht, das ist die Verwendung des Tezontle, jener in der Nähe vorkommenden bolusroten sehr porösen Lava, zum gröberen Mauerwerk, das von weitem wie mit Blut bestrichen erscheint.

Das Innere der meisten Kirchen ist durch die Menge vergoldeter Verzierungen, riesiger Altäre, Heiligenbilder, Weihgeschenke u. dgl. derart überladen, daß man selten einen ruhigen Eindruck ihrer Architektur erhält. In einem früheren Nonnenkloster sah ich eine Kapelle, in welcher von Decken, Wänden, Säulen und Pfeilern kaum ein Stücklein unvergoldet zu sehen war. Abstoßend wirkten auf mich die vielen lebensgroßen Figuren von Heiligen und Märtyrern, die fast in jeder Kirche aufgestellt sind. Der gegeißelte Christus mit seinen Blutspuren, die trauernde Maria, die trauernden Jünger sah ich in der Passionszeit so oft in lebenstreuen Formen und Farben vor mir auftauchen, daß ihre Gestalten noch heute wie lebend vor mir stehen. Aber das ist am Ende doch zu wachsfigurenartig und würdigt diese hohen Erscheinungen zu Gegenständen eines groben Götzendienstes herab. In der Kirche Santo Domingo sah ich einen Christus in einer ganz modernen Bettlade liegen, mit feingesteppten Decken bis zum Halse zugedeckt, das Haupt auf spitzenbesetzte Kissen gelegt. Solche Verirrungen dankt man vorzüglich den Frauen, die mit Vorliebe die Puppenspielerei jüngerer Jahre auf heilige Personen übertragen.

Während die Art des Gottesdienstes sich im allgemeinen nicht von dem Typus entfernt, welchen wir aus dem katholischen Süden Europas kennen, so daß er als eine merkwürdige Mischung von vielgläubigem Götzendienst mit christlichen Ideeen erscheint, muß man gestehen, daß das Publikum hier zu seinen Heiligtümern doch mehr Gefühl und größeren Ernst mitbringt, als in Italien. Die wärmere und schwerfälligere ernste Frömmigkeit des Spaniers hat sich auf die Indianer und Mischlinge vererbt. Zu jeder Tageszeit trifft man in den Kirchen zahlreiche Andächtige aus allen Ständen, die nicht so vorwiegend bloß dem weiblichen Geschlecht angehören, wie in andern katholischen Ländern.

Es ist nicht zu verwundern, daß hier in Mexico, wo die Geistlichkeit seit Jahrhunderten eine so erdrückend mächtige Rolle gespielt hat, die religiösen Interessen das gewöhnliche Leben mehr beherrschen, als in europäischen Ländern, die ebenso lange unter dem Einfluß aufklärender Mächte stehen.

*) Aus Mexico. Reiseskizzen von Dr. F. Ratzel (Breslau, Max Müller 1878).

Es ist umsoweniger zu verwundern, als ihnen der Charakter des Volksgemisches, das sich „Mexicaner“ nennt, eine besonders günstige Disposition entgegenbringt. Die Aufklärung macht sich jetzt freilich auf der Rednerbühne und in der Presse möglichst breit, aber sie ist eine wurzelarme Pflanze, die auf einem äußerst seichten Boden steht. Wohl scheinen eine Anzahl von Kirchen, die ihrer Bestimmung entfremdet sind, — die Klöster, die in Trümmern liegen, die gleichsam nur geduldete Existenz der Geistlichen, die auf öffentlicher Straße nicht mehr in ausgezeichneten Gewändern erscheinen dürfen; die Austreibung selbst der barmherzigen Schwestern aus den Stätten der Armen- und Krankenpflege — wohl scheint das alles den großen Sieg des Staates über die Herrschaft der Kirche zu verkünden. Allein wenn man die geringe Bildung und den schwachen Charakter der männlichen Bevölkerung Mexicos und die trotz aller Revolutionen unerschüttert gebliebene Verehrung des Frauenvolkes für die kirchlichen Würdenträger kennt, so kann man nicht umhin, an der durchgreifenden Herrschaft des Staates über die Kirche zu zweifeln. Der Klerus allein hat Disziplin und weiß immer, was er will.

Die Stadt Mexico umschloß im Jahre 1854 29 Klöster mit ungefähr 500 Mönchen und Nonnen. Jetzt sind alle Orden aufgehoben und ihre großen Baulichkeiten dienen zum Teil als Wohnhäuser für Privatleute, zum Teil für die Unterbringung öffentlicher Anstalten, Kasernen, Schulen u. s. w. Es giebt prachtvolle Bauten unter ihnen, und die Schulen vor allem können sich zu den Räumen gratulieren, die man ihnen in den schönen Klöstern angewiesen hat.

Große Säle für Vorlesungen, Zellen für die Internen, Höfe mit ringsum laufenden Hallen, Gärten, Brunnen und kühle Gänge fehlen keinem dieser Häuser, die oft mehr als hundert Meter Front haben. Den Inquisitionspalast, welcher eins der schönsten Gebäude der Stadt ist, bewohnt jetzt die medizinische Schule, ein prächtiges Nonnenkloster die Rechtsschule, das große Jesuitenkloster, San Ildefonso, hat jetzt die Escuela preparatoria, die unseren Gymnasien entspricht, in Besitz genommen.

Die Kirchen sind ihrer Bestimmung nicht so entfremdet worden. Wohl hatten die Liberalen, als sie 1861 ans Ruder kamen, nicht übel Lust, alle zu verkaufen, doch besannen sich Juarez und seine roten Freunde und gaben die wichtigsten und beliebtesten Kirchen der Geistlichkeit zurück. Doch einige (die Zahl war ja groß) wurden verkauft, sie dienen jetzt zu Magazinen; in zweien wird gegenwärtig protestantischer Gottesdienst gehalten. Übrigens genügt ein Gang durch die Straßen zur Zeit der Früh- und Abendmessen, um sich zu überzeugen, daß die Herde ihren Hirten nicht untreu geworden ist, wenn auch die letzteren ihren Einfluß nicht mehr so öffentlich zeigen dürfen, wie früher. In der Nähe der Kirchen sieht man zu dieser Zeit wenig Frauenzimmer, die nicht ein Gebetbuch in der Hand tragen und in der stillen bescheidenen Weise vor sich hinwandeln, wie die Sitte sie beim Kirchgang erheischt. Besonders um die Morgenstunden von 8—10 Uhr er-

blickt man lange Züge. Die jungen Herren wiſſen dieſe Gelegenheit wohl zu benutzen, und beſonders an Sonn- und Feiertagen, wo ſo manches Geſichtlein ſich entſchleiert, das man die ganze Woche nicht ſah, ſtehen ſie in der Nähe der Kathedralen buchſtäblich Spalier. In der Calle Plateros, durch welche der Hauptzug der Kirchengängerinnen geht, ſtehen ſie Mann an Mann mit dem Rücken gegen die Häuſer und die Damen müſſen hart an ihnen vorbei, weil das Trottoir ſo ſchmal iſt. Da benützt mancher die Gelegenheit, ſeiner Angebeteten einen Gruß oder eine Huldigung zuzuflüſtern, nach altem Gebrauch. Wenn die jungen Männer ſo ſchön als Männer wären, wie es die Weiber als Weiber ſind, wäre das keine üble Scene, aber die meiſten ſehen recht läppiſch aus und tragen ſich mit einer Geckenhaftigkeit, welche das Weibiſche ihres Weſens erſt recht hervortreten läßt. Ein unerquickliches Völkchen!

## Die Indianer in Mexico.*)

Bei den Urbewohnern Amerikas iſt eine Grundform der Geſichtszüge bemerkbar, von Canada an bis zu den Gebirgen der Araukanen, welche nach Lage und Klima, Lebensweiſe und Stammſitte vielfach abgeändert iſt, aber überall den Grundtypus durchblicken läßt. Auch der Urbewohner Mexicos, wiewohl er in viele, durch völlig verſchiedene Sprachen getrennte Stämme zerfällt, zeigt auf den erſten Blick die Eigentümlichkeit einer Raſſe.

Die Farbe iſt rotbraun, die Haut ſammetartig und weich, eine Folge des dickeren Zellgewebes, welches die ſtarke Ausprägung der Muskeln wie das Durchſchimmern der Adern verhindert. Nur bei der weiblichen Jugend ſieht man bisweilen gerötete Wangen. Das Haar iſt glänzend ſchwarz, dicht und ſchlicht, die Stirn niedrig und nicht vorſpringend, der Hinterkopf ſtark, etwas in die Höhe gedrückt. Das Geſicht bildet ein gefälliges Oval, die Backenknochen ſind ziemlich breit, die Augen groß und dunkel und ſtehen wie bei der kaukaſiſchen Raſſe wagerecht, — nicht geneigt, wie bei den Mongolen. Das Weiße des Auges iſt gelblich gefärbt und giebt einen eigenen Ausdruck von Wildheit, zumal in der Leidenſchaft. Die Naſe iſt ſanft gebogen, an den Flügeln breit, der Mund in der Regel groß, mit vollen Lippen, wiewohl nicht aufgeworfen wie bei den Afrikanern. Zwei Reihen kleiner, blendend weißer Zähne ſind beneidenswerte Zierden des Indianers.

Das Kinn iſt rund und voll, bei dem Manne dünn mit Haar bewachſen, das auch an der Oberlippe ſpärlich vorkommt. Der Hals iſt kurz, der Nacken breit und ſtark, der Bruſtkaſten hochgewölbt. Die Hüfte iſt kräftig, das Bein iſt muskulös und ſtark, mehr als der Arm; Hände und Füße ſind klein, bei dem weiblichen Geſchlecht meiſt rund und zierlich. Die Geſtalt der Männer iſt gedrungen und ſelten über Mittelgröße; die Weiber aber ſind klein und fett.

Man hört oft: die Kinder der Indianer würden weiß geboren und

*) Mexico. Landſchaftsbilder und Skizzen aus dem Volksleben von C. Sartorius.

würden erſt mit der Zeit braun, das iſt aber falſch. Die Neugeborenen ſind freilich heller als die ältern, aber nicht weiß, ſondern etwas angeraucht gelb; nur die Handflächen und Fußſohlen ſind weiß und bleiben es auch bei den Erwachſenen. Man ſieht viele ſchöne Kinder mit großen, lebhaften Augen und langen Wimpern, aber ſie bleiben nicht lange ſchön, die Züge werden hart und ſtupid. Im allgemeinen hat der Indianer einen eigentümlichen, ſchwermütigen Blick, um die Mundwinkel einen melancholiſchen Zug; wenigſtens erſcheint er uns ſo, obgleich er es vielleicht nicht iſt. Nie ſah ich ein fröhlicheres Volk als dieſe Indianer unter ſich; ſie plaudern und ſcherzen bis tief in die Nacht, ergötzen ſich an Witz und Wortſpielen, ſchäkern und lachen. Freilich den Kreolen und Meſtizen gegenüber ſind ſie kalt und zurückhaltend, ſie trauen ihnen nicht, ſie verſtehen auch ſchon die Sprache nicht ſo, um ſich bequem auszudrücken, denn unter ſich ſprechen ſie ſtets ihre indianiſche Sprache. In dem ganzen körperlichen Habitus des Indianers ſpricht ſich weniger die feinere Organiſation des Nervenmenſchen aus, als eine vorherrſchende Entwickelung des vegetativen Lebens.

Mit dichtem Haarwuchs wird das Kind geboren und bis zum höchſten Alter wird der Scheitel nicht kahl; nur ſelten ergraut die dichte Decke des Hauptes. Auch die Zähne bleiben unverſehrt bis in die ſpäteſten Jahre, und oft ſah ich Schädel, die einige Jahrzehnte in der Erde gelegen hatten, vollkommen erhalten und mit der vollen Zahl ihrer Zähne. Die Haut des Indianers ſcheint unempfindlich gegen Hitze und Kälte; äußere Verletzungen, ja tiefe Fleiſchwunden heilen mit unglaublicher Schnelligkeit und ohne Wundfieber. Ich ſage dies nicht nach einer oberflächlichen Beobachtung, ſondern ich habe viele Fälle der Art geſehen und mit denkenden Ärzten darüber geſprochen, welche an Ort und Stelle unzählige ähnliche Beobachtungen gemacht haben. Vor meinen Augen ſah ich einem Indianer den Schädel zerſchmettern, ſo daß er bewußtlos lag, und fortwährendes Erbrechen die Erſchütterung des Gehirns vermuten ließ — und trotzdem, daß ſeine Genoſſen ihr gewöhnliches Mittel, Waſchungen mit Branntwein, anwandten, genas er. Eine ſchwere Hiebwunde in den Kopf, welche den Knochen durchſchnitt, ſo daß man das Gehirn ſah, mehrere Stichwunden durch die Lungen mit Ergießung des Blutes nach innen, eine Schnittwunde, wodurch die halbe Milz hervortrat, und weil ſie ſich nicht zurückbringen ließ, abgeſchnitten wurde — und viele andere heilten raſch ohne Wundfieber. Die greulichſten Verletzungen der Extremitäten, z. B. Quetſchungen der Finger und Hände in den Zuckermühlen, erzeugen bei dem Indianer nie den Starrkrampf, er läßt ſich die zermalmten Gliedmaßen mit einer Kaltblütigkeit abſchneiden, als ob er keinen Schmerz empfände, und in der Regel heilen dieſe Wunden in ſehr kurzer Zeit. Zeigt ſich hierin ſchon eine geringe Empfindlichkeit der Nerven, ſo tritt ſie noch mehr hervor in der Wirkung des übermäßig genoſſenen Branntweins. Kein Indianer bekommt das delirium tremens, und doch ſind viele derſelben habituelle Trinker, ja man kann ſagen, ihr halbes Leben hindurch narkotiſiert, während Trinker kaukaſiſcher Raſſe in kurzer Zeit durch

das Gift des Alkohols verloren sind. Umgekehrt aber ist es bei nervösen Fiebern: diesen erliegt der Indianer viel leichter als der Weiße: er phantasiert nicht, er tobt nicht, alle Energie fehlt, und kraftlos stirbt er nach wenigen Tagen dahin.

Der Arzt mag diese Andeutungen, die ich als Laie nur unvollständig beurteilen konnte, nach seiner Wissenschaft würdigen; mir gab eine langjährige Beobachtung der Indianer das Resultat, daß sie ihrer körperlichen Organisation nach nicht zu der intellektuellen Entwickelung befähigt sind wie die kaukasische Rasse. Nicht, daß ihnen Sinnenschärfe, klare Auffassung der Gegenstände, Kombinationsvermögen mangeln; aber es fehlt ihnen die freie Stirn, das hohe Vorderhaupt, sie entbehren jene Idealität, welche das Erbteil höherer Nervenentwickelung ist, sie entbehren jenes feingeistige Element, welches in Asien und Europa hindurch die schönsten Blüten menschlicher Bildung zur Entwickelung brachte. Was hat die amerikanische Rasse geschaffen unter den günstigen Umständen und Verhältnissen des Klimas und ihres ungeheuern Kontinents? Im Norden und Süden durchziehen seit unvordenklichen Zeiten die Jägerstämme, Raubtieren gleich, die Steppen und Wälder, jeder Gesittung abhold, sich gegenseitig vernichtend, abgeschlossen im engsten Bildungskreise einfachster religiöser Ideeen und der dringendsten Kunstbereitungen für die Bedürfnisse des Lebens. Wo sich zu beiden Seiten des Äquators, in Peru und Mexico, eine höhere Gesittung entwickelte, der Landbau die irrenden Stämme fesselte und durch das Band der Geselligkeit auch der geistigen Kultur ein Boden errungen wurde, auch da gelangte die höchste Stufe der Bildung nie zur Blüte der Humanität. Die Religionssysteme der Inkas und Azteken, ihre astronomischen Kenntnisse, Kunstwerke und mechanischen Arbeiten sind Erzeugnisse ihres beobachtenden Verstandes, ihres bei der ganzen Rasse unverkennbaren Talentes für Nachbildung, ihrer Anstelligkeit und Kunstfertigkeit; aber es fehlt der höhere Genius des Idealen, die sinnende Pallas Athene der Griechen und die das Leben verschönernde Charis.

Noch wissen wir nicht, ob nicht Einflüsse von Osten her das Samenkorn der Gesittung dem amerikanischen Kontinent zugeführt haben. Deuten nicht die beiden Sonnenkinder der Inkas, deutet nicht der weiße Mann der Mexicaner, Quetzalcoatl, auf frühe Einflüsse der kaukasischen Rasse? Im Westen lag das „Hvitramannaland" (des weißen Mannes Land), welches die Isländer schon im 10. Jahrhundert kannten; wer sagt uns, welche Fäden die Gesittung des Ostens an die des Westens knüpften?

Mögen andere diese Probleme lösen, ich fahre fort, die Indianer zu schildern, wie sie jetzt sind, wie sie mir im Leben erschienen. Gern gestehe ich ihnen Bildungsfähigkeit zu, sie lernen leicht, und schon die kleinen Kinder zeigen viel Anstelligkeit und praktischen Sinn. *Geistiges Schaffen ist aber nicht die Gabe ihrer Rasse*, sie haben wenig Phantasie, aber Fleiß und Ausdauer. Die gebildeten Indianer, und es giebt manche, welche sich der Jurisprudenz und Theologie widmen, lernen ihre Wissenschaft, aber gehen nicht weiter als ihr Kompendium. Man findet bei ihnen das Talent

der Nachahmung und Vergleichung, vielleicht Humor und Witz, aber keine Poesie und schöpferische Denkkraft.

Was ihren Charakter betrifft, so ist dieser im allgemeinen nicht frei und offen, sondern verschlossen, mißtrauisch und berechnend. Nicht etwa gegen Menschen andern Stammes, nicht gegen die Enkel seines Unterdrückers umgiebt sich der Indianer mit dem Bollwerk der Vorsicht, — das wäre natürlich; nein, er zeigt es gegen die Seinen, es liegt in seiner Sprache, in seinen Manieren, in seiner Geschichte. So z. B. sind die Begrüßungen der Indianer unter einander, namentlich der Frauen, eine lange Litanei von Wünschen und Erkundigungen nach dem Befinden, welche völlig monoton und teilnahmlos von beiden Teilen zugleich hergeleiert werden, oft ohne sich anzusehen oder bei einander stehen zu bleiben. Der Indianer, welcher einen andern um etwas anspricht, thut dies nie direkt oder ohne Umschweife; er macht erst ein kleines Geschenk, lobt dieses und jenes, bis zuletzt der Wunsch vorgetragen wird. Wenn ein Indianer bei dem Richter oder Bürgermeister seines Dorfes, der — ein Indianer wie er — vielleicht sein Verwandter ist, ein Gesuch hat, so wird er, auch wenn alles Recht auf seiner Seite wäre, erst einen Freund vorausschicken mit einer Flasche Branntwein oder einem fetten Huhn (man nennt das den „Blumenstrauß senden"), um dem Anliegen einen guten Eingang zu verschaffen. Oft kamen Deputationen indianischer Dörfer zu mir, um mich über Geschäftssachen ihrer Gemeinde zu befragen; stets kamen ihrer 10—12, weil sie fürchteten, daß ein Gesandter das Geschäft zu seinem Vorteil ausbeute. Der ganze Zug kam dann, ein Mann hinter dem andern, in mein Zimmer, den Großwürdenträger oder Sprecher an der Spitze, und jeder eine Gabe in der Hand. Der Zuführer eröffnete die Begrüßungen mit vielen Bücklingen: „Guten Tag, Väterchen! Wie geht es Dir, was macht unser Mütterchen, Deine Frau Gemahlin, und die Kinderchen? Sieh, wir sind gekommen, um Dir eine Kleinigkeit zu bringen, es ist wenig, denn wir sind arm, aber Du mußt unsern guten Willen entschuldigen." Und nun rückt die ganze Schar heran mit Eiern, Hühnern und verschiedenen Früchten. Da hilft kein Abwehren. „Ihr müßt wissen, ich kann das nicht leiden, Söhne, ich diene Euch gern, wenn ich Euch nützlich sein kann; behaltet Eure Gaben und sagt, was Ihr wünscht." — „Nein, Väterchen, wir werden nicht reden, wenn Du diese Kleinigkeit verschmähst" u. s. w. Ist dieses Ceremoniel beseitigt, und die sehr ehrenwerte Gesandtschaft zum Sitzen eingeladen, so nehmen die Väter der Gemeinde, wenn auch noch so viele Stühle zum Sitzen da stehen, im Halbkreise auf dem Boden Platz, nur der Sprecher bleibt stehen und trägt in wohlgesetzter Rede sein Begehr vor, wozu das Gefolge an manchen Stellen bedeutend mit dem Kopfe nickt, gleichsam um dadurch den Accent auf die Worte zu legen. Sie sind in ihren Verhandlungen wahre Diplomaten, stellen ihre Fragen gern zweideutig, um sie nachher zu ihren Gunsten interpretieren zu können, und in Verträgen muß man sich genau vorsehen, die Bedingungen gut zu spezifizieren.

Bietet man ihnen nach einer solchen Versammlung ein Glas Rum an,

ſo glänzen alle Geſichter und es werden bedeutende Blicke gewechſelt; ſie ziehen aber vor, es vor der Thür zu trinken, und der, welcher mit dem Dank das leere Glas zurückbringt, weiß gewiß ſeiner Rede eine paſſende Wendung zu geben, um nochmals den Nektar perlen zu ſehen.

Spricht ſich in dieſer Art des Verkehrs ſchon ihr Charakter aus, ſo tritt dies noch deutlicher in kleinen Zügen hervor. Schon ihre Sprache iſt überreich an doppelſinnigen Ausdrücken, die ſie anwenden, um ſich nicht klar auszuſprechen. Ich hörte von Geiſtlichen, welche die aztekiſche Sprache ſehr fertig ſprachen, daß ſie häufig den Sinn einer Beichte nicht verſtehen konnten, weil ſich die Beichtenden in Rätſeln und Metaphern ausſprächen. Ein Indianer verſteht ſich nicht leicht dazu, Leuten, die ihn nicht kennen, ſeinen Namen zu ſagen; er giebt in der Regel einen falſchen an, um ſich nicht zu kompromittieren. Eben ſo wenig geben ſie Auskunft über Dritte, nach welchen man ſie fragt, z. B. ob ſie denſelben unterwegs begegnet ſeien; ſie werden gewöhnlich ſagen, „ſie hätten niemand geſehen.“ Im Handel und Wandel ſind ſie mißtrauiſch und fürchten ſtets übervorteilt zu werden, weil ſie ſelbſt kleine Betrügereien mit unterlaufen laſſen. Ihre kleinen Pflanzungen legen ſie gern mitten in den Wäldern an, oder in verborgenen Schluchten, um mit niemandem in Berührung zu kommen. Sie gehen auf Umwegen dahin, damit ihre Spur nicht gefunden werde, und kommt irgend ein Jäger nach der einſamen Siedelung, ſo ſehen ſie das höchſt ungern. Ähnliche Züge trifft man bei den ſtammverwandten Jäger-Indianern. Es iſt das Schleichen des Raubtieres im Waldesdunkel, das unruhig ſpähende Auge, die Sinnenſchärfe, die Sprungfertigkeit, aber auch die Feigheit. Man glaube aber nicht, der Indianer Mexicos ſei tigerwild; ſeine Vorfahren mögen es geweſen ſein, und der Apache und Komanche im Norden des Landes iſt es noch heute. Alle die chriſtlichen Indianer ſind unterwürfig und ſchmiegſam, durch lange Herrſchaft der Spanier gewöhnt, ſie ſind es, wo ſie glauben, den kürzern zu ziehen. Wohl aber treten ſie trotzig und impertinent auf, wo ſie wiſſen, daß ſie die Oberhand haben. Sie bilden die Mehrzahl im Lande, etwa fünf Achtel der Bevölkerung, und man könnte fürchten, daß ihr Bewußtſein erwachte, ein unterdrückter Stamm zu ſein. Doch das iſt nicht wohl möglich, denn die Kunde von der Geſchichte ihrer Väter iſt erloſchen bei ihnen und kaum eine Spur der Tradition iſt ihnen geblieben. Auch ſind ſie keine Unterdrückten mehr; ſie genießen gleiche Rechte mit allen übrigen Bewohnern des Landes, ſind Bürger mit freiem Eigentum und verwalten ihr Gemeinweſen ſelbſt. Sie haben alſo keinen Grund zur Unzufriedenheit. Es fehlt ihnen aber auch die Einheit, welche ſchon vor der ſpaniſchen Herrſchaft fehlte und die Urſache war, daß viele kleinere Stämme dem Schwerte der Azteken erlagen. Dieſe Stammverſchiedenheit beſteht noch; mehr als vierunddreißig verſchiedene indianiſche Sprachen werden geſprochen, die unter einander ſo viel Ähnlichkeit haben wie das Deutſche und Slaviſche; der Azteke verſteht nicht den Otomiten, der Maya nicht den Migo u. ſ. w., ja manche Stämme haſſen ſich.

Die Indianer Mexicos sind gegenwärtig alle Bürger des Reichs, und wählen ihre Kommunalbehörden nach der gesetzlichen Vorschrift. Daneben aber besteht unverkennbar in den rein indianischen Dörfern die Aristokratie gewisser Familien, deren Ansehen durch Gewohnheit geheiligt ist und deren Ausspruch respektiert werden muß. Alle Indianer sind katholische Christen; die Kirchen gehören dem Dorfe, und viele der Priester sind indianisches Vollblut, weil sie die Sprache verstehen müssen. In größeren indianischen Dörfern sorgt die Gemeinde stets dafür, daß ein Gemeindekind Theologie studiere, um einen der Ihrigen als Pfarrer zu haben. Der Pfarrer muß mit dem Adel des Dorfes harmonieren, wenn er Ansehen haben will; gerät er in Widerstreit, so wird er ausgebissen. Die Indianer bezahlen geringere Stolgebühren als alle übrigen Bewohner des Landes, stellen aber dafür dem Pfarrer einen Knecht und eine Magd und Boten, so oft er sie bedarf. Auch haben sie das Privilegium, an vielen Feiertagen vom Besuch der Messe entbunden zu sein und auf ihren Feldern arbeiten zu dürfen.

Der braune Mensch ist einfach in seiner äußern Erscheinung und hält etwas darauf, sich nach der Sitte der Väter zu kleiden. Der Mann hat kurze, nur bis an die Kniee reichende weite Beinkleider von Hirschleder oder grobem Baumwollenzeug, eine Art langer Jacke oder kurzen Kittels ohne Kragen, um die Hüfte gegürtet, deckt den Oberkörper; er kennt nicht Hemd, nicht Weste, noch sonst ein Luxusstück. An den Füßen trägt er Sandalen, auf dem schwarzen üppigen Haarwuchs einen kleinen Strohhut oder groben schwarzen Filzhut. Der Stamm der Chinatekos in Oajaca geht immer barhäuptig; die Haare hängen oft lang zur Schulter herab. Schuhe und Stiefel zu tragen gilt dem Indianer von echtem Schrot und Korn für verderbliche Neuerung, und ein Pferd zu besteigen für sträflichen Hochmut. Auch wenn sie viele Pferde besitzen, reiten sie das bescheidene Eselein, höchstens ein Maultier. Ein grober wollener Teppich, einfarbig oder gestreift, ist die toga virilis des Indianers, bei Tage der Schirm gegen Kälte und Regen, des Nachts seine einzige Decke.

Die Kleidung der Frauen ist eine Art Sack oder Stück Zeug, das um die Hüften mit einem Gürtel befestigt ist und bis zu den Füßen reicht; der Oberkörper wird mit einem weiten Überwurf gedeckt, der eine Öffnung für den Kopf hat, und zwei für die Arme, ohne Ärmel. An manchen Orten wird zu gewissen Festtagen von reichen Indianerinnen ein weißes gesticktes Oberkleid mit vielen Bändern getragen, an anderen kleiden sich alle Mädchen weiß. Die dichten Haarflechten, mit buntem Bande durchflochten, hängen entweder über die Schultern herab oder sind um den Kopf gewunden. Große Ohrringe und breite Halsbänder von Glasperlen vollenden die Toilette. Schuhe und Kopfbedeckung tragen sie nie, höchstens legen sie bei großer Hitze ein gefaltetes Tuch auf den Kopf. Aber ein kleiner Rosenkranz, etwa ein Skapulier daran, und der starke Dorn einer Kaktusart hängt als Zahnstocher um den Hals beider Geschlechter.

Die kleinen Indianerinnen in ihrem weißen, fast griechischen Gewande,

unter welchem die zarten Formen wie Bronceguß erſcheinen, ſind oft ſehr reizend. Der von der Schulter an ſchön geformte Arm iſt entblößt, das weiche kleine Händchen hält einen Fächer von Federn, in das dunkle Haar ſind die Blüten der Plumeria, einer Lieblingsblume der Indianer geflochten; ſie lächeln und zeigen Zähne wie Perlen, und das große dunkle Auge iſt feurig, wie die Sonne des Südens. Das Weib aber, das bei allen rohen Völkern das Laſttier des Mannes iſt, erblickt man oft verkümmert.

Die Wohnung des Indianers entſpricht ſeinen wenigen Bedürfniſſen. In den wärmeren holzreichen Gegenden bildet er ſeine Hütte von Holz; unbehauene Pfoſten ſind in den Boden eingerammt und tragen Gebälk und Dach; alles ſtatt der Zimmerung mit Schlingpflanzen zuſammenhaltend. Stroh oder Palmblätter bilden die Bedachung, die Wände ſind von Bambusſtäben oder dünnen Stangen gemacht und laſſen Licht und Luft ins Innere dringen. Gewöhnlich iſt das Dach auf einer Seite verlängert zu einer Vorhalle, welche auf Pfoſten ruht. Dieſes Hauptgebäude iſt in der Regel 8 m lang und 5 m breit, ohne alle Abteilung im Innern. Oft ſteht ein kleineres dicht daneben, um als Küche benutzt zu werden.

Auf den kälteren Hochebenen ſind die Hütten von ungebranntem Lehmſtein gebaut und haben ein plattes Dach von dichtgelegten Balken mit einer Decke von feingeſchlemmtem Thon, welcher mit vieler Vorſicht aufgeſtampft wird. Im Gebirge ſieht man häufig Hütten mit Schindeln, und in den agavereichen Ebenen von den Blütenſtengeln und Blättern der Agave, mit Wänden von Steinen ohne Mörtel, ſogenannten trockenen Mauern.

In der Mitte der Hütte brennt auf dem Boden der Erde, wie ſie die Natur ſchuf, bei Tag und Nacht das heilige Feuer des Herdes; dabei ſtehen ein flacher und walzenförmiger Stein zum Zerreiben des Maiſes und die irdene Pfanne zum Backen des Maisbrotes. Einige unglaſierte Töpfe und Schüſſeln, ein großer Waſſerkrug, einige Trink- und Schöpfgefäße aus Kürbisſchalen ſind der ganze Reichtum des Indianers; einige geſchnitzte Hölzer, Heilige darſtellend, der Schmuck der Hütte. Weder Tiſch noch Bank verengt den Raum; Matten von Binſen oder Palmblättern dienen als Sitz und Tiſch zugleich, ſie ſind das Bett für die Nachtruhe und der Sarg für die ewige Ruhe im Grabe.

Eine Art Haue und Hacke, einige Stricke und Netze hängen als Geräte des Mannes an der Wand, und daneben das Webegerät der Frauen, das nur aus einigen Stäben beſteht. Eine ganze Anzahl von Körbchen, die aus Palmblättern geflochten und mit Bindfaden an den Balken aufgehängt ſind, enthalten die geringen Vorräte von Salz, Bohnen, Reis, Eier, Baumwolle, Seife u. ſ. w. Dieſe Körbchen repräſentieren Kiſten und Schränke und hängen hoch, um ihren Inhalt den Kindern, Hunden und Ameiſen zu entziehen. An einem längeren Strick iſt ein größeres Ding aufgehängt, von Stäben zuſammengebunden, etwa 1 m lang und $^1/_2$ m breit, und von der Konſtruktion jener Fallen, womit die Knaben die Meiſen fangen. Ein Stück Matte kleidet das Innere aus; der Zweck bleibt nicht lange verborgen, denn

ein halbnackter Indianersprößling läßt seine Stimme hören, worauf ein Stoß den Kasten wie eine Schaukel schwingt, um den kleinen Luftschiffer wieder zur Ruhe zu bringen.

Wir waren in die Hütte getreten mit dem gewöhnlichen Gruße: Ave Maria! „En gracia concebida“ war die Antwort des Mannes, der auf einem Klötzchen sitzt und Mais abkörnt, von einigen Hühnern umgeben, welche jedes abspringende Korn begierig aufpicken, und die er bisweilen mit einem Bein verscheucht, wenn sie ihm zu nahe kommen. Einige Kinder, die auf dem Boden spielten in der schlichten Uniform des Paradieses, retirierten sich hinter ihre Mutter, welche, neben dem Feuer auf dem platten Boden sitzend, mit der Spindel spinnt und bisweilen mit Stöckchen in einem Topfe rührt. Einige dürre Hunde, welche in der Asche liegen, recken die Köpfe und fangen ein gewaltiges Gebell an, das der Hausherr mit dem derben Wurf einer Maiskolbe in Geheul verwandelt, und die unberufenen Schreier in eine Ecke jagt, wo sie mit einem brütenden Huhn in Konflikt geraten, das spreizend und kreischend sein Nest verteidigt. Der Adamite in der Gondel erwacht von dem Lärmen und läßt sich vernehmen. Die Mutter steht auf, neigt sich über das Fahrzeug und senkt dem Kleinen die volle Brust in den Mund, was die Ruhe herstellt.

„Könnt ihr uns etwas Mais verkaufen?“ fragen wir den Indianer, „für unsere Pferde, die dort unter dem Baume angebunden sind, und für uns selbst etwas zu essen schaffen?“ Eine lange Verhandlung entsteht zwischen Frau und Mann in indianischer Sprache; sie thun ungern diese Dienste und erwiedern oft, sie hätten nichts. „Aber wir verlangen ja nur einige Eier und Bohnen mit Tortillas“ (Maisbrot) und lassen die Reiseflasche sehen, aus der wir dem Mann einen Schluck geben, und so etwas hilft zum Abschlusse des Geschäfts. Der kleine Schreihals, der nicht wieder schlafen will, wird wie ein Äffchen auf den Rücken gebunden; mit dieser Bürde kniet die Mutter vor den Stein, wäscht diesen, sich selbst Arme und Hände, und beginnt nun die Arbeit des Zermalmens des halbgekochten Maises, um ihn dann in flache Kuchen zu formen. Eine junge stämmige Indianerin, welche mit einer schweren Bürde trockenen Holzes aus dem Walde gekommen ist, hilft bei der Bereitung des frugalen Mahles, das als Zugabe geriebenen spanischen Pfeffer enthält, eine höllische Brühe, welche den Unkundigen zum Verzweifeln brennt, aber von dem Indianer und Mestizen zu jeder Mahlzeit reichlich genossen wird. Nur mit dem Manne können wir etwas in Spanisch verkehren; die Frauen und Kinder wissen nur ihre eigene Sprache, die recht angenehm aus ihrem Munde tönt. Die Leute sind, wie alle Indianer, Landbauer, sie haben ihr kleines Maisfeld unten im Thal und pflanzen nur so viel, als sie das Jahr hindurch brauchen. Auch ihre Bohnen, Kürbisse, spanischen Pfeffer, Tomaten (physalis und solanum), Bataten und Baumwolle pflanzen sie, aber alles für eigenen Gebrauch. Jedes Jahr werden einige Schweine aufgezogen und verkauft, und auch die Hühner wandern auf den Markt, um mit dem baren Gelde die Abgaben für die Gemeinde und

Kirche zu entrichten. Die meiſten Indianer haben reichlich zu leben bei ihren höchſt geringen Bedürfniſſen; in der Regel pflanzen ſie viele Obſtbäume um ihre Hütten und löſen viel aus dem Verkaufe der Früchte. Sie ſammeln manche Rohprodukte der Wälder für den Handel, gewinnen die Faſer einer Bromelie und der Agave, arbeiten auf Tagelohn, kurz, ſie haben vielfache Mittel, einen Unterhalt ſich zu erwerben; aber ſie verlaſſen ihre alte Lebensweiſe nicht, die Männer vertrinken entweder ihr Geld oder vergraben es, um es ſicher zu haben. Die arme Frau hat das ſchwerſte Los, ſie arbeitet am meiſten und bekommt nichts vom Gewinn. Morgens um 4 Uhr ſtehen die Weiber auf, fachen das Feuer an und mahlen Reis für die Frühſuppe, während die Männer, wie Mumien in ihre Decken gewickelt, ſchlafen. Nach einer Stunde iſt der Brei (atolli) gekocht, die Männer trinken eine Schale und ſtrecken ſich wieder hin, während die Arbeit an dem Mahlſtein fortgeht, um das Brot für das Frühſtück vorzubereiten. So geht es den ganzen Tag; die Frauen holen das Waſſer und Holz, beſorgen die Kinder, bereiten dreimal täglich das Brot, ſpinnen die Baumwolle und nähen die Zeuge für die ganze Familie. Das Nähen der Kleider, das Färben, das Waſchen liegt ihnen auch ob; oft ſieht man die ganze Familie am Bach, ein Kleid nach dem andern wird gewaſchen, während der Träger, in eine Decke gewickelt, wartet, bis es getrocknet iſt. Am Sonntag muß das arme Laſttier die Früchte auf den Markt tragen, oder das irdene Geſchirr, welches auch Manufaktur der Frauen iſt; einen Säugling an der Bruſt, eine ſchwere Bürde auf dem Rücken und oft ein größeres Kind obenauf. So ſieht man ſie vielmals auf den Wegen nach den Dörfern. Auf dem Rückweg haben ſie mit unendlicher Geduld den trunkenen Mann zu führen, und wo er unrettbar zu Falle kommt, ſitzen ſie neben ihm in Wind und Wetter, bis die ſchweren Nebel aus dem Kopfe gewichen ſind.

## Die Kreolen.

Das Wort Kreole (criollo) bedeutet im allgemeinen „Eingeborener“, und ſo gebraucht man es auch in Mexico; im engeren Sinne verbindet man damit den Begriff „Eingeborener weißer oder europäiſcher Abkunft“. Wir wollen hier die Kreolen in letzterer Bedeutung kennen lernen.

Der weiße Mexicaner repräſentiert die Intelligenz des Landes und bildet demnach thatſächlich den Adel der Bevölkerung. Der Zahl nach rechnet man ein Siebentel der Einwohner unter die Kreolen, etwa 1,200,000. Die äußere Erſcheinung nähert ſich der des Spaniers, doch iſt ein eigener Typus unverkennbar. Männer und Frauen haben ſelten mehr als Mittelgröße, ſchlanken Wuchs, dunkles Haar, lebhafte dunkle Augen, kleine Hände und Füße. Man findet viele Geſichter nach orientaliſchem Schnitt mit gebogener Naſe und feinem Mund. Die Geſichtsfarbe iſt gewöhnlich nicht mehr friſch, zumal in den wärmeren Gegenden; in den kälteren dagegen ſieht man roſige Wangen und ſelbſt blonde Köpfe nicht ſelten. Beide Geſchlechter reifen früh,

der Jüngling ist im 17., die Jungfrau im 14. Jahre völlig entwickelt. Dem Kreolen ist eine große Lebhaftigkeit eigen; er lernt mit Leichtigkeit und ist körperlich gewandt, er ist ein flinker Tänzer, ein geübter Reiter, aber nicht sehr muskulös, nicht ausdauernd in schwerer Arbeit. Seine Sprache ist rasch und von sehr lebhaftem Gebärdenspiel begleitet. Ist dieses auch eine Eigentümlichkeit aller südlichen Nationen, so hat sie doch der Mexicaner besonders ausgebildet, und der Nordländer, der seine Rede kaum mit leichter Bewegung der Hand ergänzt, bewundert die tausend Bewegungen, die als Zeichensprache bald die Rede verstärken, bald kommentieren. Will man z. B. die Höhe eines Gegenstandes mit der Hand bezeichnen, so gebraucht man bei der leblosen Sache die horizontale Lage, bei dem Tier die stehende Lage der ganzen Hand, bei einem menschlichen Wesen den aufgerichteten Zeigefinger. Winkt man jemanden zu sich, so wird die Handfläche nach dem eigenen Körper zu von oben nach unten bewegt, macht man die umgekehrte Bewegung vom Körper weg, so heißt dieses: geht nur fort! Fährt man aber mit der Hand senkrecht herab, so heißt dieses: bleibe stehen! Man versteht die Sprache eines Volkes nicht hinlänglich, wenn man nicht deren Ausdrücke zu den Mienen und Gesten kennt; aber es gehört lange Übung dazu, diese Zeichensprache zu verstehen, zumal wenn sie von der Umgebung nicht verstanden werden soll, wie es bei den telegraphischen Mitteilungen der Verliebten der Fall zu sein pflegt.

Im allgemeinen ist der Kreole leicht zu elektrisieren und leidenschaftlich, aber er weiß seine Affekte zu beherrschen. Oft läuft das heiße Blut mit dem Kopf davon; Zorn, Liebe, Eifersucht verleiten zu unüberlegter That; doch bald kehrt das Gleichgewicht zurück. Heimtücke ist seinem Charakter fremd, man kennt nicht die Rache gedungener Banditen, wie in Italien oder Portugal. Wenn auch die Schilderungen mancher Touristen berichten, daß der Beleidigte seinem Gegner das Messer in die Brust stoße, und wenn dies auch bei der niederen Volksklasse öfter vorkommen mag, so ist es nie Folge langer Überlegung, sondern ein Akt der höchsten Leidenschaft und in der Regel eine Art Duell mit kurzer Waffe. Bei den Kreolen fällt dies seltener vor, als bei den Mestizen.

Der Kreole, selbst der ungebildete, hat im Umgang einen natürlichen Anstand, eine gewisse Urbanität und Unbefangenheit; er ist ehrgeizig und eitel, und wenn die Grundlage einer soliden Bildung fehlt, die eben nicht sehr häufig anzutreffen ist, so schimmern die Blößen der Oberflächlichkeit durch. Die Eitelkeit führt oft zur Überschätzung des eigenen Wertes, nicht allein des persönlichen, sondern auch des nationalen. Die Kriege mit Nordamerika und mit den Franzosen haben in dieser Beziehung harte Lektionen gegeben und den Mexicanern gezeigt, daß beherzte Redensarten gegen einen mutigen Angriff nicht Stich halten.

Leichtsinn und Genußsucht charakterisieren den Südländer, und der mexicanische Kreole macht darin keine Ausnahme. Zwar ist er im Genusse geistiger Getränke äußerst mäßig, Trinker gehören zu den seltensten Aus-

nahmen, und auch die Gastronomie pflegt er nicht wie der Nordländer; aber er liebt Süßigkeiten und Näschereien. Vor allem sind es Festlichkeiten und Vergnügungen, die Freuden der Liebe und des Spiels, denen er mit Leidenschaft nachhängt. Der Hang zum Hazardspiel ist allen Klassen des Volks, die Indianer ausgenommen, gemein und der Krebsschaden, welcher das Glück und den Wohlstand der Familien zerstört. In Städten und Dörfern sind Spielhäuser zu finden, in welchen monte, eine Art Pharao, gespielt wird, und zu welchem sich alles hindrängt. Keine Gesetze, keine polizeilichen Verfolgungen konnten bis jetzt diese Höllen vertilgen, weil der Fehler zu viele sind. Bei jeder Festlichkeit ist es das Spiel, welches sogleich in den Vordergrund tritt; bei dem Hahnengefecht und bei dem Pferderennen wird hazardiert, selbst auf dem Billard und im Kaffeehause wird gewettet und gewagt. So leidenschaftlich der Mexicaner sich dem Spiel hingiebt, so kalt trägt er den Verlust. Er verliert große Summen, seine Uhr, seine Kleider, schießt sich aber darum doch nicht tot, sondern hofft es am nächsten Spielabend wieder zu gewinnen. Der Ruin vieler Familien ist die unausbleibliche Folge dieser verkehrten Leidenschaft; sie zerstört nicht allein den Wohlstand, sondern auch die Sittlichkeit der Familie.

Der reiche Kreole liebt den Luxus, hat glänzende Equipagen, schöne Reitpferde, viele Dienerschaft, aber er kennt nicht den Komfort im Hause. Was die Bauart der Häuser betrifft, so ist die Grundform die altrömische, welche durch die Spanier über den Ozean verpflanzt wurde und dem Klima ganz angemessen ist. Von der Straße aus tritt man durch ein großes Thor ein, unter dessen Bogen das Gemach des Portiers oder ein Geschäftszimmer des Mannes den Eingang hat. Man tritt in einen viereckigen Hof, von allen Seiten mit einer Säulenhalle umschlossen; in der Mitte befindet sich gewöhnlich ein Springbrunnen, von Blumenvasen umgeben. Auch das breite Geländer des Säulenganges ist meist mit Blumen verziert. In diese Vorhalle gehen die Thüren aller Zimmer aus. Nach der Straße zu ist das Hauptgemach, der Saal, der auch auf dem Dorfe nicht fehlt, aufgeputzt mit dem besten Hausrat, einem Spiegel, Ecktischchen mit Blumenvasen, einem Heiligenbilde in silberner Nische oder dergleichen. Ein Ende des Saales, dessen Wand weder Thür noch Fenster hat, bildet den Sitz der Frauen (estrado), ist oft etwas erhöht, mit Teppichen oder Matten belegt und mit niedern Sofas bestellt. Viele Stühle stehen an den übrigen Wänden hin. Der Saal kommuniziert entweder unmittelbar oder durch den Korridor (Säulengang) mit den übrigen Zimmern, nämlich den Schlafzimmern, Speisezimmern und der Küche. Dem Eingangsthor gegenüber führt ein kleineres Thor gewöhnlich in den zweiten von Gebäuden umschlossenen Hof, welcher die Stallung, Remisen, Wohnung der männlichen Diener und andere Wirtschaftsräume enthält. Dieses ist die Einrichtung der einstöckigen Häuser, in den großen Städten aber haben die Häuser gewöhnlich zwei Stockwerke und oft noch ein Entresol. In diesem Falle ist das Erdgeschoß für Warenlager, Magazine oder Wohnungen der Diener benutzt, und die Wohnung der Fa-

milie befindet sich im ersten Stock; aber der Säulengang geht durch die verschiedenen Stockwerke hindurch, und die Einrichtung bleibt im wesentlichen dieselbe.

Die Kreolen stehen nicht gern früh auf, und von sorgfältiger Toilette ist bei den Damen keine Rede. Die Haarflechten hängen ihnen über den Rücken, denn die Kreolinnen wissen nichts von Hauben, sondern werfen leicht ein Tuch über Kopf und Nacken, wenn sie daheim sind. Auch von Strümpfen ist bei ihnen nichts zu sehen, da das Klima so mild ist. Mädchen und Frauen rauchen gern leichte Cigarren.

Gegen 8 Uhr wird ein Täßchen Schokolade mit süßem Brot genommen, dazu vereinigt sich die Familie nicht, es wird jedem in sein Schlafzimmer gebracht. Um 10 Uhr frühstückt man gebratenes Fleisch, Eier und als ständige Schüssel bei allen Ständen Bohnen (frisoles), welche erst weich gekocht und dann geschmalzt werden, mit einem bedeutenden Zusatz von Zwiebeln. Um 3 Uhr nachmittags findet der Mittagstisch, der seine stehenden Gerichte hat, statt. Zuerst wird eine Tasse klare Fleischbrühe geboten, dann Sopa, von Reis, Nudeln oder Brot gemüseartig in Fleischbrühe bis zur völligen Verdunstung der Flüssigkeit eingekocht und mit Tomaten stark gewürzt. Die Olla ist das dritte Gericht, welches auf keinem Tische fehlt. Es besteht aus Rindfleisch, Hammelfleisch, etwas Schweinefleisch, Schinken, Huhn, Würstchen, Kohl, grünen Bohnen, Möhren, Rüben, Birnen, Bananen, Zwiebeln, Sellerie, etwas Coriander und Petersilie, alles zusammengekocht. Wein nimmt man selten bei Tisch, aber nach dem Konfekt ein großes Glas Wasser.

Die meisten Kreolen legen sich nach Tisch nieder, um Siesta zu halten. Um 6 Uhr wird Schokolade oder in der heißen Zone Eis oder Obstgelée mit Wasser genommen, eine kleine Promenade zu Fuß, Pferd oder Wagen gemacht, und dann kommt die Zeit des Theaters oder der Tertulias. Letzteres sind Abendbesuche der Frauen, woran auch Männer teilnehmen. Man sitzt im Saal an den Wänden hin bei sehr dürftiger Beleuchtung — zwei Talgkerzen in dem großen Raume, — raucht und plaudert; oft wird auch musiziert und ein Tänzchen gemacht; aber selten wird etwas dabei genossen, höchstens Süßigkeiten mit Wasser.

Die Abendmahlzeit ist gewöhnlich erst um 10 Uhr und besteht aus etwas gebratenem Fleisch, Salat, Bohnen und etwas Süßem. Vom Tisch geht es unmittelbar zu Bett.

Einladungen zu Tische sind selten; werden aber bloß fremde Männer eingeladen, so erscheinen die Frauen in der Regel nicht bei Tische. Der Mexicaner ist gastfrei, und es ist ihm Ehrensache, seine Gäste gut zu bewirten. Bei Festlichkeiten auf dem Lande ist die Zahl der Gäste oft sehr groß, und das Treiben und Lärmen dabei den Festen der homerischen Völkerbeherrscher gar nicht unähnlich.

In dem häuslichen Leben ist vieles verschieden von der Weise germanischer Völker. Das Leben der Frauen in ihren Gemächern hat etwas Orientalisches; sie arbeiten mit der Nadel sehr schön, verstehen zu weben und

zu ſticken, und zu ſingen und zu muſizieren; aber es fehlt das geiſtige Element, Bildung des Verſtandes und Herzens, und die Sinnlichkeit wird leicht vorherrſchend. Die Hausfrau hat ohnehin weniger Sorge als in Europa, weil ſie weniger Wintervorräte vorzuſehen hat und die Wäſche allwöchentlich beſorgen läßt. Man vermeidet ſogar alle Vorräte im Hauſe, um ſie nicht dem Geſinde anzuvertrauen und nicht die Arbeit des Herausgebens zu haben. Für jede Mahlzeit wird alles Nötige von der Köchin oder ihrer Gehilfin im kleinen in den Buden geholt, nur die Gemüſe kauft man des Morgens auf dem Markte, und die Kohlen bringt der Köhler ins Haus, denn man kocht alles bei offenem Kohlenfeuer. So haben die Frauen weniger Arbeit im Hauſe, und man muß geſtehen, daß von der jetzigen Generation viele ihre Mußezeit zur Selbſtbildung durch Lektüre benutzen. Nur Schade, daß dieſe „bildende Lektüre" zumeiſt aus ſchlüpfrigen Romanen, unter denen die von Paul de Kock beſonders beliebt ſind, beſteht!

Im Umgange ſind die Kreolinnen liebenswürdig, und, was auch europäiſche Frauen an ihnen auszuſetzen haben mögen, die Männer, welche ihrer ſchönen Sprache völlig mächtig ſind, werden ſtets die Unterhaltung mit ihnen anziehend finden und ihre Reize rühmen.

Dieſe flüchtigen Blicke in das Leben des Kreolen kann ich nicht ſchließen, ohne einen hervorſtechenden Zug zu erwähnen, der ihm zur Ehre gereicht. Es iſt die Achtung der Kinder gegen ihre Eltern. Die Söhne bleiben in der väterlichen Gewalt, ſo lange ſie nicht eine eigene Familie gründen, und ſelbſt bei der arbeitenden Klaſſe legt der Sohn ſeinen Erwerb in die Hand des Vaters oder verfügt nicht darüber ohne deſſen Bewilligung. Es kommt nicht vor, daß ſich die Kinder an ihren Eltern vergreifen, oder daß ſie ihnen geringſchätzend begegnen, ſelbſt auf die Klaſſe der Meſtizen iſt dieſe Sitte übergegangen; ſie wird in der Hütte, wie im Palaſte beobachtet. Von zarter Jugend an werden die Kinder nie, wenn ihre Eltern ſie rufen, fragen: Was? oder: was ſoll ich? — wie dies bei unſern niedern Ständen ſo häufig geſchieht —, ſondern ſtets: Was befehlen Sie, Herr Vater, Frau Mutter? Wenn ſie von ihren abweſenden Eltern ſprechen, gebrauchen ſie entweder das vertrauliche: mein Papa, meine Mama; oder ſie ſagen: mein Herr Vater, meine Frau Mutter — oder ſelbſt: ihre Gnaden (su Merced). Der Sohn erlaubt ſich nie, in Gegenwart ſeines Vaters Tabak zu rauchen, ſelbſt der erwachſene, der verheiratete Sohn nicht. Die Mutter, welche mit ihren Töchtern ſtets im Hauſe zuſammenſitzt, iſt darin nachſichtiger, animiert ſie vielleicht ſelbſt dazu, aber bei dem Vater wagen ſie es doch nicht. Der Sohn nimmt den Hut ab, wenn der Vater mit ihm ſpricht; wenn er ſitzt, ſteht er auf, ſobald eins der Eltern ins Zimmer tritt, und bietet den Sitz an; er vermeidet ihnen den Rücken zuzuwenden, ja er geht nicht vor ihnen vorüber, wenn er einen andern Weg nehmen kann, und wenn er dazu gezwungen iſt, wird er ſtets ſagen: Verzeihen Sie, oder: Mit Ihrer Erlaubnis!

In Mexico exiſtieren keine Waiſenhäuſer, aber ſtets werden die Waiſen Unterkommen finden. Die Taufpaten übernehmen bei der Taufe die Ver-

pflichtung Elternstelle zu vertreten, wenn die Täuflinge ihre Eltern verlieren sollten. Dies ist keine leere Formel, wie in Europa, sondern wird buchstäblich befolgt. Auch braucht die Obrigkeit nicht dazu aufzufordern; selbst der arme Mann holt sich seinen verwaisten Paten, sobald er Nachricht vom Tode der Eltern erhält, und erzieht ihn wie seine eigenen Kinder. Sind aber die Paten gestorben, so ist stets ein Wettstreit verschiedener Familien um das verwaiste Kind. Oft hörte ich arme Leute sagen: Ziehe ich doch ein Hündchen in meinem Hause groß, wie sollte ich nicht die Pflege eines Wesens übernehmen, das mir gleich ist?

Dieser mitleidige Sinn zeigt sich im allgemeinen gegen Darbende und Notleidende: ich sah in dem Kriege mit Nordamerika Leute, welche mit eigener Gefahr verwundete Leute pflegten und verbargen, um sie später wieder zu ihren Landsleuten zurückzuführen.

Gegen seine Dienerschaft ist der Mexicaner mild und nachsichtig, und sieht sie als einen Teil seiner Familie an. In vielen Häusern findet man deshalb alte Diener, deren Rat gern gehört wird. Die Ammen sind, wie bei den Alten, oft die Pflegerinnen mehrerer Generationen, und der Thürsteher erzählt dem Enkel, welche Pferde er dem Großvater vorgeführt habe.

So wie sich die spanische Sprache bei den Kreolen erhalten hat, so ist vieles von den Sitten seines Mutterlandes in seinem Leben geblieben. Im Laufe von drei Jahrhunderten hat sich dieses nach Klima und Boden eigentümlich entwickelt, und der Charakter des Kreolen ist nicht mehr der des Spaniers. Eine reiche Natur, welche fast freiwillig ihr Füllhorn ausschüttet, ein heiterer Himmel, ein mildes Klima, welches den Menschen die Härte des Winters nicht empfinden läßt, haben den Kreolen verwöhnt und ihn weichlicher und leichtsinniger werden lassen, als seine überseeischen Verwandten; aber es blieb ihm der lebhafte Geist, die Erregbarkeit, der romantische Sinn Der Spanier hält mit Zähigkeit am Alten — der mexicanische Kreole ist für den Fortschritt; er ist freisinnig und tolerant selbst in religiösen Dingen. Der Spanier arbeitet mit Stetigkeit, sucht oft den Gewinn im kleinen, und bewahrt das Erworbene fürs Alter; der Mexicaner erwirbt mit Leichtigkeit, aber eben so leicht gleitet es durch die Finger; er sucht den Genuß des Augenblicks zu haschen und läßt für die Zukunft den lieben Gott sorgen.

## 10. Peru.

### Lima und seine Bewohner.*)

Die peruanische Hauptstadt liegt etwas über 12 Breitegrade vom Äquator südlich in einer Höhe von 142 m über dem Meeresspiegel, nur 2 spa-

*) „Peru, Reiseskizzen von Tschudi." (In den Jahren 1838—42.)

niſche Meilen (Leguas) vom Meere, dem ſtillen Ozean, entfernt, an beiden Seiten des Fluſſes Rimac, welcher die Stadt in zwei ungleiche Teile ſcheidet, von denen der ſüdliche die eigentliche Stadt ausmacht, der nördliche aus der Vorſtadt San Lazaro oder dem fünften Quartiere beſteht.

Faſt alle Straßen durchſchneiden ſich unter rechten Winkeln, wodurch viereckige Gruppen von Häuſern (Manzanas) gebildet werden. Man zählt im ganzen 211 Manzanas, von denen die an der Peripherie gelegenen klein und unregelmäßig ſind. Die Zahl der Häuſer iſt ungefähr 3380, nebſt 56 Kirchen und Klöſtern, von denen die letzteren allein ein Viertel der Grundfläche der Stadt einnehmen. Vor den Kirchen giebt es 54 öffentliche Plätze. Die Straßen, in der Regel 10 m breit, ſind ſchlecht gepflaſtert, haben aber Trottoirs.

Wenn der Fremde die Stadt betritt, ſo iſt der erſte Eindruck durchaus nicht günſtig, denn die Quartiere der Peripherie ſind ſchlecht, die Häuſer ärmlich, halb verfallen und ſchmutzig, die Straßen mit allen Arten von Unreinigkeiten angefüllt. Je mehr man ſich aber dem Hauptplatze nähert, deſto ſchöner und eigentümlicher wird der Anblick, ſo daß man leicht den unfreundlichen Eingang vergißt. Die Häuſer haben außer dem Erdgeſchoß nur ein Stockwerk, ſehr vielen fehlt auch dieſes. Alle größeren Wohnungen ſtimmen in ihrer Bauart überein. In der Fronte haben ſie zwei Thüren. Die eine iſt der Haupteingang, neben welchem das Thor des Wagenſchuppens iſt, worin die Kaleza ſteht. Über dieſem oder neben der Hausthür iſt häufig ein kleines Zimmerchen mit einem durch ein hölzernes Gitter verſchloſſenen Fenſter, hinter welchem die Schönen ſitzen und die Vorübergehenden ungeſehen beobachten, es auch gern ſehen, wenn einer zum „Guartar la reja“ (Gitter) kommt. Der Azaguan führt in einen ſehr geräumigen Hofraum (Partio), zu deſſen Seiten kleine Zimmer angebracht ſind. Gerade gegenüber vom Haupteingange liegt die eigentliche Wohnung, die meiſt mit einem Geländer umgeben iſt. Durch die große, faſt immer offenſtehende Doppelthür tritt man in einen großen Saal (Sala), deſſen Möbel aus einer Hängematte, einem Sofa und einer langen Reihe von Stühlen beſtehen. Auf dem Boden ſind Strohmatten ausgebreitet. Aus der Sala führt eine Glasthür in ein zweites, etwas kleineres Zimmer (la Cuadra), das elegant, oft ſehr reich ausgeſchmückt und mit wollenen Teppichen belegt iſt. Hier werden die Beſuche empfangen. Neben der Cuadra ſind die Schlafzimmer, der Speiſeſaal, die Kinderſtube u. ſ. w. Sie ſteht durch eine Thür mit einem zweiten Hofe (Traspatio) in Verbindung, der oft mit hübſchen Freskomalereien geziert iſt. Hier befinden ſich die Küche, der Stall (Corral) und ein kleines Gärtchen. Der erſte Hof ſteht mit dem zweiten durch einen ſchmalen Gang (Callejon) in Verbindung, durch welchen die Pferde geführt werden. Wo das Callejon fehlt, wie dies bei vielen, beſonders den ärmlichen Häuſern der Fall iſt, müſſen die Pferde durch die Sala und Cuadra geführt werden. — Der obere Stock hat eine von dem untern etwas verſchiedene Anordnung. Über dem Azaguan befindet ſich die Cuadra, die mit

dem Balkon, der die meiſten Häuſer ziert, in Verbindung ſteht; vor ihr iſt die Sala. Über den Hofzimmern des Erdgeſchoſſes ſind die übrigen Gemächer gebaut, aber über der Cuadra und Sala ſind keine Zimmer, ſondern ein geräumiger, mit Quaderſteinen beſetzter Platz (Azotea), der nach dem Hofe zu mit einem Geländer umgeben iſt. Dieſe Azotea dient den Kindern als Spielplatz; ſie wird mit Blumentöpfen geſchmückt und durch ein ausgeſpanntes Zelt gegen die Sonne geſchützt. Das Hausdach iſt flach und beſteht aus Rohr, das mit Matten bedeckt und mit Lehm beworfen, oder auch mit leichten Backſteinen ausgelegt iſt. Ein Teil der Zimmerfenſter iſt auf dem Dache angebracht, die übrigen, deren nur ſehr wenige ſind, befinden ſich auf jeder Seite der Thüren und ſind durch kunſtvoll gearbeitete, oft reich vergoldete Gitter geſchloſſen.

Die Bauart kann als typiſch betrachtet werden; natürlich giebt es hier und da einige Abweichungen davon. Die Mauern ſind bei den größeren Gebäuden aus Luftziegeln oder Backſteinen aufgeführt, bei den kleineren beſtehen ſie aus doppelten Rohrwänden, die mit Lehm beworfen und nachher weiß oder gelb übertüncht werden. Die Thüren und Fenſter ſtehen der Hitze wegen faſt immer offen, den Häuſern fehlt daher das Wohnliche und Heimiſche unſerer europäiſchen Wohnungen.

Von den ſehr zahlreichen Kirchen und Kathedralen verdienen einige eine beſondere Erwähnung.

Die Kathedrale nimmt faſt die ganze öſtliche Seite des großen Platzes (Plaza major) ein. Montag den 18. Jan. 1534 legte Don Francisco Pizarro den Grundſtein und eigenhändig den erſten Balken zu dieſer Kirche, die er „de nuestra Señora de la Asuncion“ *) nannte. Neunzig Jahre lang wurde daran gebaut; den 19. Okt. 1625 weihte ſie der Erzbiſchof Don Gonzala de Ocambo mit ſolchem Pompe ein, daß er bei der Meſſe, die um 6 Uhr morgens begann, die geheiligte Hoſtie erſt um 4 Uhr abends aufhob.

Das Innere der Kirche iſt ſehr ſchön und hat einige ausgezeichnet gut gearbeitete Altäre. Der Hochaltar iſt prachtvoll mit ſieben ioniſchen Silberſäulen geziert, die $3^1/_2$ m hoch und $^1/_2$ m dick ſind; über ihm wölbt ſich eine ſchwer vergoldete ſilberne Krone. Die Monſtranz iſt über 2 m hoch, äußerſt zierlich aus Gold gearbeitet und mit unzähligen Diamanten und Smaragden geſchmückt. Zu den Seiten des Altars ſtehen mächtige, maſſiv ſilberne Kandelaber, von denen jeder $112^1/_2$ Pfund wiegt. An hohen Feſttagen übertrifft der Glanz und der Reichtum, die hier zur Schau geſtellt werden, vielleicht an Pracht die erſten römiſchen Kirchen. Die Ornate und Meßgewänder entſprechen dem Glanze des Hochaltars; ſie ſind auf das reichſte mit Gold und Edelſteinen geſtickt. Die geweihten Gefäße ſind ebenfalls von außerordentlichem Werte. Den Dienſt in der Kathedrale verſehen die Domherren (Canonigos).

Unter den Pfarrkirchen zeichnet ſich San Lazaro durch ein geſchmack-

*) Unſere Herrin der Auffahrt (Himmelfahrt).

volles Äußere und eine einfache, aber würdige innere Ausschmückung aus. Vor der Thür dieses Tempels werden die unbekannten Leichname, die man auf der Straße findet, 24 Stunden lang ausgelegt.

Das Kloster von San Francisco ist das größte und imposanteste von allen, es ist ein ungeheures Gebäude, das in der Nähe der Plaza major zwischen dieser und dem Rimac liegt. In diesem Kloster wird täglich von morgens um 5 Uhr bis mittags um 12 Uhr jede halbe Stunde eine Messe gehalten. Während des Erdbebens von 1630 soll das Madonnenbild, welches über der Kirchthüre stand, sich gegen den Hochaltar gewendet, mit gefalteten Händen Gott um Gnade für die Stadt angefleht und sie dadurch vom gänzlichen Ruin errettet haben. Der Mönch, der mich im Kloster herumführte und mir die Wundergeschichte erzählte, meinte, es sei doch sonderbar, daß die Madonna im Jahre 1746 das nämliche Manöver nicht wiederholt habe.

Dem Franciscanerorden gehört auch die „Recelota de San Jago", in die sich während der Fastenzeit, besonders in der Charwoche, viele Männer zurückziehen, um unter Beten, Kasteien und Nachdenken, fern vom Geräusch der Welt und den Zerstreuungen der Gesellschaft, sich zur Beichte und zum Genuß des heiligen Abendmahls vorzubereiten.

Santo Domingo zeichnet sich durch seinen Reichtum aus. Das Kloster hat eine jährliche Einnahme von 70—75,000 Piastern = 105 bis 117,000 Mark), meistens Grundzinsen von Häusern in der Stadt.

In einem kleinen Kloster, „Refugio de San Jose", werden Frauen, die sich einer schlechten Behandlung ihrer Männer entziehen wollen, aufgenommen, auch können Ehemänner, um ihren zu liebenswürdigen Gattinnen Zeit zum Nachdenken zu verschaffen, mit erzbischöflicher Erlaubnis dieselben dort hinbringen.

Lima besitzt mehrere Hospitäler, die aber an Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, an Sorgfalt der Pflege und ganz besonders an einer vernünftigen ärztlichen Leitung viel zu wünschen übrig lassen. Das größte ist „San Andres"; es enthält fünf große und vier kleinere Säle mit 387 Betten und einer besonderen Abteilung für Unheilbare. Hier werden auch die Wahnsinnigen, deren es immer eine große Anzahl giebt, aufbewahrt. Am 30. November, dem Tage des heiligen Andreas, ist dem Publikum der Zutritt zu demselben gestattet. Dann strömen die Einwohner von Lima nach dem Hospitale hin, um sich am Anblick der Irren zu belustigen. Es ist empörend, zu sehen, wie diese Unglücklichen der Schaulust des Publikums und seinen Neckereien preisgegeben werden. Das Einsammeln von Almosen bei den zahlreichen Besuchenden ist eigentlich der Zweck dieses Gebrauches, der aber immer verwerflich bleibt.

Der Mittelpunkt des Lebens und Handels von Lima ist der schon erwähnte große Platz „Plaza major", ein verschobenes Viereck, von dem jede Seite 155 m lang ist. Von jeder der vier Ecken gehen zwei gerade Straßen unter rechten Winkeln ab. Der Boden ist mit feinem Sande bedeckt. Die

Kathedrale und der Palaſt des Erzbiſchofs nehmen die öſtliche Seite ein; auf der Nordſeite ſteht der Palaſt der Regierung, früher der ſo mächtigen Vicekönige. Von außen hat er ein ſehr ärmliches Ausſehen, und die Faſſade nach der Plaza zu wird durch eine Reihe kleiner ärmlicher Buden, in denen Materialwaren verkauft werden, entſtellt. Über dieſen iſt ein ſchmaler, häßlicher Balkon. Ein großes Doppelthor führt von dieſer Seite in den Haupthof. Die Weſtſeite iſt eben ſo wenig anziehend und gleichfalls durch eine Menge kleiner Buden mit Sattlerwaren und altem Eiſen entſtellt. Der Haupteingang in den Palaſt befindet ſich auf dieſer Seite und iſt ganz einfach. Das Innere des Gebäudes entſpricht dem Äußern; es iſt geſchmacklos und ärmlich.

Die weſtliche Seite der Plaza wird von dem Rathauſe und einer Reihe Häuſer eingenommen, die nicht ſchön ſind und namentlich durch die Säulengänge mit ihren Kaufbuden entſtellt werden. Denſelben Anblick bieten die Häuſer auf der Südſeite, nur daß hier die Poſamentiere ihre Knöpfe und Franſen ſpinnen.

In der Mitte der Plaza ſteht ein ſehr ſchöner bronzener Brunnen mit drei Baſſins; aus dem mittleren erhebt ſich eine Säule, auf deren Spitze die Fama einen Teil des Waſſers heraustrompetet; das übrige Waſſer ſtürzt aus den Rachen von vier Löwen. Auch die anderen kleineren Brunnen ſind geſchmackvoll ausgeführt.

Der zweitgrößte öffentliche Platz in Lima iſt der Inquiſitionsplatz, ſeit dem Befreiungskriege „der Unabhängigkeitsplatz“ genannt. Den Eingeborenen iſt indes der alte Name viel geläufiger. Da der Markt hier abgehalten wird, ſo iſt er während des Vormittags ſehr belebt. Zwei Gebäude ſind die ausgezeichnetſten: das Inquiſitions- und das Univerſitätsgebäude. Von der früheren Einrichtung des Sitzes des „furchtbaren Tribunals der Drei“ iſt wenig mehr zu ſehen, da nach der Aufhebung der Inquiſition durch die Cortes von dem wütenden Pöbel die Zimmer, Möbeln u. ſ. w. faſt ganz zerſtört wurden. Lima war der Sitz des Religionsgerichts für die ganze Weſtküſte von Südamerika; es ſtand an Strenge wenig hinter dem von Madrid zurück. Jährlich wurden ihm eine große Menge Verdächtiger und Schuldiger von Chiloë bis nach Columbien überliefert und größtenteils zu den fürchterlichſten Strafen verurteilt. Ein Spanier, deſſen Gliedmaßen auf eine unnatürliche Weiſe verdreht und gekrümmt waren, gab mir auf meine Fragen nach der Urſache dieſer merkwürdigen Verrenkungen zur Antwort: er ſei in eine Maſchine geraten, die ihn ſo zerquetſcht habe. Wenige Tage vor ſeinem Tode eröffnete er mir, daß er in ſeinem 24. Jahre vor dem Tribunal der heiligen Inquiſition geſtanden habe und durch die fürchterlichſten Marterinſtrumente zum Geſtändnis einer Schuld gezwungen worden ſei, deren er ſich nicht bewußt geweſen. Bei der Erinnerung an die ſcheußlich verdrehten Glieder ſchaudere ich noch jetzt vor den Qualen, die der Unglückliche ausgeſtanden haben muß.

Eine Anekdote vom Vizekönig Caſtel-Fuerte wurde mir in Lima mehr-

mals erzählt, und ich will sie mitteilen. Der Virey hatte sich im Beisein seines Beichtvaters einige Äußerungen über Religion erlaubt, die dem guten Mönche nicht sehr christlich-katholisch erschienen und die er pflichtgemäß der Inquisition hinterbrachte. Im Vertrauen auf ihre Allmacht benutzte diese freudig die Gelegenheit, um ihre Macht der obersten Staatsbehörde, dem Stellvertreter des Königs gegenüber zu zeigen und berechnete wohl, wie furchtbar ihr Einfluß würde, wenn sie selbst dem Vizekönig eine Strafe auferlegte. Castel-Fuerte aber war kein Philipp II. Er erschien zur bestimmten Stunde an der Spitze seiner Leibgarde und einer Compagnie Infanterie, von zwei Kanonen begleitet, die vor dem Hause aufgefahren wurden. Der Virey (Vizekönig) ließ sich in den verhängnisvollen Saal geleiten, trat ohne Ceremonie die drei Stufen zum Tische hinauf, zog seine Uhr und sagte, indem er sie ablegte: „Meine Herren, ich bin bereit, unser Geschäft zu beginnen; in einer Stunde aber muß es beendigt sein, bin ich bis dahin nicht zurück, so schießt mein Offizier das Haus in den Grund." Betroffen über diese Kühnheit berieten sich die Inquisitoren einige Augenblicke und bekomplimentierten dann mit der größten Höflichkeit den entschlossenen Castel-Fuerte zur Thür hinaus.

Unter den Vergnügungsplätzen steht — die Stiergefechte natürlich ausgenommen — das Theater obenan. Das Gebäude aber ist von außen wie von innen ziemlich häßlich und die Bühne sehr klein.

Der Präsident fährt in seiner Kutsche, von sechs Pferden gezogen und von seiner Leibwache begleitet, nach dem Theater, in welches er einen eigenen Eingang hat. Im Hofe ist unter seiner Loge ein Korporal mit sechs Mann, die das Gewehr schultern, aufgestellt. Eine Abteilung Soldaten hält während der Vorstellung Wache und erweist dem Präsidenten bei seiner Rückfahrt militärische Honneurs.

Die Stücke, die gegeben werden, sind meistens höchst mittelmäßig. Dies gilt insbesondere von den Possen (Sagnetes), die der spanischen Sitte gemäß immer die Theatervorstellung schließen, sei nun das Hauptstück ein Trauer- oder Lustspiel. Sie haben zu ihrem Gegenstande ganz gemeine Liebesintriguen oder tölpelhafte Witze und sind ganz gut gemacht, den günstigen Eindruck, den möglicher Weise das Hauptstück hervorbringen könnte, gänzlich zu verwischen. Von einer Gesellschaft Italiener werden auch zu Zeiten kleinere Opern gegeben, die, das elegante Kostüm ausgenommen, ebenfalls ganz mittelmäßig sind. Der Text der Opern ist dem Publikum unverständlich.

Die Limeños sind sehr große Freunde von Tänzen. Eigentliche Ballets können indessen nicht gegeben werden; Boleros, Fandango, Cachucha und Don Mateo werden am häufigsten wiederholt.

Während der langen Zwischenpausen wird im Parterre und Hofraum geraucht, auch sind — teuer und schlecht — Erfrischungen zu haben. Was den Besuch des Theaters sehr verleidet, sind die vielen Flöhe, die ganz besonders in den Logen ihren Sitz aufgeschlagen haben. Man muß sich

da mit einer großen Portion Geduld versehen und fleißig hin und her rutschen.

In der Nähe des Theaters ist der Cirkus für die Hahnenkämpfe (Coliseo de Gallos), in welchem fast täglich einige Zweikämpfe stattfinden. Er besteht aus einem Amphitheater mit einer zweckmäßigen Arena. Die Unternehmer, welche dieses Etablissement vom Staate gemietet haben, müssen an bestimmten Tagen für die nötigen Hähne sorgen, wenn sich nicht hinreichende Parteien von Privatleuten mit Kampfhähnen einfinden und dieselben gegen Erlegung des festgesetzten Preises dort kämpfen lassen. Bei der sehr großen Vorliebe des Limeños für diese Unterhaltung fehlt es fast nie an zahlreichen Kampfpaaren, nur zur Mauserzeit sind sie selten. Es werden vor jeder Pelea (Kampf) nach dem bloßen Beschauen der Hähne sehr bedeutende Wetten eingegangen, welche den Leidenschaften volles Spiel gewähren, so daß in der Person des Subpräfekten der Provinz ein beeidigter Schiedsrichter eingesetzt ist, dessen Aussprüche sich die Parteien ohne Widerrede fügen müssen.

Dem Kampfhahne wird der Sporn am rechten Fuße abgesägt und an dessen Stelle ein 3—5 cm langes scharfes Messer gebunden. Oft stechen sich diese Tiere schon beim ersten Angriffe tot; meistens verwunden sie sich gleich vom Anfang sehr heftig, kämpfen aber doch noch so lange, bis sie den Wunden und der Müdigkeit erliegen. Es ist ein grausames Vergnügen, ein würdiges Seitenstück zu den Stiergefechten.

In der nämlichen Cuadra mit dem Coliseo de Gallos ist der Ballspielplatz (Jugeo de pelotas), ein zweckmäßig eingerichteter, von sehr hohen Wänden umschlossener Hof. Jetzt ist er weniger besucht, als früher, da die Kreolen das Ballspiel nicht so leidenschaftlich lieben als die Spanier.

Die Einwohnerzahl hat sich seit dem Befreiungskriege sehr vermindert. Zeugen davon sind die vielen fast ganz entvölkerten Stadtquartiere, die verfallenen Häuser, die verwüsteten Gärten. Man schätzt die Gesamtzahl jetzt*) auf 53,000, aber eine genaue Zählung ist nicht vorgenommen.

Die Ursache der Verminderung der Einwohnerzahl läßt sich aus dem natürlichen und staatlichen (physischen und politischen) Zustande des Landes leicht erklären. Erdbeben haben tausende von Menschen unter den Trümmern ihrer Wohnungen begraben. Der Befreiungskrieg hat eine große Zahl von Opfern gekostet. Verbannungen und freiwillige Auswanderungen haben die trefflichsten Bürger mit ihren Familien aus ihrer Vaterstadt entfernt. Epidemieen, als natürliche Folgen einer mangelhaften polizeilichen Aufsicht und einer gänzlichen Vernachlässigung der notwendigen Reinlichkeit in den Straßen und der Umgegend, haben eine unzählige Menschenmenge weggerafft. Die Zuwanderungen sind unbedeutend, und so übertrifft die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen fast um das Doppelte.

Ein so buntes Gemisch von Farben und Physiognomieen, wie in Lima, trifft man übrigens selten anderswo wieder an. Von der blendend weißen

*) 1842. (1874 wieder 160,000.)

Kreolin, Tochter europäiſcher Eltern, bis zum ebenholzſchwarzen Congo-Neger ſind alle Nuancen in regelmäßigen Farbenabſtufungen, oder durch den roſtbraunen Indianer modifiziert, im beſchränkten Raume bei einander. Bei den extremen (entgegengeſetzten) Formen tritt auch der Charakter mit jener Schärfe hervor, die es möglich macht, ein treues Bild von jeder derſelben zu entwerfen. Anders verhält es ſich mit den Miſchlingen:*) eine genaue Charakteriſtik von ihnen zu entwerfen, iſt faſt unmöglich, denn ſie ſind körperlich wie geiſtig „Miſchlinge". Als Grundſatz kann für ſie gelten, daß ſie nur die Laſter der Eltern, nicht aber deren Tugenden geerbt haben. Sie ſtehen als Menſchen weit hinter den reinen Raſſen zurück und ſind auch im Staate die ſchlechteſten Bürger.

Die weißen Kreolen, mit ſehr wenigen Ausnahmen Abkömmlinge von Spaniern, machen faſt den dritten Teil der Bevölkerung aus. Sie ſind ſchlank, ziemlich groß, mit ſcharfen Geſichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelſchwarzem Haar. Die Männer ſind ſchwächlich, ſehen abgelebt aus, und ihre nicht unedle Phyſiognomie wird meiſtens durch Züge leidenſchaftlicher Sinnlichkeit entſtellt. Wie in ihrer Körperbildung, ſo ſtehen ſie auch in geiſtiger Beziehung weit hinter den Spaniern zurück; auch iſt ihre Bildung höchſt mangelhaft. Sie erheben ſich ſelten über die Sphäre des Alltagslebens und ignorieren faſt alles, was außer dem engen Kreiſe der Stadtmauern vorgeht. Ich war oft erſtaunt über die arge Unwiſſenheit, die ſogenannte gebildete Peruaner über die Lage, Größe, phyſiſche Beſchaffenheit und die Produkte ihres eigenen Vaterlandes an den Tag legten. Sollte man wohl glauben, daß ein peruaniſcher Kriegsminiſter weder die Einwohnerzahl, noch den Flächeninhalt von Peru angeben konnte, und mit der größten Hartnäckigkeit behauptete, Portugal bilde die öſtliche Grenze von Peru, und man könnte zu Lande dorthin reiſen? Aus der Geſchichte kennen ſie faſt nur Napoleon, verwechſeln aber auf das lächerlichſte Thatſachen, Perſonen und Jahreszahlen. So erzählte mir ein hochgeſtellter, angeſehener Herr, der noch dazu für gelehrt galt, einmal ganz ausführlich, wie Friedrich der Große Napoleon aus Rußland vertrieben habe.

Die Kreolen ſind eben ſo leidenſchaftliche Spieler als die Spanier. Das Spiel iſt der Ruin der meiſten Familien und größtenteils Urſache der vielen unglücklichen Ehen in Lima. Die Frauen aus den höheren Ständen nehmen

---

*) Sind die Eltern: Weißer und Negerin, Weißer und Indianerin, Indianer und Negerin, Weißer und Meſtiza, Weißer mit Mulata, Weißer mit Quarterona, Weißer mit Quintera, Neger mit Mulata, ſo heißen die Kinder: Mulato. Meſtizo. Chino. Kreole (nur durch einen blaſſen, ins Bräunliche ſpielenden Teint vom Europäer unterſchieden). Quarteron. Quintero. Weißer. Zambo negro u. ſ. w.

ſehr häufig am Spiele teil; ſie ſind in der Regel vorſichtiger als die Männer und ſetzen nicht ſo hoch an. Doch giebt es einzelne, die ihnen nicht nachſtehen. Ich kannte eine Dame in der Sierra, die an einem Abend 4000 Louisdor verlor und in weniger als einem Monat bald darauf 100,000 Thaler gewann, endlich aber den größten Teil ihres Vermögens einbüßte.

In der manière de vivre können die Kreolen nicht als Muſter hingeſtellt werden. Von der ſteifen Etikette der Spanier ſind nur wenige Spuren zurückgeblieben, oft zum Nachteil des guten Anſtandes. In Geſellſchaften, auch in Gegenwart von Damen, beträgt ſich der weiße Limeño ſehr frei. Er raucht Cigarren, behält den Hut auf dem Kopfe und führt mit der größten Gleichgültigkeit Geſpräche, die in Europa aus jedem anſtändigen Cirkel verbannt, oder höchſtens zwiſchen Arzt und Kranken geſtattet ſind. Bei Tiſche ſetzt er alle Rückſichten, die gegen ſeinen Magen ausgenommen, bei Seite; kommt er mit Meſſer und Gabel nicht ſchnell genug zum Ziele, ſo nimmt er die Finger zu Hilfe, fährt mit den Händen in die Schüſſel, dreht die Brocken ſo lange herum, bis er einen findet, den er entweder ſelbſt verſchlingt oder ſeinem Gaſte mit einer höflichen Verbeugung überreicht. Während der ganzen Mahlzeit wird von allen Seiten ſo ununterbrochen geſpuckt und gerülpſt, daß der Fremde nur mit Ekel am Tiſche ſitzt. Nach dem Eſſen ſpült ſich jeder den Mund mit Waſſer und ſpeit es dann in langem Strahl auf den Boden. Bei den Kreolen iſt das fortwährende Spucken eine der läſtigſten Gewohnheiten.

Über dieſe Fehler dürfen wir aber die guten Seiten der Kreolen nicht vergeſſen. Er iſt ein Feind von geiſtigen Getränken; genießt er Weine, ſo ſind es meiſtens ſüße, die er in kleiner Quantität zu ſich nimmt. Ein betrunkener Limeño iſt eine der größten Seltenheiten; anders verhält es ſich aber im Innern des Landes, wo ſich gerade die Weißen durch unmäßiges Trinken hervorthun.

Er iſt ferner in ſeinem Betragen frei und offen, aber charakterlos; vom erſten Eindruck läßt er ſich leicht hinreißen, ohne die Folgen ſeiner Neigungen und Handlungen zu überlegen. Abſichtlich thut er ſeinem Nächſten ſelten wehe, aus Unvorſichtigkeit aber ſehr oft. Er iſt gaſtfrei und zutraulich gegen Fremde und wohlthätig gegen die Armen; aber dem von mehreren Reiſenden ihm geſpendeten Lobe eines guten Ehegatten kann ich durchaus nicht beiſtimmen.

Weit über den Männern, ſowohl körperlich als geiſtig, ſtehen die Frauen von Lima. Die Natur hat ſie reichlich mit trefflichen Eigenſchaften ausgeſtattet. Sie ſind im Durchſchnitt hohen, ſchlanken Wuchſes und zeichnen ſich dabei durch einen eben ſo kleinen als wohlgebildeten Fuß aus. Ihr Geſicht, dem die Tropenluft alle Farbe und Friſche nimmt, wird dafür durch das große, dunkle, glühende Auge belebt und durch die, wenn auch nicht kleine, doch edel geformte Naſe und den feinen Mund mit ſeinen kleinen, blendend weißen und ſchön gereihten Zähnen geziert.*) Nehmen wir die

*) Die Limeños reinigen ſich öfters am Tage die Zähne mit der Ratiniwurzel.

langen, ſchwarzen Haare dazu, die in zwei oder vier Flechten über den Nacken fallen, und die graziöſe Haltung, ſo müſſen wir geſtehen, die Limeña iſt eine ſtolze und edle Erſcheinung, welche den Reiz weiblicher Liebenswürdigkeit in vollem Maße beſitzt.

In den Häuſern ſind die Damen, beſonders im Sommer, leicht und nachläſſig gekleidet und geben ſich gewöhnlich nicht einmal die Mühe, die Kleider zuzumachen. Bei Viſiten und im Theater erſcheinen ſie nach franzöſiſcher Mode; auf der Straße aber, bei Spaziergängen, in der Kirche, bei Prozeſſionen u. ſ. w. bedienen ſie ſich einer originellen, nur in Lima gebräuchlichen Tracht, der Saya und des Manto. Es giebt zwei Arten von Sayas. Die eine, früher allgemein gebräuchliche, jetzt aber nur ſelten geſehene, beſteht in einem Oberrock von ſchwerem Seidenſtoff, der in unzählige feine, röhrenförmige Längsfalten genäht iſt, die nach oben enger und dichter ſind. Er reicht vom Gürtel bis zu den Knöcheln und liegt dicht am Körper an, ſo daß die Umriſſe desſelben, beſonders um die Hüften, ſcharf hervortreten. Nach unten zu iſt er ganz enge. Da er ſich feſt um die Beine anſchließt, ſo verhindert er das raſche Gehen und macht das Aufſtehen und Niederknieen in der Kirche ſehr beſchwerlich. Die andächtigen Frauen müſſen ſich daher oft lange drehen und krümmen, ehe ſie ſich wieder von der Erde erheben können.

Die zweite Art von Saya iſt nur um den Gürtel eng anſchließend, von da aber weit wie ein Reifrock. Sie wird aus der erſten Art gemacht, indem man die Fäden, welche die einzelnen Längsfalten vereinigen, wieder auftrennt. Die gewöhnliche Farbe des Sayas iſt ſchwarz, grün, blau oder zimmetfarben.

Der Manto iſt ein Schleier von dichtem, ſchwarzem Seidenzeug, der mit einer Schnur hinten am Gürtel befeſtigt wird, da, wo die Saya beginnt. Von hier wird er über den Rücken, die Schultern und den Kopf geſchlagen, von vorn zuſammengenommen, feſt an die Stirn gedrückt und ſo geſchloſſen, daß nur ein kleiner dreieckiger Raum um das Auge geſehen wird. Ein reicher Shawl hängt vorn über die Bruſt und verdeckt das darunter liegende Kleid, von dem nur die Ärmel zum Vorſchein kommen; die eine der zierlichen, in elegante Handſchuhe gehüllten Hände hält den Schleier, die andere ein wertvolles Taſchentuch.

Das Eigentümliche dieſer Tracht fällt dem Fremden ſehr auf, und er gewöhnt ſich ſchwer an ihren Anblick. Die enge Saya iſt weder graziös noch anſtändig, die weite dagegen kleidet ſehr vorteilhaft und paßt vortrefflich zu der anmutigen Haltung und dem zierlichen Gange. Als ich zum erſtenmale nach Lima kam und mehreren dichtverſchleierten Damen begegnete, von denen einige Roſenkränze in den Händen hielten, dachte ich, die Nonnen genöſſen in dieſem Lande mehr Freiheiten, als anderswo. Nach der Oration (Abendgebet), abends um halb 7 Uhr, dürfen ſich nach polizeilicher Vorſchrift keine Frauen mit Sayas mehr auf der Straße zeigen.

Die meiſten Fremden, die ſich mit Limeñas verheiraten, ſtellen als

Hauptbedingung auf, daß ihre Frauen nach der Trauung die Saya und den Manto nicht mehr tragen sollen. Die Bedingung wird angenommen, wie sie aber erfüllt wird, mögen die glücklichen Ehemänner selbst sagen. Die Frauen sind diesen Kleidern mit Leib und Seele ergeben.

Verfolgen wir die weiße Kreolin in ihrem häuslichen Leben, so finden wir sie zwar als besorgte Mutter, aber nicht als tüchtige Hausfrau. Fast jeder Dame steht eine mehr als nötige Anzahl von Dienern, meistens Sklaven, zu Gebote. Köchin, Kindermagd, Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar Bediente, einige kleine Neger oder Indianer, deren Hauptbeschäftigung es ist, hinter der Gebieterin, wenn sie zur Messe geht, einen Teppich zu tragen, gehören zu einer ordentlichen Haushaltung. Jeder dieser Diener thut, wie ihm beliebt, und die Frau vom Hause bekümmert sich wenig um den Schlendrian, der bei mangelnder Aufsicht notwendig einreißt. Sie steht spät auf, schmückt sich das Haar mit Jasmin- und Orangeblüten und erwartet das Frühstück; nach diesem empfängt oder macht sie Besuche, schaukelt sich während der Mittagsstunde in der Hängematte oder streckt sich auf das Sofa und raucht eine Cigarre, und fährt nach Tische wieder zu Visiten; am Abend ist sie entweder im Theater, auf der Plaza oder auf der Brücke. Wenige Frauen beschäftigen sich mit Handarbeiten, obwohl manche oft große Geschicklichkeit im Sticken und feinen Nähen zeigen. In Gesellschaften arbeiten sie niemals, eben so wenig nach der Oration. Musik lieben sie leidenschaftlich; die meisten spielen Klavier und Guitarre und singen dazu, aber aus Mangel an guten Lehrern nur sehr mittelmäßig.

Die Näscherei ist eine der üblen Eigenschaften der Bewohnerinnen Limas. Neben ihren gewöhnlichen Mahlzeiten naschen sie fortwährend Eßwaren, die von den Negern auf den Straßen feilgeboten werden. Bald wird der Tamalero*) angerufen, bald werden Omitas (süße Maiskuchen mit Rosinen), bald Pan de Chancay und Biscochos (süße Brote), bald Basamorita moroda (ein Brei von Fruchtsäften und Wasser) oder Frijoles coladas (gestoßene, mit Syrup abgekochte Erbsen) gekauft, und doch wird dem Frühstücke und Mittagsessen eben so reichlich zugesprochen, als wenn keine solchen Zwischenakte stattgefunden hätten. Darf man sich wundern, daß die guten Damen sich beständig über Magenschmerzen beklagen?

Die Reinlichkeit im Innern der Häuser erstreckt sich bloß auf die beiden Besuchszimmer, die Sala und Cuadra, während die übrigen Gemächer eher einem Stalle, als einer menschlichen Wohnung gleichen, und durchaus nicht zum Vorteil der Hausfrauen sprechen. Deutlich zeigt sich darin der Nationalcharakter: viel Schein und wenig innerer Gehalt.

Es ist schade, daß die vielen und großen natürlichen Anlagen der Limeñas nicht besser ausgebildet werden. Sie haben einen durchdringenden, scharfen Verstand, ein klares Urteil und sehr richtige Ansichten über die ver-

*) Tamal ist eine Art Kuchen aus feingestoßenem Mais, in den etwas Schweinefleisch gelegt wird. Das Ganze ist in Maisblätter gewickelt.

ſchiedenen Lebensverhältniſſe. Wie die Frauen von Sevilla ſind ſie durch ihre ſchnellen, ſchlagenden Antworten bekannt, und es iſt gewiß, daß in einem Wortſtreite eine Limeña nie unterliegt. Sie haben eine ſeltene Charakterfeſtigkeit und einen dem weiblichen Geſchlecht im allgemeinen nicht eignen Mut und ſind dadurch weit über die feigen, charakterloſen Männer erhaben.

Von den Indianern ſind in Lima circa 5000. Dieſe Menſchen ſind hier thätige, unverdroſſene Leute. Viele von ihnen haben Krämerladen und genießen wegen ihrer Ehrlichkeit in den großen Handlungshäuſern eines guten Kredits. Faſt alle Poſamentiere in dem Portal der Knopfmacher ſind Indianer; auch unter den Sattlern und Silberarbeitern findet man viele derſelben. Die Indianer, die ſich als Dienſtboten vermieten, ſind wenig thätig und ehrlich, und mehr verſchloſſen und mißtrauiſch, beſonders die neuangekommenen. Sie ſind in der Regel eitel, aber dabei unglaublich unreinlich. Alle ſtehen in ihren geiſtigen Fähigkeiten weit hinter den weißen Kreolen zurück, vor denen ſie eine gewiſſe, nicht leicht zu tilgende Scheu haben.

Die Neger bilden in Lima den fünften Teil der Bevölkerung; ihre Zahl beläuft ſich auf etwas mehr als 10,000, worunter 4800 Sklaven ſind. Obgleich ein Paragraph in der Unabhängigkeitsakte erklärt, daß „niemand in Peru als Sklave geboren werde“, ſo hat der Nationalkongreß doch zu verſchiedenen Malen für gut befunden, dieſen Grundſatz abzuändern. Auch iſt die Behandlung der Sklaven von Seiten der Kreolen äußerſt milde und im Durchſchnitt ganz ſo wie die der Dienſtboten in Europa. Die freien Neger ſind in Lima, wie in ganz Peru, eine wahre Landplage. Zu faul, eine anſtrengende Arbeit zu übernehmen und ſich dadurch den nötigen Unterhalt zu verdienen, ergreifen ſie jedes Mittel, ſich auf möglichſt leichte Weiſe Geld zu erwerben. Das Bequemſte für ſie iſt, an den Straßen den Reiſenden aufzulauern und ſie auszuplündern. Faſt alle Straßenräuber an der Küſte von Peru ſind freie Neger. Das Stehlen und Betrügen iſt ihnen zur andern Natur geworden, dabei ſind ſie viehiſch ſinnlich und in allen ihren Neigungen ausſchweifend. Kann der Neger leſen und ſchreiben und iſt er in den Wiſſenſchaften etwas bewandert, ſo wird er nur ein deſto feinerer Spitzbube, der im Innern der Stadt, im bürgerlichen Leben ſeine Schlechtigkeit ausübt.

Eine der Hauptbeſchäftigungen der Neger in Lima iſt das Laſttragen und der Waſſerverkauf. Jeder Waſſerträger hat ein Maultier oder einen Eſel, der mit zwei in einen korbartigen Sattel geſtellten Fäßchen beladen iſt. Dieſe kleinen Tonnen werden gewöhnlich im großen Brunnen der Plaza major gefüllt und bis in die entfernteſten Stadtquartiere gebracht. Die Ladung koſtet einen halben Real.*) Die Sklaven müſſen ihren Herren täglich eine beſtimmte Summe abgeben; was ſie mehr verdienen, iſt ihr eigener Gewinn. Die Waſſerträger haben die Verpflichtung, im Sommer den Hauptplatz zu beſpritzen und alle Montage die herrenloſen Hunde, deren es eine

*) Ein Real (real de plata) etwa 40 Pfennige.

ungeheure Menge giebt, zu töten.*) Diese Beschäftigung ist für die Neger ein wahres Vergnügen, und man sieht es ihnen an, mit welcher Mordlust sie die Hunde verfolgen und mit ihren langen Stöcken erschlagen. Es werden oft an einem Montage 200–300 Hunde getötet und in einem großen Karren vor die Stadtmauer geschleppt, wo sie den Aasgeiern zum köstlichsten Futter dienen.

Alle Morgen wird auch durch die Neger der nahe gelegenen Landgüter Pferdefutter, aus Klee oder Gras bestehend, nach Lima gebracht. Jeder derselben treibt 60—80 beladene Esel vor sich her. Mit einer langen Peitsche bewaffnet, reitet er selbst auf einem der stärksten Esel und schlägt so unbarmherzig auf die armen Tiere los, daß sie immer in scharfem Trab oder im Galopp davon laufen. Mit einer spitzigen Schafrippe sticht er seinen Reitesel unaufhörlich in die Lenden und reißt ihm damit große Stücke Haut und Fleisch weg. Überhaupt ist diesen Barbaren jedes Gefühl von Menschlichkeit fremd, und ihre raffinierte Grausamkeit gegen die Lasttiere kennt keine Grenze. Ich habe gesehen, wie ein Neger, dessen Esel müde war, einen hölzernen Steigbügel losschnallte und ihn mit demselben so lange schlug, bis er tot niederstürzte.

Ein Sprichwort sagt: „Lima ist der Himmel der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner und die Hölle der Esel."

## Das Klima.

Da die Stadt Lima ungefähr 142 m über dem Meeresspiegel liegt, ist sie der Hitze des Strandes etwas entrückt.

Die größte Hitze (Thermometer im Schatten), circa 20° R., tritt gewöhnlich in der ersten Hälfte des März ein, einzelne sehr heiße Tage kommen auch in der zweiten Hälfte des Januar vor.

Die größte Kälte sinkt nicht unter 13° R., sie findet gewöhnlich gegen Ende August statt. Im Juli sind durchschnittlich die Tage kühl.

Lima hat bei seiner geringen Entfernung vom Äquator (12°) eine niedrige Temperatur. Der Grund ist in der Lage und den herrschenden Luftströmungen zu suchen. Im Osten, nur 28 Leguas von der Stadt entfernt, streichen die mit ewigem Schnee bedeckten Cordillerenrücken, von denen eine sehr kühle Luft in das Thal hinunterweht. Nach Westen, nur 2 Leguas von der Stadt, liegt das Meer. Der herrschende Wind bläst aus Süd-Süd-West**) durch den Süd bis Süd-Ost, streicht also über das Meer und die südlichen Hochebenen. Westwinde sind sehr selten, erreichen aber zuweilen eine große Heftigkeit und bilden, indem sie sich an den Bergen in der Um-

*) Seit ungefähr 50 Jahren hat sich an mehreren Punkten der peruanischen Küste die Hundewut gezeigt, daraus erklären sich diese polizeilichen Vorsichtsmaßregeln.

**) Aus dieser Richtung kommt auch die kalte Polarströmung, die an der amerikanischen Küste nordwärts ziehend am Äquator sich nach West wendet. Diese Strömung hat den Namen „Humboldtstrom" erhalten; sie zeigt an der peruanischen Küste nur eine Temperatur von 15,5° C., während das offene Meer dort 28° warm ist.

gegend von Lima brechen, über der Stadt Wirbel, die Angſt und Schrecken unter den Bewohnern verbreiten. Die Luftſtrömungen aus Norden, die über die brennend heißen Sandflächen ſtreichen, ſind ziemlich ſelten, aber drückend ſchwül. Es müſſen indes noch andere unbekannte Einflüſſe vorhanden ſein, welche die niedrige Temperatur von Lima bedingen, denn in den Dörfern, welche nur wenige Meilen von der Hauptſtadt entfernt liegen und den nämlichen atmoſphäriſchen Einflüſſen ausgeſetzt ſind, iſt ſie viel höher.

Das Klima von Lima iſt zwar angenehm, aber nicht geſund. Während ſechs Monate, vom April bis Oktober (Winterzeit) laſtet ein ſchwerer, feuchter, doch nicht kalter Nebel auf der Stadt. Der Sommer iſt regelmäßig heiß, aber doch nicht drückend. Die Übergänge beider Jahreszeiten geſchehen allmählich und faſt unmerklich. Im Oktober und November hebt ſich die Nebeldecke und weicht den Sonnenſtrahlen. Die Weihnacht iſt wie die wärmſte Julinacht bei uns und wird von dem Volke mit Beluſtigungen bis gegen Morgen gefeiert. Tritt aber in Europa der Frühling ein, ſo umſchleiert ſich in Lima der Horizont (im April); die Morgen ſind kühl und trübe. Die Mittagsſonne ſcheint zwar noch hell und klar, aber mit Anfang des Mai wird auch ſie den Blicken entzogen. Die große Feuchtigkeit iſt Urſache mannigfacher Krankheiten, insbeſondere von Fiebern; wenn ſie mit Hitze abwechſelt, von Ruhr.

An der ganzen Küſte von Peru wiegt ſich die Atmoſphäre in einer faſt ewig gleichmäßigen Ruhe; nie durch heftige Strömungen geſtört, iſt ſie nur dem Wechſel einer allmählichen Verdichtung und dann eines freundlichen Lichterwerdens unterworfen. Nie wird ſie durch zuckende Blitze erleuchtet, nie durch das Rollen der Donner bewegt, nie zerſtören Regengüſſe oder Wolkenbrüche die fruchtbaren Gefilde und die Hoffnungen des Landmannes. Sogar das Feuer ſcheint hier ſeine verderbliche Macht verloren zu haben, und in Lima iſt eine Feuersbrunſt faſt etwas Unerhörtes. Was aber die Elemente in ihrem *überirdiſchen* Walten gnädig verſchonen, das zerſtören ihre *unterirdiſchen* Kräfte mit grauſenhafter Gewalt.

Lima wird ſehr häufig von Erdbeben heimgeſucht und iſt ſchon mehrmals durch dieſelben in einen Schutthaufen verwandelt worden. Man kann im Durchſchnitt in dieſer Stadt 45 Erdſtöße zählen, von denen die meiſten in den Monat Januar fallen. Der Zeitabſchnitt zwiſchen zwei Erdbeben beläuft ſich in der Regel auf 40—60 Jahre. Die bedeutendſten Kataſtrophen fanden in Lima, ſeit Europäer die Weſtküſte von Südamerika beſuchen, in folgenden Jahren ſtatt: 1586, 1630, 1687, 1713, 1746, 1806, 1868. Es ſteht faſt mit Gewißheit zu befürchten, daß dieſe Stadt in den nächſten Jahrzehnten wieder eine Zerſtörung heimſuchen wird.

Die ſchwächeren Erdbeben ſind bald von Geräuſch begleitet, bald ohne ſolches, nur durch die Schwankungen der Erde fühlbar. Die unterirdiſchen Töne ſind ſehr mannigfaltig; am häufigſten gleichen ſie dem fernen Raſſeln eines ſchwerbeladenen Poſtwagens, der raſch über ein Gewölbe hinfährt. Sie begleiten gewöhnlich den Erdſtoß, ſelten gehen ſie ihm einige Sekunden

voran, und nur in wenigen Fällen folgen sie ihm wie ein in der Ferne verhallender Donner. Einigemal kam mir das Geräusch wie ein schweres Ächzen aus dem tiefsten Grunde der Erde vor, oder wie das Knistern des Feuers, das an den dürren Holzwänden eines alten Hauses nagt.

Unter den Bewegungen sind die horizontalen Schwingungen die häufigsten; sie bringen bei der leichten Bauart der Wohnungen am wenigsten Schaden. Vertikale (senkrechte) Stöße sind meistens heftig, sie reißen die Wände und heben die Gebäude aus ihren Fundamenten. Den heftigsten vertikalen Stoß fühlte ich am 4. Juli 1839 abends 7½ Uhr in den Urwäldern des Chanchamayo-Gebietes. Vor meiner Hütte lag ein großer ungeheurer Baumstamm, der mit seinem untern Ende auf dem Wurzelstocke auflag; ich war gegen den Stamm gelehnt und las, als plötzlich mit einem mächtigen Rucke der Stamm etwa einen halben Meter aufgeworfen und ich rücklings über denselben weggeschleudert wurde. Durch den nämlichen Stoß wurde der nahe gelegene Fluß Aynamayo aus seinem Bette gehoben und änderte in langer Strecke seinen Lauf.

Häufig fühlte ich in Lima eine Art rotatorische (drehende) Erschütterung. Sie besteht weder in einem Schwanken, noch in einem Stoßen, sondern in einem raschen, heftigen Zittern, ähnlich dem, das hervorgebracht wird, wenn man jemanden an den Schultern faßt und ihn rasch schüttelt, oder besser dem Beben, das man am Bord eines Schiffes in dem Augenblicke fühlt, wenn der Anker auf den Boden aufschlägt. Ich glaube, es sind sehr kurze und unregelmäßige horizontale Schwingungen, deren Unregelmäßigkeit sie eben gefährlich macht. Ganz schwache Erdbeben dieser Art reißen die Balken aus ihren Fugen und stürzen Dächer ein, lassen aber die Seitenwände unversehrt, die sonst am ersten und meisten leiden.

Lufterscheinungen sind häufige, aber nicht untrügliche Vorboten von Erdbeben. Schwüle Luft, lichte, schmale, hohe Wolkenstreifen, ein düsterer, schwärzlich gefärbter Horizont geben immer Befürchtungen Raum, die meistens in Erfüllung gehen. Vor dem schrecklichen Erdbeben von 1746 sah man mehrere Nächte hindurch zwischen Lima und Callao feurige Dämpfe aufsteigen, welche die Erde aushauchte.

Viele Menschen haben eine Vorahnung von einem bevorstehenden Erdbeben. Sie empfinden ein unnennbares Gefühl von Angst und Unruhe, ein Zusammenpressen auf der Brust, als lägen centnerschwere Lasten auf ihr, eine fruchtlose Anstrengung, diese Last abzuwerfen, einen momentanen Schauer, der den ganzen Körper durchläuft, oder ein plötzliches Zittern an allen Gliedern. Ich habe selbst ähnliche Empfindungen zu verschiedenen Malen an mir selbst wahrgenommen, und kann versichern, daß es wohl kaum eine peinlichere Stimmung als diese giebt.

Die Lufterscheinungen während und nach dem Erdbeben sind sehr verschieden; meistens ist die Atmosphäre ganz ruhig, zuweilen aber stürmisch bewegt. In Gegenden, wo es nie regnet, treten oft nach Erdstößen anhaltende Regentage ein. Sehr merkwürdig ist auch die Wirkung auf die Frucht-

barkeit des Bodens. Vielfältige Beobachtungen haben gezeigt, wie nach sehr heftigen Erschütterungen üppige Felder verödeten und mehrere Jahre lang nichts tragen wollten.

Die Ursachen der häufigen Erdbeben an der Küste von Lima liegen in einem schwer zu enthüllenden Dunkel. Daß sie mit vulkanischen Erscheinungen in Verbindung stehen, ist wahrscheinlich. Lima liegt über 90 Leguas vom nächsten thätigen Vulkan (dem von Arequipa); die Erdbeben, welche in der Stadt Arequipa gefühlt werden, sind aber immer unabhängig von der Thätigkeit jenes Feuerberges, und auch im ganzen nicht so zahlreich als in Lima, obwohl dort die Stadt am Fuße des Vulkans gelegen ist.

Die Erdbeben machen auf jeden nicht ganz gefühllosen Menschen einen wunderbar mächtigen Eindruck. Die plötzliche Überraschung, meistens im Schlafe, die unabsehbare Gefahr, die Unmöglichkeit, ihr zu entfliehen, die Gewalt des Augenblickes, der dumpfe, unterirdische Donner, das Weichen der Erde unter dem Fuße — alles vereinigt sich zu einer furchtbaren Mahnung unserer Ohnmacht.

Humboldt sagt sehr treffend: „Was uns so wunderbar ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren der festen Erdschichten. — Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar. Von einem thätigen Ausbruchskrater, von einem auf unsere Wohnungen gerichteten Lavastrom kann man sich entfernen; bei einem Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sei, über dem Herde des Verderbens." („Kosmos", Bd. I. S. 234.)

Keine Gewohnheit stumpft dieses drückende Gefühl ab. Der Bewohner von Lima, der seit seiner frühesten Kindheit Zeuge der häufigen Wiederkehr dieser Naturerscheinung ist, schreckt bei jedem Stoße aus seiner Ruhe auf und flieht mit dem Angstrufe: „Misericordia!" aus dem Zimmer. Der Fremde aus dem ruhigen Norden Europas, der sich nur nach Beschreibungen ein Bild des Erdbebens gemacht hat, erwartet mit Ungeduld, daß die Erde einmal unter ihm erzittern möge, daß er die fabelhaft klingenden unterirdischen Töne einmal vernehme; leichtsinnig herausfordernd wünscht er eine Erderschütterung und belustigt sich wohl über die Furcht der Eingeborenen. Aber ein banges Grausen ergreift ihn, sobald sein Wunsch in Erfüllung geht, und entsetzt eilt er aus seiner Wohnung. Seine Angst vor einer Wiederholung ist noch größer, als die der Eingeborenen, und beschämt verstummt er, wenn man ihn fragt, ob sein Gleichmut ihn nicht verlassen habe.

## Stiergefechte.

Dieses Nationalvergnügen der Spanier tritt am grellsten und schroffsten in Lima hervor und charakterisiert vorzugsweise den Sinn und die Eigentümlichkeit des Volkes.

Sobald ein Stiergefecht angekündigt wird, erfüllt ein allgemeiner Jubel

die Stadt. Die Hoffnungen, Erwartungen und Vergnügungen jenes Festtages bilden den Hauptgegenstand der Gespräche, besonders der weiblichen Bevölkerung. Mehrere Tage vorher werden die Anzeigen des Stiergefechts an den Straßenecken angeklebt und verkauft. Jedermann sucht sich eine Liste de los toros (der Stiere) zu verschaffen, um das kämpfende Tierpersonal möglichst genau kennen zu lernen und im Voraus ein Urteil sich zu bilden.

Besonders groß ist die Aufregung, wenn die Saison der Toros*) beginnt und nach Jahresfrist zum erstenmal wieder eine Corrida stattfindet. Die erste Vorstellung ist immer die brillanteste. Wenn Peru politisch ruhig ist (was in 10 Jahren kaum ein Jahr der Fall), so beginnen die Stiergefechte in der heißen Jahreszeit vom Monat Januar und dauern acht Wochen. Während dieser Zeit werden jeden Montag 10—12 der schönsten Stiere, meistens auf sehr grausame Weise, dem öffentlichen Vergnügen geopfert. Zu Revolutionszeiten werden keine Corridas abgehalten, nur ausnahmsweise zur Feier eines Sieges, und dann auch des Winters. „Que lastima!“ hört man in diesem Falle von allen Seiten rufen, „daß die Sonne nicht brennt, die Stiere werden sehr träge sein!“

Die besten Stiere werden in der ganzen Umgegend ausgewählt und bereits in der Mitte der Woche mit Blumen bekränzt nach Lima gebracht, damit sie einige Tage von ihrem beschwerlichen Marsche ausruhen können.

Unterdessen bereiten sich auch die Limeños für den Festtag. Die Billette für die offenen und geschlossenen Logen werden zeitig angekauft, je nach der Größe zu 12—24 Mark. Die Frauen sind besonders in Aufregung. Keine echte Limeña bleibt am festlichen Montage zu Hause; sie würde es für einen unglücklichen und verlorenen Tag ihres Lebens ansehen, wenn sie gezwungen würde, dem Vergnügen eines Stiergefechtes zu entsagen.

Der Platz ist ein weites, aus Luftziegeln aufgeführtes Amphitheater ohne Dach. Der Haupteingang ist ein großes Doppelthor, durch welches man zuerst in eine Art Hofraum gelangt, der das eigentliche Amphitheater wie ein breites Band umgiebt; verschiedene Gebäude, wie das Toril, Corales u. s. w., sind darin aufgeführt. Mehrere Eingänge führen von hier aus in die Arena, die einige Centimeter tief mit Sand bedeckt ist. Die unterste Lage der für die Zuschauer bestimmten Plätze besteht aus gemauerten Zimmerchen mit niedrigen, aber breiten Öffnungen. Ihre vordere Wand bildet eine Brustwehr, die der Stier nicht überspringen kann. Über diesen Zimmerchen folgen stufenweis mehrere Reihen von Bänken; ganz oben ist der Kreis der Logen. Sie sind, wie im Theater, an den Seiten ganz geschlossen und nur nach vorn zu offen. In der Mitte dieses Kreises, links vom Haupteingange, ist die Loge des Präsidenten (früher der Vizekönige), mit rotem Tuch ausgeschlagen; in ihrer Nähe sind die Plätze für die Musik und der Sitz des Kampfrichters, des jedesmaligen Subpräfekten der Provinz Lima. Der Präsidentenloge gegenüber ist die schmale Thür des Torils. Es

*) Toros, die Stiere, wird abgekürzt für corrida de toros gebraucht.

ist dies ein schmaler Gang, in welchem der zum Kampfe bestimmte Stier den Augenblick des Hervorstürzens erwartet; er ist so enge, daß sich das Tier darin nicht umdrehen kann. Mit dem noch überdies durch Querstangen eingepferchten Schlachtopfer werden die grausamsten Vorspiele vorgenommen. Mit breiten Nadeln werden ihm bunte Bänder durch das Fell gezogen und in künstliche Knoten geschlungen, auch reiche Schabracken auf den Rücken genäht, Schwärmer und Raketen an die Ohren, die Hörner und den Schwanz geheftet. Mit spitzigen, feinen Lanzen wird er von allen Seiten gestochen. Ohnmächtig tobt der Stier gegen den Stachel; seine Wut steigert sich auf den höchsten Grad.

Rechts, neben dem Toril, ist die Loge des Wärters, der die Aufgabe hat, dem tobenden Tiere die Thür zu öffnen und sie hinter ihm rasch wieder zu verschließen; links ist ein größeres Thor, durch welches diejenigen Stiere aus der Arena getrieben werden, denen die Schmach widerfährt, mit ihrem Blut nicht den Kampfplatz zu färben.

In der Mitte des Cirkus sind ein Dutzend Pfähle in der Form eines Kreuzes eingerammt und oben durch Querbalken verbunden; sie stehen so enge, daß nur ein Mann durchschlüpfen kann. Hierher retten sich die hartbedrängten Capeadores vor den gefährlichen Verfolgungen des Stiers.

Am bestimmten Tage ist die Alameda (Allee) in der Nähe des Cirkus schon früh mit langen Reihen von Tischen besetzt, auf denen Limonade, Branntwein, Chicha (eine Art Bier aus Mais), Fische und Süßigkeiten aller Art ausgestellt sind. Nur die Farbigen sprechen diesen Erfrischungen und Leckerbissen zu; die vornehmen limenischen Familien bringen in der Regel ihren Mundvorrat in die Loge mit. Von 12 Uhr an beginnt der Zug nach dem Kampfplatz, und ganz Lima ist in Bewegung. Das Amphitheater füllt sich mehr und mehr, und um 2 Uhr sind 12—15,000 Menschen darin versammelt. Gegen ½3 Uhr kommt der Wagen des Präsidenten, von einer starken Leibwache Lanzenträger eskortiert, vorgefahren, und bald erscheint die Excellenz, von Ministern, Adjutanten u. s. f. begleitet, in der Regierungsloge. Je nach der Stimmung des Publikums und dessen Zufriedenheit mit der Staatsverwaltung wird sie mit stürmischem Viva oder stumm empfangen. Die Musik spielt eine rauschende Fanfare, und schweigend treten die elegant gekleideten „Capeadores“ *) zu Pferde und zu Fuß in den Cirkus, um den sie dreimal herumgehen, den Präsidenten und das Publikum begrüßend. Nur

*) Capeadores heißen diejenigen, welche mit einem Mantel oder einem Poncho sich dem Stier gegenüber stellen, denselben reizen, und wenn er auf sie losstürzt, durch geschickte Wendungen ausweichen, um ihn von neuem zu reizen. Sie sind unbewaffnet. In Spanien waren früher nur Capeadores zu Fuß. Ein Neger des Marquis von Vallumbrosa aus Lima war der erste, der als Capeador zu Pferde auftrat und ungeheuren Beifall erntete. Seitdem ist diese Vervollkommnung der Tauromaquia auch in Spanien sehr in Aufnahme gekommen. Das „Capear“ zu Pferde ist viel schwieriger, aber auch interessanter als der Kampf zu Fuß. Die Pferde müssen besonders dazu abgerichtet und aufgesattelt werden, damit der Stier nicht in dem hintern Teile des Sattelzeugs hängen bleibt und den Reiter zu Boden wirft.

hin und wieder giebt einer der Reiter seinem Pferde die Hilfe, um die schönen Formen des edeln Tieres mehr hervorzuheben. Jubelnd begrüßt die Menge die wohlbekannten Gestalten; wenn aber die neue Amazone Felipa Muños*) in die Arena sprengt, dann ertönt tausendfältiges Jauchzen.

Die schmetternde Trompete giebt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Capeadores zerstreuen sich; einer stellt sich dem Toril gegenüber, noch einmal ruft die Trompete und heraus zum aufgerissenen Thore stürzt „der schwarze Rächer von Bujoma". Ein schönes Tier, echt castilianische Rasse, kräftige, gedrängte Formen, niedrige, feine Beine, ein kurzer Rumpf mit mächtigem Kopfe! Wenig stark gekräuselte Locken bekränzen die eherne Stirn, von welcher Verderben drohend in leichter Biegung die kurzen, scharfen Hörner nach vorn ragen und verräterisch mit Blumen umwunden sind. Eine weiß eingefaßte, mit Gold- und Silbermünzen reich behangene purpurne Schabracke bedeckt den glänzend schwarzen Rücken, den bunte Bänder zieren. Mit hochaufgehobenem Schwanze, feuersprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern tobt „der Rächer" in blinder Wut durch die Arena. Ruhig erwartet ihn der Capeador zu Pferde mit vorgehaltenem Poncho. Schon ist der Stier bei ihm, seine Hörner scheinen sich in die Weichen des Pferdes zu bohren, sein Untergang gewiß; aber eine leise Bewegung des Capeador, sein Roß macht eine kühne Wendung — und vorbei rennt der Stier; aber eben so rasch überholt ihn der Reiter, reizt ihn von neuem, wendet ab, reizt ihn wieder und entwickelt in einer Reihe von wohlberechneten und geschickten „Suertes" seine bewunderungswürdige Gewandtheit und seinen kalten Mut.

Stürmischer Beifall ertönt von allen Seiten, und ein zweiter Capeador zu Fuß löst ihn ab. Der Stier stürzt sich auf diesen los, aber behende weicht er ihm aus und hält ihm wieder den scharlachroten Mantel vor, springt auf die Seite und neckt wieder; aber das Tier läßt sich nicht irre machen, es dreht sich in kurzen Wendungen und greift ihn immer rascher an. Der hart bedrängte Capeador kann nur noch durch die Flucht sein Leben retten; in kurzem Zickzack eilt er den sichern Pfählen des Centrums zu; der Stier hinter ihm stößt mit seiner Stirn machtlos gegen die Balken, rennt einigemal um das Kreuz, stutzt, sammelt sich und stürzt auf eine „weiße Gestalt",**) die wenige Schritte vor ihm steht. Ein Knall folgt, Rauch steigt auf und zahlreiche Schwärmer schwirren um das tobende Tier. Die brennenden Reste des Phantoms hängen an seinen Hörnern; mächtig schüttelt er den Kopf, stampft, brüllt, rennt, bebend vor Wut, durch die Arena, um sich von seiner Qual zu befreien.

Ein Capeador zu Pferd stellt sich ihm entgegen, schwenkt ab, kehrt wieder, macht eine zu kurze Wendung, der „Vengador" stürzt sich auf ihn, und

*) Felipa Muños, eine Zampa, zeichnete sich eben so sehr durch ihre Gewandtheit im Reiten, als durch ihre Kühnheit aus, mit der sie die wildesten Stiere reizte.

**) Es werden aus Reifen und Papier Männer- und Frauengestalten angefertigt, mit leicht entzündbaren Schwärmern und Raketen angefüllt und in die Arena gestellt. So wie sie der Stier umrennt, entzünden sie sich mit heftiger Explosion.

ſein Name bewährt ſich. Das Pferd bäumt, und in weiten Bogen ſpritzt ein dicker Blutſtrom aus der durchbohrten Bruſt. Wie mit Grauſen über ſeine Rache erfüllt, weicht der Stier einige Schritte zurück und eilt nach einer andern Stelle des Cirkus hin. „Bravo toro!“ ertönen tauſend Stimmen, während der Capeador mit ſeinem Pferde vom Platze eilt; aber noch ehe er das Thor erreicht, ſtürzt das Tier unter ſeinem Reiter zuſammen.

„La espada! la espada!“ *) ſchreien einige Zuſchauer, und bald wird dieſer Ruf allgemein. Ein Matador erſcheint, in der rechten Hand einen langen, breiten Dolch, in der linken einen kurzen Mantel. Mit ruhigem Blick und feſter Haltung tritt er einige Schritte hervor, ſchwingt ein paarmal leicht ſeinen Mantel, um die Aufmerkſamkeit des Stieres auf ſich zu lenken, aber ſchon hat ihn dieſer bemerkt und rüſtet ſich zum Angriff. Weite Kreiſe ſchlägt er mit ſeinem Schweif, tief geſenkt hält er den Kopf, und mit Heftigkeit wühlt er bald mit einem, bald mit beiden Vorderfüßen den leichten Sand auf und hüllt ſich in eine Staubwolke, aus der ein dumpfes Brüllen, ähnlich dem fern dahinrollenden Donner, erdröhnt. Wenige ängſtliche Minuten verſtreichen. Mit leicht vorgebeugtem Körper und etwas aufgehobenem Arme, deſſen Fauſt krampfhaft um den Dolch gebannt iſt, heftet der kühne Matador ſeine Augen auf den furchtbaren Feind, der nun mit Macht herantobt. Noch einen Augenblick, und im Todeszucken liegt der „Vengador“ zu den Füßen ſeines Gegners.

Ununterbrochener Jubel erfüllt die Lüfte und übertäubt die rauſchende Muſik. Blumen und Gold werden von allen Seiten dem Sieger zugeworfen, der auf dem glatten Haar des leblos dahingeſtreckten Tieres ſeinen Dolch vom Blute reinigt, die reiche Schabracke als Siegestrophäe loslöſt und vom Kampfrichter ſeine Belohnung erhält.

Unterdeſſen wird dem Stier ein Strick um die Hörner gebunden; das Hauptthor des Cirkus öffnet ſich, und zwei Neger jagen auf vier ſtolzen, reichgeſchmückten Hengſten, die einen eiſernen Haken nach ſich ſchleppen, hinein. Wie ſie ſich dem toten Tiere nähern, ſcheuen die Pferde zurück, bäumen ſich, aber mit Behendigkeit wird der Haken in den Strick eingehenkt und in ſauſendem Galopp, von Trompetengeſchmetter begleitet, reißen es die feurigen Roſſe, eine tiefe Furche zurücklaſſend, mit ſich in der Arena herum und zum Thor hinaus. Einige Neger mit Beſen gleichen den Sand im Cirkus aus und verwiſchen alle Blutſpuren.

Während dieſes Zwiſchenaktes geht es unter den Zuſchauern ſehr lebhaft zu; jeder giebt ſein Urteil oder ſeine Meinung ab. Beſuche werden gemacht, Backwerk gekauft und die Plätze bezahlt. Beim Eingang ins Amphitheater wird nämlich ein halber Piaſter Eintrittsgeld bezahlt, ſpäter aber verlangen beſondere Einſammler noch 4—6 Reales Platzgeld.

Schon wird wieder zum Kampf geblaſen, und die „mala intencion

*) Espada, der Degen. Diejenigen, welche den Stier mit dem Degen oder ihrem Dolche töten ſollen, werden kurzweg espadas genannt.

alazan de la Escala“,*) mit blauer Decke und vielfarbigen Bändern geſchmückt, tobt in die Arena. Die Capeadores zu Fuß und zu Pferd thun ihre Schuldigkeit. Glänzende „Suertes“ (Stöße und Wendungen) werden produziert. Sobald die erſte Wut des Stieres gebrochen iſt, reiten die tötenden „Rejoneadores“ vor. Bald greift er ſie an. Auf zitterndem Pferde erwartet ihn der erſte mit emporgehobenem Arme, um die ſcharfe Spitze der kurzen Lanze in ſein Herz zu bohren. Das Pferd, vielleicht in einem früheren Kampfe ſchon einmal verwundet, iſt unruhig, der Stoß geht fehl, aber der Stier hat ſicher getroffen. Seine ſcharfen Hörner haben die Weichen des Pferdes weit aufgeriſſen, und die Gedärme quellen hervor. Unbekümmert darüber ſucht der Reiter ſeinen Fehler wieder gut zu machen, ſprengt hinter ſeinem Gegner einher, neckt ihn, ſtößt das zweitemal beſſer aber nicht tödlich, wird dadurch noch mehr gereizt und wiederholt in gleichem Erfolge ſeine Verſuche. Ein gräßlicher Anblick! Ein Teil der Eingeweide des Pferdes ſchleppt im Sande nach, aber doch folgt das edle Tier feurig dem Zaume, bis es tot zuſammenbricht. Der zweite Rejoneador iſt nicht viel glücklicher; ſeine Stöße ſind nicht tödlich; ſie vermehren nur die Wut des mala intencion, der wie ſein Vorgänger ſeinem Namen Ehre macht. Bald ſind Reiter und Pferd über den Haufen geworfen und müſſen ſich zurückziehen.

Bluttriefend ruht das Schlachtopfer einige Augenblicke aus, um einen neuen Gegner zu erwarten. Keiner wagt ſich hinan. Nun treten die „Desgarretadores“ auf, um ihr ſchändliches Amt zu erfüllen. Jeder hält eine etwa 5 m lange Stange, an deren Spitze ein großes, äußerſt ſcharfes, ſichelförmig gebogenes Eiſen befeſtigt iſt. Leiſe nähert ſich einer von hinten dem Stiere bis auf 30 oder 40 Schritte, wirft ihm mit aller Gewalt ſeine Waffe nach den Hinterfüßen und durchſchneidet ihm die Achillesſehne. Der Stier knickt ein. Ein zweiter Desgarretador bricht ihm auf die nämliche Weiſe den andern Hinterfuß, und er fällt mit dem ganzen Hinterkörper auf die Erde. Seine Kraft iſt gelähmt, aber ſein Mut nicht gebrochen. Mit dem tiefſten Abſcheu wendet ſich der gefühlvolle Menſch von dieſem empörenden Schauſpiele ab. Auf den Knieen rutſcht das gequälte Tier ſeinen nun mutig gewordenen Gegnern entgegen. Sand und Blut vermiſchen ſich zu Klumpen in den Wunden; bewegungslos ſchleppen die Hinterbeine dem langſam davon gezogenen Körper nach. Ein dumpfes, herzzerreißendes Gebrüll zeugt laut von den Schmerzen des hilfloſen Tieres. Mit fanatiſchem Triumphe eilen nun die Neger, bewaffnet mit Meſſern und Lanzen, herbei, um es vollends zu Tode zu martern. Noch im Todeskampfe verteidigt es ſich mit Mut, und ſchon mancher dieſer Henker hat ſeine Mordluſt mit dem Leben gebüßt, wenn er glaubte, mit dem Dolche ungeſtraft im Fleiſche des Tieres wühlen zu können.

*) Mala intencion alazan: die böſe Abſicht, fuchsfarben, von der Hacienda (Landflur) de la Escala. Man ſieht aus ſolchen Namen, mit welchem Geſchmacke die Neger ihre Stiere taufen. Der Name bezieht ſich gewöhnlich auf eine Eigenſchaft des Tieres.

Die meiſten meiner Leſerinnen werden bei der bloßen Schilderung dieſer Scene ſchaudern, aber die Damen von Lima finden ein großes Wohlgefallen, ihr zuzuſehen, einen hohen Genuß an dieſem Schauſpiel. Ländlich, ſittlich! Auch ſind ſie ja von früher Jugend an dieſen ſchauderhaften Anblick gewöhnt.

Kehren wir aber auf den Kampfplatz zurück, den ſo eben der „Palangano mulato (tief-braune) de Vergara“ durchrennt. Ein leiſes Murmeln wird im Kreiſe gehört. „Que toro tan flojol!“ (Wie iſt der Stier ſo flau!) tönt es von verſchiedenen Seiten. Der Stier erhält nicht und verdient auch nicht die Gunſt des Publikums. Die Heftigkeit, mit der er die Arena betrat, iſt bald zu Ende; er ſteht ſtill, ſieht ſich ganz verwundert im Kreiſe um, läuft im kurzen Trabe durch die Plaza und ſucht eine Thür, um herauszukommen. Vergeblich necken ihn die Capeadores, er ſieht ſich nicht nach ihnen um, ſondern glotzt das geſchloſſene Thor an und brüllt ſehnſüchtig ſeinen abweſenden Gefährten zu. Die Rejoneadores ſtechen ihn mit ihren Lanzen, um ihn etwas zu reizen; für Augenblicke rafft er ſich zuſammen, rennt ihnen nach, aber bald trottet er wieder harmlos im Cirkus herum. „Fort mit ihm,“ ſchreit das Publikum und der Schiedsrichter giebt das Zeichen, dem Wunſche Folge zu leiſten. Mehrere Kühe und Ochſen werden in die Arena getrieben, und in ihrer Geſellſchaft verläßt das feige Tier unter dem Hohngelächter der Zuſchauer den Kampfplatz.

Der folgende Stier wird den laut werdenden Unwillen des Publikums beſänftigen. Er iſt für eine Lanzada*) beſtimmt; in der Liſte iſt er als „Busca lapunta barroso de Paramonga“**) aufgeführt. Ein unterſetzter ſtarker Indianer erſcheint mit einer ungeheuren Lanze. Der Stiel iſt 4 m lang und an ſeinem hintern Ende faſt ſchenkeldick; die Spitze iſt breit und über eine Spanne lang. Dem Toril gegenüber, ungefähr 25—30 Schritte davon entfernt, iſt ein ſtarker Stein in den Boden gerammt, zu welchem der Indianer geht, um ſeine Vorbereitungen zu treffen. Nochmals unterſucht er Lanze und Stein ſorgfältig, probiert die Höhe, in die er die Spitze richten muß, legt die Lanze nieder, zieht ſeinen Roſenkranz und betet andächtig einige Paternoſter und Ave, bekreuzt ſich, greift wieder zu ſeiner Waffe und läßt ſich auf ein Knie nieder. Mit beiden Händen faßt er den Stiel, den er mit aller Kraft gegen den Stein ſtemmt, erhebt die Spitze kaum einen halben Meter über die Erde und giebt das Zeichen zum Angriff. Ein banger Augenblick folgt, Todesſtille herrſcht im weiten Kreiſe, und mit angehaltenem Atem erwartet jeder den verhängnisvollen Moment. Die Thür fliegt auf, und der Stier ſtürzt ſich mit Macht in die Lanze. Die Gewalt des Stoßes ſchleudert den Indianer weit weg; er hatte das Ziel verfehlt: ſtatt die Stirn zu durchbohren und ſo den Stier augenblicklich zu töten, drang die Lanze unter dem Schulterblatte in den Körper und zu den Weichen hinaus. Mit dieſem Balken im Leibe rennt der Stier auf ſeinen wehrlos

*) Lanzenſtich. **) Busca la punta, ſuche die Spitze; barroso, kuhbraun.

dahin geworfenen Gegner, ſtößt ihn mit den Hörnern und tritt ihn mit den Vorderfüßen, bis die Capeadores herbeieilen und ihn einem gewiſſen Tode entreißen. Die Rejoneadores reiten vor, um dem von großem Blutverluſt erſchöpften Schlachtopfer den Garaus zu machen. Mit Wehegeheul ſtemmt er ſich gegen die andringende Gewalt und empfängt den Todesſtoß.

Jeder der folgenden Stiere bietet mehr oder weniger Intereſſe dar, je nachdem er mehr oder weniger Menſchen verwundet oder tötet und je nach der Geſchicklichkeit, welche die Capeadores, Rejoneadores und Eſpadas entwickeln. Aber das Publikum will noch eine bunte Abwechſelung, welche ihm die Mojarreros*) verſchaffen werden. Ein halbes Dutzend Indianer, von ihrem Capataz angeführt, kommen ſingend und tanzend in die Plaza und ſpringen eine zeitlang unter drolligen Gebärden herum. Der Stier wird in die Arena gelaſſen, er wendet ſich bald gegen die luſtige Gruppe und greift ſie an. Vom Capataz geleitet, ſtellen ſich die Indianer zur Wehr, halten den Stier ab, ſetzen ihre Tänze fort, werden wieder angegriffen, verteidigen ſich und verwunden ihren Gegner, aber immer ſpringend und tanzend; zuletzt werfen ſie ſich auf die Erde und ſtoßen dem Stiere, indem er über ſie hinwegſetzt, die Lanzen in den Leib, daß er tot niederſtürzt.

Es wird Abend; ſchon ſeit 4 Stunden hat das Schauſpiel gedauert und 11 Stiere ſind als Opfer eines barbariſchen Vergnügens gefallen; 16 ſtehen auf der Liſte. Ein Teil muß auf den nächſten Kampfplatz aufbewahrt werden, denn ſchon fängt das Publikum an, ſich zu entfernen; aber noch einmal öffnet ſich das Toril und heraus ſprengt ein Reiter auf einem ungeſattelten Stier. Die Schwierigkeit, ſich auf einem ſolchen tobenden Tiere zu halten, iſt ſehr groß; der Reiter bekommt daher ſeine Prämie, wenn er nur vom Toril bis mitten in die Arena gelangt, ohne abgeworfen zu werden. Es giebt einige ſehr gewandte Neger, die nicht nur mehrmals durch die Plaza reiten, ſondern auch zugleich Feuerwerke losbrennen, wodurch ſie des lebhaften Beifalls ſich erfreuen.

Die anbrechende Nacht macht der Beluſtigung ein Ende, das Amphitheater entleert ſich. In unabſehbaren Reihen kehren die Bewohner von Lima nach der Stadt zurück; wieder ſitzen eine Menge von Damen auf den Bänken der Alameda; die Brücke iſt aber diesmal von Männern beſetzt, die den langen Zug von Wagen und Fußgängern an ſich vorüberwogen laſſen und die vorübergehenden Frauen necken, aber immer mit witzigen Antworten bezahlt werden.

Die Stiergefechte werden in Lima nicht mehr mit der Pracht und in der ſtrengen Form gehalten, wie zu Zeiten der Vireys. Man hört ſehr oft

*) Die Mojarreros ſind gewöhnlich Indianer, die ſich in Maſſe dem Stiere entgegen ſtellen. Sie verteidigen entweder einen mit Früchten und Branntwein beſetzten Tiſch, wobei ſie, um ihre Prämie zu erhalten, darauf ſehen müſſen, daß der Tiſch nicht verrückt wird, oder ſie führen Tänze auf. Es geſchieht zuweilen, daß der Stier über den Tiſch wegſetzt und im nämlichen Augenblicke von den Lanzen durchbohrt wird.

Digitized by Google

ältere Männer über den Verfall dieſer Nationalbeluſtigung bitter klagen. Bald fehlt es an den Capeadores und Rejoneadores, bald taugen die Espadas nichts. Beſonders ſchwer zu befriedigen ſind die Altſpanier, die immer von den Meiſtern der Peninſula (Halbinſel) ſprechen. Eine jetzt ganz vernachläſſigte Ceremonie der früheren Stiergefechte iſt die Übergabe des Toril-ſchlüſſels. Ein geſchickter Reiter mit einem großen goldenen Schlüſſel in der Hand ſtellte ſich mit einem ausgezeichneten Pferde vor das Toril. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thür geöffnet und der Schlüſſelträger ritt im ſchärfſten Paſſe, ohne in Galopp übergehen zu dürfen, nach der Loge des Vizekönigs, wo er den Schlüſſel abgab. Der Stier folgte ihm natürlich dicht auf den Ferſen und wurde erſt in der Nähe des Zieles von den Capeadores abgelenkt. Es iſt ein Beweis von der unglaublichen Schnelligkeit einiger peruaniſcher Paßgänger, denn es iſt eine bekannte Thatſache, daß ein Stier auf kurze Diſtanz ein Pferd im ſtärkſten Galopp überholt. Das Pferd, das dieſe Probe ablegte, wurde immer von ganz Lima gefeiert.

Ich habe verſucht, meinen Leſern in kurzen Umriſſen ein Bild der Stiergefechte, wie ſie jetzt in Lima abgehalten werden, vorzuführen, und will nun noch mit wenigen Worten die Bedeutung dieſes Nationalvergnügens erwähnen.

Peru iſt das einzige Land in Südamerika, in welchem noch förmliche Stiergefechte gefeiert werden. Wie es ſich am letzten, dem Rufe der Freiheit folgend, von der ſpaniſchen Herrſchaft befreite, ſo hat es auch am längſten die Gebräuche ſeines Mutterlandes beibehalten und wird ſich auch am ſpäteſten davon losmachen, da ihm jede Energie und ſich aus ſich ſelbſt entwickelte Nationalität mangelt. Die Charakterloſigkeit der Peruaner zeigt ſich hier ſehr deutlich. Die Fehler der Spanier werden bei ihnen zu Laſtern, indem ſie rückſichtslos dieſelben auf den höchſten Punkt treiben. Wenn die Stiergefechte auf der Halbinſel grauſam ſind, ſo ſind ſie in Lima ehrloſe Tierquälereien. Dieſe werden zwar nur von der Heſe des Volks, von Negern und Zambos aufgeführt, aber vom gebildeten Teil des Publikums gebilligt und mit Beifall aufgenommen. Die Limeños wollen Vergnügungen, ſie mögen ſo unmenſchlich ſein, als ſie wollen, wenn es nur Vergnügungen ſind, die ihre zügelloſen Leidenſchaften aufregen, und wobei ſie einen Tag müßig ſein und öffentlich ſich zeigen können. Ein Gouvernement, das ſich beim Volke ſchnell in Gunſt ſetzen will, muß ihm öffentliche Unterhaltung geben, und die Stiergefechte ſtehen darin obenan. Damit werden zwei Zwecke erreicht; die Regierung ſichert ſich die Anhänglichkeit, wenn auch nicht die Liebe des Publikums, und lenkt zugleich die Aufmerkſamkeit von der politiſchen Schaubühne ab, was in einem Lande, wie Peru, welches fortwährend durch Revolution von einem irre geleiteten Pöbel und einem ehr- und pflichtvergeſſenen Militär zerfleiſcht wird, von höchſter Bedeutung iſt.

Wohl könnte eine weiſe Regierung darauf achten, daß bei den Stiergefechten, wenn ſie doch als notwendiges Übel beibehalten werden ſollen, mehr Vorſicht und Menſchlichkeit gebraucht würde; und Eltern, denen es

daran gelegen ist, nicht den Keim der Roheit von frühester Jugend an ihren Kindern einzupflanzen, sollten dieselben von einem Schauspiele zurückhalten, das jedes edlere Gefühl verletzt und am Ende vernichtet.

---

## 11. Eine Winterreise über die Cordilleras de los Andes von Catamarka nach Cobija.

Von J. J. von Tschudi.

Ich habe schon im 3. Bändchen meines „Taschenbuchs der Reisen" eine kurze Skizze des merkwürdigen Andenübergangs zur Winterszeit, dieses Heldenstücks des berühmten Reisenden, nach den seiner Zeit in den Beilagen der A. A. Zeitung veröffentlichten Briefen gegeben. Nun, da das ganze, die zweite große Reise Tschudis in Südamerika behandelnde, Werk vorliegt und der 5. Band desselben*) die ausführliche Schilderung der „Reise von Catamarka über die Cordillera und durch die Wüste von Atacama nach Cobija" bringt, können manche interessante Einzelnheiten derselben mitgeteilt werden.

Der werte Leser wolle eine Karte von Südamerika zur Hand nehmen. Von Buenos Ayres in nordwestlicher Richtung aufwärts steigend gelangt er mit seinem Blick über Cordova nach Catamarka, einer Provinz-Hauptstadt der Laplata-Staaten in der Nähe des mächtigen Andengebirges. Von hier aus begann Herr v. Tschudi seine gefahrvolle Winterreise. Es war im Juli des Jahres 1858. Auf der südlichen Halbkugel in der Breite des Wendekreises rechnet man vom Mai bis September die Winterzeit, welche in den niedern Landstrichen Regen, auf den höhern Bergketten aber Schnee und empfindliche Kälte bringt. Um nach Cobija, im Südwestzipfel des Staates Bolivia an der Küste des stillen Weltmeeres gelegen, zu gelangen, wählte Herr v. Tschudi den Weg von Molinas aus über die Cordilleras von Puntas negras („die schwarzen Spitzen") nach Atacama durch die Wüste. Wenn man erwägt, daß die Ausdehnungen, sowohl was die Länge, als was die Höhe der Bergpässe betrifft, die mitunter höher als die Spitzen der Jungfrau oder des Finsteraarhorns in der Schweiz, 4300 m erreichen, gegen die Pässe in unseren Alpen gehalten, riesig sind, und daß von bequemen Straßen und Stationen, Gasthäusern und Hospizen in jenen Bergeinöden keine Rede, frisches Quellwasser oft gar nicht zu haben ist und das Futter für die Maultiere von diesen selber mitgeschleppt werden muß; so erkennt man leicht, daß schon in guter Jahreszeit ein Andenübergang ein höchst gewagtes Unternehmen ist; um wie viel mehr in der kalten Jahreszeit!

Von einem Kaufmann und dessen Tochter begleitet, gelangte der Reisende

*) Reisen durch Südamerika von J. J. v. Tschudi. Leipzig, 5 Bde. 1866—69.

nach Piedra Blanka (zu deutſch Weißenfels): 4 Leguas (ſpan. Meilen) von Catamarka entfernt. Es iſt der Hauptort des gleichnamigen Departements, aus einer Anzahl von Bauerngütern beſtehend. Wohin das Auge blickt, trifft man reiche mit Mais und Weizen bebaute Äcker, überaus üppige Kleefelder, lachende Weingelände, zahlloſe Obſtbäume, namentlich Feigen-, Pfirſich-, Apfelſinen-, Citronen- und Birnbäume. Ein fruchtbarer Boden im Verein mit ſorgfältiger Bewäſſerung ſeitens der Bevölkerung haben das Thal in einen üppigen Garten verwandelt. Gegen 7 Uhr abends machten die Reiſenden in einer Eſtancia Halt, deren Beſitzer mit dem Kaufmann verwandt war. Die Aufnahme war eine ſehr freundliche. Der Hausherr wies Herrn v. Tſchudi ein geräumiges Gemach an, drückte aber zugleich ſein Bedauern aus, daß die Luft desſelben verpeſtet ſei; es hätten ſich nämlich in der Nacht zuvor drei Stinktiere (Zorillos) unter der Mauer durchgearbeitet und wären in der Frühe im Zimmer getötet worden. Bekanntlich ſpritzen dieſe Tiere, wenn ſie verfolgt und geängſtet werden, einen ſo durchdringend übelriechenden, auf Menſchen und Tiere betäubend wirkenden Saft aus, daß die von ſolcher Drüſenflüſſigkeit getroffenen Gegenſtände Jahre lang die umgebende Luft verderben. Der Reiſende mußte ſein Zimmer alsbald verlaſſen und ſchlug ſein Bett neben einer Schafherde unter freiem Himmel auf. Nach Mitternacht weckte ihn das wilde Herumjagen der Herde und wütendes Hundegebell; es dauerte lange, bis ſich die Tiere wieder beruhigten. In der Frühe ſtellte es ſich heraus, daß eine kecke Puma*) ein Schaf aus der Herde geholt hatte und mit demſelben über den 1½ m hohen Pferch geſprungen war. Der Räuber war dem Wirt wohlbekannt, hatte ihm ſchon ein paar Dutzend Schafe weggeholt trotz der Hunde, der Fallen und Flintenſchüſſe, denen allen er glücklich entkommen war.

Ungeachtet ſeines nächtlichen Verluſtes ließ der Hausherr in der Frühe einen fetten Hammel ſchlachten und ſchenkte ihn den Reiſenden als Mundvorrat für den ferneren Marſch. Es ging allmählich immer höher, bergauf, bergab, durch zerſtreut liegende Weiler und Dörfer. Am Abend hatte ſich eins der Laſttiere verlaufen, und als der Peon (der zum perſönlichen Dienſt des Reiſenden beſtimmte Mauleſeltreiber) lange nicht mit dem geſuchten Tiere zurückkehrte, ſchlug man bei einer der letzten Hütten des Dörfchens La Puerta (deutſch: die Pforte, von der Verengerung des Thales ſo genannt) das Lager auf. Das gebratene Hammelfleiſch mundete vortrefflich; doch die Hälfte des Hammels ward in der Nacht von den ausgehungerten Rüden der nächſten Hütte, welche den Braten gerochen hatten, geſtohlen.

Von La Puerta aufwärts hörte der kleine Grundbeſitz auf, und die Viehzucht überwog den Ackerbau. Unter den Pflanzen machten ſich bereits die großen baumartigen Cactus bemerklich, von denen die Achuma (Cereus atacamensis) in holzarmen Gegenden zu Dachſtühlen, Tiſchen, Bänken, Thüren, ſelbſt zu Grubenbauten verwendet wird. Tſchudi ſah hier ein rieſen-

*) Der amerikaniſche Löwe, felis concolor. Cuguar.

haftes Exemplar, das eine einzige mehr als 6 m hohe Säule mit nur einem kopfgroßen Auswuchse bildete. Der Fluß des Thales, Rio de la Chacras genannt, mußte bis Colpes, wo die beiden Quellbäche zusammenkommen, nicht weniger als 21mal durchritten werden, weil es gänzlich an Brücken fehlte. Nun gelangte man aus dem Valle de las Chacras (Thal der Landgüter) in das Valle de Pucarillo, das durch seine grünen Wiesen, die von einem munteren Flüßchen durchschnitten werden, einen lieblichen Anblick gewährte. Zahllose Scharen von Papageien erfüllten mit ihrem durchdringenden Geschrei die Luft; sie nisten in Erdlöchern und fliegen abends unter großem Tumult auf die Bäume zum Übernachten. Weiterhin zeigten sich mehrere Strauße. Tschudi konnte einen vereinzelt auf einer Erderhöhung stehenden auf etwa 100 Schritte anschleichen, während der Vogel die fortziehende Karawane mit seinem Blick verfolgte. Ein Schuß und der Vogel stürzte zusammen, raffte sich jedoch bald wieder auf und hinkte in mäßigem Tempo davon. Die Kugel hatte in das dicke Schenkelfleisch geschlagen.

Als die Reisenden in der Estancia*) von Singuil anlangten, war es stockfinstere Nacht; doch war die Aufnahme trotz der nächtlichen Störung eine freundliche. Es schneiete die ganze Nacht und den größten Teil des darauf folgenden Vormittags ununterbrochen. Die Gesellschaft lagerte sich um ein Feuer, Herr Tschudi konnte nur mit Mühe einige Notizen mit Bleistift zu Papier bringen, so kalt waren ihm die Hände geworden.

Die Hochebene von Singuil ist eine sehr fruchtbare und gesunde Gegend mit europäischem Klima. Der Boden ist reich und leicht zu bearbeiten; er bringt unsere Getreidearten, namentlich Weizen in ausgezeichneter Güte hervor, ferner Kartoffeln und Luzerneklee. Der größte Teil des Bodens ist vortreffliches Weideland, zur Viehzucht in großartigem Maßstabe geeignet. Doch steht dem Aufblühen derselben ein nicht kleines Hindernis entgegen, das sind die Condors. Hochträchtige Kühe müssen immer in der Nähe der Wohnungen in einen mit einer Mauer eingefaßten Corral getrieben und dort sorgfältig überwacht werden; denn sobald das Tier geworfen hat, erscheinen unverzüglich diese Riesenvögel, um sich auf das Kalb zu stürzen. Wird es nicht kräftig durch Menschen verteidigt, so ist es rettungslos verloren. Als fernere sehr gefährliche Feinde der Viehzucht bezeichnete der Besitzer der Estancia den „Nio", eine Giftpflanze, und die „Unca", ein Wasserinsekt.

Gegen 10 Uhr vormittags brach die Sonne durch das dichte Gewölk, und ein paar Stunden später war auch der Schnee zum größten Teil verschwunden. Doch in der folgenden Nacht schneiete es abermals stark. Der Weg führte über die sehr steile Cuosta de Singuil; keuchend mußten die Maultiere von einem Berge zum andern steigen; endlich ward der Rücken des letzten Gebirgszugs, eines Armes der Sierra del Ambato, erreicht. Hier,

*) Landgüter, auf denen Viehzucht getrieben wird, werden in der Provinz Catamarka „Estancias" genannt.

in einer Höhe von 3000 m, ward die Karawane in so dichte Wolken gehüllt, daß sie die rechts ganz nahe liegende Sierra de Narvaez nicht erkennen konnte. Der Lehm war von den vorhergegangenen Niederschlägen so weich und schlüpfrig geworden, daß die Tiere fortwährend stürzten.

Eine schmale, steile und steinige Schlucht führte jäh bergab. Tschudi stieg ab, um das Tier zu erleichtern und sich selbst durch Gehen etwas zu erwärmen. Der Saumpfad ging dicht an scharfkantigen Felswänden vorüber und war so schmal, daß er kaum begriff, wie ein beladenes Maultier ohne anzustoßen und in den Abgrund zu stürzen, vorbei wandern konnte. Er kehrte im Dörfchen Pucara in der Hütte eines freundlichen Indianers ein und kam da auf originelle niedere Stühle zu sitzen, um vor dem sorgfältig unterhaltenen Feuer die Ankunft der Lasttiere zu erwarten. Der Wirt hatte nämlich je ein Paar Ochsenhörner durch das Stirnbein vereint, mit Riemen aus ungegerbtem Leder fest zusammen geschnürt. Um 8 Uhr abends in völliger Dunkelheit langten die Maultiere an, die ihren Weg sicher gefunden und zurückgelegt hatten.

Mit dem ersten Morgengrauen verließ Tschudi die Hütte, um die historisch interessante Umgegend zu durchforschen. Am Eingange des Thales von Pucara liegen auf einem steilen wilden Bergrücken die Ruinen einer alten Indianerstadt. Ungefähr in drei Vierteln der Höhe ist der Berg mit einer 1—1½ m hohen aus rohen Steinen aufgeführten Mauer umgürtet, und zwar in einer Ausdehnung von 2—3 Leguas.*) Von Strecke zu Strecke war diese Ringmauer mit Türmen befestigt, die nun in Trümmern liegen, auch ein Teil der Mauer ist eingestürzt. Hinter dieser Ringmauer leisteten die tapferen Calchaquinindianer dem eroberungssüchtigen Inca Huayna Capac erfolgreichen Widerstand.

Das Thal mündet in eine ausgedehnte Hochebene des Campo de Pucara, welche einen Knotenpunkt bildet für die Hauptgebirgszüge der Provinz Catamarka. Die Reisenden kreuzten sie von S.O. nach N.W. und gelangten an den Fuß der Cuesta de la Chiloa, eigentlich der Sierra de Ambuto, die sich hier mit der Sierra de Aconquija vereint. Die Ersteigung dieses Gebirges war ein hartes Stück Arbeit. Schnee und Eis bedeckten den steilen kaum kenntlichen Saumpfad, der bald in enge Schluchten, bald über steile Felskanten bergan führte. Ungefähr auf halber Höhe war die Steigung neben einem Abgrund so stark, daß die Tiere auf dem Glatteis, trotz ihrer großen Stollen, nicht mehr festen Fuß fassen konnten. Sie stürzten zusammen, rutschten Strecken des zurückgelegten Weges zurück und wurden endlich so verzagt, daß sie gar nicht mehr aufzustehen wagten. Weder das Beispiel der Madrina (das mit einer Glocke versehene Maultier, welches den Zug anführt), noch das eines Satteltieres, die alle Hindernisse kühn überwindend vorwärts drangen, vermochte die gänzlich entmutigten Tiere zu neuen Versuchen anzuspornen. Sie blieben fast regungslos liegen und mußten ab-

*) 1 Legua oder spanische Meile = ⁴/₇ deutsche Meilen.

geladen werden. Nach langem Suchen entdeckte einer der Peone eine Seitenschlucht und unter unsäglichen Beschwerden gelang es endlich, die Tiere durch diese zu führen und die Höhe zu erreichen. Da bot sich ein wild romantischer Anblick dar. Zwischen dem Rücken des eben erstiegenen Gebirgszugs und der Aconquijakette türmte sich Berg auf Berg, gähnte Abgrund an Abgrund mit den steilsten Abhängen und den schärfsten Zacken, ein Gebirgschaos von unbeschreiblich unheimlicher Pracht.

Das Hinabsteigen war fast noch schwieriger als das Hinaufklettern. Die Ladungen der Maultiere rutschten an den jähesten Stellen so auf den Hals vor, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, sie würden kopfüber eins auf das andere stürzen. Nach fast zweistündigem Abwärtssteigen ward eine Quebrada*) mit einer Quelle erreicht, und da auf der nächsten Strecke kein Trinkwasser anzutreffen war, so machte man hier Halt unter einem überhangenden Felsen. Am Boden waren deutliche Blutspuren zu sehen. Wie die Reisenden am folgenden Tage erfuhren, hatte kurz zuvor ein Peon seinen Herrn an dieser Stelle ermordet, um ihn zu berauben.

Am andern Morgen fehlten mehrere Maultiere; erst nach langem Suchen fand man sie in einer Seitenschlucht. „Ich war — erzählt Tschudi — noch mit dem Einlegen einiger Pflanzen beschäftigt, als unsere kleine Karawane sich in Bewegung setzte und folgte ihr etwa eine Viertelstunde später. Plötzlich bemerkte ich an meinem Tiere eine sonderbare Unruhe und Unsicherheit. Ich untersuchte das Sattelzeug in der Meinung, irgend ein Fehler beim Satteln sei die Ursache des eigentümlichen Betragens des sonst so ruhigen Tieres. Der Weg führte in einer schmalen Schlucht auf ungemein steiniger Sohle bergab. Die Lehne links war mit etwas Gras und niederem Gesträuch bedeckt, rechts ragten steile Felsen empor. Meine ganze Aufmerksamkeit war auf mein geängstetes Tier und den elenden Pfad gerichtet; auf einmal höre ich ein sonderbares Rascheln nicht weit von mir, blicke auf und sehe kaum 12 Schritt von mir entfernt an der Berglehne eine riesenhafte Puma. Nun war mir die Unruhe meines Tieres erklärlich. Meine Büchsflinte war in den Ladungen, und ich hatte nur den Revolver in der Satteltasche. Ich nahm ihn für alle Fälle zur Hand, beschloß aber, das Raubtier so lange wie möglich zu beobachten und hatte wohl eine Viertelstunde die schönste Gelegenheit dazu, denn während dieser ganzen Zeit folgte mir die Puma in stets gleicher Entfernung längs der Lehne. Es war ein stattliches Tier mit einem gelbbraunen Rücken, weißem, tiefherabhängenden Bauch und gewaltigen Tatzen. Von Zeit zu Zeit lugte es liebevoll tückisch zu mir herüber. Sein Betragen war mir unerklärlich. Für seine Hoffnung auf Beute und einen Angriff war ihm der Reiter offenbar zu groß, auch war es sicherlich nicht bloß auf einer einfachen Morgenpromenade begriffen oder machte bloß „Geschäfte halber" den nämlichen Weg wie ich; wozu also die lange und so nahe Begleitung? Bei einer Biegung des Wegs traten auch links Felsen

*) Thalschlucht.

auf und ich sah, daß ich meinen Begleiter aus den Augen verlieren würde; ich zielte daher scharf und drückte los. Die Kugel war im rechten Schulterblatt; das Blut rieselte vom falben Vorderschenkel herunter. Einen Augenblick stand das Tier regungslos und verschwand dann unter grimmigem Brüllen mit mächtigen Sätzen hinter den Felsen, die kleine Revolverkugel hatte es nicht tödlich verwundet. Offenbar hatte sich die Puma über Nacht in der Nähe der Maultiere herumgetrieben und sie so geängstigt."

Zwei Leguas ging es in der schmalen Quebrada vorwärts, da erweiterte sich das Thal zu einer sackförmigen Ebene, von einem herrlichen Gebirgskranze umgeben. Die Departements-Hauptstadt heißt nach der Ebene Andalgala Fuerte de Andalgala*). Sie ist keine geschlossene Ortschaft, sondern besteht aus einer langen Reihe von kleinen Landhäusern, die mit Weingärten und Feldern umgeben sind.

Hier trennte sich Tschudi von seinen Reisegefährten, um, nur von seinem Burschen begleitet, auf dem kürzern, aber höchst steilen und beschwerlichen Wege nach den Bergwerken von Capillitas zu reiten. Der Corro (Gebirgsstock) de los Capillitas hat wegen seines Reichtums an Erzen eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sie kommen meist in Granit vor, der den Urkalk durchbrochen hat. Die Kuppen des Cerro bestehen aus Porphyr und Chloritschiefer. Die Ausbeute des Bergwerks besteht vorzüglich in Kupfererzen. Vom Verwalter des Bergwerks, einem deutschen Bergmann, Herrn Hoft, ward der Schweizer Reisende sehr gastfreundlich aufgenommen, und beide befuhren zusammen mehrere Gruben. Sie liegen 2800 m über Meer und der verminderte Luftdruck macht sich hier schon sehr bemerkbar. Die Lufttemperatur in der Nacht war —2° R. Auf den Höhen des Gebirgsstockes giebt es viel Huanacos, Pumas, Füchse und Wiesel. Auch der Condor ist zahlreich vorhanden. Er ist ein stolzer majestätischer Vogel, wenn er auf seinen ausgebreiteten Schwingen fast bewegungslos hoch in den Lüften sich wiegt, oder auf einer vorragenden Felsspitze sich reckend scharf ins Land hinein nach Beute schaut —

er packt den Fels mit krall'ger Hand;
der Sonne nah' im öden Land
im blauen Luftreich ist sein Stand. Tennyson.

Fällt in der Nähe der Gruben ein Lasttier, was oft genug geschieht, so senken sich unmittelbar darauf, selbst in der nächsten Nähe der Wohnungen, Scharen von Condoren darauf nieder, um es mit unglaublicher Gier zu zerfleischen. Wenn dieser Riesenvogel große Stücke von Aas herunterwürgt und dann, vollgefressen, keiner Bewegung mehr fähig ist, stupid und zusammengekauert neben den Resten seines die Luft verpestenden Mahles sitzt, dann ist er doch nur ein ekelhafter Aasgeier.

Während Tschudi noch bei den Minen verweilte, kam ein Bote von seinem Gefährten, dem Kaufmann Don Augustin, man möchte ihm Hilfe

*) Fuerte = Festung.

ſenden, da die Karawane verunglückt ſei. Tſchudi ſandte ſogleich ſeinen Burſchen mit noch zwei Leuten ab, doch war man der Gefahr ſchon entronnen, als dieſe ankamen. An einer ſehr ſteilen und glatten Stelle waren die Maultiere geſtürzt und eins in den Abgrund gerollt, doch ohne großen Schaden zu nehmen, was es der Matratze im ledernen Bettſack, womit es bepackt war, zu danken hatte. Als Herr v. Tſchudi wieder bei dem Zuge anlangte, fand er ſeine Sachen in traurigem Zuſtande, teils zerſchlagen, teils von den ſtachligen Geſträuchen der Quebrada zerfetzt.

Der Weg wurde ſandig. Man begegnete großen Herden von Ochſen aus den Provinzen Salta und Tucuman. Sie wurden nach Süden getrieben, um in der Provinz San Juan und in den Thälern von Tinogaſta auf den üppigen Luzernekleefeldern ſich gütlich zu thun und dann im Januar über die ſchneefreien Cordillerenpäſſe nach Copiapo in Chile zum Verkauf gebracht zu werden. Durch ein armſeliges Dörfchen Sto. Joſé führte der Weg nach Santa Maria, die Hauptſtadt des gleichnamigen Departements, welche aber kaum 8—900 Einwohner zählen mag. Doch hat ſich der Ort in neueſter Zeit durch die Minen von Capillitas wieder gehoben. Die Bewohner beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Weinbau, denn die Sommertemperatur iſt heiß genug und übertrifft noch die des Rheinthals.

Nachdem er ſich die nötigen Tiere und 2 Peone zur Weiterreiſe verſchafft hatte, ſetzte unſer Reiſende am 20. Juli ſeinen Weg fort, gelangte ohne Unfall nach S. Carlos, öſtlich von der Sierra de Santa Barbara gelegen, größer und beſſer gebaut als Sta. Maria. Dann folgte als eine Hauptſtation, wo Raſt gehalten und für die Weiterreiſe gerüſtet wurde, Molinos, die am weſtlichſten gelegene größere Ortſchaft der Laplata-Staaten, doch an ſich ſehr unbedeutend und nur aus zwei parallel laufenden Hauptſtraßen beſtehend. Die Zahl der Einwohner, größtenteils Meſtizen und Indianer, beträgt circa 300. Die Indianer beſchäftigen ſich hauptſächlich mit dem Fange der Vicunnas und Chinchillas;*) von Molinos kommen die meiſten Chinchillapelze in den Handel.

Das Klima iſt während der Sommermonate drückend heiß, im Winter aber ſehr kühl. In dieſer Jahreszeit iſt die Luft außerordentlich trocken und fällt dem nicht daran Gewöhnten läſtig. Die Fingernägel werden ſpröde und brechen wie Glas, die Haut um ſie herum wird riſſig und ſchmerzhaft, die Schleimhaut des Mundes und der Naſenhöhlen unangenehm trocken. Herr v. Tſchudi konnte mit einer Gänſefeder nicht ſchreiben, weil infolge der Trockenheit der Luft die Spalte beſtändig klaffte. Im Sommer ſoll man ſich der Fliegenſchwärme und anderes Ungeziefers kaum erwehren können. In den Wohnungen, wo Vicunna-Felle aufbewahrt werden, ſtellen ſich gern die rieſigen Schreitwanzen ein, deren Biß große brennende Quaddeln verurſacht.

Merkwürdig, daß die Bewohner trotz der trockenen Luft alle ihre Speiſen

*) Eriomys laniger, Wollmaus, grau, oben ſchwarzgrau gewellt, — das feinſte aller Pelzwerke.

dergeſtalt mit ſpaniſchem Pfeffer würzen, daß es europäiſchen Gaumen dünkt, als müßten ſie Feuer verſchlucken.

Acht Tage nach Tſchudis Ankunft kehrte auch der Herr des Hauſes, das den Reiſenden gaſtfreundlich aufgenommen hatte, Don Indalecio Gomez, von ſeiner Reiſe zurück, ein reicher Mann, Beſitzer großer Güterkomplexe, zahlreicher Viehherden, der Hauptausführer der Erzeugniſſe des Landes und der Haupteinführer fremdländiſcher Waren. Er ſteht in beſonderem Anſehen bei den Indianern, denen er Geldvorſchüſſe macht, die Jagdbeute abkauft ꝛc. Doch ſchien es, als wäre er in der Gegend mehr gefürchtet als geliebt, er hatte den Ruf eines unerbittlich harten und etwas geizigen Mannes. Seine zahlreiche Familie, darunter mehrere liebenswürdige erwachſene Töchter, fühlte ſich in dieſem vom Verkehr mit den gebildeten Menſchen abgeſchloſſenen entfernten Erdenwinkel nicht ſehr behaglich und ſehnte ſich nach anregender Geſelligkeit. Ein mit fabelhaften Unkoſten in dieſen hochgelegenen Ort transportiertes Klavier gewährte der Familie einige Zerſtreuung.

Mit Hilfe des Don Indalecio war es dem Herrn v. Tſchudi endlich gelungen, die nötigen Maultiere und Führer zu erhalten. Von den beſten Wünſchen der Familie Gomez begleitet, reiſte er am 29. Juli ab. Nun erſt begannen die Gefahren und Schwierigkeiten der Reiſe. Die Führer verſahen ſich mit Socken, wollenen Kleidern, Wollſtrümpfen und warmen Mützen aus Lammfellen, als gälte es eine Nordpolfahrt. Nachdem die erſte Quebrada zurückgelegt war, wurde noch einmal das Gepäck genau durchgemuſtert, die Ladungen in möglichſtes Gleichgewicht gebracht, die Hufeiſen geprüft, ebenſo die Sättel und das Packzeug. Der Schweizer Gelehrte hatte 7 Maultiere, nämlich drei unter dem Sattel, zwei für ſein Gepäck, eins wurde mit Futtermais beladen, das ſiebente ging leer.

Fortwährend berganſteigend ging es durch das muldenförmige Thal in nördlicher und nordweſtlicher Richtung. Die Thalſohle und flacheren Gebirgsabhänge zeigten ſich mit Geröll und Sand bedeckt, der Pflanzenwuchs war daher äußerſt ſpärlich. Der rieſenhafte Wüſtenkaktus und niedrige Sträucher von Tola (Baccharis Tola) hatten in dieſem dürren Erdreich allein feſten Fuß gefaßt und verliehen der Landſchaft ein abenteuerliches Anſehen. Bald hebt ſich ſo eine rieſige Fackeldiſtel wie eine dicke Säule einige Klafter hoch ohne Seitenzweige, bald treibt dieſe Säule mehrere kugelige Seitentriebe, die feſt an den Hauptſtamm ſich anlegen, bald teilt ſie ſich an der Spitze in mehrere runde Kolben, oder ſendet ſchon kaum einem Meter über der Erde 2—3 Arme aus; noch häufiger jedoch zeigt der Hauptſtamm eine Anzahl ſtarker Äſte, die ihrerſeits wieder kleinere Zweige treiben. Hier und da ſtehen ganze Familien wie mächtige Orgelpfeifen ſteif und dicht aneinander gereihet. Am obern kolbigen Ende ſind ſie mit einem feinen weißen Filz und verworrenen weichen Stacheln beſetzt.

Allmählich, je höher man kommt, verſchwinden in dem ſteinigen Geröll auch dieſe Fackeldiſteln; das Thal wird ganz nackt, die Seitengehänge beſtehen aus geſchichtetem Porphyr, der leicht verwittert und einen rötlichen

Staub zurückläßt. Nach achtstündigem Ritt kam man aus der Mulde auf eine Hochebene, die nach Norden wellenförmig aufstieg. Vom höchsten Punkte derselben ging es über einen schmalen Grat wieder bergab, die auf beiden Seiten tiefe Schluchten zeigte, und dann führte der Weg in einer engen Thalschlucht aufwärts. Endlich, nachdem die Nacht hereingebrochen, ward bei einem Wasserplatze Halt gemacht, mit Hilfe einiger Tolasträucher ein Feuer angezündet und mit großer Mühe das frugale Nachtessen gekocht. Ein eiskalter Wind blies das Thal hinunter. „Ich ließ," erzählt Tschudi, „zwei von meinen vier Koffern der Länge nach aneinander stellen und in zwei Schuh Entfernung ebenso die beiden andern; in diesem rinnenähnlichen Zwischenraume machte ich mein Bett aus den Satteldecken und Ponchos. So war wenigstens der Oberkörper vor dem Anprall des Sturmes einigermaßen gesichert. Um Mitternacht zeigte das Thermometer 8° unter Null. Ich hatte frisches Wasser in einem der blechernen Becher auf meinem Koffer stehen. So lange der Sturm wehete, hörte ich fortwährend das sich bildende Eis gegen die Blechwände schlagen, gegen 2 Uhr hörte er auf und fast augenblicklich war das Wasser bis auf den Grund des Bechers in einen Eisklumpen verwandelt."

Schon um 3 Uhr morgens wurden die Tiere wieder zusammengetrieben und gesattelt. Auf dem Kamme des Gebirges angelangt, trafen die Reisenden einen jener unter dem Namen „Apachitea" oder „Apacheta" bekannten Steinhaufen, die seit den ältesten Zeiten von den Indianern auf den höchsten Punkten der Gebirgsketten aufgeschichtet wurden und wohl eine tiefere religiöse Bedeutung hatten. Noch wirft jeder Indianer, wenn er an denselben vorüberkommt, gedankenlos einen Stein hinauf*) oder legt ein kleines Opfer von frischen Cocablättern nieder, oder sie spucken auch wohl den gekauten Cocaballen darauf. Tschudis beide Burschen opferten auf die letzte Weise.

Der Paß, der nun überschritten wurde, heißt Abra de la Cortadera und bildet die Grenze zwischen den La Plata-Staaten und Bolivia. Von da an beginnt die Wüste Atacama, die sich, von wenigen Oasen unterbrochen, bis an den stillen Ozean erstreckt. Ein bald sumpfiges, bald steiniges oder sandiges Thal senkt sich von der Höhe des Passes nach W.N.W. und wird oft durch mühsam zu ersteigende quer vorgeschobene Sandhügel unterbrochen. Hin und wieder bilden ein niedriger Strauch oder gefrorenes Ichu-Gras den spärlichen Pflanzenwuchs dieser eisigen Region. Nachdem man etwa 4 Leguas bergab geritten war, kam man in eine unendlich trostlose Wüste mit mächtigen Salzlagern und kleinen Salzseeen. Auf einem der letzteren zählte Tschudi 56 prächtige Cordilleren-Flamingos (Phoenicopterus andinus), darunter ein schneeweißes Exemplar. Die Vögel waren so wenig scheu, daß sie die Reiter bis auf wenig Schritt herankommen ließen.

*) Ähnliches geschieht in der Mongolei, wo man an den gefährlichen Stellen der Wüste auch solche Steinhaufen, Obos genannt, trifft, auf welche jeder vorübergehende Mongole unter Gebet einen Stein wirft. D. H.

Der Pflanzenwuchs hörte ganz auf, desto mehr erregten die vielen Löcher von Wühlmäusen (Ptenomys) die Aufmerksamkeit des Forschers, denn wovon mochten wohl diese Tiere in einer pflanzenleeren Wüste leben? Doch ruft wohl der Sommer eine Vegetation hervor, und die kleinen Nager halten dann einen Winterschlaf. Nach siebenstündigem Ritt, von der Abra aus gerechnet, ward eine Salzlagune erreicht, die in einen weiten, mit Riedgras besetzten Salzsumpf endete. Da hier einiges Futter für die sehr erschöpften Tiere zu finden und die Nacht angebrochen war, so ward Halt gemacht. Einige tausend Schritt vom Lagerplatze lag die Hütte einer indianischen Schäferfamilie; eine kleine Herde magerer Punasschafe nagte an den dürren Stoppeln des Ichugrases. Die Gegend heißt Pasto Grande.

Die Nacht war erträglich, da es windstill war; doch zeigte früh um 4 Uhr das Thermometer noch $8^1/_2$ ° Kälte. „Ich schlief — bemerkte Tschudi — natürlich ganz angekleidet, dicht in meine Ponchons gehüllt. Am empfindlichsten litten die Füße. Zog ich des Abends die Stiefeln aus, so waren sie in der Frühe hart gefroren, daß ich den ganzen Tag die Füße nicht mehr erwärmen konnte; behielt ich sie an, waren die Füße ebenfalls vor Kälte starr und gefühllos; es war ein höchst peinlicher Zustand."

Am folgenden Morgen — es war der 1. August — ward erst um 7 Uhr aufgebrochen, denn die nächste Tagereise war verhältnismäßig kurz. Es ging abermals über Sandhügel und durch Salzwüsten unter heftigem eiskalten Winde. An einer geschützten Stelle, „Quiron" genannt, welche gefrorenes Wasser und spärlichen Graswuchs zur Erquickung für die ermatteten und abgemagerten Tiere bot, denen nur sehr kleine Rationen von Mais gereicht werden konnten, wurde abends $^1/_2$5 Uhr Halt gemacht.

„Da wir die härtesten Wegstrecken noch vor uns hatten, so sah ich mich leider genötigt, einen Teil meiner Sammlungen, besonders die schweren Mineralien, wegzuwerfen, um nur die Ladungen bis an die Grenze der Möglichkeit zu erleichtern. Während meine Peone mit den Tieren und der Bereitung des Nachtessens beschäftigt waren, machte ich eine Exkursion nach dem nördlichen Gebirgszug, aber ein beißender Wind trieb mich wieder in das geschützte Thal zurück. Die Berglehne war mit zahllosen Trümmern von Trachyt und Quarzschiefer bedeckt.

„Um 2 Uhr nachts sattelten wir wieder auf und ritten eine Stunde später ab. Bei 9 ° R. unter Null gilt es gleichviel, unter freiem Himmel vor Frost zitternd und die Nacht schlaflos zuzubringen, oder auf seinem Tiere reitend der schneidenden Kälte zu trotzen. Das Thal von Quiron mündet in eine wüste Hochebene, und wieder wechselten wie am vorhergehenden Tage Wüste und querstreichende Gebirgszüge. Rechts vom Wege erhebt sich ein pyramidenförmiger scharf zugespitzter Pik, an dessen Fuß man lange hinreiten muß. Meilenweit ist der Boden mit großen Steinen bedeckt, als wären sie vom Himmel geregnet und mühsam winden sich die vorsichtigen Tiere zwischen ihnen durch, um sich nicht an den scharfen Kanten zu verletzen."

Wieder ward an einer geschützten Stelle, „Rincon“ genannt, das Nachtlager aufgeschlagen. Ein eisig kalter Sturm löschte das Feuer.

„Schon von Pasto Grande an war mir die Haut des Gesichts von der dünnen, trockenen Luft und den eisigen Winden heftig affiziert, die Lippen waren aufgeschwollen, rissig und sehr schmerzhaft; auch die Augen schmerzten und waren entzündet, trotzdem ich mich von Tolar an der sogenannten Saussureschen Brillen bedient hatte; aber ich hatte außerdem, abgesehen von der grimmigen Kälte bei Tag und bei Nacht, nicht die geringste Unannehmlichkeit gefühlt. Als ich aber in Rincon mich bückte, um meine Satteldecken und Ponchons zum Nachtlager zwischen den Koffern auszubreiten, fühlte ich plötzlich ein heftiges Unwohlsein, das sich in Ohrensausen, Schwindel, Beängstigungen, erschwertem Atem und heftigem Herzklopfen äußerte. Ich stand auf und ging einige Schritte bis zur Feuerstelle, da ich mich mit der Zubereitung des Nachtessens beschäftigen mußte, während die Peone für die Tiere sorgten. Das Gehen erleichterte einigermaßen die Beängstigung, aber ich konnte die Füße vor Mattigkeit kaum heben; sowie ich mich aber zum Feuer niedersetzte, vermehrten sich die Beklemmungen und Atmungsbeschwerden; sie steigerten sich bei jeder Bewegung der Arme zum Unerträglichen. Ich kehrte zu meinem Lager zurück und legte mich auf meine Ponchons; die meisten Symptome verringerten sich alsbald, besonders der Schwindel und das Herzklopfen. Ich zeichnete liegend beim Scheine meiner jedem Sturm trotzenden Reiselaterne die Notizen in mein Tagebuch ohne besondere Beschwerden, kaum setzte ich mich aufwärts, um eine Papiercigarre zu drehen, so trat wieder Herzklopfen und heftiges Pulsieren der Arterieen ein. Mein Puls machte 112 Schläge in der Minute, während er in Santa Maria nur 78 Schläge zählte. Ich trug einem der Peone auf, nach dem Feuer zu schauen; aber es kostete Anstrengung, der Gaumen war trocken, die Zunge schwer. Nach ungefähr einer halben Stunde brachte mir Antonio einen Teller voll unseres einfachen Mehlbreies, aber schon nach dem ersten Löffel voll empfand ich einen unüberwindlichen Ekel vor jeder Speise und so sehr ich mich zwingen wollte, einige Nahrung zu genießen, so war es mir doch nicht möglich. Der bloße Versuch, den Löffel zum Munde zu führen, war mit so viel Beschwerden verbunden, daß ich gern auf das Nachtessen verzichtet haben würde, selbst wenn ich keine so heftige Abneigung gegen jede Speise gehabt hätte. Nach wenigen Zügen von aromatischem Mate (Paraguaythee) fühlte ich eine Vermehrung der Gehirnkongestionen und nur das Rauchen von starkem Rolltabak in Form von Papiercigaretten brachte mir einige Erleichterung, ebenso eine ruhige horizontale Rückenlage.“ Das war ein heftiger Anfall der sogenannten „Bergkrankheit,“ welche in Höhen von über 3000 m ü. M. durch die verdünnte Luft hervorgerufen wird, wohl hauptsächlich bedingt durch eine Störung des normalen Dichtigkeitsverhältnisses des im Blute enthaltenen Sauerstoffs.

Die elektrische Spannung der Luft war in dieser Nacht auch sehr groß. Bei der geringsten Reibung sprüheten alle Wollstoffe Funken, und ein

läſtiges Kniſtern hatte ſchon am Tage jede Bewegung beim Reiten begleitet. Beim Auf- und Abſatteln der Tiere ſchoſſen aus den Fingerſpitzen elektriſche Flämmchen, an den Haaren der Tiere ſaßen bläuliche Punkte, ſtrich man ein paar Mal über ihre Mähnen, ſo kniſterte und ſprühete es wie in einer elektriſchen Batterie. Auf Herrn v. Tſchudi brachte das unaufhörliche Kniſtern und Prickeln auf der Haut einen unangenehmen Eindruck hervor und verſetzte ihn in eine gereizte Stimmung.

Ans Schlafen war nicht zu denken, denn der eiſig kalte Sturm tobte ſo, daß er auch die Decken durchdrang. Den Laſttieren wurden die Packſättel wieder aufgelegt, um ſie einigermaßen zu ſchützen, die Reittiere aber ſorgfältig in Lammfelle gehüllt. Um Menſchen und Tiere vor dem Erſtarren zu bewahren, wurde ſchon um 11 Uhr wieder aufgepackt und um Mitternacht die Reiſe fortgeſetzt.

Bei Tagesanbruch langte der Zug am Fuße eines von Süd nach Nord ſtreichenden Gebirges an, und nun begann der 30 Leguas lange Übergang über die Cordilleren, von deren eis- und ſchneebedeckten Häuptern der ſchneidend kalte Wind ununterbrochen mit Ungeſtüm blies und den armen Reiſenden beharrlich Sand in die Augen trieb. Ihre Geſichter waren wund und angeſchwollen, als wären ſie mit Brenneſſeln geſchlagen, die Augen brannten, die Lippen ſchmerzten faſt unerträglich; Gaumen und Zunge waren dürr wie Holz, die Atmung wurde immer ſchwerer, die Glieder erſtarrten. Kaum zehn Worte wurden den ganzen Tag gewechſelt, denn der Kehlkopf war wie gelähmt und ſelbſt das Sprechen beſchwerlich.

An Ausruhen war den ganzen Tag nicht zu denken; um 7 Uhr abends, als die Tiere im höchſten Grade erſchöpft waren und die Nacht hereingebrochen war, mußte Halt gemacht werden und auf dem hart gefrorenen Schnee ward notdürftig das Nachtlager eingerichtet. Den Maultieren mußten wieder die Packſättel und Lammfelle zum Schutz vor dem Erfrieren dienen; man gab in ihre Futterſäcke diesmal eine doppelte Ration Mais, am anderen Morgen fand man das Futter unberührt. Der Durſt und die Ermattung der armen Tiere war zu groß.

Die Reiſenden hatten ſchon den ganzen Tag an unerträglichem Durſt gelitten, nun war auf den Schneefeldern kein Tropfen trinkbares Waſſer zu finden und auch kein Brennmaterial, um den Schnee zu ſchmelzen. In den Mund genommene Stücke Schnee vermehrten den Durſt und brannten heftig auf den Lippen. Die Trinkhörner, die man teils mit Wein, teils mit Waſſer gefüllt mitgenommen hatte, waren von der Kälte aufgeriſſen und ſchon ſeit ein paar Tagen ausgeronnen. Um 9 Uhr abends zeigte das Thermometer 9° R., um 3 Uhr früh 11½°. Die Nacht ward ſchlaflos hingebracht, und noch vor Anbruch des Morgens wurden mit genauer Not die erſchöpften Maultiere wieder beladen. Die Reiter konnten ſich kaum im Sattel erhalten; Tſchudi hatte das Gefühl, als falle ihm das Fleiſch ſtückweis von den Knochen. Auf den halbgefrorenen Schneefeldern brachen die Tiere durch, ſtürzten und wollten zuletzt nicht mehr vorwärts.

Wieder kam man auf eine weite steinige, mit Porphyr- und Trachyttrümmern bedeckte Hochebene, die rings von schneebedeckten Kegeln und Pyramiden umgeben war, einige scharf zugespitzt, andere abgerundet. Gegen Mittag ward ein Sattel zwischen zwei Cordilleren-Gipfeln überschritten, der mit hohem Schnee bedeckt war. Der Sturm wütete so, daß die Reiter nur noch tief vorgebeugt auf ihren Tieren sitzen konnten. Dabei wurde der Durst immer quälender. Tschudi litt an mannigfachen Sinnestäuschungen: bald sah er die ganze Gegend blutrot, bald violett, bald gelb — infolge heftigen Blutandranges auf die Netzhaut. Wie in den heißen Sandwüsten Afrikas und Arabiens Luftspiegelungen die von Durst und Hitze gequälten Reisenden necken, so glaubte auch unser Reisender in diesen Wüsten des Hochgebirges, von Durst und Kälte gleich sehr gequält, bald einen See vor sich zu sehen, bald hörte er Wasser rauschen, war aber nicht mehr imstande, einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen — alle Ideeen bewegten sich um die eine Vorstellung „Wasser"; fast wäre er wahnsinnig geworden.

Die Tiere fraßen Schnee, sichtlich ohne Erquickung. Endlich ging es bergab, es zeigte sich eine spärliche Vegetation von Ichugras, aber immer noch kein Wasser. Um 8 Uhr abends gelangte man in ein enges Thal und bald darauf zu dem Indianerdörfchen Soncor. Gleich bei der ersten Hütte machte Tschudi Halt; ihre Bewohnerin, eine alte Indianerin, nahm die Reisenden willig auf. „Mein erstes Verlangen," erzählt der Held — „war nach Wasser. Das Weib brachte mir einen Krug voll und füllte meinen Becher; aber kaum führte ich ihn an den Mund, so schnürte es mir die Kehle zusammen und ich fühlte einen unüberwindlichen Ekel davor. Der übermäßige Durst hatte mir eine förmliche Wasserscheu erzeugt. Ich tauchte nun die Hände ins Wasser, wusch mir das Gesicht, versuchte nach und nach den Mund auszuspülen und nach einer halben Stunde war es mir möglich, ein paar Schlucke zu trinken, was mir aber immer noch Anstrengung und Überwindung kostete."

„Ich bereitete mein Nachtlager an einem stillen Plätzchen neben der Hütte und hatte ein unbeschreiblich wonniges Gefühl, wieder einmal eine Nacht bei nur 4° Kälte zuzubringen."

Soncor liegt in einer schmalen Trachytschlucht, durch die ein Bach fließt. Es wird nur von acht Familien bewohnt, die auf zersetzter Lava Mais, Weizen und Luzerneklee bauen. Auch werden etwas Birnen, Feigen und Weintrauben gezogen.

Am andern Morgen um 7 Uhr ward wieder aufgebrochen. Obgleich sich die Maultiere durch gute Nahrung und frisches Wasser gestärkt hatten, gingen sie doch sehr verdrossen vorwärts. Man ritt 5 Leguas in einem tiefen sandigen Thale abwärts bis zum Dörfchen Tocomado, das bereits ein mildes Klima hat und vortreffliche Birnen, Feigen und Weintrauben erzeugt. Zwischen Soncor und Tocomado liegt östlich ein Vulkan, der zeitweise raucht.

Von Tocomado aus führt der Weg in nordwestlicher Richtung 3 Leguas lang bis an das östliche Ufer eines 25 Leguas langen größtenteils aus-

getrockneten Salzſumpfes der Saline von Atacama, dann durch tiefen Sand und weiter über Grasboden nach Santo Pedro de Atacama. Dort langte Tſchudi am 5. Auguſt an.

Die Maultiere waren ſo herabgekommen, daß ſie kaum noch eine weitere Tagereiſe abgehalten hätten. In Atacama angelangt, legten ſie ſich mit den Ladungen auf die Erde und mußten liegend von ihnen befreit werden. Die beiden weggewohnten Indianer waren dermaßen erſchöpft, daß ſie ſich noch kaum auf den Füßen halten konnten.

Die Wetterzeichen, welche die Reiſenden ſchon den vorletzten Tag in den Cordilleren beobachtet hatten, — ſchwere Wolken lagerten ſich im Hochgebirge —, waren nicht trügeriſch geweſen. In der Nacht nach der Ankunft der kleinen Karawane in Atacama entluden ſie ſich und in der Frühe waren die Berge bis tief herunter mit Schnee bedeckt. Der „Schneeſturm der Jungfrau" (nevada de la Virgen) war losgebrochen, und Herr von Tſchudi wäre verloren geweſen, hätte ihn derſelbe zwei Tage früher in den Cordilleren getroffen.

S. Pedro de Atacama, die „Hauptſtadt der Wüſte", an einem Flüßchen gleichen Namens gelegen, das ſich einige Meilen vom Orte im Sande verliert, hat nicht viel mehr als 200 Einwohner, meiſt Indianer, die in erbärmlichen Lehmhütten leben. Nur wenige Wohnungen ſind im Ort, die den Namen „Häuſer" verdienen; die Kirche ſieht aus wie eine Ruine und das Rathaus liegt faſt im Schutt. Das Klima in Atacama, das nach Philippi über 2220 m über Meer liegt, fand Herr v. Tſchudi auch zur Winterszeit angenehm; die Tage warm, die Nächte wohl kalt, aber doch nicht unter dem Gefrierpunkt. Die Sommermonate ſollen ſehr heiß ſein, doch ebenfalls kühle Nächte haben.

Das Gebirgspanorama, von Atacama aus geſehen, iſt ſehr intereſſant. Die meiſten Gebirgsſtöcke haben die Form von Pyramiden und Kegeln und erinnern lebhaft an ausgebrannte Vulkane. Auf vielen glaubt man mit dem Fernrohre Krater zu erkennen. Am impoſanteſten iſt der öſtlich vom Städtchen liegende Licancau, eine gewaltige, die ganze Gegend beherrſchende Pyramide; gerade nordöſtlich vom Ort liegt der Vulkan von Atacama, ein ſchon ſeit lange ruhender Feuerberg, nach O.S.O. der ſchon erwähnte Vulkan von Tocomado. Die meiſten Berge waren bis an den Fuß mit Schnee bedeckt, da der Schneeſturm in den Cordilleren tobte.

Die Wüſte von Atacama wird von mehreren Bergketten durchzogen; ſie beginnt ſtreng genommen von der Abra de la Cortadera und erſtreckt ſich in der Richtung von Oſt nach Weſt zum ſtillen Ozean in einer Ausdehnung von 150 Leguas. Einige wenige Oaſen unterbrechen in dieſer Richtung die großenteils pflanzenleere Wüſte. Die vorzüglichſten ſind: Soncor, Tocomado, Atacama und Calama. Der vierte Teil der nördlichen Wüſte iſt mit Salzlagern bedeckt, und das Waſſer der wenigen Flüßchen hat einen ſalzigen Beigeſchmack.

Der Aufenthalt in Atacama kräftigte Herrn v. Tſchudi in wenigen Tagen

ſo, daß er die Reiſe durch die Wüſte mit friſchen Maultieren fortſetzen konnte. Nur die Lippen blieben eine zeitlang geſchwollen, und die Haut löſte ſich von Geſicht und Händen in großen Fetzen ab.

Cobija, der einzige Hafenort Bolivias (1829 zum Freihafen erklärt und 1839 zur Departementshauptſtadt), wurde am 13. Auguſt glücklich erreicht.

## 12. Der Gaucho und die Pampas.

Nirgends in der Welt trifft man eine ſo weite, gleichförmige Ebene als die Pampas, wie man die Niederungen am Rio de la Plata heißt, die ſich gegen 1500 engl. Meilen von Norden nach Süden und gegen 500 von Oſten nach Weſten erſtreckt und ein Trapez von 100,000 □Meilen bildet. Auf dieſem unermeßlichen Flächenraume erblickt das Auge kaum einen Baum oder einen Strauch oder nur eine perennierende Pflanze. Der Grund beſteht aus einer fruchtbaren ſchwarzen Gartenerde, ohne Stein, Sand oder Kies, mit einer Unterlage von Thon, worauf die Kiesſchicht folgt. Das Ganze iſt eine üppige Wieſe, wo Millionen von Menſchen hinverſetzt werden könnten, die, um ſich Unterhalt zu verſchaffen, nichts zu thun haben würden, als ihr Vieh auf die Weide zu treiben oder die nächſte beſte Stelle umzupflügen und zu beſäen. Man verſichert, daß 2—3 Millionen Stück Hornvieh, 3—4 Mill. Pferde nebſt unzähligen Scharen von Maultieren und Schafen auf den endloſen Savannen der Pampas umhertreiben, ungerechnet die Tauſende von Hirſchen, Straußen, Jaguars und wilden Hunden, die in dieſem reichen Jagdrevier hauſen.

Zwei Hinderniſſe erſchweren ſehr das Reiſen in den Pampas. Zuerſt die ſogenannten Pamperosorkane, die mit ungehemmter Wut zwiſchen den Anden und dem Meere raſen und alles vor ſich niederſtürzen. Eine zweite Unannehmlichkeit iſt folgende: Um die Zeit, wenn der Klee welkt, ſchießen mit einem Male ungeheure, 3—4 m hohe Diſteln auf und bilden auf allen Wegen und Stegen ein undurchdringliches Dickicht. Das plötzliche Wachſen dieſer Pflanzen iſt zum Verwundern; ſo außerordentlich auch der Fall in der Kriegsgeſchichte wäre, ſo wäre es recht wohl möglich, daß eine Angriffsarmee, welche das Land nicht kennte, ſich von dieſen Diſteln eingeſchloſſen fände, ehe ſie Zeit hätte, zu fliehen.

Die Art, wie man in den Pampas reiſt, iſt dieſe: Man hat ſehr große unförmliche Wagen, wozu kein Eiſen kommt, und die mit 6 Paar Ochſen beſpannt werden. Zum Schutz gegen die Witterung ſind ſie mit einem Strohdache oder einer Plane von Leder verſehen. Es fahren gewöhnlich Karawanen von 30—40 ſolcher Wagen, wovon jeder 400 Centner ladet zuſammen. An Wirtshäuſer, wo man einkehren könnte, iſt nicht zu denken;

jeden Abend macht man in der Einöde Halt, läßt die Ochſen graſen, und jeder bereitet ſich ſein Mahl. Auf dieſe Weiſe legt man den Weg nach Mendoza oder Tuokuman, welcher gegen 900 Meilen beträgt, in 30 Tagen zurück.

Die Bewohner der Pampas ſind die Gauchos und die Indianer. Es giebt ſchwerlich ein freieres, unabhängigeres Weſen in der Welt, als ſolch ein Gaucho iſt. Sein Hauptgewand beſteht in einer Art von Mantel, Poncho genannt, einem Fabrikat der Frauen. Der Poncho iſt indianiſchen Urſprungs und eigentlich nichts als ein Stück Tuch, mit einem Schlitz in der Mitte, durch welches der Kopf durchgeſteckt wird; die Arme bleiben dabei vollkommen frei. Bald tragen ſie ihn um die Schulter geworfen, bald als Gürtel; ſtets aber brauchen ſie ihn als Bettdecke bei Nacht. In der Regel wird er aus Wolle verfertigt und mit bunten Farben ſchön durchwebt. Außerdem tragen ſie eine Jacke von grobem Tuche, Boy oder Mancheſter; ihre an den Knieen offenen Hoſen ſind von dem gleichen Stoffe. Bruſt und Knie pflegen ſie mit einer Maſſe ſilberner Knöpfe zu verzieren; an den Füßen haben ſie roßlederne Strümpfe, welche die Zehen bloß laſſen. Ihre Sporen ſind von Eiſen oder Silber, mit Rädern von unmäßigem Umfange und mit ſcharfen Spitzen; ein großer Strohhut und ein baumwollenes Halstuch vollenden ihren Anzug. Ihr Sattel (recato) iſt ein einfaches, mit Leder überzogenes Stück Holz, worüber noch eine Matratze und ein gefärbtes Schaffell kommt. Um den Sattel feſt zu machen, bedienen ſie ſich keiner Schnallen, ſondern eines Gurtes von dünnen Streifen, mit einem eiſernen oder hölzernen Ringe, den man mittelſt eines Riemens an einem andern kleinen Ringe an den Sattel anknüpft. Der Steigbügel iſt von Holz oder Silber; im erſtern Falle groß und bequem, im zweiten nur ſo groß, daß die große Zehe darin Platz hat. Die Schabracke ihrer Sättel läßt ſie nie wegen eines Bettes in Verlegenheit geraten. Jederzeit führt der Gaucho den Laſſo, eine etwa 10—12 m lange Schlinge von geflochtenem Leder, mit ſich, welche ſehr leicht und biegſam iſt. An einem Ende derſelben befindet ſich eine Schleife, die mit feſter Sicherheit jedem Tiere, worauf es abgeſehen iſt, über den Kopf geworfen wird. Ehe der Gaucho ſeinen Laſſo entſendet, legt er ihn wie ein Schiffsſeil in einen Kreis zuſammen und verfehlt dann nie ſein Ziel. Ebenſo führt er die Bolas, d. h. 3 hölzerne oder eiſerne Kugeln, mit ſich, deren jede an einem beſondern, 2 m langen Riemen ſich befindet, welche Riemen an einander gebunden ſind, und von ihm auf eine weit größere Entfernung als der Laſſo geſchleudert werden. Nachdem er ſie 3—4mal um den Kopf geſchwungen, fliegen dieſe 3 Kugeln, in der Luft ein Dreieck bildend, mit bewunderungswürdiger Genauigkeit auf ihren Gegenſtand. Manchmal zerſchmettert er damit einem Tiere den Kopf, oder ſchlägt ihm die Beine entzwei. Hierzu kommt noch ein etwa 30 cm langes Vorſchneidemeſſer, das in einer ledernen Scheide am Gürtel ſteckt — und die Rüſtung des Gaucho iſt fertig. Der amerikaniſche Löwe und Tiger, der wilde Ochſe und das Pferd, der Hirſch und der Strauß fürchten ihn. Er kennt keinen Gebieter,

baut keinen Boden, weiß kaum, was Regierung heißt, in seinem Leben hat er vielleicht nie eine Stadt besucht, einen See gesehen oder einen Berg bestiegen. Man kann sich kein schöneres Bild der Unabhängigkeit denken, als einen Gaucho zu Pferd. Wenn im Sommer der Wind durch das hohe Gras bläst, es in braunen und gelben Wellen wogt, und man nirgends die Spur einer Wohnung oder eines menschlichen Wesens gewahrt, taucht wohl plötzlich am Horizonte die wilde und malerische Gestalt des Gaucho auf. Sein scharlachner Poncho umflattert ihn, seine Kugeln fliegen ihm um das Haupt, und er beugt sich gegen seine Beute vor, sein Pferd rennt aber mit Anstrengung jeder Muskel blitzschnell davon. Vor ihm flieht der verfolgte Strauß, bald erscheinen sie einander näher, bald ferner; oft verschwindet das Pferd unter dem Horizont und man erblickt bloß noch den Kopf des Reiters, während der Strauß mit vorgestrecktem Halse in prachtvollem Laufe über die Ebene eilt. Diese Jagd ist mit vieler Gefahr verknüpft, weil es in dem von Biscachas*) unterwühlten Boden nicht selten Löcher giebt, in die man stürzen kann. Bricht der Gaucho bei einem Sturze das Bein, so läuft das Pferd davon, und der Unglückliche bleibt oft, dem Hungertode preisgegeben, ihm hohen Grase liegen, die Adler, welche auf jedes gefallene Wesen losstürzen, von sich abwehrend, so lange er es vermag.

Da seine Nahrung einzig aus Ochsenfleisch und Wasser besteht, so besitzt der Gaucho eine ausnehmend starke Leibesbeschaffenheit, welche ihn in den Stand setzt, die größten Strapazen auszudauern und unglaublich weite Entfernungen ohne Unterbrechung zu Pferde zurückzulegen. Die Hütten der Gauchos mit ihren aus Weiden geflochtenen und mit Lehm überzogenen Wänden sind nicht viel besser als die Wigwams der Indianer, mit denen sie auch die viereckige Form gemein haben. Einige Holzklötze oder die Skelette von Pferdeköpfen dienen als Sessel; ein kleiner Tisch, einen halben Meter über dem Boden, zum Kartenspielen, und ein Kruzifix oder ein heiliger Antonius, der an der Wand hängt, zum Schmucke der Stube. Schaffelle, worauf Weiber und Kinder schlafen, und ein kleines Feuer auf dem Herde sind der einzige Luxus. Ist der Gaucho daheim, so schläft oder spielt er, an dem Spiele sieht man hier und da selbst einen Klosterbruder teilnehmen. Bei Regenwetter versammelt sich die ganze Familie mit Gästen, Hunden, Schweinen und Geflügel in anmutiger Mischung in der Hütte, und wenn der Rauch des nassen Holzes die Hälfte des Gemaches anfüllt, so können einem Europäer diese Nebelgestalten in der trüben Atmosphäre wie Spuckgeister erscheinen.

In der Regel umgeben einige wenige Obstbäume die Hütte. Die Weiber beschäftigen sich mit dem Anbaue des wenigen indianischen Kornes, woraus sie ihr Brot backen; auch pflanzen sie Wassermelonen und Zwiebeln. Sie tragen Hemden von Baumwolle und Röcke von Boy oder blauem Tuche; Arme und Nacken sind bloß. Wenn sie ausreiten (sie gelten in der Reit-

*) Eine Art Erdhase, so groß als ein Kaninchen.

kunst für eben so geschickt, als die Männer), tragen sie Schärpen oder Shawls von glänzendfarbigem Boy und haben Strohhüte auf. Der Gebrauch des Tabaks ist beiden Geschlechtern gemein; sie rauchen ihn in Form von Cigarren, indem sie die Blätter in ein Maisblatt wickeln.

## 13. Vergleichende Ansicht der Steppen.*)

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten bei Bildung des antillischen Meerbusens dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ersten Schatten der Kakaogebüsche zurückläßt; so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend in schwindelnder Ferne den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von 200 □Meilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Teile. „Bänke" nennen die Eingeborenen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste: glaubt man den küstenlosen Ozean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Stelle das Gemüt mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dieses Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leicht bewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt; tot und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar, in jeder haben sie einen eigentümlichen Charakter, eine Physiognomie, welche durch Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über die Oberfläche des Meeres bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, die, von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jüt-

*) Nach Alex. von Humboldt; „Ansichten der Natur", Teil I.

land sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhügeliger Fläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika oder gar mit den Grasfluren am Missouri und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und das kleine Moschustier umherschwärmen. Einen größern und ernstern Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Ozeans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen gesucht: sie sind Teile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oase von Siwah die Trümmer des Ammontempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Tau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schoß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Wo diese Wüste sich dem atlantischen Ozean nähert, wie zwischen Wadi-Nun und dem weißen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, um die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert, ahnt er da, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten, wärmestrahlenden Sandes.

Herden von Gazellen, schnellfüßige Strauße, durstende Panthertiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neuentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuariks schwärmen, so ist der übrige Teil der Wüste als für den Menschen unbewohnbar zu betrachten. Es wagen die angrenzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrhunderten unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Tafilet bis Timbuktu, oder von Murzuk bis Bornu — kühne Unternehmungen —, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kamels beruht, des Schiffes der Wüste.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeers fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Teil unter den Wendekreisen selbst, zum Teil denselben nahe; und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Kontinents dasselbe geognostische Phänomen der gemäßigten Zone eigentümlich. Auf dem Bergrücken von Mittelasien, zwischen dem Goldberge oder Altai und dem Zung-Ling, von der chinesischen Mauer an bis jenseits des Himmelsgebirges und gegen den Aralsee, in einer Länge von 1000 Meilen, breiten sich die höchsten und größten Steppen der Welt aus. Einige sind Grasebenen, andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kalipflanzen geschmückt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das gleich frisch gefallenem Schnee ungleich den Boden bedeckt.

Diese mongolischen und tatarischen Steppen, durch mannigfaltige Ge-

birgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, langgebildete Menschheit in Tibet und Hindostan von den rohen nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Dasein von mannigfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt; sie haben mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den Verkehr der Nation gestört, und im Norden der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinnes unwandelbare Grenzen gesetzt. Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Innerasien betrachten, sie hat auch mehrmals Unheil und Verwüstung über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppen, die Avaren, Mongolen, Alanen und Uzen, haben die Welt erschüttert. Wenn im Laufe der Jahrhunderte frühe Geisteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist, so haben späterhin in derselben Richtung Barbarei und sittliche Roheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, türkischer Abkunft, die Hiognu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chinesischen Macht lange furchtbar, ward ein Teil des Stammes südlich nach Innerasien zurückgedrängt. Dieser Stoß der Völker pflanzte sich unaufhaltsam bis in das alte Finnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chasaren und mannigfaltige Gemische asiatischer Völkerrassen hervor; hunnische Kriegsheere erschienen erst an der Wolga, dann in Pannonien (Ungarn), dann an der Marne und an den Ufern des Po, die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windhauch, der auf cisalpinischem Boden die zarte, langgepflegte Blüte der Kunst erstickte.

Kehren wir nun von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen, rötlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrikas zu den Ebenen von Südamerika zurück! Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Tier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern des Guyanna; von den Schneebergen von Merida bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem großen Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Stellen des Guaviare und bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, welchen spanische Kriegsvölker im Spiel ihrer regsamen Phantasie den Parama de la suma pax, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, genannt haben.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16,000 □Meilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie, als in gleicher Breite bis zur Magellans-Straße und ununterbrochen fortlaufend geschildert; nicht eingedenk der wal-

digen Ebene des Amazonenfluſſes, welche gegen Norden und Süden von den Grasſteppen des Apure und des La Plata-Stromes begrenzt wird. Die Andeskette von Kochabamba und die braſilianiſche Berggruppe ſenden zwiſchen der Provinz Chiquitos auf der Landenge von Villabella einzelne Bergjoche ſich entgegen. Eine ſchmale Ebene vereinigt die Hyläa des Amazonenfluſſes mit den Pampas von Buenos-Ayres. Letztere übertreffen die Llaños von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja, ihre Ausdehnung iſt ſo wundervoll groß, daß ſie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüſch begrenzt und auf der ſüdlichen faſt mit ewigem Eiſe bedeckt ſind. Der kaſuar-ähnliche Tutu (Struthio Rhea) iſt dieſen Pampas eigentümlich, wie die Kolonieen verwilderter Hunde, welche geſellig in unterirdiſchen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menſchen anfallen, für deſſen Verteidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Teile der Wüſte Sahara liegen die Llaños oder die nördlichſte Ebene von Südamerika in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erſcheinen ſie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verſchiedenen Geſtalt: bald verödet, wie das libyſche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie ſo viele Steppen von Mittelaſien. Sie ſind mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, die periodiſch durch Regengüſſe getränkt und dann mit üppig aufſchießendem Graſe geſchmückt wird. Doch hat dies die angrenzenden Völkerſtämme nicht reizen können, die ſchönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoco zu verlaſſen, um ſich in dieſer baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe bei der Ankunft europäiſcher und afrikaniſcher Anſiedler faſt menſchenleer gefunden.

Wohl ſind die Llaños zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Tiere war den urſprünglichen Einwohnern des neuen Kontinents faſt unbekannt. Kaum wußte einer der amerikaniſchen Völkerſtämme die Vorteile zu benutzen, welche die Natur auch in dieſer Hinſicht ihnen dargeboten hatte. *Die amerikaniſche Menſchenraſſe* (eine und dieſelbe vom 65. Gr. n. bis 55. Gr. ſ. Br., die Eskimos abgerechnet) *ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Genuß von Milch und Käſe iſt, wie der Beſitz und die Kultur mehlreicher Grasarten, ein charakteriſtiſches Unterſcheidungszeichen der Nationen des alten Weltteils.*

Um ſo freier haben ſich in den ſüdamerikaniſchen Steppen die Naturkräfte in mannigfaltigen Tiergeſtalten entwickelt; frei, und nur durch ſich ſelbſt beſchränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenäa in dem rieſenſtämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menſchen, ſondern nur der üppige Andrang ſchlingender Pflanzen droht. Agutis, kleine buntgefleckte Hirſche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Haſen in ſeiner unterirdiſchen Höhle aufſchrecken; Herden von trägen Chiguiren*),

*) Die Cavia capybara, in der Provinz Caracas „Chiguire“ genannt, iſt das unglückliche Tier, das im Waſſer vom Krokodil, auf der Ebene vom Tiger (Jaguar) ver-

ſchön geſtreifte Viverren*), welche die Luft verpeſten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (meiſt Tiger genannt), die den jungen ſelbſterlegten Stier auf einen Hügel zu ſchleppen vermögen: — dieſe und viele andere Tiergeſtalten durchirren die baumloſe Ebene.

Faſt nur ihnen bewohnbar, hätte ſie keine der nomadiſchen Völkerhorden, die ohnedies (nach aſiatiſch-indiſcher Art) die vegetabiliſche Nahrung vorziehen, feſſeln können, ſtände nicht hier und da die Fächerpalme (Mauritia) zerſtreut umher. Weit berühmt ſind die Vorzüge dieſes Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausfluſſe des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als ſie zahlreicher und zuſammengedrängt waren, erhoben ſie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfoſten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; ſie ſpannten auch — ſo geht die Sage — Hängematten, aus den Blattſtielen der Mauritia gewebt, künſtlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überſchwemmt iſt, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Dieſe ſchwebenden Hütten wurden teilweiſe mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage ſchürten die Weiber zu häuslichen Bedürfniſſen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Fluſſe vorüberfuhr, ſah die Flammen reihenweis auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung ihrer phyſiſchen, vielleicht auch ihrer moraliſchen Unabhängigkeit dem lockern, halb flüſſigen Moorboden, über den ſie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, die ihnen zugleich Mehl zum Brot und Saft zum Wein liefern. Die Exiſtenz eines ganzen Völkerſtammes iſt hier an die Exiſtenz eines Baumes geknüpft.

Seit der Entdeckung des neuen Kontinents ſind die Ebenen (Ljaños) dem Menſchen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwiſchen der Küſte und Guyana (dem Orinoco-Lande) zu erleichtern, ſind hier und da Städte an den Steppenflüſſen erbaut. Überall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereiſen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen bedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahlloſe Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Mauleſel (man ſchätzte ſie zur friedlichen Zeit der Reiſe Alex. von Humboldts noch auf anderthalb Millionen) ſchwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieſer Tiere der alten Welt iſt um ſo bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren ſind, mit denen ſie in dieſen Erdſtrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem ſenkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen iſt, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdſtößen erſchüttert. Berühren ihn dann entgegengeſetzte Luftſtröme, deren Streit ſich in kreiſender Bewegung ausgleicht, ſo

---

folgt wird. Es läuft ſo ſchlecht, daß man es oft mit den Händen ergreifen kann. Die Arten des Meerſchweinchens (Cavia), wie die des Agutis (Dasyprocta) ſind in Amerika ſo gemein, wie bei uns die Haſen.

*) Die ſo ſchön geſtreiften Stinktiere ſind Viverra Mapurito, Viverra Zorilla, Viverra vittata. A. v. H.

gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an die Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher; er verengt die Steppe, wie das Gemüt des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den lang erhitzten Boden hinweht.

Die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte, verschwinden allmählich. Wie im eisigen Norden die Tiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier, unbeweglich, das Krokodil und die Boaschlange, tief vergraben im trockenen Letten. Überall verkünden Dürre den Tod; und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. Ein schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt, durch die Kimmung gehoben, bei der Berührung ungleich erwärmter und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher: diese dumpf aufbrüllend, jene mit lang gestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erraten.

Bedächtiger und verschlagener sucht das Maultier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und vielrippige Pflanze, der Melonen-Kaktus, verschließt unter seiner stacheligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuß schlägt das Maultier die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Tiere, welche von Kaktusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde sich dann nicht der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampirartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welchen Mosquitos und andere Scharen stechender Insekten sich ansiedeln. So führen diese Tiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem

Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erſcheint einzelnes Gewölk im Süden, ſenkrecht aufſteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmählich die vermehrten Dünſte ſich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner.

Kaum iſt die Oberfläche der Erde benetzt, ſo überzieht ſich die duftende Steppe mit mannigfaltigen Gräſern und Kräutern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimoſen ihre geſenkt ſchlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgeſang der Vögel und die ſich öffnenden Blüten der Waſſerpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuſſe des Lebens. Das hochaufſchießende Gras birgt den ſchön gefleckten Jaguar. Im ſichern Verſteck auflauernd und die Weite des einzigen Sprunges vorſichtig meſſend, erhaſcht er die vorüberziehenden Tiere katzenartig wie der aſiatiſche Tiger.

Bisweilen ſieht man — ſo erzählen die Eingeborenen — an den Ufern der Sümpfe den befruchteten Letten ſich langſam und ſchollenweiſe erheben. Mit heftigem Getöſe, wie beim Ausbruch kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geſchleudert. Wer des Augenblicks kundig iſt, flieht die Erſcheinung; denn eine rieſenhafte Waſſerſchlange oder ein gepanzertes Krokodil ſteigt aus der Gruft hervor, durch den erſten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählich die Flüſſe, welche die Ebene ſüdlich begrenzen: der Arauca, der Apure und der Pagara, ſo zwingt die Natur dieſelben Tiere, welche in der erſten Jahreshälfte auf dem waſſerleeren, ſtaubigen Boden vor Durſt verſchmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Teil der Steppe erſcheint nun wie ein unermeßliches Binnenwaſſer. Die Mutterpferde ziehen ſich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inſelförmig über den Seeſpiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt ſich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide ſchwimmen die zuſammengedrängten Tiere ſtundenlang umher und nähren ſich kärglich von der blühenden Grasrippe, die ſich über dem braun gefärbten, gährenden Waſſer erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhaſcht, mit dem zackigen Schwanze zerſchmettert und verſchlungen. Nicht ſelten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieſer blutgierigen rieſenhaften Eidechſen entſchlüpft, die Spur des ſpitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Auch unter den Fiſchen haben die ſüdamerikaniſchen Pferde einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwaſſer von Bera und Raſtro ſind mit zahlloſen elektriſchen Aalen gefüllt, deren ſchleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Teile die erſchütternde Kraft nach Willkür ausſendet. Dieſe Gymnoten haben $1\frac{1}{2}$—2 m Länge. Sie ſind mächtig genug, die größten Tiere zu töten, wenn ſie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günſtiger Richtung entladen. Die Steppenſtraße von Uritucu mußte einſt verändert werden, weil ſich die Gymnoten in ſolcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Auch fliehen alle andern Fiſche die Nähe dieſer furchtbaren Aale. Selbſt den

Angelnden am hohen Ufer ſchrecken ſie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erſchütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektriſches Feuer aus dem Schoße der Gewäſſer aus.

Ein maleriſches Schauſpiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maultiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die mutigen Fiſche zum Angriff reizt. Schlangenartig ſieht man ſie auf dem Waſſer ſchwimmen und ſich verſchlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von dieſen erliegen viele der Stärke unſichtbarer Schläge. Mit geſträubter Mähne, ſchnaubend, wilde Angſt im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusſtäben bewaffnet, treiben ſie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählich läßt die Wut des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerſtreuen ſich die ermüdeten Fiſche. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu ſammeln, was ſie an galvaniſcher Kraft verſchwendet haben. Schwächer und ſchwächer erſchüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräuſch der ſtampfenden Pferde erſchreckt, nahen ſie ſich furchtſam dem Ufer, wo ſie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

So iſt das Leben auf dieſen weiten Ebenen. Werfen wir noch einen Blick auf ihre Grenzen! Afrikas nördliche Wüſte ſcheidet die beiden Menſchenarten, welche urſprünglich demſelben Weltteile angehören, und deren unausgeglichener Zwiſt ſo alt iſt, als die Mythe von Oſiris und Typhon.*) Nördlich vom Atlas wohnen ſchlichte und langhaarige Völkerſtämme von gelber Farbe und kaukaſiſcher Geſichtsbildung. Dagegen leben ſüdlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civiliſation gefunden werden. In Mittelaſien iſt durch die mongoliſche Steppe ſibiriſche Barbarei von der uralten Menſchenbildung auf der Halbinſel von Hindoſtan getrennt.

Auch die ſüdamerikaniſchen Ebenen begrenzen das Gebiet europäiſcher Halbkultur. Nördlich, zwiſchen der Gebirgskette von Venezuela und dem Antillenmeere, liegen gewerbſame Städte, reinliche Dörfer und ſorgſam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbſt Kunſtſinn, wiſſenſchaftliche Bildung und die edle Liebe zur Bürgerfreiheit ſind längſt darinnen erwacht. Gegen Süden umgiebt die Steppe eine ſchaudervolle Wildnis, tauſendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdſtrich zwiſchen dem Orinoco und dem Amazonenſtrom. Mächtige bleifarbige Granitmaſſen verengen das Bett der ſchäumenden Flüſſe. Berge und Wälder hallen wieder von dem Donner der ſtürzenden Waſſer, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, Regen verkündenden Geheul des bärtigen

*) In dem Kampfe des blonden, Peluſium gründenden Fürſten Baby oder Typhon und dem dunkelfarbigen Dionyſos oder Oſiris könnte wohl der Gegenſatz zweier Menſchenraſſen angedeutet ſein.

Affen. Wo der ſeichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsſtücke hingeſtreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeſchlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumaſt befeſtigt, zuſammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die ſchachbrett-fleckige Boaſchlange. Schnell entrollt und vorgeſtreckt ergreift ſie in der Furt den jungen Stier oder das ſchwächere Wildbret und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühſam durch den ſchwellenden Hals.

In dieſer großen und wilden Natur leben mannigfache Geſchlechter der Menſchen. Durch wunderbare Verſchiedenheit der Sprachen geſondert, ſind einige nomadiſch, dem Ackerbau fremd, Ameiſen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menſchheit, — wie die Ottomaken und Jaruren; andere angeſiedelt, von ſelbſt erzielten Früchten genährt, verſtändig und ſanfterer Sitten — wie die Maquiritarer und Makos. Große Räume zwiſchen dem Caſſiquiare und dem Atabapo ſind nur vom Tapir und von geſelligen Affen, nicht von Menſchen bewohnt. In Felſen gegrabene Bilder beweiſen, daß auch dieſe Einöde einſt der Sitz höherer Kultur war. Sie zeugen für die wechſelnden Schickſale der Völker, wie es auch die ungleich entwickelten biegſamen Sprachen thun, welche zu den älteſten, unvergänglichſten hiſtoriſchen Denkmälern der Menſchheit gehören.

# Zwölfter Abschnitt.

## (Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

1. Die ersten Ansiedelungen. In den westlichen Prairieen. Boardinghäuser. Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit. — 2. Aus Californien. Geschichte der Entdeckung des Goldes in Californien. Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849. Der Telegraph von New-York nach San Francisco. San Francisco in der Gegenwart. Das Palast-Hotel in San Francisco. Der Hafen von San Francisco. — 3. Cincinnati. Mississippifahrt von Cairo nach St. Louis. St. Louis. Chicago. — 4. Flußdampfer und Panzerschiffe. Die Mississippidampfer. Hudsondampfer. Panzerschiffe. — 5. Die Union-Pacific-Eisenbahn. Das fahrende Hotel der amerikanischen Westbahn. — 6. New-York. Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner. Soziale Stellung der Neger. — 7. Deutsches Wesen. — 8. Physische Kontraste zwischen der Alten und Neuen Welt. — 9. Über das Klima in Nordamerika. Trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten. — 10. Das Aussterben der eingeborenen Rassen.

## 1. Die ersten Ansiedelungen.

### In den westlichen Prairieen.*)

Noch ehe irgend eines Weißen Fuß die westlichen Prairieen betreten hatte, gab es dort Ansiedelungen *nomadisierender Indianer*. Solche vorübergehende Kolonisten finden wir auch heute noch auf den Prairieen; doch bilden sie die Ausnahme, denn die Mehrzahl der Indianer lebt gegenwärtig auf „Reservationen", d. h. auf Ländereien, die ihnen entweder vertragsmäßig von den Vereinigten Staaten überwiesen wurden oder auf die man infolge von glücklich geführten Kriegen ihre Niederlassung erzwang. Wenn sie diese genau abgegrenzten, stellenweis sehr fruchtbaren Gebiete verlassen und den Frieden und die Sicherheit der Weißen bedrohen, so werden sie gestraft; so lange sie auf ihren Reservationen verweilen, sind sie in ihrem Leben und Eigentum geschützt.

Die größte dieser Reservationen bildet das fast ausschließlich einigen Stämmen der Rothäute eingeräumte sogenannte *Indianer-Territorium*

*) Die Prairieen des amerik. Westens von Rob. v. Schlagintweit (Köln u. Leipzig 1876).

Affen. Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da li
offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft bede
geln, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schw
Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer
schachbrett-fleckige Boaschlange. Schnell entrollt und vor
in der Furt den jungen Stier oder das schwächere W
den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwe

In dieser großen und wilden Natur leben man
Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der
einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen,
ein Auswurf der Menschheit, — wie die Ott
angesiedelt, von selbst erzielten Früchten ge
Sitten — wie die Maquiritarer und Mak
Cassiquiare und dem Atabapo sind nur v
nicht von Menschen bewohnt. In Fel
auch diese Einöde einst der Sitz höh
wechselnden Schicksale der Völker, wi
samen Sprachen thun, welche zu
Denkmälern der Menschheit gehör

...ichen Prai-
...iederlassungen, deren
...Staates Nebraska gelegen. Die
...ungen und 3 Meilen breiten im Platte-
...aldeten Insel benannt, die 150 engl. Meilen
... Die ersten Ansiedler waren Schleswig-Holsteiner;
...enport am Mississippi, wo sie auch heute noch zahlreich
...m Jahre 1857 dorthin auf. Anfangs hatten sie mit unend-
...ierigkeiten zu kämpfen, die sie aber tapfer besiegten. Ihre Lage
...te sich wesentlich, als sie ihre Bodenerzeugnisse an die nach Califor-
...ziehenden Miner vorteilhaft absetzen konnten. Wohin man auf Grand
Island kommt, das auch heute noch überwiegend von Schleswig-Holsteinern
besetzt ist, gewahrt man blühende Farmen und erfährt die zuvorkommendste
deutsche Gastfreundschaft. Es macht eine tiefe Wirkung auf das Gemüt des
durchreisenden Landsmanns, hier in der fernen Prairie mit den Liedern der
deutschen Heimat begrüßt zu werden. Alles hält hier zusammen, pflegt und
fördert deutsches Gemütsleben und deutsche Kultur.

Digitized by Google

...dere deutsche Kolonieen sind die an der Union-Pacific-Bahn gelegenen ...mbus (Süddeutsche und Schweizer) und Fremont — nach dem ...eneral John Charles Fremont benannt — von denen jene 92 ... Meilen von Omaha entfernt liegt. In dem unweit von Co... ...ichen Shall-Creek-Thale ist eine recht gut gedeihende, etwa ...denburgische Ansiedelung. Auch im Salinekreise des Staates ... sich deutsche Ansiedelungen zu bilden.

...rdient ferner die Union-Kolonie, von einer amerikanischen ... der bereits eine Anzahl gut gedeihender Niederlassungen ...bahn, welche die Städte Denver und Cheyenne ver... ...verdanken. Der wichtigste Ort ist Greeley, 54 Meilen ...en, am 4. Juli 1870 entstanden.

...der neuesten Ansiedelungen deutscher Mennoniten ...chen Rußland ansässig, um dem Militärgesetze ...verließen. Es sind meist tüchtige Ackerbauer, ...Handwerker unter ihnen, und alle sind wohl... ...daß ihre Angehörigen arbeitsam und mäßig ...wiegend aus Pflanzenkost, wobei nebst ...eine große Rolle spielt. Gegenwärtig ...nitenfamilien angesiedelt, die bereits

...chen Westens liegenden Städte wur... ...der aus Rücksicht auf die Eisen...

...rieen durchzogen, als sich auf ihnen ...ldes angelockten nach Californien ziehenden ...meist in jenen eigentümlich gebauten, von Ochsen, ...pferden gezogenen Wagen — war der Kern fast jeder Dorf... ...men Grobschmied (black-smith) zurückzuführen. Ein solcher ließ ...am liebsten auf dem Knotenpunkte zweier Straßen nieder und war für die Karawanen höchst wichtig, da er die Zug-, Last- und Reittiere mit neuen Beschlägen zu versehen, die an den Wagen entstandenen Schäden auszubessern hatte. Die gute Gelegenheit veranlaßte auch wohl einen Krämer, in der Nähe einen Laden (store genannt) zu errichten, in welchem alles Mögliche durcheinander aufgestapelt ist. Ein Dritter kam herzu, und errichtete einen saloon, d. h. eine Trinkstube, in der um schweres Geld gefälschter Whisky verkauft ward. In diesem Salon wurde auch das Postbureau errichtet, meistens aus einem alten Cylinderhut oder einer Kiste bestehend, in der jeder seine frankierten Briefe ablagerte, die dann später, je nach ihrer Bestimmung, von den Karawanen bis zum nächsten wirklichen Postamte mitgenommen oder dem Expreß-Pony-Reiter übergeben wurden. Bald wurde jedoch ein Bureau errichtet von der Expreß-Gesellschaft Wells, Fargo u. Comp., die nach allen Seiten hin mit größter Schnelligkeit Briefe und Pakete beförderte.

Affen. Wo der ſeichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsſtücke hingeſtreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeſchlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumaſt befeſtigt, zuſammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die ſchachbrett-fleckige Boaſchlange. Schnell entrollt und vorgeſtreckt ergreift ſie in der Furt den jungen Stier oder das ſchwächere Wildbret und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühſam durch den ſchwellenden Hals.

In dieſer großen und wilden Natur leben mannigfache Geſchlechter der Menſchen. Durch wunderbare Verſchiedenheit der Sprachen geſondert, ſind einige nomadiſch, dem Ackerbau fremd, Ameiſen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menſchheit, — wie die Ottomaken und Jaruren; andere angeſiedelt, von ſelbſt erzielten Früchten genährt, verſtändig und ſanfterer Sitten — wie die Maquiritarer und Makos. Große Räume zwiſchen dem Caſſiquiare und dem Atabapo ſind nur vom Tapir und von geſelligen Affen, nicht von Menſchen bewohnt. In Felſen gegrabene Bilder beweiſen, daß auch dieſe Einöde einſt der Sitz höherer Kultur war. Sie zeugen für die wechſelnden Schickſale der Völker, wie es auch die ungleich entwickelten biegſamen Sprachen thun, welche zu den älteſten, unvergänglichſten hiſtoriſchen Denkmälern der Menſchheit gehören.

# Zwölfter Abschnitt.

## (Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

1. Die ersten Ansiedelungen. In den westlichen Prairieen. Boardinghäuser. Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit. — 2. Aus Californien. Geschichte der Entdeckung des Goldes in Californien. Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849. Der Telegraph von New-York nach San Francisco. San Francisco in der Gegenwart. Das Palast-Hotel in San Francisco. Der Hafen von San Francisco. — 3. Cincinnati. Mississippifahrt von Cairo nach St. Louis. St. Louis. Chicago. — 4. Flußdampfer und Panzerschiffe. Die Mississippidampfer. Hudsondampfer. Panzerschiffe. — 5. Die Union-Pacific-Eisenbahn. Das fahrende Hotel der amerikanischen Westbahn. — 6. New-York. Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner. Soziale Stellung der Neger. — 7. Deutsches Wesen. — 8. Physische Kontraste zwischen der Alten und Neuen Welt. — 9. Über das Klima in Nordamerika. Trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten. — 10. Das Aussterben der eingeborenen Rassen.

## 1. Die ersten Ansiedelungen.

### In den westlichen Prairieen.*)

Noch ehe irgend eines Weißen Fuß die westlichen Prairieen betreten hatte, gab es dort Ansiedelungen *nomadisierender Indianer*. Solche vorübergehende Kolonisten finden wir auch heute noch auf den Prairieen; doch bilden sie die Ausnahme, denn die Mehrzahl der Indianer lebt gegenwärtig auf „Reservationen", d. h. auf Ländereien, die ihnen entweder vertragsmäßig von den Vereinigten Staaten überwiesen wurden oder auf die man infolge von glücklich geführten Kriegen ihre Niederlassung erzwang. Wenn sie diese genau abgegrenzten, stellenweis sehr fruchtbaren Gebiete verlassen und den Frieden und die Sicherheit der Weißen bedrohen, so werden sie gestraft; so lange sie auf ihren Reservationen verweilen, sind sie in ihrem Leben und Eigentum geschützt.

Die größte dieser Reservationen bildet das fast ausschließlich einigen Stämmen der Rothäute eingeräumte sogenannte *Indianer-Territorium*

*) Die Prairieen des amerik. Westens von Rob. v. Schlagintweit (Köln u. Leipzig 1876).

(Indian Territory). Im Staate Nebraska begegnen wir den vom Platteſluß durchzogenen Reſervationen der Pawnees, ferner der Omahas am Miſſouri, der Ottoes oder Ottos am Big Blue River, von denen die letztere im ſüdlichen Teil an die Grenze von Kanſas ſtößt. Im Staate Kanſas liegt die große Reſervation der Säcke und Füchſe (Sacks and Foxes); im Territorium Dakota haben am Oſtufer des Miſſouri die Sioux (ſprich: Siuhs), Winnebagos (Winnipegs) und Yanktics ihre Reſervationen und in einem andern Teile desſelben Territoriums die Oponkas.

Manche dieſer Reſervationen ſind größer als deutſche Fürſtentümer und enthalten ſehr fruchtbare Gebiete, ſo daß ſie von Schriftſtellern mit Unrecht als „Pferche“ bezeichnet worden ſind.

Von Seiten der Weißen gingen die erſten Anſiedelungen in den weſtlichen Prairieen von ſogenannten Squatters aus, nämlich von Leuten, die ſich an irgend einem ihnen zuſagenden Platze niederließen, denſelben ganz nach ihrem Gutdünken verwerteten und von ihm ohne weiteres Beſitz nahmen, obwohl ſie denſelben weder kauften, noch ſich in irgend welcher Weiſe ein Beſitzrecht auf ihn ſicherten. Gar mancher gründete eine Familie und ſein Fortkommen auf dieſe Weiſe, die geſetzlich ſo lange erlaubt iſt, bis ein anderer das Land rechtmäßig erwirbt; der Squatter hat jedoch das Vorkaufsrecht.

Aber hiervon machte keineswegs jeder Gebrauch. Wurde nach und nach die Gegend um ihn herum auch von andern beſiedelt, ſo fühlte er ſich hierdurch in ſeiner unbändigen Freiheitsliebe beſchränkt und verließ die von ihm bisher inne gehabte Stätte.

Den Squatters kann man das Verdienſt nicht abſtreiten, daß ſie weſentlich zur Verbreitung der Civiliſation in der weſtlichen Wildnis beigetragen haben.

Später machte ſich dann eine größere Anzahl von Perſonen zugleich auf und gründete Kolonieen. Bereits giebt es auf den weſtlichen Prairieen einzelne ausſchließlich von Deutſchen bewohnte Niederlaſſungen, deren größte Grand Island iſt, im Hall-Kreiſe des Staates Nebraska gelegen. Die Kolonie iſt nach der 60 engl. Meilen langen und 3 Meilen breiten im Platteſluß gelegenen, urſprünglich bewaldeten Inſel benannt, die 150 engl. Meilen weſtlich von Omaha liegt. Die erſten Anſiedler waren Schleswig-Holſteiner; ſie brachen von Davenport am Miſſiſſippi, wo ſie auch heute noch zahlreich vertreten ſind, im Jahre 1857 dorthin auf. Anfangs hatten ſie mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ſie aber tapfer beſiegten. Ihre Lage verbeſſerte ſich weſentlich, als ſie ihre Bodenerzeugniſſe an die nach Californien ziehenden Miner vorteilhaft abſetzen konnten. Wohin man auf Grand Island kommt, das auch heute noch überwiegend von Schleswig-Holſteinern beſetzt iſt, gewahrt man blühende Farmen und erfährt die zuvorkommendſte deutſche Gaſtfreundſchaft. Es macht eine tiefe Wirkung auf das Gemüt des durchreiſenden Landsmanns, hier in der fernen Prairie mit den Liedern der deutſchen Heimat begrüßt zu werden. Alles hält hier zuſammen, pflegt und fördert deutſches Gemütsleben und deutſche Kultur.

Digitized by Google

Andere deutsche Kolonieen sind die an der Union-Pacific-Bahn gelegenen Orte Columbus (Süddeutsche und Schweizer) und Fremont — nach dem bekannten General John Charles Fremont benannt — von denen jene 92 und diese 46 Meilen von Omaha entfernt liegt. In dem unweit von Columbus befindlichen Shall-Creek-Thale ist eine recht gut gedeihende, etwa 16 Jahre alte oldenburgische Ansiedelung. Auch im Salinekreise des Staates Nebraska scheinen sich deutsche Ansiedelungen zu bilden.

Erwähnung verdient ferner die Union-Kolonie, von einer amerikanischen Gesellschaft gegründet, der bereits eine Anzahl gut gedeihender Niederlassungen in der Nähe der Eisenbahn, welche die Städte Denver und Cheyenne verbindet, ihre Entstehung verdanken. Der wichtigste Ort ist Greeley, 54 Meilen nördlich von Denver gelegen, am 4. Juli 1870 entstanden.

Hier müssen wir auch der neuesten Ansiedelungen deutscher Mennoniten gedenken, die, bisher im südlichen Rußland ansässig, um dem Militärgesetze sich zu entziehen, ihre Heimat verließen. Es sind meist tüchtige Ackerbauer, doch finden sich auch geschickte Handwerker unter ihnen, und alle sind wohlhabend. Die Sekte hält darauf, daß ihre Angehörigen arbeitsam und mäßig sind. Ihre Nahrung besteht überwiegend aus Pflanzenkost, wobei nebst Roggen und Mais das Sauerkraut eine große Rolle spielt. Gegenwärtig sind in Kansas schon über 600 Mennonitenfamilien angesiedelt, die bereits viele Äcker der Wüste abgewonnen haben.

Die auf den Prairieen des amerikanischen Westens liegenden Städte wurden entweder aus natürlichem Bedürfnis, oder aus Rücksicht auf die Eisenbahn oder aus Privatspekulation gebaut.

Früher, als keine Bahnen die Prairieen durchzogen, als sich auf ihnen nur die durch die Macht des Goldes angelockten nach Californien ziehenden Karawanen bewegten — meist in jenen eigentümlich gebauten, von Ochsen, Maultieren oder Pferden gezogenen Wagen — war der Kern fast jeder Dorfschaft auf einen Grobschmied (black-smith) zurückzuführen. Ein solcher ließ sich am liebsten auf dem Knotenpunkte zweier Straßen nieder und war für die Karawanen höchst wichtig, da er die Zug-, Last- und Reittiere mit neuen Beschlägen zu versehen, die an den Wagen entstandenen Schäden auszubessern hatte. Die gute Gelegenheit veranlaßte auch wohl einen Krämer, in der Nähe einen Laden (store genannt) zu errichten, in welchem alles Mögliche durcheinander aufgestapelt ist. Ein Dritter kam herzu, und errichtete einen saloon, d. h. eine Trinkstube, in der um schweres Geld gefälschter Whisky verkauft ward. In diesem Salon wurde auch das Postbureau errichtet, meistens aus einem alten Cylinderhut oder einer Kiste bestehend, in der jeder seine frankierten Briefe ablagerte, die dann später, je nach ihrer Bestimmung, von den Karawanen bis zum nächsten wirklichen Postamte mitgenommen oder dem Expreß-Pony-Reiter übergeben wurden. Bald wurde jedoch ein Bureau errichtet von der Expreß-Gesellschaft Wells, Fargo u. Comp., die nach allen Seiten hin mit größter Schnelligkeit Briefe und Pakete beförderte.

Ward nun noch ein Eiskeller angelegt und ein Billard aufgestellt, so waren alle Bedingungen vorhanden, um in kurzer Zeit eine nach Tausenden zählende Stadt zu bilden.

Sobald aber die Prairieen von Eisenbahnen durchzogen waren, äußerten gar manche Punkte derselben einen gewaltigen Einfluß auf die Gründung von Ansiedelungen. Die Städte, welche längs einer Eisenbahnlinie entstehen, muß man in zwei große Gruppen scheiden, nämlich in solche, die nur ein vorübergehendes Dasein führen, und solche, die sich einer längeren Dauer zu erfreuen haben. In beiden Fällen behilft man sich anfangs, wie man kann. Da werden zunächst zu beiden Seiten der Bahn Leinwandzelte oder transportable Bretterbuden errichtet. Finden sich zufällig gerade Wigwams der Indianer in der Nähe, so erwirbt man sie entweder gegen Geld oder Zucker oder ein paar Flaschen Whisky von den Rothäuten, fegt und kehrt sie aus und benutzt sie dann als willkommene Wohnstätten. Meistens ist auch ein Hotel vorhanden, bestehend aus 3—4 großen Güterwagen, die als Speisesalon, Küche und Schlafzimmer dienen.

Ein solches Heerlager vordringender „Civilisation" ist immer am jeweiligen Ende einer Eisenbahn zu finden. Ist keine besondere Anziehung zu dauerndem Aufenthalte vorhanden, so verschwindet es spurlos mit dem Vordringen der Bahn. Die Zelte und Bretterbuden werden abgeschlagen, auf Wagen verladen, um später wieder aufgeschlagen zu werden. Junge Ansiedelungen, die schon Tausende von Einwohnern zählen und eine große Zukunft zu haben schienen, sinken plötzlich, wenn sie im Verkehrsleben ihre Bedeutung verlieren. Julesburg z. B., die einzige im Staate Colorado — dem jüngsten der Union — gelegene Station der Union-Pacific-Bahn, 377 engl. Meilen westlich von Omaha, zählte vor kurzem 6000 Einwohner und besteht gegenwärtig nur noch aus wenigen Häusern. Die Bewohner, als sie die Stadt verließen, packten ihre Wohnhäuser, die nur aus Balken und Brettern bestanden, auf die Eisenbahnwagen, um sie bei Gründung einer neuen Stadt wieder zu verwenden.

Cheyenne, mit dem Beinamen der „magischen Stadt" (magic city), früher auch häufig das Chicago der Prairieen genannt, 516 Meilen westlich von Omaha gelegen, wurde im Juli 1867 gegründet und hatte, als die Union-Pacific-Bahn hier endete, eine Bevölkerung von nahezu 10,000 Seelen, die jedoch schon nach zwei Jahren, im November 1869, auf 2000 zusammengeschmolzen war, über die sie sich im Herbst 1875 noch nicht erhoben hatte.

North Platte City, 291 M. westlich von Omaha, einst ein bedeutender Ort, an welchem die nach Colorado und Neu-Mexico ziehenden Fuhrwerke mit Waren beladen wurden, hat durch die Vollendung der Pacific-Bahn ihre Wichtigkeit und damit neun Zehntel ihrer ehemaligen Bevölkerung eingebüßt.

Andere Städte hingegen haben sich in fabelhafter Weise gehoben. Zu Anfang des Jahres 1869 war die in Colorado 1510 m ü. M. gelegene

Stadt Denver*) noch ohne Gas, ohne Wasserleitung, ohne bedeutende Kaufläden; sie zählte kaum 5000 Einwohner und lag 106 Meilen von der nächsten Eisenbahn-Station — Cheyenne in Woming — entfernt. So lange jene Stadt der Endpunkt der Union-Pacific-Bahn war, fand von Denver eine allgemeine Einwanderung dorthin statt. „Aus Denver wird nie etwas", Denver hat ausgewirtschaftet (Denver has played out), hieß es damals allgemein. Wie aber steht es heute mit diesem Orte? Nicht bloß ist die Bahn bis nach Cheyenne vollendet (sie ward im Juli 1870 eröffnet), sondern in Denver mündet auch die Kansas-Pacific, von da geht ferner aus die Denver- und Rio-grande-Bahn (scherzweise, weil enggleisig, die Baby rail road genannt), die schon bis Pueblo fertig ist und überdies noch eine 45 Meilen lange Zweigbahn von Pueblo nach Canyon-City hat. Nach allen Richtungen werden von Denver kleinere Bahnlinien gebaut, und die Stadt ist daher jetzt schon der Mittelpunkt eines Verkehrs geworden, der von vielen älteren Handelsstädten des Ostens kaum erreicht worden ist. Selbst die Industrie hat schon große Fortschritte gemacht.

Denver heißt jetzt „die Hauptstadt der Ebenen", ist mit Gas erleuchtet, hat eine 2 Meilen lange Straßeneisenbahn, eine Zweigmünze der Ver. St., eine Reihe stattlicher Häuser, Wasserleitung, eine Anzahl großer und eleganter Läden (stores), große Warenlager, eine Menge von Kosthäusern und Gasthöfen. In Denver erscheinen mehrere Zeitungen in englischer und deutscher Sprache; gegen 40 Ärzte und 50 Advokaten haben sich, in der sicheren Erwartung, ihr Auskommen zu finden, hier niedergelassen. Gar mancher Acker Land, der früher für 20 Dollars schwer verkäuflich war, wird heute mit 500 Dollars bezahlt. Die Zukunft der Stadt ist ohne Zweifel gesichert.

Übrigens wird noch eine Reihe von Jahren verstreichen, ehe im amerikanischen Westen nur annähernd jene Stabilität der Bevölkerung eintreten kann, wie wir sie im allgemeinen in Europa gewohnt sind. Daß jedoch auch in Deutschland noch in den letzten Jahrzehnten einige bemerkenswerte Verhältnisse eingetreten sind, die an amerikanische Zustände erinnern, das lehrt uns die Geschichte der Städte und Flecken Essen und Oberhausen in Rheinpreußen, Schalke in Westfalen, Antonienhütte, Kattowitz, Laurahütte, Beuthen in Oberschlesien.

## Boardinghäuser.**)

Das Wort „boarding-house" ist fast das erste, welches der Einwanderer in Amerika lernt, — er muß ein Obdach und Nahrung haben, und dies alles findet er für einen verhältnismäßig billigen Preis in solchen Kost- und Boardinghäusern. Ich rede hier nicht von den besser eingerichteten Wirtschaften und Hotels, die dem Reisenden alle möglichen Bequemlichkeiten

*) Sie bildete den Centralort für die reichen Golddistrikte.

**) Fr. Gerstäcker. Streifzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas. (2 Bde. Dresden und Leipzig.)

bieten, und von denen in Cincinnati beſonders eine große Anzahl exiſtiert, ſondern von den Häuſern, in welchen der Fremde, deſſen finanzielle Umſtände ihm nicht erlauben, 6, 8, ja 12 Dollars die Woche für Koſtgeld zu bezahlen, einkehrt, und wo er, wie der deutſch-amerikaniſche Ausdruck iſt, „boardet“.

Dieſe Anſtalten werden faſt ausſchließlich von Irländern und Deutſchen gehalten, ſind ſich im ganzen ziemlich ähnlich, und wir wollen dem Leſer eines dieſer „Kaffeehäuſer“, wie ſie ſich faſt alle nennen, näher vorführen. Es iſt ein ſchmales, zweiſtöckiges, grün angeſtrichenes Brettergebäude, das ſelbſt etwas windſchief zwiſchen zwei große Backſteinhäuſer hineingepreßt, ſcheinbar von dieſen aufrecht gehalten wird. Ein breites Glasfenſter zeigt drei über einander angebrachte Reihen von Flaſchen mit Liqueur oder wenigſtens einer liqueurfarbigen Flüſſigkeit gefüllt, zwiſchen denen, um den ſonſt etwas zu leeren Raum auszufüllen, einzelne Citronen liegen, während in der unteren Reihe mehrere Glasgefäße mit Kandiszucker und anderen Näſchereien prangen. Über der mit einer roten Gardine verhangenen Thür ſteht auf einem grün lackierten Schilde mit grell roten Buchſtaben, daß die Augen kaum das Verſchwimmen der Farben ertragen können, „Battle of Bunkershill Coffeehouse“, und darunter „Deutſches Koſthaus von N. N.“

Doch wir wollen hineingehen und das Innere des Heiligtums betrachten. Es iſt ein kleines, wahrſcheinlich früher zum Vorſaal beſtimmt geweſenes Zimmer, das jetzt aber zur Schenkſtube benutzt wird und zugleich das Entrée des Hauſes bildet. Rechts ſind bis zur Decke hinauf Rahmen angebracht, die, mit Flaſchen, Karaffen, Gläſern, Apfelſinen und Zuckerwerk ausgeſchmückt, die eine Wand verdecken, während Thür und Fenſter die zweite einnehmen, und rieſenhafte Zettel, Ankündigungen von Seiltänzern und Kunſtreitern, mit Abbildungen der merkwürdigen Sachen, welche dieſe auszuführen gedenken, die beiden anderen überziehen. Beſonders hervorſtechend zeigt ſich noch, gerade am mittelſten Rahmen befeſtigt, ein kleines Schild, auf dem mit größtmöglichen Buchſtaben die Worte „No credit!“ „Kein Kredit!“ zu leſen ſind, und mit dem eine zweite unter Glas und Rahmen gebrachte Tafel korreſpondiert, durch welche dem Eintretenden in zierlichen Verſen kund gethan wird, daß der Eigentümer ſeine Weine und Liqueure, ſeine Flaſchen und Gläſer, ferner Hausrente und Taxen bezahlen müſſe, und deswegen unendlich bedaure, ſeinen geehrten Gäſten unter keiner Bedingung borgen zu können. Eine Art Ladentiſch trennt die Ausſchenker oder „Barkeeper“ von den Gäſten, zu deren Bequemlichkeit nur eine kurze, grün lackierte Gartenbank an der gegenüberſtehenden Wand angebracht iſt, die aber für den Augenblick leider nicht benutzt werden kann, da ein Engländer, der ein wenig zu ſchwer geladen, langgeſtreckt darauf liegt.

„Wer traktiert?“ ruft jetzt der Barkeeper, welcher ſich ſchon faſt eine Viertelſtunde lang die Anweſenden ungeduldig betrachtete. „Wer traktiert? Boys — Ihr ſteht ja ſo trocken da, wie die Pulverfäſſer — wollen wir drum würfeln?“ Er hat bei den letzten Worten einen kleinen Lederbecher

unter dem Ladentische hervorgeholt und schüttelt denselben ein wenig; der Klang wirkt wie bezaubernd, alle treten hinzu, und die drei niedrigsten Würfe müssen den Trunk à Person mit einer Picayune (6¼ Cent oder 25 Pf.) bezahlen. Obgleich der Barkeeper selbst mit spielt, so ist doch eher zu erwarten, daß der niedrigste Wurf leichter einen der Gäste, von denen 6 gegenwärtig sind, als ihn treffen wird, und schon auf solche Art und Weise verdienen die Wirte manchen Dollar. Jetzt öffnet sich aber die Thür und ein anständig gekleideter Mann tritt herein und erkundigt sich bei dem Ausschenker, ob er hier eine oder mehrere Wochen „boarden" könne. Dieser beschaut ihn zuerst sehr aufmerksam vom Kopf bis zum Fuß, und fragt ihn dann vor allen Dingen, „ob er Gepäck bei sich habe".

„Nichts als dieses," antwortete der Fremde und zeigt auf ein kleines, in ein rotseidenes Schnupftuch eingeschlagenes Päckchen.

„Hm," sagt der Ausschenker, „dann müssen Sie pränumerando bezahlen, ich kann Ihnen nicht helfen!"

„Und wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich das nicht werde?" entgegnete pikiert der Fremde.

„O well," sagt der Ausschenker, keineswegs dadurch außer Fassung gebracht, „dann ist alles in Richtigkeit."

„Und der Preis?" fragt der Fremde.

„Drei Dollars die Woche!"

Der Mann bezahlt und bittet den Barkeeper nun, ihm seine Zimmer zu zeigen; dieser steigt mit ihm eine kleine schmale Treppe hinauf, öffnet die sich fast an der obersten Stufe befindliche Thür und weist den eben Gekommenen hinein.

Es ist ein ziemlich großer Raum, der die ganze Breite des Hauses einnimmt, mit 3 Fenstern und einem gewaltigen Kamin an der Seite; das Ganze hat aber ein unfreundlich kaltes Aussehen, denn in dem Kamin liegen Stiefeln, Stöcke, Hutschachteln, Pfeifen ꝛc., und beweisen zur Genüge, wie wenig von dieser Seite auf ein gutes, erquickendes Feuer zu hoffen sei. Des Fremden, den Raum schnell durchfliegende Augen zählen 15 zweischläfrige Betten, die eines neben dem andern an den Wänden hin und in der Mitte stehen, und eine ziemlich zahlreiche Schlafgenossenschaft versprechen. Nur ein Tisch und etwa 8 oder 9 Stühle dienen dem Worte „Mobilien" zur Entschuldigung, und die umherhängenden verschiedenartigen Kleidungsstücke sind nicht gerade geeignet, dem Ganzen ein freundliches Aussehen zu geben.

„Und hier soll ich schlafen?" fragt mit nicht gerade freudiger Überraschung der Fremde.

„Ja!" ist die Antwort — „in diesem Bette hier, mit einem Amerikaner — es ist ein ganz ordentlicher Mann!"

„Und kann ich kein Bett für mich allein bekommen?"

„Unmöglich, wir haben jetzt kaum Platz für unsere Gäste — alle Boardinghäuser sind überfüllt."

Noch ſteht der Fremde unſchlüſſig am Eingange, er weiß aber, daß, wenn er auch zu einem andern Hauſe gehen wollte, ſich die Verhältniſſe ziemlich gleich bleiben, wirft ſein Päckchen auf das ihm angewieſene Bett und — iſt eingezogen.

„Haben Sie denn wohl einen ruhigen Platz, wo ich einen Brief ſchreiben könnte?“ fragt er jetzt nochmals den Barkeeper, der eben im Begriff iſt, die ſteile Treppe wieder herunter zu klettern.

„Unten im Zimmer, wo die Übrigen ſind!“ ſagt dieſer, „das iſt der einzige Platz im ganzen Hauſe.“ In jenes Zimmer führt er jetzt ſeinen Gaſt und zeigt ihm in der einen Ecke einen Tiſch, an welchem eben ein freundlicher Oldenburger emſig beſchäftigt iſt, zu dem morgenden Sonntage ſeine Stiefeln zu wichſen.

„Du mußt damit hinausgehen!“ fährt er dieſen an, „das gehört ſich nicht in die Stube! Wir ſind nicht mehr auf dem Schiffe!“ Schweigend räumt der alſo Abgefertigte ſeinen Platz ein, und der Fremde ſieht ſich vergebens nach einem Gegenſtande um, mit welchem er den ſtaubigen Tiſch abwiſchen könnte.

„Warten Sie, ich will Ihnen etwas bringen,“ ſagt der Barkeeper und geht in das Schenkzimmer zurück; unterdeſſen hat aber jener vollkommen Zeit, den Raum zu betrachten, in welchem er ſich jetzt befindet. Es iſt ein geräumiges Zimmer mit einem großen gußeiſernen Geſtell in der Mitte, das ein Mittelding zwiſchen Ofen und Kamin zu ſein ſcheint, denn es hat wohl die Geſtalt des erſtern, entſpricht aber ganz dem Zwecke des letztern, da es die Hitze nicht erſt durch Röhren, ſondern gleich durch die vorn im Roſt ſichtbaren Kohlen verbreitet. Um dieſes haben ſich in allen möglichen Stellungen und Lagen die verſchiedenen Gäſte des „Kaffeehauſes zur Schlacht am Bunkershill“ verſammelt und befinden ſich alle in einer ſehr heitern Stimmung, lachen und erzählen und machen einen Lärm, daß die Gläſer auf dem zweiten Tiſche zittern. Einige, die im Anfange gekommen ſein mochten, hatten noch Stühle gefunden, die ſpäter Eintreffenden ſchon mit zwei grünlackierten Holzbänken, denen ähnlich, die in der Schenkſtube ſtanden, vorlieb nehmen müſſen, und die letzten konnten einzig und allein ſtehend an der Geſellſchaft und zu gleicher Zeit am Ofen teil nehmen. Unſer Gaſt war gezwungen, ſich auf irgend eine Art einen Stuhl zu verſchaffen, und mit den Sitten ſolcher Häuſer ſchon ziemlich vertraut, blieb er einige Minuten am Feuer, bis einer der Sitzenden aufſtand, welchem er dann ohne weitere Umſtände den kaum verlaſſenen Stuhl entführte und an ſeinen Tiſch trug. Dieſen mußte er übrigens, da der Barkeeper nicht wiederkehrte, mit ſeinem eigenen Taſchentuche abſtäuben.

Jetzt klingelt es plötzlich im nächſten Zimmer, und der langerſehnte Ruf „supper! supper!“ (Abendeſſen) ertönt und erſtickt bald den frühern Lärm; alles ſtrömt in das Speiſezimmer, und der Barkeeper trägt den Davondrängenden die zurückgelaſſenen Stühle nach, da an der Table d'hote noch einige fehlen. Eine lange Tafel ſteht dort gedeckt, an welcher etwa 30 Per-

sonen Raum haben, und die mit mehreren Fleischarten, Kartoffeln, Eiern, Butter und Käse besetzt ist. Jeder Gast findet neben seinem Teller eine eingeschenkte Tasse Thee, die er, wenn geleert, bloß emporzuheben braucht, um sie augenblicklich wieder von einem jungen Mädchen, das die Aufwartung besorgt, gefüllt zu bekommen; doch sieht es der Wirt nicht gern, wenn das öfter als zweimal geschieht. Das Essen ist gut und schmackhaft zubereitet, und nach der Mahlzeit, von der jeder, sobald er fertig ist, aufsteht, ohne sich weiter mit Wort oder Blick um seinen Nebenmann zu bekümmern, versammeln sich die Gäste wieder um den kaum verlassenen Ofen, an welchem jene jetzt die besten Plätze einnehmen, die am schnellsten essen konnten. Die Gesellschaft ist übrigens keineswegs uninteressant, denn nicht allein verschiedene Nationen, sondern auch verschiedene Stände treffen sich hier, und die gebildetere Klasse der Deutschen, als Advokaten, Ärzte, Theologen, Kaufleute ꝛc., die größtenteils, wenigstens für den Augenblick, noch gezwungen waren, eine ihren früheren Beschäftigungen gerade nicht entsprechende Arbeit zu übernehmen, um ehrlich und ordentlich in der neuen Welt durchzukommen, findet sich bald zusammen und verplaudert die langen Abende.

Die Zeit des Schlafengehens naht aber jetzt, und hier und da schleichen einzelne mit abgebrannten Lichtendchen in der Hand die Treppe hinauf, denen die übrigen ebenfalls bald folgen und ermüdet das harte Lager suchen, welches nur aus einer Seegrasmatratze und zwei oder drei wollenen Decken besteht. Die Lichter verlöschen nach und nach, und sobald sich die einzelnen Paare und Bettgenossenschaften verständigt haben, ob sie „doppeladler- oder löffelartig" liegen wollen, herrscht für wenige Minuten tiefes Schweigen, das aber bald einem von allen Seiten hertönenden Schnarchen weicht, bei dem sich der daran nicht Gewöhnte oft stundenlang auf seinem Lager unruhig umherwälzt.

Es existieren übrigens auch mehrere amerikanische Boardings-Houses in Cincinnati, wo der Gast für 5 Dollars pro Woche eine reinlichere und freundlichere Umgebung hat; das Unangenehme des Zusammenschlafens mit mehreren findet sich jedoch in den meisten.

## Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit.

Wenn die Reise von der atlantischen Küste nach dem Innern lange Zeit großenteils durch Wälder führt, welche eine gebirgige oder hügelige, immer wellenförmige Oberfläche bedecken, die von Flußthälern mannigfaltig durchschnitten ist: so gelangt man wenige Meilen von dem Wabash in das Gebiet der Savannen, die natürlichen Wiesen, die sich durch die weite Ebene von Illinois bis zum Mississippi erstrecken. Man nimmt an, daß zwei Dritteile dieses zu 2300 deutschen □Meilen geschätzten Landes Wiesen seien.

Die Wiesen in Indiana wie in Illinois sind von zweierlei Art: niedrige und hohe; die letzteren liegen 10—30 m höher als die ersteren. Die niedrigen, minder zahlreichen, sind größtenteils naß und ganz von Holz ent-

blößt; die Hochlandwieſen hingegen mit Wäldern umkränzt, ſelbſt einzelne Baumgruppen ragen hin und wieder mitten aus den Grasebenen wie Inſeln hervor. Der Boden iſt im ganzen ſehr fruchtbar. Bei Vincennes hat man die vegetabiliſche Erde 7 m tief gefunden; dort kann man ſich überzeugen, wie lange für dieſe fette Dammerde aller Dünger überflüſſig iſt. Die Äcker jener Stadt ſind jetzt beinahe 100 Jahre in Kultur, und noch zeigen ſich keine Spuren von Erſchöpfung. Man glaubt, daß die niedrigen Wieſen ihren Urſprung dem Waſſer verdanken und zum Teil der Grund von Seeen geweſen ſeien. Die Hochlandswieſen erweitern ſich zuſehends durch das zufällige und abſichtliche Abbrennen des Graſes, was faſt jedes Jahr ſtatt hat und den Saum der Wälder nie unbeſchädigt läßt. Deshalb iſt man wohl berechtigt, an das unter den Indianern bei ihren Waldjagden ſo gewöhnliche Anzünden der Laubdecke in betreff des erſten Entſtehens jener Wieſen zu denken.

Auf mich haben die großen Wieſenflächen keinen angenehmen Eindruck gemacht. Zudem wird einem die Gegend dadurch widrig, daß zwiſchen Vincennes und St. Louis viele Meilen weit das Brunnenwaſſer durch ſeinen Geſchmack nach Eiſenvitriol und ſeinen Schwefelgeruch abſtößt. Es rührt dies von einer Erdlage her, die eine ſehr bedeutende Ausdehnung haben ſoll. Man hält das Waſſer übrigens nicht für ungeſund, und die Pflanzer ſamt ihrem Vieh haben ſich daran gewöhnt. Da wir bei der trockenen Jahreszeit reiſten, ſo entbehrten wir den Anblick der zahlloſen Blumen, die in den Frühlingstagen dieſen Landſchaften einen herrlichen Schmuck verleihen; aber wir konnten dafür deſto ſchneller reiſen. Wir kamen durch Wieſen von 6, 10, 12, 20 Meilen Breite. Der raſche Lauf des Wagens fand wenig Hinderniſſe, und dieſe nur bei den langſam ſchleichenden Bächen und Flüſſen; doch brauchten wir keinen Fluß zu durchſchwimmen, überall, wo Fährten nötig waren, fanden wir ſie vor.

Nördlich vom Miſſiſſippi zieht ſich eine Hügelkette hin, welche 3 Meilen unterhalb der Stadt St. Charles anfängt, dort, wo das Miſſourithal mit dem Miſſiſſippithale zuſammenläuft. Dieſe Hügelkette ſcheidet die Gewäſſer des Miſſouri von denen des Miſſiſſippi; zum erſten iſt die Abdachung ſüdweſtlich, zum andern nordöſtlich. Sie giebt unzähligen Gewäſſern ihren Urſprung, die ſich einerſeits zum Miſſouri, anderſeits zum Miſſiſſippi wenden. Der höchſte Rücken der Hügelkette bildet wellenförmige Flächen, welche größtenteils natürliche Wieſen ſind, die aber ſo mit Wäldern abwechſeln, daß ſie dem reiſenden Europäer wie anmutige Schöpfungen des Landbaues vorkommen. An den Abdachungsſeiten wird der Boden durch die tiefen Einſchnitte der Gewäſſer uneben, und hier iſt nichts als Urwald, der ſich über die Anhöhen, ſo wie über die Schluchten und Thäler der Flüßchen bis zu den beiden Rieſenſtrömen hinzieht. Manche der das Miſſourithal einſchließenden Hügel erheben ſich zu beträchtlichen Kuppen. Andere ſind auf große Strecken faſt ſenkrecht abgeſchnitten, ſo daß die Felſenmaſſen in einiger Ferne gleich Mauern und Türmen, durch Menſchenhände gebildet, erſcheinen. Die

ganze Oberfläche dieſes Landſtrichs iſt viele hundert Meilen weit von der fetteſten Dammerde bedeckt.

Es iſt zu bemerken, daß der Ausdruck „fruchtbarer Boden“ in dieſen Gegenden etwas anderes beſagen will, als in Deutſchland. Guter Boden oder Boden erſter Ordnung bedarf in dem erſten Jahrhundert des Düngers gar nicht und iſt in den erſten Jahrzehnten ſelbſt für den Weizen zu fett. Hierher gehören die Thalebenen (bottoms), beſonders des Miſſouri. Mittlerer Boden oder Boden zweiter Ordnung iſt noch immer von der Art, daß in den erſten 12—20 Jahren der Dünger den Ertrag der Ernte nicht zu ſteigern vermag. Die Dauer des natürlichen Düngers hängt jedoch ſehr von dem Grade der Abſchüſſigkeit der den größten Flüſſen zunächſt gelegenen Hügel (bluffs) und dem Abſpülen derſelben durch Regengüſſe ab. Am dürftigſten iſt der Boden in den näher bei den Savannen befindlichen Wäldern. Die Savannen ſelbſt aber ſind größtenteils wieder ſo fruchtbar, als die Hügel an den Thalebenen. Nirgends bemerkt man Steine, außer in den Einſchnitten der Gewäſſer und an einzelnen Bergkuppen. Nichts aber iſt verkehrter, als unter Savannen Steppen oder gar Sandwüſten zu verſtehen. Die ſchwarze Dammerde iſt an den meiſten Stellen $^1/_2$—$^3/_4$ m hoch, und unter ihr iſt eine gute Miſchung von Thon, Kalk und Sand.

Die Bäume der Wälder ſind: Eichen, in mehr als 15 Arten (Deutſchland hat deren nur 3), wovon eine Art Eicheln hat, ſo dick als Hühnereier, über 18 Arten Walnußbäume, worunter der Pakapnußbaum, deſſen von einer dünnen Schale umſchloſſene Frucht ſehr angenehm ſchmeckt. Die Früchte der andern Walnußarten verdienen dieſes Lob nicht, die des weißen und ſchwarzen Walnußbaumes ſind, friſch genoſſen, wohlſchmeckend genug, aber getrocknet ſind ſie zu ölig. Ferner giebt es Eſchen, Saſſafrasbäume, Eiſenholzbäume, Ulmen, beſonders die rote Ulme, deren Baſt ohne alle Zubereitung genießbar iſt und ſich beim Kauen ganz in Schleim verwandelt. Er wird oft in friſche Wunden gelegt und ſoll namentlich für Schußwunden gut ſein; man findet daher ſelten einen unbeſchädigten Stamm. Zahme und wilde Tiere kennen dieſen nahrhaften Stoff. Maulbeerbäume trifft man vorzüglich im Miſſourithale. Ihre Früchte werden ſehr geſchätzt. Platanen (platanus occidentalis), hier gewöhnlich Sykomoren genannt, gedeihen in einem ungeheuern Umfange. Ich habe mehrere von 2—3 m im Durchmeſſer geſehen, und es ſoll deren im Miſſourithal von 6 m im Durchmeſſer geben. Hunderte von Meilen kann man hier wandern, ohne daß ein Sonnenſtrahl die dichten Schatten der gigantiſchen Bäume durchbricht und dem Wanderer den Scheitel berührt. Der Boden iſt von dem ſeit Urzeiten angehäuften Pflanzenmoder ſchwarz wie ein Kohlenlager. Die Natur ſchafft ſo gewaltig, daß man Weinſtöcke ſieht, deren Stämme 30 cm dick, ſich gegen 30 m hoch frei emporheben und ſich dann auf den Kronen von Ulmen mit ihren dichtbelaubten Ranken ausbreiten. Nicht ſelten erliegt die mächtige Stütze unter der vom Winde in Schwingungen gebrachten Laſt,

die den Baum, namentlich, wenn er ſchon alt iſt, entwurzeln. Manche Hügel ſind von Weinpflanzen ſo bedeckt, daß ſich in kurzer Zeit Wagen voll Trauben ſammeln laſſen. Die Beeren an einigen Orten ſind ſüß und wohlſchmeckend, allein ſie liefern wenig Saft. In den fetten Flußthälern ſind ſie meiſt ſauer. Ich zweifle übrigens nicht, daß die Kultur eine erwünſchte Veredlung bewirken würde. Man findet bloß rote Beeren.

Unter den Fruchtbäumen darf ich den Perſimombaum nicht vergeſſen. Man trifft ihn nicht ſehr häufig. Die Frucht hat im äußern viel Ähnlichkeit mit einer gelben Pflaume; indeſſen enthält ſie nicht bloß einen Stein, ſondern mehrere Nüſſe, wie die Mispeln. Auch iſt der Blütenkelch bleibend (oben auf der Frucht). Bevor ſie reif iſt, hat ſie viel Adſtringierendes (Zuſammenziehendes) und wird deshalb bei der Ruhr empfohlen: bei völliger Reife übertrifft ihr lieblicher Geſchmack unſere meiſten Pflaumenarten. Am auffallendſten unter allen Früchten aber war mir die des Papawbaumes (anona triloba). Der Baum ſelbſt wird nicht höher als etwa 6 m und etwa 10—15 cm dick. Die Blüte iſt eine ſchöne dunkelrote Glocke mit 5 Staubfäden und einem Staubwege. Die Frucht möchte ich der Form nach vergleichen mit einer kurzen Wurſt, von 6 cm Länge und 2—3 cm Dicke. Die grüne, glatte Haut, welche das Fleiſch umgiebt, nimmt beim Reifen eine weißlich-gelbe Färbung an. Im innern ſind mehrere kleine, kaſtanienähnliche Kerne, die genoſſen, Erbrechen erregen. Das dieſe Kerne umhüllende Fleiſch, welches bei weitem den größten Teil der Frucht ausmacht, iſt an Farbe und Geſchmack von einem gut bereiteten Eierrahm ſchwer zu unterſcheiden, weshalb auch die Kinder ſehr darauf erpicht ſind. Übrigens iſt der Baum, ſowohl in den Thälern als auf den Höhen, ein ſicheres Merkmal von fettem Boden. Auch wohlſchmeckende Pflaumen finden ſich in den Wäldern.

Unter den Waldbäumen ſind auch die Ahornbäume nicht zu vergeſſen. Der Zuckerahorn iſt am Miſſiſſippi ſo häufig, daß faſt jeder Anſiedler ſeinen Zuckerwald (sugar-camp) beſitzt, und zwar nicht ſelten ganz bei der Hofſtelle, doch auch wohl eine oder mehrere Meilen davon entfernt. Im letztern Falle iſt der Wald meiſt Staatseigentum. Die Benutzung der öffentlichen Wälder iſt aber unter Reichen und Armen ſo üblich, als ob ſie durch ausdrückliche Geſetze erlaubt wäre. Die erſte Beſitznahme gilt als Vorzugsrecht, in welchem man nur durch einen wirklichen Ankäufer des Bodens geſtört werden kann. Gegen die Mitte Februars beginnt das günſtige Wetter, d. h. es folgen auf ziemlich kalte Nächte heiße Tage. Dieſer Wechſel der Temperatur bringt den Saft der Bäume ſo ſehr in Bewegung, daß er aus einer ins Holz gemachten Verletzung nicht austropft, ſondern wahrhaft ausfließt. Sobald nun die Zeit gekommen iſt, verfügt ſich die ganze Familie — wie zu einem Familienfeſte — in den Wald, wo ſich eine geräumige Hütte befindet, mit einer aus rauhen Steinen aufgeführten Feuerſtelle für 4—5 eiſerne Keſſel. Die Bäume werden etwa 1—1½ m hoch über der Erde angebohrt (dicke Stämme mehrfach), die Löcher mit Röhren von Ho-

lunder verſehen und Tröge darunter geſtellt. Eine Perſon fährt hierauf in einem von Pferden gezogenen Schlitten umher, um den Inhalt der Tröge in Fäſſer zu ſammeln und zum Feuer zu bringen, und dort iſt eine zweite Perſon, meiſt die Hausfrau, mit dem Einkochen*) beſchäftigt, während ihre Kinder neben der Hütte im Graſe ſpielen. Unter ihren Händen gelangt der Saft aus dem erſten Keſſel in den letzten, in welchem er bis zur Dicke des geſchmolzenen Zuckers bleibt, worauf er zum Erkalten ausgegoſſen wird. Das Brennholz iſt, wie man ſich vorſtellen kann, leicht herbeizuſchaffen. Der Zucker verdient an Farbe und Geſchmack, wenn er ſorgfältig bereitet wurde, vor dem hellgelben Rohrzucker den Vorzug und bedarf zum häuslichen Gebrauche keiner Reinigung. Zwei Perſonen liefern mit aller Bequemlichkeit, falls das Wetter gut iſt, in einer Woche 2—3 Centner, ohne an ihren gewöhnlichen Verrichtungen gehindert zu ſein. Obgleich auch im Herbſte Zucker gewonnen werden könnte, ſo geſchieht es doch ſelten. Denn es giebt dann andere Arbeiten, und der Pflanzer läßt es ſich nicht ſauer werden, weder ſich ſelbſt noch ſeinen Leuten. Der Preis des Ahornzuckers iſt hier 10 Cents (40 Pfennige) das Pfund; ein Centner wird faſt in jeder Haushaltung aufgebraucht. Überhaupt kennt man hier keine europäiſche Dürftigkeit, hier, wo ein Tagelöhner in 12 Stunden ſo viel verdient, als er die ganze Woche mit der beſten Eßluſt an Fleiſch, Brot, Gemüſe, Butter, Milch und Branntwein verzehrt. Die Benutzung der Ahornwälder haben die Weißen von den Indianern gelernt.

## 2. Aus Californien.

### Geſchichte der Entdeckung des Goldes in Californien.

Kapitän Sutter, früher Offizier der franzöſiſchen Schweizergarde, wanderte nach der Julirevolution aus und erwarb bedeutenden Grundbeſitz in Californien. Er war der Entdecker des Goldreichtums jener Gegend, und erzählt darüber alſo:

„Im Monat Junius 1848 wollte ich mich eines Tages nach gehaltener Sieſta hinſetzen, um einen Brief an meine Verwandten in Luzern zu ſchreiben, als ſich eilige Schritte hören ließen und mein Faktotum Marſhall, der damals gerade den Bau einer Sägemühle beaufſichtigte, haſtig bei mir eintrat. Er hatte mich erſt vor zwei Tagen verlaſſen, und ich dachte ihn nicht vor Beendigung des noch nicht weit vorgeſchrittenen Baues wiederzuſehen. Wie groß war daher mein Erſtaunen, als ich Marſhall ganz unbeweglich,

*) Um das Überwallen zu verhüten, legt man ein Stück Speck in den Keſſel, welches dann wahrſcheinlich auf dieſelbe Weiſe wirkt, wie Öl, das auf eine bewegte Oberfläche gegoſſen wird.

mit ſtarrem Blick, offenem Mund, ohne ein Wort zu ſprechen und die Arme ausſtreckend, vor mir ſtehen ſah.

Da er gar nicht zum Sprechen kommen wollte, rief ich ihm ungeduldig zu: „Habt Ihr den Verſtand verloren?“ — „Den Verſtand verloren?“ wiederholte er. — „Ich glaube,“ und dann, nachdem er ſich umgeſehen, ob kein Lauſcher in der Nähe ſei, flüſterte er mir halblaut zu: „Unerhörte Schätze! Berge von Gold!“ — „Wie wollt Ihr dazu kommen?“ — „Wie ich dazu kommen will? Wollen Sie einen unermeßlichen Reichtum beſitzen, Millionen von Dollars, um dieſes Zimmer zu füllen?“

Ich bezweifelte gar nicht, daß Marſhall verrückt geworden ſei, und ſagte es ihm unverhohlen. Aber als einzige Antwort hielt er mir die offene Hand hin, aus der er einen kleinen Strom von Goldkörnern rieſeln ließ.

Jetzt fühlte ich, daß ich nun die Miene annahm, die mir vorher bei Marſhall aufgefallen war, und war geneigt, ihn für einen großen Zauberer zu halten. Als ob er ſein Herz von einer großen Laſt befreit, ſetzte er ſich jetzt neben mich, und erzählte mir die Geſchichte ſeiner Entdeckung.

Er war am Ufer des Mühlenfluſſes auf- und abgegangen, die Arbeiter beaufſichtigend, als er in den Schlammſchichten des Bodens etwas Glänzendes bemerkte. Er hielt es für eine Art Opal, die im Lande ſehr häufig ſind, und ſetzte ſeinen Weg fort. Zwanzig-, dreißigmal wurden ſeine Blicke von dem Glanze dieſer Gegenſtände angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte. Die Häufigkeit ihres Vorkommens ſetzte ihn jedoch in Erſtaunen, und mehr als einmal ſtand er ſchon im Begriff, an die Ufer hinunterzugehen, um einen dieſer Steine näher zu beſehen, aber er machte ſich Vorwürfe über ſeine kindiſche Neugier und ging weiter. Aber auf einmal ſah er unmittelbar vor ſich eines dieſer glänzenden Steinchen liegen und diesmal war der Inſtinkt raſcher als die Überlegung. Er bückte ſich, hob es auf und hatte zu ſeinem größten Erſtaunen ein Korn des reinſten Goldes in der Hand. Auf der Stelle kehrte er nun wieder um und ſammelte ſorgfältig alle Steinchen, die er vorher verachtet hatte. Anfangs glaubte er, daß ſein Fund die Sache reinſten Zufalls ſei und daß vielleicht Indianer hier ihre Schätze vor Jahrhunderten verſteckt hätten; aber bald lehrte ihn eine genauere Unterſuchung, daß der ganze Erdboden goldhaltig ſei und zwar in ſehr hohem Grade. Er füllte nun die Taſchen, ſetzte ſich zu Pferde und ſprengte mit verhängtem Zügel nach Hauſe, um mir die überraſchende Nachricht zu bringen.

Mein erſtes Wort nach vollendeter Erzählung war, ob er Mitwiſſer habe. Darüber beruhigt, ſaß ich alsbald im Sattel und ritt nun mit Marſhall zur Mühle zurück. Mit Anbruch der Nacht kamen wir an und gruben mit unſern Taſchenmeſſern eine ſolche Menge Goldkörner von einer bis zu mehreren Unzen aus dem Boden, daß wir ganz ſtarr vor Erſtaunen waren. Beherrſcht von der ganz natürlichen Aufregung über eine ſo wunderbare Entdeckung kehrten wir ſtillſchweigend nach der Mühle zurück, als uns die Arbeiter mit dem Rufe: „Gold! Gold!“ aus vollen Hälſen entgegen kamen.

Digitized by Google

Wie wir ſpäter erfuhren, hatte uns einer während der Nacht beobachtet und war unſerm Beiſpiele gefolgt, ohne ſein Geheimnis lange bewahren zu können. Alle verſprachen mir nun zwar das unverbrüchlichſte Schweigen, aber am nächſten Tage waren ſchon Hunderte von dem Goldfunde unterrichtet. Nach Verlauf von vier Wochen waren ſchon mehr als 4000 Goldſucher an Ort und Stelle.

## Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849. *)

Wir ſind unter dem 35. Gr. n. Br. und fahren mit vollen Segeln und friſcher Briſe der Einfahrt zu, die in die Bai von San Francisco führt.

Die Einfahrt von San Francisco gleicht der von Breſt. Sie iſt eng genug, damit die Forts, welche auf jeder Seite errichtet werden ſollen, ihr Feuer kreuzen und dadurch den Eingang beherrſchen können; ſie enthält außerdem genug Waſſer, um die größten Schiffe flott zu erhalten. Bei der Vorderſeite der Einfahrt angekommen, ſieht der Reiſende nicht einen Hafen oder eine See, ſondern ein mittelländiſches Meer im kleinen vor ſich. Der Hafen von San Francisco könnte leicht alle Flotten der Erde in ſich faſſen — köſtlicher Schatz für den „Bruder Jonathan“ — und man muß ſich wundern, daß ein ſo wichtiger Punkt ſo lange unerobert geblieben iſt. Eine in dem Innern der Bai quer vor der Einfahrt gelegene kleine Inſel iſt ganz vorzüglich zur Errichtung einer Batterie geeignet; es ſcheint, als wenn die Natur ſie dazu beſtimmt hätte, dem Hafen ein neues Element der Kraft und Sicherheit zu geben, womit derſelbe ſchon ſo reich verſehen iſt. Herba Buena oder San Francisco liegt zur Rechten, wenn man zur Bai hineinkömmt, ein wenig jenſeits von dem alten ſpaniſchen Fort. Es iſt eine Stadt von 50,000 Seelen, die in wenigen Jahren die Hauptſtadt des ſtillen Meeres zu werden verſpricht. Wälder von Maſten, die ſich unabſehbar ringsherum ausbreiten, erinnern an Havre und Marſeille. Es liegen gegenwärtig mehr als 340 Handelsſchiffe in dem Hafen vor Anker, ungerechnet die ſehr anſehnliche Zahl von Briggs und Goeletten. Alle, ohne Ausnahme, haben keine Schiffsmannſchaften; ſelbſt die Kapitäne ſind ans Land gegangen. Eine amerikaniſche Korvette, an deren Bord die Flagge des Kommodore Jones weht, wacht allein über die Erhaltung dieſer Maſſe von Gütern. Wir ſchiffen uns ohne Schwierigkeit bei einem Vorſprunge am Fuße des alten Forts aus. Hier iſt kein Steuerbeamter, der unſere Taſchen, unſere Felleiſen oder Pakete umkehrt oder durchſucht.

Zu San Francisco, wo man vor 15 Monaten nur ein halbes Dutzend roher Hütten angetroffen hätte, findet man heute eine Börſe, ein Theater, Kirchen für jeden chriſtlichen Kultus und eine große Anzahl Häuſer von ſchönem Anſehen. Einige von ihnen ſind von Stein, andere von Holz gebaut; die Faſſaden ſind weiß oder gemalt. Die Straßen ſind regelmäßig,

*) Von Herrn Dillon, franzöſiſchem Konſul in San Francisco.

und das Ganze macht einen guten Eindruck. Von zwei Seiten der Stadt ziehen sich längs des Strandes zwei unabsehbare Zeltreihen hin, eine Stadt ganz neuer Art bildend, der eine gewisse Originalität nicht abzusprechen ist. Hier ruhen die Auswanderer zweier Welten, bevor sie an ihre Arbeit in den Minen gehen, ein wenig aus: Chinesen, Malayen und die ganze Bevölkerung, welche vor kurzem noch in den verschiedenen Inselmeeren Neuhollands wimmelte und der Botanybai zum Abfahrtspunkt gedient hatte. Da findet sich ein früherer Justiz-Minister des Königs Kamehameha, jetzt der furchtbarste Räuber Californiens, derselbe, welcher das berühmte Gesetzbuch, das die Bibelgesellschaften Englands und der Vereinigten Staaten als ein Meisterwerk menschlicher Weisheit verkündet haben, abfaßte. Da findet man Mörder, Straßenräuber, amerikanische Raubjäger brüderlich mit einander vereinigt. Das Schauspiel und das Drama, das letztere hauptsächlich, würden hier reichlichen Stoff schöpfen können. Unglaubliche Entweichungen und Abenteuer, die selbst die Einbildungskraft unserer fruchtbarsten Romanschreiber nicht ersinnen könnte, warten hier auf ihren künftigen Geschichtschreiber.

Schon die Stadt San Francisco gleicht einem ungeheuren Bienenstocke, in welchem ein fortwährendes Gesumme herrscht. Kutschen, Karren und Wagen bewegen sich durch einander, sie kreuzen sich, sie fahren von allen Seiten an einander. Ich beklage den Philosophen, den Träumer, der sich in den Straßen von San Francisco verirrt; er läuft, während er sich seinen Meditationen hingiebt, bei jedem Schritte Gefahr, zerquetscht zu werden, ohne daß er vorher gewarnt worden ist. Große Kerle von starkem und knochigem Körperbau mit zuckerhutähnlichen Mützen auf den Köpfen, peitschen und schlagen ihr Gespann, ohne die geringste Aufmerksamkeit auf die Fußgänger zu richten. Eine schweigende Menge geht mit eiligen, aber doch vorsichtigen Schritten ihren Geschäften nach.

Alle Nationen der Erde sind in dem Handel von San Francisco reichlich vertreten; aber wie man es nicht anders hier erwarten kann, das amerikanische Element hat die Oberhand. Die amerikanische Gesetzgebung erlaubt einem jeden, sich einzurichten, wie es ihm beliebt. Jeder ist infolge dessen Makler, Spediteur, Banquier, Wechsler und Taxator, mehrere führen selbst die Geschäfte alle zu gleicher Zeit. Ich weiß nicht, ob der Rheder oder der Handelsmann von Havre, der Waren zur Lagerung nach San Francisco schickt, gute Geschäfte macht; aber so viel steht positiv fest, daß der Spediteur sich nicht damit zu Grunde richtet, seine Courtage würde alle Kaufleute unserer europäischen Handelsplätze zufrieden stellen. Man kann seinen Verdienst ohne Übertreibung auf 50 Prozent vom Brutto-Betrag eines jeden Verkaufs veranschlagen. Es ist aber nicht zu verkennen, daß der Spediteur zu San Francisco schwere Lasten zu tragen hat. Außer der Teuerung des materiellen Lebens in diesem Lande, wo ein Ei oft 5 und eine Kartoffel 3 Franken kostet, betragen die Wohnungsmieten zwischen 15,000—300,000 Franken. So beträchtlich auch immer die aus den Goldgruben erzielten Resultate sein mögen, so ist es doch unmöglich, daß sich ein solcher Zustand

lange halten kann. Der Yankee ist seiner Natur nach ein Wucherer, niemand versteht den Puff besser, als er. Gebe man einem Bürger Massachusetts 100 Morgen Sumpfland, so dauert es gar nicht lange, und er hat sie Eden Fields, Edensgefilde, getauft; er bietet sie nachher mit vielen Lobeserhebungen aus, weiß die Mängel so geschickt zu verdecken und stellt seine Netze so fein, daß mehr als ein Unwissender sich bethören läßt. Und das heißt in den Vereinigten Staaten play a Yankee trick (einen Possen spielen à la Yankee). Gewiß war der General Jackson auf seinen berühmten Sieg bei New-Orleans über die Engländer nicht stolzer, als es einer dieser Schelme zu sein scheint, wenn er seinen begeisterten Landsleuten eine Heldenthat dieser Art erzählt. Man bringe drei Amerikaner auf eine wüste Insel, wo nur eine Wasserquelle zu finden ist: zwei von ihnen werden sich derselben bemächtigen und dem dritten einen Tribut abverlangen, nachher sind alle drei ganz gewiß über den Yankee-Trick voller Freude. Das, was für den Augenblick den unbeweglichen Gütern in San Francisco einen trügerischen und übertriebenen Wert giebt, ist die große Anzahl von Spielhäusern, die hier anzutreffen sind. Alle Ausgewiesenen von Frascati, von den Nrn. 36 und 113 des Palais-Royal und von ähnlichen Etablissements in London, Berlin und Wien scheinen sich in diesem gelobten Lande des Spieles ein Stelldichein gegeben zu haben. Sobald ein Haus zu vermieten ist, bemächtigen sich die Spieler desselben um jeden Preis, und die Bank nebst ihrem Gefolge, den Rouletteſpielen, wird sofort aufgestellt. Gegenwärtig giebt es zu San Francisco mehr als 100 Etablissements dieser Art, wo sich jeden Abend nach 8 Uhr eine Menge von Landstreichern versammelt. Sandwichs-Insulaner, Mulatten, Chinesen, Malayen und Abenteurer aus allen Ländern drängen und stoßen sich um die Spieltische. Alles Volk der Erde scheint einen Teil seines Abschaums in diese Kloake der Menschheit ausgeschüttet zu haben. Es giebt nichts Befremdenderes, als diesen Anblick, der sich jeden Abend in den Spielhäusern darbietet. Draußen eine ungeheure Menge, welche die Thüren belagert, drinnen erzwingen sich die hitzigen Spieler einen Weg zum Spieltisch, und in ihrer ungeduldigen Begierde lassen sie es häufig genug zu Handgemengen kommen, die nicht bloß mit Faustschlägen und Fußstößen endigen. Denn in Californien wird eine leichte Beleidigung und selbst bisweilen ein unversehenes Anstoßen nicht selten mit einem Dolchstiche oder einem Pistolenschuß erwidert. „Ruhe da unten!“ schreit man von der Bank her, wenn ein Pistolenschuß im Saale fällt. „Ihr macht zu viel Lärmen, Ihr verdammten Schurken“ „I'll make a hole in you“ (ich werde Euch durchlöchern), schreit man von einem andern Punkte; „may the devil take me if I don't“ (der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht thue), das sind die kurzen, aber kraftvollen Bemerkungen, die von allen Seiten gewechselt werden. Einmal vor dem Spieltische angekommen, schnallt der Arbeiter, der den größten Teil der Zeit in den Minen zugebracht hat, seinen gelben ledernen Gürtel los, giebt ihm einen leichten Schwung, und nachdem er das eine seiner Enden auf das grüne Tuch gelegt, läßt er mehrere Goldstückchen auf

den Tiſch rollen. Der Banquier greift mit ſeiner langen, knochigen Hand zu, bemächtigt ſich derſelben, wiegt ſie auf einer ihm zur Seite befindlichen Wage und giebt dann ihren Wert in Unzen, zu 85 Franken, an. Man ſpielt, dieſelbe Hand nimmt das Geld fort; man ſpielt wieder, und — dasſelbe Reſultat. Es iſt ſelten, daß ein Spieler eher den Saal verläßt, als bis die Bank ihn in einer einzigen Nacht der Früchte ſeiner Arbeit und ſeiner Monate langen Entbehrungen beraubt hat.

Die Bevölkerung von San Francisco vermehrt ſich mit jedem Tage durch Auswanderer, die aus allen Teilen der Erde über das Meer ankommen. Die Sandwich-Inſeln, Tahiti, das ganze Inſelmeer von Viti (oder Fitſchi), ſo wie Neu-Seeland und Sidney, verlieren einen großen Teil ihrer weißen Bevölkerung. Alle dieſe fremdartigen Elemente haben ſich in die große Maſſe der Arbeiter verſchmolzen und ſind größtenteils in den Minen. Erſt beim Herannahen des Winters kommen die Auswanderer in die Stadt, um Schutz gegen die unangenehme Witterung zu ſuchen. Im Sommer ſieht man in San Francisco größtenteils nur Geſchäftsleute, Schiffskapitäne und die, welche ihr ſauer erworbenes Gut verſpielen wollen. Es iſt ſelten, daß ſich einige ehrbare Frauen, die ihren Gatten nach Californien gefolgt ſind, auf die Straße wagen; doch iſt jetzt nicht mehr ſo große Gefahr dabei als früher. Seitdem das rein amerikaniſche Element die Oberhand gewonnen hat, iſt es in dieſer Beziehung beſſer geworden. An keinem Orte, man weiß es, wird das weibliche Geſchlecht mehr geachtet, als in den Vereinigten Staaten. Niemand darf jetzt mehr zu S. Francisco eine Frau ungeſtraft beleidigen.

So fremdartig auch das Leben in Californien iſt und ſo ſehr es auch die Neugierde des Reiſenden erregen mag, ſo iſt es doch etwas anderes, was ihn, ſobald er an den Ufern des Sacramento landet, unwiderſtehlich anzieht. Was iſt Wahres an dem, was die wunderbaren Beſchreibungen, die ſo ſehr die Aufmerkſamkeit der alten und neuen Welt in Anſpruch genommen haben, von den Goldminen Californiens erzählen? Wird dieſes köſtliche Metall wirklich in ſo großer Menge gefunden, als man behauptet? Werden die zahlreichen Auswanderer, die ſich von allen Orten Frankreichs, Deutſchlands und Englands nach Californien wenden, hier das Glück finden, oder werden ſie vielmehr traurig, krank und enttäuſcht die Mittel erbetteln müſſen, um wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu können? Von der Wichtigkeit dieſer Fragen durchdrungen, habe ich Geſchäftsleute, Ingenieurs, amerikaniſche Militär- und Civilbeamte und Arbeiter in Betreff der Minen gefragt, und alle haben mir die vollkommene Wahrheit deſſen, was ich gehört hatte, beſtätigt. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, und ich muß geſtehen, daß das, was ich geſehen, die kühnſten Erwartungen übertrifft.

Wenn hier immer von Minen geſprochen worden, ſo iſt dieſer Ausdruck durch die Wirklichkeit nicht gerechtfertigt; man kann in Californien nicht eigentlich von Minen ſprechen und folglich auch nicht von den zu machenden koſtſpieligen Ausgrabungen. Auf einer Ausdehnung von mehr als 150 Stun-

den im Quadrat hat man überall Gold gefunden, und man findet es noch in Menge. Wohin der Fuß tritt, ist ein mit diesem kostbaren Metall vollständig gesättigter Boden. Man braucht sich nur ein wenig zu bücken, seinen Hut voll Erde zu nehmen, damit nach dem nächsten Bach zu gehen und die Erde auszuwaschen, um Gold zu haben. Diese Thatsache, so außerordentlich sie auch erscheint, unterliegt keinem Zweifel.

Hieraus folgere man aber ja nicht, daß das Glück alle erwartet, welche in dieses gelobte Land gekommen sind; es will gesucht und errungen werden. Obwohl es keine schwierigen Ausgrabungen giebt, obwohl die Arbeit des Auswaschens klein und unbedeutend erscheint, so wird der Reichtum dennoch hier nur mit Schweiß und Entbehrungen mancherlei Art bezahlt. Die Hacke nehmen, die Erde umwühlen, das Gold herausnehmen, dieses alles wird ohne Zweifel auf den ersten Blick für eine Kleinigkeit, für einen angenehmen Zeitvertreib angesehen werden; aber wenn der Augenblick kommt, wo man sich zur Arbeit gürten soll, wo man, getrennt von seinesgleichen und den Annehmlichkeiten der civilisierten Welt, sich in die Schluchten, wo Bären, Tiger und Schlangen hausen, begeben soll, dann wird sicherlich manchem nicht gut zu Mute sein. Dann ist es auch keine angenehme Arbeit, die Erde in einem Korbe bisweilen eine Stunde weit auf den Schultern zu tragen, um sie nach dem Flusse oder Bache zu bringen, wo sie ausgewaschen werden muß, und dies noch dazu in voller Sonne und unter der Last einer brennenden Hitze. Ich habe große und dem Anscheine nach kräftige Männer, die aber an Handarbeit nicht gewöhnt waren, nach San Francisco ganz aufgelöst zurückkehren sehen; sie haben aus den Minen nichts als abzehrende Fieber mitgebracht. Dagegen giebt es viele, die in einigen Wochen für 10, 15, 20 und oft 100 Tausend Franken Gold in ihren gelbledernen Gürteln nach Hause tragen. Dies sind im allgemeinen Tagelöhner, desertierte Matrosen oder kräftige Landleute. Die Ordnung der menschlichen Dinge scheint hier umgekehrt zu sein. Der einfache Arbeiter, der in seiner Heimat kaum so viel verdient, daß er die notwendigsten Bedürfnisse befriedigen kann, wird in Californien ein Millionär, während der Mann der Wissenschaft, der Advokat, der Banquier und der Kaufmann hier große Gefahr laufen, Hungers zu sterben, wenn sie sich nicht den Beschäftigungen, die ihren besonderen Fähigkeiten angemessen sind, widmen wollen.

Ober- und Nieder-Californien sind plutonischer Erdbildung und scheinen erst in verhältnismäßig neuerer Zeit durch vulkanische Ausbrüche verwüstet worden zu sein. Die Ufer des Sacramento ausgenommen, wo der Erdboden niedrig und mit Holzungen versehen ist, erblickt der Reisende hier nur kegelförmige Hügel, die mehr oder weniger hoch und größtenteils durch flache Thäler getrennt sind. In diese Thäler ergießen sich jedes Jahr die Gewässer des Sacramento, und der zurückgebliebene Schlamm ist goldhaltig. Von Ausgrabungen kann hier nicht die Rede sein — man operiert in diesen sogenannten wet diggings (feuchten Gräben) vermittelst einer Maschine, cradle (Wiege) genannt, oder mit einfachen zinnernen Schwenkkesseln. Die

den Tiſch rollen. Der Banquier greift mit ſeiner langen, knochigen Hand zu, bemächtigt ſich derſelben, wiegt ſie auf einer ihm zur Seite befindlichen Wage und giebt dann ihren Wert in Unzen, zu 85 Franken, an. Man ſpielt, dieſelbe Hand nimmt das Geld fort; man ſpielt wieder, und — dasſelbe Reſultat. Es iſt ſelten, daß ein Spieler eher den Saal verläßt, als bis die Bank ihn in einer einzigen Nacht der Früchte ſeiner Arbeit und ſeiner Monate langen Entbehrungen beraubt hat.

Die Bevölkerung von San Francisco vermehrt ſich mit jedem Tage durch Auswanderer, die aus allen Teilen der Erde über das Meer ankommen. Die Sandwich-Inſeln, Tahiti, das ganze Inſelmeer von Viti (oder Fitſchi), ſo wie Neu-Seeland und Sidney, verlieren einen großen Teil ihrer weißen Bevölkerung. Alle dieſe fremdartigen Elemente haben ſich in die große Maſſe der Arbeiter verſchmolzen und ſind größtenteils in den Minen. Erſt beim Herannahen des Winters kommen die Auswanderer in die Stadt, um Schutz gegen die unangenehme Witterung zu ſuchen. Im Sommer ſieht man in San Francisco größtenteils nur Geſchäftsleute, Schiffskapitäne und die, welche ihr ſauer erworbenes Gut verſpielen wollen. Es iſt ſelten, daß ſich einige ehrbare Frauen, die ihren Gatten nach Californien gefolgt ſind, auf die Straße wagen; doch iſt jetzt nicht mehr ſo große Gefahr dabei als früher. Seitdem das rein amerikaniſche Element die Oberhand gewonnen hat, iſt es in dieſer Beziehung beſſer geworden. An keinem Orte, man weiß es, wird das weibliche Geſchlecht mehr geachtet, als in den Vereinigten Staaten. Niemand darf jetzt mehr zu S. Francisco eine Frau ungeſtraft beleidigen.

So fremdartig auch das Leben in Californien iſt und ſo ſehr es auch die Neugierde des Reiſenden erregen mag, ſo iſt es doch etwas anderes, was ihn, ſobald er an den Ufern des Sacramento landet, unwiderſtehlich anzieht. Was iſt Wahres an dem, was die wunderbaren Beſchreibungen, die ſo ſehr die Aufmerkſamkeit der alten und neuen Welt in Anſpruch genommen haben, von den Goldminen Californiens erzählen? Wird dieſes köſtliche Metall wirklich in ſo großer Menge gefunden, als man behauptet? Werden die zahlreichen Auswanderer, die ſich von allen Orten Frankreichs, Deutſchlands und Englands nach Californien wenden, hier das Glück finden, oder werden ſie vielmehr traurig, krank und enttäuſcht die Mittel erbetteln müſſen, um wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu können? Von der Wichtigkeit dieſer Fragen durchdrungen, habe ich Geſchäftsleute, Ingenieurs, amerikaniſche Militär- und Civilbeamte und Arbeiter in Betreff der Minen gefragt, und alle haben mir die vollkommene Wahrheit deſſen, was ich gehört hatte, beſtätigt. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, und ich muß geſtehen, daß das, was ich geſehen, die kühnſten Erwartungen übertrifft.

Wenn hier immer von Minen geſprochen worden, ſo iſt dieſer Ausdruck durch die Wirklichkeit nicht gerechtfertigt; man kann in Californien nicht eigentlich von Minen ſ[illegible]nd folglich auch nicht von zu machenden koſtſpieligen Ausgra[illegible] einer Ausdehnung v[illegible] 150 Stun-

den im Quadrat hat man überall Gold gefunden, und man findet es noch in Menge. Wohin der Fuß tritt, iſt ein mit dieſem koſtbaren Metall vollſtändig geſättigter Boden. Man braucht ſich nur ein wenig zu bücken, ſeinen Hut voll Erde zu nehmen, damit nach dem nächſten Bach zu gehen und die Erde auszuwaſchen, um Gold zu haben. Dieſe Thatſache, ſo außerordentlich ſie auch erſcheint, unterliegt keinem Zweifel.

Hieraus folgere man aber ja nicht, daß das Glück alle erwartet, welche in dieſes gelobte Land gekommen ſind; es will geſucht und errungen werden. Obwohl es keine ſchwierigen Ausgrabungen giebt, obwohl die Arbeit des Auswaſchens klein und unbedeutend erſcheint, ſo wird der Reichtum dennoch hier nur mit Schweiß und Entbehrungen mancherlei Art bezahlt. Die Hacke nehmen, die Erde umwühlen, das Gold herausnehmen, dieſes alles wird ohne Zweifel auf den erſten Blick für eine Kleinigkeit, für einen angenehmen Zeitvertreib angeſehen werden; aber wenn der Augenblick kommt, wo man ſich zur Arbeit gürten ſoll, wo man, getrennt von ſeinesgleichen und den Annehmlichkeiten der civiliſierten Welt, ſich in die Schluchten, wo Bären, Tiger und Schlangen hauſen, begeben ſoll, dann wird ſicherlich manchem nicht gut zu Mute ſein. Dann iſt es auch keine angenehme Arbeit, die Erde in einem Korbe bisweilen eine Stunde weit auf den Schultern zu tragen, um ſie nach dem Fluſſe oder Bache zu bringen, wo ſie ausgewaſchen werden muß, und dies noch dazu in voller Sonne und unter der Laſt einer brennenden Hitze. Ich habe große und dem Anſcheine nach kräftige Männer, die aber an Handarbeit nicht gewöhnt waren, nach San Francisco ganz aufgelöſt zurückkehren ſehen; ſie haben aus den Minen nichts als abzehrende Fieber mitgebracht. Dagegen giebt es viele, die in einigen Wochen für 10, 15, 20 und oft 100 Tauſend Franken Gold in ihren gelbledernen Gürteln nach Hauſe tragen. Dies ſind im allgemeinen Tagelöhner, deſertierte Matroſen oder kräftige Landleute. Die Ordnung der menſchlichen Dinge ſcheint hier umgekehrt zu ſein. Der einfache Arbeiter, der in ſeiner Heimat kaum ſo viel verdient, daß er die notwendigſten Bedürfniſſe befriedigen kann, wird in Californien ein Millionär, während der Mann der Wiſſenſchaft, der Advokat, der Banquier und der Kaufmann hier große Gefahr laufen, Hungers zu ſterben, wenn ſie ſich nicht den Beſchäftigungen, die ihren beſonderen Fähigkeiten angemeſſen ſind, widmen wollen.

Ober- und Nieder-Californien ſind plutoniſcher Erdbildung und ſcheinen erſt in verhältnismäßig neuerer Zeit durch vulkaniſche Ausbrüche verwüſtet worden zu ſein. Die Ufer des Sacramento ausgenommen, wo der Erdboden niedrig und mit Holzungen verſehen iſt, erblickt der Reiſende hier nur kegelförmige Hügel, die mehr oder weniger hoch und größtenteils durch flache Thäler getrennt ſind. In dieſe Thäler ergießen ſich jedes Jahr die Gewäſſer des Sacramento, und der zurückgebliebene Schlamm iſt goldhaltig. Von Ausgrabungen kann hier nicht die Rede ſein — man operiert in dieſen ſogenannten wet diggings (feuchten Gräben) vermittelſt einer Maſchine, [illegible]*) genannt, oder mit einfachen zinnernen Schwenkkeſſeln. Die

mit ſtarrem Blick, offenem Mund, ohne ein Wort zu ſprechen und die Arme ausſtreckend, vor mir ſtehen ſah.

Da er gar nicht zum Sprechen kommen wollte, rief ich ihm ungeduldig zu: „Habt Ihr den Verſtand verloren?“ — „Den Verſtand verloren?“ wiederholte er. — „Ich glaube,“ und dann, nachdem er ſich umgeſehen, ob kein Lauſcher in der Nähe ſei, flüſterte er mir halblaut zu: „Unerhörte Schätze! Berge von Gold!“ — „Wie wollt Ihr dazu kommen?“ — „Wie ich dazu kommen will? Wollen Sie einen unermeßlichen Reichtum beſitzen, Millionen von Dollars, um dieſes Zimmer zu füllen?“

Ich bezweifelte gar nicht, daß Marſhall verrückt geworden ſei, und ſagte es ihm unverhohlen. Aber als einzige Antwort hielt er mir die offene Hand hin, aus der er einen kleinen Strom von Goldkörnern rieſeln ließ.

Jetzt fühlte ich, daß ich nun die Miene annahm, die mir vorher bei Marſhall aufgefallen war, und war geneigt, ihn für einen großen Zauberer zu halten. Als ob er ſein Herz von einer großen Laſt befreit, ſetzte er ſich jetzt neben mich, und erzählte mir die Geſchichte ſeiner Entdeckung.

Er war am Ufer des Mühlenfluſſes auf- und abgegangen, die Arbeiter beaufſichtigend, als er in den Schlammſchichten des Bodens etwas Glänzendes bemerkte. Er hielt es für eine Art Opal, die im Lande ſehr häufig ſind, und ſetzte ſeinen Weg fort. Zwanzig-, dreißigmal wurden ſeine Blicke von dem Glanze dieſer Gegenſtände angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte. Die Häufigkeit ihres Vorkommens ſetzte ihn jedoch in Erſtaunen, und mehr als einmal ſtand er ſchon im Begriff, an die Ufer hinunterzugehen, um einen dieſer Steine näher zu beſehen, aber er machte ſich Vorwürfe über ſeine kindiſche Neugier und ging weiter. Aber auf einmal ſah er unmittelbar vor ſich eines dieſer glänzenden Steinchen liegen und diesmal war der Inſtinkt raſcher als die Überlegung. Er bückte ſich, hob es auf und hatte zu ſeinem größten Erſtaunen ein Korn des reinſten Goldes in der Hand. Auf der Stelle kehrte er nun wieder um und ſammelte ſorgfältig alle Steinchen, die er vorher verachtet hatte. Anfangs glaubte er, daß ſein Fund die Sache reinſten Zufalls ſei und daß vielleicht Indianer hier ihre Schätze vor Jahrhunderten verſteckt hätten; aber bald lehrte ihn eine genauere Unterſuchung, daß der ganze Erdboden goldhaltig ſei und zwar in ſehr hohem Grade. Er füllte nun die Taſchen, ſetzte ſich zu Pferde und ſprengte mit verhängtem Zügel nach Hauſe, um mir die überraſchende Nachricht zu bringen.

Mein erſtes Wort nach vollendeter Erzählung war, ob er Mitwiſſer habe. Darüber beruhigt, ſaß ich alsbald im Sattel und ritt nun mit Marſhall zur Mühle zurück. Mit Anbruch der Nacht kamen wir an und gruben mit unſern Taſchenmeſſern eine ſolche Menge Goldkörner von einer bis zu mehreren Unzen aus dem Boden, daß wir ganz ſtarr vor Erſtaunen waren. Beherrſcht von der ganz natürlichen Aufregung über eine ſo wunderbare Entdeckung kehrten wir ſtillſchweigend nach der Mühle zurück, als uns die Arbeiter mit dem Rufe: „Gold! Gold!“ aus vollen Hälſen entgegen kamen.

Wie wir ſpäter erfuhren, hatte uns einer während der Nacht beobachtet und war unſerm Beiſpiele gefolgt, ohne ſein Geheimnis lange bewahren zu können. Alle verſprachen mir nun zwar das unverbrüchlichſte Schweigen, aber am nächſten Tage waren ſchon Hunderte von dem Goldfunde unterrichtet. Nach Verlauf von vier Wochen waren ſchon mehr als 4000 Goldſucher an Ort und Stelle.

## Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849. *)

Wir ſind unter dem 35. Gr. n. Br. und fahren mit vollen Segeln und friſcher Briſe der Einfahrt zu, die in die Bai von San Francisco führt.

Die Einfahrt von San Francisco gleicht der von Breſt. Sie iſt eng genug, damit die Forts, welche auf jeder Seite errichtet werden ſollen, ihr Feuer kreuzen und dadurch den Eingang beherrſchen können; ſie enthält außerdem genug Waſſer, um die größten Schiffe flott zu erhalten. Bei der Vorderſeite der Einfahrt angekommen, ſieht der Reiſende nicht einen Hafen oder eine See, ſondern ein mittelländiſches Meer im kleinen vor ſich. Der Hafen von San Francisco könnte leicht alle Flotten der Erde in ſich faſſen — köſtlicher Schatz für den „Bruder Jonathan“ — und man muß ſich wundern, daß ein ſo wichtiger Punkt ſo lange unerobert geblieben iſt. Eine in dem Innern der Bai quer vor der Einfahrt gelegene kleine Inſel iſt ganz vorzüglich zur Errichtung einer Batterie geeignet; es ſcheint, als wenn die Natur ſie dazu beſtimmt hätte, dem Hafen ein neues Element der Kraft und Sicherheit zu geben, womit derſelbe ſchon ſo reich verſehen iſt. Herba Buena oder San Francisco liegt zur Rechten, wenn man zur Bai hineinkömmt, ein wenig jenſeits von dem alten ſpaniſchen Fort. Es iſt eine Stadt von 50,000 Seelen, die in wenigen Jahren die Hauptſtadt des ſtillen Meeres zu werden verſpricht. Wälder von Maſten, die ſich unabſehbar ringsherum ausbreiten, erinnern an Havre und Marſeille. Es liegen gegenwärtig mehr als 340 Handelsſchiffe in dem Hafen vor Anker, ungerechnet die ſehr anſehnliche Zahl von Briggs und Goeletten. Alle, ohne Ausnahme, haben keine Schiffsmannſchaften; ſelbſt die Kapitäne ſind ans Land gegangen. Eine amerikaniſche Korvette, an deren Bord die Flagge des Kommodore Jones weht, wacht allein über die Erhaltung dieſer Maſſe von Gütern. Wir ſchiffen uns ohne Schwierigkeit bei einem Vorſprunge am Fuße des alten Forts aus. Hier iſt kein Steuerbeamter, der unſere Taſchen, unſere Felleiſen oder Pakete umkehrt oder durchſucht.

Zu San Francisco, wo man vor 15 Monaten nur ein halbes Dutzend roher Hütten angetroffen hätte, findet man heute eine Börſe, ein Theater, Kirchen für jeden chriſtlichen Kultus und eine große Anzahl Häuſer von ſchönem Anſehen. Einige von ihnen ſind von Stein, andere von Holz gebaut; die Faſſaden ſind weiß oder gemalt. Die Straßen ſind regelmäßig,

*) Von Herrn Dillon, franzöſiſchem Konſul in San Francisco.

mit ſtarrem Blick, offenem Mund, ohne ein Wort zu ſprechen und die Arme ausſtreckend, vor mir ſtehen ſah.

Da er gar nicht zum Sprechen kommen wollte, rief ich ihm ungeduldig zu: „Habt Ihr den Verſtand verloren?“ — „Den Verſtand verloren?“ wiederholte er. — „Ich glaube,“ und dann, nachdem er ſich umgeſehen, ob kein Lauſcher in der Nähe ſei, flüſterte er mir halblaut zu: „Unerhörte Schätze! Berge von Gold!“ — „Wie wollt Ihr dazu kommen?“ — „Wie ich dazu kommen will? Wollen Sie einen unermeßlichen Reichtum beſitzen, Millionen von Dollars, um dieſes Zimmer zu füllen?“

Ich bezweifelte gar nicht, daß Marſhall verrückt geworden ſei, und ſagte es ihm unverhohlen. Aber als einzige Antwort hielt er mir die offene Hand hin, aus der er einen kleinen Strom von Goldkörnern rieſeln ließ.

Jetzt fühlte ich, daß ich nun die Miene annahm, die mir vorher bei Marſhall aufgefallen war, und war geneigt, ihn für einen großen Zauberer zu halten. Als ob er ſein Herz von einer großen Laſt befreit, ſetzte er ſich jetzt neben mich, und erzählte mir die Geſchichte ſeiner Entdeckung.

Er war am Ufer des Mühlenfluſſes auf- und abgegangen, die Arbeiter beaufſichtigend, als er in den Schlammſchichten des Bodens etwas Glänzendes bemerkte. Er hielt es für eine Art Opal, die im Lande ſehr häufig ſind, und ſetzte ſeinen Weg fort. Zwanzig-, dreißigmal wurden ſeine Blicke von dem Glanze dieſer Gegenſtände angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte. Die Häufigkeit ihres Vorkommens ſetzte ihn jedoch in Erſtaunen, und mehr als einmal ſtand er ſchon im Begriff, an die Ufer hinunterzugehen, um einen dieſer Steine näher zu beſehen, aber er machte ſich Vorwürfe über ſeine kindiſche Neugier und ging weiter. Aber auf einmal ſah er unmittelbar vor ſich eines dieſer glänzenden Steinchen liegen und diesmal war der Inſtinkt raſcher als die Überlegung. Er bückte ſich, hob es auf und hatte zu ſeinem größten Erſtaunen ein Korn des reinſten Goldes in der Hand. Auf der Stelle kehrte er nun wieder um und ſammelte ſorgfältig alle Steinchen, die er vorher verachtet hatte. Anfangs glaubte er, daß ſein Fund die Sache reinſten Zufalls ſei und daß vielleicht Indianer hier ihre Schätze vor Jahrhunderten verſteckt hätten; aber bald lehrte ihn eine genauere Unterſuchung, daß der ganze Erdboden goldhaltig ſei und zwar in ſehr hohem Grade. Er füllte nun die Taſchen, ſetzte ſich zu Pferde und ſprengte mit verhängtem Zügel nach Hauſe, um mir die überraſchende Nachricht zu bringen.

Mein erſtes Wort nach vollendeter Erzählung war, ob er Mitwiſſer habe. Darüber beruhigt, ſaß ich alsbald im Sattel und ritt nun mit Marſhall zur Mühle zurück. Mit Anbruch der Nacht kamen wir an und gruben mit unſern Taſchenmeſſern eine ſolche Menge Goldkörner von einer bis zu mehreren Unzen aus dem Boden, daß wir ganz ſtarr vor Erſtaunen waren. Beherrſcht von der ganz natürlichen Aufregung über eine ſo wunderbare Entdeckung kehrten wir ſtillſchweigend nach der Mühle zurück, als uns die Arbeiter mit dem Rufe: „Gold! Gold!“ aus vollen Hälſen entgegen kamen.

Digitized by Google

Wie wir ſpäter erfuhren, hatte uns einer während der Nacht beobachtet und war unſerm Beiſpiele gefolgt, ohne ſein Geheimnis lange bewahren zu können. Alle verſprachen mir nun zwar das unverbrüchlichſte Schweigen, aber am nächſten Tage waren ſchon Hunderte von dem Goldfunde unterrichtet. Nach Verlauf von vier Wochen waren ſchon mehr als 4000 Goldſucher an Ort und Stelle.

## Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849. *)

Wir ſind unter dem 35. Gr. n. Br. und fahren mit vollen Segeln und friſcher Briſe der Einfahrt zu, die in die Bai von San Francisco führt.

Die Einfahrt von San Francisco gleicht der von Breſt. Sie iſt eng genug, damit die Forts, welche auf jeder Seite errichtet werden ſollen, ihr Feuer kreuzen und dadurch den Eingang beherrſchen können; ſie enthält außerdem genug Waſſer, um die größten Schiffe flott zu erhalten. Bei der Vorderſeite der Einfahrt angekommen, ſieht der Reiſende nicht einen Hafen oder eine See, ſondern ein mittelländiſches Meer im kleinen vor ſich. Der Hafen von San Francisco könnte leicht alle Flotten der Erde in ſich faſſen — köſtlicher Schatz für den „Bruder Jonathan“ — und man muß ſich wundern, daß ein ſo wichtiger Punkt ſo lange unerobert geblieben iſt. Eine in dem Innern der Bai quer vor der Einfahrt gelegene kleine Inſel iſt ganz vorzüglich zur Errichtung einer Batterie geeignet; es ſcheint, als wenn die Natur ſie dazu beſtimmt hätte, dem Hafen ein neues Element der Kraft und Sicherheit zu geben, womit derſelbe ſchon ſo reich verſehen iſt. Herba Buena oder San Francisco liegt zur Rechten, wenn man zur Bai hineinkömmt, ein wenig jenſeits von dem alten ſpaniſchen Fort. Es iſt eine Stadt von 50,000 Seelen, die in wenigen Jahren die Hauptſtadt des ſtillen Meeres zu werden verſpricht. Wälder von Maſten, die ſich unabſehbar ringsherum ausbreiten, erinnern an Havre und Marſeille. Es liegen gegenwärtig mehr als 340 Handelsſchiffe in dem Hafen vor Anker, ungerechnet die ſehr anſehnliche Zahl von Briggs und Goeletten. Alle, ohne Ausnahme, haben keine Schiffsmannſchaften; ſelbſt die Kapitäne ſind ans Land gegangen. Eine amerikaniſche Korvette, an deren Bord die Flagge des Kommodore Jones weht, wacht allein über die Erhaltung dieſer Maſſe von Gütern. Wir ſchiffen uns ohne Schwierigkeit bei einem Vorſprunge am Fuße des alten Forts aus. Hier iſt kein Steuerbeamter, der unſere Taſchen, unſere Felleiſen oder Pakete umkehrt oder durchſucht.

Zu San Francisco, wo man vor 15 Monaten nur ein halbes Dutzend roher Hütten angetroffen hätte, findet man heute eine Börſe, ein Theater, Kirchen für jeden chriſtlichen Kultus und eine große Anzahl Häuſer von ſchönem Anſehen. Einige von ihnen ſind von Stein, andere von Holz gebaut; die Faſſaden ſind weiß oder gemalt. Die Straßen ſind regelmäßig,

*) Von Herrn Dillon, franzöſiſchem Konſul in San Francisco.

mit ſtarrem Blick, offenem Mund, ohne ein Wort zu ſprechen und die Arme ausſtreckend, vor mir ſtehen ſah.

Da er gar nicht zum Sprechen kommen wollte, rief ich ihm ungeduldig zu: „Habt Ihr den Verſtand verloren?“ — „Den Verſtand verloren?“ wiederholte er. — „Ich glaube,“ und dann, nachdem er ſich umgeſehen, ob kein Lauſcher in der Nähe ſei, flüſterte er mir halblaut zu: „Unerhörte Schätze! Berge von Gold!“ — „Wie wollt Ihr dazu kommen?“ — „Wie ich dazu kommen will? Wollen Sie einen unermeßlichen Reichtum beſitzen, Millionen von Dollars, um dieſes Zimmer zu füllen?“

Ich bezweifelte gar nicht, daß Marſhall verrückt geworden ſei, und ſagte es ihm unverhohlen. Aber als einzige Antwort hielt er mir die offene Hand hin, aus der er einen kleinen Strom von Goldkörnern rieſeln ließ.

Jetzt fühlte ich, daß ich nun die Miene annahm, die mir vorher bei Marſhall aufgefallen war, und war geneigt, ihn für einen großen Zauberer zu halten. Als ob er ſein Herz von einer großen Laſt befreit, ſetzte er ſich jetzt neben mich, und erzählte mir die Geſchichte ſeiner Entdeckung.

Er war am Ufer des Mühlenfluſſes auf- und abgegangen, die Arbeiter beaufſichtigend, als er in den Schlammſchichten des Bodens etwas Glänzendes bemerkte. Er hielt es für eine Art Opal, die im Lande ſehr häufig ſind, und ſetzte ſeinen Weg fort. Zwanzig-, dreißigmal wurden ſeine Blicke von dem Glanze dieſer Gegenſtände angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte. Die Häufigkeit ihres Vorkommens ſetzte ihn jedoch in Erſtaunen, und mehr als einmal ſtand er ſchon im Begriff, an die Ufer hinunterzugehen, um einen dieſer Steine näher zu beſehen, aber er machte ſich Vorwürfe über ſeine kindiſche Neugier und ging weiter. Aber auf einmal ſah er unmittelbar vor ſich eines dieſer glänzenden Steinchen liegen und diesmal war der Inſtinkt raſcher als die Überlegung. Er bückte ſich, hob es auf und hatte zu ſeinem größten Erſtaunen ein Korn des reinſten Goldes in der Hand. Auf der Stelle kehrte er nun wieder um und ſammelte ſorgfältig alle Steinchen, die er vorher verachtet hatte. Anfangs glaubte er, daß ſein Fund die Sache reinſten Zufalls ſei und daß vielleicht Indianer hier ihre Schätze vor Jahrhunderten verſteckt hätten; aber bald lehrte ihn eine genauere Unterſuchung, daß der ganze Erdboden goldhaltig ſei und zwar in ſehr hohem Grade. Er füllte nun die Taſchen, ſetzte ſich zu Pferde und ſprengte mit verhängtem Zügel nach Hauſe, um mir die überraſchende Nachricht zu bringen.

Mein erſtes Wort nach vollendeter Erzählung war, ob er Mitwiſſer habe. Darüber beruhigt, ſaß ich alsbald im Sattel und ritt nun mit Marſhall zur Mühle zurück. Mit Anbruch der Nacht kamen wir an und gruben mit unſern Taſchenmeſſern eine ſolche Menge Goldkörner von einer bis zu mehreren Unzen aus dem Boden, daß wir ganz ſtarr vor Erſtaunen waren. Beherrſcht von der ganz natürlichen Aufregung über eine ſo wunderbare Entdeckung kehrten wir ſtillſchweigend nach der Mühle zurück, als uns die Arbeiter mit dem Rufe: „Gold! Gold!“ aus vollen Hälſen entgegen kamen.

Wie wir ſpäter erfuhren, hatte uns einer während der Nacht beobachtet und war unſerm Beiſpiele gefolgt, ohne ſein Geheimnis lange bewahren zu können. Alle verſprachen mir nun zwar das unverbrüchlichſte Schweigen, aber am nächſten Tage waren ſchon Hunderte von dem Goldfunde unterrichtet. Nach Verlauf von vier Wochen waren ſchon mehr als 4000 Goldſucher an Ort und Stelle.

## Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849. *)

Wir ſind unter dem 35. Gr. n. Br. und fahren mit vollen Segeln und friſcher Briſe der Einfahrt zu, die in die Bai von San Francisco führt.

Die Einfahrt von San Francisco gleicht der von Breſt. Sie iſt eng genug, damit die Forts, welche auf jeder Seite errichtet werden ſollen, ihr Feuer kreuzen und dadurch den Eingang beherrſchen können; ſie enthält außerdem genug Waſſer, um die größten Schiffe flott zu erhalten. Bei der Vorderſeite der Einfahrt angekommen, ſieht der Reiſende nicht einen Hafen oder eine See, ſondern ein mittelländiſches Meer im kleinen vor ſich. Der Hafen von San Francisco könnte leicht alle Flotten der Erde in ſich faſſen — köſtlicher Schatz für den „Bruder Jonathan" — und man muß ſich wundern, daß ein ſo wichtiger Punkt ſo lange unerobert geblieben iſt. Eine in dem Innern der Bai quer vor der Einfahrt gelegene kleine Inſel iſt ganz vorzüglich zur Errichtung einer Batterie geeignet; es ſcheint, als wenn die Natur ſie dazu beſtimmt hätte, dem Hafen ein neues Element der Kraft und Sicherheit zu geben, womit derſelbe ſchon ſo reich verſehen iſt. Herba Buena oder San Francisco liegt zur Rechten, wenn man zur Bai hineinkömmt, ein wenig jenſeits von dem alten ſpaniſchen Fort. Es iſt eine Stadt von 50,000 Seelen, die in wenigen Jahren die Hauptſtadt des ſtillen Meeres zu werden verſpricht. Wälder von Maſten, die ſich unabſehbar ringsherum ausbreiten, erinnern an Havre und Marſeille. Es liegen gegenwärtig mehr als 340 Handelsſchiffe in dem Hafen vor Anker, ungerechnet die ſehr anſehnliche Zahl von Briggs und Goeletten. Alle, ohne Ausnahme, haben keine Schiffsmannſchaften; ſelbſt die Kapitäne ſind ans Land gegangen. Eine amerikaniſche Korvette, an deren Bord die Flagge des Kommodore Jones weht, wacht allein über die Erhaltung dieſer Maſſe von Gütern. Wir ſchiffen uns ohne Schwierigkeit bei einem Vorſprunge am Fuße des alten Forts aus. Hier iſt kein Steuerbeamter, der unſere Taſchen, unſere Felleiſen oder Pakete umkehrt oder durchſucht.

Zu San Francisco, wo man vor 15 Monaten nur ein halbes Dutzend roher Hütten angetroffen hätte, findet man heute eine Börſe, ein Theater, Kirchen für jeden chriſtlichen Kultus und eine große Anzahl Häuſer von ſchönem Anſehen. Einige von ihnen ſind von Stein, andere von Holz gebaut; die Faſſaden ſind weiß oder gemalt. Die Straßen ſind regelmäßig,

*) Von Herrn Dillon, franzöſiſchem Konſul in San Francisco.

und das Ganze macht einen guten Eindruck. Von zwei Seiten der Stadt ziehen sich längs des Strandes zwei unabsehbare Zeltreihen hin, eine Stadt ganz neuer Art bildend, der eine gewisse Originalität nicht abzusprechen ist. Hier ruhen die Auswanderer zweier Welten, bevor sie an ihre Arbeit in den Minen gehen, ein wenig aus: Chinesen, Malayen und die ganze Bevölkerung, welche vor kurzem noch in den verschiedenen Inselmeeren Neuhollands wimmelte und der Botanybai zum Abfahrtspunkt gedient hatte. Da findet sich ein früherer Justiz-Minister des Königs Kamehameha, jetzt der furchtbarste Räuber Californiens, derselbe, welcher das berühmte Gesetzbuch, das die Bibelgesellschaften Englands und der Vereinigten Staaten als ein Meisterwerk menschlicher Weisheit verkündet haben, abfaßte. Da findet man Mörder, Straßenräuber, amerikanische Raubjäger brüderlich mit einander vereinigt. Das Schauspiel und das Drama, das letztere hauptsächlich, würden hier reichlichen Stoff schöpfen können. Unglaubliche Entweichungen und Abenteuer, die selbst die Einbildungskraft unserer fruchtbarsten Romanschreiber nicht ersinnen könnte, warten hier auf ihren künftigen Geschichtschreiber.

Schon die Stadt San Francisco gleicht einem ungeheuren Bienenstocke, in welchem ein fortwährendes Gesumme herrscht. Kutschen, Karren und Wagen bewegen sich durch einander, sie kreuzen sich, sie fahren von allen Seiten an einander. Ich beklage den Philosophen, den Träumer, der sich in den Straßen von San Francisco verirrt; er läuft, während er sich seinen Meditationen hingiebt, bei jedem Schritte Gefahr, zerquetscht zu werden, ohne daß er vorher gewarnt worden ist. Große Kerle von starkem und knochigem Körperbau mit zuckerhutähnlichen Mützen auf den Köpfen, peitschen und schlagen ihr Gespann, ohne die geringste Aufmerksamkeit auf die Fußgänger zu richten. Eine schweigende Menge geht mit eiligen, aber doch vorsichtigen Schritten ihren Geschäften nach.

Alle Nationen der Erde sind in dem Handel von San Francisco reichlich vertreten; aber wie man es nicht anders hier erwarten kann, das amerikanische Element hat die Oberhand. Die amerikanische Gesetzgebung erlaubt einem jeden, sich einzurichten, wie es ihm beliebt. Jeder ist infolge dessen Makler, Spediteur, Banquier, Wechsler und Taxator, mehrere führen selbst die Geschäfte alle zu gleicher Zeit. Ich weiß nicht, ob der Rheder oder der Handelsmann von Havre, der Waren zur Lagerung nach San Francisco schickt, gute Geschäfte macht; aber so viel steht positiv fest, daß der Spediteur sich nicht damit zu Grunde richtet, seine Courtage würde alle Kaufleute unserer europäischen Handelsplätze zufrieden stellen. Man kann seinen Verdienst ohne Übertreibung auf 50 Prozent vom Brutto-Betrag eines jeden Verkaufs veranschlagen. Es ist aber nicht zu verkennen, daß der Spediteur zu San Francisco schwere Lasten zu tragen hat. Außer der Teuerung des materiellen Lebens in diesem Lande, wo ein Ei oft 5 und eine Kartoffel 3 Franken kostet, betragen die Wohnungsmieten zwischen 15,000—300,000 Franken. So beträchtlich auch immer die aus den Goldgruben erzielten Resultate sein mögen, so ist es doch unmöglich, daß sich ein solcher Zustand

lange halten kann. Der Yankee ist seiner Natur nach ein Wucherer, niemand versteht den Puff besser, als er. Gebe man einem Bürger Massachusetts 100 Morgen Sumpfland, so dauert es gar nicht lange, und er hat sie Eden Fields, Edensgefilde, getauft; er bietet sie nachher mit vielen Lobeserhebungen aus, weiß die Mängel so geschickt zu verdecken und stellt seine Netze so fein, daß mehr als ein Unwissender sich bethören läßt. Und das heißt in den Vereinigten Staaten play a Yankee trick (einen Possen spielen à la Yankee). Gewiß war der General Jackson auf seinen berühmten Sieg bei New-Orleans über die Engländer nicht stolzer, als es einer dieser Schelme zu sein scheint, wenn er seinen begeisterten Landsleuten eine Heldenthat dieser Art erzählt. Man bringe drei Amerikaner auf eine wüste Insel, wo nur eine Wasserquelle zu finden ist: zwei von ihnen werden sich derselben bemächtigen und dem dritten einen Tribut abverlangen, nachher sind alle drei ganz gewiß über den Yankee-Trick voller Freude. Das, was für den Augenblick den unbeweglichen Gütern in San Francisco einen trügerischen und übertriebenen Wert giebt, ist die große Anzahl von Spielhäusern, die hier anzutreffen sind. Alle Ausgewiesenen von Frascati, von den Nrn. 36 und 113 des Palais-Royal und von ähnlichen Etablissements in London, Berlin und Wien scheinen sich in diesem gelobten Lande des Spieles ein Stelldichein gegeben zu haben. Sobald ein Haus zu vermieten ist, bemächtigen sich die Spieler desselben um jeden Preis, und die Bank nebst ihrem Gefolge, den Rouletteſpielen, wird sofort aufgestellt. Gegenwärtig giebt es zu San Francisco mehr als 100 Etablissements dieser Art, wo sich jeden Abend nach 8 Uhr eine Menge von Landstreichern versammelt. Sandwichs-Insulaner, Mulatten, Chinesen, Malayen und Abenteurer aus allen Ländern drängen und stoßen sich um die Spieltische. Alles Volk der Erde scheint einen Teil seines Abschaums in diese Kloake der Menschheit ausgeschüttet zu haben. Es giebt nichts Befremdenderes, als diesen Anblick, der sich jeden Abend in den Spielhäusern darbietet. Draußen eine ungeheure Menge, welche die Thüren belagert, drinnen erzwingen sich die hitzigen Spieler einen Weg zum Spieltisch, und in ihrer ungeduldigen Begierde lassen sie es häufig genug zu Handgemengen kommen, die nicht bloß mit Faustschlägen und Fußstößen endigen. Denn in Californien wird eine leichte Beleidigung und selbst bisweilen ein unversehenes Anstoßen nicht selten mit einem Dolchstiche oder einem Pistolenschuß erwidert. „Ruhe da unten!“ schreit man von der Bank her, wenn ein Pistolenschuß im Saale fällt. „Ihr macht zu viel Lärmen, Ihr verdammten Schurken“ „I'll make a hole in you“ (ich werde Euch durchlöchern), schreit man von einem andern Punkte; „may the devil take me if I don't“ (der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht thue), das sind die kurzen, aber kraftvollen Bemerkungen, die von allen Seiten gewechselt werden. Einmal vor dem Spieltische angekommen, schnallt der Arbeiter, der den größten Teil der Zeit in den Minen zugebracht hat, seinen gelben ledernen Gürtel los, giebt ihm einen leichten Schwung, und nachdem er das eine seiner Enden auf das grüne Tuch gelegt, läßt er mehrere Goldstückchen auf

den Tiſch rollen. Der Banquier greift mit ſeiner langen, knochigen Hand zu, bemächtigt ſich derſelben, wiegt ſie auf einer ihm zur Seite befindlichen Wage und giebt dann ihren Wert in Unzen, zu 85 Franken, an. Man ſpielt, dieſelbe Hand nimmt das Geld fort; man ſpielt wieder, und — dasſelbe Reſultat. Es iſt ſelten, daß ein Spieler eher den Saal verläßt, als bis die Bank ihn in einer einzigen Nacht der Früchte ſeiner Arbeit und ſeiner Monate langen Entbehrungen beraubt hat.

Die Bevölkerung von San Francisco vermehrt ſich mit jedem Tage durch Auswanderer, die aus allen Teilen der Erde über das Meer ankommen. Die Sandwich-Inſeln, Tahiti, das ganze Inſelmeer von Viti (oder Fitſchi), ſo wie Neu-Seeland und Sidney, verlieren einen großen Teil ihrer weißen Bevölkerung. Alle dieſe fremdartigen Elemente haben ſich in die große Maſſe der Arbeiter verſchmolzen und ſind größtenteils in den Minen. Erſt beim Herannahen des Winters kommen die Auswanderer in die Stadt, um Schutz gegen die unangenehme Witterung zu ſuchen. Im Sommer ſieht man in San Francisco größtenteils nur Geſchäftsleute, Schiffskapitäne und die, welche ihr ſauer erworbenes Gut verſpielen wollen. Es iſt ſelten, daß ſich einige ehrbare Frauen, die ihren Gatten nach Californien gefolgt ſind, auf die Straße wagen; doch iſt jetzt nicht mehr ſo große Gefahr dabei als früher. Seitdem das rein amerikaniſche Element die Oberhand gewonnen hat, iſt es in dieſer Beziehung beſſer geworden. An keinem Orte, man weiß es, wird das weibliche Geſchlecht mehr geachtet, als in den Vereinigten Staaten. Niemand darf jetzt mehr zu S. Francisco eine Frau ungeſtraft beleidigen.

So fremdartig auch das Leben in Californien iſt und ſo ſehr es auch die Neugierde des Reiſenden erregen mag, ſo iſt es doch etwas anderes, was ihn, ſobald er an den Ufern des Sacramento landet, unwiderſtehlich anzieht. Was iſt Wahres an dem, was die wunderbaren Beſchreibungen, die ſo ſehr die Aufmerkſamkeit der alten und neuen Welt in Anſpruch genommen haben, von den Goldminen Californiens erzählen? Wird dieſes köſtliche Metall wirklich in ſo großer Menge gefunden, als man behauptet? Werden die zahlreichen Auswanderer, die ſich von allen Orten Frankreichs, Deutſchlands und Englands nach Californien wenden, hier das Glück finden, oder werden ſie vielmehr traurig, krank und enttäuſcht die Mittel erbetteln müſſen, um wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu können? Von der Wichtigkeit dieſer Fragen durchdrungen, habe ich Geſchäftsleute, Ingenieurs, amerikaniſche Militär- und Civilbeamte und Arbeiter in Betreff der Minen gefragt, und alle haben mir die vollkommene Wahrheit deſſen, was ich gehört hatte, beſtätigt. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, und ich muß geſtehen, daß das, was ich geſehen, die kühnſten Erwartungen übertrifft.

Wenn hier immer von Minen geſprochen worden, ſo iſt dieſer Ausdruck durch die Wirklichkeit nicht gerechtfertigt; man kann in Californien nicht eigentlich von Minen ſprechen und folglich auch nicht von den zu machenden koſtſpieligen Ausgrabungen. Auf einer Ausdehnung von mehr als 150 Stun-

den im Quadrat hat man überall Gold gefunden, und man findet es noch in Menge. Wohin der Fuß tritt, iſt ein mit dieſem koſtbaren Metall vollſtändig geſättigter Boden. Man braucht ſich nur ein wenig zu bücken, ſeinen Hut voll Erde zu nehmen, damit nach dem nächſten Bach zu gehen und die Erde auszuwaſchen, um Gold zu haben. Dieſe Thatſache, ſo außerordentlich ſie auch erſcheint, unterliegt keinem Zweifel.

Hieraus folgere man aber ja nicht, daß das Glück alle erwartet, welche in dieſes gelobte Land gekommen ſind; es will geſucht und errungen werden. Obwohl es keine ſchwierigen Ausgrabungen giebt, obwohl die Arbeit des Auswaſchens klein und unbedeutend erſcheint, ſo wird der Reichtum dennoch hier nur mit Schweiß und Entbehrungen mancherlei Art bezahlt. Die Hacke nehmen, die Erde umwühlen, das Gold herausnehmen, dieſes alles wird ohne Zweifel auf den erſten Blick für eine Kleinigkeit, für einen angenehmen Zeitvertreib angeſehen werden; aber wenn der Augenblick kommt, wo man ſich zur Arbeit gürten ſoll, wo man, getrennt von ſeinesgleichen und den Annehmlichkeiten der civiliſierten Welt, ſich in die Schluchten, wo Bären, Tiger und Schlangen hauſen, begeben ſoll, dann wird ſicherlich manchem nicht gut zu Mute ſein. Dann iſt es auch keine angenehme Arbeit, die Erde in einem Korbe bisweilen eine Stunde weit auf den Schultern zu tragen, um ſie nach dem Fluſſe oder Bache zu bringen, wo ſie ausgewaſchen werden muß, und dies noch dazu in voller Sonne und unter der Laſt einer brennenden Hitze. Ich habe große und dem Anſcheine nach kräftige Männer, die aber an Handarbeit nicht gewöhnt waren, nach San Francisco ganz aufgelöſt zurückkehren ſehen; ſie haben aus den Minen nichts als abzehrende Fieber mitgebracht. Dagegen giebt es viele, die in einigen Wochen für 10, 15, 20 und oft 100 Tauſend Franken Gold in ihren gelbledernen Gürteln nach Hauſe tragen. Dies ſind im allgemeinen Tagelöhner, deſertierte Matroſen oder kräftige Landleute. Die Ordnung der menſchlichen Dinge ſcheint hier umgekehrt zu ſein. Der einfache Arbeiter, der in ſeiner Heimat kaum ſo viel verdient, daß er die notwendigſten Bedürfniſſe befriedigen kann, wird in Californien ein Millionär, während der Mann der Wiſſenſchaft, der Advokat, der Banquier und der Kaufmann hier große Gefahr laufen, Hungers zu ſterben, wenn ſie ſich nicht den Beſchäftigungen, die ihren beſonderen Fähigkeiten angemeſſen ſind, widmen wollen.

Ober- und Nieder-Californien ſind plutoniſcher Erdbildung und ſcheinen erſt in verhältnismäßig neuerer Zeit durch vulkaniſche Ausbrüche verwüſtet worden zu ſein. Die Ufer des Sacramento ausgenommen, wo der Erdboden niedrig und mit Holzungen verſehen iſt, erblickt der Reiſende hier nur kegelförmige Hügel, die mehr oder weniger hoch und größtenteils durch flache Thäler getrennt ſind. In dieſe Thäler ergießen ſich jedes Jahr die Gewäſſer des Sacramento, und der zurückgebliebene Schlamm iſt goldhaltig. Von Ausgrabungen kann hier nicht die Rede ſein — man operiert in dieſen ſogenannten wet diggings (feuchten Gräben) vermittelſt einer Maſchine, cradle (Wiege) genannt, oder mit einfachen zinnernen Schwenkkeſſeln. Die

Resultate, welche man auf diese Weise erhält, sind zuverlässig; der Ertrag ist im Durchschnitt nicht unter 12 Dollars (48 Mark) täglich für jeden Arbeiter; aber ich wiederhole es, um diese Ausbeute zu haben, muß man arbeiten, wie vielleicht nirgends in der Welt: man muß sich begnügen mit einem Stückchen Speck, einem Zwieback und einem Schluck brackigen Wassers. Nur der starke Arbeiter, der lange Zeit einen schweren Dienst auszuhalten imstande ist, kann auf ähnliche Resultate rechnen.

Anders wird die Arbeit in den dry diggings (trockenen Gräben) betrieben. Da verfährt man ausschließlich vermittelst einer Hacke oder zugespitzten Eisenstange, die man in die Granitlage, nachdem von derselben die sie bedeckende Erde entfernt worden, einschlägt. Die Ausbeute ist hier weniger gewiß, aber auch bei weitem bedeutender. Man sieht oft Goldsucher ganze Tage arbeiten, ohne ein Körnchen zu Tage zu fördern; dann aber in dem Augenblick, wo sie es am wenigsten erwarten, treffen sie plötzlich ein sogenanntes Goldnest an, das, oft im Werte von tausend Dollars, sie für alle Mühe entschädigt. Die Nachricht von dieser Entdeckung durchläuft alsbald die ganze Gegend. Von allen benachbarten Lagern läuft man zu diesem glücklichen Ort, man zerstreut sich um denselben her, man nimmt die mühevollsten Nachsuchungen vor, man verrichtet in wenigen Stunden eine Cyklopen-Arbeit — ohne Erfolg; denn die Goldnester in den Dry-Diggings sind fast immer isoliert. Man kann annehmen, daß in der Zeit, wo die vulkanischen Bergspitzen und der Granitboden noch nicht mit vegetabilischer Erde bedeckt waren, das Gold durch starke Regengüsse von den Bergen herabgeschwemmt worden sei und sich in die zufälligen Vertiefungen der Steinschicht abgesetzt habe. Für diese Annahme scheint die Form der Goldkörnchen zu sprechen, alle haben abgerundete Ecken, was jedenfalls daher rührt, daß sie lange Zeit fortgerollt sind.

Die Abenteurer aller Länder und jeden Standes, die Faulen, die Spieler, die ruinierten Kaufleute, die Land- und Seeoffiziere, die Gelehrten und Dichter geben den Dry-Diggings den Vorzug. Hier erhält man ja, wenn man auch Gefahr läuft, vor Hunger zu sterben, Resultate, welche die in dem Thale des Sacramento weit übertreffen. Welche sonderbare Vereinigung bewirkt nicht der Durst nach Gold! Ein Philosoph, der vor noch nicht langer Zeit zu New-York eine wohl überdachte, aber unglücklicherweise wenig beachtete Abhandlung über eine neue Organisation der menschlichen Gesellschaft in die Welt geschickt hat, sieht sich hier in den Dry-Diggings gezwungen, mit einem aus den Gefängnissen von Sidney oder Hong-kong Entsprungenen Hand in Hand zu gehen. Es ist, als ob das Lamm und der Wolf zu derselben Quelle gekommen sind, um zu trinken.

Seit kurzem hat man verschiedene Verfahren erfunden, die Goldkörnchen von der sie einschließenden Erde zu scheiden. Mehrere dieser Verfahrungsarten haben ihren Erfindern schon ansehnlichen Gewinn gebracht, obwohl man für den Augenblick nur in dem Thale des Sacramento, also auf einem Gebiete, das schon ausgewaschen ist, und wo sich verhältnismäßig wenig

Gold noch vorfindet, so operiert. Anderwärts verfährt man in der Weise, daß man die Bäche von ihrem natürlichen Bette ableitet und den Schlamm, welchen sie während ihres hundertjährigen Laufes abgesetzt haben, wäscht.

Die Goldsucher, die Leute aus dem Volke, haben fast alle eine unwiderstehliche Neigung zu hitzigen Getränken; es kommt gar nicht selten vor, daß viele, sobald sie sich im Besitz von einigen Hundert Dollars sehen, ihre Arbeit auf mehrere Tage aussetzen, um dieser Neigung die Zügel schießen zu lassen. Die Folgen dieser Ausschweifung sind gemeiniglich die Fieber, welche weniger ihre Ursache in dem Klima, als in dem unregelmäßigen Leben der Auswanderer haben, denn das Land ist durchaus nicht ungesund, und in San Francisco selbst ist die Luft so frisch, daß man nur wollene Kleider tragen kann. Das fast allgemeine Kostüm der Arbeiter besteht in einer Jacke von rotem oder blauem Flanell und einer Hose von grobem Tuche oder Leinwand.

Man begreift leicht, daß der Augenblick noch nicht gekommen ist, wo man prüfen könnte, welchen Einfluß die Vereinigung Californiens auf die politischen Geschicke der amerikanischen Union ausüben wird; aber was heute schon augenscheinlich daliegt, ist, daß dieses Land noch lange Zeit der alten wie der neuen Welt kostbare Hilfsquellen darbieten wird.

## Der Telegraph von New-York nach San Francisco.*)

Vor noch nicht 20 Jahren brauchten Briefe und Depeschen einen vollen Monat, um von New-York am atlantischen Ozean nach San Francisco am stillen Meere zu gelangen. Jetzt bedarf es bloß weniger Stunden, um eine Nachricht von der einen Stadt nach der andern zu befördern. Infolge der Verschiedenheit zwischen der astronomischen Zeit der beiden Orte gewinnt es sogar den Anschein, als ob eine von Osten nach Westen gehende Depesche früher ankomme, als sie abgegangen ist, denn der elektrische Strom ist viel schneller, als die Achsendrehung der Erde. Eine Botschaft, welche St. Johns in Neufundland um 4 Uhr nachmittags verläßt, ist an demselben Tage um 12 Uhr mittags dortiger Zeit in San Francisco. Die Telegraphenlinie, welche diese Wunder bewirkt, wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit vollendet. Die Entfernung zwischen St. Johns und San Francisco beträgt 70 Längengrade, von New-York nach der letztgenannten Stadt rechnet man in gerader Linie 500 deutsche Meilen. Zwischen St. Johns und New-York bestand seit längerer Zeit, seit dem ersten der verunglückten Versuche mit dem atlantischen Tau, telegraphische Verbindung. Auf dem Festlande hatte man diese nach und nach bis St. Joseph in Missouri fortgeführt. Die Lücke zwischen St. Joseph und San Francisco auszufüllen, kostete nicht mehr als 16 Monate. Über 200 deutsche Meilen der Strecke, in der die Drähte gelegt wurden, sind baumlose Steppen. Da sie kein Material zu Stangen

*) Westermanns Monatshefte, 65.

liefern konnten, so mußte man letztere aus den weitesten Entfernungen herbeischaffen. Man konnte dabei keine Wege und Brücken benutzen, die nirgends existieren und ebenso wenig gab es eine Beihilfe durch dort wohnende Menschen, da die pfadlose Wildnis noch heute zum Jagdgebiete der Indianer gehört. Nachdem man mit dem Setzen der Stangen fertig war, brach von St. Joseph und von San Francisco je ein Trupp Menschen mit der elektrischen Kette auf. Der eine Trupp überstieg die Felsengebirge, der andere durchzog die weiten Flächen des Innern, und beide trafen in der Mormonenstadt am großen Salzsee zusammen. Als sie ihre Ketten dort vereinigt hatten, war die Verbindung zwischen New-York und San Francisco hergestellt.

## San Francisco in der Gegenwart. *)

Wie viel schöner und prächtiger, reinlicher und behäbiger, solider und feiner ist die Stadt, die jetzt bereits 233,000 Einwohner zählt, seit den letzten Jahren geworden! Sie hat schon jetzt eine Fülle von Prachtbauten, mit denen sich die unserer fürstlichen Residenzstädte kaum messen dürfen. Paläste, die 100,000 Dollars bis eine halbe Million kosten, schießen wie Pilze aus der Erde. Eine ganz neue Straße, die „Montgomery-Avenue", ist quer durch die Stadt gebaut, um eine bessere Verbindung zwischen den südlichen und nördlichen Stadtteilen herzustellen. Die Kearny-, California-, Montgomery- u. a. Straßen würden jeder Stadt der Welt zur Zierde gereichen. Allerdings stehen noch neben großen Palästen unansehnliche Holzhäuser, wie dies in allen amerikanischen Städten zu sehen ist; diese werden jedoch nach und nach entfernt und machen soliden Steinbauten Platz. In dem Geschäftsteile der Stadt dürfen gar keine Holzhäuser mehr aufgestellt werden. Die Privatwohnungen in den äußeren Stadtteilen sind dagegen meistens aus Holz aufgeführt, doch von außen so gemalt und cementiert, daß sie eleganten Steingebäuden täuschend ähnlich sehen.

Die großen Hotels — Occidentalhotel, Lickhouse, Cosmopolitanhotel, Grandhotel — sind den berühmten Hotels in den östlichen Staaten der Union vollkommen ebenbürtig. Das neue Palace-Hotel übertrifft sie alle und ist ein grandioser Palast, der einen Bodenraum von 44,694 □m bedeckt, sechs Stockwerk hoch ist und im Hofraum eine Reihe prächtiger Bazars und Arkaden enthält. Die Kosten sind auf 2 Mill. Dollars geschätzt worden.

Das Innere der Privathäuser der reicheren San Franciscaner ist mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Wasser- und Gasleitungen fehlen nirgends. Das Aussehen der ganzen inneren Stadt ist höchst sauber und modern. Die Straßen sind geradlinig angelegt, die hauptsächlichsten haben breite Asphalttrottoirs, die kleineren Gehwege von Holzbohlen. In dem Pflastermaterial hatte man sich freilich vergriffen; das Nicholson-Holzpflaster

*) Nach Theod. Kirchhoff in San Francisco (vgl. Gartenlaube 1874). Ein Spaziergang um die Welt von Alex. Freih. v. Hübner (Leipzig, 1874).

San Francisco.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

hat sich nicht bewährt, und man versucht jetzt die Herstellung eines dauerhafteren Pflasters. Durch fast alle Straßen der Stadt laufen oft mehrgleisige Schienenwege, auf denen elegante, von Pferden gezogene Waggons rollen.

Die öffentlichen Markthallen sind ein Muster von Reinlichkeit und erschließen in ihren weiten Räumen ein überraschendes Bild von dem Produktenreichtum des gesegneten Californiens. Auch die Läden in den unteren Räumen der Geschäftshäuser sind überaus prächtig, besonders die zahlreichen Juwelierläden.

Einen unerfreulichen Gegensatz zu diesen Teilen der inneren Stadt bildet das Chinesenviertel mit seiner unsauberen Wirtschaft. Es fehlt da nicht an Tempeln und Theatern, an Spiel- und Opiumhöhlen und den unbeschreiblichen Kellerwohnungen, in denen die bezopften Söhne des „himmlischen Reichs" wie Schweine zusammengepfercht wohnen. Das Geldmachen verstehen diese Tataren wie der geriebenste Yankee; doch eine Anhänglichkeit an das Land und seine Institutionen, überhaupt ein patriotisches Interesse gewinnen sie nicht.

An verrufenen Lokalen und räuberähnlichen Spelunken ist auch sonst an den äußeren Enden der Stadt kein Mangel. Aber welche große Seestadt hätte sie nicht? Alle Nationen der Erde kommen in San Francisco zusammen und bringen unter thatkräftigen, geistig geweckten und strebsamen Einwanderern viel moralisch verkommenes Gesindel mit. Doch die Polizei ist in San Francisco rührig und macht letzterem die Hölle ordentlich heiß, so daß Verbrecher selten ungestraft davon kommen. Bei öffentlichen Lustbarkeiten und Festen kommt es viel seltener zu Raufereien und Excessen, als dies in New-York und manchen östlichen Städten der Union der Fall ist.

Das gesellschaftliche Leben ist sehr mannigfaltig, da jede Nationalität ihrem Herkommen und ihrer Neigung folgt. Die Deutschen haben ihre zum Teil prächtig eingerichteten Klublokale, die Amerikaner und andere Nationalitäten ebenso. Es fehlt auch nicht an wissenschaftlichen Vereinen, Bibliotheken, Gesang- und Turnvereinen. Die Logen haben den imposanten Freimaurertempel zu ihrer Verfügung. Theater und Konzertsäle werden fleißig besucht; die vollsten Häuser hat San Francisco — und das wird manchen Leser überraschen — wenn klassische Dramen und Musikstücke aufgeführt werden.

Auch die Feuerwehr hat einen ihr eigentümlichen Palast. Sie ist vortrefflich organisiert. Telegraphische Alarmsignale laufen durch die ganze Stadt, so daß in wenig Minuten vom Central-Signalturme aus durch leicht verständliche Glockenschläge auch die Lage der ausgebrochenen Feuersbrunst kund gegeben wird. Die prächtigen Dampf-Feuerspritzen mit ihren Schlauchkarren und langen Leiterwagen sind in kürzester Zeit zur Stelle.

An Vergnügungsorten und reizenden Spaziergängen (z. B. die Parks an der südlichen Pacific-Bahn) ist kein Mangel, und alle werden von den lebenslustigen San Franciscanern fleißig besucht. Die öffentlichen Spielhöllen sind abgeschafft. Dafür haben Deutsche eine nicht kleine Zahl von Bierhäusern etabliert, in denen man ruhig und gemütlich den schäumenden

Gerstensaft genießen kann. Ihr Sonntagsvergnügen lassen sich die Deutschen nicht nehmen. Im Frühling und Sommer ziehen die deutschen Vereine und Militärcompagnieen allsonntäglich mit klingendem Spiel und wehenden Bannern durch die Hauptstraßen nach den großen Dampffähren, welche die Verbindung zwischen San Francisco und den jenseits der Bai liegenden Landstädten Oakland, Alameda, Saucelita ꝛc. vermitteln, um dort im Freien Picknicks abzuhalten und sich nach vaterländischer Sitte zu vergnügen.

*

* *

Von Interesse ist das Urteil eines unparteiischen Beobachters, der Länder und Völker vielfach kennen und vergleichen zu lernen die reichste Gelegenheit hatte — des Freih. v. Hübner, früheren österreichischen Gesandten in Paris. Dieser äußerte sich in seinem o. a. W. „Spaziergang um die Welt" sehr anerkennend über die Hauptstadt Californiens.

„Überall, in allen materiellen Dingen, gewahrt man den äußersten Fortschritt. In allen öffentlichen und Privatgebäuden, in den Wohnhäusern, Comptoirs und Werkstätten, finden die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik ihre Anwendung. Für Erleuchtung, Wasserleitung durch alle Stockwerke, für Heizapparate ist bestens gesorgt; die Ventilation — bei uns noch in der Kindheit — ist unübertroffen. Man vergleiche die atlantischen Passagierschiffe mit den pacifischen und man wird überrascht sein durch die große Überlegenheit der letzteren in allem, was Luxus und Bequemlichkeit betrifft. New-York und London stehen darin weit hinter San Francisco zurück.

... Auch das Klima hat seine Reize: ein ununterbrochener Frühling, denn der Winter kennt weder Schnee noch Eis. Nur im Sommer herrschen kalte Nebel vor. Kränkliche Leute siedeln dann nach dem nahen Oakland über. Und welche Fülle von Blumen, Früchten und Fischen! Jedermann kann sie sich verschaffen. Schon der Anblick dieser am Stadtmarkte aufgehäuften Naturschätze erfreut das Herz. Orangen werden massenhaft zum Verkauf gebracht. Sie kommen aber meist aus der Ferne, aus Las Angelos und San Diego, dem südlichen Teile des Staates, oder gar von Tahiti und anderen Südseeinseln."

In einzelnen Gegenden des Landes gewähren Obstbaumzucht und Gemüsegärtnerei einen fabelhaften Gewinn. Wie San Francisco besitzen auch die Ebenen an den Ufern der Bai ein herrliches Klima. Der Obstreichtum ist fabelhaft. Das ganze Jahr hindurch pflückt man dort Pfirsiche und Kirschen zu gleicher Zeit! In San Francisco verarbeiten großartige Fabriken das herrliche Obst zu den wohlschmeckendsten Kompots, welche in Blechbüchsen aufbewahrt und versandt werden. Diese Kompots besitzen einen Weltruf und sind das wertvollste Geschenk, welches die californische Industrie dem Seemann zur Verfügung stellt, damit er während seiner langen entbehrungsvollen Reisen eine köstliche Erfrischung finde. Das Haupterzeugnis

des fruchtbaren Bodens ist aber das Getreide. Schon jetzt ist man imstande, den eigenen Bedarf zu decken und beträchtliche Ladungen von Mehl nach Mexico, China und Japan zu verschiffen. Die Reaktion gegen die Goldgräberei zu Gunsten des Ackerbaues gewinnt täglich mehr Feld. Mining is a curse — ein Fluch haftet an dem Goldgraben — so hört man schon vielfach sagen; man hat erkannt, daß die nachhaltigen Schätze Californiens nicht in den Goldkörnern, sondern in der Fruchtbarkeit des Bodens ruhen.

In der Bevölkerung macht sich das deutsch-protestantische Element vorteilhaft geltend und bildet einen entschiedenen Gegensatz zu dem durch die Zahl der Individuen mächtigen keltisch-katholischen der Irländer. Das angloamerikanische tritt bereits etwas in den Hintergrund. Amerikaner, Deutsche, Irländer sind aber einig im Hasse gegen die Chinesen, deren Zahl in San Francisco 25—30,000 betragen mag. Jeder allmonatlich von Hongkong nach San Francisco zurückkehrende Pacific-Dampfer bringt 1000—1200 chinesische Einwanderer mit, während eine viel geringere Zahl von ihnen nach ihrem Vaterland zurückkehrt. In letzter Zeit werden auch von den Männern Frau und Kinder in zunehmender Anzahl mit herübergenommen, trotzdem, daß sie in Californien, da sie keine amerikanischen Bürger sind und nicht sein wollen, weder politische noch bürgerliche Rechte genießen. Kein Chinese darf vor Gericht wider einen Weißen Zeugnis ablegen. Dennoch aber behaupten sich diese gelben Mongolen durch ihre Zähigkeit, Geschmeidigkeit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit. Da sie mit einem billigeren Arbeitslohn zufrieden sind, als die Weißen, so werden sie von diesen schon wegen der Herabdrückung des Arbeitslohnes gehaßt. Denken sie sich genug erspart zu haben, so ziehen sie wieder ab.

Schließlich werden auch diese Mongolen sich einbürgern, aber bis der neue Amalgamationsprozeß zwischen Germanen, Celten und Chinesen vollzogen sein wird, werden noch blutige Rassenkämpfe vorhergehen. Wie sich später die Volksverhältnisse in dem merkwürdigen Lande gestalten werden, läßt sich jetzt noch gar nicht berechnen.

## Das Palast-Hotel in San Francisco.*)

Die riesigen Hotels in den großen Städten der Vereinigten Staaten sind für das soziale Leben in viel höherem Grade bedeutend und charakteristisch, als sie es in den Großstädten Europas sind. Erstlich ist die Wellenbewegung der ankommenden und abziehenden Fremden, ja auch der Amerikaner selber, viel energischer als bei uns; zweitens aber fehlt in den Großstädten der Vereinigten Staaten die Ruhe, und es schwindet mehr und mehr die Neigung, am eigenen Herde es sich heimisch zu machen, in der eigenen Wohnung zu speisen und zu — wohnen. Das eigene Daheim ist viel kostspieliger und mit mehr Verdrießlichkeiten verknüpft, als in Europa,

*) Um die Erde. Reisebilder von Jos. Lehnert (Wien, 1879) II.

Gerstensaft genießen kann. Ihr Sonntagsvergnügen lassen sich die [illegible] nicht nehmen. Im Frühling und Sommer ziehen die deutschen [illegible] Militärcompagnieen allsonntäglich mit klingendem Spiel und [illegible] nern durch die Hauptstraßen nach den großen Dampffähren [illegible] bindung zwischen San Francisco und den jenseits der [illegible] städten Oakland, Alameda, Saucelita ꝛc. vermitteln, [illegible] Picknicks abzuhalten und sich nach vaterländischer Sit[illegible]

* * *

Von Interesse ist das Urteil eines unpar[illegible] der und Völker vielfach kennen und vergleic[illegible] legenheit hatte — des Freih. v. Hübner, [illegible] in Paris. Dieser äußerte sich in seine[illegible] Welt" sehr anerkennend über die Haup[illegible]

„Überall, in allen materiellen D[illegible] schritt. In allen öffentlichen und [illegible] Comptoirs und Werkstätten, finde[illegible] schaft und der Technik ihre An[illegible] durch alle Stockwerke, für Hei[illegible] — bei uns noch in der Kin[illegible] atlantischen Passagierschiffe [illegible] durch die große Überlege[illegible] quemlichkeit betrifft. N[illegible]

[illegible]agazine ꝛc.

[illegible] 20 m breiten Francisco zurück.

[illegible] Garten eingerichtet.

... Auch das [illegible]en Stockwerke haben je 7 m denn der Winter [illegible]el enthält 755 Zimmer für die kalte Nebel vor. [illegible] Säle, deren größter 50 m Länge und über. Und w[illegible]e Saal hat noch die stattliche Größe von kann sie sich [illegible]r von 5 m im Geviert. Es giebt Billard-, gehäuften P[illegible]ette-Salons. — Zum Bau, welcher 2 Jahre währte, Verkauf o[illegible]en Ziegel verwendet; in den Mauern ist aber noch ein und So[illegible]angelegt, um das Gebäude gegen Erdbeben widerstandsfähiger andere[illegible] Dieses eiserne Gerippe wiegt 3000 Tonnen (60,000 Centner). [illegible]r den Verkehr des Publikums bestehen fünf hydraulische Elevatoren, m[illegible] Brunnen mit feuerfesten Ziegeln ausgemauert sind; überdies führen eiserne, [illegible]feuerfeste Stiegen bis aufs Dach. Bei Feuersgefahr treten drei starke Dampf-feuerspritzen in Thätigkeit; sie sind durch 45 dicke Röhren mit den großen Wasserreservoirs am Dache in Verbindung. Alle Räume des Hotels haben Wasserhähne; die Länge sämtlicher Röhrenleitungen beträgt 5 Kilometer! Um einen entstehenden Brand sogleich entdecken zu können, dient ein elektrischer selbstwirkender Feuer-Alarm-Apparat, welcher jede Hitzeentwickelung im Hauptbureau anzeigt. Aber auch in anderen Richtungen sind die neuesten Errungenschaften der Technik angewendet. Man hat z. B. die prächtigste

durch 2000 Röhren zustande gebracht. Zur Bequemlichkeit des
in jedem Stockwerke eine Briefabgabe; durch pneumatische
n) können Briefe und Pakete aus dem Zimmer zum Post-
fördert werden.
enthält große Waren-Niederlagen, wo jedes Bedürfnis
kaufmännischen Geschäfte haben auch nach Innen zu
ß die Gäste des Hotels das Haus gar nicht zu ver-
se zu machen.
Landaufenthalt vorziehen, steht die dem Hotel
Valley zur Verfügung.
Hotel eine eigene Musikbande unterhält.

## San Francisco.*)

n Franciscos tritt uns gleich beim
iegen sie, die großen Handelsschiffe,
löschend; nirgends fanden wir
ches in Seemannskreisen be-
welche mit tausend Tonnen
onaten bewerkstelligen und
ayn, riesige Dampfer der süd-
n Linien — wahrhafte Kolosse für
Walfischfahrer, letztere interessanter durch
Aussehen, das recht widerlich ist. Zahlreiche
Dampffähren durchkreuzen Tag und Nacht den Hafen;
ren überfüllt, die ans andere Ufer der Bai zur End-
isebahn oder von Oakland herüberkommen. Weiter im Sü-
n großartige Trajektschiffe ganze Bahnzüge auf ihren breiten Rücken
stellen die Verbindung der californischen Südbahn mit dem fernen Osten
her. Es vergeht keine Stunde, ohne daß Segler und Dampfer ein- oder
auslaufen; die Lebhaftigkeit und Bewegung im Hafen macht uns staunen.
Überall pufft und arbeitet der Dampf; es hämmert, rasselt, poltert und
schnauft ununterbrochen fort, als müßte noch heute jede Leistung vollbracht
sein. Über diesem Bilde rastloser Thätigkeit lagert die braune Rauchwolke,
die sich aus Hunderten von Schloten am Lande ergänzt; sie verschleiert jede
Aussicht, kaum daß die Uferfronten der Stadt zu erkennen sind. Nur vor
Sonnenaufgang giebt es klare Luft, dann erscheint am andern Ufer Oakland,
die junge und lebensfrohe Schöpfung, und ihre weißen Häuser glänzen her-
über. Den Hintergrund bildet das kahle und schroffe Küstengebirge, Contra
Costa genannt, über dessen Kuppen uns die Häupter der Sierra Nevada
anstarren.

Trotz der herrschenden Bewegung im Hafen entwickelt sich in unserer
Nähe ein sehr unterhaltendes Tierleben. Ganze Herden von Seehunden spielen

*) J. Lehnert, a. a. O.

Gerstensaft genießen kann. Ihr Sonntagsvergnügen lassen sich die Deutschen nicht nehmen. Im Frühling und Sommer ziehen die deutschen Vereine und Militärcompagnieen allsonntäglich mit klingendem Spiel und wehenden Bannern durch die Hauptstraßen nach den großen Dampffähren, welche die Verbindung zwischen San Francisco und den jenseits der Bai liegenden Landstädten Oakland, Alameda, Saucelita ꝛc. vermitteln, um dort im Freien Picknicks abzuhalten und sich nach vaterländischer Sitte zu vergnügen.

*

* *

Von Interesse ist das Urteil eines unparteiischen Beobachters, der Länder und Völker vielfach kennen und vergleichen zu lernen die reichste Gelegenheit hatte — des Freih. v. Hübner, früheren österreichischen Gesandten in Paris. Dieser äußerte sich in seinem o. a. W. „Spaziergang um die Welt" sehr anerkennend über die Hauptstadt Californiens.

„Überall, in allen materiellen Dingen, gewahrt man den äußersten Fortschritt. In allen öffentlichen und Privatgebäuden, in den Wohnhäusern, Comptoirs und Werkstätten, finden die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik ihre Anwendung. Für Erleuchtung, Wasserleitung durch alle Stockwerke, für Heizapparate ist bestens gesorgt; die Ventilation — bei uns noch in der Kindheit — ist unübertroffen. Man vergleiche die atlantischen Passagierschiffe mit den pacifischen und man wird überrascht sein durch die große Überlegenheit der letzteren in allem, was Luxus und Bequemlichkeit betrifft. New-York und London stehen darin weit hinter San Francisco zurück.

... Auch das Klima hat seine Reize: ein ununterbrochener Frühling, denn der Winter kennt weder Schnee noch Eis. Nur im Sommer herrschen kalte Nebel vor. Kränkliche Leute siedeln dann nach dem nahen Oakland über. Und welche Fülle von Blumen, Früchten und Fischen! Jedermann kann sie sich verschaffen. Schon der Anblick dieser am Stadtmarkte aufgehäuften Naturschätze erfreut das Herz. Orangen werden massenhaft zum Verkauf gebracht. Sie kommen aber meist aus der Ferne, aus Las Angelos und San Diego, dem südlichen Teile des Staates, oder gar von Tahiti und anderen Südseeinseln."

In einzelnen Gegenden des Landes gewähren Obstbaumzucht und Gemüsegärtnerei einen fabelhaften Gewinn. Wie San Francisco besitzen auch die Ebenen an den Ufern der Bai ein herrliches Klima. Der Obstreichtum ist fabelhaft. Das ganze Jahr hindurch pflückt man dort Pfirsiche und Kirschen zu gleicher Zeit! In San Francisco verarbeiten großartige Fabriken das herrliche Obst zu den wohlschmeckendsten Kompots, welche in Blechbüchsen aufbewahrt und versandt werden. Diese Kompots besitzen einen Weltruf und sind das wertvollste Geschenk, welches die californische Industrie dem Seemann zur Verfügung stellt, damit er während seiner langen entbehrungsvollen Reisen eine köstliche Erfrischung finde. Das Haupterzeugnis

des fruchtbaren Bodens ist aber das Getreide. Schon jetzt ist man imstande, den eigenen Bedarf zu decken und beträchtliche Ladungen von Mehl nach Mexico, China und Japan zu verschiffen. Die Reaktion gegen die Goldgräberei zu Gunsten des Ackerbaues gewinnt täglich mehr Feld. Mining is a curse — ein Fluch haftet an dem Goldgraben — so hört man schon vielfach sagen; man hat erkannt, daß die nachhaltigen Schätze Californiens nicht in den Goldkörnern, sondern in der Fruchtbarkeit des Bodens ruhen.

In der Bevölkerung macht sich das deutsch-protestantische Element vorteilhaft geltend und bildet einen entschiedenen Gegensatz zu dem durch die Zahl der Individuen mächtigen keltisch-katholischen der Irländer. Das angloamerikanische tritt bereits etwas in den Hintergrund. Amerikaner, Deutsche, Irländer sind aber einig im Hasse gegen die Chinesen, deren Zahl in San Francisco 25—30,000 betragen mag. Jeder allmonatlich von Hongkong nach San Francisco zurückkehrende Pacific-Dampfer bringt 1000—1200 chinesische Einwanderer mit, während eine viel geringere Zahl von ihnen nach ihrem Vaterland zurückkehrt. In letzter Zeit werden auch von den Männern Frau und Kinder in zunehmender Anzahl mit herübergenommen, trotzdem, daß sie in Californien, da sie keine amerikanischen Bürger sind und nicht sein wollen, weder politische noch bürgerliche Rechte genießen. Kein Chinese darf vor Gericht wider einen Weißen Zeugnis ablegen. Dennoch aber behaupten sich diese gelben Mongolen durch ihre Zähigkeit, Geschmeidigkeit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit. Da sie mit einem billigeren Arbeitslohn zufrieden sind, als die Weißen, so werden sie von diesen schon wegen der Herabdrückung des Arbeitslohnes gehaßt. Denken sie sich genug erspart zu haben, so ziehen sie wieder ab.

Schließlich werden auch diese Mongolen sich einbürgern, aber bis der neue Amalgamationsprozeß zwischen Germanen, Celten und Chinesen vollzogen sein wird, werden noch blutige Rassenkämpfe vorhergehen. Wie sich später die Volksverhältnisse in dem merkwürdigen Lande gestalten werden, läßt sich jetzt noch gar nicht berechnen.

## Das Palast-Hotel in San Francisco.*)

Die riesigen Hotels in den großen Städten der Vereinigten Staaten sind für das soziale Leben in viel höherem Grade bedeutend und charakteristisch, als sie es in den Großstädten Europas sind. Erstlich ist die Wellenbewegung der ankommenden und abziehenden Fremden, ja auch der Amerikaner selber, viel energischer als bei uns; zweitens aber fehlt in den Großstädten der Vereinigten Staaten die Ruhe, und es schwindet mehr und mehr die Neigung, am eigenen Herde es sich heimisch zu machen, in der eigenen Wohnung zu speisen und zu — wohnen. Das eigene Daheim ist viel kostspieliger und mit mehr Verdrießlichkeiten verknüpft, als in Europa,

*) Um die Erde. Reisebilder von Jos. Lehnert (Wien, 1879) II.

obſchon auch bei uns die „amerikaniſchen Zuſtände“ beginnen. Die Amerikaner haben es in ihrem Streben nach Freiheit und Gleichheit ſchon ſo weit gebracht, daß ſich das Verhältnis des Herrn und Dieners völlig umgekehrt hat: die Herrſchaften ſind die Sklaven der Dienerſchaft geworden.

Von der Botmäßigkeit eines Dieners gegen ſeinen Herrn iſt in Amerika nichts zu bemerken, ja der Name „Diener“ kommt gar nicht vor. Es giebt nur „Gehilfen“ (helps), denn man dient niemandem, man hilft ihm nur; ſo erfordert es die geſellſchaftliche Gleichſtellung. Aus dieſer Parität erwächſt aber andererſeits das Beſtreben, ſich im eigenen Haushalte ſo viel als möglich von den helps frei zu machen, will man nicht ſelbſt deren Sklaven werden. Das gewöhnlichſte Auskunftsmittel iſt, daß die Familien in einem der rieſigen Stadt-Hotels Appartements beziehen, wo für alle ihre Bedürfniſſe durch treffliche Einrichtungen in ausreichendem Maße geſorgt iſt. Es giebt Familien, welche in dieſer Weiſe 1000 und mehr Dollars die Woche bezahlen, „ohne ſich mit der Dienerſchaft ärgern zu müſſen“. Dies iſt der Beginn einer ſozialen Reform (oder Revolution?), die ſich im Stillen vollzieht und welche den Widerſtreit zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ſchlichtet. Wie viel dabei das Familienleben und damit auch das ſittliche und gemütliche Leben verliert, mag hier unerörtert bleiben.

Hier mag nun eine kurze Beſchreibung des Palace-Hotels folgen. Es iſt ein Rieſengebäude mit 4 Fronten von je 120 m Länge; es hat 6 Stockwerke und ein Entreſol, nebſt einem 10 m hohen Erdgeſchoſſe. In den zweiſtöckigen Kellerräumen ſind die Küche, Bäckerei, Dampfwäſche, Magazine ꝛc. untergebracht. Das Gebäude beſitzt einen 50 m langen und 20 m breiten Haupthof, welchen ein Glasdach überwölbt; er iſt als Garten eingerichtet. Nebſtdem giebt es noch 3 Seitenhöfe. Die unteren Stockwerke haben je 7 m Höhe, das oberſte nur hat 5 m. Das Hotel enthält 755 Zimmer für die Benutzung der Gäſte, ungerechnet die Säle, deren größter 50 m Länge und 18 m Breite beſitzt! Der kleinſte Saal hat noch die ſtattliche Größe von 13 m, das kleinſte Zimmer von 5 m im Geviert. Es giebt Billard-, Empfangs-, Ball-, Toilette-Salons. — Zum Bau, welcher 2 Jahre währte, wurden 31 Millionen Ziegel verwendet; in den Mauern iſt aber noch ein eiſernes Gitter eingelegt, um das Gebäude gegen Erdbeben widerſtandsfähiger zu machen. Dieſes eiſerne Gerippe wiegt 3000 Tonnen (60,000 Centner).

Für den Verkehr des Publikums beſtehen fünf hydrauliſche Elevatoren, deren Brunnen mit feuerfeſten Ziegeln ausgemauert ſind; überdies führen eiſerne, feuerfeſte Stiegen bis aufs Dach. Bei Feuersgefahr treten drei ſtarke Dampfſeuerſpritzen in Thätigkeit; ſie ſind durch 45 dicke Röhren mit den großen Waſſerreſervoirs am Dache in Verbindung. Alle Räume des Hotels haben Waſſerhähne; die Länge ſämtlicher Röhrenleitungen beträgt 5 Kilometer! Um einen entſtehenden Brand ſogleich entdecken zu können, dient ein elektriſcher ſelbſtwirkender Feuer-Alarm-Apparat, welcher jede Hitzeentwickelung im Hauptbureau anzeigt. Aber auch in anderen Richtungen ſind die neueſten Errungenſchaften der Technik angewendet. Man hat z. B. die prächtigſte

Ventilation durch 2000 Röhren zustande gebracht. Zur Bequemlichkeit des Publikums ist in jedem Stockwerke eine Briefabgabe; durch pneumatische Apparate (Röhren) können Briefe und Pakete aus dem Zimmer zum Postamt des Hotels befördert werden.

Das Erdgeschoß enthält große Waren-Niederlagen, wo jedes Bedürfnis berücksichtigt ist; diese kaufmännischen Geschäfte haben auch nach Innen zu Auslagen (Läden), so daß die Gäste des Hotels das Haus gar nicht zu verlassen brauchen, um Einkäufe zu machen.

Jenen Gästen, die den Landaufenthalt vorziehen, steht die dem Hotel zugehörige Villa in Belmont-Valley zur Verfügung.

Noch sei erwähnt, daß das Hotel eine eigene Musikbande unterhält.

## Der Hafen von San Francisco.*)

Die bedeutende Handelsthätigkeit San Franciscos tritt uns gleich beim ersten Anblick des Hafens entgegen. Da liegen sie, die großen Handelsschiffe, längs der Kais, wertvolle Güter ladend oder löschend; nirgends fanden wir schönere und mächtigere Fahrzeuge. So manches in Seemannskreisen berühmte Schiff ist hier zu suchen. Schnellsegler, welche mit tausend Tonnen Ladung die Reise nach New-York in kaum drei Monaten bewerkstelligen und bedeutend billiger verfrachten, als die Pacificbahn, riesige Dampfer der südamerikanischen, asiatischen und australischen Linien — wahrhafte Kolosse für den Personenverkehr; endlich auch Walfischfahrer, letztere interessanter durch ihren Beruf als durch ihr Aussehen, das recht widerlich ist. Zahlreiche Dampfboote und große Dampffähren durchkreuzen Tag und Nacht den Hafen; sie sind mit Passagieren überfüllt, die ans andere Ufer der Bai zur Endstation der Pacificbahn oder von Oakland herüberkommen. Weiter im Süden führen großartige Trajektschiffe ganze Bahnzüge auf ihren breiten Rücken und stellen die Verbindung der californischen Südbahn mit dem fernen Osten her. Es vergeht keine Stunde, ohne daß Segler und Dampfer ein- oder auslaufen; die Lebhaftigkeit und Bewegung im Hafen macht uns staunen. Überall pufft und arbeitet der Dampf; es hämmert, rasselt, poltert und schnauft ununterbrochen fort, als müßte noch heute jede Leistung vollbracht sein. Über diesem Bilde rastloser Thätigkeit lagert die braune Rauchwolke, die sich aus Hunderten von Schloten am Lande ergänzt; sie verschleiert jede Aussicht, kaum daß die Uferfronten der Stadt zu erkennen sind. Nur vor Sonnenaufgang giebt es klare Luft, dann erscheint am andern Ufer Oakland, die junge und lebensfrohe Schöpfung, und ihre weißen Häuser glänzen herüber. Den Hintergrund bildet das kahle und schroffe Küstengebirge, Contra Costa genannt, über dessen Kuppen uns die Häupter der Sierra Nevada anstarren.

Trotz der herrschenden Bewegung im Hafen entwickelt sich in unserer Nähe ein sehr unterhaltendes Tierleben. Ganze Herden von Seehunden spielen

*) J. Lehnert, a. a. O.

an der Wasseroberfläche, oder stellen den Fischen nach, umschwärmt von zahllosen Möwen, welche ihnen die Beute oft mit Erfolg streitig machen. Die Bai ist sehr fischreich, und die munteren Robben finden hier ausgiebige Nahrung; ist der gefangene Fisch so groß, daß er nicht sofort verschlungen werden kann, so beginnt die Robbe, indem sie den Fisch in der Schnauze festhält, mit ihm tüchtig aufs Wasser zu schlagen, bis er getötet ist. Dieses Plätschern lockt sofort andere Robben und Möwen herbei, deren Gekreisch weit hörbar ist.

## 3. Cincinnati. Mississippifahrt von Cairo nach St. Louis. St. Louis. Chicago.

### Cincinnati.*)

Der durch die Verbindung zweier pennsylvanischen Flüsse gebildete Ohio ist der natürliche westliche Abzugsweg für die überflüssige Bevölkerung Pennsylvaniens und New-Jerseys, und sonach waren die ersten zwanzigtausend Einwohner von Cincinnati hauptsächlich aus diesen Staaten — ehrliche, fleißige und sparsame Protestanten, mit weniger Kenntnissen und weniger öffentlichem Geist als die Neu-Engländer. Die Schweden, Dänen, Deutschen, die protestantischen Irländer, welche sich zu Franklins Zeit massenhaft nach Pennsylvanien und New-Jersey begaben, angezogen durch die von William Penn eingeführte vollkommene Toleranz, waren vortreffliche Leute, sie besaßen aber nicht die Rührigkeit und geistige Schwungkraft der englischen Puritaner. Schlaue Berechner und unermüdlich betriebsam, waren sie mehr imstande, Eigentum anzuhäufen als geneigt, es in kühnen weitreichenden Unternehmungen aufs Spiel zu setzen, und legten größeren Stolz darein, Reichtum zu besitzen als ihn zur Schau zu stellen; sie wollten lieber eine große Scheune als einen anziehenden Wohnsitz. Die Erbauung einer Kirche lag ihnen mehr am Herzen als die eines Schulhauses, und wenige von ihnen kauften von einem Büchertrödler etwas anderes als einen Kalender. Die Abkömmlinge solcher Männer nun gründeten Cincinnati und machten es zu einem gedeihenden, geschäftigen, düstern, eines eigentlichen geistigen Lebens baren Platze. Dann zogen als Sauerteig Yankees herbei, um die Masse zu beleben, einige fördernde Ketzerei einzuführen, Schulen zu gründen, Bibliotheken anzulegen, neue Fabriken zu errichten und zu öffentlichen Verbesserungen anzuspornen. Ihnen folgte jene wunderbare Flut von Deutschen, die in jeder der Städte des Westens ein volkreiches deutsches Viertel — eine Stadt in der Stadt — geschaffen haben. Mittlerweile siedelten sich auch junge Leute aus den südlichen Staaten in beträchtlicher Anzahl in Cincinnati an, und

*) Nach dem Atlantic Monthly.

zwiſchen ihnen und den Töchtern der reichen „Hunkers“ wurden häufig Ehen geſchloſſen, und die ſo gegründeten Familien waren von 1830—61 die herrſchende Macht in der Stadt.

Vielleicht gab es keine Stadt von ihrer Größe und ihrem Reichtum in der Chriſtenheit, welche weniger von höherem geiſtigen Leben und weniger von einem erleuchteten öffentlichen Geiſt hatte, als Cincinnati vor dem Kriege. Sie war außerordentlich reich geworden. Mit Stolz hatte ſie der Yankee „die Königin des Weſtens“ genannt, denn St. Louis und Chicago kamen erſt ſpäter empor. Schon in den erſten Zeiten ihrer Laufbahn hatte die Schwierigkeit und Koſtſpieligkeit der Beförderung von Waren über die Gebirge und die Krümmungen des Ohio hinab die Einwohner zu Fabrik-Geſchäften genötigt, und Cincinnati wurde die große Werkſtätte, wie auch die Börſe des weiten und volkreichen Ohio-Thals. Ihr Reichtum war rechtmäßig erworben, und ſie war es, welche das Syſtem ins Leben rief und vervollkommnete, 15 Buſhel Korn in ein Schwein zu verpacken (d. h. es damit zu mäſten), und dieſes Schwein dann zerſtückt in ein Faß zu ſtecken und es über die Berge und den Ozean zu verſenden zur Nahrung für die Menſchheit. Cincinnati führte beinahe alles ein, was die Bewohner von 3 oder 4 Staaten zum Kauf anbieten konnten, und verfertigte faſt alles, was ſie brauchten, ſo daß der Stadt beide Geſchäfte Gewinn abwarfen. Dieſes Geſchäft ward, im ganzen genommen, ehrlich und gut betrieben, und ungeheure Reichtümer wurden erworben. Nicholas Longworth ſtarb mit Hinterlaſſung eines Vermögens von 12 Mill. Dollars, und es gab ſchon 1867 in dieſer jungen Stadt 64 Perſonen, deren Vermögen auf eine Million Dollars oder mehr geſchätzt ward. Bei all dieſem Reichtum und dieſem Talent für Geſchäfte aber entwickelten die Einwohner Cincinnatis wenig von jener Verbeſſerungsliebe, welche Chicago in 30 Jahren aus einem Sumpfgrund in eine ſchöne Stadt verwandelt und dieſe dem ganzen Prairievolke zugänglich gemacht hat. Es gab, ſo zu ſagen, zu viel Ballaſt für ſo wenig Segel. Die Leute waren auf ihre eigenen Angelegenheiten verſeſſen und zufrieden, wenn ihre Geſchäfte blühten. Volkstümliche Vorleſungen gab es höchſt ſelten, und von einem zuſammenhängenden Kurſus derſelben war vollends gar nicht die Rede. Nach Büchern höherer Art fand wenig Begehr ſtatt (d. h. wenig, wenn man die Größe und den Reichtum der Stadt in Betracht zieht); auch zeigte ſich wenig Kunſtliebe; einige Konzerte wurden zwar gegeben, aber man hatte kein Theater, das geeignet geweſen wäre, verſtändigen Leuten Unterhaltung zu bieten.

Cincinnati beſteht, wie New-York, aus einer Gruppe kleinerer und größerer Städte, die verſchiedene Namen tragen und in verſchiedenen Staaten liegen. Männer, die nach Gemeindeämtern trachten, würden gut thun, ſich dorthin zu begeben, da es innerhalb der Grenzen Cincinnatis ſieben Bürgermeiſter, ſieben Ältermänner-Kollegien und ſieben abgeſonderte und vollſtändig organiſierte Städte giebt. Die Gründe für die Beſtellung von ſieben Bürgermeiſtern ſind folgende. Am ſüdlichen Ufer des Ohio, der Stadt gegenüber,

haben viele große Fabriken angemeſſene Lagen gefunden, und auf dieſe Weiſe iſt die Stadt Covington entſtanden, die durch den Licking-Fluß in zwei Städte geteilt iſt. Ferner giebt es fünf Gruppen von Villen in den Vorſtädten Cincinnatis, über dem Hügel, deren jede es für das beſte hielt, ſich ſelbſt als Stadt zu organiſieren, um ihr eigenes Leben führen und ihre eigenen kleinen Geſetze und Verordnungen erlaſſen zu können.

Faſſen wir nun die Stadt ſelbſt ins Auge. Der Fluß bietet ein neues und belebtes Schauſpiel. An dem Kentuckier Ufer liegt Covington, dunkel und niedrig, eine Maſſe von Faktoreien und hohen Kaminen, aus welchen ſtets der ſchwärzeſte Rauch aufſteigt, ſich über das Thal verbreitet und es mit Dünſten erfüllt. Auch hängt gewöhnlich über Cincinnati eine dichte Rauchwolke, indem jedes Kamin ſeinen Anteil zu der Maſſe beiträgt. Der allgemeine Gebrauch der wohlfeilen bituminöſen Kohle (17 Cents ein Buſhel; 25 Buſhels = 20 Centner) macht dieſe weſtlichen Städte faſt ebenſo rußig wie London. Der Rauch dringt in Cincinnati in jedes Haus, überzieht die Teppiche mit Ruß, ſchwärzt die Vorhänge, beſudelt die Malerei und iſt eine Plage für die Frauen.

Jeder New-Yorker ſetzt natürlicherweiſe voraus, daß es in einer großen und reichen Stadt eine beſonders ausgezeichnete und berühmte Straße geben müſſe wie ſeine eigene „Fifth Avenue", wo er aus einem Clubfenſter herab die Menſchheit zu überſchauen, oder als Menſchheit überſchaut zu werden pflegt. In Cincinnati iſt keine ſolche Straße vorhanden, und zwar aus einem Grunde, der bei dem erſten langen Spaziergang einleuchtend wird. Wenn der Fremde den Abhang, auf welchem die Stadt liegt, hinaufgekeucht und an einen 1 engl. Meile vom Fluß entfernten Punkt gelangt iſt, ſo zeigt ſich ſeinen Blicken ein jäh anſteigender Hügel von 150 m Höhe, der ſo ziemlich einem gewaltigen Kieshaufen gleicht. Um den Fuß dieſes mißgeſtalteten Hügels ſind Schlachthäuſer und Brauereien, die ihn ſchwarz einräuchern, und ausgedehnte Behälter für das lebende Material des in Fäſſer zu verpackenden Schweinefleiſches angebracht. Der Wanderer, der, wie er glaubt, für einen Tag ſchon hinlänglich geklettert iſt, betrachtet natürlich dieſen Hügel als das Ende aller Dinge in Cincinnati; allein wenn er hinaufkommt, entdeckt er die Zickzack-Straße, die in leichter Steigung auf den Gipfel führt, die „Fifth Avenue" von Cincinnati. Sie iſt nicht bloß die angenehme Villen- und Gartenſtraße längs dem Gipfel des Hügels, obgleich dieſer ein Teil derſelben iſt. Steigt man hinauf zu der auf dem Berg Auburn liegenden Töchterſchule, beinahe auf dem höchſten Punkte, und ſchaut man hinaus über das Meer ſchön geformter ſchattiger Hügel, ſteil genug, um maleriſch zu ſein, aber nicht zu ſteil, um unbequem zu ſein, ſo bemerkt man, daß auf jedem Gipfel, ſo weit das Auge reichen kann, eine elegante Villa, oder ein Palaſt, oder eine Gruppe geſchmackvoller Landhäuſer ſteht, umgeben von Hainen, Gärten und Raſenplätzen. Dies iſt Cincinnatis „Fifth Avenue". Hier wohnen die durch die Betriebſamkeit der unteren rauchigen Stadt reich gewordenen Familien. Hier, auf dieſen bezaubernden Hügeln und in dieſen

einladenden Thälern, wird sich endlich der größere Teil der Bevölkerung ansammeln und die Stadt ihrem Rauch und ihrer Hitze überlassen, wenn des Tages Arbeit vollbracht ist. So viel wir auch gesehen und gelesen, nirgends in der Welt haben wir eine Binnenstadt gefunden, welche Cincinnati an Schönheit der Umgegend übertrifft, die sich als eine vollkommene Verbindung des Malerischen und Zugänglichen zeigt, wie sie in solchem Verein nirgends vorkommt. Und doch giebt es hier noch Urwälder und jungfräulichen Boden genug, um Künstler in den Stand zu setzen, ihre Leistungsfähigkeiten an den Tag zu legen. Die Reisegenossen des Herzogs v. Newcastle, zu welchen auch der Prinz v. Wales gehörte, schmeichelten ihren Gastfreunden nicht, als sie die Vorstädte Cincinnatis *die schönsten nannten, die sie je gesehen*.

Die Gruppen von Villen, jede auf ihrem kleinen Hügel, sind die oben erwähnten *Städte*, von denen fünf in Sicht der jungen Damen sind, welche das freisinnig geleitete Töchter-Institut auf Mount Auburn besuchen. Der Fremde gerät beständig in Erstaunen über die Größe und Kostspieligkeit dieser Wohnsitze. Unser Eindruck war, daß sie sowohl an Zahl als an Eleganz nicht hinter denen von Staten Island oder Jamaika Plain zurückstehen, während einige derselben vermutlich ihresgleichen in Amerika nicht haben. Der Wohnsitz Hrn. Probascos ist der berühmteste darunter. Äußerlich ist es ein ziemlich einfach aussehendes steinernes Haus, ein Mittelding zwischen Villa und Palast; allein das Innere ist höchst interessant, da es zeigt, wie viel Geld man bei der Ausschmückung eines Hauses für je einen Quadratzoll ausgeben kann, vorausgesetzt, daß der Eigentümer unbeschränkte Hilfsquellen hat und sich selbst der Arbeit widmet. Sieben lange Jahre, sagte man uns, mühte sich der Eigentümer an diesem Experiment ab. Jedes Zimmer erforderte ein besonderes Studium. Alle Wände sind mit Eichenholz getäfelt, aufs vollendetste geschnitzt und poliert, und die Decken wurden von Künstlern bemalt, die aus Italien berufen worden waren. Man kann sich unmöglich ein einladenderes, eleganteres und harmonischeres Inneres denken als dieses. Vor 30 Jahren war der Besitzer dieser schönen Wohnung ein Laufbube in dem Etablissement, dessen Haupt er später wurde, und als wir es unternahmen, einen Blick in dieses Haus zu werfen, befand er sich, der Wiederherstellung seiner Gesundheit wegen, in Europa!

Jedermann denkt bei dem Namen Cincinnati an Schweinefleisch. Neugier veranlaßte uns, eines der berühmten Schweinefleisch-Etablissements zu besuchen, das „Banner Slaughter and Pork-packing House“, welches, da es das neueste ist, alle verbesserten Apparate enthält. In diesem Etablissement werden Schweine im Gewicht von 500 oder 600 Pfund getötet, geschabt, zugerichtet, ausgeschnitten, eingesalzen und in ein Faß verpackt, und all das in durchschnittlich *zwanzig Sekunden*, und in diesem Verhältnis arbeitet man 4 Monate lang täglich 10 Stunden. Das große Geheimnis dieser Schnelligkeit besteht darin, daß ein Mann stets eine und dieselbe Arbeit zu verrichten hat, und diese sonach mit vollkommener Geschicklichkeit

thun lernt. Wir ſahen einen Mann, der täglich Schweine mit einem Hammer niederſchlägt; einen andern, deſſen einziges Geſchäft das „Abſtechen“ iſt; einen dritten, der mit einem reinlichen leichten Streich eines breiten langgriffigen Hackmeſſers dem ungeheuerſten Schwein von Ohio den Kopf abſchneidet. Allein wir wollen mit dem Anfang beginnen, denn dieſes Bannerſche Schweinefleiſch-Haus iſt wirklich eines der merkwürdigſten Dinge in der Welt und erheiſcht die Aufmerkſamkeit jedes gebildeten Leſers.

Es iſt ein großes neues Backſtein-Gebäude, mit umfangreichen Hofräumen daneben, die alle mit Schweinen aus den Wäldern und von den Bauergütern aus Ohio, Indiana und Kentucky angefüllt ſind. Von dieſen Höfen ſteigt bis zum dritten Stock des Hauſes eine geneigte Fläche an, auf welcher vom Morgen bis zum Abend die Tiere langſamen Schrittes ihrem Schickſal entgegengeführt werden.

Hierin liegt die erſte ökonomiſche Einrichtung. Man führt die Schweine aus dieſen Höfen an das Fundament des Gebäudes und verwandelt ſie auf ihrem Weg zu demſelben in geſalzenes Schweinefleiſch. Sie wandeln zum Schlachtplatz auf dem Gipfel des Hauſes, und das Hinabſteigen in den Keller geſchieht durch das natürliche Geſetz, wonach alles dem Mittelpunkt der Erde zuſtrebt. Auf dem Gipfel angelangt, finden ſich die 15 vorderſten in einem engen Platze, der zu einer Art Hürde hergerichtet iſt, und wo ſie ſtehen müſſen aus Mangel an Raum zum Niederliegen. Es giebt zwei dieſer Hürden, und zwei „Hürdenmänner“, ſo daß in dem Augenblick, in welchem die eine Hürde leer iſt, die andere ſich bereits wieder gefüllt hat, und ſo geht die Arbeit ohne Unterbrechung fort. Die fünfzehn zuſammengedrängt ſtehenden Tiere, die, ihre Köpfe aufwärts geworfen, den Schickſalsſtreich erwarten, drücken ihre Gemütsbewegungen in der ihnen natürlichen Sprache aus, und der Lärm iſt groß. Der Schlächter, mit einem langgriffigen Hammer bewaffnet und rittlings auf der Einzäunung ſitzend, giebt jedem dieſer grunzenden Geſchöpfe ſeine ewige Ruhe durch einen Schlag auf den Kopf. Das Schwein fällt nicht nieder, wenn es den Schlag erhalten hat; es kann nicht — es wird nur ſtarr und ſtill. Der Fremde, der nicht imſtande iſt, das Abthun ſelbſt mit anzuſehen, nimmt den Fortſchritt dieſer Tötungsarbeit nur durch das allmähliche Aufhören des Gegrunzes wahr. Wir bemerken hier, für National-Ökonomen, daß dieſer Niederſchlager, welcher den unangenehmſten und mühſamſten Teil der Arbeit verrichtet, den niederſten Lohn hat, den man einem Mann in dieſem Hauſe bezahlt. Er gehört nicht in die Reihe der Kunſtverſtändigen, ſondern iſt nur ein Taglöhner. Wer die Werke Adam Smiths und John Stuart Mills geleſen, weiß warum. Wenn die Stille innerhalb der Hürde ankündigt, daß die Inwohner den letzten Atemzug gethan, ſo öffnet ſich eine Thüre, und die ihres Gefühls beraubten Schweine werden in eine Reihe auf eine geneigte Fläche gelegt, an deren Ende ein langer Trog heißen Waſſers ſich befindet. Einer der „Künſtler“, „der Abſtecher“, erſcheint nun, verſehen mit einem langen, dünnen, ſpitzigen Meſſer; er nähert ſich dem zunächſt am dampfenden Troge befindlichen Schweine,

hebt dessen Vorderbein sachte auf, und giebt ihm einen leichten, zarten und anmutigen Stoß in die Kehle. Dem Trog entlang, an beiden Seiten desselben, steht eine Reihe Männer, deren jeder ein Instrument in den Händen hat und auf den Beginn der ihn treffenden Arbeit wartet; abgesondert von denselben steht der „Oberabbrüher", welcher der zweite im Rang ist, und von allen fast die schwierigste Arbeit zu verrichten hat. Ließe man ein Schwein 10 Sekunden zu lang abbrühen, oder in einem um 20° zu heißen Wasser, so käme es so rot heraus wie ein Hummer; wäre das Wasser zu kalt, oder behielte man das Tier zu kurze Zeit darin, so würde die Arbeit des Schabens verdreifacht. In das heiße Wasser werden die Schweine in Zwischenräumen von 20 Sekunden eingelegt, und der Abbrüher steht da, das Auge auf die Uhr gerichtet und hin und wieder die Temperatur des Wassers mit seinem Finger untersuchend, oder sich überzeugend, wie fest noch das Haar des zuerst zur Behandlung gelangenden Tieres am Leibe haftet. Endlich ruft er: „Nr. 1!" Mittelst einer Maschine wird nun Nr. 1 auf einen langen abhängigen Tisch hinübergebracht, wo es dampfend liegt. In dem nämlichen Augenblick ziehen zwei Männer die wertvollen Borsten heraus und legen sie in ein Faß, und zwei andere schaben mit ihren Schabern die eine Seite des Tiers. In wenigen Sekunden drehen diese es um, und übermachen es zwei andern Schabern, welche die andere Seite schaben, und schieben es dann vier andern Männern zu, die es vollends zurechtputzen und nicht ein Haar auf seinem weichen und zitternden Leib lassen. Dann fällt es in die Hände zweier andern, der sogenannten „gamble-men", welche mit einem Stock die hintern Beine auseinander halten und es mit Hilfe einer Maschine aufhängen, den Kopf abwärts gerichtet. Nun wird das Tier dem Hauptkünstler zugewiesen, der an ihm die Operation vornimmt, welche bei dem japanischen Adel in so hoher Gunst steht, d. h. das Bauchaufschlitzen. Man nennt diesen Arbeiter den „Gutter", oder Ausweider. Ein langer schneller Schnitt die ganze Länge des Leibes hinab — zwei oder drei rasche Ein- und Ausschnitte in der Innenseite — und der ganze Atmungs- und Verdauungsapparat liegt dampfend auf einem Tisch, unter den Händen von Männern, die aus demselben das Material für Schweineschmalz entfernen. Diese Operation, welche hier in 20 Sekunden verrichtet und häufig von einem und demselben Mann fünfzehnhundertmal täglich vorgenommen wird, nimmt einem gewöhnlichen Metzger 10 Minuten weg, und der damit Betraute erhält 6½ Dollar täglichen Lohn, während kein anderer mehr als 4 Dollars erhält. Ist er von seinem Posten abwesend, so kann sein Ersatzmann, der die Sache jahrelang nur *gesehen* hat, diese Operation natürlich nicht so schnell verrichten, und die Tagesarbeit des Hauses vermindert sich auf ein Fünftel der gewöhnlichen Produktion.

Der lange Raum, in welchem die Geschöpfe getötet, gebrüht und aufgeschlitzt werden, bietet, wie man sich denken kann, einen entsetzlich blutigen Anblick dar, daneben das dampfende Wasser und die schlottrigen, nackten, zitternden Schweine und die von Nässe und Fett triefenden Männer. Der

übrige Teil des Etabliſſements iſt vollkommen reinlich und angenehm. In dem Augenblick, in welchem der Leib des Tieres ausgeweidet iſt, begießt ihn ein Knabe mittelſt eines Schlauches, und ein anderer Knabe zieht es dann dem Draht entlang, von welchem es herabhängt, nach einem Rad und befördert es an den gehörigen Platz im Abkühlungsraum, wo es die ganze Nacht hindurch hängen bleibt. Der Abkühlungsraum bietet ein merkwürdiges Schauſpiel. Er enthält zwei Regimenter aufgehängter Schweine, in lange regelmäßige Reihen geordnet: das eine Regiment iſt das Ergebnis der Operationen des heutigen, das andere das des geſtrigen Tages. Das Ausſchneiden dieſer Menge Kadaver geſchieht mit der nämlichen leichten und wundervollen Raſchheit. Das erſte Tier, welches wir ausſchneiden ſahen, war zufälligerweiſe ein 600 Pfund ſchweres Schwein, und dieſe Arbeit wurde gerade im dritten Teil einer Minute vollbracht. Zwei Männer wälzten es auf einen Karren hinüber und rollten es auf die Wagſchalen, wo ſein Gewicht augenblicklich angegeben und verzeichnet wurde. Nahe dabei war der Schneidetiſch, auf welchem es augenblicklich zerſtückt wird. Zwei gleichzeitige Schnitte mit einem Hackmeſſer trennten ſeinen Kopf und ſeine hinteren Teile von dem Rumpfe, und die weitere Zerteilung dieſer geſchah durch 3 oder 4 meiſterhafte Schnitte mit dem nämlichen Werkzeug. In der Nähe des Tiſches ſind die Mündungen eben ſo vieler großer hölzerner Röhren als es Arten von Fleiſchſtücken im Schwein giebt, und dieſe führen zu den verſchiedenen Gemächern unten, wo die einzelnen Stücke noch weiter zerteilt werden. Sachte gleiten ihre wohleingeſchmierte Röhre hinab die Schinkenſtücke nach der Rauchkammer, ebenſo die Einſalzſtücke in den Keller, die Schmalzblätter in den Probierraum, die Nebenſtücke der Schinken in das Wurſtzimmer, die Zunge, die Füße und jedes Atom Fleiſch an die Plätze, wo man ſie braucht, und auf ſolche Art iſt in den 20 Sekunden der 600 Pfünder in Stücke geſchnitten und im ganzen Gebäude hindurch verteilt.

Die Ablieferung von drei völlig abgethanen Schweinen erheiſcht eine Minute lang die folgenden Menſchenkräfte: zwei Hürden-Männer, einen Niederſchlager, einen Abſtecher, zwei Borſtenausreißer, vier Schaber, ſechs Raſierer (welche das Haar von Teilen entfernen, die von den Schabern nicht erreicht werden), zwei „Gamble-Men", einen Ausweider, zwei Knaben, einen Mann, welcher das geöffnete Tier befeſtigt, um die Abkühlung zu erleichtern, zwei Gehilfen bei den Ausſchneidern, einen Wäger, zwei Hackmeſſer-Männer, vier Meſſer-Männer, einen Schinken-Putzer, einen Schulter-Putzer, einen Packer, ſechs Schinkeneinſalzer, einen Wäger und Brandmarker, einen Schmalzmann, einen Buchhalter, ſieben Träger und Taglöhner — im ganzen 50 Mann. Dieſes Syſtem ſetzt daher *einen* Mann inſtand, 30 Schweine täglich in Schweinefleiſch zu verwandeln. Die Eigentümer der Verpackungshäuſer zahlen den Beſitzern der Tiere 60 Cents für das Recht dieſelben zu töten, und machen ihren Gewinn von den Abfällen. Die Borſten eines Schweines ſind 17 Cents wert; ſeine Zunge 5 Cents, das Haar und das Eingeweidefett bezahlen die ſämtlichen Koſten des Tötens, Zurichtens und Verpackens.

## Mississippifahrt von Cairo nach St. Louis.*)

Wie wir uns dem Ausfluß des Ohio näherten, wurde der Fluß breiter, seine Ufer niedrig und unglaublich einförmig; bald konnte man auch weite Sumpfstrecken überblicken. Auf der Landspitze zwischen dem Ohio und Mississippi oberhalb der Mündung legten wir an vor Cairo. Der ganze Überrest dieser Stadt bestand in ein paar jämmerlichen Hütten und einem langen, grauen Gasthause, dessen obere Ladenreihe verschlossen war, ringsum pesthauchender Sumpf, aus dem die Bäume mit niederhangenden Flechten voll gelblichen Kotes wüst hervor sahen. Verschiedentlich hatte man auf diesem Platze, der zum Handel gar nicht prächtiger liegen konnte, Fuß zu fassen versucht; man wollte auch die Landspitze, um die Schiffahrt abzukürzen, durch einen Kanal abschneiden, aber Millionen auf Millionen wurden hineingesteckt, die Menschen starben jedesmal gleich zu Hunderten weg. Bei Hochwasser war Cairo mehrere Meilen weit vom Wasser umzingelt, und wenn dies von dem niedrigen Lande zurücktrat, dann stieg gleich der Fieberqualm auf. Ich freute mich, als wir den traurigen Ort verließen und in den Mississippi hinaussteuerten.

Die Einfahrt in den „Vater der Ströme" bietet durchaus nichts Majestätisches; man blickt auf eine breite Wasserfläche, umsäumt von niedrig scheinendem Walde; aber bald hört man das Strudeln und Rauschen der Wellen und merkt an dem heftigen Zittern des Schiffes und dem Keuchen und Stoßen der Maschine, daß es wider mächtige Fluten kämpft. Das klare Wasser des Ohio geht wie ein Keil mit scharfgeschnittenen Rändern in den Mississippi hinein: man sieht deutlich, wie es sich gegen die Kotwellen wehrt. Ich hatte von den letzteren schon gehört, aber begriff noch jetzt kaum, wie der „Vater der Gewässer" so gar schmutzig sein könne. Kaum waren wir in diese ekelhafte Flut hinein, als sie auch schon in 20 Gläsern umhergegeben und mit Leidenschaft getrunken wurde; ich glaube, mancher Amerikaner würde es für eine persönliche Beleidigung ansehen, wenn man das „heilsame" Mississippi-Wasser zu ängstlich filtrieren wollte. Bald machten wir auch mit Snags und Sawyers Bekanntschaft, den scharfen Baumstämmen, welche so beißlustig dem Schiffe entgegen aus dem Wasser sehen oder sich heimtückisch unter dessen Oberfläche verbergen, um sich auf einmal dem Schiffe in den Bauch zu bohren.

Die erste Nacht auf dem Mississippi war voll wilder Erhabenheit. Der Mondglanz lag über den hellgrauen, weiten Gewässern, die Maschine stöhnte und wühlte fort und fort, der Wind zischte im Tauwerk und knarrte um die Rauchschlote, aus denen die Funken flogen wie Feuerfliegen, und rollte dann dumpf durch die endlosen Urwälder. Aber das alles machte die tiefe Stille, die Öde nur furchtbarer. Hier und da zeigte sich am Ufer ein grauer Punkt, ob Felsen oder Hütten, war nicht zu unterscheiden. Es blitzte auch

*) Franz Löher.

wohl in der Ferne ein Dampfschiff auf, brauste uns wie ein feurig Ungetüm, da der Glutofen im Unterdeck ganz frei steht, entgegen und vorüber mit rauschenden Fluten; und dann war alles wieder so still und öde außer dem Wellenklatschen und dem Rasseln des Schiffs. Ich konnte dieser finstern Zauberwelt gar nicht Herr werden, es war schon 3 Uhr morgens, als mich der Nachttau nötigte, die trockene Kajüte aufzusuchen.

Als ich am Vormittage wieder auf das Verdeck kam, waren die Ufer hügeliger und mannigfaltiger. Die Ortschaften mit den gelben Maisfeldern wurden zahlreicher, Felsenlager sahen hoch durch die Bäume, aber alles blieb wie verloren in der Größe des Flusses. Der schönste Anblick war nahe hinter Grandtown, wo eine helle Waldhöhe mit Felsenblöcken zu beiden Seiten aufstieg. Die Sandsteinmassen, welche am Flusse manchmal hoch über dem Wasser stehen, sind zu seltsamen Formen ausgewaschen, und haben eben so seltsame Namen, wie „Teufels Theetisch" und „Teufels Backofen". Diese Benennungen rühren von den alten Hinterwäldlern her, welche oft genug diese Felsen im Fahrwasser mögen verwünscht haben, als sie noch allein mit ihren langen Flachbooten den Mississippi hinunterfuhren. Immerfort trieben mächtige Baumstämme mit Wurzelscheiben und dürren Astkronen den Strom hinab, der Steuermann hatte genug zu thun, ihnen auszuweichen; noch mehr Not macht es ihm, daß das Fahrwasser sich so häufig ändert. Der Strom reißt hier Strecken Landes vom Ufer ab und schwemmt sie dort oder in seiner Mitte wieder an, im Schlamm schlägt dann bald eine Art Pappeln auf und befestigt den Grund. Später erheben sich auf den also gebildeten Inseln die stolzen Waldbüsche; viel häufiger aber werden sie schon früher wieder weggerissen. Oft konnte man tief in die Wälder hinein die Sümpfe und den Schlamm der Überschwemmungen sehen, welche der große Fluß alljährlich so weit ausschüttet. Wege am Ufer sind da ganz unmöglich, und wenn sie mit den größten Kosten geschaffen wären, würde sie der Strom vielleicht schon im nächsten Jahre samt dem Lande wegreißen. Weil die Gewalt des Stromes so mächtig ist, brauchen die Schiffe zur Bergfahrt starke Maschinen und rasseln deshalb auch so arg; in der Regel sind sie in ein paar Jahren aufgebraucht. Und trotzdem ist die Fahrt so billig, daß ich von Cincinnati bis St. Louis, die ganze gute Tafel eingerechnet, nur 10 Dollars bezahlte.

Die Strecke von Cairo bis St. Louis, nur 190 engl. Meilen, ist bekanntlich noch jetzt viel gefährlicher als eine Reise über den ganzen Ozean; sie hatte allein im Jahre 1852 36 Dampfschiffe eingeschluckt, diejenigen nicht mitgezählt, welche in die Luft sprangen. Daher hatte man auch für verschiedene Stellen schaurige Namen von Hölle und Teufeln entlehnt, eine hieß der Schiffskirchhof — wie manche Leiche mag da unten liegen, umhüllt vom Schlamm des Mississippi. Zwei Schiffe mit Taucherglocken waren beschäftigt, noch etwas von den versunkenen Schätzen wieder aufzufischen, das untergetauchte Menschenleben konnte man freilich nicht wieder auffischen. Wozu auch so viele Mühe darum — das Land bringt und empfängt ja doch neue

Menschen genug: so möchte mancher Anwohner des Mississippi denken in jenen Stadtlöchern, wo in der That Menschenleben manchmal noch jetzt mit so viel Gleichgültigkeit ausgeblasen werden, als man bei uns etwa eine Injurienklage anstellt.

Ist man ein paar Tage auf diesen Gewässern gefahren, so fühlt man sich erleichtert, wenn einem endlich das stattliche St. Louis in einer Ausdehnung von ein paar Meilen vom hohen Ufer herüberglänzt.

## St. Louis.*)

Im Februar 1764 verließen einige kühne Franzosen das jetzt in Trümmern liegende Fort Chartres, welches die Nordgrenze der damals französischen Kolonie Louisiana gegen Indianeranfälle schützen half, gingen den Mississippistrom aufwärts und ließen sich ungefähr $4^1/_2$ deutsche Meilen unterhalb der Einmündung des Missouri unter 38° 36′ n. Br. auf dem westlichen Ufer des Mississippi an einer erhöhten Stelle nieder, wo sie gegen die Überschwemmungen des Stromes gesichert waren. Sie nannten den Platz nach König Louis IX. Saint Louis; das Bild jenes Fürsten, ein Geschenk des achtzehnten Ludwig, schmückt noch heute die Kathedrale der Stadt.

Das ausschließliche Recht dieses neuentstandenen Ortes zum Handel mit den Indianern am oberen Mississippi und Missouri, sowie des damals ganz unbekannten Westens, namentlich der Pelzhandel, zog bald mehr Ansiedler herbei, sodaß der Ort den zahlreichen Indianeranfällen widerstehen konnte. Im Jahre 1770 gelangte das damalige Louisiana, das zu jener Zeit den größten Teil der Südstaatengruppe umfaßte, an Spanien, das neben der Hauptstadt New-Orleans einen Regierungssitz in St. Louis einrichtete.

Napoleon I. ließ 1800 Louisiana wieder an Frankreich zurückgeben, verkaufte aber die ganze große Landschaft, deren Besitz ihm wertlos dünkte, im Jahre 1803 an die Vereinigten Staaten unter ihrem dritten Präsidenten Jefferson.

Waren bis dahin meist Franzosen eingewandert, namentlich Emigranten infolge der Revolution von 1789; so strömten jetzt, wo die Vereinigten Staaten bereits westlich des Alleghanie-Gebirges am Ohio festen Fuß gefaßt hatten, viele Einwanderer vom Osten nach St. Louis. Diese Amerikaner englischer Abkunft amerikanisierten bald das französische Element; doch herrscht in den alten Familien von St. Louis noch heute eine gewisse Vorliebe für Frankreich. Die französische Einwanderung hat fast ganz aufgehört; an ihre Stelle ist die deutsche getreten. Von den 350,000 Einwohnern, welche St. Louis besitzt, sind über ein Drittel Deutsche.

Während sich früher der Strom der deutschen Einwanderung nach den Staaten des Ostens, vorzugsweise nach New-York und Pennsylvanien er-

*) Transatlantische Streifzüge von M. v. Versen. Bilder aus den Vereinigten Staaten von Richter. J. G. Kohl im „Ausland" 1871 über die Lage von Chicago.

goſſen hatte, änderte ſich dies mit dem Jahre 1821, wo der Staat Miſſouri, deſſen Hauptſtadt St. Louis iſt, in die Union aufgenommen worden war. Dort ſind jetzt die Deutſchen am zahlreichſten vertreten, dort haben ſie zuerſt Gelegenheit gehabt, ihren Einfluß im Kriege und Frieden zur Geltung zu bringen. In ganzen Landſtrichen am Miſſouri aufwärts wie am Miſſiſſippi abwärts haben ſich Deutſche maſſenhaft niedergelaſſen.

St. Louis iſt jetzt die ſechſtgrößte Stadt in der Union. Sie kommt nach New-York, Philadelphia, Brooklyn, Chicago und Boſton, beſaß 1870, nachdem ſich die Zahl in den 5 Jahren nach dem Bürgerkriege (1865—70) verdoppelt hatte, 310,864 Einwohner, 1880 dagegen 350,000. Ein noch bedeutenderes Wachstum wird mit ſolcher Beſtimmtheit angenommen, daß ſchon jetzt in allen öffentlichen Einrichtungen der Zuſchnitt darauf vorgeſehen iſt. St. Louis iſt das Centrum der großen Miſſiſſippi-Niederung. Die mächtige Brücke, welche die beiden Ufer des gewaltigen Stromes verbindet, iſt vollendet und eine Eiſenbahn nach dem ſtillen Meere durchſchneidet von hier aus ſeit 1869 die ſüdlichen Staaten und Territorien der Union. Zu der günſtigen, centralen Lage und den günſtigſten Waſſerſtraßen kommt noch, daß die Stadt auch in der Mitte der fruchtbarſten Landſtriche liegt, welche Weizen und Mais und eine Menge von Erdfrüchten produzieren, während die noch fruchtbareren Südſtaaten hauptſächlich Baumwolle, Zucker und Reis kultivieren. Sie hat ferner das Glück, von reichen Kohlenlagern umgeben zu ſein und das erzreiche, namentlich eiſenhaltige Ozark-Gebirge im ſüdweſtlichen und ſüdlichen Miſſouri in der Nähe zu haben.

Was das äußere Anſehen der Stadt St. Louis anbetrifft, ſo iſt das Auffallendſte daran ihre ungeheure Ausdehnung. Sie iſt auf der rechten (weſtlichen) Seite des Miſſiſſippi erbaut, der hier, durch ein felſiges Bett eingeengt, nicht über 400 m breit iſt. Der älteſte Teil der Stadt beſchränkte ſich auf wenige Straßen, welche längs dem Fluſſe hinliefen, und brannte im Jahre 1849, als die Zahl der Einwohner etwa 50,000 betrug, faſt vollſtändig nieder. Jetzt iſt jener Teil am Fluſſe, wie überall in den Städten der Vereinigten Staaten, nur mit Geſchäftshäuſern beſetzt, die Straßen ſind eng und ſenken ſich ſteil zum Fluſſe hinab. Seitdem aber hat ſich die Stadt um mehr denn das Zehnfache in die Breite und Länge ausgedehnt, und mißt in der Breite 3—4 engl. Meilen oder 1—1½ Stunde, in der Länge aber 10 Meilen oder 4 Stunden. Doch liegen ganze Quadrate noch unbebaut dazwiſchen und im Süden der Stadt iſt eine Strecke von mehr als 1 Stunde, welche nur zerſtreute Landhäuſer und einige Fabriken enthält. Das Städtchen Carondelet nämlich, welches 2 engl. Meilen ſüdlich von der Stadt liegt und durch große Eiſenſchmelzwerke bemerkenswert iſt, wurde vor einigen Jahren in den Umkreis der Stadt aufgenommen.

Die neueren Stadtteile und Straßen ſind im Gegenſatz zu den älteren weit und zum Teil mit großartigen Häuſern beſetzt. Die Straßeneiſenbahnen durchſchneiden die Stadt in allen Richtungen und ſind hier faſt ſo unentbehrlich, wie die Beine zum Gehen. Denn da die Geſchäftshäuſer von den

Wohnungen getrennt sind und die Stadt sehr ausgedehnt ist, so sind Eisenbahnen für alle, die ihre Wohnungen in weiter Entfernung vom Geschäfte haben — und das sind die meisten — unentbehrlich.

Diese Ausdehnung der Stadt, deren Grenzen immer weiter rücken, rührt zumeist daher, daß das Grundeigentum, je näher dem Mittelpunkt der Stadt, wo die Geschäftsstuben sind, desto teurer wird; auch sind ja die größten und besten Teile des Bodens überall im Besitz der Reichen, welche dieselben nur zu den allerhöchsten Preisen wieder verkaufen. Der Arbeiter oder Geschäftsmann, der sein Erspartes zum Ankauf eines Grundstücks oder Häuschens verwenden will — die meisten Einwanderer sind in diesem Falle — kauft natürlich zu möglichst niederem Preise, also möglichst weit vom Mittelpunkte der Stadt und so dehnt sich diese stets weiter aus, während noch viele unbebaute Grundstücke in ihrer Mitte liegen. Zur Schönheit der Stadt trägt das keineswegs bei, und so sehen auch viele der schönsten Straße nur halbfertig aus; andere aber, besonders in weitem Umkreise der Stadt, enthalten eine Menge prächtiger Gebäude, von gut angelegten und sorgfältig gepflegten Gärten umgeben. Alle diese Wohnhäuser sind im feinen Stil von Villen gebaut, haben ihre Veranda, oft auch Säulengänge und ein plattes Dach.

Man trifft aber auch auf Straßen, deren Häuser einen und denselben Zuschnitt zeigen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das Court-House aus, in welchem die Gerichte und die meisten Behörden ihren Sitz haben. Das imposante Gebäude ist im griechischen Stil erbaut; im Innern der Kuppel sind einzelne Momente aus der Geschichte der Stadt von einem italienischen Künstler al fresco gemalt. Einen Prunksaal für die Väter der Stadt sucht man aber vergebens, das souveraine Volk gestattet ihnen neben dem Gehalt keine Repräsentation.

Größe und Bauart der Kirchen ist höchst mannigfaltig. Da die Kirche gänzlich frei und mit allen ihren Einrichtungen nur Sache der größeren oder kleineren Gemeinden ist, so erheben sich, wie und wo sich eine Gesellschaft zu religiösen Zwecken zusammenthut, in allen Teilen der Stadt zahlreiche Kirchen. Ihre Form wechselt je nach dem Vermögen ihrer Gemeindeglieder zwischen einer einfachen Bethalle mit hohen Fenstern, einer Anzahl Bänke oder Stühle, einem erhöhten Platz für den Prediger und einem Harmonium anstatt der Orgel — einer von Backsteinen erbauten deutschen Dorfkirche oder einer in gotischem Stil oder auch in romanischem oder byzantinischem Stil aus rotem oder grauem Sandstein gebauten Prachtkirche.

Die stattlichen Schulhäuser zeichnen sich durch ihre praktische Einrichtung aus; sie sind bequem und solid, gut beleuchtet und ventiliert. Die Einwirkung deutscher Pädagogik hat auf das ganze Unterrichtssystem einen vorteilhaften Einfluß geübt und selbst in vielen rein englischen Schulen wird jetzt deutsch gelehrt. Doch macht sich der Katholizismus in St. Louis noch bemerkbar genug: zu den 30 katholischen Kirchen kommen zahlreiche Klöster und katholische Schulen. Die Universität (das Wort im amerikanischen Sinne zu nehmen) ist in den Händen der Jesuiten, zumeist französischer. Auch die

Damen des Sacré Coeur besitzen ein sehr besuchtes Erziehungsinstitut in einem prachtvollen Palast.

Wie mit dem Anwachsen der Bevölkerung auch der Besuch der öffentlichen Schulen gewachsen ist, kann man aus folgender Tabelle ersehen; sie umfaßt einen Zeitraum von 30 Jahren.*)

| Jahre. | Bevölkerung. | Besuch der öffentlichen Schulen. | Einkünfte von Grundeigentum. | Prozente von der Gesamtbevölkerung. |
|---|---|---|---|---|
| 1841 . . . . . | 20,826 | 350 | Dollars: 4,200 | 1,2 |
| 1851 . . . . . | 83,439 | 2,427 | 14,220 | 2,9 |
| 1861 . . . . . | 163,738 | 13,380 | 33,497 | 8,1 |
| 1871 . . . . . | 325,000 | 31,087 | 53,221 | 9,6 |

Die Verhältniszahl des Schulbesuches hat also im Vergleich mit der ganzen Bevölkerung gleichfalls zugenommen.

An das Materielle knüpft sich doch immer zuletzt auch das Geistige und Sittliche, an die „Güter" auch das „Gute". So hat ein Bürger von St. Louis, Herr Mullanphy, ein meist in Grundeigentum bestehendes Vermögen von 2,400,000 Mark als einen Grundstock gestiftet zur Unterstützung aller unbemittelten Einwanderer, die mit der Absicht, sich im Westen anzusiedeln, durch St. Louis kommen. Die Anstalt muß zu allen Eisenbahnzügen und Dampfbooten, welche Einwanderer bringen, einen Agenten senden, der denselben die nötige Hilfe leistet. Mullanphyhome ist ein großes Pilgerhaus, das 500 Personen beherbergen kann. Arme Reisende werden dort mehrere Tage lang unentgeltlich verpflegt, erforderlichen Falls auch mit Kleidern und Geldvorschüssen versehen.

Gemeinnützliche Anstalten haben in Amerika immer einen großartigen Zuschnitt. Dies zeigt sich besonders an den Wasserwerken außerhalb der Stadt am Mississippiufer, welche mittelst ungeheurer Dampfmaschinen das Wasser aus dem Strome pumpen, es dann der Filtrierung übergeben und durch Röhren in die Häuser der Stadt leiten. Auch in der Anwendung des Dampfes sind die Amerikaner den Europäern weit vorausgeeilt. Die Crackers z. B. (die amerikanischen Biskuitchen) werden ganz fabrikmäßig gemacht. Im oberen Stock schüttet man die Zuthaten in Trichter, die sie stufenweise tiefer und tiefer bis in den Backofen unten führen, aus welchem sie fix und fertig in bereit stehende Kisten rollen. Die ganze Bäckerei wird mit Unterstützung weniger Arbeiter nur durch Dampfmaschinen bewerkstelligt.

Alljährlich werden in St. Louis, mit dem ersten Montag im Oktober beginnend und eine Woche dauernd, Industrie-Ausstellungen veranstaltet, verbunden mit festlichen Fahr-Rennen. Diese fairs sind sehr sehenswert. Auf einer großen mit einem Gatter umgebenen Fläche in der Nähe der

*) Ich gebe dieselbe nach dem siebzehnten Jahresbericht des Rates der öffentlichen Schulen in St. Louis ꝛc. (St. Louis, 1872).

Stadt, den sogenannten fair-grounds, sind die verschiedenen Ausstellungen gruppiert: alle Sorten Haustiere, landwirtschaftliche Produkte, Maschinen, Industrie-Gegenstände, Kunsthalle und Rennbahn. Die um letztere amphitheatralisch gebauten mit Dächern und vielen Bogen versehenen Tribünen enthalten 40,000 Sitzplätze, welche neben den Tausenden von Stehplätzen mitunter alle besetzt sind. Bei dem Eintrittsgeld von $^1/_4$ und $^1/_3$ Dollar täglich wird es erklärlich, daß dies Unternehmen in echt amerikanischer Weise von wenigen Privatpersonen unternommen werden konnte, ohne daß Staat oder Stadt nur ein Scherflein dazu beizusteuern brauchten. Die Gesellschaft hat mit dem ganzen Unternehmen so gute Geschäfte gemacht, daß sie ihre Überschüsse auf Prämien für hervorragende Leistungen im Gewerbe oder Landbau, sowie auf Rennpreise verwenden konnte.

Die Fahrrennen dauern die ganze Fair-Woche hindurch. Es wird nur einspännig gefahren; der Jockey sitzt in einem aus amerikanischem zähen Holze fein gearbeiteten, möglichst leichten zweirädrigen Wagen, der schmale Sitz über dem Pferdeschweif schwebend, die gespreizten Füße in Blechschuhen auf den Gabelstangen zu beiden Seiten der Kruppe. So fliegt er fort mit dem Pferde, das nicht etwa Paß, sondern reinen Schnelltrab geht und fast nie in den Galopp fallen darf.

„Den Siegern," berichtet M. v. Versen, „wird nach aufregenden Kämpfen ein Applaus zu Teil, wie ich ihn nur bei Stiergefechten in Spanien gehört habe. Spotted-tail, Swift-bear und die übrigen Sioux-Häuptlinge, welche ich eines Tages in der Direktionsloge traf, fanden entschieden Gefallen an diesem Spektakel und nickten sich lächelnd zu, trotzdem sie sich sonst in große Würde einhüllten, kein Wort wechselten und wohl sehr mißmutig über die Anwesenheit solcher Menge von Blaßgesichtern waren, wo vor 100 oder mehr Jahren ihre oder ihrer Stammgenossen Jagdgründe lagen.

In der Ausstellung der Haustiere fielen unter zahlreichem guten Vieh aller Art einige Schweine von absonderlicher Stärke auf, welche fast die Größe kleiner Kühe hatten. Von hier führte man mich durch aufgetürmte Baumwollenballen, von denen ich nichts verstand, nach der Ackerbauhalle. Unter den Getreideproben waren es Mais, Weizen und Kartoffeln, von denen ich nie so viele Sorten beisammen gesehen hatte, namentlich Kartoffeln von der Größe eines Kinderkopfes und einer langen Zuckerrübe. Die Gemüse waren in gleicher Üppigkeit vertreten. Unter den vielen Maschinen band eine neue sehr geschickt das gemähte Getreide mit Draht in Garben.

Die Gewerbehalle enthielt mäßigere Erzeugnisse und die Kunsthalle war schwach bestellt; nur einige gute Landschaftsbilder hatte das letzte Jahr gebracht.

Mitten in dem Gewühl der vielen Besucher tönte aus einem der Zelte ein ernster Gesang. Man sagte mir, daß er von den Methodisten herrühre, einer zahlreichen, sehr frommen protestantischen Sekte, welche hier inmitten des geräuschvollen Verkehrs Betstunde hielten, um den Glaubensgenossen unter den vielen dort beschäftigten Personen Gelegenheit zu geben, an ihrem Gottesdienst Teil zu nehmen. Das Zelt war geräumig und von zwei Seiten

offen; nur wenige Personen darin, welche geistliche Lieder sangen. Das Publikum zollte ihnen keine Beachtung; es ist an Sekten der extremsten Richtung gewöhnt und achtet die Ausübung jeder Religion, so lange dieselbe keine Ansprüche Andersgläubigen gegenüber erhebt."

St. Louis, die Hauptstadt des Staates Missouri, wird durch den Mississippi von Illinois getrennt, dessen Hauptstadt Chicago ist. Die Brücke, welche man über den mächtigen Strom geschlagen hat, ist von kolossalen Dimensionen. Der mittlere Bogen hat eine Spannung von 154 m, die beiden Seitenbogen von je 60 m. Von den zwei Pfeilern, welche diese ungeheuren Bogen tragen, ist der eine nur 60 m, der andere 51 m hoch, ihre Breite beträgt 33 m. Die Brücke hat zwei doppelte Schienenlinien — die eine mit breiter, die andere mit enger Spurweite — für Fußgänger und Straßeneisenbahnwagen. Das großartige Bauwerk hat über 5 Millionen Dollars gekostet.

Ein Spaziergang an die Ufer des Mississippi giebt ein anschauliches Bild des großartigen Handels der Stadt. Der breite majestätische Strom ist zu beiden Seiten mit ungeheuren Magazinen, Warenhäusern, turmhohen Getreidespeichern und Lagerschuppen besetzt; in den hier ausmündenden Straßen drängen sich Kaufleute und Matrosen, Schiffsarbeiter und geschäftige Clerks. An Matrosenherbergen, Kneipen und schmutzigen rauchgeschwärzten Baracken fehlt es auch nicht; sie sind das gewöhnliche Zubehör aller See- und Flußhäfen.

## Chicago, die junge Nebenbuhlerin von St. Louis.

Wie im Geschäftsleben der Amerikaner jedes gelungene Unternehmen alsbald ein ähnliches hervorruft, das dem anderen den Vorrang abzugewinnen sucht; wie die zwei großen politischen Parteien, die Republikaner und Demokraten um die Herrschaft ringen, so kämpfen auch Handelsstraßen und Handelsstädte um den Vorzug und machen sich Konkurrenz. Da in solchem Wettkampf alle Kräfte entwickelt und aufs äußerste angestrengt werden, so schlägt die Konkurrenz meistens zum Vorteil der Konkurrierenden aus und dient dem Wohle des Ganzen.

St. Louis und Chicago, die beiden größten Städte des Westens der Ver. Staaten, die sowohl nach Zahl der Einwohner als nach Bedeutung ihres Handels unmittelbar auf New-York und Philadelphia folgen, machen sich die erste Stelle streitig. Vor dem Bürgerkriege (1863—65) war St. Louis bedeutender, wurde jedoch während des Krieges in den Hintergrund gedrängt, und Chicago eilte ihm voraus. In den wenigen Jahren nach dem Kriege hob sich jedoch St. Louis wieder so rasch, daß eine zeitlang das frühere Verhältnis wieder hergestellt war. Dies erklärte sich aus den allgemeinen Handels- und Verkehrsverhältnissen der Ver. Staaten. Da nämlich der größte Teil des Handels der Ver. Staaten von New-York ausgeht, so sind die Wege, welche sich der Handel von New-York in das Innere der

Ver. Staaten bahnt, die Bedingung zur Entwickelung des binnenländiſchen Handels. Solcher großen Handelswege von New-York nach dem Inneren und nach dem Weſten giebt es aber nur zwei, den nördlichen über Chicago und den ſüdlichen über St. Louis. Dieſer letztere nun war während des Krieges geſperrt, und ſomit ſchlug der geſamte Binnenhandel den nördlichen Weg über Chicago ein. Dieſer Umſtand in Verbindung mit der glücklichen Lage Chicagos am Südgeſtade des Michiganſees brachte der jungen Stadt in wenigen Jahren die größten Vorteile. Seit dem Ende des Krieges muß ſie jedoch den Binnenhandel wieder mit St. Louis teilen, und ſeitdem entſtand eine heftige Oppoſition und Eiferſucht zwiſchen beiden Städten, welche ſich in der Preſſe oft auf beleidigende Weiſe ausſprach. Beide warfen einander Großthuerei und Schwindel vor, und als nun gar die Zählung von 1870 15,000 Einwohner für St. Louis mehr ergab, wurde alsbald eine neue Zählung in Chicago veranſtaltet, die ſogar 22,000 Einwohner mehr als in St. Louis ergab!

Bald nachher brach über Chicago das große Unglück einer ungeheuren Feuersbrunſt herein (8. Okt. 1871) und die Stadt ward in ihrem wunderbar ſchnellen Fortſchritt gehemmt, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Man iſt wohl in den Ver. Staaten kaum noch überraſcht, wenn man ſieht, in welcher Progreſſion ſich die Einwohnerzahl der jungen Städte vervielfacht. Aber das Emporkommen und Wachſen der Stadt Chicago hatte doch alle Erwartungen übertroffen und grenzte in der That ans Wunderbare.

An der ſüdweſtlichen Spitze des Michiganſees auf einem Terrain angelegt, welches die Union von den Sack- und Fox-Indianern gekauft hatte, zählte der Ort im Jahre 1829 erſt dreißig Anſiedler. Nach 1832 begann in unmittelbarer Nähe der Stadt der ſogenannte Black-Hawk-Krieg mit den Sacks und Foxes, welche das ihnen 25 Jahre zuvor abgekaufte Land nicht räumen wollten und unter ihrem tapferen Häuptling gegen verſchiedene Truppenabteilungen längeren Widerſtand leiſteten, bis ſie ſchließlich über den Miſſiſſippi zurückgedrängt wurden. Jetzt haben ſie eine Reſervation in Kanſas erhalten.

Im Jahre 1839 hatte Chicago 3,200 Einwohner, 1849 bereits 23,047, 1859 90,000, 1870 298,977 und im Jahre 1880 zählte es 503,000.

Nun, nachdem kaum fünf Jahrzehnte ſeit der Gründung verfloſſen ſind, haben wir in Chicago zu bewundern eine prachtvolle Großſtadt, eine der lebhafteſten Handelsſtädte und den größten Getreidemarkt der Welt, den Knotenpunkt zahlreicher Eiſenbahnen, Kanäle und weitreichender Schiffahrtswege; eine Stadt mit öffentlichen, zum Teil aus Marmor aufgeführten Prachtgebäuden, mit wohleingerichteten Schulen, einer Univerſität und Sternwarte, einem theologiſchen Seminar, einer Akademie der Wiſſenſchaften, einer hiſtoriſchen Geſellſchaft, deren Bibliothek über 90,000 Bände zählt, mit zahlreichen Theatern, Leſe-, Konzert- und Verſammlungshallen. Sehr bemerkenswert und für das Deutſche beſonders erfreulich iſt die Einführung deutſcher Sprach-

ſtunden in den Schulunterricht und die ſteigende Teilnahme von ſeiten der engliſch ſprechenden Bevölkerung an der Erlernung des Deutſchen.*) Das Innere der Stadt iſt durch mehrere Parks verſchönert, auch ſind manche Straßen mit Baumreihen beſetzt. Die Straßen von Nord nach Süd und von Oſt nach Weſt laufend und rechtwinklig ſich kreuzend, ſind faſt durchſchnittlich 24 m breit, mit Holzblöcken nach Nicholſons Syſtem gepflaſtert und in den Hauptſtraßen mit breiten ſteinernen Trottoirs verſehen. Überall vermitteln Pferdeeiſenbahnen den Verkehr.

Die Hauptſtraßen werden ebenſo wie in Baltimore und Philadelphia von einem ſehr komplizierten Netz von Telegraphendrähten durchzogen, die von haushohen maſtbaumſtarken Telegraphenſtangen getragen werden. Quer über die Straßen ſind Drahtſeile geſpannt, an denen in großen goldenen Buchſtaben die Namen von Geſchäftshäuſern und Reſtaurants hängen. Die Häuſer ſelbſt ſind über und über mit Firmentafeln und Aufſchriften bedeckt.

Der nördliche Teil der Stadt in der Nähe des Sees und des in ihn mündenden Chicagoflüßchens iſt das Geſchäftsviertel. Dort ſetzte der flache ſumpfige Boden der Stadtanlage die größten Hinderniſſe entgegen, wie auch der trüb dahinſchleichende Fluß für eine Hafenanlage nicht günſtig war. Die

---

*) Die Freie Preſſe in Chicago ſchreibt: Vom 1. Jan. 1861 bis zum 1. Jan. 1876 ſind nach den offiziellen ſtatiſtiſchen Berichten 4,214,551 Einwanderer an den Küſten der großen nordamerikaniſchen Republik gelandet; von dieſen ſprachen 1,344,717 oder 31,9 pCt. in deutſcher Zunge. Alſo nahezu ein volles Drittel der geſamten Einwanderung. Bei der Volkszählung im Jahre 1860 wurden gleichzeitig ſtatiſtiſch-geographiſche Karten aufgenommen, aus denen auch zu erſehen war, nach welchen Teilen der Union der Deutſche ſeinen Wanderſtab geſetzt hat. Dort finden wir, daß ſich am ſüdweſtlichen Ufer des Michiganſees, auf dem Landſtriche, der das County Cook, einen kleinen Streifen von Indiana und Wisconſin, umfaßt, mehr Deutſche angeſiedelt haben, als in irgend einem andern Teile der Ver. Staaten. Illinois ſelbſt wird nur von New-York an Zahl ſeiner deutſchſprechenden Bürger übertroffen. Sollte darin nicht eine gewiſſe Berechtigung für den deutſchen Unterricht liegen? Von den modernen Sprachen gab man früher dem Franzöſiſchen, als dasſelbe noch die ſogen. internationale oder Diplomatenſprache war, den Vorzug. Aber auch hier haben die Kanonen von Sedan eine Änderung hervorgerufen. Die Handelsintereſſen Deutſchlands ſind mit denen Englands, Amerikas und der Kolonieen bei weitem enger verknüpft, als mit denen Frankreichs. Ein weiterer Grund liegt in der ungeheuren Verbreitung des Engliſchen, das von etwa 90 Mill. Menſchen geſprochen wird. Nächſt ihm finden wir das Spaniſche mit 70 Mill. Über 60 Mill. Menſchen ſprechen die deutſche Zunge und gegen 45 das Franzöſiſche. Wie ſehr dem Deutſchen vor dem Spaniſchen der Vorzug zu geben iſt, bedarf keiner Erläuterung. Nach den offiziellen Berichten der Chicagoer Schulen nahmen in dem Schuljahre 1874—75 3359 Zöglinge an dem deutſchen Unterrichte teil. Dieſelben verteilten ſich auf die verſchiedenen Nationalitäten wie folgt: 953 Anglo-Amerikaner, 1096 Deutſche (in Amerika geboren), 419 Deutſche (in Europa geboren), 419 Irländer, 135 Skandinavier und 337 Angehörige verſchiedener Nationalitäten. Die deutſchen Zöglinge ſind demnach nur 1515 an der Zahl gegen 1844 andere. Hieraus erhellt, daß es nicht in erſter Linie die Deutſchen ſind, welche den Unterricht ihrer Mutterſprache verlangen, ſondern gerade die übrigen Bevölkerungselemente, an ihrer Spitze die Anglo-Amerikaner. Während des Schuljahrs 1875—76 hat die Beteiligung am deutſchen Unterricht ganz ungemein zugenommen.

Yankees wußten sich aber zu helfen. Sie erhöhten den Grund des ganzen Geschäftsquartiers um 1—2½ m und vertieften das Bett des Chicagoflusses, so daß sie einen guten Hafen gewannen.

Das anfänglich vom Ufer des Sees entnommene Trinkwasser war trübe und unbrauchbar. Man grub einen Schacht und führte von diesem aus einen Stollen fast eine Wegstunde mitten in den See, d. h. unter seinem Grunde, hin, erbaute am Ende desselben einen Wasser- und Leuchtturm, den „Crib", und leitete von dort das klare Seewasser in die Stadt, wo es durch mächtige Dampfmaschinen in die großen Wasserbehälter geführt wird. Täglich liefert diese städtische „Wasserkunst" etwa 20 Mill. Gallonen*) Wasser. Und doch sah man sich veranlaßt, noch einen zweiten Tunnel in den See hineinzubauen, weil das Wasser für die weitläufig gebaute Stadt, die in den Parkanlagen auch Springbrunnen haben wollte, nicht genügte.

An den Grenzen der Stadt hat man auch artesische Brunnen gebohrt, bis zu 200 m Tiefe, welche 1¼ Mill. Gallonen des reinsten Wassers geben.

Ferner hat man unter dem Flußbett des Chicago zwei Tunnels angelegt, damit der Verkehr nicht zu sehr durch die aus- und einladenden Schiffe oben auf der Wasserfläche verzögert werde.

Um Docks zu gewinnen, hat man die kostspieligsten Hafenbauten nicht gescheut. Doch damit nicht genug, hat man durch einen großen Kanal den Michigansee mit dem Mississippi verbunden. Das Chicagoflüßchen, welches sonst sich in den See ergoß, nimmt jetzt einen Abfluß desselben auf und fließt in einem tiefen Kanal durch den Sumpf, welcher südwestlich von der Stadt die Wasserscheide zwischen zweien der mächtigsten Ströme der Erde — dem Mississippi und St. Lorenzstrom — bildet. So geht eine ansehnliche Wassermenge aus dem See in den starken Illinoisfluß hinüber und mit diesem in den Mississippi. Als Haupt-, Zoll- und Einfuhrhafen (Port of entry) am Michigansee ist Chicago zugleich der Haupthafen für den Superior-, Hudson-, Erie- und Ontario-See, die durch Abflüsse verbunden und zusammen größer sind als das adriatische Meer. Durch sie steht Chicago in Wasserverbindung mit dem Lorenzostrom in Canada; sowie durch den in den Erie-See mündenden Erie-Kanal mit dem Hudson und New-York. Um die Niagarafälle zu umgehen, hat man den Welland-Kanal so erweitert, daß große Seeschiffe den Lorenzstrom hinauf nach Chicago kommen können, wie es schon längst kleinere Seeschiffe, namentlich die mit Thran beladenen norwegischen gethan haben. Somit ist die Binnenstadt Chicago ein Seehafen ersten Ranges geworden.

Wie St. Louis für eine südliche, ist Chicago für eine nördliche Pacificbahn interessiert, welche zwischen dem 46. und 47. Breitengrade die Territorien Dakota und Montana durchschneidet und an der Küste des stillen Meeres im Territorium Washington endigen soll. Sie ist schon fast voll-

*) 1 Gallon à 8 Pounds à 3,785 Liter.

endet, wird aber noch mehr vom Schnee beläſtigt werden, als die Central-Pacific-Bahn. Im Herbſt 1872 wurden die Arbeiter in Dakota oder Minneſota ſo früh von Schneeſtürmen überraſcht, daß ſie nur mit größter Mühe und Not die nächſten Anſiedelungen erreichten.

Chicago wird mit Recht die Tochter New-Yorks genannt, denn es iſt durch New-Yorker Kapital zu ſeiner Blüte gelangt. Als ein Produkt des ſpekulativen, raſtlos arbeitſamen, oft raffinierten Geiſtes des öſtlichen Yankees verbindet es mit ſeinem großartigen Export von Naturerzeugniſſen (namentlich Getreide aus dem fruchtbaren Illinois) und Import von Manufakturwaren ſelbſt eine vielſeitige Induſtrie. Seine Vorſtädte wimmeln von Eiſenwerken, Dampfmaſchinenbau-Anſtalten, Fabriken von Ackergeräten, Leder-, Hut-, Zucker-, Tabaksfabriken, da trifft man rieſige Mahlmühlen, Brauereien und Brennereien, Schlacht- und Fleiſchverſendungshäuſer. Im Handel mit Schweinefleiſch hatte Chicago ſchon im Jahr 1870 das durch dieſen Induſtriezweig bekannte Cincinnati überflügelt; es wurden in jenem Jahre bereits 688,141 Schweine geſchlachtet, alſo doppelt ſo viel als in Cincinnati. Im Jahre 1878 war die Zahl derſelben bis 4,593,000 angewachſen. In demſelben Geſchäftsjahr wurden nach Europa, Canada und Südamerika 460,671,000 Pfund Speck (bacon) im Werte von 49,512,412 Dollars; 69,671,000 Pfund Pökelfleiſch im Werte von 6,296,414 Dollars und 234,741,233 Pfund Schmalz im Werte von 25,552,665 Dollars ausgeführt. Das Bedeutendſte leiſtet aber Chicago doch in ſeinem Getreidegeſchäft. In ungeheuern Speichern, die man hier elevators nennt, wird das Korn aufgeſtapelt; 20 ſolcher Speicher haben Raum für 14 Mill. Buſhels Getreide; der größte unter ihnen faßt 1,600,000 Buſhel,*) drei andere jeder 1,500,000. Das Handelsamt der Stadt erhebt beſtimmte Gebühren für Aufſicht, Verwiegung und Verladung. Der Eigentümer erhält einen Lagerſchein auf 20 Tage mit Angabe der Qualität ſeiner Ware. Dieſe Lagerſcheine werden ſamt den Getreideproben ausgelegt und jeden Nachmittag gewiſſe Portionen in der Wechſelhalle des Handelsamts verſteigert. Die Schlußpreiſe der Londoner Kornbörſe (in Marklane) können bei den Unterſchieden der Tageszeiten auf der öſtlichen und weſtlichen Halbkugel, zu gleicher Stunde in Chicago bekannt gemacht werden. Die Handelsoperationen verſteigen ſich oft in ſo kühne Spekulationen, daß auf anfänglichen Gewinn plötzlich ſchwere Verluſte folgen. Auch in anderen Handelszweigen geſchieht Ähnliches und mancher leichtſinnige oder allzukühne Yankee iſt mehrmals in ſeinem Leben reich und arm geworden.

Alles in allem genommen darf ſich Chicago mit Recht — St. Louis und anderen amerikaniſchen Städten gegenüber — ſeines größeren Unternehmungsgeiſtes rühmen, und es iſt nicht zu leugnen, daß, wie die Stadt ſelbſt eine Art Wunder iſt, daſelbſt auch die merkwürdigſten und großartigſten Unternehmungen ſtets einen guten Boden finden. Sehr bezeichnend für den

*) 25 Buſhels = 20 Centner.

Charakter der Stadt und ihrer Bewohner ist der Witz, es sei einer von Chicago gewesen, der sich auf freiem Felde zum Schlafen niederlegte und mit einem Hotel über sich aufwachte.

## 4. Flußdampfer und Panzerschiffe.

### Die Mississippidampfer.

Eine ganz eigentümliche Art von Dampfschiffen findet man auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen. Ihrer Bauart liegt hauptsächlich der Zweck zum Grunde, auch bei niederem Fahrwasser schnell und mit bedeutender Ladung vorwärts zu kommen. Sie haben deshalb keine Kiele, sondern sind unten ganz flach gebaut und laufen nach vorn zu in eine scharfe Spitze aus. Der unterste Raum in den größten Schiffen dieser Art ist kaum 2 m tief; die Maschinen und Kessel befinden sich auf dem unteren Deck, also nicht im Schiffsraume, wie anderwärts. Ein solches Boot hat je nach Verhältnis der Größe 2—8 Kessel, die nebeneinander auf dem Vorderdeck stehen, und deren Öffnungen sich gerade unter den Kaminen befinden. Meistenteils hat jedes Boot zwei Maschinen hinter den Kesseln mit horizontalem Hochdruck; denn weil sich im Strome ungeheure Sandmassen anhäufen, können die sonst üblichen Maschinen nicht angewandt werden, weil die Pumpen mit dem Wasser zugleich den Schlamm in den Kessel und durch den Dampf in die Röhren führen würden.

Hinter dem Maschinenraume ist das untere Deck, der Platz für diejenigen, welche billig reisen und dafür arbeiten wollen; dasselbe ist oft so vollgepfropft, daß kaum der vierte Teil der daselbst Befindlichen zu gleicher Zeit schlafen kann; ereignet sich ein Unglück, so leiden diese Unterdeck-Passagiere — gewöhnlich Einwanderer — am meisten.

Die Maschinen der Mississippi-Dampfschiffe werden nicht mit Steinkohlen, sondern mit Holz geheizt, das bisher in unerschöpflicher Fülle sich dargeboten hat und noch eine geraume Zeit lang darbieten wird. Beim Einnehmen des Holzes müssen die Deckpassagiere hilfreiche Hand leisten; dafür fahren sie sehr billig, denn von New-Orleans nach St. Louis, eine Strecke von 1200 engl. Meilen, bezahlen sie etwa $2^1/_2$—3 Dollars.

Über dem unteren Deck erhebt sich der Salon, der die ganze Länge des Schiffes einnimmt. Auf beiden Seiten desselben befinden sich die Staatszimmer, jedes für zwei Passagiere und äußerst elegant eingerichtet und zugleich Wohn- und Schlafzimmer. Jedes dieser Staatszimmer hat zwei Thüren, durch die es auf der einen Seite mit dem Salon, dem gemeinsamen Speisezimmer und auf der anderen Seite mit der um das Boot herumlaufenden Galerie verbunden ist. An schönen Tagen und an heiteren Abenden kann somit der Passagier in aller Bequemlichkeit von seinem Zimmer

aus die ſtets intereſſante Scenerie der Landſchaft ſich betrachten; überhaupt lebt man wohl auf keinem Dampfſchiffe der Welt ſo angenehm, als auf den Miſſiſſippibooten. Der Fahrpreis iſt in anbetracht der vortrefflichen Einrichtungen außerordentlich gering. Man bezahlt von New-Orleans nach St. Louis 15 Dollars (63 Mark); dafür hat man ein ſchönes Zimmer, täglich 3 Mahlzeiten, Bedienung ohne Trinkgelder. Der läſtige Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch von Trinkgeldern iſt auf allen amerikaniſchen Dampfſchiffen und Gaſthöfen abgeſchafft.

Das obere Deck iſt der gemeinſame Aufenthalt für die Salonpaſſagiere. Das hohe Häuschen auf demſelben hinter den Kaminen iſt der Platz für den Steuermann; es muß immer hoch und auf dem Vorderteile des Schiffes angelegt ſein, damit der darin befindliche Lotſe eine Strecke weit vorausſehen kann, ob Sandbänke oder Baumſtämme im Wege ſind, welche letztere oft in Maſſen den Fluß hinuntertreiben und, im Schlamm oder in Strudeln ſtecken bleibend, den Dampfſchiffen große Gefahr bringen. Die übrigen Zimmer im Turme ſind ausſchließlich für die Lotſen und Maſchiniſten. Die lange Stange, welche ſich auf der äußerſten Spitze des Schiffes erhebt, mit der großen ſchwarzen Kugel, dient dem Steuermann als Viſir.

Bei gutem Waſſerſtande fährt man in 4—5 Tagen von New-Orleans nach St. Louis; von hier bis zu den Waſſerfällen von St. Anthony — eine Strecke von 1000 Meilen — braucht man gewöhnlich 8, bei niederem Waſſer auch wohl 10 Tage wegen der Stromſchnellen, wo die Schiffe durch Ausladen eines Teils der Güter erleichtert werden müſſen.

Zwiſchen New-Orleans und St. Louis fahren die größten Dampfſchiffe; weiter oben iſt der Fluß nicht tief genug, und man hat dort kleinere Boote. Die erſteren legen trotz ihrer Größe und Maſſenhaftigkeit 13 engl. Meilen in der Stunde gegen die Strömung zurück! Die Maſchinen brauſen, knarren und pfeifen von der Gewalt des mächtig arbeitenden Dampfes, und es iſt nicht ſelten, daß die Dampfkeſſel ſpringen; aber der Amerikaner muß ſich ſchnell bewegen und ſollte es ihm das Leben koſten.

Mehr als 4—5 Jahre hält keins dieſer Dampfboote aus; wenn ſie auch mit Vorſicht behandelt und nicht von gefährlichen Zufällen betroffen werden. Denn wegen des flachen Bodens kann der Bau nicht ſehr ſtark ſein. Bleiben ſie auf Sandbänken hängen, ſo können ſie nur mit großer Beſchädigung des Bodens wieder flott gemacht werden. Die Maſchinen und Keſſel werden dann herausgenommen und zu neuen Schiffen verwendet; das alte Boot wird als Werftboot benutzt, um Güter und Paſſagiere darauf zu landen. Gewöhnlich findet man ſolche auf den Landungsplätzen der verſchiedenen kleineren Städte, wo ſie ſelbſt als Kaufläden und Wirtshäuſer gebraucht werden. Die größten Dampfboote halten 12—1400 Tonnen und ſind zuweilen über 100 m lang.

## Hudsondampfer.

Diese Kolosse erinnern an Paläste europäischer Großen, von denen sich sagen läßt, sie könnten für ganze Ortschaften gelten, und deren Anblick stets nur aus einiger Entfernung übersichtlich wird, während ihre Einzelheiten immer insbesondere anzuschauen sind. Gegen Abend pflegen an allen Wochentagen immer zu gleicher Zeit oft 5—6 solcher Leviathans ihre Fahrten stromaufwärts zu beginnen, und es gehört viel Gleichgültigkeit dazu, um nicht jedesmal durch solchen Anblick hingerissen zu werden. Steht man etwa am Ufer in Hoboken, so scheint es, als lösten sich ganze Partieen New-Yorks los und träten eine Wanderung ins Innere des Landes auf der großen Wasserstraße an. Unwillkürlich wird man gereizt, solche Fahrt mitzumachen, und gälte es nur, das menschliche Treiben auf diesen Dampfern kennen zu lernen. Auch die Hudsondampfer erster Klasse haben unter ihren Verdecken geräumige Säle, die als Speisesalons und nebenbei auch wohl zur Unterbringung von Passagieren für Tag- und Nachtreisen benutzt werden; sowie auf den Verdecken elegant eingerichtete weite Salons in ein oder zwei Stockwerken sich befinden zur Versammlung der „Ladies und Gentlemen". Auf dem ersten Geschosse der Dampfer sind öfters nur Verdachungen zum Aufenthalt im Freien, um — geschützt gegen Regen und Sonne — die Stromscenerie genießen zu können. Diese lobenswerte Einrichtung ist auch auf solchen Dampfern angebracht, welche zwei Stockwerke auf dem Verdeck mit doppelten Salons haben, nur sind dann die Räume unter den Verdachungen beschränkter. In der mittleren Etage befinden sich die kolossalen Hochdruck-Dampfmaschinen und die Warenräume; darunter, im unteren Schiffsraum, ist die Küche und die Restauration mit ihrem großen Speisesaal. Die Hudsondampfer haben insofern einen besondern Charakter, als ihr Bau jenen scharfen Schnitt zu zeigen pflegt, der „amerikanisch" genannt zu werden verdient, und welcher die auf Schnelligkeit gerichtete Neigung des amerikanischen Schiffsbaues hauptsächlich dokumentiert. Der Kiel läuft gleich einer langen, allmählich zugeschliffenen Degenspitze aus, die, von der Dampfkraft getrieben, sich ins Wasser bohrt.

## Panzerschiffe.

(Eine Scene aus dem Bürgerkriege.)

Am 8. und 9. März 1862 fand bei Newport News und Fort Monroe ein Seegefecht statt, das eine neue Epoche in der Schiffsbaukunst und im ganzen Kriegswesen begründet hat.

Nachdem der Krieg der abtrünnigen südlichen Staaten der Union mit den mächtigeren Nordstaaten ausgebrochen war, erkannten jene, die Sklavenstaaten, wohl, daß sie der Seemacht der Union nicht gewachsen seien, und die Not gab ihnen den glücklichen Gedanken ein, auf dem Meere mit Eisen gegen Holz zu kämpfen, und so baueten sie in der kurzen Zeit von 10 Mo-

naten die ſchwere eiſengepanzerte Fregatte „Merrimac“. Dieſe war ganz abweichend vom Bau der engliſchen und franzöſiſchen Panzerſchiffe konſtruiert, indem ſie dem Feinde gar keine ſenkrechten Wände zum Schuß darbot, vielmehr den ganzen kahlen Oberbau nur in Bogenlinien und ſpitzen Winkeln dachartig niederſenkte, ſo daß er bis ½ m unter den Waſſerſpiegel reichte. Auf jeder Seite war ſie mit 4 Dahlgreen- und 2 Armſtrong-Kanonen bewaffnet; am Bug, an der Waſſerlinie, führte ſie zwei ſtarke ſcharfe eiſerne Spitzen, geformt wie Pflugſcharen und etwa 2 m einander entfernt.

Es fehlte nicht viel, ſo hätte der „Merrimac“ die ganze Unionsflotte vernichtet. Der offizielle Bericht des Hergangs an den Marineſekretär lautet: „Fort Monroe, 8. März. Geſtern erhielten wir die Kunde, daß ein verdächtig ausſehendes Fahrzeug, das man für den Merrimac hielt, und das wie ein untergetauchtes Haus ausſah, deſſen Dach allein über dem Waſſer iſt, von der Rebellenfeſte Norfolk herunterkomme. Unſere Fregatten Cumberland und Congreß feuerten Signalſchüſſe ab, um die Kriegsſchiffe Minneſota, St. Lorenz und Ranoke von der bevorſtehenden Gefahr in Kenntnis zu ſetzen. Es ragte nichts aus dem Waſſer empor, als eine Flaggenſtange mit der flatternden Rebellenflagge, und ein kurzer Rauchfang wurde ſichtbar. Das Ungeheuer ging langſam vorwärts und dampfte geraden Wegs nach den Fregatten Cumberland und Congreß. Sobald es auf Schußweite von Cumberland angekommen war, ließ dieſer ſeine ſchweren Geſchütze auf dasſelbe ſpielen; aber die Kugeln trafen und prallten ab, ohne mehr Wirkung zu thun, als Erbſen aus einer Knallbüchſe. Die Geſchützpforten des Rebellenſchiffes waren alle geſchloſſen, und es ging ſchweigend, aber unter vollem Dampfe, vorwärts. Während ſo auf der einen Seite der Merrimac ſich den beiden Fregatten näherte, kamen die eiſengepanzerten Rebellendampfer Jamestown und Yorktown den Jamesfluß herab und engagierten unſere Fregatten auf der andern Seite. Die Batterieen Newport News ſpielten auf dieſe Dampfer und thaten ihr möglichſtes, um den Fregatten Cumberland und Congreß beizuſtehen, die als Segelſchiffe den nahenden Dampfern preisgegeben waren. Inzwiſchen verfolgte der Merrimac unbeirrt ſeinen Lauf und näherte ſich langſam dem Cumberland, als dieſer und der Congreß in einer Entfernung von einigen hundert Schritten volle Breitſeiten auf das eiſengepanzerte Ungeheuer entluden, die jedoch wirkungslos blieben, indem die Kugeln abprallten, ſo daß der Merrimac nur einen Augenblick in ſeinen Bewegungen aufgehalten wurde. Nachdem er die erſte Breitſeite von den beiden Fregatten erhalten hatte, rannte nun der Merrimac auf den Cumberland los, traf ihn ohngefähr in der Mitte und brach wörtlich ſeine Seitenwände auf. Dann ging er zurück, feuerte eine Breitſeite auf das jetzt ſchon kampfunfähige Schiff und ſtürzte ſich nochmals mit ſeinem eiſengepanzerten Schiffsſchnabel auf dasſelbe. Er ſtieß dasſelbe in die Seite und überließ es dem Sinken, während er mit der Fregatte Congreß anband. Der Congreß hatte inzwiſchen ein hitziges Gefecht mit dem Jamestown und Yorktown beſtanden, und als er die Hoffnungsloſigkeit des Widerſtandes ſah, ſo ſtrich er ſofort die Flagge.

Jetzt steuerten die Rebellenschiffe auf die Fregatten St. Lorenz und Minnesota los und ein Kampf begann mit diesen Schiffen, bis die Nacht hereinbrach und der Merrimac sich zurückzog. Am Abend um 10 Uhr kam der Monitor in Monroe an und eilte sogleich unseren Kriegsschiffen zu Hilfe. Am Morgen des 9. zeigten die Rebellendampfer sich wieder, der Monitor ging ihnen mutig entgegen und alle, bis auf den Merrimac, zogen sich zurück. Die beiden eisengepanzerten Fahrzeuge fochten, indem sie sich eine zeitlang berührten, von 8 Uhr vormittags bis nachmittags, wo sich der Merrimac in beschädigtem Zustande zurückziehen mußte. Der Monitor blieb unverletzt. Der Leutnant Worden, Kommandant des Monitor, wurde verwundet, als er aus dem Radhaus herausſah.

Der „Monitor" war nur ein kleines Kanonenboot, dem niemand eine solche Heldenthat zugetrauet hätte. Als die Kunde von der Erbauung des furchtbaren Merrimac nach dem Norden drang, war bereits von dem berühmten schwedischen Techniker Ericsson in New-York ein Mahner (Monitor) in Angriff genommen. Der Rumpf desselben besteht aus zwei besondern Körpern, von welchen der untere, etwa 2 m hoch, das eigentliche Boot darstellt und den Raum für Maschine, Steuervorrichtung, Mannschaft ꝛc. enthält. Dieser Teil des Fahrzeugs liegt tief unter Wasser und wird auf allen Seiten von dem oberen schußfest gepanzerten Körper so weit überragt, daß eine Kanonenkugel ihn erst nach einem 8 m weiten Lauf durch das Wasser erreichen könnte und daher ganz unschädlich sein würde. Der obere Körper ist $1\frac{1}{2}$ m hoch, ragt aber nur $\frac{1}{2}$ m weit aus dem Wasser hervor. Das Oberdeck ist flach und trägt einen runden, eisernen, 670,000 Pfund schweren Turm, welcher bombenfest ist, sich mit Leichtigkeit um seine Achse drehen läßt und die Bewaffnung des Fahrzeugs enthält. Diese besteht freilich nur aus zwei Kanonen, welche aber runde Kugeln von 184 Pfund und kegelförmige von 350 Pfund werfen können. Der „Monitor" hatte in jenem Gefechte seine aus Schmiedeeisen gedrehten 184 Pfund schweren Geschosse noch nicht gegen den Merrimac angewendet, weil man diese noch nicht versucht hatte und eine Explosion fürchtete. Die Kugeln des Monitor waren ähnliche, wie die gegen das Fort Pulaski verwendeten, und doch schlugen sie drei Lecks in den Panzer des Merrimac, der weit stärker ist, als der Panzer des englischen „Warrior" und des französischen „Gloire". Beim nächstenmal wird wohl das Schmiedeeisen zur Verwendung kommen, und wenn das noch nicht genügt, so hat man Projektile von Gußstahl in Bereitschaft.

Die Stückpforten des Turmes auf dem Monitor schließen sich in dem Augenblick, wo die Kanone abgefeuert ist, durch eine bombenfeste Schutzplatte. Für Ventilation ist durch siebartige Durchlöcherung des Eisenpanzers gesorgt. Außer dem Turm ragt über das Deck nur noch der etwas über 1 m hohe Schornstein hervor und das Steuermannshäuschen, das vorn steht. Das vor dem Turm befindliche Radhaus kann mit seinem bombenfesten Dache so tief versenkt werden, daß es mit der Decke gleich ist. Das ganze Schiff wiegt 1,400,000 Pfund.

In kurzer Zeit wurde nun eine Flotte von 35 Panzerschiffen hergestellt. Es war vorbei mit den Holzschiffen. Es ist aber auch vorbei mit den steinernen Festungsmauern. Welche Mauer soll den schweren gezogenen Kanonen eines Schiffes widerstehen, das ohne alle Gefahr in einer Entfernung von 100 m vor Anker gehen kann? Die Festungen wie die Schiffe müssen nunmehr gepanzert werden, und der Festungsbau erleidet dadurch eine eben so große Umwälzung wie der Schiffsbau.

Wir sind jetzt (1877) zu Riesenkanonen fortgeschritten, welche auf 1800 m Entfernung eiserne Platten von 61 cm Dicke durchbohren. Das sind die Kruppschen Gußstahlkanonen von 57 Tonnen. Im Jahr 1876 ward schon ein Geschütz von 100 Tonnen hergestellt, und auch dabei wird man nicht stehen bleiben.

## 5. Die Union-Pacific-Eisenbahn.

Wenn es in den Absichten der Vorsehung gelegen ist, die verschiedenen Nationen der Erde zusammenzubringen, dieselben allmählich enger mit gesellschaftlichen Banden zu umschlingen, sie in ihren Religionen, Sitten, Gewohnheiten und Gesetzen wie in der allgemeinen Bildung einander mehr und mehr zu assimilieren, somit den ethischen Standpunkt der Menschheit und deren Kultur überhaupt zu heben und zu veredeln: dann hat das gegenwärtige Zeitalter zur Realisierung jener großen providentiellen Plane ungleich mehr beigetragen, als alle früheren Perioden und alle Generationen, welche seit den Tagen, in denen das römische Reich der Welt Gesetze, Ordnung und Civilisation gegeben, die Länder des Erdkreises bevölkert haben. Die Eisenbahn, das Dampfboot und der Telegraph, Entdeckungen und Erfindungen der neueren Zeit, haben im Laufe von 20 Jahren den allgemeinen Verkehr zu größerer Entwickelung gebracht, als er ohne dieselben in eben so vielen Jahrhunderten würde haben erreichen können. Seitdem die erste Lokomotive vor wenigen Decennien über eine kaum anderthalb Meilen lange Schienenstrecke dahinbrauste, um aus einem reichen Kohlenschachte der nahen Fabrikstadt schnell und billig Brennstoff zuzuführen, hat die Anlage dieser Art von Verkehrswegen so ungeheure Dimensionen angenommen, daß die Länge der im Betriebe stehenden Eisenbahnen schon zu Anfang des Jahres 1862 der dreifachen Ausdehnung des Äquators nahegekommen war, heute aber dieselbe um ein Bedeutendes übertrifft. Es giebt keinen Weltteil mehr, der nicht seine Schienenwege aufzuweisen hätte. Ein Land, das derselben gänzlich entbehrt, kann fernerhin nicht mehr zu den civilisierten gezählt werden, und es würde mit vollem Rechte der Vorwurf der Barbarei auf ihm lasten, wenn es sich der Einführung und Benützung dieses modernen Verkehrsmittels widersetzen wollte. Uralte Kulturgebiete Asiens, seit vielen Jahrhunderten in

Stagnation und Lethargie befangen, beginnen auf den grellen Pfiff des Dampfwagens zu neuem Leben zu erwachen.

In den Fluten des Indus und Ganges spiegeln sich die langgedehnten Reihen der Waggons, die, hier von Calcutta, dort von Hyderabad aus, an den Ufern der heiligen Ströme dahinfliegend, den Fuß des Himalaya zu gewinnen streben; die düsteren Wölbungen der Felsentempel in den Ghatgebirgen erdröhnen bereits von den Hammerschlägen der Arbeiter, die beim Bau der projektierten Bahn von Bombay durch das Plateau von Decan nach Bengalen beschäftigt sind. In nicht fehr ferner Zeit werden auch Antiochia und Bassora die großen Auslaufsstationen jener Weltbahn bilden, welche die einst mit überschwenglicher Fruchtfülle gesegneten Ebenen des Euphratthales zu durchschneiden und Indien auf der kürzesten Route mit Europa zu verbinden bestimmt ist; neben den Ruinen von Babylon und Ninive, an der Stelle der großartigsten Götter- und Königsbaue, werden sich bald Hauptbahnhöfe mit luxuriösen Restaurationen und geräumigen Warenmagazinen nach europäischer Art erheben.

Am raschesten und großartigsten haben sich die Eisenbahnanlagen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgedehnt. Im Jahre 1862 hatten alle in Betrieb stehenden Eisenbahnen der Erde eine Gesamtlänge von 75,000 engl. Meilen. Davon entfielen auf die Staaten der Union allein nahezu die Hälfte. Während daselbst 34,000 Meilen bereits in wirklicher Operation standen, waren weitere 18,000 Meilen im Bau begriffen, was zusammen die beträchtliche Zahl von 52,000 Meilen Eisenbahn ausmacht. Die Kosten dafür sind auf 6000 Mill. Francs veranschlagt. Mit welcher Hast in Nordamerika nützliche Werke unternommen und ausgeführt werden, mag am besten daraus hervorleuchten, daß von den angegebenen, im Betriebe stehenden Bahnmeilen mehr als zwei Drittel das Resultat des letzten Decenniums allein sind; denn am 1. Januar 1852 repräsentierte das Eisenbahnsystem der Union noch nicht mehr als 10,900 Meilen Schienenlänge. Der Staat New-York allein, dessen Flächenraum um ein Drittel kleiner ist, als Ungarn, hat nach Abrechnung seiner vielen Stadtbahnen 2710 Meilen Eisenbahn aufzuweisen. Die Bahn, die nun vollendet ist, verbindet New-York und Californien. Die Strecke wird jetzt in etwa 6 Tagen zurückgelegt werden,*) wozu man sonst ebenso viele Wochen, ja Monate brauchte, um halb auf Land- halb auf Seewegen die fernen Punkte des Weltteils zu durchreisen.

*) Der Fahrplan giebt folgende Hauptstationen und Fahrzeiten an:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Von New-York nach Chicago | 911 | engl. Meilen | 36½ Stunden. |
| Von Chicago nach Omaha | 491 | " | 24½ " |
| Von Omaha nach Bryan | 858 | " | 43 " |
| Von Bryan nach Ogdon (Utah) | 233 | " | 10½ " |
| Von Ogdon nach Elko (Nevada) | 378 | " | 12½ " |
| Von Elko nach Sacramento | 465 | " | 31 " |
| Von Sacramento nach St. Francisco | 117 | " | 3½ " |
| Zusammen | 3358 | engl. M. | in 161½ Stunden. |

Aber auch die sechstägige Reise soll die Fahrgäste nicht von der Civilisation trennen. Die Passagierwagen enthalten Schlafzimmer, Restaurationen und Lesekabinette. Ja, ein Druckerei-Waggon begleitet jeden Zug, worin täglich zwei Zeitungen redigiert, gedruckt und expediert werden, welche die telegraphischen Nachrichten verbreiten, die der Draht von Ost und West her voraus sendet, um die Reisenden von allen Weltbegebenheiten schnell in Kenntnis zu setzen.

Vorerst stehen 2000 Güterwagen bereit, um die Produkte von Ost und West und den dazwischen liegenden Strecken hin und her zu befördern. Die Erweiterung des Verkehrs wird auch die Hilfsmittel des Gütertransports erweitern. Bereits sind 350 Lokomotiven zum Dienst bereit und auf der Strecke verteilt. Wasser-Reservoire, Kohlen- und Holzschuppen, Werkstätten und Stationspunkte sind angelegt; Bergdurchstiche und Thaldämme, Tunnel und Brücken, Felsengruppen und Urwaldlichtungen bieten auf der Fahrt reiche Abwechselung. Der Schienenweg von Ozean zu Ozean verkürzt die Reise um das Erdenrund, denn dem großen Werke schließt sich schon der Plan einer regelmäßigen Dampfschiffahrt an über den stillen Ozean nach dem asiatischen Festland, einen neuen Ring bildend in der Kette, welche das Erdenrund umspannen soll.

Das erstaunlichste, kostbarste und bedeutendste Werk, welches jemals auf der Welt versucht worden sein mag, ist der Bau einer Eisenbahnlinie vom Mississippi nach der Küste des stillen Meeres. Es war nicht bloß die Entfernung, eine Strecke von mehr als 2000 engl. Meilen, was die Leute abschrecken konnte, eine solche Riesenarbeit zu unternehmen, sondern es war außerdem auch Thatsache, daß die Bahn durch Gegenden geführt werden mußte, welche von civilisierten Menschen noch niemals betreten worden sind, wo es noch keine Ansiedelungen von irgend einer Bedeutung giebt, über und durch Felsengebirge, deren Höhe die höchsten Spitzen der europäischen Alpen noch überragt. Allein die Eisenbahnverbindung zwischen den atlantischen und den Pacific-Staaten war von den Nordamerikanern schon lange als eine militärische, kommerzielle und soziale Notwendigkeit anerkannt worden, und sie sind kein Volk, das sich durch Schwierigkeiten von irgend einem, wenn auch nicht direkt vorteilhaften, aber dabei unabweisbaren Unternehmen zurückschrecken ließe.

Wie die Eisenbahn nach dem stillen Meere gebaut ward, darüber brachte ein amerikanisches Blatt, „Philadelphia Demokrat", folgende interessante Notizen, die unsern Lesern willkommen sein werden: Die Generale J. S. und D. E. Caseman von Ohio nivellieren die Bahn, legen die Geleise und errichten die Telegraphen. Voran ziehen die 2000 Arbeiter, welche die Nivellierung besorgen, und diese sind schon bis Beach Hill (Nebraska) vorgedrungen. Sie legen das große Werk auf indischen Schlachtfeldern und unter täglichen Kämpfen an. Die Äxte der 1500 Holzfäller erklingen in den Black-Hills, auf den Laramie-Steppen und in den Päßen der Rocky-Mountains. Eine Meile vor denjenigen, welche die Geleise legen, sind die drei Abteilun-

gen, welche die Legung der Querschwellen besorgen. Zuerst setzen die Ingenieure ihre Nivellierstangen in Entfernungen von 30, resp. 15 m; dann werden die Schwellen von der zweiten Abteilung gelegt; die dritte Abteilung legt die Bindehölzer und die Unterlage für das Eisen ist fertig. Zwanzig Meilen weiter zurück sind die endlosen Konstruktionszüge, mit allem für die Arbeit Nötigen beladen. Dem Arbeitsplatze am nächsten und demselben Stunde auf Stunde folgend, sind die Wohnungswagen (Boarding Cars), das Lager der Tausende von Arbeitern. Die Boarding Cars sind je 25 m lang; einige enthalten Betten, zwei sind als Speisezimmer eingerichtet, einer dient als Küche, Vorratskammer ꝛc. Viele, welche die frische Luft vorziehen, haben unter dem Ganzen Hängematten angebracht. Überall hängen, so daß man sie gleich zur Hand hat, geladene Büchsen und Revolvers. Die Arbeiter müssen sich eben selbst schützen, ohne Hilfe von der Regierung. Die Abteilung der Schienenlegung zählt 400 Mann: auf den bereits fertigen 350 Meilen sind 1000 Arbeiter fortwährend mit dem Ausbessern der Geleise und der Vervollkommnung des Bahnweges beschäftigt. Die Boarding Cars gehen voran; sie werden bis an das äußerste Ende des Geleises vorgeschoben, dann folgt ein Konstruktionszug, ladet sein Material ab und fährt wieder zurück, um neues zu holen. Drei Schleppwagen, jeder von zwei Pferden gezogen, fahren zwischen den Schienenlegern und den Vorräten hin und her. Die Pferde laufen außerhalb der Geleise und ziehen an langen Seilen, wie bei Kanalbooten, damit sie den Arbeitern nicht im Wege sind. Nachdem abgeladen ist, werden die Pferde im Galopp zurückgeritten, um neue Ladungen zu holen, und so geht es den ganzen Tag in unabläßiger Geschäftigkeit fort. Sobald die Schienen ankommen, werden sie einzeln auf die Rollen geworfen, dann von drei Männern ergriffen und in die gehörige Entfernung vorgeschoben; mittlerweile sind die Unterlagen gestellt, die Schiene wird darauf geworfen und ein neues Glied ist fertig. Alle 30 Sekunden ertönt der Ruf „Nieder, nieder!" auf beiden Seiten des Geleises und bezeichnet den Fortschritt des Riesenwerkes. Hierauf folgen die Arbeiter, welche die einzelnen Schienen an einander festnieten und die Zwischenräume ausfüllen. Sowie die Ausfüller das Geleise verlassen, können volle Züge mit einer Geschwindigkeit von 20 Meilen in der Stunde über dasselbe laufen. Die Axt- und Hammerschläge, das Niederfallen der Schienen, das Getriebe der Cars und dazu die fortwährenden Angriffe der wilden Sioux und anderer feindlichen Indianerstämme geben ein Schauspiel, wie die Welt noch keines gesehen hat. Am 9. Juli 1866 waren nur 40 Meilen der Bahn fertig. In 182 Werktagen wurden weitere 245 Meilen im besten Zustande hergestellt. Sieben Sägemühlen liefern die Bindeschwellen und Hölzer. Alle Brücken sind fertig, die einzelnen Stücke numeriert, und sie können, wo man sie braucht, ohne Verzug aufgeschlagen werden.

Schon im Jahre 1870 war die ganze Bahn vollendet; man hatte gemeint, das Riesenwerk würde 10 Jahr zur Vollendung bedürfen und —

Dank der Organisation und Teilung der Arbeit — es war in 3 Jahren vollendet!

Am 10. Mai 1869 feierte man den großen Sieg, den die Civilisation über die widerstrebende Natur errungen und sämtliche Staaten und Städte, die an der neuen Weltbahn liegen, nahmen an dem Feste Teil. Vom Staate Californien brachte der Zug eine silberne Platte, auf welcher ein Lorbeerkranz graviert war, herbei, um die letzte Schiene zu schmücken. Die Arbeit wurde vollendet in dem Momente, wo die Uhren im Osten der Bahn auf 3 Uhr 16 Min. nachmittags, die Uhren im Westen der Bahn auf 11 Uhr 40 Min. vormittags zeigten. Und im selben Momente brachte der Telegraph die Nachricht nach New-York, über eine Strecke von mehr als 600 deutschen Meilen. Die Sonne legt dieselbe erst in $3^1/_2$ Stunden zurück, d. h. wenn die aufgehende Sonne den Anfang der Bahn am atlantischen Ozean bestrahlt, so dauert es noch 3 Stunden 36 Minuten, bevor das Ende der Bahn das Licht der aufgehenden Sonne empfängt.

## Das fahrende Hôtel der amerikanischen Westbahn.*)

Was das Reisen auf Eisenbahnen betrifft, so haben wir in Europa keine Einrichtung, die so viel Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und Eleganz darbietet wie der Pulman-Hôtel-Expreß-Train auf den Union- und Central-Pacific-Bahnen, der zwischen Omaha und San-Francisco seine Fahrten macht.

Dieser „Zug" ist für die ganze Reise in folgender Ordnung gebildet. Zuerst, nach der Maschine, kommt der Gepäckwagen, der so gebaut ist, daß er nötigenfalls auch Reisende aufnehmen kann; dann der Rauchwagen, an dessen einem Ende sich die Speisekammer befindet, in welcher für die ganze Fahrt Lebensmittelvorräte in Eiskisten und Provisionskellern aufbewahrt werden, ganz so wie in einem Gasthof ersten Ranges. In der Rauch-Abteilung sind die einem solchen Zimmer zukommenden Möbel, Stühle, Tische ꝛc. zu finden. Jeder der Gepäck- und Rauchwagen ist 15 m lang und 3 m breit — die gewöhnliche Breite des Zugs. Dann kommt der Speisewagen, 17 m lang, mit der Küche an einem Ende, die ungefähr ein Drittel des Wagens einnimmt. Hier sind alle Bequemlichkeiten unserer Eßzimmer zu finden und man sitzt ruhig zu Tische, während der Zug mit Windeseile dahin braust, dem Ziele der Reise entgegen.

Bist du, lieber Leser, in den Speisewagen eingetreten, um eine Mahlzeit zu halten, so findest du neben dir einen Glockenzug; du klingelst und ein schwarzer Aufwärter, reinlich in eine weiße Jacke gekleidet und das Abzeichen der Pulman-Company tragend, erscheint und legt dir eine Speisekarte vor. Während du in Betreff deines Appetits mit dir zu Rate gehst, was du verlangen willst, bedeckt der Aufwärter deinen Tisch mit reinlichem Linnen, berührt eine Feder, öffnet den Spiegel zwischen den Fenstern neben dir und enthüllt deinem Auge das zu jeder Mahlzeit gehörige Silberservice. Kaum

*) Chambers-Journal. Vgl. Ausl. 1870.

ist dies geordnet, so ist auch schon dein Auftrag ausgeführt und vor dir steht dampfend heiß dein Stück Rind- oder Antilopenfleisch, deine Gebirgsforelle oder dein gebratenes Hühnchen. Wein, Thee, Kaffee oder frische Milch stehen dir zu Gebot. Die Speisekarte giebt dir Auskunft, wie viel du verzehrt, d. h. wie teuer du gespeist hast.

Nun kommt einer der Salon- und Schlafwagen (drawing-room und sleeping cars), welche, auf das bequemste eingerichtet, sanft und sicher dahin rollen. Sofas und Lehnstühle stehen an den Seiten; Doppelfenster schließen Hitze, Staub und Kälte aus; kräftige Ventilatoren erneuern die Luft ohne unangenehmen Zug. Bei Nacht verwandeln sich Sofas und Stühle in Bettstellen; eine Haarmatratze fällt von irgend einer Bergestelle herab, reinliche Betttücher, Wolldecken und Überzüge gleiten vermittelst Springfedern da und dort heraus und Schiebschirme und Vorhänge vollenden dann ein Lager, wie du es in deinem eigenen Schlafzimmer nur wünschen kannst.

Wir kommen zum eleganten Salonwagen, dem allgemeinen Stelldichein für die Reisenden des ganzen Zugs, wo man sich, besonders abends, zu freiem Verkehr wie eine Familie versammeln kann. In der Mitte des Wagens ist ein Salon-Harmonium von bester Konstruktion und hier, inmitten eines durch gedämpfte Lichter erhöhten Prunks, bei schwellender Musik oder im heitern Gespräch schwinden die Stunden unmerklich dahin. Erforderlichen Falls bietet auch dieser Wagen Schlafstätten dar für nicht weniger denn 28 Personen.

Dem Salonwagen folgen wieder zwei Gesellschaftswagen und damit ist der Zug vervollständigt. Alle Wagen sind durch Lampen, die von der Decke herabhängen oder an den Seiten angebracht sind, beleuchtet; bei Tage werden diese Lampen durch Spiegel verdeckt, die bei Nacht in eine Fuge geschoben werden.

Die Erwärmung der Wagen geschieht durch heißes Salzwasser, das in Röhren unter den Sitzen hinzieht, immer gleichmäßig in Thätigkeit ist und nie gefriert. Dadurch gewinnen alle Wagen eine angenehme gleiche Temperatur.

Die Konstruktion der Pulmanschen Wagen ist von ausgezeichneter Solidität. Bei Unfällen haben sie sich vorzüglich gehalten.

Wie und wodurch ist aber das alles so hergestellt worden? Das Hauptverdienst hat Herr Pulman, der, nachdem er reiflich über seinen Plan nachgedacht hatte, im August 1867 eine Aktiengesellschaft gründete (die Pulman Palace Car Company), die jetzt bereits ein Betriebskapital von 6 Millionen Dollars hat. Sie hat ihren Hauptsitz in Chicago, wo an der Michigan-Avenue vor dem Dearborn-Park sich die Bureaux des Präsidenten, der Schriftführer, Inspektoren ꝛc. nebst den Vorrats-Niederlagen befinden, worin beständig alles, was man für Reparatur, Ausrüstung und Verproviantierung der Wagen braucht, zu finden ist. Dieses Bureau steht durch den Telegraphendraht mit den sämtlichen Eisenbahnlinien in Verbindung, auf denen sich die Wagen bewegen, deren Kondukteure täglich nach Chicago Bericht erstatten.

Bei dem Bureau ſind auch die Zimmer der Zeichner, welche fortwährend mit der Ausarbeitung neuer Pläne und Verbeſſerungen der Wagen beſchäftigt ſind. Die Geſellſchaft beſitzt bereits 300 im Gebrauch befindliche Wagen. Sie liefert der Eiſenbahn dieſelben aufs eleganteſte ausgeſtattet, in genügender Anzahl, um ſtets den Anforderungen der Reiſenden, welche Schlafräumlichkeiten wünſchen, genügen zu können. Die Eiſenbahngeſellſchaft benutzt die Wagen, hält ſie in guter Ordnung, zieht die gewöhnlichen Fahrpreiſe ein, während der Überſchuß, d. h. der Verkauf von Bettſtellen an die Reiſenden, welche Schlafſtätten wünſchen, desgleichen das, was die Bewirtung der Gäſte einbringt, der nicht geringe Gewinn der Pulman-Geſellſchaft iſt, deren Eigentum die Wagen ſind.

## 6. New-York.*)

London, Paris — dann folgt die dritte Weltſtadt New-York. Die amerikaniſche Hauptſtadt hat ſich aber mit zauberhafter Schnelligkeit entwickelt, wie keine andere. Sie hatte 1793 nur 22,000 Einwohner, 1840 ſchon über 300,000, 1850 über eine halbe Million (515,000), im Jahre 1865 726,386, 1870: 927,000, 1880: 1,206,000. Das nahe Brooklyn auf Long-Island, im Grunde bloß eine Vorſtadt New-Yorks, zählte im Jahre 1850 bereits 97,000 Einwohner, 1860 hatte ſie ſchon 270,000, 1870 circa 300,000 E., 1880 aber 566,000, ſo daß ſich auf dem kleinen Flächenraum von 30,000 Acres**) faſt 2 Millionen Menſchen zuſammendrängen. Außer Brooklyn enthalten aber auch andere Vorſtädte, wie Tompkinsville auf Staaten-Island, Morriſania und die fortlaufenden Anſiedelungen von Haarlem-River bis Fordham, endlich Jerſey-City und Hoboken eine faſt ausſchließlich zum ſtädtiſchen Verbande New-Yorks gehörige Bevölkerung von etwa 150,000 Seelen, die zur Geſamtbevölkerung der großen Mutterſtadt geſchlagen werden muß.

Das ſo ſchnell zur Großſtadt herangewachſene Brooklyn umfaßt die Privatwohnungen der New-Yorker Geſchäftsleute, die hier geſünder und billiger wohnen als in der Hauptſtadt ſelber. Zahlreiche Dampfſähren unterhalten die Verbindung mit der Mutterſtadt und demnächſt wird eine Hängebrücke, die größte auf dem Erdenrund, beide Städte mit einander verbinden. Dieſe über den Meeresarm, in welchen der Eaſt-River mündet, durch die Luft ziehende Suſpenſion-Bridge wurde von einem deutſchen Ingenieur, Namens Röbling, der auch die berühmte Niagara-Brücke hergeſtellt hat,

*) Vgl. Graf Görz, Reiſe um die Welt I. „Über große Städte" in Putnams Magazin 1855. Fr. Löher, Geſchichte und Zuſtände der Deutſchen in Amerika. Transatlantiſche Streifzüge von Max von Verſen (Leipzig, 1876).

**) 571 Acres = 905 preußiſche Morgen.

East-River-Brücke.
(Zwischen Brooklyn und New-York.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

im Plan entworfen, der auch alsbald*) ins Werk gesetzt ward. — Schon sind die ungeheuren massiven Pfeiler an beiden Ufern vollendet, die zwei Türmen gleich über das Häusermeer beider Städte emporragen als Wahrzeichen ihrer Verbrüderung. Schon sind diese Granitmassen an ihren Gipfeln durch Drahtseile verbunden und nicht lange mehr, so wird das Riesenwerk vollendet dastehen!

Die jenseits des North-Rivers gelegenen Städte Jersey-City und Hoboken werden gleichfalls von Geschäftsleuten New-Yorks bewohnt, haben aber auch als Industriestädte besondere Bedeutung. Jersey-City ist zugleich der Ausgangspunkt für alle in New-York mündenden Kontinentalbahnen und von diesem Eisenbahnverkehr mit den ungeheuren Frachtendepôts kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß auf der hier endenden großen Pennsylvaniabahn täglich 200 Eisenbahnzüge anlangen, von denen etwa die Hälfte Personenzüge sind.

Hoboken ist der Landungsplatz für die beiden großen Dampfschiffahrtslinien Deutschlands, des norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikanischen Paketboot-Aktien-Gesellschaft. Dort wohnen vorzugsweise die deutschen New-Yorker, dort haben sie ihre deutschen Geselligkeits-Vereine. Die ganze Umgebung von Hoboken, die Hügel, welche das tiefe Hackensack-Thal einschließen bis zu den Palissaden des Hudson im Norden — alles ist mit zierlichen Landhäusern und kleinen Städtchen bedeckt, deren Bewohner über Tag nur in und von New-York leben.

Die Gründe des reißenden Wachstums der Stadt New-York beruhen hauptsächlich in ihrer ausnehmend günstigen Lage auf einer Landzunge, gebildet durch zwei tiefe Wasserbetten; auf der einen Seite mündet der herrliche Hudsonfluß, auf der andern der East-River (Ostfluß) in den Meerbusen von Long-Island. Das tiefe Fahrwasser auf allen Seiten erlaubt den größten Schiffen den Zugang und bietet unvergleichliche Häfen, da die Insel Long-Island und andere kleine Inseln dergestalt vor der Mündung des Hudson lagern, daß sie vollkommen Schutz gegen Wind und Wellen gewähren. Die Landzunge aber, bis zu 2 engl. Meilen breit, ist der Art mit einem Straßennetz überzogen, daß alle Querstraßen vom Ufer der Mündung des Hudson zur gedachten Seebucht laufen. Während an jenem hauptsächlich der Verkehr mit dem Binnenlande stattfindet, die Menge von Flußschiffen und Dampfbooten des Hudson dort anlegen, kommen hier auf der Seeseite endlose Reihen von Seeschiffen bis dicht an die Quais heran und scheinen eine Fortsetzung der Straße zu bilden. Hier entfaltet sich in großartigster Weise das Leben des überseeischen Großhandels und der Reederei; die Geschäftslokale der Kaufleute, die Börse, das Zollhaus sind hier mit ihrem Getümmel und Gewimmel, und der Geschäftsmann rettet sich abends in die vom Wasser abgelegenen Stadtteile, wo es ruhiger ist.

Quer durch die vielen kürzeren Straßen schneidet die große Hauptstraße

*) Von seinem ältesten Sohn, Oberst Washington Röbling.

der Stadt „Broadway“ (der breite Weg) genannt, in der Länge von einer guten Wegstunde. Der Amerikaner nennt sie die erste Straße der Welt, und wenn dies auch in Bezug auf Schönheit große Übertreibung ist, so ist doch das rastlose, in wahrhaft fieberischer Hast sich auf- und abbewegende Menschengedränge, das immer neu sich gebärende geschäftige Treiben wirklich imposant und noch großartiger als in der City von London. Es ist für den Menschenstrom die respektable Breite von 25 m vorhanden, wer aber nicht mit derselben Hast und Gewalt fortzuschwimmen versteht, wird schier wie ein fremdartiger Körper erdrückt, gestoßen und herausgeworfen.

Broadway beginnt an der reizend gelegenen Battery, einem Park an der Spitze der Landzunge, und läuft — nicht ganz gerade, sondern mit einem Knie, bis Union-Place, in welchen schönen großen Platz der Menschenstrom gleichsam mündet und sich ausbreitet. Hinter Union-Place ist Raum genug, daß einzelne Häuser und Anlagen sich ausbreiten können. Ein kleines Gewässer, der Harlem-River, vermittelt die Verbindung zwischen dem Hudson und East-River und macht somit die Landzunge, auf welcher New-York liegt, zur Insel. Manhattan-Island ist ihr alter Name.*)

Broadway hat breite Trottoirs, auch schattige Bäume; aber die Warenballen und Verkaufsgegenstände rücken nicht selten bis auf diese Trottoirs hinaus, und die Bäume sind sehr unregelmäßig gepflanzt. Das Schöne hat eine sehr untergeordnete Bedeutung da, wo das Geschäft (business) die oberste Gottheit ist, der geopfert wird. Das allgemeine Baumaterial für die Häuser ist Backstein, der Baustil der englische — drei Fenster breit, drei Stockwerck hoch. Die Backsteine sind ziegelrot angemalt, mit weißen Zwischenlinien, was im einzelnen wohl recht sauber läßt, im ganzen aber keinen Effekt macht. Da man stets hastig und wenig solid baut, sieht man in Broadway stets Gerüste vor den Häusern zum Umbau und zur Reparatur. Die Aushängeschilder suchen sich in Größe und auffallenden Anzeigen zu überbieten. Die zahllosen Cabs und Fiaker nebst den ohne Unterlaß auf- und abfahrenden Omnibus bilden ein furchtbares Gerassel; die Omnibus haben eine echt amerikanische Einrichtung, wodurch man den Kondukteur erspart; die Wagenthür steht nämlich durch einen Riemen mit dem Sitz des Kutschers in Verbindung, der nicht eher öffnen läßt, als bis das Fahrgeld bezahlt ist. In der Bowery, einer zweiten Hauptstraße New-Yorks, die bei City-Hall in Broadway mündet, ist eine Eisenbahn mit Pferdetransport. Die Häuser sind dort geringer, niedriger; der Kleinhandel herrscht vor; deutsche Bier- und Gasthäuser, ein Theater. Rechts und links sind auf den Seitenwegen Waren ausgestellt. Doch damit nicht genug. Der Hutmacher setzt auf das Dach seines Hauses einen turmähnlichen Hut, der schon aus weiter Ferne den Kauflustigen anlockt. Dort hängt an der Front des Hauses eine

*) Der Name stammt von den Indianern und soll so viel sagen als „Ort der Trunkenheit“, da die Ureinwohner hier durch die Holländer zuerst den Branntwein kennen lernten und im „Feuerwasser“ sich berauschten. Der holländische Gouverneur Peter Minnewit kaufte i. J. 1626 die ganze Insel den Indianern um 24 Dollars heutigen Geldes ab.

kolossale Goldfeder herab, die mit ihrer Spitze auf die Schreibwarenhandlung zeigt. Der ungeheure blanke, weithin glänzende Stiefel, aus Holz gedrechselt, zeigt den Schuhmacherladen. Vor dem Tabakladen prangt eine mit grellen Farben bemalte Holzfigur.

Nur an den beiden Endpunkten von Broadway kommt das heftig pulsierende Leben einigermaßen zur Ruhe; namentlich der obere Teil mit seinen Nebenstraßen ist die Wohnung der Reichen; da giebt es Squares nach englischer Weise, mit Park-Anlagen geziert und umgittert. Die fünfte Avenue ist die Perle aller Straßen und das untere Ende derselben bildet einen der schönsten Parks von New-York, auf der einen Seite eingerahmt von der majestätischen Fronte der New-Yorker Universität.

Es fehlt nirgends an großen und schönen Gebäuden, wie Astor-House (auch am Broadway), der berühmte Gasthof New-Yorks, von dem unternehmenden reichen Deutschen Astor erbaut aus Granitsteinen von New-Hampshire, und das Metropolitan-Hotel.*) Ferner das prächtige Stadthaus, City-Hall, an einem schönen, an Broadway grenzenden Platze gelegen, der zum Park umgeschaffen ist und vorzugsweise auch der „Park" genannt wird. Dieses Stadthaus ist von Marmorquadern errichtet und mit Kupfer gedeckt, 250 m lang, 63 m breit. Einen reinen Stil darf man freilich nirgends erwarten. So ist das Custom-House oder Zollhaus gleichfalls aus weißem Marmor nach dem Muster des Parthenon erbaut; es liegt an der Ecke der Wall- und Nassaustraße. Seine nach Wallstreet gerichtete Front ist imposant, hat eine Höhe von 30 m und ist mit 8 korinthischen Säulen verziert. Aber diese Säulen sind nur 10 m hoch, und dazu von etwas großem Durchmesser, was ihnen ein gedrücktes Ansehen giebt. Der Aufgang wird durch 18 Marmorstufen gebildet, deren Eindruck jedoch wieder dadurch geschwächt wird, daß sie auf abschüssigem, nach Nassaustreet sich neigendem Boden also schief liegen. Auf der rechten Seite klebt wie ein Schwalbennest ein Privathaus an dem Prachtgebäude. Die Staffage von Warenballen und Packknechten bildet nebst dem Flaggenstock auf der Spitze einen merkwürdigen Kontrast zum klassischen Parthenon der Athener.

*) Die Großartigkeit des amerikanischen Lebens lernt der Fremde zuerst in diesen großartigen Hotels kennen. Das Metropolitan-Hotel ist 6 Stock hoch, enthält 500 Fremdenzimmer und kann über 500 Fremde beherbergen. Nach demselben führen 3 Eingänge und 5 verschiedene Treppen, wovon ein Zugang ausschließlich für Damen bestimmt ist, die, wie in allen amerikanischen Hotels, auch besondere Speise- und Empfangszimmer haben. Die Lesezimmer, Konversationssäle und Wohnzimmer der männlichen Gäste sind nicht weniger elegant. Jedes Fremden-Appartement der ersten zwei Etagen besitzt ein eigenes Badezimmer. Das ganze Haus ist mit Gas beleuchtet und wird durch Dampf geheizt. Die Wäsche wird ebenfalls mittelst eines Dampfapparats gereinigt, welcher den ganzen Waschprozeß auf eine Stunde reduziert. Das neueste und größte Hotel in New-York ist das Fifth-Avenue-Hotel. Dieses hat 8 große öffentliche Salons, 120 Privat-Salons, 4 Speisesäle, 420 Zimmer, die für die Dienerschaft nicht mitgerechnet. Zehn große Fleischkessel können auf einmal 1000 Personen speisen.

Am vollendetſten iſt wohl die Juſtizhalle (Halls of justice), die 82 m lang und 60 m breit und zwei Stockwerk hoch iſt, aus lichtgrauem Granit in ägyptiſchem Bauſtil aufgeführt. Auch der gotiſche Bauſtil iſt vertreten in der Hauptkirche von New-York, Trinity-Church, am Broadway. Der Turm hat die Höhe von 84 m, aber die daran befindliche Kirche entſpricht mit ihrer Größe keineswegs dieſem Turme, wie denn überhaupt dieſes gotiſche Bauwerk ſich nicht mit unſern deutſchen Domen meſſen kann, die aus dem frommen Gemüt des Volkes herausgebauet wurden. Immerhin bleibt aber die Zahl der Kirchen, Kapellen und Bethäuſer, deren bis 250 vorhanden ſein ſollen, eine merkwürdige Erſcheinung. Die kirchenreichſten Hauptſtädte Europas erſcheinen gegen New-York kirchenarm, wenn man die Jugend dieſer Stadt in Betrachtung zieht. Der Sonntag wird von dem Anglo-Amerikaner eben ſo ſtreng durch Enthaltung von aller Beſchäftigung gefeiert, wie von dem Engländer; die Straßen der großen Handelsſtadt ſind dann wie verwandelt und nur durch die ſchwarzen, braunen, gelben und weißen Kirchengänger belebt. Doch die Schiffahrt auf dem Hudſon ruhet auch am Sonntag nicht, und beſonders ſind es die Deutſchen, welche die Dampfboote zu Spazierfahrten benutzen.

Am größten und tüchtigſten zeigen ſich die Amerikaner in ſolchen Unternehmungen, die auf rein praktiſche, materielle Zwecke gerichtet ſind. So haben die Bewohner New-Yorks, um die Stadt mit gutem Trinkwaſſer zu verſorgen, einen ganzen Fluß, den Crotonfluß, von Mount-Fair in zwei ungeheure im Centralpark gelegene Baſſins geleitet, die 7 Mill. Gallonen halten und durch gußeiſerne Röhren alle Straßen New-Yorks mit Waſſer verſehen. Auf dieſes Werk hat die reiche Handelsſtadt die Summe von 12 Mill. Dollars (48 Mill. Mark) verwandt. Dieſer Anſtalt ſtehen eine Menge anderer gemeinnütziger Bauten und Wohlthätigkeitsanſtalten zur Seite. Beſonders thätig iſt die Aſſociation. Es giebt Geſellſchaften für Freiſchulen mit 5 Schulen für 2000 Kinder, für Erziehung der Waiſen, eine Marineſocietät für Unterſtützung der Witwen und Waiſen von Seeleuten, eine phyſikaliſch-mediziniſche Geſellſchaft, eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, eine hiſtoriſche Geſellſchaft; auch eine Geſellſchaft zur Verbreitung der deutſchen Sprache und Litteratur, eine Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und des Ackerbaues, der Künſte und Gewerbe u. ſ. w. New-York hat eine Univerſität, das Columbia-College, und eine Akademie der ſchönen Künſte, auch ein Athenäum, worin Vorleſungen über Künſte und Wiſſenſchaften für ein gemiſchtes Publikum gehalten werden; desgleichen mehrere zum allgemeinen Gebrauch beſtimmte Bibliotheken. Für die 5 Wintermonate hat man Abendſchulen, in denen Erwachſene und ältere Fabrikkinder unentgeltlich Unterricht erhalten. Nur darf man bei dieſem allen nicht an deutſche Wiſſenſchaft oder Pädagogik denken; der Unterricht muß überall möglichſt ſchnell zum Ziele führen und maſſenweiſe beſtimmte, ſichtbare Leiſtungen erzielen; die Wiſſenſchaft verſenkt ſich nicht in idealiſche Regionen, ſie muß einen praktiſchen Hintergrund, einen greifbaren Zweck haben. Denn der Induſtrie-

und Handelsgeist beherrscht alle Klassen der Gesellschaft, und der Gegenstand der tiefsten Spekulation ist zuletzt — das Geld. In diesem materiellen Streben entfaltet aber das amerikanische Volk eine so energische Thätigkeit, daß der Deutsche ihm gegenüber anfangs wie ein Träumer erscheint, der über dem Denken das Handeln vergißt.

Vor dem Getreibe in dem Geschäftsviertel um Wall-Street verschwindet alles ähnliche in den übrigen amerikanischen Städten. Jeder größere Geschäftsmann hat hier seine office, sei es auch mit mehreren zusammen in einem Zimmer. In einem einzigen Hause befinden sich oft 50—100 Offices. Die Häuser sind hier ganz mit Firmen beschrieben, oft fast an jeder inneren Treppenstufe eine andere Firma.

Das Geschäft drängt sich hier auf einen so kleinen Raum zusammen, daß eigentlich den ganzen Tag Börse auf der Straße und in den Häusern ist. Es besteht wohl auch noch eine Bonds-Börse, in welcher aber nur ein Teil der Geschäfte abgeschlossen wird. Da die Zölle in Gold bezahlt werden müssen und nach Anfrage und Angebot der Kurs im Verhältnis zum Papiergelde schwankt, so giebt es auch eine „Goldbörse". Das untere Lokal ist immer gedrängt voller Geschäftsleute, angeboten und zugeschlagen wird jedoch nur in einem kleineren Kreise, der sich um das Becken des Springbrunnens in der Mitte des Lokals bildet. Die bietenden Makler erhitzen sich oft und schreien sich dann derart an, daß sie kampfbereiten Hähnen gleichen, die im Begriff sind, aufeinander loszustürzen. In den Ecken des großen Saals sind mehrere Telegraphen-Bureaus etabliert, die alle fünf Minuten den Stand des Kurses nach allen Teilen der Vereinigten Staaten telegraphieren.

Um sich einen Begriff vom New-Yorker Handel zu machen, der hier sein Centrum hat, muß man den Umsatz kennen, den einzelne Firmen im Laufe des Jahres haben und zwar in wirklichen Waren. Denn Schwindelgeschäfte werden außerdem auf der Straße, an den Ecken und in den Hausfluren gemacht, in einer Höhe, in der manche Artikel gar nicht existieren. Neben diesem Börsenspiel blüht jedoch der reelle Handel. So z. B. setzt der Kaufmann Stuart im Jahr durchschnittlich 60 Mill. Dollars in drygoods um, d. h. in allen Zeugen, Damen- und Herrengarderobe-Artikeln. Man schätzt das Einkommen dieses geschickten Kaufmanns auf 3 Millionen, während das des Großhändlers Claflen mit 72 Mill. Dollars Warenumsatz nur auf 300,000 Dollars geschätzt wird.

Daß bei dem Reichtum des Gemeinwesens einer solchen Weltstadt auch große Summen für die Verschönerung aufgewandt werden, ist selbstverständlich. Am nördlichen Ende der Stadt, in der äußersten Verlängerung der Hauptstraße (Broadway), liegt der große Centralpark, den die Stadt New-York vor einem Jahrzehnt auf dem einzigen zur Verfügung stehenden Raum der Insel für etwa 11 Mill. Dollars anlegen ließ. Der Untergrund ist meist Fels, auf welchen Erde aufgefahren wurde; für die Baumpflanzungen wurden daher Sprengungen nötig. Jetzt zieren ihn die geschmackvollsten englischen Parkanlagen, denen ein durchfließender Bach sehr

zu ſtatten kommt. Herrliche Baumgruppen, ſchattige Gänge mit reizenden Durchblicken auf maleriſche Felspartieen, kleine Seeen, grüne Raſenplätze, in den Bäumen und Büſchen Vogelgezwitſcher — der Luſtwandelnde vergißt ganz die Nähe der geräuſchvollen Rieſenſtadt. Man hat hier auch unſere heimatlichen Sperlinge angeſiedelt, die, in Amerika nicht zu Hauſe, mit vieler Mühe importiert ſind. Man bezahlte 5 Dollars für das Paar, da die meiſten auf der Überfahrt ſtarben.

Auf der äußerſten entgegengeſetzten Seite, nämlich am Südende der Inſel, liegt Caſtle-Garden. Es iſt der oben erwähnte Punkt, wo früher die Holländer ein Kaſtell, das Fort Amſterdam, angelegt hatten. Dasſelbe wurde dann in eine Muſikhalle verwandelt, worin öffentliche Konzerte abgehalten wurden und noch Jenny Lind die amerikaniſchen Ohren ergötzte. Der dabei befindliche Garten diente damals zum öffentlichen Spaziergang, daher der Name Caſtle-Garden. Die ganze Örtlichkeit mit ihren Gebäuden iſt jetzt den Einwanderern zu gute gekommen. Hier landen nämlich die Zwiſchendeckpaſſagiere, nachdem die Kajütenpaſſagiere vorher in Hoboken ausgeſchifft ſind, ein Unterſchied, der zum letztenmal an die Standesvorurteile der alten Welt erinnert.

Durch eine ſchmale Thür treten die Ankömmlinge in die Rotunde, das kreisrunde niedrige Gebäude, deſſen Räume zur Aufbewahrung des Gepäcks dienen. In den damit verbundenen Büreaus ſind ſprachenkundige Beamte angeſtellt, die mit den Ankommenden ſich leicht verſtändigen. Ihre Aufgabe iſt, ihnen alles, was zu wiſſen not thut, kund zu geben, ſelbſt den Geldwechſel zu bewerkſtelligen. Name und Nationalität des Einwanderers, ſowie Zweck der Reiſe werden zu Protokoll genommen. Auch ein Verſorgungs-Bureau iſt vorhanden, das den Arbeitsluſtigen die Stellen nachweiſt. Wer krank anlangt, brotlos iſt und nicht gleich eine Beſchäftigung findet, wird nach Wards-Island eingeſchifft. Hier ſind großartige Hoſpitäler, in denen 250—300,000 Kranke im Jahr Aufnahme finden. Auf dieſer kleinen Inſel (Wards-Island) iſt auch ein Irrenhaus für Einwanderer; Kirchen für verſchiedene Konfeſſionen ſind auch vorhanden, kurz, es iſt eine kleine Stadt für ſich.

An das amerikaniſche Klima muß ſich der Ankömmling erſt gewöhnen. In der New-Yorker Luft, in dieſen Gegenſätzen von Hitze und Kälte, von ſcharfem Licht und Schatten, iſt aber auch etwas die Nerven Aufregendes. Die Sommer ſind ſehr heiß, die Winter empfindlich kalt durch ſcharfe Winde, ebenſo die Abende und Nächte auch in den heißen Sommertagen ſehr kühl. Die Männer ſind meiſt ſchmächtig, eine ins Gelbe ſpielende blaſſe Geſichtsfarbe, ein dünner, langer Hals ziemlich allgemein. Wie der Amerikaner auf ſich ſelber viel hält, ſo weiß er auch gegen andere äußerlich den Anſtand zu beobachten, ſich in ſeinem Benehmen zu beherrſchen; aber unter dieſer Hülle entdeckt man leicht die innere Reizbarkeit und Unruhe, die plötzlich, ehe man ſich deſſen verſieht, ſich Luft macht. Dieſe Unruhe iſt aber von nöten, wo eine neue Welt ſich geſtalten ſoll. Auch der Deutſche wird

allmählich in dem amerikaniſchen Wirken mit fortgeriſſen; er muß alles daheim erſt vergeſſen, um ſich an das neue Leben zu gewöhnen, er wird über kurz oder lang in Tracht, Behaben, ſelbſt in der Geſichtsbildung ein Amerikaner. Aber in New-York, wo ſo viele Tauſende von Fremden ihr Abſteigequartier haben, treten die Nationalitäten noch ſehr ſchroff hervor, und man erblickt gleichzeitig eine ſpezifiſch-amerikaniſche, eine franzöſiſche, deutſche, irländiſche, indianiſche Bevölkerung, und auch an ſchwarzen Geſichtern iſt kein Mangel. Jede Raſſe, jede Volkstümlichkeit bewegt ſich und äußert ſich in ihrer Weiſe, und dies macht New-York in einem ganz anderen Sinne zur Weltſtadt, wie Paris und London, wo das franzöſiſche oder engliſche Weſen alles andere verſchlingt.

Außerdem, daß ein bedeutender Stadtteil New-Yorks am Eaſt-River faſt ganz von Deutſchen bewohnt iſt, haben dieſelben ein Gewerbe und einen Ort in eigentümlicher Weiſe in Anſpruch genommen, nämlich die Groceries oder Viktualienläden, welche regelmäßig an den Eckhäuſern angebracht zu ſein pflegen. Da ſieht man dann oft einen wohlgenährten deutſchen Landsmann ſtehen, immer eine etwas auffallende Erſcheinung neben den dürren Yankees. Löher ſagt, indem er von jenem Stadtteil ſpricht: „Man kann dort in der Regel jeden, der mit mehr Gemächlichkeit als Zierlichkeit gekleidet iſt, ſofort deutſch anreden.“ In New-York und deſſen nächſter Umgebung wohnen an 100,000 Deutſche. Es giebt unter dieſen ſehr reiche und vornehme Großhändler, welche den bedeutendſten Einfuhrhandel treiben; der Kern dieſer deutſchen Bevölkerung beſteht aber aus Apothekern, Sprachlehrern, Muſikern, Künſtlern und den kunſtmäßig arbeitenden Handwerkern, Gaſt- und Schenkwirten und einer großen Anzahl Kleinhändler. Viele deutſche Handwerker arbeiten für fremden Verkauf, ſind Schuh- und Kleiderflicker, Kellerwirte, Wichſe- und Zündhölzchenmacher, Tagelöhner, und es giebt da auch bittere Armut genug.

New-York hat bereits, wie London und Paris, ſein erſchreckliches Proletariat; leider verfallen viele Deutſche gleich nach ihrer Ankunft den Netzen jener verſchmitzten Betrüger, die am Hafen ihrer warten und unter der Maske dienſtfertiger Freundſchaft ſie ausplündern. Beſonders ſteuern aber die leichtſinnigen, haltungsloſen Irländer dem Proletariat in die Arme; die Irländer ſind aber auch die verachtetſten unter den Fremden.

Dennoch hat die Armut in New-York nicht ſo viel Gefährliches, wie in Paris, weil in Amerika die Luſt am Erwerb und auch die Leichtigkeit des Erwerbs größer iſt, und mancher Lump, wenn er ſich nur aufraffen will, es zum reichen und angeſehenen Manne bringen kann und gebracht hat. Im ganzen iſt die Wohlhäbigkeit viel bedeutender, als in den großen Städten der alten Welt. Man findet ſelbſt in den kleinſten Wohnungen Teppiche und polierte Möbeln, und auf den Märkten ſieht man ärmlich gekleidete Frauen fette Truthühner einkaufen. Es wird keinem ſchwer gemacht, als „Gentleman“ zu erſcheinen und zu gelten; die Frauen, eingeſchloſſen die Kammerzofen, ſind allzumal „Ladies“. Dort ſteigt ein Maurer von ſeinem

Gerüſt — um ein Glas künſtliches Mineralwaſſer zu trinken. Genüſſe, welche in Europa ſich nur die wohlhabenderen Klaſſen verſchaffen können, ſind in Amerika Gemeingut. Jeder iſt Herr und ſtrebt es zu ſein; Arbeit und Erwerb iſt der einzige Adel, aber wohl zu merken: nur in dem Maße, als ſie Geld einbringen. Und doch iſt es wiederum nicht einzig und allein ums Geld gethan, was man thut und ſchafft, ſondern die Freiheit und Selbſtändigkeit, das „ſein eigener Herr ſein" iſt es, was man erſtrebt.

### Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner.*)

Bei allem Thun und Denken des Amerikaners klingt eine Seite ſeines Herzens durch: das Unabhängigkeitsgefühl. Dies ſitzt ſo tief und zähe in ihm und iſt ſo empfindlich, daß in Europa dafür den meiſten das Verſtändnis fehlt, weil ſie durch Liebe und durch Zucht von Kindesbeinen an anders gewöhnt ſind. Wiederum iſt den Amerikanern, wenn ſie nach Europa kommen, nichts widriger, als das Gebieteriſche in dem Auftreten der Eltern, Dienſtherren und Obrigkeiten. Sie werfen uns den Egoismus vor, der andere nach ſeinem Willen zwingt; im Grunde aber ſind ſie noch ſtärkere Egoiſten, weil jeder ſein eigener Souverän ſein möchte.

Die Kinder werden mit aller erdenklichen Sorgfalt gepflegt, aber der Grundſatz, jedem ſeinen Willen zu laſſen, iſt ſo eingewurzelt, daß ſie aus Mangel an Überwachung häufig in die größten Gefahren laufen. Sobald ſie ihr kleines Ich nur fühlen können, hört die elterliche Zucht für ſie auf. Ehe ſie bis fünf zählen können, ſpricht man ihnen ſchon Gründe vor, weshalb ſie das eine thun und das andere laſſen ſollen. Man braucht nicht gerade die ehrenfeſte pommerſche Anſicht zu teilen, daß Kinder und Jagdhunde nach gleichen Maximen abgerichtet werden müſſen, aber es kommt uns doch fremdartig vor, daß ein Amerikaner ſeinem Söhnchen die Gründe auseinander ſetzt, warum es Franzöſiſch lernen müſſe, und das Knäbchen ihm mit großer Gelaſſenheit bemerkt: Was ihr ſagt, Vater, iſt eure Meinung, was ich ſage, iſt die meinige; aber ich folge doch lieber der meinigen. Niemand iſt übler daran, als ein europäiſcher Schulmeiſter, der in eine amerikaniſche Schule geraten iſt, denn die Rangen ſpielen ihm unbarmherzig mit, und dann verlangt man noch von ihm, er ſoll ihre „ſelbſtändigen Anſichten" achten.

Es iſt nicht bloß das Landesklima, welches der milden Frühlingsblüte nur wenige Tage geſtattet, ſondern auch das angeborene Unabhängigkeitsgefühl die Urſache, daß der erſten Friſche und Unſchuld der Jugend eine ſo kurze Zeit zugemeſſen iſt. Kleine Mädchen drehen und wenden ſich wie Ballfiguren und laſſen ſich von den Knaben ernſthafte Komplimente ſagen, als wären es ſchon ſtattliche Kavaliere. Kindliche Freuden, naive Empfänglichkeit und zärtliches Anſchmiegen ſchwinden im Entſtehen, und ſo büßen die armen Kleinen den goldenen Zauber der Kinderzeit gänzlich ein. Kaum erwachſen, treten die Mädchen ſchon frauenhaft auf, geben und nehmen Be-

*) Fr. Löher.

ſuche, empfangen Geſellſchaften, gehen und fahren aus mit ihren Freunden, wann und wohin es ihnen beliebt. Bei dieſer Freiheit im täglichen Umgange gedeiht zwar der Unabhängigkeitsſinn, aber gleichzeitig wird damit alle Poeſie und Wärme in dem jungfräulichen Gemüte getötet. Die jungen Damen ſtellen ſich ſo weltklug an, als hätten ſie ſchon eine Brautſchaft gebrochen. Heiraten auf der Flucht oder insgeheim ſind häufig, und es iſt auch nichts Unerhörtes, wenn eines Abends eine junge Dame, die jedermann für unvermählt halten mußte, der Geſellſchaft ihren Mann vorſtellt, dem ſie ſchon vor Jahr und Tag angetraut war.

Der Dienſtbote verläßt nach Laune und Willkür das Haus ſeines Herrn, und es giebt kaum ein Mittel, nur eine Entſchädigung von ihm zu verlangen. Und ebenſo ſo ſeltſam würde man es finden, wenn der Vater ſeinen Töchtern den Beſuch einer Sektenkirche, die Wahl einer Konfeſſion unterſagen, oder die Söhne zu ſeiner politiſchen Partei zwingen wollte. „Ich erkläre," ſo gewöhnen ſich ſchon die Kinder zu ſagen, wenn ſie ihren Willen kund geben wollen. Die Knaben, wenn es ihnen einfällt, machen eine weite Reiſe auf dem Miſſiſſippi, oder treten in ein Geſchäft und ſpeiſen in einem Koſthauſe. Oft haben ſchon achtjährige Kinder mit dem Gelde ihrer Sparbüchſe einen kleinen Handel etabliert; Eltern, Bekannte und Verwandte kaufen von ihnen und freuen ſich der Gewandtheit der lieben Jugend, die ſchon ſo früh ihr Profitchen zu machen weiß.

Daß bei ſolcher unbändigen Freiheit kindliche Pietät und Ehrfurcht vor dem Alter bei einem großen Teile der amerikaniſchen Jugend ſchon ganz unbekannte Dinge ſind, iſt begreiflich.

## Soziale Stellung des Negers in den Vereinigten Staaten.

Von einer Flußdampfer-Fahrt auf dem Ohio berichtet der mit Land und Leuten vertraute Bearbeiter des neunten Kapitels in dem illuſtr. Werke „Nordamerika" von E. v. Heſſe-Wartegg (Leipzig, 1879. Bd. II):

Auf dem Schiffe ſtehen beinahe bloß Neger in Verwendung, die in Amerika colored people (farbiges Volk) genannt werden. Das Wort „Neger" (nigger) iſt ſelbſt bei den Weißen verpönt und gilt als Beleidigung, gegen die ſich der „Colored Gentleman" (der farbige Gentleman) ſofort auflehnen würde. Die Gleichheit der Raſſen iſt ſeit dem letzten Bürgerkriege im Prinzipe ſo vollſtändig, daß alles „Gentleman" iſt. Der Amerikaner, ſelbſt der am höchſten ſtehende, kennt das Wort „Befehlen" gar nicht, denn er weiß, daß einem „Befehl" niemals Folge geleiſtet wird. Der Befehl wird deshalb ſtets in die Form der Bitte gekleidet und dem Auftrage das Wort „please" vorgeſetzt. Trotz dieſer ſcheinbaren geſetzlichen Gleichheit iſt die Stellung des Weißen dem Neger gegenüber ſchroffer und unnahbarer denn je, beſonders im Süden.

Es giebt viele Neger und Mulatten in den nördlichen Staaten, die ſich zu ganz bedeutender ſozialer Stellung emporgearbeitet haben; nichtsdeſto-

weniger jedoch wird kein Weißer mit ihnen Umgang pflegen, selbſt wenn das afrikaniſche Blut kaum wahrnehmbar wäre und ſich nur in dem Kraushaar und in den Augen verriete. Niemals wird ſich ein Weißer mit einem Neger zu irgend einem geſchäftlichen Unternehmen aſſociieren. Die Neger bilden überall in den Vereinigten Staaten eine Raſſe und eine Geſellſchaftsklaſſe für ſich. Sie haben ihre eigenen Kirchen, Schulen und Advokaten, in manchen Städten ſogar ihre eigenen Quartiere, außerhalb derer ſie beinahe niemals Geſchäfte treiben, ſondern nur in den niedrigſten Stellungen, namentlich als Diener und Aufwärter zu finden ſind. Noch jetzt erregt das Erſcheinen eines wenn auch noch ſo elegant gekleideten Negers im Omnibus, in den Theatern und Hotels großes Aufſehen und man trachtet deshalb auch, ſie durch gütliche Mittel ſo weit als möglich fern zu halten, obgleich ſie vor dem Geſetz dieſelben Anſprüche haben wie die Weißen.*)

Wir ſahen in den nördlichen und weſtlichen Staaten niemals einen Neger oder auch nur einen Mulatten in einem Dampfſchifffalon oder einem Pullmannſchen Salonwagen, und ſelbſt in den gewöhnlichen Perſonenzügen wird man Neger meiſtens nur in den Rauchwagen (smoking-cars) finden. Vor dem Geſetz haben ſie gleiche Rechte mit den Weißen, allein in der Geſellſchaft iſt das Stigma ihrer Raſſe noch unverwiſcht. Es iſt nicht der Haß oder die Verachtung, welche den Amerikaner von dem Umgang mit den Negern fern hält; es iſt eine natürliche, inſtinktive, angeborene Abneigung, die teilweiſe in der kindiſchen Unbildung des Negers, in ſeinem häßlichen Äußern, ſeinen rohen Manieren, und im Sommer ſeiner nichts weniger als angenehmen Ausdünſtung ihre Urſachen findet. Deshalb wird man auch niemals einen Weißen mit einem Neger zu Tiſche ſitzen ſehen. Deshalb wird auch im Rauchwaggon der Sitz neben einem Neger ſtets leer bleiben, ſelbſt wenn kein anderer Sitz in dem Waggon zu haben iſt.

*) Wenn die gütlichen Mittel nicht anſchlagen, den Gentleman-Neger fern zu halten, dann werden auch mitunter ungütliche Mittel in Anwendung gebracht. So leſen wir in einem Bericht aus New-York folgendes: „Seiner ebenholzſchwarzen Hautfarbe wegen war Charles M. Cooper, ein in hieſiger Stadt wohnender „Verſchönerungs-Künſtler", am 14. Februar aus dem Speiſeſaale der erſten Kajüte des zwiſchen Newhaven und New-York fahrenden Dampfers „Continental" gewaltſam hinausgeworfen und ſchließlich, als er hiegegen proteſtierte und ſich darauf berief, daß er ein ihn zu den verweigerten Privilegien berechtigendes Billet gelöſt habe, auf das Deck an die friſche Luft befördert worden, wo er denn auch bis zur Ankunft des Schiffes in New-York verweilen mußte. Der in ſeinem Rechte tief Verletzte hat jetzt in der Vereinigten-Staaten-Diſtrikt-Court unter Berufung auf das Civilrechtsgeſetz vom Jahre 1875 eine Schadenerſatzklage von 500 Dollars für Ausſchließung von dem Speiſeſaale und weiteren 500 Dollars für Ausſchließung von der Kajüte eingereicht. Citiertes Geſetz ermöglicht außerdem eine Kriminalverfolgung gegen die Übertreter desſelben, und kann ein ſolcher mit Gefängnisſtrafe nicht unter 30 Tagen oder mit einer Geldbuße von 50—1000 Dollars belegt werden. Eine vom Anwalt des Klägers beantragte Beſchlagnahme des Eigentums der Newhaven-Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft, welcher der genannte Dampfer gehört, wurde vom Richter Choate bewilligt. — In einem früheren ähnlichen Falle, wo ein farbiger Geiſtlicher mit ſeiner Familie aus einem Hotel zu Boſton hinausgemaßregelt worden war, wurden dem alſo Gekränkten 8000 Dollars Entſchädigungsgelder zugeſprochen.

Alle diese Bemerkungen gelten nur für die freien Neger. Desto lieber sucht man sie als Diener und der weitaus größte Teil der „Farbigen“ ist in den nördlichen Staaten als Aufwärter in den Hotels, als Bedienter und Kutscher in den Privathäusern zu finden und in diesem beschränkten, ihren Verstand jedoch vollkommen in Anspruch nehmenden Wirkungskreise können sie durch den Weißen gar nicht ersetzt werden. Als Diener sind sie vorzüglich und wie vor dem Secessionskriege sind noch gegenwärtig die Weißen die herrschende, die Farbigen die dienende Klasse.

## 7. Deutsches Wesen.

Ein deutscher Farmer, der selbst viel unter Deutschen und Amerikanern gewirtschaftet hatte, sprach sich gegen den bekannten Reisenden J. G. Kohl also aus: „Auf einer kleinen Farm, wo der Amerikaner kaum sein Leben fristen könnte, wird der haushälterische Deutsche noch reich. Aber freilich muß man dann alles wahrnehmen. Man muß aufpassen! auf jede Kleinigkeit, mein Herr. Die Amerikaner rühmen sich, daß sie energischer arbeiten als wir. Es ist wahr, sind sie einmal daran, so geht es tüchtig mit ihnen vom Fleck, und der Deutsche bringt oft in 12 Stunden nicht so viel zustande, als der Amerikaner in sechs. Dabei fällt einem aber der Wettlauf der Schildkröte mit dem Windhunde ein. Der Amerikaner arbeitet mehr in fits und starts (Anläufen); er erschlafft zuweilen, setzt Axt und Sense bei Seite, greift zu Flinte und Pulver und geht auf die Jagd. Der Deutsche arbeitet immer fort, das ganze Jahr hindurch, und zieht man die Resultate nicht nach Stunden, sondern nach Jahren, so ist der Deutsche am Ende doch weiter gekommen. In hundert kleinen Dingen giebt sich der Deutsche unendlich viel mehr Mühe, als der Amerikaner; so z. B. in der Erziehung seines Viehes und der so viele kleine Aufmerksamkeiten erfordernden Milchwirtschaft.

Bei den großen Herdenbesitzern in Illinois trifft man meist deutsche Viehknechte, weil diese als sorgsame Tier-Pädagogen bekannt sind und ein „Herz“ für das liebe Vieh haben. Beim Engländer hält die Lust, etwas Großes und Vollkommenes in jeder Art zu erzeugen, daneben der Reiz des Gewinnes der Roheit die Wage, die er im übrigen gegen die Tiere äußert; beim Amerikaner ist es ein ähnlicher Fall, nur mit dem Unterschied, daß sein rastloses Streben nach Erwerb, nach großen umfassenden Spekulationen ihn viel unstäter macht, als den englischen Landwirt, der in allen seinen ökonomischen Arbeiten viel gründlicher zu Werke geht.“

J. J. Richter schreibt in seinen „Bildern aus den Vereinigten Staaten“ über die Deutschen: „Obwohl es kaum irgend eine Gegend der Vereinigten Staaten geben mag, wo nicht Deutsche in größerer oder kleinerer

Zahl gefunden würden, so sind sie doch in keinem Staate zahlreicher und einflußreicher als in Missouri. Als der Westen der Vereinigten Staaten, das weite Gebiet jenseits des Mississippi, noch von Indianern durchstreift wurde und noch kein geordnetes Staatswesen dort vorhanden war, da ging die deutsche Auswanderung nach den Staaten des Ostens, vorzugsweise nach New-York und Pennsylvanien. Jene ersten Einwanderer, schwach an Zahl und gänzlich vereinsamt in der Fremde, brachten weder die Erinnerung an unsere große Litteratur, noch diejenige an den frischen Aufschwung der Nation in den Freiheitskriegen mit hinüber nach dem neuen Lande, und so verloren sie allen Zusammenhang, sowohl unter sich als mit der alten Heimat. Nicht lange jedoch, nachdem im Jahre 1821 der erste Staat und zugleich der bedeutendste unter allen jenseits des Mississippi, nämlich der Staat Missouri, in die Union aufgenommen worden war, ergoß sich ein neuer Strom deutscher Auswanderer in die Vereinigten Staaten, und diese lenkten ihre Schritte nach dem Westen und vorzugsweise nach Missouri. Dort sind jetzt die Deutschen am zahlreichsten vertreten, dort haben sie zuerst Gelegenheit gehabt, ihren Einfluß im Kriege wie im Frieden zur Geltung zu bringen, und dieser Staat scheint dazu bestimmt, die wahre Heimat der Deutschen in der neuen Welt zu werden.

Nirgends in den Vereinigten Staaten findet der deutsche Einwanderer einen fruchtbareren Boden, nirgends ein Klima, das ihm besser zusagt, nirgends so viele Landsleute in den Städten und auf dem Lande. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung von St. Louis sollen Deutsche sein und dasselbe Verhältnis findet sich in zahlreichen blühenden Städten und in ganzen Landstrichen am Missouri aufwärts, sowie südwärts an dem Ufer des Mississippi. Der Staat umfaßt über 3000 deutsche □Meilen und ist so groß als Bayern, Württemberg, Baden, beide Hessen, Oldenburg und Hannover zusammengenommen. Der mächtige Missouri bildet seine nordwestliche Grenze und durchströmt ihn seiner Länge nach; an dessen Ufern liegende Städte wie St. Charles, Augusta, Hermann, Washington, Jefferson, Kansas City, St. Joseph ꝛc., wo die Auswanderer und Flüchtlinge der 30er und 40er Jahre, zum Teil Gelehrte und Künstler (von den anderen zum Spott „Lateiner" genannt), sich niederließen, die Felder bauten und die Reben pflanzten.

Wo immer die Deutschen der Vereinigten Staaten in großer Masse auftreten, wo sie durch Reichtum und Wohlhabenheit sich auszeichnen und ihre Fähigkeiten zu deutlicher Anschauung bringen: da erregen sie die Verwunderung, vielleicht den Neid der Amerikaner. Zwar hat der Amerikaner eine so hohe Meinung von sich selbst und seinem Lande, daß er es natürlich finden würde, wenn die ganze übrige Menschheit in seiner Republik zusammenströmte, um dort vor Unterdrückung Schutz zu finden und das Glück der Freiheit zu genießen. Um so natürlicher scheint es ihm, wenn einige Millionen Deutsche dahin auswandern. Wenn aber diese Fremden an Geschicklichkeit im Handel und Wandel ihn erreichen, in Liebe zur Freiheit ihn vielleicht noch übertreffen und bei all ihrer warmen Anhänglichkeit an die

neue Heimat doch das fremdartige Gepräge ihrer Herkunft so wenig verleugnen und die Erinnerung an die alte Heimat so fest bewahren, wie die Deutschen dieses thun —: so kann der Amerikaner auch seine Achtung ihnen nicht versagen. Seitdem aber die Deutschen anfingen, durch ihre Zahl und Bedeutung Aufsehen zu erregen, hat auch die Betrachtung ihrer Eigentümlichkeiten und die Anerkennung ihrer Vorzüge immer mehr Eingang unter den Amerikanern gefunden. Man weiß seitdem, daß das rauhe und unschöne Äußere, das an dem deutschen Einwanderer zuerst ins Auge fällt, nur die Schale ist, die einen edlen Kern verhüllt, und man versteht nun besser, auch in dem ärmsten jenen Kern zu entdecken, seitdem man erkannt hat, mit welchem Schatz von Bildung und Kenntnissen so viele Deutsche nach der neuen Welt auswandern."

Der ideale Zug des deutschen Wesens, der Trieb nach Bildung und geistiger Freiheit läßt im Deutschen auch alsbald das Streben erwachen, sich der englischen Sprache baldmöglichst zu bemächtigen. Dadurch gewinnt er aber das Mittel, sich bald in der großen Republik, wo keine Rasse oder Nation oder Religion vor der andern einen Vorzug hat, zurecht zu finden und in ihr seine zweite Heimat zu erkennen. Diese Anpassung an die neuen Verhältnisse macht ihn dem Amerikaner besonders lieb und wert, und die Liberalität, womit der Deutsche seinen englisch redenden Mitbürgern vertrauensvoll entgegenkommt, bleibt von diesen keineswegs unerwidert.

Ein Gebiet, auf welchem dieser Liberalität die meiste Gelegenheit zur Ausübung geboten wird, ist dasjenige der Sonntagsfeier. Dem Deutschen ist es Bedürfnis, am Sonntag sich mit Bier, Gesang, Tanz, Musik zu erholen; dem Amerikaner ist es Bedürfnis, still zu Hause zu bleiben, da er während der Woche nur des Morgens und Abends zu Hause ist und die ganze übrige Zeit den Geschäften nachrennt. Seitdem er aber erkannt hat, daß die Sonntagsfreude des Deutschen harmlos ist, daß dieser sogar seine Familie mitnimmt, um sie an der Erholung teil nehmen zu lassen, daß ferner die Raufereien bei solchen Gelegenheiten nicht von den Deutschen ausgehen: so beurteilt er auch die deutsche Sonntagsfeier viel milder und es steht zu erwarten, daß er selber sie sich mit der Zeit aneignen wird.

Auch die Liebe des Deutschen zum Gesange, wie zur Musik überhaupt ergänzt gewissermaßen die trockene Verstandesrichtung des Amerikaners und verfehlt nicht ihre Wirkung auf dessen Gemüt.

Trotz alledem hat sich die Stellung der Deutschen in Nordamerika in der letzteren Zeit verschlechtert, und der Gegensatz zwischen den eingewanderten Deutschen und den Nativisten oder eingefleischten Amerikanern hat sich namentlich in New-York wieder geschärft, so daß es noch längerer Kämpfe und eines neuen Anstoßes bedürfen wird, bis es den Deutschen gelingt, entscheidenden Einfluß auf amerikanische Verhältnisse zu gewinnen.

## 8. Physische Kontraste zwischen der alten und neuen Welt.*)

Der hervorstechendste Zug in der Anordnung der Kontinente ist die Gruppierung der beiden Amerika in einer, und die der vier übrigen Kontinente in der andern Hemisphäre. Die alte und neue Welt unterscheiden sich in Gruppierung und Ausdehnung der Kontinente, in ihrer astronomischen Lage mit Bezug auf ihre klimatischen Zonen, in der allgemeinen Richtung ihrer Ländereien und in ihrem innern Bau. Diese entgegengesetzten Charakterzüge sichern jedem von beiden Teilen ein eigentümliches Klima, eine eigentümliche Vegetation und Tierwelt.

Die alte Welt besteht aus 4 Kontinenten; lassen wir Australien bei Seite, das nur eine Insel inmitten der ozeanischen Hemisphäre ist, so hat sie 3 zusammenhängende Kontinente, die eine ovale kompakte Masse bilden, deren Umfang den jedes andern Erdraums weit übersteigt. Es ist die größte, in ihrem Mittelpunkt den Einflüssen des Ozeans unzugänglichste Länderstreckung; die alte Welt ist vorzugsweise eine Kontinentalwelt. Die neue Welt hat zwei Kontinente, die nicht in einer Masse gruppiert sind und in zwei entgegengesetzten Hemisphären liegen. Kein Teil ist sehr entfernt von der Seeküste; die neue Welt ist vorzugsweise ozeanisch. Auch die astronomische Lage in Bezug auf die klimatischen Zonen ist verschieden; die alte Welt gehört größtenteils der nördlichen Halbkugel und der gemäßigten Zone an, wenigstens ist nur Afrika wirklich tropisch, Asien und Europa fast ganz gemäßigt; mehr als zwei Dritteile alles Landes der alten Welt liegen in der gemäßigten Zone, nur ein Dritteil in der heißen. Die allgemeine Richtung beider Weltteile ist völlig verkehrt, die alte Welt hat ihre größte Verlängerung von Ost nach West in der Linie der Parallelen, die neue Welt von Norden nach Süden in der Richtung der Meridiane; beide haben eine Länge von 7500 Meilen, aber die Breite der alten Welt ist doppelt so groß, als die der neuen. Diese Stellung ist von um so größerer Wichtigkeit für die Verteilung der Klimate, da sie mit dem innern Bau, mit der Richtung der Hauptbergketten und Tafelländer übereinstimmt. In der alten Welt können die Wanderstämme über einen Raum von mehreren tausend Meilen ziehen, ohne daß die Tiere oder die Vegetation, von denen sie umgeben sind, wechseln; sie verändern den Ort, aber nicht Klima und Lebensweise. Die Ähnlichkeit der Klimate auf langen Räumen ist eine Eigentümlichkeit der alten Welt, welche die Zerstreuung der Urstämme wesentlich gefördert haben muß. In der neuen Welt dagegen sind die Zonen ähnlicher Klimate nur kurz, und wenn man über die ganze Länge der beiden Amerika wandert, kommt man zweimal durch alle Zonen, von der kalten Zone zum Äquator und vom Äquator wieder zu der kalten Zone. Diese Verschiedenheit des Klimas giebt den beiden Amerika ihren Charakter. Jedoch ändert der innere Bau

*) Nach Prof. Guyot: Sillimans Journal of science.

in beiden Welten dieſe klimatiſchen Verhältniſſe, ſo daß die Einförmigkeit des Klimas in der alten Welt durch ſchärfere Kontraſte, und die zu große Verſchiedenheit in der neuen durch mildere und beſſer abgeſtufte Übergänge modifiziert wird.

Was den innern Bau der neuen Welt charakteriſiert, iſt ſeine Einfachheit. Statt der Mannigfaltigkeit der alten Welt, wo trotz einiger gemeinſamen Züge doch jeder Kontinent in eine beſondere Form gegoſſen iſt, ſcheinen die beiden Amerika durchaus nach einem Plane gebildet, der ſich in wenigen Linien zeichnen läßt: es ſind zwei Dreiecke, deren Spitzen gegen Süden gekehrt und durch die lange Linie der Felſengebirge und der Anden verbunden ſind; große Ebenen im Oſten bilden den bedeutendſten Teil ihrer Oberfläche, eine leicht erhobene Kette längs der atlantiſchen Küſten beider, die Alleghanies im Norden, die Sierra do Espinhaço und Sierra do Mar im ſüdlichen Amerika, endlich in der Mitte drei kurze Querketten, die von Parima in Guiana, die von Venezuela und die große, in viele Inſeln zerbrochene der Antillen, das ſind in wenigen Worten die weſentlichen Züge dieſer ungeheuern Abteilung der Welt.

Die Zahl und Fülle der inneren Kontraſte, welche die Thätigkeit der Natur und des Menſchen in Anſpruch nehmen, bilden den Reichtum der Organiſation in den Kontinenten. Aſien und Europa teilen Gebirgszüge, die ſich von den Pyrenäen über Alpen, Kaukaſus, Himalaya ꝛc. bis an das chineſiſche Meer erſtrecken, in zwei ungleiche Teile, einen nördlichen und einen ſüdlichen, die in Klima, Vegetation und ſelbſt in ihren Raſſen verſchieden ſind; kaum irgendwo iſt der Übergang allmählich, faſt allenthalben iſt er ſchroff und plötzlich. In Amerika iſt dieſer Übergang allenthalben allmählich, er bildet nirgends eine Schranke. Von den baumloſen Polargegenden des Mackenzieſluſſes, die nur von Mooſen und Lichenen bedeckt ſind, geht man ſtufenweiſe über zu den Fichtenwäldern am obern See, zu den Walnuß-, Ahorn- und Kaſtanienbäumen in Ohio und Kentucky, zu den Magnolien und der Zwergpalme, die ſchon die Luft der Tropen und die Nachbarſchaft des Golfs von Mexico verkünden: 2400 Meilen trennen die Extreme der Vegetation, die ſich am Himalaya faſt berühren. Daher die Verbreitung tropiſcher Pflanzen und Tiere oft bis in kältere Gegenden hinein. Amerika iſt minder reich an inneren Kontraſten, als die alte Welt, hat aber dagegen mehr Einheit. In der Gleichförmigkeit des Baues, in dem Mangel aller Hinderniſſe einer freien Cirkulation von einem Ende dieſer Welt zum andern, müſſen wir eine der Haupturſachen jenes gemeinſamen Charakters ſuchen, jener amerikaniſchen Phyſiognomie, welche in allen organiſchen Weſen dieſes Kontinents ſo auffällt, und den wir auch im Menſchen ſelbſt, in dem Indianer, finden, deſſen Stämme ſämtlich von den Ufern des Mackenzie bis nach Patagonien hinab dieſelbe Kupferfarbe und eine unverkennbare Familienähnlichkeit zeigen.

Wie Europa und Aſien in zwei ungleiche Hälften, eine nördliche und eine ſüdliche, geteilt ſind, ſo die beiden Amerika in eine weſtliche und öſt-

liche durch den Zug der Cordilleren. Indes ist der Unterschied des Umfangs beider Teile so groß, daß die Verschiedenheit ihre Bedeutung verliert. Die dürre und unfruchtbare Westküste ist zu unbedeutend, um mit den ungeheuern Ländern im Osten in eine Nebenbuhlerschaft zu treten, und zudem macht die Schwierigkeit der Verbindungen die gegenseitigen Einwirkungen und den Verkehr noch schwächer. Ferner haben beide Seiten der Cordilleren, da sie unter einerlei Breite liegen, dasselbe Klima, und der Unterschied liegt nur in der größern oder geringern Feuchtigkeit. Der schmale Streif der Westküste kann den Charakter, welchen die großen Ebenen dem Osten aufdrücken, nicht ändern.

Das Klima der neuen Welt zeichnet sich, im Vergleich zu dem der alten, durch eine größere Feuchtigkeit aus, denn seine beiden Kontinente sind fast ganz den Seewinden ausgesetzt. Während die alte Welt mit ihrer geschlossenen Gestalt, ihren mächtigen Hochländern im Osten, unter den Tropen nur etwa 195 cm Wasser enthält, empfängt Amerika unter den Tropen 291 cm; die gemäßigten Gegenden Europas haben 86 cm, Nordamerika 98 cm. Zu dieser Fülle der Regenwasser kommt noch die Ausdehnung der Ebenen, welche die Entwickelung ungeheurer Stromsysteme gestattet, und in der That ist die Existenz zahlloser Flüsse und Seeen einer der charakteristischen Züge der beiden Amerika. Trotz einer viel geringern Landesausteilung hat die neue Welt die größten und wasserreichsten Ströme der Erde. Nirgends auf der Welt gleicht ein Strom dem mächtigen Marannon, der seine Gewässer nach einem Laufe von 3000 engl. Meilen ins Meer wirft, und seine Zuflüsse, der Ucayale, Japura, Rio Negro, Madeira, kommen an Macht ihm beinahe gleich. Im nördlichen Amerika durchläuft der Missisippi gleichfalls eine Länge von 3000 Meilen, und sein Zufluß, der Missouri, tritt nur mit Unrecht seinen Namen an den minder mächtigen Bruder ab. Neben diesen Strömen hat der Laplata einen Lauf von 1900, der St. Lorenz von 1800 Meilen Länge.

Die alte Welt bietet nichts Ähnliches; ihr größter Strom, der Yangtse-kiang, hat nur 2800 Meilen Lauf. Der Ganges und der Ob kommen ihnen bei weitem nicht gleich; vielleicht der Nil.*) Die Wolga, der größte Strom Europas, hat nur einen Lauf von 1700 Meilen, und wollte man in Amerika Flüsse, wie den berühmten Rhein, aufzählen, so hätte man sie fast nach Hunderten zu nennen. Hierzu kommt noch die große Anzahl von Seeen. Die Gruppe von Seeen, wie sie Canada besitzt, findet nirgends in der Welt ihresgleichen. Diese ungeheuren Süßwassermeere bedecken im Verein mit dem St. Lorenz eine Oberfläche von nahe an 100,000 □Meilen, und man hat berechnet, daß sie etwa die Hälfte alles süßen Wassers auf der Erdoberfläche enthalten. Und noch dazu stehen diese Seeen nicht allein,

*) In deutschen Meilen ausgedrückt, schätzt man jetzt die Länge des Nil auf 860 Meilen — des Missisippi von der Missouriquelle an gerechnet auf 890 Meilen; des Marannon auf 770 Meilen. Der Länge nach wäre also der Missisippi der erste, der Nil der zweite, der Marannon der dritte.

ſondern ein Blick auf die Karte belehrt uns, daß weiter im Norden noch eine Menge kaum minder großer Seeen ſich findet; der Athapeskow-, Winipeg-, Sklaven-, Große Bärenſee u. ſ. w. können ſich mit den Canadaſeeen meſſen. Dieſe Ströme und Seeen ſind der Reichtum und der Stolz Amerikas. Kein Kontinent der Welt beſitzt ſie in ſolcher Zahl, ſolcher Größe, ſo waſſerreich und ſo ſchiffbar. Sie befruchten aber nicht bloß die reichen Länder, die ſie durchziehen, ſie ſind auch die großen Heerſtraßen des Handels zwiſchen allen Teilen dieſer ungeheuern Welt und werden es immer mehr werden. So herrſcht das wäſſerige Element in Amerika vor, es iſt im ganzen genommen etwas minder warm als die alte Welt, und ſein weſentlichſter Zug iſt ein ozeaniſches Klima. Wir wollen jetzt auf die Folgen dieſer phyſiſchen Verhältniſſe für die Entwickelung organiſcher Weſen eingehen.

Wärme und Feuchtigkeit ſind die günſtigſten Vorbedingungen für eine üppige Vegetation. Nirgends iſt die Pflanzendecke ſo allgemein, die Vegetation ſo vorherrſchend, wie in Amerika. Unter denſelben Breitengraden, wo Afrika nur dürre Tafelländer zeigt, ſieht man im Gebiet des Amazonenſtromes die endloſen Urwälder, dieſe 1500 Meilen weit faſt ununterbrochenen Salons, welche die rieſenhafteſte Wildnis dieſer Art auf der Welt bilden. Und welcher üppige Pflanzenwuchs! Palmen von 50—60 m Höhe überragen alle andern Bäume dieſer Wildniſſe, unzählige Stauden und Bäume geringerer Höhe füllen die Zwiſchenräume zwiſchen ihren Stämmen; Kletterpflanzen, hochſtämmige Lianen umgeben in unendlicher Mannigfaltigkeit die Zweige, entfalten ihre Blumen auf dem Blätterwerk und verbinden alles unter einander zu einer feſten, dem Menſchen undurchdringlichen Vegetationsmaſſe, wo allein die Axt ſich einen Weg bahnen kann. Südamerika, und namentlich das Gebiet des Amazonenſtroms, iſt das echte Reich der Palmen, denn nirgends tritt dieſe prächtige Vegetationsform in einer größern Zahl von Arten auf. Dies iſt ein Zeichen überwiegender Entwickelung der Blätter über alle andern Teile des Pflanzenwuchſes. Amerika hat keine ſolchen Pflanzen mit ſchmalen, eingeſchrumpften Blättern, wie Afrika und Neuholland. Die Ericas oder Heidekräuter, ſo häufig, ſo mannigfaltig und ſo charakteriſtiſch in der Flora des Kaps der guten Hoffnung, ſind eine der neuen Welt unbekannte Form. Nichts gleicht hier den Metroſideren Afrikas, den trockenen Myrten (Eukalyptus) Neuhollands und den weidenblättrigen Akazien, deren Blumen in den lebendigſten Farben glänzen, deren ſchmales, mit dem Rande gegen die vertikale Sonne gewendetes Blätterwerk aber keinen Schatten wirft. Allenthalben lange, reichliche Blätter, ein tiefes Grün, eine ſtarke, wohlgenährte Vegetation, das iſt es, was man im tropiſchen Amerika findet. Nordamerika teilt trotz ſeines kontinentalen Klimas dieſen Charakter der neuen Welt.

Aber nicht bloß iſt die Vegetation reichlich in der neuen Welt, ſie iſt auch allgemein, und dies bietet eine weitere charakteriſtiſche Unterſcheidung von der alten Welt. Hier ſehen wir nicht die ungeheuern Wüſten; die von Californien und Atacama ſind Ausnahmen und können im Vergleich mit

denen von Asien und Afrika gleichsam nur als Probe dienen. Die Llanos am Orinoco, die ihr geologischer Bau zum Schicksal der Sahara zu verurteilen scheint, sind während der Regenzeit reichlich bewässert und mit einer bewundernswerten Vegetation bedeckt; das Leben, das fast zu schlummern, fast ausgetilgt schien, erhebt sich wieder schön und kräftiger. Auf den feinen Sand, den die Winde fortführen, folgt eine reiche Weide, auf der eine Unzahl einheimischer Tiere, vermischt mit Pferdeherden und wilden Eseln, sich tummeln, und Tausende während der trockenen Jahreszeit in dem wässrigen Schlamm vergrabener Reptilien erscheinen wieder und füllen die temporären Flüsse und Seeen, von denen diese Thäler dann überströmt sind, mit neuem Leben. Die Pampas selbst sind nicht ohne Vegetation und nähren zu allen Zeiten zahlreiche Herden, ebenso wie die mächtigen Prairien des Mississippi und Missouri.

Was wird aber aus dem Tierreich in diesem eigentümlichen Pflanzenreich? Die Segnungen sind verteilt, und ein Land hat nicht alle Schätze allein. Diese üppige Vegetation scheint das höhere Leben in der Tierwelt zu unterdrücken. Von einem Ende der tierischen Stufenleiter zum andern geben diejenigen Familien, deren Lebensart mit dem Wasser oder dem Pflanzenelement verbunden ist, diesen Ländern durch die Zahl der Arten und ihre relative Menge ihren Charakter. Nichts ist glänzender als die Insektenwelt Südamerikas; unter den Wirbeltieren sind die Reptilien am zahlreichsten repräsentiert, denn Feuchtigkeit ist ihr Element, und die Flüsse und temporären Lagunen sind angefüllt mit Kaimans, Iguenas, Basilisken und andern Arten, die sich in warmem und stillem Wasser vermehren; die Wälder beherbergen Schlangen von jeder Gestalt und Größe bis zu den riesenhaften Boas; sie scheinen in diesem Lande zu Hause. Aber unter den höheren Tieren hält die Entwickelung inne; die vorherrschenden Typen sind zugleich die untergeordneten. Unter den Vögeln übertreffen die Strandläufer Amerikas die jedes andern Kontinents an Zahl der Arten. Unter den Säugetieren charakterisieren die zahnlosen: Armadillos, Faultiere, Ameisenbäre mehr als jede andere Familie die Fauna Südamerikas, und zwar nicht nur in der jetzigen, sondern auch in den geologischen Epochen. Suchen wir Repräsentanten der höheren Ordnungen, so finden wir sie schwächer an Zahl der Arten und kleiner, als die entsprechenden Tiere der alten Welt. Statt des Elefanten, Hippopotamus, Rhinozeros, dieser Riesen der alten Welt, finden wir unter den Pachydermen nur den harmlosen Tapir und das Pekari; unter den Wiederkäuern statt des Kamels das halb so große Lama; statt der Löwen und Tiger die Unze und den Jaguar, die kaum mehr als große Katzen sind. Nicht nur sind diese höheren Tiere schlecht repräsentiert, sondern sie haben auch nicht die Stärke, nicht den unbezwinglichen Mut, weder die Wildheit noch den Verstand der ähnlichen Geschöpfe der alten Welt. Im ganzen tropischen Amerika erdrückt das vegetative Leben das höhere Tierleben. Nur Nordamerika, das schon einen wahren kontinentalen Charakter hat, besitzt einige höhere Typen, wie den Büffel, den Hirsch, das Elentier, den Bären.

Der Menſch ſelbſt, der eingeborene, trägt in ſeinem ganzen Charakter den unauslöſchlichen Stempel dieſer eigentümlich vegetativen Natur; das Überwiegen des lymphatiſchen Temperaments verrät dies. Der Indianer bildet eine melancholiſche, kalte, unempfindliche Raſſe; er zeigt manchmal eine außerordentliche Muskelkraft, aber ohne Ausdauer; der Indianer ertrug und erträgt die harten Arbeiten nicht, die der Neger vollführt. Der geſellſchaftliche Zuſtand der indianiſchen Stämme zeigt in gleichem Grade den mächtigen Einfluß ſeines vegetativen Charakters. Der Indianer iſt weſentlich der Menſch des Waldes geblieben und hat ſich ſelten über den Jäger, die niedrigſte Stufe der Civiliſation, erhoben; die Üppigkeit des Bodens war wertlos für ihn, denn er zog nicht ſeine Nahrung daraus. Er iſt ſelbſt nie zum Hirten emporgeſtiegen, wie die nomadiſchen Völker der alten Welt. Von einem Ende Amerikas zum andern finden wir dasſelbe klägliche Schauſpiel, und nur die hohen Tafelländer von Mexico und Peru machen eine Ausnahme, welche ſelbſt wieder für den Einfluß der vegetativen und feuchten Natur der niedrigen Ebenen Amerikas zeugt; denn wenn dieſe Nationen nicht denſelben untergeordneten Charakter an ſich tragen, wenn ſie ſich, vielleicht mit Hilfe fremder Elemente, etwas höher auf der Stufenleiter der Menſchheit erhoben, ſo kann der Grund kein anderer ſein, als weil ſie auf dieſen Höhen über dem Einfluß der heißen und feuchten Atmoſphäre hauſen.

Dies iſt die wunderbare Verknüpfung der Naturerſcheinung unter einander. Die Geſtaltung und Lage der neuen Welt gaben ihr ein heißes und feuchtes Klima, und dieſes Klima drückt ſeinen Charakter der ganzen organiſchen Schöpfung auf, ſelbſt der vorzugsweiſe freie Menſch iſt ihrem Einfluß unterworfen in dem Maße, als er die Ausbildung ſeiner höheren Fähigkeiten unterläßt, mit denen er zur Eroberung und Bezwingung der Natur ausgerüſtet iſt, die ihn nicht beherrſchen, ſondern ihm dienen ſoll.

## 9. Über das Klima in Nordamerika.*)

Jeder, der Amerika beſucht hat, wenn es auch nicht gerade als Arzt oder Naturforſcher war, iſt gewiß über den außerordentlichen und ſchnellen Wechſel der Temperatur erſtaunt, ſowie über zwei merkwürdige Verhältniſſe des Klimas der Vereinigten Staaten. Einmal iſt es dort um mehrere Grade kälter im Winter und heißer im Sommer, als unter denſelben Breitengraden in Europa ſowohl, wie in Aſien und Afrika auf den Küſten des mittelländiſchen Meeres. Dies iſt beſonders auffallend in den Landſtrichen längs des atlantiſchen Ozeans. So läßt ſich, wenn man Salem im Staate Maſſachuſetts und Rom in Italien vergleicht, Plätze unter beinahe ein und derſelben Breite, ein außerordentlicher Unterſchied bemerken. Rom liegt unter

*) Dr. Ralph, nach Simmonds Colonial Magazine.

41° 53′ n. Br., Salem unter 43° 35′; dort ist die größte Kälte 0° R., hier — 19½ R., dort die größte Hitze 24° R., hier 31½° R., also ist in Rom der Unterschied zwischen den Extremen nur 24°, in Salem dagegen 51°.

In den Staaten Maine, Vermont, New-Hampshire und sogar Massachusetts, welche sämtlich zwischen dem 42. und 45.° n. Br. liegen und dem Süden von Frankreich und dem nördlichen Spanien entsprechen, ist der Boden beinahe jeden Winter 3 oder 4 Monate lang mit Schnee bedeckt, so daß man nicht ohne Schlitten fortkommen kann. Das Thermometer sinkt während dieser Zeit oft auf 23° R. unter Null.

In Unter-Canada, zwischen dem 46. und 47. Breitengrade, der Mitte von Frankreich entsprechend, fängt der Schneefall im November an und währt bis zu Ende April, also sechs Monate, während welcher Zeit das Thermometer gewöhnlich 20—24° unter Null steht. Man weiß sogar Beispiele, daß das Quecksilber hier gefriert, was einen Kältegrad von 30° R. voraussetzt. Solche Fälle kommen nie in Europa vor, außer unter dem 60. Breitengrade, wie in Stockholm oder Petersburg.

In denselben (canadischen) Neu-England-Staaten ist die Hitze in dem Sommersolstitium während sechs Wochen so stark, daß das Quecksilber auf 24° R. steigt. Wenige Jahre vergehen, in denen nicht in Salem die Hitze auf 31° R. steigt, was die Temperatur des persischen Meerbusens und der arabischen Küstenländer ist. Auch in Quebeck und sogar in der Hudsonsbai steht das Thermometer während 20—30 Tagen auf 24° R., und diese Orte liegen unter dem 50.° der Breite. Diese Hitze ist um so erschöpfender, als sie gewöhnlich von einer Windstille oder einem erstickend heißen Winde begleitet und das Extrem für den Winter so bedeutend ist, da alsdann das Thermometer auf 24° unter Null steht.

In den mittleren Staaten der Union, nämlich in New-York, Pennsylvanien, New-Jersey und Maryland, sind die Winter kürzer, der Schnee weniger häufig und anhaltend; selten bleibt er über 15—20 Tage liegen. Dennoch aber ist die Kälte mehrere Wochen lang außerordentlich streng. In Philadelphia unter dem 40. Grade der Breite, welcher derjenigen von Madrid und Neapel entspricht, sinkt das Thermometer jeden Winter auf — 6½° R., ja zuweilen bis auf — 16° R. Im Winter von 1836 war das Quecksilber in New-York und Philadelphia mehrere Tage lang 10 und 12 Grade unter dem Gefrierpunkte. Die Kälte war damals so groß, daß der Delaware in 24 Stunden gefroren war, trotz einer Ebbe und Flut von je 2 m.

Dagegen stellt sich wieder zwei oder drei Wochen vor dem Sommersolstitium die Hitze ein und ist in New-York und Philadelphia so überwältigend von Mittag an bis 5 Uhr abends, daß sich die Einwohner in den Häusern verschließen und die Straßen beinahe verlassen sind. Das Thermometer erreicht öfters 24—25° R., und während der Nacht sinkt es wieder auf 12 Grade. Die Hitze ist jedoch durch die völlige Windstille und den erstickenden Dunst, womit die Luft längs der ganzen Küste beladen ist, noch unerträglicher als der hohe Stand des Thermometers anzeigt.

In den mittleren Staaten läßt sich der äußerste Wechsel auf 100 Grade Fahrenheit = 44½° R. angeben.

In den südlichen Staaten, wie Virginien, den beiden Carolinas und Georgien, ist der Unterschied zwischen Hitze und Kälte nicht übermäßig. Gelegentlich fällt etwas Schnee, noch so weit südlich als bis Charleston, aber mehr ausnahmsweise. In Charleston, welches mit Marocco parallel liegt, wechselt das Thermometer im Verlauf des Jahres von 30 zu 100° F. Zu Savannah steht es zuweilen auf 106° F., welches höher ist, als es jemals in Ägypten steigt, da hier 88° F. (24½° R.) die gewöhnlichen Grenzen des Quecksilbers im Schatten sind.

So vermindert sich, je mehr man sich den Tropenländern nähert, die äußerste Verschiedenheit zwischen den Temperaturen des Sommers und Winters, daß sie sich auf den westindischen Inseln auf 30—40° F. jährlichen Wechsels beschränkt. Dort steht infolge der Seewinde das Thermometer im Sommer selten über 92° F. (26° R.).

Es ist aber längs der ganzen amerikanischen Küste am atlantischen Meere nicht bloß diese Verschiedenheit so groß, sondern es sind diese Wechsel bei weitem häufiger, als in Europa, da das Thermometer in sehr kurzer Zeit von einem Extrem zum andern überspringt. Dr. Rush bemerkt in seinen Beobachtungen über das Klima von Pennsylvanien, daß dasselbe aus allen Klimaten unter der Sonne zusammengesetzt sei: aus der Nässe von England im Frühjahr, der Hitze von Afrika im Sommer, dem ägyptischen Himmel im Herbst und der Kälte von Norwegen im Winter. Im Januar und Februar findet oft im Verlaufe von 18 Stunden ein Wechsel von 20—30° F. statt, was natürlich die nachteiligsten Folgen für die Gesundheit haben muß.

Dieselbe Erscheinung hat man auch im Sommer, denn je größer die Hitze des Mittags ist, um so tiefer fällt das Quecksilber bei Tagesanbruch, den beiden Extremen von täglicher Hitze und Kälte in allen Klimaten. In einem Sommer fiel einmal das Quecksilber 19° F. in anderthalb Stunden. Und was über Pennsylvanien hier bemerkt ist, gilt auch von New-York, New-Jersey, Maryland, Virginien und den beiden Carolinas. Selbst noch in Charleston kommen im Sommer Beispiele von einem Temperaturwechsel vor, der sich bis zu 40° F. in 15 Stunden beläuft.

Ein anderer merkwürdiger Umstand ist, daß nicht dieselben Grade von Hitze und Kälte auf denselben Breitenparallelen stattfinden. Herr Jefferson, ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten, gab verschiedene Beobachtungen über das Klima seines Geburtsstaates Virginien heraus, sowie über das von Amerika im allgemeinen, und er bemerkt unter anderem:

„Es erscheint sehr merkwürdig, daß, wenn man in derselben Parallele von Osten nach Westen geht, unser Klima in demselben Verhältnis kälter gegen Westen wird, so, als ob wir gegen Norden reisten. Diese Beobachtung wird von allen Reisenden bestätigt, die von einem Teile des Kontinents im Osten der Alleghanygebirge kommen, bis sie den Gipfel derselben erreichen, die höchste Stelle zwischen dem Ozean und dem Mississippi. Sodann aber,

wenn man sich immer in derselben Breite hält und gegen den Mississippi im Westen fortschreitet, kehrt sich der Fall um: das Klima wird heißer, als es in denselben Breitengraden ostwärts an der Küste ist."

Aus allen diesen Thatsachen wird es vollkommen klar, daß das Klima durch andere Umstände als nur durch die geographische Breite modifiziert wird. Diese Umstände sind der Boden des Landes, seine feuchte oder trockene Oberfläche, das Vorhandensein von großen Wäldern, seine Lage über und unter der Meeresfläche, seine Richtung gegen diesen oder jenen Anblick der Sonne und besonders auch die Art und Menge der Luftströmungen, die auf einer solchen Erdstrecke vorherrschen. Diese Umstände bringen in ihren verschiedenen Modifikationen diejenigen Folgen für das amerikanische Klima hervor, welche dasselbe so wesentlich von demjenigen Europas, Asiens und Afrikas unterscheiden. In keinem andern Teile der Welt finden solche außerordentliche Wechsel statt, und nirgends wechseln auch so die Luftströme. Wir klagen in Europa, besonders in England und Frankreich über die Unbeständigkeit der Winde und den Wechsel in der Temperatur, aber was will das sagen im Vergleich mit Nordamerika?

Was Nordamerika besonders auszeichnet, sind folgende Punkte, die jedenfalls Hauptfaktoren in seinem Klimaleben bilden:

1) Die tieferen und umfassenderen Anhäufungen um den Pol her. Männer, welche die Polargegenden Nordamerikas besucht haben, versichern, daß die Eisfelder dort unendlich größer, von längerem Bestand während des Sommers sind und sich viel weiter nach dem Süden erstrecken, als die im Norden Europas. Die Einwirkung derselben auf das Klima der Vereinigten Staaten ist sicher. Die Winde, welche über jene großen Eisfelder gegangen sind, kommen mit Kälte geschwängert im Süden an und verzehren die vorgefundene Wärme.
2) Die Menge von Landseeen und Flüssen, welche über eine große Strecke von Nordamerika verbreitet sind, von denen alle kleineren Seeen und die Mehrzahl der Flüsse im Winter zufrieren und das Eis verstärken, das in der Polarzone haftet. Ihr Auftauen verzehrt bedeutend viel Wärme.
3) Der Mangel an Gebirgsketten, die von Osten nach Westen laufen und eine schützende Mauer gegen die Nordwinde abgeben könnten. In dem östlichen Teile von Asien ist eine ungeheure Länderstrecke, die sich vom Norden in einer ununterbrochenen Ebene erhebt, demselben Übel, nämlich den nördlichen Winden, ausgesetzt, wie Nordamerika.
4) Die dicken, grenzenlosen Wälder, unterbrochen und durchzogen von unzähligen Seeen und Flüssen, welche das nördliche Amerika beinahe in seiner ganzen Ausdehnung bedecken. Die angebauten Strecken und Flecken, „Klärungen" genannt, stehen in so geringem Verhältnis zu der endlosen Wildnis, daß sie bis jetzt noch keinen Einfluß auf das Klima ausüben können. Die Sonnenstrahlen, welche auf das dichte Laub des Urwaldes fallen, werden zurückgeworfen und zerstreut, ohne in den Boden zu dringen und seine Nässe zu trocknen. Daher ist das vom Regen gewässerte Land

beſtändig feucht und nebelicht und haucht fieberbringende Dünſte aus, anſtatt Wärme zu empfangen und zu verbreiten.

5) Ein großer Teil des Waldes iſt von Moräſten und Sümpfen eingenommen, in welche ſich das von den höhern Strichen fließende Waſſer den ganzen Sommer über ſammelt. Dieſe Sümpfe ſind eben ſo viele Behälter der Feuchtigkeit und Treibhäuſer der Kälte.

6) Der Mangel an künſtlicher Hitze. Dicht bevölkerte Gegenden, wie z. B. in England, ſind mit einer unzähligen Menge von Wohnhäuſern, Fabriken, Glashütten, Schmiedeöfen u. ſ. w. bedeckt, von denen jedes Haus als ein wärmeſtrahlender und heizender Ofen zu betrachten iſt und zur Milderung der umgebenden Luft, wenn auch in äußerſt geringem Maße, mitwirkt. Dazu kommen in bevölkerten Gegenden Millionen von Tier- und Menſchenlungen, die in Amerika auf viel größere Räume verteilt ſind.

Von dieſen ſechs hier aufgeſtellten Urſachen, welche Nordamerika von allen andern Ländern der Welt auszeichnen und ihm das verhältnismäßig kälteſte Klima geben, ſind die drei letzten in beſtändiger Veränderung zum Beſſern begriffen. Es ſteht daher zu erwarten, daß in dem Maße, als die Wälder ausgerottet, die Sümpfe ausgetrocknet, Fabriken errichtet und Städte gebaut werden und Tiere und Menſchen ſich vermehren — auch die Fröſte und Schneefälle geringer und ſeltener werden, und die Extreme zwiſchen größter Kälte und größter Hitze ſich etwas ausgleichen müſſen.

## Die trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten.*)

Audiatur et altera pars.

Wenn ein deutſcher oder ſchweizeriſcher Auswanderer zu New-York ans Land ſteigt, ſo findet er im allgemeinen das Klima von dem ſeines Landes nicht verſchieden. Allmählich aber fängt er an, einige Verſchiedenheiten zu bemerken, die ihn veranlaſſen, einige ſeiner Gewohnheiten zu ändern, er mag wollen oder nicht, und endlich die amerikaniſche Art anzunehmen, die er anfangs bitter getadelt hatte.

Die Erſcheinungen, um die es ſich hier handelt, ſind zweierlei Art: die, welche ſich auf das gewöhnliche Leben beziehen, und die alle Welt beſtätigen kann, und diejenigen, welche man in der Ausübung gewiſſer Handwerke beobachtet. In die erſte Kategorie gehören die nachfolgenden Erſcheinungen: 1. Die deutſchen Frauen ſind erſtaunt über die Schnelligkeit, mit der die Wäſche trocknet, ſelbſt im ſtärkſten Winter, ſo daß das Waſchgeſchäft nur halb ſo lange dauert, als in Europa. Dies macht auch, wie ſie ſagen, die in den Vereinigten Staaten allgemeine Gewohnheit möglich, jede Woche zu waſchen. 2. Andrerſeits ſind dieſelben Haushälterinnen, namentlich auf dem Lande, in Erſtaunen über die Schnelligkeit, mit der das Brot vertrocknet. In ihrem Heimatlande gewöhnt, das Brot für mehrere Wochen zu backen,

*) D. Deſor. (Vorgeleſen in der allgemeinen Verſammlung der Helvetiſchen Geſellſchaft.) Vergl. die Revue Suisse. 1853.

ſind ſie in Verzweiflung, daß ihr Brot, das doch auf dieſelbe Weiſe wie ſonſt bereitet worden, in wenigen Tagen hart und ungenießbar wird; ſie geben dem Mehl, dem Waſſer die Schuld, werden ungeduldig, beklagen ſich, und nach einiger Zeit nehmen ſie die amerikaniſche Sitte an, alle Tage, oder wenigſtens einen Tag um den andern ihr Brot zu backen. 3. Dieſer reelle Nachteil wird aber wieder erſetzt durch Vorteile, die wir nicht beſitzen. So iſt z. B. das Schimmeln in den Vereinigten Staaten viel weniger zu fürchten, als bei uns; die Wintervorräte leiden ſelten dadurch; die Keller, wenn ſie nicht an ganz feuchten, niedrigen Orten angelegt werden, ſind vortrefflich, ſo daß die Luft hier alle Arten von Vorräten, Früchte und Gemüſe viel häufiger und ſicherer erhält, als bei uns. 4. Denſelben Mangel an Feuchtigkeit bemerkt man noch auffallender im Winter in den Zimmern; die Fenſter ſchwitzen viel weniger, als bei uns. Die Deutſchen, die gewohnt ſind, im Winter Eisblumen an den Fenſtern zu ſehen, ſind erſtaunt, ſie nicht häufiger in Amerika zu finden, wo es doch um Weihnachten eben ſo kalt, wo nicht kälter iſt, als in Hamburg oder München. 5. Neben dieſen Erfahrungen, die in den Bereich des gewöhnlichen Lebens gehören, giebt es noch andere, die den körperlichen Zuſtand betreffen, und die jeder an ſeiner Perſon machen kann. Ich führe nur ein Beiſpiel an, den Einfluß, welchen der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten auf die Haare ausübt, die nach einer gewiſſen Zeit bedeutend an Feuchtigkeit verlieren. Daher ein größerer Bedarf an Pomade und Öl, und ſomit eine verhältnismäßig viel bedeutendere Zahl von Friſeuren. Viele junge Leute, die in der Schweiz und in Deutſchland ſich gegen Pomade und Macaſſaröl geſperrt hätten, um nicht weibiſch zu erſcheinen, ſchlagen, wenn ſie einige Zeit in den Vereinigten Staaten geweſen ſind, den Weg zum Friſeur ein.

Die Erfahrungen, welche man bei verſchiedenen Gewerben und Handwerken gemacht hat, ſind nicht minder bezeichnend. Nachſtehendes ſind einige Beiſpiele: 1. Die Unternehmer von Bauten kennen die Notwendigkeit nicht, ihre Gebäude, ehe ſie ſolche zum Bewohnen abgeben, einige Zeit austrocknen zu laſſen. Der Maurer iſt kaum heraus, ſo zieht der Mietsmann hinein, ohne Furcht vor Rheumatismus oder andern Krankheiten, die bei uns in neuen Gebäuden ſich ſo leicht einſtellen. 2. Die Anſtreicher können viel ſchneller als bei uns eine zweite Lage Firnis und Waſſerfarbe auftragen, ohne daß die Arbeit dadurch ſchlechter wird. 3. Dagegen müſſen die Tiſchler, und namentlich die Inſtrumentenmacher, das Holz, das ſie verwenden, viel ſorgſamer auswählen. Holz, das man in Europa für hinreichend trocken halten würde, können Tiſchler in Boſton oder New-York nicht brauchen, denn es würde in kurzer Zeit Riſſe bekommen. Parkettböden namentlich erfordern eine ganz beſondere Sorgfalt, und man ſieht ſie deshalb, ſelbſt in den reichſten Häuſern, ſehr ſelten. Demſelben Umſtand muß man die große Gunſt zuſchreiben, welche die amerikaniſchen Pianos genießen, während die Wiener, obgleich in Europa ganz vortrefflich, ſehr ſchnell ſich verſchlechtern. 4. Die Tiſchler ſind auch genötigt, ſich eines viel ſtärkeren Leimes, als in

Europa, zu bedienen. 5. Die Gerber ihrerseits haben bemerkt, daß die Felle viel leichter trocknen, als in Europa, was ihnen gestattet, bei weitem mehr in einer gegebenen Zeit voraus zu machen; sie sind namentlich erstaunt über das schnelle Trocknen im Winter. 6. In Europa kostet es nicht geringe Mühe, die naturhistorischen Sammlungen vor der Feuchtigkeit zu schützen; nur indem man Kalk oder andere absorbierende Mittel in den Galerieen aufstellt, kann man sie, namentlich in neueren Gebäuden, gegen Schimmel schützen. Zu Boston stellt man Sammlungen von Vögeln und Säugetieren in Zimmern auf, die der Tüncher eben verlassen hat.

Alle diese verschiedenen Erscheinungen haben ihren Grund in einer und derselben Ursache — in der größeren Trockenheit der Luft in den Vereinigten Staaten. Es könnte überflüssig scheinen, auf diese Eigentümlichkeit des nordamerikanischen Klimas so viel Gewicht zu legen, wäre dieselbe nicht mit den meteorologischen Angaben, die wir über dieses Land besitzen, in Widerspruch; denn die Wassermasse, welche in den Vereinigten Staaten als Regen oder Schnee niederfällt, ist größer als in Europa. Trotz der bedeutenden Wassermenge kann aber das Klima in den Vereinigten Staaten doch trockener sein, als in Europa. Der Grund ist ganz einfach: Die Atmosphäre ist nicht, auch bei schönem Wetter, so sehr mit Feuchtigkeit beladen, wie bei uns; die Luft erhält sich nicht, wie in England und im westlichen Europa, in einem der Sättigung nahen Zustande; sondern in dem Augenblick, wann es zu regnen aufhört und ein Windwechsel schönes Wetter zurückbringt, sinkt auch schon das Hygrometer (der Feuchtigkeitsmesser), und der Taupunkt hält sich merklich unter der umgebenden Lufttemperatur. Es ist in dieser Beziehung eine Ähnlichkeit zwischen dem Klima der Vereinigten Staaten und dem der Alpen. Aus der Thatsache, daß es daselbst mehr als in der Ebene regnet, hat man allzu rasch geschlossen, daß die Luft daselbst minder trocken sei. Wir sehen deshalb in älteren und neueren Lehrbüchern das Klima der Alpen unter den feuchten figurieren, während im Gegenteil dort die Luft viel trockener ist, als in der Ebene, wie jeder bei einem schönen Tage selbst die Erfahrung machen kann. Diesem Umstande muß man sogar großenteils die Thatsache zuschreiben, daß man in den Bergen weniger müde wird als in der Ebene.

Die Ursache dieser größeren Trockenheit des amerikanischen Klimas ist leicht aufzufinden. In Amerika wie in Europa sind Westwinde die herrschenden. An den europäischen Küsten kommen diese an beladen mit der Feuchtigkeit, mit der sie sich beim Zug über den Ozean gesättigt haben. Daher bringen sie gewöhnlich Regen mit sich. In den Vereinigten Staaten ist es umgekehrt. Die Westwinde kommen an die atlantische Küste erst, nachdem sie einen ganzen Kontinent durchzogen und auf diese Weise einen großen Teil ihrer Feuchtigkeit verloren haben. Deshalb sind sie auch selten von Regen begleitet. Sie spielen dieselbe Rolle, wie die Ostwinde bei uns, welche eben darum, weil sie über den Kontinent herkommen, trocken sind. Wir

wiſſen wohl, wie viel ſchneller unſere Wege und Felder trocknen unter dem Einfluß des N.-O., als dem des S.-W.

Es iſt etwa 235 Jahre her, ſeitdem die erſten Koloniſten in Neu-England ſich niederließen. Es waren in jeder Beziehung echte Engländer mit allen phyſiſchen und moraliſchen Kennzeichen der angelſächſiſchen Raſſe. Jetzt iſt der Bewohner der Vereinigten Staaten nicht mehr ein Engländer; er hat eigentümliche Züge, die man ſo wenig verkennen kann, als man die engliſche Phyſiognomie mit einer deutſchen verwechſelt. Es hat ſich mit einem Wort ein Yankee- oder amerikaniſcher Typus entwickelt. Da dieſer Typus nicht das Reſultat einer Raſſenkreuzung ſein kann, indem er in den öſtlichen Staaten, gerade da, wo am wenigſten Raſſenmiſchung eintrat, am ausgeſprochenſten iſt: ſo muß er die Folge äußerer Einflüſſe ſein, unter welchen die des Klimas obenan ſtehen.

Einer der phyſiologiſchen Züge des Amerikaners iſt der Mangel an Körperfülle. Man durchwandere die Straßen von New-York, Boſton und Philadelphia, und man wird unter hundert Perſonen kaum einen Korpulenten finden, meiſtens wird dieſer eine ein Fremder ſein. Beſonders auffallend iſt die Länge des Halſes; nicht als ob derſelbe überhaupt länger wäre, er ſieht nur länger aus, weil er mager iſt. Das ſchöne Geſchlecht iſt ganz zart und ätheriſch. Es iſt aber nicht bloß das Muskelſyſtem, ſondern auch das Drüſenſyſtem minder entwickelt. Dagegen iſt die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Amerikaner groß, ihre Haſt und Ungeduld faſt inſtinktartig. Sie gönnen ſich kaum Zeit zum Eſſen, ſelbſt als Paſſagiere auf Schiffen, wo ſie Zeit genug dazu hätten. Sollte nicht die Trockenheit der Luft auf das Nervenſyſtem in ſolcher Weiſe wirken?

## 10. Das Ausſterben der eingeborenen Raſſe der Rothäute.*)

Unangefochten wird die Behauptung bleiben, daß das großartige Staatsweſen der nordamerikaniſchen Union ungeachtet aller ihm anklebenden Schwächen und Fehler ein ſehr humanes iſt, welches der perſönlichen Freiheit einen ſo großen Spielraum gewährt, daß jeder einzelne in dem unabläſſigen Beſtreben, ſeine Rechte bis zur äußerſten Grenze geltend zu machen, im ganzen und großen Erfolge erzielt und Befriedigung findet. Verwundert fragen wir daher, woher es kommt, daß die Indianer innerhalb eines ſo freiſinnigen Staatsweſens nicht gedeihen, ſondern ſich in wahrhaft erſchreckender Weiſe vermindern.

Einige Beiſpiele mögen zur Erläuterung dienen. Die im Staate Nebraska hauſenden Pawnee-Indianer zählten nach den Ermittelungen der zu

*) R. v. Schlagintweit, a. a. O. Vgl. Th. Kirchhoffs Reiſebilder u. Skizzen II.

ihnen als Kommissäre gesandten Quäker im Jahre 1830 noch 12,000 Seelen; 1847 war diese Zahl auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und heute soll der ganze Stamm aus kaum 2700 Menschen bestehen. Von dem einst mächtigen Stamme der Pottawatomies waren im Sommer 1871 noch 350, von dem vielgenannten Stamme der Sacks (Säcke) nur noch 84 übrig. Eine Anzahl von Stämmen sind gänzlich verschwunden, und kaum ein Indianerstamm lebt heute in derselben Gegend, die seine Vorfahren noch vor hundert Jahren inne hatten.

Die Ursachen, die eine so entsetzliche Verheerung unter den Rothäuten herbeigeführt haben, sind folgende:

* *
*

Ihren Kindern widmen sie so geringe Sorgfalt und lassen ihnen so wenig Schutz angedeihen, daß alle, die nicht von Haus aus kerngesund sind, notwendig zu Grunde gehen müssen. Auch genießt der Indianer häufig eine schlechte, schwer verdauliche Nahrung; zeitweise ist sie überdies unzureichend. Fast allen Stämmen ist eine unglaubliche Sorglosigkeit für die Zukunft eigen, die zur Folge hat, daß sie im Fall unglücklicher Jagden nur zu häufig der Hungersnot preisgegeben sind. Der Indianer ist in dieser Beziehung wie ein Kind; heiter und fröhlich genießt er den heutigen Tag und sorgt nicht für den kommenden.

Unsauberkeit und Schmutz, grobe Nachlässigkeit und Unwissenheit bei der Behandlung von Krankheiten raffen ebenfalls viele hinweg. In ihren elenden Wigwams sind sie der Wut der Elemente preisgegeben, namentlich der Schneestürme, denen gar manche zum Opfer fallen. Zur Bekämpfung der Seuchen, namentlich der Blattern, wissen die Indianer kein anderes Mittel als Ortswechsel. Wird einer von ihnen von einer ansteckenden Krankheit befallen, so läßt man ihn ohne Hilfe, weil jeder die Ansteckung fürchtet. Die gesunden Nachbarn brechen ihre Zelte ab und schlagen sie in weiter Entfernung von dem Kranken wieder auf.

In hohem Grade verheerend wirkt ferner der zerrüttende Branntwein, ein Getränk, das der Indianer mit dem Namen „Feuerwasser" bezeichnet und außerordentlich liebt. Um in seinen Besitz zu kommen, giebt er das Wertvollste und Unentbehrlichste hin. Eine geringe Menge dieses Stoffes reicht hin, ihn betrunken zu machen; doch ist er im Rausch nicht gewaltsam und raufsüchtig, sondern in einer höchst widrigen Weise zärtlich. Bei den „Schwarzfüßen" (blackfeet) spielt der Branntwein eine Hauptrolle zur Bezeigung der Freundschaft! Prinz Maximilian zu Wied war Zeuge des widerlichen Schauspiels, daß ein Indianer eine Quantität Branntwein in den Mund nahm, einen Stammesgenossen umarmte und ihm nun aus seinem Munde den Nektar einflößte, was der höchste Beweis von Freundschaft ist.

Das im eigensten Interesse der Indianer vom Kongreß am 9. Juli 1832 erlassene Gesetz, das jedem Weißen bei Strafe verbietet, einer Rothaut unter irgend einem Vorwande Schnaps oder Liqueur oder irgend ein

berauschendes Getränk zu verabfolgen, wird vielfach ohne alle Schwierigkeit umgangen. Es zeigt sich da, daß die Berührung mit der modernen Civilisation den Indianer nur noch mehr herabbringt, indem er nur deren Laster sich aneignet.

* * *

In politischer Beziehung sind die Ursachen zur Verminderung der roten Rasse nicht nur in den zahlreichen blutigen Kämpfen zu suchen, in die sich die verschiedenen Stämme unter einander verwickeln, sondern noch mehr in den Streitigkeiten und Wirren mit den auf sie eindringenden Weißen.

Die ersten Einwanderer traten dem Indianer, den sie als rechtmäßigen Herrn und Gebieter des Landes ansahen, nicht als Eroberer entgegen, sondern versuchten, ihn auf gütlichem Wege zu veranlassen, seine Jagdgründe ihnen zu überlassen. Auf diesem Wege wurde z. B. im Jahre 1626 von Peter Minnewit aus Wesel am Rhein die 22,000 Acker umfassende Insel Manhattan,*) auf der sich heute das meerbeherrschende New-York mit seinen stolzen Palästen erhebt, von den Indianern um 60 holländische Gulden (24 Gold-Dollars) erworben. Wer vermöchte den Wert anzugeben, den der Grund und Boden dieser Insel heute besitzt?

Derselbe Peter Minnewit kaufte ferner im Jahre 1638 in der Nähe des heutigen Wilmington in Delaware von einem Indianer für ein paar Kessel und sonstige Kleinigkeiten das erste Land für eine Niederlassung.

In gleicher Weise verfuhr der Quäker William Penn, als er im Jahre 1682 den heutigen Staat Pennsylvanien zu gründen begann; dieses Gebiet wurde ohne alles Blutvergießen besiedelt.

Da zur damaligen Zeit an Lande Überfluß war, so erzielte man ohne große Schwierigkeit ein beide Teile befriedigendes Abkommen. Je mehr aber die weißen Einwanderer sich ausbreiteten und vordrangen, desto mehr gab es Zerwürfnisse und blutige Zusammenstöße. Dazu kamen die Kriege zwischen den Engländern und Franzosen, welche letztere die Indianer zu ihren Bundesgenossen machten. In jenem Kampfe (in Europa als der siebenjährige Krieg bekannt), der in Amerika 1754 begann, wurden die armen Deutschen, welche von ihren Fürsten als Soldtruppen an die Engländer verkauft waren, zu Dutzenden von den wilden Bundesgenossen der Franzosen skalpiert.

Von da ab entwickelte sich die Ansicht, daß die Indianer wie eine selbständige Nation und wie jede andere fremde Macht zu behandeln seien. Noch im Jahre 1832 wurde dieser Auffassung ein prägnanter Ausdruck gegeben durch eine vom obersten Gerichtshof (supreme court) in Washington gefällte Entscheidung, wobei sich der Bundesoberrichter Marshall also aussprach: „In der Behandlung ihrer eigenen Angelegenheiten

*) Vgl. oben unter New-York.

sind die Indianerstämme von keiner Macht abhängig. Sie bestrafen Vergehen nach ihren eigenen Gesetzen und sind dafür keinem irdischen Gerichte verantwortlich. Sie führen Krieg und schließen Verträge ab. Wir haben durch viele Verträge mit den Indianern Gebiete erworben, die der Union von unberechenbarem Werte sind. Wir haben sogar das Wegerecht in Indianergebieten nur durch Übereinkommen erworben. Wir haben das Recht der Kriegführung der indianischen Stämme anerkannt. Nie hat jemand angenommen, daß die Indianer Hochverrat gegen die Vereinigten Staaten begehen können."

Nach diesen Grundsätzen verfährt die amerikanische Regierung noch heute. Sie betrachtet die Indianer nicht als Staatsangehörige und räumt ihnen daher weder das Stimmrecht ein, noch bewilligt sie ihnen irgend ein anderes Staatsbürgerrecht; sie erhebt auch von ihnen keine Steuern; sie hat sich nie darum bekümmert, daß sie in Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen in Vielweiberei leben. Zur Zeit des Krieges sucht sie Bündnisse mit ihnen einzugehen; sowohl im Mormonenkriege (1857) als auch während des großen Bürgerkrieges hat sie zu wiederholten Malen Indianer als Späher (scouts) benutzt. Sie schließt Verträge mit ihnen ab, die behufs ihrer Geltung vom Senate der Union ratifiziert werden müssen. Doch stehen die Indianer-Angelegenheiten nicht unter dem Staatssekretär, d. i. dem Minister des Äußern, sondern unter dem Departement des Innern.

Nur dann schreitet die Regierung gegen die Indianer ein, wenn die Verträge von ihnen verletzt werden, oder wenn sie sich an Gut und Blut der Weißen vergreifen. Diese Politik ist eine durchaus rücksichtsvolle und humane.

Allein gegenwärtig will eine große Mehrheit des amerikanischen Volkes diese Anschauung nicht mehr gelten lassen und verlangt, daß die bisher den Indianern zugestandene Autonomie (Selbständigkeit), nach welcher die einzelnen Indianerstämme als selbständige Nationen zu behandeln seien, ihnen nicht mehr eingeräumt werde. Bei der zwingenden Notwendigkeit, die entferntesten Teile der Union durch Schienenwege zu verbinden, dürfe man gar nicht mehr fragen, ob die Rothäute die Anlage von Bahnen und Heerstraßen, die durch ihre Jagdgründe führen, gestatten wollen oder nicht. Man erklärt es für Unsinn, vom unantastbaren Recht halbwilder Völker auf ausgedehnte Gebiete zu sprechen, die sie in einer zum nachweislichen Schaden für die übrige Menschheit gereichenden Weise ausbeuten. „Mit gleichem Recht," so äußerte sich Illinoiszeitung vom 14. Juni 1870, „könnte man die Alligatoren für die berechtigten Urbesitzer des Mississippi erklären und ihnen jährlich Menschenopfer darbringen in der Hoffnung, daß sie alsdann keine anderen Menschen fressen werden."

Doch gleichviel, wie man sich das Verhältnis theoretisch zurecht legt, praktisch dauern die Reibungen zwischen der weißen und roten Rasse fort. Man kann es den Indianern nicht verdenken, wenn sie in den auf sie eindringenden, sie mehr und mehr zurückdrängenden Bleichgesichtern ihre Erb-

feinde erblicken, und man kann es dem weißen Ansiedler, der ruhig seinen Acker bauen und Handel treiben will, nicht verargen, wenn er den roten Mann wie ein wildes Tier betrachtet, das seinen Besitz schädigt und gefährdet. Wie viel blutige Greuel sind an den weißen Ansiedlern verübt worden, wie unausgesetzt erfolgen die Überfälle von seiten der Indianer, sobald sich diese stark genug glauben! Die amerikanischen Truppen, um die Rothäute für diese Überfälle zu züchtigen, haben selber oft blutige Schlappen erlitten, wie im Sommer 1876 die Abteilung unter General Custer, die von den Indianern fast gänzlich aufgerieben wurde.

Daß sich auch die Weißen mancher schweren Sünde gegen die Rothäute schuldig machen, ist ebenfalls nicht zu verschweigen. Aus geringfügigen Ursachen schießt der weiße Unionsbürger einen Indianer nieder; er verübt einen Mord, geht aber straflos aus, da sich die Behörden gegen einen solchen Fall sehr gleichgültig verhalten. Wenn nun ein Stammgenosse des ermordeten Indianers die That durch Tötung eines Weißen rächt, dann erhebt sich sofort die ganze weiße Bevölkerung der Gegend und verlangt Krieg gegen die feindseligen Indianer. Derselbe endet dann mit der Niederlage der letzteren, falls diesen nicht die Gegend oder sonst ein glücklicher Zufall zu statten kommt.

Amerikaner und Indianer können nicht nebeneinander leben, sie werden sich ohne Unterlaß befehden. Die friedlichen Mittel, die man angewandt hat, um die Indianer zu civilisieren und für ein friedliches Zusammenleben zu gewinnen, haben sich als unzureichend erwiesen.

* * *

Man kann die in den Vereinigten Staaten (mit Ausschluß Alaskas) zur Zeit befindlichen Indianer in runder Summe auf 300,000 veranschlagen. Von diesen sind etwa $^1/_3$, also 100,000 ganz, $^2/_5$ = 120,000 halb civilisiert und die übrigen 80,000 wild in ihrem Naturzustande als Jagdvölker verblieben.*)

Der eigentliche Rassenkampf findet zwischen Weißen und wilden Indianern statt, welche zu keiner Feldarbeit sich bequemen wollen, und denen das Herumschweifen durchaus Bedürfnis ist. Reibungen und Streitigkeiten mit den Weißen, die als Goldwäscher ihnen das Wasser trüben und den Fischfang beeinträchtigen, als Ansiedler in ihre Jagdgründe eindringen und selber das Wild schießen — sind unvermeidlich und von Schonung ist auf beiden Seiten keine Rede. Aber auch die auf den Reservationen befindlichen Indianer werden oft wider ihre weißen Unterdrücker feindselig ge-

*) Nach der Angabe R. v. Schlagintweits: 152,000 „reine Nomaden", 25,000 in den einzelnen Staaten zerstreut als halb civilisiert wohnend, 123,000 auf Reservationen lebend, überwiegend dem Ackerbau und der Viehzucht obliegend. Nach der Berechnung von A. Hunnius in Fort Leavenworth (Staat Kansas) beträgt die Zahl der civilisierten Indianer 100,000, halbcivilisierten Indianer 135,000, wilden Indianer 81,000, zusammen 316,000.

stimmt. Die Regierung hat eine Menge von Beamten, sogenannten Indianer-Agenten angestellt, welche die Unterstützung an Kleidungsstoffen und Nahrungsmitteln, Geräten und Waffen, die ihnen zur Entschädigung laut Vertrag zugesichert sind, verteilen. Aber das Geld und die Naturalien, welche zu den Indianern wandern sollen, werden oft unterschlagen, um in die Taschen der Agenten zu wandern. So wurden z. B. einem Stamm im Oregon-Gebiet anstatt des ihm zu übergebenden Geldes und der wollenen Decken 40 Dutzend Paar elastischer Strumpfbänder zugestellt, obschon keiner dieses Stammes zuvor ein Paar Strümpfe gesehen hatte! Daß die Rothäute, wenn sie hinter die von den Beamten verübten Schliche kommen, auch gegen die amerikanische Regierung erbittert werden, ist erklärlich.

Übrigens hält auch der Indianer Verträge oder gegebene Versprechen nur so lange, als es ihm angenehm ist; um einen Vorwand des Bruchs ist er nie verlegen. Verläßt er seine Reservationen, so sagt er, es geschähe aus Mangel an Wild, oder die Feldfrucht sei nicht geraten, und er müsse verhungern.

Als Grant seine Präsidentschaft antrat, beschloß er, alle religiösen Genossenschaften des Landes zur Absendung von Missionären zu veranlassen und so die Indianerrassen zu civilisieren und zu christianisieren. Man kam ihm bereitwillig entgegen und gegenwärtig fungieren auf den indianischen Agenturen 73 „Friedenskommissäre", die folgenden Sekten angehören:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Quäker . . . . . | 16 | Kongregationalisten . . . . . | 3 |
| Baptisten . . . . . | 6 | Episcopale . . . . . | 8 |
| Presbyterianer . . . . . | 9 | Unitarier . . . . . | 3 |
| Methodisten . . . . . | 14 | Lutheraner . . . . . | 1 |
| Katholiken . . . . . | 7 | Israeliten . . . . . | 1 |
| Reformierte . . . . . | 5 | | |

Diese vom edelsten Streben beseelten Männer, die von der Regierung keinen Gehalt beziehen, sondern von ihren Missionsanstalten unterhalten werden, haben bis jetzt sich vergeblich bemüht.

Man hoffte auch dadurch den Frieden zu sichern, daß man mehrere der hervorragendsten und einflußreichsten Indianerhäuptlinge zum „Großen Vater" (big father), wie der Indianer den Präsidenten der Vereinigten Staaten nennt, kommen ließ. Man gab sich der Erwartung hin, daß wenn sie mit dem Präsidenten und dem Sekretär des Inneren die Friedenspfeife geraucht hätten und reichlich mit Geschenken entlassen worden wären, sie dann mit dem friedfertigsten Gefühl gegen die „bleichen Brüder" zu ihren Stammesgenossen zurückkehren würden. Im Jahr 1870 und den folgenden fanden sich zu Washington eine Menge solcher Häuptlinge ein; aber die Hoffnung, daß sich im Weißen Hause werde besser mit ihnen verhandeln lassen, als in ihren Wigwams, wurde bitter getäuscht. Für die wertvollen Geschenke, die man ihnen machte, z. B. Flinten, Schießmaterial aller Art, Pferde und Sattelzeug, Tücher und Glasperlen, erwiesen sie sich nicht im mindesten dankbar; sie lebten sich schnell in den irrigen Gedanken ein,

daß solche Geschenke einen ihnen zukommenden Tribut bilden, erblicken darin überhaupt einen Beweis der Schwäche der amerikanischen Regierung. In endlosen Klagen und sehr entschiedener Weise setzen sie den von der Regierung gestellten Anträgen ihre eigenen Forderungen entgegen, die alle darauf hinauslaufen, daß sie wie bisher ihr Jagd- und Nomadenleben fortsetzen wollen, keine Eisenbahnen durch ihr Gebiet dulden, daß sie die Forts*) an ihren Grenzen geräumt wissen wollen, da selbige eine beständige Drohung gegen die Indianer seien; endlich, daß sie so viel Waffen, Munition, Kleidung und Nahrung vom „Großen Vater" erhalten müßten, als sie benötigten.

Ließ sichs etwa einer der heimkehrenden Häuptlinge beikommen, mit Bewunderung von alle dem Merkwürdigen zu erzählen, was er in der Großen Stadt und während seines Besuches beim „Großen Vater" gesehen hatte: so schüttelten ihre Krieger ungläubig die Köpfe und meinten, die Weißen hätten ihm eine schlimme Medizin beigebracht und seine Augen verblendet.

So wird der Krieg zwischen den Rothäuten und Bleichgesichtern fortdauern, und der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein. In diesem Kriege stehen oft Indianer wider Indianer. Weit entfernt, daß die verschiedenen Stämme zusammenhalten, treten einzelne bei Ausbruch des Krieges wohl auf die Seite der Weißen, namentlich werden von letzteren kleinere Abteilungen der halbcivilisierten Indianer als Kundschafter benutzt. Im Kampfe thun es diese an Grausamkeit gegen Verwundete und Gefangene ihren wilden Brüdern noch zuvor und haben sie eine Menge Skalpe (die abgelöste Kopfhaut) erbeutet, so stimmen sie ihren Siegesgesang an, dessen kurz abgebrochene Töne dem Bellen eines Hundes gleichen, und der die rohe tierische Natur des Indianers vollkommen veranschaulicht.

Der Indianer muß in der Civilisation der kaukasischen Rasse entweder aufgehen, oder, wenn er das nicht vermag, untergehen, — und die amerikanische Urbevölkerung wird in wenigen Jahrzehnten von der Erde vertilgt sein, während ihre Reste in dem großen amerikanischen Völkergemisch verschwinden.

*) Militärposten zum Schutz der weißen Ansiedler.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

JUN 2 - 1954

Digitized by Google